

<36607507210017

Allgemeine
Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Allgemeine

Encyklopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Dritte Section

O — Z.

Herausgegeben von

M. H. E. Meier und L. F. Kämtz.

Vierter Theil.



ONOD — ORDINATEN.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1833.



Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Dritte Section

O — Z.

Vierter Theil.

ONOD — ORDINATEN.

Verzeichniss der Tafeln, welche mit dem Vierten Theile der Dritten Section der Allgemeinen Encyklopädie, zu den nachfolgenden Artikeln gehörig, ausgegeben worden sind:

O N O D.

ONOD, ein ungarischer Marktflecken im borschoder Comitat, am Zusammenflusse der kleinen Hernad mit dem Schajo, ein Paar Stunden südöstlich von Mischkolcz unter 47° 50′ 30″ nördl. Breite und 38° 35′ östl. Länge, mit einem der gräfl. Familie Török gehörigen Castelle und einer katholischen und reformirten Kirche. In der Gegend dieses Orts wurde die verderbliche Schlacht zwischen den Ungarn und Mogolen im J. 1241 geliefert, und auf dem Gebiete desselben jene Reichsversammlung der Rakozyaner im J. 1707 gehalten, in welcher Graf Bercsényi den Melchior Rakowski niedersäbelte, und Christoph Okolitschányi hingerichtet wurde. (*Gamauf.*)

ONOFRIO (Crescentio), oder Honufriis, auch Honophrijs, ein italienischer Landschaftsmaler des 17ten Jahrh., geb. zu Rom 1613, gest. zu Florenz 1688. Er war ein Schüler des berühmten Gaspar Poussin, der auch unter dem Namen G. Dughet bekannt ist.

Der Geist seines Lehrers wirkte kräftig auf ihn ein und mit sehr glücklichem Erfolge ahmte er dessen Manier sowol in Composition als im Colorit nach. Die Formen seiner Gebirge sind großartig, die Gruppen und Massen der Bäume wohl verstanden, eine feine Bewegung in ihnen sichtbar, übrigens sind seine Landschaften mit schönen Figuren geziert. Die Art der Compositionen von G. Poussin, oder vielmehr der großartige historische Styl in den Landschaften dieses Meisters wurde damals von mehren Künstlern mit Glück aufgefaßt und gefiel den damaligen Kunstfreunden außerordentlich. Allerdings finden sich in diesem Meister der ital. Schule des 17. Jahrh. und in einigen der französischen und niederländischen Schule mehre Nachahmer dieses Styls, der mehr für das große Historisch-Idealische, als für die treuere Nachahmung der Natur sich ausspricht und noch besondere Anklänge an die Compositionen des Titian, Campagnola, An. Carracci und andrer zurückließ.

Onofrio war zugleich ein sehr guter Kupferätzer oder Radirer und radirte mit vielem Geiste und feiner Nadel eine Folge von 12 Landschaften nach seiner eignen Composition, welche mit Figuren geziert sind, wovon Bartsch im Peintre Graveur Vol. XX. ein Verzeichniß aufführt. Das erste Blatt hat einen Titel: Varii prospectus silvestres in oppido Sancti Viti et in aedibus D. Marchionis Caroli Theodali a Crescentio de Honophrijs coloribus expressi ac etiam aere incisi etc. und mit Zueignung an den Abbatte A. Clappini 1696 *).

Eins dieser Blätter (Nr. 11. nach Bartsch), welches mit sehr netten Figuren staffirt ist, hat große Ähnlichkeit mit dem Geschmacke von Alex. Grimaldi (Sohn des Francesco Grimaldi), welcher ein Schwager des berühmten Kupferstechers Santi Bartoli war; möglich wäre es, daß Letzterer diese Figuren gefertigt hätte, da sie ganz die schöne Zeichnung und die geistige Nadel dieses Meisters verrathen. (*Frenzel.*)

ONOFRIO (Panvinio). Dieser ausgezeichnete Geschichtsforscher ward zu Verona im J. 1529 aus einer vornehmen Familie geboren. Schon früh regte sich in ihm ein unbezwinglicher Drang nach den Wissenschaften, worin ihn Pantagathus unterrichtete, und bereits in seinem zwölften Jahre trat er in den Orden der Augustiner seiner Vaterstadt. Im J. 1553 ward er in Rom Baccalaureus und 1554 Professor der Theologie in Florenz, welche Stelle, als seiner Neigung widerstrebend, er jedoch in demselben Jahre wieder aufgab und auf sein Bitten auch die Erlaubniß erhielt, außerhalb seines Klosters zu leben, um sich ganz seinem Lieblingsstudium, der Geschichtsforschung, widmen zu können. Mit ungestümem Eifer gab er sich nun diesem hin, und in kurzer Zeit schrieb er eine so bedeutende Menge der gelehrtesten Bücher, daß ihm sein Freund Paulus Manutius den Namen Helluo antiquitatis gab. Nachdem er früher vorzüglich die Erforschung römischer Alterthümer betrieben hatte, wandte er sich später auf Anrathen seines Freundes, des Cardinal Cervini, der nachher als Marcellus II. den päpstlichen Stuhl bestieg, zur Aufklärung der Alterthümer und Geschichte der römischen Kirche, und in beiden Fächern lieferte er so Treffliches, daß der schwer zu befriedigende Joseph Scaliger ihn den Vater der Geschichte nannte. So eifriges Studium, das die schönsten Früchte trug, verschaffte ihm zahlreiche Gönner, unter denen, wenigstens dem Range nach, die beiden Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II., der Papst Pius IV. und Philipp II. von Spanien die bedeutendsten sind. Er starb am 15. März 1568 zu Palermo in Folge eines Ärgers, den ihm auf einer Reise nach Sicilien sein Begleiter und Freund,

*) Diese Zueignung ist wahrscheinlich erst nach Onofrio's Tode (gest. 1688.) von dem Kunstverleger Rossi geschehen.

Cardinal Alexander Farnese, verursacht hatte, und wurde in der Kirche seines Ordens zu Rom beerdigt. Nach seinem Tode fand man viele von ihm in Handschrift zurückgelassene Werke, von denen einige später noch herausgegeben worden sind. Eine handschriftliche Sammlung von nahe an 3000 römischen Inschriften soll, vermöge der Smetischen Papiere, eine Hauptgrundlage von Gruters Werk geworden sein. Es folgt das Verzeichniß seiner Schriften, von denen einige auch in neuere Sprachen übersetzt worden sind: De ritu sepeliendi mortuos apud veteres Christianos et eorum coemeteriis. Lovanii. 1572. 8.; De Sibyllis et carminibus Sibyllinis. Venet. 1567. 8.; Fasti et triumphi Romanorum a Romulo usque ad Carolum V. Imperatorem. Venet. 1557. 8. (Dazu ein Anhang; Heidelberg. 1588. fol.); De ludis secularibus et antiquis Romanorum nominibus. Heidelb. 1588. fol.; De republica Romana, Venet. 1558. 8.; De triumpho. Ib. 1573. f.; Descriptio triumphi Romanorum amplissimi ex lapidum monumentis desumpti. Antwerp. 1556.; De ludis Circensibus. Venet. 1600. f. (Dieser Ausgabe ist sein Portrait beigegeben); De antiquitate et viris illustribus Veronae. Patavii. 1648. fol.; Augustiniani Ordinis Chronicon. Romae. 1550.; Epitome Romanorum pontificum et Cardinalium. Venet. 1557.; Chronicon ecclesiasticum a Caesaris tempore ad Maximilianum II. Coloniae. 1568; De comitiis imperii. Argentorati. 1613.; Romanorum principum et eorum, quorum maxima in Italia imperia fuere libri III. Basil. 1558.; De antiquis Christianorum in Urbe basilicis, aedibus et templis. Romae. 1570.; Viginti septem pontificum Romanorum elogia et imagines. Romae. 1568.; De episcopatibus, titulis et diaconiis Cardinalium. Venet. 1567.; Platana de vitis pontificum restitutus. Ib. 1562.; De primatu Petri et apostolicae sedis potestate. Veronae. 1589.; De baptismate paschali. Romae. 1560.; Interpretatio multarum ecclesiasticarum vocum. Lovanii. 1671.; De bibliotheca Pontificis Vaticana. Tarraconae. 1587.; Viginti quatuor Romanorum imperatorum imagines. Romae. 1578. (Vergl. *Nicéron* mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres XVI, 329.; *Moller* de Onuphrio Panvinio. Altd. 1697. 4. u. Chaufepié.) (*Sillig.*)

ONOKOITIS. Unter den absurden Gerüchten, welche über die Religion der Juden überhaupt und insbesondere auch über die Objecte ihrer Anbetung in Circulation waren, gehört nach dem Berichte ihrer eigenen [1]) und fremder Schriftsteller auch das, daß sie dem Bilde [2]) eines Esels göttliche Verehrung erwiesen. Worauf sich das Mährchen gründe, war von jeher ein Problem und ist es im Ganzen noch. Denn die bisher aufgestellten Vermuthungen sind alle zusammen nichts weniger als wahrscheinlich. So wenn Einige glauben, die Geschichte von Simson, Andere mystische Erklärungen der Stellen des A. T., in denen Esel erwähnt werden, hätten diese Beschuldigung veranlaßt [3]); so die vielbeliebte Annahme, es sei eine Verwechslung des von dem Oberpriester Onias zu On in Ägypten eingerichteten jüdischen Cultus mit dem gr. ὄνος, so auch die Meinung [4]), der Ursprung der Fabel liege in den von Antiochus und Pompejus im Tempel gesehenen Cherubimbildern, an denen, weil sie aus verschiedenen Thieren zusammengesetzt waren, auch ein Eselskopf sichtbar gewesen! u. s. w. Eine andere Hypothese werden wir noch unten erwähnen.

Der Vorwurf des Eselsdienstes (ὀνολατρεία) wurde nun, wie den Juden, so auch den neuen Christengemeinden von ihren Gegnern gemacht, welche sich in Verbreitung unzähliger ebenso ungereimter als schändlicher Beschuldigungen dieser Art gefielen. Die erste Erwähnung findet sich bei dem, unter Marc-Aurel lebenden, Apologeten Minucius Felix [5]), in dessen apolog. Dialog: Octavius, wo c. 9. der Heide Octavius sagt: „Ich höre, daß die Christen wie ein Heiligthum den Kopf des häßlichsten Thieres, eines Esels, nach irgend einer albernen Vorstellung verehren, eine Verehrung, die solchen Sitten angemessen und natürlich ist; nach Andern sollen sie die Schamtheile ihres eigenen Vorstehers und Priesters verehren rc." und c. 28. wo ihm erwiedert wird: „von den Dämonen wird ein falsches Gerücht ausgestreut und erhalten; daher kommt das, was du gehört haben willst, daß ein Eselskopf Gegenstand unsrer Verehrung sei. Wer ist so thöricht, so etwas zu verehren, wer noch thörichter, zu glauben, daß man so etwas verehre? Nur ihr (Heiden) weihet sogar mit eurer Epona (die Göttin der Pferde und Esel, deren Bildniß in den Ställen von den Stallknechten verehrt ward) ganze Esel in den Ställen und verzehrt andächtig dergleichen Esel mit der Isis." — Ausführlicher handelt hiervon der nordafrik. Kirchenlehrer Tertullian, in seinem Apologetic. (geschr. um 200) c. 16: ut quidam somniastis, caput asininum esse Deum nostrum, hanc *C. Tacitus* (sane ille mendaciorum loquacissimus) suspicionem ejusmodi inseruit. (Nun das Citat aus Tacitus). Atque ita inde praesumtum, opinor, nos quoque, ut Judaicae religionis propinquos, eidem simulacro initiari. —

1) *Fl. Josephus* L. c. *Apion.* II, 9. χάνθωνος κεφαλὴ χρυσῆ. 2) *Tacitus* hist. L. V. c. 3. 4. S. d. Annot. in der Ed. Bekker. *Plutarch.* Symp. L. IV. 9. 5. Τὸν ὄνον ἀναφήναντα πηγὴν αὐτοῖς ὕδατος τιμῶσιν. Vgl. auch *Diodor. Sicul.* L. XXXIV. (bei dem Patr. *Photius* n. 244. ed. Rothom. 1653 fol. p. 1150.) Ἀντίοχος εἰσῆλθεν εἰς τὸν ἄδυτον τοῦ θεοῦ σηκόν, οὗ νόμιμον εἰσιέναι μόνον τὸν ἱερέα· εὑρὼν δὲ ἐν αὐτῷ λίθινον ἄγαλμα ἀνδρὸς βαθυπώγωνος, καθήμενον ἐπ' ὄνου, μετὰ χεῖρας ἔχον βιβλίον, τοῦτο μὲν ὑπέλαβε Μωυσέως εἶναι. Cfr. *Suidas* s. v. Ἰούδας. et *Petronii* Epigr.: (Judaeus) cilli summas advocat auriculas.

3) Die Meinungen der ältern, eines Fuller (Miscell. II.), Cornel. a Lapide, Tanaq. Faber (epp. 1. 6.), Rivetus, D. Heinsius, S. Bochart (Hierozoic. I. 2, 18.) Jo. Selden u. A. findet man gesammelt bei *Ch. Kortholt*, paganus obtrectator, Kilon. 1698. 4. Vergl. *J. J. Huldrici* gentilis obtrectator. Tig. 1744. 8. S. auch die Anmerk. n. 4. u. 9. 4) *J. D. Michaelis* Comment. de Cherubis (Comment. Soc. Reg. Gotting. T. I.) p. 175 sq. S. auch F. Creuzer's Ableitungsversuch, in dessen Commentatt. Herodoteae. Lips. 1819. 8. T. I. p. 272 sq. Vergl. *P. E. Jablonsky* Pantheon. aegyptiorum. L. V. c. 2. §. 13. p. 73. 5) S. die Annott. in den Ausgaben von Ouzel, Lindner rc. In letzterer ein Excurs. p. 314. de ὀνολατρείᾳ Christ. objecta.

Vos tamen non negabitis et jumenta omnia et totos cantherios cum sua Epona coli a vobis. Hoc forsitan improbamur, quod inter cultores omnium pecudum bestiarumque asinarii tantum sumus. — — Sed nova jam Dei nostri in ista proxime civitate (Einige = Carthago, Andere = Rom) editio publicata est, ex quo quidam frustrandis bestiis mercenarius [6]) noxius picturam proposuit cum ejusmodi inscriptione: DEUS CHRISTIANORUM ONOKOITIS. Is erat auribus asininis, altero pede ungulatus, librum gestans et togatus. Risimus et nomen et formam. Sed illi debuerant adorare statim biforme numen, quia et canino et leonino capite commistos et de capro et de ariete cornutos et a lumbis hircos et a crucibus serpentes et a planta vel tergo alites Deos receperunt.

Was nun das Wort Onokoitis betrifft, so gibt es eine Masse von Varianten und Conjecturen über dasselbe [7]). Einige Ausgaben haben Onochoisitis. Dies emendirte Bapt. Pius und änderte es in ononychites. So liest auch Pamelius in seiner Ausgabe. Junius will nach dem Cod. Vatic. lesen: onocorsites (ἀπὸ τῆς τοῦ ὄνου κόρσης i. e. capitis asinini). Rigaltius in seiner Ausg. liest nach den besten Autoritäten Onochoetes (so auch im L. ad Nat. S. ob.). Er bemerkt: arbitrari liceat, Judaeum nebulonem graecae compositionis vocabulum perperam extulisse, cum intelligi vellet: Onocoiten, ὀνοκοίτην adeoque de Asininae originis prosapia, scelestissimae imposturae mendacio, Christianorum patientiae illuderet, tanquam de canterina quadam admissura prognatorum. Havercamp hat diese gewiß richtige Erklärung des Worts (von ὄνος und κοίτη) nicht nur gebilligt, sondern auch onokoitis in den Text aufgenommen, was durch die, sich ebenfalls findenden, Lesearten onochoites-itis gerechtfertigt erscheint. Andere Conjecturen sind: ononychoeides (von Hasäus) ononychotus (nach dem Vorgange von Heyne, gebilligt von Schulze) [8]) ononychotitis, onooenochottes, onochotasis etc. S. *Kortholt* l. c. — Die bei Neuern sich findende Erkl. von ὀνοκοίτης: „Der in der Eselskrippe liegende" hat einen sehr geringen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich.

Ein ähnliches Mährchen tischt uns auch der bekannte Celsus auf. Origenes in seiner Widerlegungsschrift (c. Cels. VI, c. 30.) sagt, C. spreche von 7 Dämonen, die die Christen verehren. Der Siebente habe Eselsgestalt (*ὄνου ἔχειν πρόσωπον καὶ ὀνομάζεσθαι αὐτὸν Θαφαβαὼθ ἢ Ὀνοήλ*). Origenes will auf dem Diagramma der Ophiten, einer gnostischen Secte, einen so gestalteten Dämon gesehen haben (*ὀνοειδής*, Namens *Ὀνοήλ* oder *Θαρθαραώθ*). Celsus hätte demnach, wie auch sonst, aus Unkunde oder Absicht, das, was einer häretischen Secte eigen war, auf die Christen überhaupt übergetragen.

Von diesen Gerüchten erhielten die Christen den Spottnamen: Asinarii — *ὀνοχοῆται*, libantes asino — asini sacerdotes.

Daß die Beschuldigung des Eselsdienstes [9]) von den Juden auf die Christen übergetragen wurde, ist gerade nicht unwahrscheinlich, jedoch nicht nothwendig. War ja doch die Phantasie muth- und böswilliger Heiden und Juden in Erdichtung dergleichen abgeschmackter, ganz unbegründeter Mährchen unerschöpflich, wie man aus den Apologeten zur Genüge sieht. Der Zeit ihres Ursprungs nach scheint die Sage der Mitte des 2ten Jahrh. anzugehören. Ob sie im Orient oder Occident entstand, ist nicht sicher, da die Zeitgenossen Celsus und Minuc. F. aus verschiedenen Gegenden her sie erwähnen. In Nordafrika scheint dieselbe ihre weitere Ausbildung erhalten zu haben.

Nimmt man die Übertragung von den Juden an, so kann sie aus der frühern Verwechslung der Christen mit den Juden herrühren, oder wie Augusti meint, auch daher, daß die Christen auf die prophetische Weissagung vom Einzuge Christi in Jerusalem, zu dessen Verherrlichung das Palmfest gestiftet ward, ein großes Gewicht legten. Derselbe Gelehrte schenkt auch der ältern Vermuthung seinen Beifall [10]), daß der Ursprung dieser Beschuldigung gegen die Juden [11]) in ihrer Vorstellung von dem Einzuge des Messias auf einem Esel (Zachar. 9, 9.) liege.

Der Kunsthändler J. P. Stephanonius gab zu Venedig 1646 eine alte Gemme heraus, auf der sich ein aufrechtstehender docirender Esel findet, angethan mit einem Pallium, mit aufgehaltenem rechten Vorderfuß. Vor ihm sitzt auf einem Stuhle ein Zuhörer; nebenbei steht ein anderer. Diese Figur deutete der Herausgeber auf

---

6) Cfr. *Tertull.* ad Nation. L. I. c. 11. 14. Nova de Deo nostro fama suggessit. Adeo nuper quidam perditissimus, etiam suae religionis desertor, solo detrimento cutis Judaeus, utique magis post bestiarum morsus, ad quas se locando quotidie toto jam corpore decutit, cum incedit picturam in nos proposuit, sub ista proscriptione: Onochoetes. Is erat auribus canteriorum et in toga, cum libro, altero pede ungulato et credidit vulgus Judaeo. Quid enim aliud genus seminarium est infamiae nostrae? 7) Havercamp, dessen Ausgabe von den Apolog. (Lugd. Batav. 1717. 8.) wir gefolgt sind, sagt: Monstrum hoc varie deformarunt monstra lectionum. Das von Creuzer l. c. p. 269 erwähnte griechische Ungethüm: *ὀνοσκελίς* hat mit unserem On. nichts gemein. 8) *E. A. Schulze* Exerc. philol. fascic. I. Berol. 1755. 8. Exerc. II. de ononychoto Deo Christ. quondam afficto p. 30—74. Er bezieht denselben auf einen, den Samaritanern von den Juden angedichteten, Götzen, den Esel Tharthak (= X!).

9) Schriften über diesen Gegenstand: *Steph. Morinus*, de calumn. gentilium, caput asininum esse Christianorum Deum, in ej. diss. octo. Genev. 1683. 8. *Grapius*, de calumn. ono- et chorolatriae Judaeis et Chr. olim adspersa. Lips. 1696. *Th. Hasaeus* diatr. de onolatr. Jud. et Chr. impacta; acced. B. Ottii de eod. arg. ad. auct. epist. Lips. 1716. *A. G. Walch*, de cultu asinino, im Syntagma literar. Flügge, Gesch. der Theol. Wissensch. Th. I. S. 77. fg. H. G. Tzschirner Gesch. der Apologetik. 1805. 8. Th. I. S. 210 fg. Vergl. auch oben Anm. 5. u. 8. 10) Denkwürdigkeiten aus der christl. Archäolog. B. 2. S. 53. Vgl. B. 11. S. 33. u. B. 12. S. 367. 11) Als Quellen der Beschuldigung gegen die Juden sind auch zu vergleichen die von Epiphanius aufbewahrten Fabeln. (haeres. 26. §. 10. 12.) So die, wahrscheinlich von antijüdischen Gnostikern herrührende, *τὸν Σαβαὼθ ὄνου μορφὴν ἔχειν*, und die aus einem apokryphischen Buche *γέννα Μαρίας* berichtete: „Zacharias, Vater des Joh., habe, als er im Tempel opferte, einen Menschen in Eselsgestalt erblickt, der ihn anredete rc."

den Asinus Apuleji; der Philolog Luc. Holstenius († 1661.) aber gab ihr die Deutung auf den Onokoitis Christ. Deus (cf. *Holsten.* epist. 24. Ed. J. F. Boissonade. Par. 1817. 8. p. 173.). F. Münter hat die Gemme in seinem Buche: primordia eccl. Afric. Hafn. 1829. 4. p. 218. (vgl. p. 167 sq.) gegeben. (*Rheinwald.*)

ONOLASSAT (Onolossich), eine arabische kleine Silbermünze. Wie die دراهم von Abdolmalek gegen Ende des 7ten Jahrh. zu Damaskus nach griechischen Drachmen geprägt wurden; so im 8. Jahrh. der Onolassat nach dem griechischen Obolus. (*G. Rathgeber.*)

Onoltzbach, s. Ansbach 1ste Sect. IV. S. 203 fg.

ONOLZHEIM, ein Pfarrdorf mit einer Hammerschmiede und 640 evang. Einw. im Königr. Würtemberg, im Jaxtkreis und Oberamte Krailsheim. (*Memminger.*)

ONOMAKRITOS aus Athen. Über diesen berüchtigten literarischen Falschmünzer des Alterthums, wie er im Allgemeinen bezeichnet wird von *Plutarch.* d. Pyth. orac. 25. (IX. p. 290.), ist das älteste Zeugniß das des *Herodot* VII, 6. Er nennt ihn *χρησμολόγον τε καὶ διαθέτην χρησμῶν τῶν Μουσαίου*, und erzählt, wie er mit den vertriebenen Pisistratiden nach Susa gekommen und hier von jenen gebraucht worden sei, um den Xerxes zum Kriege gegen Athen zu bewegen. Früher aber, fährt er fort, sei Onomakritos selbst erst von dem Pisistratiden Hipparchos aus Athen verbannt worden, und zwar weil er in die Orakel des Musäos eine eigene Weissagung (über den bevorstehenden Untergang der Lemnos benachbarten Inseln) einzuschwärzen gewagt habe, darüber aber auf der That ertappt worden sei von Lasos, dem Hermionenser (dem Lyriker, der der Lehrer des Pindaros heißt und nach Arion der „Erfinder" des Dithyrambos): während vordem Hipparch sich des Onomakritos selbst vielfältig bedient habe. Beim Xerxes nun sei ihm wieder ein großes Gewicht beigelegt worden, worauf er dem Perserkönige Weissagungen ertheilt habe, aber weislich bloß die glückverheißenden, mit betrüglicher Übergehung aller ungünstigen. — Offenbar zu früh setzen also sein Zeitalter *Clemens Alexandr.* Strom. I. p. 143, 51. Sylb. und *Tatianos* advers. Graec. 54. p. 167. um die funfzigste Olympiade, wenn man diese Zeitbestimmung genau nimmt, ersterer noch dazu mit dem Zusatze: *κατὰ τὴν τῶν Πεισιστρατιδῶν ἀρχήν*, was schon Vossius bemerkte de vet. poet. temp. p. 23. (Amst. 1654.) und Wesseling zu Herodot a. a. O.; vergl. auch *Nitzsch* d. hist. Hom. I. p. 163. und *Lobeck* Aglaopham. p. 331. (b.); um die Zusammenstellung mit Thales oder Thaletas, wovon unten, ganz zu geschweigen. — In der Herodotischen Erzählung liegt nun wenigstens zweierlei: 1) daß Onomakritos die Orakelsprüche, die unter dem Namen des Musäos cursirten, gesammelt und geordnet habe; denn dieser Begriff des *διατιθέναι* und *διαθέτης* ist durch *Lobeck* p. 332 sqq. hinlänglich festgestellt; 2) daß er sich bei diesem Geschäfte einzelne Interpolationen erlaubte. Daß aber Onomakritos 3) auch in weiterer Ausdehnung und auf selbständigere Weise thätig war, und ganze Gedichte — chresmologischen oder andern Inhalts — verfertigte, mag zwar in dem Herodotischen Namen *χρησμολόγος* (ganz falsch verstanden von Böttiger, Kunstmythol. I. S. 108.) nur eine unsichere Gewähr finden; s. über den Begriff des Wortes Nitzsch, S. 163. nach Lobeck, S. 332. 978. f. und Passow zu Musäos S. 36.; abgesehen jedoch von Herodot ist es die vielstimmige Überlieferung des Alterthums. Und zwar spricht sich diese in der wiederholten Annahme aus, daß verschiedene unter dem Namen des Musäos nicht nur, sondern auch des Orpheus verbreitete Dichtungen den Onomakritos geradezu zum Verfasser haben und von ihm jenen Barden der Vorzeit untergeschoben seien. *Οὐ τὰ εἰς Ὀρφέα φερόμενα ποιήματα λέγεται εἶναι* und *καὶ τοὺς μὲν ἀναφερομένους εἰς Μουσαῖον χρησμοὺς Ὀνομακρίτου εἶναι λέγουσι* heißt es bei *Clemens Alex.* Strom. I. p. 143, 50. 144. 2. und in ähnlichen Wendungen wird dem Onomakritos die Autorschaft der „Orphischen" Gedichte beigelegt von *Philoponos* zu *Aristot.* de anima I, 5. p. 5. ed. Ald., *Tatianos* l. c. und in einem Scholion zu *Aristid.* Panath. p. 165. Jebb., womit in Verbindung zu setzen *Sextos Empir.* Pyrrh. hypotyp. III, 4. p. 135. adv. mathem. IX, 5. p. 620., *Eusebios* praep. evang. X, 4. p. 495. Ist gleich hier nicht überall von absichtlichem Betruge die Rede, indem einige die Sache so darstellen, daß alte und echte *δόγματα* des Orpheus selbst den Dichtungen des Onomakritos zu Grunde gelegen hätten und von diesem nur in metrische Form gebracht worden wären: so ist doch dadurch noch lange nicht die Auffassung von G. H. Bode gerechtfertigt, der (Orph. poet. Graec. antiquiss. p. 91. 92.) die sogenannten „Orphischen" Gesänge dergestalt mit den Homerischen parallelisirt, daß er sie Jahrhunderte lang zwar nicht im Munde des Volks leben, aber im Besitz gelehrter Priester bis zur Zeit der Pisistratiden unschriftlich fortgepflanzt werden läßt, bis sie denn jetzt von Pherekydes gesammelt, von Onomakritos nur geordnet und zugleich mit denen des Musäos interpolirt worden seien. — Aber wir sind gar nicht genöthigt, uns mit allgemeinen Angaben über Onomakritos als wirklichem Verfasser orphischer Gedichte zu begnügen. Clemens zwar läßt uns hier im Stich, obwol er in seinem Verzeichnisse orphischer Schriften mehre andre Verfasser im Einzelnen namhaft macht; aber Suidas s. v. *Ὀρφεύς* bezeichnet ausdrücklich 1) die orphischen *Χρησμοί*, Weissagungen, und 2) die *Τελεταί*, Weihelieder, als von Onomakritos herrührend. Wenn in den letztern auch begriffen gewesen sein soll eine Schrift über die Steinschneidekunst, *Ὀνυχοκοντάλιθος* genannt, so hat darin Lobeck S. 377 f. gewiß mit Recht eine Verwechselung vermuthet: ob auch in der Erwähnung der *Χρησμοί* S. 410., muß dahin gestellt bleiben. Auf Spuren der Theilnahme des Onomakritos auch an dem orphischen Gedichte *Φυσικά* ist ebendaselbst aufmerksam gemacht S. 349. 757.; vergl. 386. Ganz übergehen können wir den sogenannten Orpheus Krotoniates des C. Laskaris, als Verfasser von *Ἀργοναυτικά*, *Δεκαετηρία* u. a., da die Vermuthung, daß unter ihm

eben unser Onomakritos versteckt sei, völlig ins Blaue geht: s. Lobeck S. 357 f. Wenden wir uns lieber zu den noch rückständigen Zeugnissen des Pausanias, der des Onomakritos viermal Erwähnung thut. In I, 22, 7. spricht er von einem Gedichte (ἔπη) angeblich des Musäos, welches er selbst vielmehr dem Onomakritos zuschreiben zu müssen glaubt, indem dem Musäos mit Sicherheit nichts als ein für die Lykomeden gemachter Hymnus auf Demeter beigelegt werden könne (den er selbst 4, 1, 6. noch vor Augen hat). Sodann citirt er für mythologische Angaben noch dreimal den Onomakritos, 8, 31, 3. und 9, 35, 5. mit dem Zusatze ἐν ἔπεσιν, 8, 37, 5. ohne alle nähere Bestimmung. Aus diesen Stellen ist nun erstlich die Existenz ganzer onomakriteischer Gedichte zu jener Zeit unzweifelhaft: wobei unentschieden bleibt, ob die zuletzt erwähnten ebenfalls unter des Orpheus und Musäos Namen, oder unter seinem eignen von Onomakritos herausgegeben waren; im ersten Falle hätte Pausanias gleich das Resultat seiner Kritik, die er schon I, 22, 7. angedeutet hatte, in die unumwundene Nennung des Onomakritos gelegt, wie er denn ähnliche Andeutungen auch I, 37, 4. (τὰ καλούμενα Ὀρφικὰ) I, 14, 3. gegeben hatte. Von besonderer Wichtigkeit wegen gemachter Folgerungen ist aber die Stelle des Pausanias im 9ten Buche. Hier wird der Mythos, der die Chariten, mit Namen Euphrosyne, Aglaia, Thaleia, zu Töchtern des Zeus und der Eurynome macht, aus Hesiod angeführt, mit der Bemerkung, damit stimme überein Onomakritos ἐν ἔπεσιν. Eine übereinstimmende Angabe nun fand *Adr. Heringa* Observat. XI. p. 85. in den unter dem Namen orphischer Hymnen auf uns gekommenen metrischen Machwerken, hymn. 59. (60. Herm.): und so galt dies als Beweis, daß in Onomakritos der wahre Verfasser unsrer orphischen Hymnen gefunden sei, und diese Meinung erhielt um so leichter Eingang, als man eine Art Beruhigung fand auf dieser hübschen Mittelstraße zwischen der Annahme echt orphischer Abkunft und den nicht ganz abzuweisenden Spuren viel jüngerer Abfassung. So also Hemsterhuis zu Aristoph. Plut. 701, Blomfield zu Kallimach. S. 56, Böttigers Vasengemälde I, 2. S. 199., und Andere wie Snedorf, Mignot, Hancarville. Vergl. *Ruhnken's* Epist. crit. II. p. 228. Eine Modification jener Meinung ist der Tiedemann'sche Versuch (Griechenlands erste Philosophen. S. 83 ff.), die einzelnen Hymnen an verschiedene Verfasser auszutheilen, von denen einer Onomakritos war. Höchst seltsam ist nun aber jene Argumentation für Identität unsrer orphischen Hymnen mit den von Pausanias erwähnten onomakriteischen Gedichten deshalb, weil auf dem Wege gesunder Kritik aus einer Vergleichung beider Stellen gerade das entgegengesetzte Resultat hervorgeht. Der Name Eurynome nämlich, auf den allein Alles ankömmt, steht gar nicht in dem orphischen Hymnus, sondern Eunomia: damit ist man aber bald fertig gewesen, und corrigirte ihn eben hinein. Oder auch, meinte Tiedemann. S. 82., lasse Hesiodos und Pausanias sich aus Onomakritos corrigiren. Indem durch eigene Willkürlichkeit jene ganze Identitätslehre ohne Weiteres über den Haufen fällt, mag ein anderer Gegenbeweis Lobecks zweifelhaft bleiben: genug, daß durch seine eindringliche Würdigung eine byzantinische Abfassungszeit unserer Hymnen außer Zweifel ist, eine Zeit, worauf unwidersprechlich hinweisen Wortbildung, Dialekt, die gänzliche Kenntnißlosigkeit griechischer Philosophen, Grammatiker, Mythologen, Antiquare in Betreff jener Denkmale, die doch des Seltenen, Eigenthümlichen und Abnormen so viel bieten, ihre Unbrauchbarkeit zu Zwecken des Cultus vermöge ihrer innern und äußern Beschaffenheit, die eines Zeitgenossen und Landsmanns der Pisistratiden ganz unwürdige, bis zum Erstaunen forcirte poetische Geschmacklosigkeit, endlich die thatsächlich spätere Entstehung gewisser mythologischer Vorstellungen. Zweifelhaft, wie angedeutet, mag es bleiben, ob nicht doch Pausanias alte echte Hymnen des Orpheus habe unterscheiden können von nachgemachten orphischen des Onomakritos? s. Lobeck S. 400. Alte von ihm für echt gehaltene Hymnen des Orpheus hatte Pausanias selber gelesen und vergleicht sie mit den Homerischen 9, 30, 5. 27, 2.: in Beziehung worauf eben Lobeck geltend macht, daß derselbe Pausanias jene Chariten-Genealogie ausdrücklich aus Gedichten des Onomakritos anführe, folglich bei diesen nicht habe können an Hymnen denken. — Es ist noch die Frage übrig, in welchem Verhältniß die onomakriteische Mythenbehandlung zu der in dem orphisch-dionysischen Cultus recipirten Sagengestalt stand. Mit dem letztern wird aber Onomakritos in ausdrückliche Verbindung gesetzt von Pausanias 8, 37, 5. als συνθέτης dionysischer Orgien: worüber Lobeck S. 692 ff. Namentlich ist es aber die dort von Pausanias erwähnte Sage von der Zerreißung des Dionysos (Zagreus) durch die Titanen, welche dem Onomakritos ihre Gestaltung verdankt, während für eine ältere Existenz derselben außer Vermuthungen nichts beizubringen ist: sodaß demzufolge der Antheil, den Onomakritos an wesentlicher Umgestaltung und Erweiterung des überlieferten orphischen Mythenkreises und dionysischen Cultus hatte, ein bedeutender und ausgedehnter gewesen ist. Jene Vermuthungen hat gegen Lobeck auszuführen versucht K. O. Müller, Prolegom. z. Mythol. S. 390. und ihm folgend Hoeck Kret. III. S. 183 ff. — Zu dem oben besprochenen Interpolationsversuche des Onomakritos bei den Orakeln des Musäos stimmt es nun recht wohl, daß in einem Scholion zur Odyssee (zuerst mitgetheilt von Porson zu Eurip. Orest. 5.) ein Homerischer Vers, Od. XI, 604., als unecht und vom Onomakritos eingeschoben bezeichnet wird: denn an einen andern als den hiesigen läßt sich mit Porson doch kaum denken. Daß aus dieser vereinzelten Interpolation noch nicht auf eine vollständige Recension der Homerischen Gesänge zu schließen sei (Lobeck S. 633.), ist mit Recht bemerkt von *Nitzsch* Hist. Hom. p. 164. — Eine räthselhafte Notiz über Onomakritos findet sich noch bei Aristoteles, oder von wem Cap. 12. im 2ten Buche der Politik herrühren mag. Nach Einiger Meinung, die aber dort im Allgemeinen verworfen wird, soll Onomakritos, aber Lokrer genannt und zugleich berühmter Gesetzgeber, auf Kreta Gymnastik

getrieben haben, als er in Ausübung der Mantik reiste; zugleich heißt er dort der Genosse des Thales oder Thaletas *). Ansprechend ist die Herleitung dieser (übrigens schlecht genug verbürgten) Sage aus der Aufnahme, welche dionysischer Cultus nach der durch Onomakritos namentlich durch den Zagreusmythus bewirkten Umgestaltung, auf Kreta fand; siehe die Erörterung von Hoeck Kreta. Bd. III. S. 318 fg. „Die neue Promulgation der kretischen Gesetze durch diesen angeblichen Lokrer gebührt lediglich der Phantasie, Sainte-Croix, législ. de Crète p. 351." Ebendas. S. 46. (*Ritschl.*)

ONOMARCHOS, wurde von dem phokensischen Bundesrathe nach dem Tode des Philomelos, dessen Amtsgenosse er bei seinen Lebzeiten gewesen war, zum obersten Bundesanführer (Strategen) ernannt, wodurch ihm nicht nur die oberste Militair-, sondern auch die höchste Civilgewalt übertragen war. Mit Eifer setzte er den Krieg gegen die Amphiktyonen fort, den man den dritten heiligen oder phokischen Krieg nennt, ob von selbstsüchtigen Absichten geleitet oder in der Meinung, dem Interesse seiner Landsleute zu dienen, ist jetzt nicht mehr leicht zu entscheiden; genug, nachdem er den Bundesrath für seine Absichten gewonnen, warb er eine große Anzahl Miethstruppen, ließ Waffen schmieden, Gold- und Silbergeld schlagen, verschaffte sich viele Verbündete, indem er besonders an die Vorsteher der Städte Geld vertheilte, mit Geld endlich bestach er selbst nicht wenige der Feinde und erkaufte so von den einen, wie z. B. von den Thessalern, Ruhe, von andern sogar Waffengenossenschaft. So ließ er die Phoker, welche sich seinem Vorhaben widersetzten, greifen, hinrichten und ihr Vermögen einziehen, Thronion eroberte er nach einer Belagerung und verkaufte die Einwohner als Sklaven, Amphissa zwang er durch Schrecken seine Hoheit anzuerkennen, die Städte in Doris eroberte er und verwüstete ihr Gebiet, darauf fiel er in Böotien ein, eroberte Orchomenos, belagerte Chäronea, wurde aber von den Thebanern geschlagen und zur Rückkehr nach Phokis gezwungen. Später half er dem Lykophron, Tyrannen von Pherä, gegen die übrigen Thessaler, und da diese sich die Unterstützung Philipps von Makedonien erwirkt hatten, schickte Onomarchos seinen Bruder Phayllos mit 7000 Mann dem Lykophron zu Hülfe; diese wurden von Philipp geschlagen und aus Thessalien geworfen, worauf Onomarchos selbst mit seiner Gesammtmacht erschien, um durch Beförderung des Lykophron sich zum Oberherrn über ganz Thessalien zu machen. Philipp, der sich mit einem thessalisch-makedonischen Heere ihm entgegenstellte, wurde in zweien Schlachten überwunden und, indem auch seine Soldaten allen Muth verloren, in eine so gefährliche Lage versetzt, daß er froh war, sich nach Makedonien zu retten. Darauf wandte sich Onomarch nach Böotien, schlug die Böoter in einer Schlacht und eroberte Koronea. Unterdessen war Philipp von Neuem aus Makedonien aufgebrochen und mit Heeresmacht gegen Lykophron gerückt; auf dessen Bitten erschien wieder Onomarchos mit einem phokischen Heere von 20,000 Mann Fußvolk und 500 Reitern; Philipp aber wußte alle Thessaler zu bewegen, gemeine Sache mit ihm zu machen, und er erschien so mit über 20,000 Mann zu Fuß und 3000 Reitern. In einer großen Schlacht errang Philipp einen entscheidenden Sieg, über 6000 Phoker blieben auf dem Platze, unter ihnen Onomarchos, an 3000 wurden gefangen genommen. Die Leiche des Onomarchos ließ Philipp aufhängen. Diodor XVI, 31 fgg. Über das letzte Schicksal des Onomarch gab es übrigens im Alterthume auch abweichende Berichte; so erzählt Pausanias X, 2, 5., Onomarch sei aus der Schlacht entflohen, bis an das Meer gelangt und hier von seinen eigenen erbitterten Soldaten, die seiner Feigheit und Ungeschicklichkeit den Verlust der Schlacht zuschrieben, niedergestoßen worden; nach Eusebius (Praep. Evang. VIII. p. 392. D.) aber hat sein Pferd ihn, da er die Zügel verloren hatte, bis an das Meer getragen, und hier haben bei eintretender Fluth die Wellen ihn sammt dem Pferde verschüttet. — Daß bei der Plünderung der delphischen Tempelschätze auch die Frauen des Onomarchos, Phayllos und Phalákos sich in den Schmuck der Eriphyle und das Halsband der Helena getheilt und diese Gottesschändung für die Weiber und ihre Männer die schlimmsten Folgen gehabt hätte, berichten Ephorus und Andere (s. Athen. VI, 232, E. *Ephori* Fragm. ed. Meier-Marx. p. 257 sq.). Theopomp endlich erzählte in dem Theile seiner philippischen Geschichte, in welchem er von den geplünderten Schätzen des delphischen Tempels handelte *), daß Onomarchos, der der Knabenliebe fröhnte, dem schönen Sohne des Sikyoner Pythodoros vier goldene Kämme (*στλεγγίδια*), ein Weihgeschenk der Sybariten, geschenkt habe. (*Meier.*)

ONOMASTICON (*Ὀνομαστικόν*, sc. *βιβλίον*). Man versteht darunter eine Schrift, welche die Kunst, die Dinge zu benennen, oder ihnen die angemessenen Namen zu geben, lehrt, wovon der Name Onomatikon (*Ὀνοματικόν*), unter welchem Titel z. B. Herodian eine Schrift verfaßt hat, sehr wohl zu unterscheiden ist. Denn in Schriften dieses Titels wurde von Namen überhaupt, ihrer Beschaffenheit, Declination und Orthographie gehandelt. Es gehören die Onomastika, wie die Lexika und Glossen zu dem exegetischen Theile der Grammatik, unterscheiden sich aber von beiden dadurch, daß jene die alphabetische, das Onomastikon aber eine sachliche Ordnung befolgt, und wenn die Glossen allein auf Erklärung veralteter, oder sonst dunkler und schwieriger Wörter und Formeln ausgehen, nehmen die Onomastika dieserlei Bezeichnungen nur als etwas Accessorisches auf. Bei den Onomasticis ist die Synonymik eine Hauptsache; welcherlei Dialekt, welcherlei Schriftstellergattung, welchem Zeitalter dieser Ausdruck, und welchem für dieselbe Sache

*) In der Bekkerschen Octavausgabe, die allein zur Hand ist, steht Thales, Lobeck S. 315. und Hoeck nennen den Thaletas, der wahrscheinlich vor Bekker stand, allerdings erklärlicher.

*) Denn so muß man die Bezeichnung des Athenäus XIII, 605 a. *ἐν τῷ περὶ τῶν συληθέντων ἐκ Δελφῶν χρημάτων* erklären; eine besondere Schrift des Theopomp unter diesem Titel hat es gewiß nicht gegeben. Vergl *Pflugk* de Theopompi Chii Vit. et Script. p. 41.

jener angehöre, das ist in den Onomasticis durch Zeugnisse zu belegen. Was die Sachordnung selbst betrifft, so herrscht große Planlosigkeit in der Aufeinanderfolge der Materien, wie aus dem Beispiele des Julius Pollux, des Sophisten aus Naukratis, zu schließen ist. Das Werk, was dieser dem Kaiser Kommodus dedicirte, ist das einzige uns erhaltene Onomastikon; aber im Alterthume hatte man noch andere, z. B., um die sogenannten *ὀνομαστικὰ ἔπη* des Orpheus zu übergehen, von Demokrit (Diogen. Laert.), von Gorgias dem Sophisten (vergl. Pollux, Vorrede zu Bd. IX.) und Andern. (*Meier.*)

ONOMASTUS, Freigelassener des Otho, dem er durch Bestechungen und Versprechungen eine nicht geringe Menge gewann, mit der Galba's Sturz und Otho's Erhebung zum Imperator bewirkt wurde; *Tacitus* Histor. I, 25. 27. *Plutarch* Galb. 24. (*Meier.*)

ONOMATOPÖIE oder ONOMATOPOËSIE (*ὀνοματοποιΐα, ὀνοματοποίησις*), nennen wir das Streben der Sprache, durch Nachahmung von Naturlauten Wörter zu bilden. Es bezeichnet dieses Streben die erste und niedrigste Stufe der Sprache, wo sie in naiver Natürlichkeit sich den ersten sinnlichen, von außen her kommenden Reizen und Anregungen hingibt und fast noch nichts weiter thut, als was sie ihrem Wesen nach vorerst und nothwendig thun muß, daß sie nämlich den vernommenen unarticulirten Naturlauten das ihrem Organismus entsprechende Gegenbild schafft und gegenüberstellt oder jene in articulirter Weise reproducirt. So stehen diese sinnlichen Sprachgebilde ungefähr auf Einer Linie mit den Naturlauten, die dem menschlichen Affecte entfahren d. h. mit den Interjectionen, nur daß diese letztern immerfort in ihrer stetigen und starren Unförmlichkeit verharren, während jene sogleich in die etymologische und grammatische Bewegung der Sprache eintreten und in solcher durch die Reflexion ihre Formen erhalten. Die Producte der Onomatopoesie machen an sich nur den schlechtesten und unbedeutendsten Theil der Sprache aus; sie geben, wenn man sie als noch nicht von der Macht des Geistes bewältigt und durchdrungen denkt, ein rohes, aller Ausbildung noch lediges Material, den form- und farblosen Stoff des organischen Sprachbaues. Doch hat solcher Klingklang, wie taratantara, *βρεκεκεκὲξ κοὰξ κοάξ, τοροτοροτοροτοτολιλιλίξ, ποποπὸ ποποῖ, κικκαβαῦ* u. dgl. für die Sprache, versteht sich, weder Geltung noch Dauer; es liegt solch imitirendes Geschwätz der augenblicklichen Laune eigentlich noch außerhalb der Sprache, und von ihm soll hier weiter nicht die Rede sein.

Wenn gleich es gewiß ist, daß die oben bezeichnete niedere Region der Sprache durch die gesammte sinnliche Wahrnehmung ins Leben getreten, so hat doch der Gehörsinn hierbei einen vorzüglichen Antheil; er mußte schon darum ein hauptsächliches Vehikel zu sprachlichen Bildungen abgeben, weil die Elemente der letztern als Laute mit den gehörten Naturlauten in offenkundiger Analogie stehen. Und so ist es erklärlich, wie man in so vielen Sprachbildungen bei genauer Betrachtung die onomatopoetischen Keime erkennt. Nur haben sich diese Keime bei ihrer weitern Entwickelung häufig dem Laute wie dem Begriffe nach von ihrer ersten Einfachheit und Unmittelbarkeit entfernt, und begreiflich um so mehr, je weiter jene Entwickelung in dieser oder jener Sprache gediehen ist. Die Wege, auf denen sich das Onomatopoetische der Sprache verschleiert und verwischt, sind mannichfaltig und bedingt durch die organische Entfaltung der Sprache. Um hier nur auf einige dieser Wege hinzudeuten, so findet das Onomatopoetische, das durch den Reiz des Gehörsinnes hervorgerufen worden, sehr leicht eine Übertragung auf das Analogon der übrigen Sinne, wie wenn hell (vgl. hallen, gellen, הלל u. s. w.) zunächst vom Tone gesagt worden, es sich ebenso gut auf das Entsprechende für den Gesichtssinn hinwendet; wenn kratzen eigentlich eine Affection des Gehörs ausdrückt und dann leicht auf die analoge Affection des Geschmacks ausgedehnt wird; ähnlich scharf für das Gehör, das Gefühl, den Geschmack und den Geruch. Viel mannichfaltiger sind aber die Übertragungen und Anwendungen der Onomatopoetica auf Nichtsinnliches und Geistiges, wie das bei dem geringsten Nachdenken über den Fortgang der Sprache von selbst erhellt. Überhaupt ist hier nicht der Ort, in Einzelheiten einzugehen, die sich aus den verschiedenen Sprachen im reichlichsten Maße darbieten. Nur darauf mag noch hingewiesen werden, daß die Onomatopoetica schon von Anfang her nothwendig in großer Mannichfaltigkeit auftreten müssen. Das bringt schon auf der einen Seite das Schwankende und Unbestimmte der unartikulirten Naturlaute mit sich, wodurch verschiedenartige Auffassung derselben veranlaßt wird. Man kann diese abweichende Auffassung selbst da noch bemerken, wo der Naturlaut weniger unbestimmt ist, z. B. bei dem Namen des Kukuk, die Adelung aufzählt im Mithridates Th. I. S. XIII. Auf der andern Seite entspringt jene Mannichfaltigkeit der Onomatopoetica aus der größern oder mindern Volubilität im Gebrauche der Sprachorgane bei verschiedenen Völkerstämmen, wohin z. B. die träge Meidung des R bei Chinesen, Mexikanern und Grönländern gehört. Gar häufig begnügte sich der Mensch mit ungefährer Ähnlichkeit der Naturlaute und huldigte lieber der Bequemlichkeit der Organe; anderswo strebte er nach genauerer Bezeichnung und bildete selbst Unterschiede aus nach Stärke und Schwäche und sonstige Modificationen. Aber alles dies mußte allmälig wieder schwinden, je mehr die Sprache in das Gebiet des Conventionellen übertrat, wo sich das Bewußtsein jener imitirenden Bezeichnung meist verlieren mußte.

Es ergibt sich aus dem Obigen von selbst, wie wichtig die Aufsuchung des onomatopoetischen Stoffes der Sprachen für das Studium der Etymologie sein muß, was auch viele Sprachforscher erkannt haben, während Andere, wie neuerlich noch K. Ferd. Becker, von ihren vorgefaßten Meinungen über Entstehung der Sprache geblendet, jenes onomatopoetische Element zu sehr in den Hintergrund stellen. Freilich ist die Etymologie, wenn sie nicht auf der Oberfläche und auf halbem Wege stehen bleiben will, ein weites, großentheils zur Zeit noch ungebahntes Feld, auf welchem Mancher leicht irre läuft;

aber eine umfassende Beobachtung und feste Umsicht auf dem Sprachgebiete kann schon jetzt zu den erfreulichsten Resultaten führen. Es sei nur noch bemerkt, daß für die semitischen Sprachen, in denen man seither, blind genug, fast gar nichts von Onomatopöie erkennen wollte, neuerlich in dieser Rücksicht bereits viel Gutes geleistet worden, namentlich von Gesenius in der lateinischen Bearbeitung seines hebräischen Wörterbuchs (Leipz. 1832). (*E. Rödiger.*)

ONONDAGA oder Salzsee, ein Binnensee im Staate Neu-York, welcher etwa 6 englische Meilen lang und eine Meile breit ist und sich in den Senecafluß ergießt. Einige Salzquellen, welche in der Nähe seines Ufers entspringen, haben ihm den Namen gegeben.

Onondaga ist der Name des Flusses, durch welchen der Oneidasee in den Ontario fließt und welcher sich in letztern bei dem Orte Oswego ergießt.

Onondaga, Grafschaft im Staate New-York, welche in Nordwesten vom See Ontario, in Nordosten von Oswego, in Osten von Madison, in Süden von Cortlard und in Westen von Cayuga begrenzt wird. Der Boden der Grafschaft, welcher von kleinen Flüssen und Seen gut bewässert wird, ist größtentheils eben und sehr fruchtbar. Die Volksmenge war 26,000 im Jahre 1810 und 41,500 im Jahre 1820. Hauptort der Grafschaft ist Onondaga.

Onondagoes hießen die zum Stamme der Irokesen gehörigen Indianer, welche am Onondaga wohnten. S. Irokesen. (*L. F. Kämtz.*)

ONONIS. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Leguminosen (Gruppe der Genisteen) und der letzten Ordnung der 17ten Linnéschen Classe. Der Name findet sich zuerst bei Theophrast (*ὄνωνις* hist. pl. 6, 5.) auch bei Dioskorides (*ἄνωνις, οἱ δὲ ὀνωνίδα καλοῦσι* mat. med. III, c. 18., welches Capitel *Plinius* hist. nat. 27. c. 12. fast wörtlich übersetzt). — Char. Der Kelch fast glockenförmig, fünftheilig, mit linienförmigen, gleichen Fetzen; der Wimpel der Schmetterlingscorolle gestreift, der Kiel spitz; die Staubfäden in einem Bündel; die wenigsamige Hülsenfrucht ist aufgeschwollen, ungestielt. Die bekannten 77 Arten, Sträucher oder Kräuter, oft mit Dornen bewaffnet, wachsen fast alle im südlichen Europa, im nördlichen und südlichen Afrika, nur eine (O. persica *N. L. Burm.*) ist Persien eigenthümlich und zwei kommen auch im nördlichen Europa vor. Die Wurzeln mehrer Arten (Rad. Ononidis) sind officinell: sie führen gelinde ab und wirken diuretisch. Die beiden Arten, welche sich auch im nördlichen Teutschland finden, sind: 1) O. spinosa *L.* (Fl. dan. t. 783; teutsch: Hauhechel), ein zottig-klebriges, dorniges Staudengewächs mit gedreiten, oder einfachen, ablangen, stumpfen, an der Spitze gesägten Blättern und meist einzelnstehenden Blüthen. Kommt an Wegen und auf Angern häufig in ganz Europa vor und verliert durch Einfluß des Standortes bisweilen die Dornen und die Klebrigkeit; solche Abarten sind: O. repens *L.*, procurrens *Wallr.*, arvensis *Huds.* und hircina *Hoffm.* Von ihr unterscheidet sich die im südlichen Europa vorkommende Ononis der Alten, O. antiquorum *L.* nur durch Mangel der Behaarung und des klebrigen Überzugs und durch lanzettförmige, mehr gesägte Blätter. 2) O. hircina *Jacqu.* (Vindob. t. 93., O. spinosa et mitis *L.*, O. foetens *Allion.* ped. t. 41. f. 1., O. arvensis *Retz.*, altissima *Lam.*), ein zottig-klebriges, unbewehrtes Staudengewächs mit gedreiten, oder einfachen, ablang-lanzettförmigen, zugespitzten Blättern und meist zu zwei beisammenstehenden Blüthen. Wächst an Waldsäumen und auf grasigen Triften, aber seltener als O. spinosa, von der sie außer in den angegebenen Merkmalen sich auch durch einen starken Bocksgeruch unterscheidet. (*A. Sprengel.*)

ONONIS, Arvensis s. spinosa *L.* Hauhechel, eine perennirende Pflanze bei uns an Wegen und auf wüsten Stellen.

Ihre grünen Blätter enthalten in 100 Theilen, nach Sprengel in Göttingen, 70 Wasser, 9 durchkochendes Wasser, 13,100 durch Ätzlauge auszuziehende Theile, 1,100 Wachs, Harz und Chlorophyll, 4,800 Pflanzenfaser. Ihre nährenden Bestandtheile betragen hiernach 24 Procent.

Die runde, daumensdicke, 1—2 Fuß lange, sehr zähe, außen dunkelbraune, innen weißliche, holzige, geruchlose, schleimig-süßlich, hinterdrein scharf schmeckende Wurzel, innerlich als Arznei angewandt, befeuert die Thätigkeit der Harnorgane, und kann deshalb bei Wassersuchten, bei Nieren- und Harnblasengries und Steinen, überhaupt bei Schwäche der Harnwerkzeuge mit Nutzen angerathen werden, entweder für sich allein (3 Unzen mit 1½ Pfund Wasser bis auf 1 Pfund eingekocht), davon alle 2—3 Stunden 1—2 Unzen, oder mit Wachholderholz u. a. ähnlichen Mitteln zum gewöhnlichen Getränk. — Ebenso heilsam ist sie bei Gekrösdrüsenverhärtung, und daher rührender Atrophie der Kinder, sowie bei Sarkokele. Endlich fand sie neuerlich Hartmann auch gegen einen allgemeinen Aussatz mit Askites wirksam.

Von den Schafen wird die Hauhechel, noch jung, ganz gefressen, später aber, wenn sie Stacheln bekommt und holzig wird, verzehren sie nur ihre Blätter. — Vielleicht ist sie ein gutes Mittel bei Schafen, die an der Fäule leiden.

Übrigens geben Zweige und Blätter einen braungelben, mit Alaun trübgrüngelben Absud, der alaunirtes Tuch schwefelgelb, mit Wismuth gebeizte Wolle dunkel, nußbraun, und mit Zinnauflösung glänzend citrongelb färbt. (*Th. Schreger.*)

ONOPORDON. Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Cynareen (Carduinen Cassini's) der natürlichen Familie der Compositae und der ersten Ordnung der neunzehnten Linnéischen Classe. Der Name findet sich nicht bei Theophrast und Dioskorides, aber bei Plinius (Hist. nat. 17. c. 87.). Char. Die Schuppen des gemeinschaftlichen Kelches dornig; der Fruchtboden wabenartiglöcherig und spreublättrig, die Samenkrone borstighaarig mit ringförmiger Basis abfallend; die Samen winklig, in die Länge gestreift, querrunzlig. Von den 11 bekannten Arten, krautartigen Distelgewächsen wächst eine O. Acanthium *L.* durch ganz Europa, eine O. tauri-

cum *Willd.* (O. virens *Cand.*, viscosum *Hortul.*) in Taurien und bei Montpellier, O. macracanthum *Schousboe* (Marocc. p. 198. t. 5.) in Fez und Marokko, O. arabicum *L.* (*Jacqu.* hort. t. 149.) in Arabien und im südlichen Europa. Die übrigen: O. illyricum *L.* (*Jacqu.* hort. t. 148.), elatum *Sibthorp*, graecum *Gouan* (Ill. 64. t. 25.), caulescens *Urville*, acaule *L.* (*Jacqu.* ic. rar. t. 167., O. pyrenaicum *Cand.*), uniflorum *Cavan.* (Ic. I. p. 60. t. 88.) und rotundifolium *Allion.* (Fl. ped. n. 526. t. 38. f. 1., Berardia subacaulis Vill. delph. III. p. 27. t. 22., Arctium lanuginosum *Lam.* ill. t. 664.) sind im südlichen Europa einheimisch. Die einzige Art, welche sich auch in Teutschland findet, O. Acanthium *L.* (Schkuhr Handb. T. 230., Fl. dan. 909., Engl. bot. 977., *ἄκανος Theophr.* hist. 6, 1. 8, 14., *ἀκάνθιον Diosc.* III. c. 16.; teutsch: Krebsdistel) ist ein zweijähriges Kraut mit weißgraufilzigen, an dem ästigen Stengel herablaufenden, buchtig-gezähnten, dornigen Blättern und weit abstehenden Schuppen des weißgrauen gemeinschaftlichen Kelches. Häufig in altem Gemäuer, in den Dörfern, Gärten und an Wegen. Wurzel, Kraut und Samen (Rad., Herb. et Sem. Acanthii *s.* Cardui tomentosi *s.* Spinae albae) waren sonst officinell. Der Saft wurde gegen Krebsgeschwüre empfohlen; die Wurzel in einer Abkochung gegen Gonorrhöe. Die letztere soll im Frühjahre ein angenehmes Essen geben. Die Blattstiele und der Fruchtboden sollen an Wohlgeschmack, jene den Carden, diese den Artischoken gleichen. Aus dem Samen kann ein gutes Öl gewonnen werden. (*A. Sprengel.*)

ONOPORDON Acanthium *L.* (Herba Cardui tomentosi), weiche Wolldistel, gemeine Krebsdistel, eine zweijährige Pflanze an Wegen und auf Steppen. Die officinellen Blätter sind groß, länglichoval, bauchig, mit langen Stacheln am Rande besetzt, mit einem feinen, grünlichgrauen Filz überzogen und von ziemlich bitterm, etwas scharfem Geschmack.

Zerquetscht will man sie, oder ihren Saft bei bösartigen Geschwüren, sogar beim Gesichtskrebse, äußerlich wirksam gefunden haben. Sie machen die Milch gerinnen.

Die Wurzeln speist man in Italien, als Gemüse; die Fruchtböden in Norden, wie Artischoken; die jungen Sprossen, wie Spargeln. — Die Samen geben ein schwer gerinnendes Fettöl, und aus deren Wolle macht man das sogenannte Disteltuch. (*Th. Schreger.*)

ONOPYXOS. Eine von Rafinesque (Florul. ludov. p. 59.) aufgestellte, noch zweifelhafte Gattung aus der Gruppe der Cynareen (Carduinen Cassini's) der natürlichen Familie der Compositae und aus der ersten Ordnung der neunzehnten Linnéischen Classe. Char. Die Schuppen des gemeinschaftlichen, mit einer Hülle versehenen Kelches sind dornig; der Fruchtboden fleischig und behaart; die Blümchen etwas ungleich; die Centralblümchen tiefer eingeschnitten, als die des Umfangs; die Narbe einfach; die Samenkrone haarig. Die beiden von Rafinesque gefundenen Arten wachsen als krautartige Distelgewächse in Louisiana. 1) O. intybaceus *Rafin.* mit hohem, ästigem, gefurchtem Stengel, halbgefiederten, dornigen, auf beiden Flächen unbehaarten Blättern, einzeln stehenden Blüthen und zurückgeschlagenen Schuppen des gemeinschaftlichen Kelches. 2) O. sericeus *Rafin.* mit ästigem, gestreiftem Stengel, halbgefiederten, unten seidenhaarigen Blättern, deren Fetzen ablang und an der Spitze dornig sind, mit einzeln stehenden Blüthen und aufrechten Schuppen des gemeinschaftlichen Kelches. — Onopyxos bei den Alten (*ὀνόπυξος Theophr.* hist. 6, 10., Onopyxos *Plin.* hist. 21, 56.) scheint eine Art Onopordon zu sein. (*A. Sprengel.*)

ONORE, eine Stadt in Nordcanara unter 14° 16′ N. B. und 93° 6′ L., an einem sehr fischreichen Haff mit mehren kleinen Inseln. Ehedem der Hauptort eines kleinen unabhängigen Staates, kam Onore später unter die Herrschaft der Portugisen, dann an die Holländer, von diesen im J. 1763 an Hyder Ali, und von diesem endlich 1783 an die Briten, welche es noch jetzt besitzen. Die Stadt hat einen guten Ankerplatz in dem Haff und führt besonders viel Pfeffer aus, auch Reis und eingesalzene Fische. S. Hassel's Erdbeschr. v. Ostindien. S. 431. (*E. Rödiger.*)

ONOS, (Animalia) Aristoteles und andere Schriftsteller des Alterthums bezeichneten mit diesem Namen sowol den Esel, als das jetzt Oniscus genannte Thier. (D. *Thon.*)

ONOSANDROS (*Ὀνόσανδρος*) oder wie der Kaiser Leon [1]) ihn schreibt *Ὀνήσανδρος*, ein griechischer Schriftsteller über Kriegswissenschaft. Er war ein platonischer Philosoph und hatte, wie Suidas [2]) berichtet, eine Schrift über Taktik oder Kriegswissenschaft, eine andere über Kriegsstrategeme und Commentare über Platons Republik verfaßt. Letztere sind verloren gegangen. Nur Onosandros Unterricht eines Feldherrn (*Στρατηγικός*) ist auf unsere Zeit gekommen. Das Werk ist mit folgenden Worten dem Quintus Veranius zugeeignet: „Werke, welche die Kriegswissenschaft zum Gegenstand haben, können mit allem Rechte, mein Quintus Veranius, den Römern und insonderheit denjenigen, welche Senatoren geworden und durch die kluge Wahl unsers verehrungswürdigen Kaisers, sowol wegen ihrer tiefen Einsicht und Erfahrenheit in dieser Wissenschaft, als auch wegen des besondern Ruhmes ihrer Vorfahren, zu Consuln und Kriegsbefehlshabern erhoben worden sind. Dieses veranlaßt mich auch, jenen vor allen andern dieses Werk zuzueignen, nicht als wenn ich ihnen unbekannte Regeln lehren wollte, sondern weil sie eine große Kriegserfahrenheit besitzen." Die Familie der Veranier ist theils aus Inschriften, theils aus Erwähnungen der Schriftsteller bekannt. Eine Verania war an Lucius Piso Frugi Licinianus verheirathet. Im 41. Jahre nach Chr. unter Claudius lebte ein Tribun Veranius, vermuthlich der Quintus Veranius Nepos, der im 49. J. n. Chr. Geb.

1) Auch Coray in seiner Ausgabe des Onosandros. 2) *Suid.* P. II. p. 699. *Kust.* *Τακτικὰ περὶ στρατηγημάτων.* cf. *Fabr.* B. Gr. ed. Harl. Vol. IV. p. 356.

Consul war. Diesem Veranius, wie angenommen wird, hat Onosandros seine Schrift zugeeignet. Er sagt in der Zueignung, daß er in einer friedlichen Zeit schreibe. So war die Periode vom J. 49 bis 59 nach Chr. Geb. Veranius folgte dem im J. 58 verstorbenen Didius Gallus als Legatus in Britannien und starb selbst vor Ablauf eines Jahres [3]). In wiefern die platonische Philosophie dem Onosandros bei Abfassung seiner Schrift nicht ganz unnütz war, hat Zur-Lauben gezeigt [4]). So vermied er in dem Unterricht eines Feldherrn den Abweg einer kleinlichen Behandlung. Sein Geist zeigte ihm die größten Pläne und zugleich die leichtesten Mittel, sie auszuführen. Er nahm sich den Xenophon zum Muster; doch entspricht sein Styl auch dem des Plutarch. Sein Werk benutzten die Kaiser Maurikios und Leon, indem sie das, was Onosandros unter Claudius oder Nero in ziemlich gutem Style geschrieben hatte, in dem schlechten Style ihrer Zeit wiedergaben. Maurikios hat den Onosandros in seinen Strategiken niemals genannt. Leon erwähnt ihn ein Mal [5]). Auch erscheint der Name Ὀνήσανδρος in dem Verzeichnisse der von Leon benutzten Schriften, welches dem ehemals Busbekischen, jetzt in der kais. Bibliothek zu Wien aufbewahrten Codex der Schrift des Leon vorgesetzt ist.

Betrachten wir jetzt die erhaltene Schrift selbst, so folgt auf die Zueignung an den Quintus Veranius das 1. Cap. von der Erwählung des Feldherrn. Der Inhalt der übrigen ist folgender: 2. Beschr. eines guten Feldh. 3. Kriegsrath des Feldh. 4. Bewegursachen zum Krieg. 5. Gottesdienstliche Reinigung der Armee vor Eröffnung des Feldzugs. 6. Marsch der Armee. 7. Marsch durch enge Wege. 8. Befestigung des Lagers. 9. Öftere Veränderung des Lagers. 10. Nöthige Übung der Soldaten in den Waffen. 11. Verfolgung der Feinde. 12. Essenszeit der Soldaten. 13. Ein General soll auch im Unglücke guten Muthes sein. 14. Furcht der Soldaten vor dem Feinde. 15. Mancherlei Schlachtordnungen. 16. Stellung der Reiterei. 17. Stellung der Leichtbewaffneten. 18. Stellung der Leichtbewaffneten an rauhen und bergigen Orten. 19. Von dem leeren Raume zwischen den Linien, zum Zufluchtsorte für die Leichtbewaffneten. 20. Von dem Angriffe der Feinde, wenn man keine Leichtbewaffnete, der Feind hingegen deren sehr viele hat. 21. Der Phalanx muß nicht allzuweit ausgedehnt werden, damit nicht die Feinde desto leichter eindringen können. 22. Man muß immer ein besonderes Corps von auserlesener Mannschaft haben, um die bereits Ermüdeten damit zu verstärken und einen Hinterhalt zu legen. 23. Daß es nützlich sei, während des Treffens allerlei angenehme Nachrichten auszurufen, sollten sie auch in der Wahrheit nicht gegründet sein. 24. Daß man in den Gliedern gute Freunde und Bekannte zusammenstellen solle. 25. Ein Feldherr muß das Zeichen zum Treffen oder zu einer andern Unternehmung nicht selbst geben, sondern durch seine Officiers geben lassen. 26. Daß man außer dem Feldgeschrei noch andere Signale geben müsse. 27. Kein Soldat soll aus dem Gliede treten, weder im Treffen, noch auf dem Rückzuge. 28. Das Kriegsheer soll schöne Waffen führen. 29. Die Soldaten sollen im Angriffe ein Geschrei erheben. 30. Ein Feldherr muß vor dem Treffen seinen ganzen, der feindlichen Schlachtordnung gemäßen Plan entwerfen; er hat also allen Kriegsbedienten ihre Plätze anzuweisen. 31. Wenn der Feind an Reiterei überlegen ist, so müssen enge Orte gewählt werden. 32. Von verwegenen Unternehmungen eines Feldherrn. 33. Kein Feldherr soll in dem Treffen selbst handgemein werden. 34. Belohnungen nach Verdienst. 35. Über Plünderung, Kriegsgefangene, Begräbniß der Gebliebenen und Ersetzung des erlittenen Verlustes. 37. Von der nöthigen Vorsicht in Friedenszeiten. 38. Über die Behandlung eroberter Städte und der Verräther. 39. Über Einnahme der Städte des Nachts und am Tage. 40. Von der Belagerung. 41. Von dem vor die Stadtthore zu stellenden Hinterhalte. 42. Über Furcht, Aufmunterung der Soldaten, Belagerungsmaschinen, Einrichtung der Belagerung, Ruhe des Feldherrn und über andere die Belagerung und Einnahme der Städte betreffende Gegenstände. Wenn eine Stadt durch Hunger zur Übergabe gebracht werden soll, so sind die zu Kriegsdiensten untauglichen Gefangenen wieder zu den Ihrigen zu schicken. Endlich wie sich ein Feldherr nach erhaltenem Siege zu verhalten habe [6]).

Handschriften: Sieben auf der königl. Bibliothek zu Paris, eine in Selincourt's Bibl. (an Diocèse d'Amiens), zwei auf der Ambros. Bibl. zu Mailand, zwei auf der Laur. Medic. [7]), andere zu München [8]), Padua, Turin [9]), Neapel [10]), drei auf der Vatikan. Bibliothek [11]). Handschriften besaßen auch Friedr. Morell und Nagel, Prof. zu Altorf [12]).

Onosandros Schrift erschien zuerst in das Latein. übersetzt von Nicolaus Saguntinus, Rom 1494. Bei Silber [13]). Nic. Saguntinus bediente sich einer guten Handschrift, wiewol die Übersetzung nicht überall gelungen ist. Die Bibliothek zu Gotha besitzt folgenden weder von Fabricius, noch von Harleß erwähnten Abdruck ders. lat. Übers. Onosandri viri Clarissimi ad Q. Veranium de optimo imperatore ejusque officio opus-

3) *Tacit.* Agric. XIV. Ann. 14, 29. 4) Pref. p. 7. 5) *Leon. Imp.* Tactic. cap. 14. §. 112. *Ὀνήσανδρος δὲ καὶ αὐτος στρατηγικὸν συντάξας λόγον.*

6) Es kann nur zum Lobe des Schriftstellers gereichen, wenn Moritz, Graf von Sachsen, eingestand, daß er aus der Lectüre des Onosandros, den er nur aus Vigenere's Übersetzung kannte, großen Nutzen geschöpft habe. *Zur-Lauben* Pref. p. 5. Onosandros ist auch frei von dem Fehler, der dem Rhetor Phormion Hannibals Tadel zuzog. 7) *Bandini* Catal. codic. Gr. bibl. Laur. T. II. Flor. 1768. p. 232. Die jüngere rührt aus der Bibl. der Königin Katharina her. 8) chart. Copie einer alten Handschr. der Vatican. Bibl. 9) Pasini Rivautellae et Bertae Codices manuscr. biblioth. Regii Taurinensis Athenaei. P. I. Taur. 1749. fol. p. 153. Cod. XLIX. chart. aus dem 16. Jahrh. 10) cod. XXX. saec. XIV. 11) membr. aus dem 10. Jahrh. Die zwei ersten Blätter beschädigt. — chart. jung. — chart. aus der pfälz. Bibl.; nicht alt. 12) chart. cod. recentior. 13) *Graz* p. 147. *Seemiller* IV. p. 43. *Panzer*, Annales typogr. Vol. II. Norimb. 1794. p. 512.

culum plane divinum: Venditur parrhisiis e regione collegii Italici in aedibus Ascensianis. Ders. enthält 44 Blätter in 8. Am Ende steht die Jahrzahl 1504. Auch folgenden Abdruck ders. lat. Üb. besitzt die Bibl. zu Gotha: Onosandri Platonici de opt. Imp. ej. off. etc. Basileae 1541. 8. Der Onosandros füllt die ersten 115 Seiten. Dann folgt Rafael Volaterranus, Agapetus Diaconus und Plutarchs Schrift de doctr. princ. Hierauf erschien die franz. Üb. von Jehan Charrier, Paris 1546. fol., die auch den Frontin, Modestus, Älian und Macchiavelli enthält, die ital. von Fabio Cotta (Vened. 1546. 4. und 1548. 4.) die latein. von Joachim Camerarius (Nürnb. 1595. 8.)[14]. Leider war die Handschrift, deren Camerarius sich bediente, schlecht und lückenhaft. Im Jahre 1599 gab Nic. Rigaltius[15]) den Onosandros und zugleich Οὐρβικίου ἐπιτήδευμα griech. mit latein. Üb. und Anm. heraus (Lutet. Par. 1599. 4.). Der Urbikios war aus dem 12. Buche des Strategikos von Maurikios entnommen und Salmasius erkannte in dieser Schrift die Taktika des Kaisers Hadrian. Für den Onosandros benutzte Rigaltius die ältere (membr.) und jüngere mediceische Handschrift, letztere aus der Bibl. der Kön. Katharina, außerdem noch eine andere neuere Handschrift, endlich die Handschrift des Friedr. Morell. Hierauf gab Heinr. Monantholius den Onosandros zugleich mit Aristoteles Mechanicis griech. und latein. und mit seinen Commentaren heraus (Paris 1599. 4.). Rigaltius Ausgabe des Onosandros und Urbikios erschien nochmals ex offic. Commelin. 1600. 4. Hier füllen die mit e. Titel besonders gedr. Noten des Rigaltius zum Onosandros 67 Seiten. Dann folgen Iani Gruteri varii discursus sive prolixiores Commentarii ad aliquot insigniora loca Taciti P. I. in bibl. Comm. 1604. 4. p. 184. und P. II. ib. 1605. p. 194., wiewol diese wegen ihrer späteren Erscheinung in manchen Exemplaren der Ausgabe des Onosandros v. J. 1600 fehlen. In dieser Ausgabe findet man auch M. Aemilii Porti αὐτοσχεδ. observ. griechisch mit Rigaltius lat. Übers. und mit eigenen Anm. oder Abh. gab Joh. a Chokier den Onosandros heraus[16]). Zu Helmstädt 1619. 4. wurde Rigaltius latein. Üb. des Onosandros mit der in das Latein. übers. Schrift des Kaisers Basilius und einer andern des Ferrandus, Diaconus von Karthago, herausgegeben. Die beste Ausgabe des griech. Textes ist die des Nicol. Schwebel, Rector des Gymnasiums zu Nürnberg. (Norimb. 1761. fol.) Der griech. Text ist nach Handschr. und durch Vergleichung der alten Taktiker in Anmerkungen, die unter dem Texte stehen, verbessert. Beigefügt sind Kupfer und Indices. Als ein besonderes Werk ist zugegeben: Le general d'armée, par Onosander. Ouvr. traduit du Grec par M. le Baron de Zur-Lauben. à Paris 1757. fol. p. 57. Endlich gab Coray den Onosandros griechisch und mit Zur-Lauben's franz. Übers. heraus, Paris 1822. 8. Die Ausg. bildet das fünfte der Parerga der Hellen. Bibl. Coray's. Das Werk ist den für ihre Freiheit fechtenden Griechen zugeeignet. Darum steht darin die erste Elegie des Tyrtaios mit einer Übersetzung in franz. Versen. Der griech. Text des Onosandros ist nach einer Handschrift verbessert, die sonst Martin Crusius besaß und Coray von Firmin Didot, der den Druck seiner Ausgabe besorgte, mitgetheilt erhielt[17]).

Nach den oben erwähnten Übersetzungen von Charrier und Cotta erschien die franz. mit Anm. von Blaise de Vigenere (P. 1605. 4.) und die auch Schwebels Ausgabe beigefügte von de Zur-Lauben (P. 1754. fol.), die auch später der Bibliothèque militaire desselben Schriftstellers (1760. 3 vol. 8.) einverleibt wurde. Endlich ist eine franz. Übers. in *Guischardt* Mém. milit. s. l. Grecs et les R. à la Haye. 1754. 4. T. II. p. 49—106. (T. II. à Lyon. 1760. 8. p. 71—139.). Span. Übers. von Jac. Diegon Gratianus (Barcinone 1567. 4.). Merkwürdig ist, daß in der teutschen Übers. des Onexander (so) und Frontin (Mainz 1531. fol.) ein Abschnitt über der Athenienser, Lacedämonier und Macedoner Erfahrenheit im Kriege steht, der weder in den griechischen Ausgaben, noch in irgend einer Übersetzung des Onosandros sich findet[18]). — Vollständige Sammlung aller Kriegsschriftsteller der Griechen, sowol strategischen als taktischen Inhalts. Aus dem Griech. übersetzt und mit Anm. erl. v. Alb. Heinr. Baumgärtner. Frankenth. und Mannh. 1779. 4. Hier steht S. 1—116. Onosanders Unterricht eines Feldherrn; dann folgt S. 1 — 100. Claudius Älian von Schlachtordnungen. Die letzten Seiten enthalten ein taktisches Wörterbuch über den Onosandros und Älianos. Ohne letztern und mit besonderem Titel erschien diese Übersetzung des Onosandros 1786. 4.

Den Onosandros und andere Schriftsteller über Kriegswissenschaft der Griechen, wie den Älian, Athenäus, Apollodor, wollte Salmasius mit Erläuterungen herausgeben. Sein handschriftliches Werk ist auf der königl. Bibliothek zu Paris[19]). Rigaltius wollte noch eine vollständigere und richtigere Ausgabe des Onosan-

14) Cum prooemio ad D. Lassarum Suvendium, et epistola ipsius lectu dignissima. Praeterea (nämlich von S. 116—150) *Francisci Petrarchae*, de officio et virtutibus Imper. 15) Von diesem hat man auch ein Glossarium tacticum. Paris. 1601. 4. 16) 4. ohne Jahrzahl. Unter der Zueignung steht Rom 1610. Wiederholt in *Jo. a Chokier* Thesaurus aphorismorum Politicorum. Onosandri Strategicus cum notis J. a Chokier. Moguntiae 1613. (Vergl. Catalogus libror. bibl. publ. Univ. Lugd. Bat. L. B. 1716. fol. p. 151.) Auctarium aphorism. Francof. 1615. 4. 2 Bände. In dem Thesaurus polit. aphor. Auctore *Jo. Chokier*. Moguntiae 1615. 4., worin auch Libri 3. de republ. bene admin. et reform. und Illustrium Disquisition. polit. liber unus anzutreffen sind, hat der am Ende mit besondern Seitenz. griech. u. lat. gedr. Onosandros 105 Seiten. (notis sive dissert. Jo. a Chokier Ill. additae in extremo opere variantes lectiones ex Codd. diversor. MSS. depromptae). Bald nachher erschien Thesaurus cum auctario. acc. ej. diss. in Onos. strat. sp. diss. milit. Moguntiae 1619. 4.

17) *Schoell* Hist. de la litt. Gr. T. V. P. 1824. p. 265. 18) Sur une traduction allemande d'Onosander in l'Hist. de l'Acad. d. Inscr. T. 36. à P. 1774. p. 164. 19) *Labbeus* Bibl. nova MSS. in 4. p. 181. Nicerons Nachr. v. d. Leb. der. Gel. 2. Th. Halle 1750. S. 428. 452.

dros, als die von ihm erschienene ist, besorgen [20]). Auch Gruterus beabsichtigte den Onosandros und die übrigen taktischen und strategischen Schriftsteller aus pfälzischen Handschriften herauszugeben. Jos. Scaliger [21]) und Js. Vossius [22]) haben ihn in beigeschriebenen Bemerkungen verbessert, welche in der Bibliothek zu Leyden sind und von Schwebel benutzt wurden [23]).

(*G. Rathgeber.*)

ONOSERIS *Willd.* Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Perdicieen (Mutisieen Cassini's) der natürlichen Familie der Compositae und der zweiten Ordnung der neunzehnten Linnéischen Classe. Char. Der gemeinschaftliche Kelch vielblumig, fast halbkugelig, mit pfriemenförmigen, dachziegelförmig über einander liegenden Schuppen, von denen die inneren länger sind, als die äußeren; der Fruchtboden nackt; die Blümchen alle hermaphroditisch (die Strahlenblümchen mit fehlschlagenden Antheren), die meisten zweilippig (die äußere Lippe dreizähnig, die innere mit zwei fadenförmigen, gedrehten Fetzen), die Scheibenblümchen strahlenförmig, das mittlere, meist einzige fünfspaltig; die Antheren an der Basis mit Anhängseln. Die dreizehn bekannten Arten dieser Gattung (von denen aber einige noch zweifelhaft sind) wachsen, mit Ausnahme einer einzigen nepalschen, als Staudengewächse und einjährige, oder perennirende Kräuter, in der heißen und warmen Zone von Südamerika: O. turbacensis *Spr.* (Syst. III. p. 502., O. mexicana *Willd.* sp. pl., Atractylis *L.* fil. suppl., Lycoseris *Cassin.* oeuvr. II. p. 96. 112. — Abb. *Smith* ic. in. t. 66.), O. salicifolia *Kunth* (Humb. nov. gen. IV. p. 9.), O. hyssopifolia *Kunth* (l. c. p. 9. t. 306.), O. acerifolia *Kunth* (l. c. p. 8.), O. montevidensis *Spr.* (l. c., Erigeron diffusus *Poir.*, Diplopappus dioecus *Lessing*), O. purpurata *W.* (Sp. pl., Atractylis purpurea *L.* fil. suppl., Sm. ic. in. t. 65.), O. speciosa *Kunth* (l. c. p. 7. t. 305.), O. stricta *Spr.* (l. c. Trixis stricta *Less.*), O. hieracioides *Kunth* (l. c. p. 7. t. 304.), O. heterophylla *Spr.* (l. c., Trichocline *Less.*), O. nepalensis *Less.* (Linnaea V. p. 338., Chaptalia maxima Don prodr. nep. p. 166.), O. annua *Less.* (l. c. p. 341.), O. integrifolia *Less.* (l. c. p. 343.).

(*A. Sprengel.*)

Onoskelides s. Empusa.

ONOSMA, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Asperifolien und der ersten Ordnung der fünften Linnéischen Classe. Der Name findet sich zuerst bei Dioskorides (ὄνοσμα III. 137. — *Plin.* H. N. XXVII, 86.), wo er eine uns unbekannte Pflanze bezeichnet. Char. Der Kelch fünftheilig; die Corolle röhrig-glockenförmig, mit offenem Rachen; die Staubfäden kürzer oder ebenso lang als die Corolle; die Antheren pfeilförmig, an der Basis durch Läppchen verbunden; die steinharten, eiförmigen Nüßchen sind an der Basis eben, undurchbohrt und im Grunde des Kelches befestigt. Die Arten dieser Gattung (es sind deren über 20 bekannt) wachsen als steifbehaarte Kräuter, selten als Sträucher im Mittel- und Kleinasien, in Palästina, Nordafrika, im südlichen Europa und in Meriko (hier nur eine: O. trinervium *Lehm.*). Die Wurzeln einiger Arten können zum Rothfärben benutzt werden, auch sollen sie sich unter den Alkannawurzeln (von Anchusa tinctoria und Lithospermum tinctorium) unserer Apotheken befinden. Als europäische Arten sind nur sieben zu nennen: O. fruticosum *Labill.* (Dec. III. p. 10. t. 6.) auf Cypern und im nördlichen Persien; O. angustifolium *Lehm.* (Asperif., Abb. Column. ecphr. 183. f. 2.), in Apulien; O. erectum *Sibth.* et *Sm.* (Prodr. I. p. 121., fl. gr. t. 173.) auf Kreta; O. stellulatum *Kit.* (Hung. II. p. 189., O. montanum *Sm.* et *Sibth.* prodr. l. c., tauricum *Marsch. Bieb.*, cinereum *Schreb.*) in Croatien, Griechenland und in der Krimm; O. arenarium *Kit.* (l. c. t. 279.) in Ungarn und am Rhein; O. echioides *L.* (Lam. ill. t. 93., Jacqu. austr. t. 295.) im südlichen Europa; O. tinctorium *Marsch. Bieb.* (Fl. taur. cauc.) in Siebenbürgen und in der Krimm.

(*A. Sprengel.*)

Onosmodium *Michx.* — S. Purshia *Spr.*

ONOSURIS. Diese sehr zweifelhafte Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Onagren und der ersten Ordnung der achten Linnéischen Classe hat Rafinesque (Florul. ludov. p. 96.) gestiftet. Ihr Charakter ist: der mit dem Fruchtknoten verwachsene Kelch hat einen zweitheiligen Saum, dessen zurückgeschlagene Lappen hinfällig sind; vier Corollenblättchen sind an der Basis des Kelchsaumes eingefügt; vier Narben; die Kapsel vierfächerig, vierklappig. Die einzige Art, O. acuminata *Rafin.* mit dickem, hohem, steifbehaartem Stengel, zusammengedrängten, ungestielten, lanzettförmigen, langzugespitzten Blättern und umgekehrt herzförmigen Corollenblättchen, wächst in Louisiana. — Onosuris Chamissonis *Cand.* (Prodr. III. p. 64., Camissonia flava *Link.*) ist nach Schlechtendal (Linnaea V. p. 556.) von Oenothera dentata *Cavan.* (Oen. Chamissonis *Link.*) specifisch nicht verschieden.

(*A. Sprengel.*)

ONOTAURUS, nach der Angabe der ältesten Schriftsteller ein Bastard von einem Pferdehengst mit einer Kuh erzeugt; ein Geschöpf aus der naturhistorischen Fabelzeit.

(D. *Thon.*)

Onpara s. Oolik.

ONS-EN-BRAY, (Louis Léon Pajot, Graf von) wurde im Jahre 1678 zu Paris geboren, wo sein Vater Generaldirector der Posten war. Durch ein Augenübel wurde er verhindert die Schule zu besuchen, als er den rhetorischen Cursus machte; der Privatlehrer, welchen seine Ältern angenommen hatten, war Anhänger des Cartesius, und durch diesen bekam er eine große Vorliebe für die Naturwissenschaften. Nach seiner Herstellung besuchte er Holland; der Umgang mit Huygens, Ruysch, Boer-

20) Hugo Grotius Brief an Gerh. Voß. Epist. 163. p. 62. Amst. 1637. fol. 21) *Jos. Scaligeri* emendationes ad Onosandrum, ex autographo descr., manu, ut creditur, G. Vossii. Catalogus libror. bibl. p. univ. Lugd. Bat. L. B. 1716. fol. p. 182. 22) Der Ausg. des Rigaltius v. J. 1599. Beigeschr. ib. p. 182. 23) s. Schwebels Ausg. praef. p. XI.

have und andern Gelehrten steigerte seine Vorliebe für jene Wissenschaften immer mehr. Im Jahre 1698 folgte er seinem Vater als Generaldirector der Posten; aber mitten unter den vielen Arbeiten, welche mit dieser Stelle verbunden waren, wurde es ihm möglich ein physikalisches Cabinet anzulegen. Auf seinem Landhause zu Berci, wo er sich sehr viel aufhielt, errichtete er ein Laboratorium; der Mechaniker Sebastian Geoffroy und andre ausgezeichnete Männer hielten sich hier einige Jahre auf. Im Jahre 1716 wurde er Ehrenmitglied der Akademie und durch diese Ehrenbezeugung wurde sein Eifer für die Wissenschaften noch mehr erhöht. Er war ein sehr thätiges Mitglied der Commissionen, welche gewöhnlich zur Prüfung neuer mechanischen Erfindungen niedergesetzt wurden. Sein Cabinet, welches er wieder nach Paris gebracht hatte, wurde immer reicher und wenige Reisende verließen Paris, ohne es besucht zu haben. Peter der Große war davon so entzückt, daß er ihm nach der Rückkehr in seine Staaten einige von ihm selbst gedrehte Arbeiten nebst der Drehbank schenkte. In diesem Cabinete, welches damals wol das merkwürdigste in Europa war, befanden sich sehr viele von dem Besitzer angegebene Instrumente, z. B. ein Tactzähler, ein Apparat zur Messung der Stärke des Windes u. s. w. Er starb den 22. Febr. 1753 und vermachte alle seine Sammlungen der Akademie. — In den Abhandlungen der pariser Akademie befinden sich mehre Aufsätze von ihm, so ein Mémoire sur les moyens de remédier aux abus qui se sont glissés dans l'usage de différentes mesures (Année 1739) und Méthode facile pour faire tels carrés magiques que l'on voudra ib. 1750. (Weiß in der Biogr. univ.) *(L. F. Kämtz.)*

Onseri, s. Onsori.

ONSERNONE, Amtskreis des Bezirks Locarno im eidsgenössischen Kanton Tessin. Derselbe besteht aus dem gleichnamigen sehr engen Thale, welches sich zwischen den Thälern Maggia und Centovalli vier Stunden in die Länge am Fuße des Berges Cannarossa erstreckt, und in acht Gemeinden 2493 Einwohner zählt. Acker- und Weinbau ernähren nur einen Theil derselben, viele wandern als Schornsteinfeger u. s. w. in das Ausland, und kehren dann mit ihren Ersparnissen wieder zurück. Die Weiber verfertigen Strohhüte in großer Menge, welche nach Italien verkauft werden, und nicht unbedeutende Summen in das Land bringen. Von Fremden wird das Thal sehr selten besucht. Auch der Strom, welcher durch das Thal fließt, hat den Namen Onsernone. *(Escher.)*

ONSORG, (Hartmann), ein augsburger Bürger und Patricier in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, machte sich durch seine Ränke furchtbar. Die Veranlassung zu seinen Feindseligkeiten gegen die Vaterstadt gab im Jahre 1393 sein ungerechter Rechtshandel wegen einer Geldschuld mit Püttrich von Reichartshausen, da der Augsburger Rath nicht Recht in Unrecht verkehren wollte. Um sich zu rächen, diente Onsorg dem Grafen von Helfenstein gegen die Vaterstadt, und die Folge war seine Vertreibung aus derselben den 12. Aug. Des Herzogs Johann von Baiern Land und Leute griff Hartmann an, weil der Herzog an die Acht sich nicht kehrte, welche jener über den erwähnten Püttrich, des Herzogs Diener, durch Ulrich von Öttingen, den Obrist des Landfriedens in Schwaben, auf dem Landgerichte hatte verhängen lassen. Zwar ward bei dieser Befehdung Hartmann's Sohn Jos (Jodocus) Onsorg von den Leuten des Herzogs gefangen und nach Landsberg gebracht, aber er zeigte sich seines Vaters würdig, indem er gegen Bürgschaft wieder frei gelassen zwar nach München ritt, als wenn er sich stellen wollte, aber ohne Wissen des Hofs die Stadt wieder verließ, und nun seiner Gefängniß ledig zu sein meinte. Jos war des Grafen von Würtemberg Diener, und rastete nie, ihn gegen Augsburg aufzureizen. Dieser Stadt Handel und Verkehr wurde furchtbar gehemmt, als Hartmann einen Achtbrief gegen die Stadt vom schwäbischen Lande nicht zu erhalten wußte, und die Onsorgen ihr alles Kriegsleid, was sie vermochten, anthaten. Endlich waren die Augsburger so glücklich, mit Hülfe des Herzogs Johann von Baiern Hartmann's Schloß Wellenburg zu zerstören, und Jos Onsorg unweit Nördlingen zu fangen. Da mußten, um die Nichtvollziehung des Todesurtheils zu erlangen, sich Hartmann und sein andrer Sohn Stephan Onsorg demüthigen und um Gnade bitten, und erlangten Josens Befreiung nur unter der Bedingung, daß die Onsorgen auf immer die Stadt räumten, Wellenburg nie wieder aufbauten, Schadenersatz leisteten u. s. w. So kehrte das Glück des Friedens wieder im J. 1396. (Burchard Zengg von Memmingen, Augsburger Chronik, bei Öfele, Rer. Boicarum Scriptt. T. I. f. 264—266. Achill. Pirmin. Grassar., Annal. August. apud *Mencken.* T. I. col. 1517—1518. — M. Welser, Chronica der Reichsstadt Augsburg in teutscher Sprache durch Engelbert Werlich, Frankfurt a. M. 1595. 2. Th. S. 138—139.) *(Ferdinand Wachter.)*

ONSORG, ONSARG (Ulrich), (Udalricus Onsorgius), ein Domherr an der alten Capelle zu Regensburg, Pfarrer in Reusing, dessen schriftstellerische Thätigkeit sich vom J. 1440 bis 1457 verfolgen läßt, lebte noch im J. 1485, verfaßte unter andern ein Chronicon Bavariae. Diese theilweise schätzbare Arbeit reicht von den Zeiten des Kaisers Phocas bis zum Jahre 1422, wurde von And. Fel. v. Öfele in Rerum Boicarum Scriptores. Tom. I. f. 356—369. herausgegeben. Außerdem sind von Onsorg's Arbeiten auf uns gekommen Catalogi Pontificum a D. Petro ad Clementem VI. et Imperatorum a Julio Caesare ad Henricum Lucemburgium, aus welchen Öfele a. a. O. f. 370—373 Excerpte gegeben; ferner theologische Schriften 1) Capitula Evangelii sub compendiosis metris. 2) Historia de tribus Regibus, dem Bischofe von Münster Florencius von Weneidawe gewidmet; 3) de passione Domini liber; 4) Registrum Biblicum. Auch hat Onsorg's rüstige Feder die Schriften Anderer vervielfältigt. (Das Nähere s. bei Öfele a. a. O. f. 351—355). *(Ferdinand Wachter.)*

ONSORI (oder Onseri العنصري) El-fadhl Ben

Abi Es'sa'd (السعد), ein persischer Dichter und Jurist. Als letzterer schrieb er den Tractat „der Schlüssel des Ausströmenden über das Erbschaftsrecht" (مفتاح الفائض في علم الفرائض), als erster das Gedicht „der Liebende und die Jungfrau" (وامق وعذرا), ein Titel, den mehre türkische und persische Dichter für ihre Gesänge wählten, wie Fesihi (فصيحي) und Dhumeiri (ضميري?). (*Gustav Flügel.*)

ONSTMETTINGEN, ein Marktflecken im Königr. Würtemberg, im Schwarzwaldkreis und Oberamt Balingen, auf der hohen Alp, mit 1650 evang. Einw. In der Nähe befindet sich eine große Höhle, „das Linkenboldslöchlein" genannt. (*Memminger.*)

ONTARIO, einer der großen zum Gebiete des St. Lorenzstromes gehörigen Binnenseen und der letzte, durch welchen der Strom hervortritt, um seinen Lauf nordöstlich nach dem Meere fortzusetzen. Er liegt zwischen 43° 15′ und 44° N. und 76° 30′ und 80° westlicher Länge von Greenwich. Er hat fast die Gestalt einer Ellipse, indem die größte Ausdehnung von SW. nach NO. gerichtet ist. Er ist gegen 200 englische Meilen lang und seine größte Breite beträgt etwa 55 Meilen. Seine Oberfläche beträgt nach Darby fast 209½ Millionen Quadratfuß, seine mittlere Tiefe fast 500 Fuß, seine Höhe über dem Meere 213 Fuß. Die Grenze zwischen Canada und dem Staate New-York geht durch ihn hindurch. Dieser See, welcher nie ganz zufriert, hat treffliche Fische und es wird auf ihm ein ziemlich lebhafter Verkehr getrieben. Seine wichtigsten Zuflüsse sind der Niagara, welcher ihm die Gewässer des Erie zuführt, der Trent und Chippeway vom Canadischen, der Genessee, Oswego, Chenango und Black. — Durch den in neueren Zeiten angelegten Wellandcanal ist die Schifffahrt zwischen dem Eriesee und Ontario möglich gemacht worden.

Ontario, Grafschaft im Staate New-York, welche in Norden an den Ontariosee, in Osten an Seneca, in Südosten an Tompkins, in Süden an Steuben, in Südwesten an Alleghany und in Westen an Genessee grenzt. Sie wird von dem Grenzflusse Genessee, Canandaigua und einer Menge kleiner Seen und Flüsse bewässert und hat einen ebenen fruchtbaren Boden. Die Zahl der Bewohner betrug 42,000 in 24 Ortschaften im Jahre 1810 und 88,257 in 35 Ortschaften im Jahre 1820. Es waren hier im Jahre 1810: 1903 Weberstühle in Wolle und Leinwand, 37 Gerbereien, 76 Brennereien, 20 Walkmühlen und 22 Krempelmaschinen. Hauptort ist Canandaigua. (*L. F. Kämtz.*)

Onthomera, *Ziegler* (Insecta) s. d. A. Copris.

ONTHOPHAGUS, *Latreille* (Insecta). Eine Käfergattung aus der Section Pentamera, Familie Lamellicornua, Tribus Scarabaeides, aus Copris *Fabricius* gesondert und zwischen Oniticellus und Onitis stehend (*Cuvier* regne animal ed. 2. IV. 536.). Die Fühler haben neun Glieder und enden in einen aus dreiblättrigen Gliedern bestehenden Knopf, der fast so lang als breit ist; die Maxillenpalpen sind viergliedrig, das letzte Glied eiförmig. Die Labialpalpen haben ein sehr kleines Endglied. Das Schildchen fehlt. Der Körper ist kurz, das Brustschild ziemlich stark, mehr breit als lang, entweder halb oder fast kreisförmig, vorn stark ausgerandet oder gefugt; unten ist der Körper abgeplattet. Bei den Männchen ist der Kopf, oft auch das Brustschild gehörnt. — Die Lefze und Mandibeln sind häufig und unter dem Kopfschilde verborgen, die Maxillen endigen in einen großen häutigen Lappen, der breit, gebogen und nach innen gerandet ist. Die Lippe ist sehr klein, und hat zwei sehr behaarte dreigliedrige Palpen, deren erstes und zweites Glied eiförmig sind. Die Flügeldecken sind hinten zugerundet und bedecken den Hinterleib am Ende nicht. Die Flügel sind unter ihnen zusammengefaltet. Die Füße sind kurz, die Hüften der mittleren stehen sehr auseinander, die übrigen sind enger zusammengerückt; die vier hintern Schienbeine nehmen gegen das Ende schnell an Breite und Stärke zu. Die mittlern und hintern Tarsen bestehen aus kegelförmig cylindrischen, schwach abgeplatteten Gliedern, die Klauen sind deutlich.

Diese Käfer haben ganz die Lebensweise, wie die Arten der Gattung Onitis, sie halten sich in thierischen und menschlichen Excrementen auf. Sie sind weit verbreitet und kommen in allen Welttheilen vor, die meisten finden sich jedoch in Europa und Afrika. Man kennt jetzt schon an 100 Arten, von denen mehre Ausländer mit den schönsten Farben prangen. Wegen dieser Anzahl hat man sie in drei Abtheilungen gebracht, von deren jeder wir eine Art als Typus anführen wollen.

1) Der Kopf der Männchen mit zwei Hörnern bewaffnet.

1. O. taurus *Linné* (und der übrigen Autoren. *Panzer* fauna germanica fasc. 12.) Der Stierkäfer, das Stierchen. — Schwarz, grünlichglänzend, die Flügeldecken bräunlich, wenigstens am Rande, die Naht mit Kupferglanz. Das Kopfschild des Männchens ist nach vorn etwas verschmälert, nach hinten hat es zwei zurückliegende, lange, in der Mitte krumm, nach außen gebogene, mit den Spitzen zusammenneigende Hörner, welche in der Größe sehr abändern. Sie verschwinden oft beinahe ganz, sind aber, wenn sie auch ganz klein, doch gebogen. Das Kopfschild des Weibchens hat zwei erhabene Querlinien und das Brustschild ist durch eine schwache kielförmige Erhabenheit getheilt. Bis drittehalb Linien lang. In allerlei Dung im Sommer in Teutschland, Frankreich ꝛc. nicht selten.

2) Der Kopf der Männchen mit einem Horne.

2. O. nuchicornis *Linné* (*Panzer* fauna fasc. 4.). Das Nackenhorn. Schwarz, das Kopfschild wenig aufgeworfen, rundlich. Die Seiten des Halsschildes nach vorn zugerundet. Die Flügeldecken schmutzig blaßgelb, schwarz gefleckt. Das Horn auf dem Kopfe des Männchens ist an der Basis plattenförmig, verschmälert sich nach oben und steigt fast senkrecht in die Höhe. Das Weibchen hat auf dem Kopfe zwei stark erhabene, nahe

aneinander stehende, fast parallele Querlinien, von denen die hintere länger, als die vordere, und auf dem Brustschilde steht vorn in der Mitte eine stumpfe Erhabenheit. Auf dem Brustschilde des Männchens aber stehen neben dem Eindrucke für das Nackenhorn zwei schwache Erhabenheiten, die um so deutlicher sind, je kleiner das Nackenhorn ist. Wenig kleiner als voriger und an denselben Orten zu finden.

3) Der Kopf bei beiden Geschlechtern ungehörnt.

3. O. Schreberi, *Fabricius* (*Panzer* fauna fasc. 28. n. 14.). Schwarz, das Kopfschild nur schwach ausgerandet, mit zwei erhabenen Querlinien, wovon die vordere höher ist. Auf den Flügeldecken zwei rothe Flecken, einen an der Wurzel und einen am Ende. Die hintern Füße sind roth, die Vorderfüße schwarz, mit einem rothen Flecke auf den Schenkeln. Das Männchen mit vier kleinen Höckern auf dem Brustschilde. Im südlichen Teutschland mit vorigen nicht selten. (*D. Thon.*)

ONTHOPHILUS *Leach* (Insecta). Eine Käfergattung aus der Section Pentamera, Familie Clavicornua, Tribus Histeroides (*Latreille* in *Cuvier* regne animal. ed. 2. IV. 294.). Das erste Glied der Fühler ist lang, das zweite cylindrisch, dicht aufsitzend, das dritte verkehrt kegelförmig, das vierte und fünfte kurz, ebenso gestaltet, das sechste und siebente kürzer, fast kugelig, das achte fast linsenförmig, das neunte, zehnte und eilfte bilden einen eiförmigen Kopf. Die untere Brustseite (pectus) reicht nicht unter den Mund und ist vorn gerade. Die Fühler können in eine Höhlung des Brustschildes gelegt werden. — Als Typus der Gattung gilt O. striatus, *Paykull* Monographia Histeridum. taf. 11. f. 1. (*D. Thon.*)

ONTOLOGIE. Die Ontologie ist die Wissenschaft von den einfachen Bestimmungen des Seins, woraus auch ihr Name sich gebildet hat. Diese Bestimmungen haben es nicht mit den besonderen Qualitäten der Natur und des Geistes zu thun, vielmehr sind sie ganz abstract und daher in ihrer reinen Gestalt nur durch das Denken derselben erreichbar. Allein ihre abstracte Form darf nicht so verstanden werden, als wenn sie nur im Denken existirten, weshalb wir sagten, daß sie als reine Bestimmungen des Seins, abgesehen von dessen besonderer Beschaffenheit, nur im Elemente des Denkens existirten. Denn gerade alle ontologischen Bestimmungen existiren an sich in allem Sein, in allen Dingen, in der Welt der Natur sowol als in der des Geistes. Hier erscheinen sie actu als die einfache Grundlage, als das einfache Band alles Existirenden. Die Ontologie enthält nämlich alle Kategorien des Seins, insofern dasselbe in seinem Ansichsein betrachtet wird. Um dies durch ein Beispiel zu erläutern, wollen wir irgend eine ontologische Kategorie, das Zufällige, nehmen, so sehen wir, daß dasselbe als solches, in seinem absoluten Begriffe, nur im Denken da ist, denn den Zufall als solchen kann Niemand als ein Einzelnes aufweisen. Das Einzelne, was als das Zufällige sich ergibt, ist immer entweder der Natur oder dem Geiste in ihrer Erscheinung gehörig und kann nicht als nothwendig abgeleitet werden. Es ist zufällig, daß ich mit mit dieser Feder schreibe; es ist zufällig, daß ich zur Erläuterung einer Kategorie gerade die des Zufälligen wählte. Die Zufälligkeit in ihrem allgemeinen Sinne, unter welche jedes einzelne Zufällige subsumirt werden kann, ist nun nach ihrem stets sich selbst gleichen Begriffe in der Ontologie zu entwickeln. Wie mit dieser, so verhält es sich mit allen ontologischen Bestimmungen; sie sind die einfachsten und allgemeinsten, welche von dem Sein als solchem gefunden werden können und greifen um dieser einfachen Allgemeinheit willen über jedes besondere Dasein über, als in welchem sie ganz reell enthalten sind.

Der Leser wird aus einer kurzen Geschichte der Ontologie am besten mit dem Zwecke dieser Wissenschaft, die man immer als die philosophische Grundwissenschaft, als die philosophia prima, als die Wissenschaft der absolut apriorischen Begriffe angesehen hat, bekannt werden. — Die orientalischen Philosopheme bieten allerdings schon einzelne ontologische Entwickelungen dar, allein ohne die Schärfe und ohne den Umfang, den die Speculation fodert. — Die erste systematische Bildung der Ontologie zeigt jedoch erst die griechische Philosophie und in dieser zuerst die Pythagoräische Schule, aber noch von dem einseitigen Standpunkte der Quantität. Die Jonische Schule vor ihr haftete an der Erkenntniß des Qualitativen, worin sich der quantitative Unterschied des Seins nur unbestimmt regte. Die Qualität ist unmittelbare Bestimmtheit, wie, daß das Gelbe gelb, das Süße süß ist; das Gelbe kann ich nicht weiter bestimmen, insofern ich es als Gelb betrachte. Aber dies Gelbe ist gelber als jenes, dies Süße ist süßer als jenes; beides, jenes wie dieses, ist gelb; in der Qualität als solcher ist daher kein Unterschied, wol aber in der Quantität des Qualitativen. Die Größe zeigt sich als nur im Verhältnisse des Einen zum Andern bestehend und es kann daher eine bestimmte Größe immer nur durch Beziehung auf eine andere bestimmte Größe angegeben werden. Allgemein kann man nur von der Größe, dem Großen, oder dem Quantum, und von der Zahl als dem abstracten Maß der Quanta reden. Dieser Cubus z. B. ist eine Raumgröße; wie groß er aber sei, ist nur durch ein anderes in ihm enthaltenes Quantum zu sagen z. B. durch den Cubikfuß, indem ich das Maß des Cubus als durch so und soviel Cubikfuß gemessen ausspreche. Von dem Fuße kann ich aber auf das Neue ein Maß, z. B. den Zoll, angeben und danach ansagen, daß der Cubus so und soviel Cubikzoll in sich fasse. Es ist diese Relativität etwas Gleichgiltiges, was mit der qualitativen Beschaffenheit des Cubus nichts gemein hat, denn er behält sein Maß, mag er nun aus Blei oder aus Gold oder aus Holz bestehen. Der Unterschied in der Größe ist also nicht die Unterscheidung in besondere Bestimmtheiten, wie bei der Qualität, vielmehr ist er nichts als die Vielheit, d. h. nichts als das Verhalten mehrer Eins, von denen jedes dasselbe ist als das andere und welche darum gegeneinander vollkommen gleichgiltig sind. Dieser Cubus z. B. ist zwei Cubikfuß größer als jener; die zwei Fuß machen den Unterschied aus; an sich aber ist zwischen Fuß und Fuß gar keine Differenz, wie allerdings zwischen dem mehr und weni-

ger Gelben u. s. w. Das Eins nun als Abgrenzung des Seins, welche gegen die innere oder qualitative Beschaffenheit der Sache völlig indifferent ist, muß als das Princip der Zahl anerkannt werden, denn der allgemeine Begriff der Zahl ist das Eins, nichts Anderes. Die weitere Entwickelung des Eins besteht nur in seiner Vervielfachung und deren willkürlichen, zufälligen Theilungen. Eins, Eins; Eins und Eins oder Zwei; Eins und Eins und Eins oder Drei, und so in das Endlose fort. Ein Innehalten dieses Fortganges liegt nicht in der Zahl, denn sie dient wol, daseiende Verhältnisse zu bezeichnen, nicht aber, sich selbst zu begrenzen, eben weil sie der ganz abstracte Gegensatz der Qualität ist, die sich nicht so in die unabsehbare Länge hin fortspinnt, sondern in der Ausdehnung einen Punkt erreicht, wo sie abreißt. Das Gelbe kann nicht immer ein weniger Gelb werden und noch ein weniger; im Gegentheile wird es einmal an seine Grenze kommen, wo es nicht mehr ist, und wo ein Anderes, Roth, Blau u. s. f., auftritt. Aber wenn nun auch die Zahl nur in dem endlosen Wiederholen eines und desselben Eins ihr Wesen hat, so hat sie doch in sich selbst Verhältnisse, welche in die indifferente Zerstreuung der vielen Eins bestimmte Unterschiede bringen und ein System darin erzeugen. Das Eins ist weder gerade noch ungerade oder, wie man dies auch nannte, weder unvollkommen noch vollkommen, weder männlich noch weiblich. Aber die Zwei ist die Verdoppelung des Eins; die Vier der Zwei; die Acht der Vier und so in das Endlose hin. Die Drei dagegen ist das Hinzukommen eines anderen Eins zur Zwei; sie hebt die gerade Zahl in sich auf und ist nur sich gleich. Allein durch die Zwei setzt sie sich ebenfalls in das Endlose fort und es entsteht die Reihe der ungeraden Zahlen, Fünf, Sieben, Neun u. s. w. Beide Reihen, die gerade wie die ungerade, können sich durch Potenzirung ebenfalls in das Endlose forttreiben, Vier, Sechszehn u. s. w. Drei, Neun, Einundachtzig u. s. w. Die Reflexion auf diese Verhältnisse und deren Consequenz brachte die Pythagoräer auf den Begriff des Maßes als der Einheit des Qualitativen mit dem Quantitativen. Sie suchten nun in den Figurationen des Raumes, Punkt, Linie, Dreieck, Quadrat, Kreis, Fläche, Prisma, Cubus, Kugel, Cylinder, Pyramide, Kegel; in der Folge der himmlischen Körper; in den Elementen; in der Seele des Menschen, genug allenthalben die Zahl als die ursprüngliche und einfachste Bestimmung alles Seienden zu erkennen. Diese quantitative Ontologie, welche sich sehr oft, besonders in den cabalistischen Systemen, von Neuem producirt hat, ist also die älteste und leidet nimmer an dem Mangel, daß sie nicht über den Begriff des Maßes hinausgehe.

Die nächste Gestaltung empfing die Ontologie durch die Eleatische Schule. Sie erhob sich auf den Standpunkt des reinen Gedankens, der das Sein nicht mehr, wie die Jonische Schule, als ein natürliches Element, Wasser, Luft, Feuer u. s. f., auch nicht unter dem abstracten Bilde der Zahl vorstellte, sondern das Sein als Sein dachte. Daher entwickelte diese Schule die tiefsten ontologischen Begriffe. Melissos verhielt sich dabei ganz negativ gegen das Endliche; das Sein ist nach ihm ewig; was ist, entsteht daher nicht, sondern ist der Zeit nach immer, dem Raume nach, allenthalben; das Sein an sich ist weder einfach noch zusammengesetzt, weder unsinnlich noch körperlich, vielmehr schrankenlos und untheilbar. Parmenides beschäftigte sich vorzüglich mit dem schwierigen Begriffe des Nichts. Das Sein ist nach ihm das Sein und ist; das Nichtsein aber ist auch nicht. Da nun das Nichtseiende nicht ist, so ist das Sein, weil das Sein allein ist, nothwendig Alles. Indem nun aber das All, was es ist, immer ist und nicht erst wird — denn werdend wäre es nicht das seiende Sein — so ist das Sein ohne Veränderung. Zenon blieb eigentlich hierbei stehen, nur daß er den Begriff des mit sich identischen, vollkommen ruhigen und veränderungslosen Seins in das besondere dialektisch hinabführte und das Nichtsein aller Entgegensetzung, wie der Einheit und Vielheit, des Einfachen und Zusammengesetzten, des Gleichen und Ungleichen, des Theilbaren und Untheilbaren, des Ruhenden und des sich Bewegenden, überhaupt jedes Anderswerden, als Schein oder als nichtseiendes Sein zu beweisen suchte.

Die Eleaten haben wirklich den Begriff des Seins und des Nichtseins entwickelt; sie haben aber das Nichtsein als dem Sein ganz fremd, sie haben es als nichtseiend aufgefaßt und dies ist das Mangelhafte ihrer Ontologie. Herakleitos dagegen faßte das Nichtsein als mit dem Sein identisch auf, so daß das Sein das ihm Entgegengesetzte, das Nichtsein, unmittelbar an sich habe. Der Widerspruch wurde von ihm anerkannt; Ruhe und Bewegung, Gleiches und Ungleiches, Einfaches und Zusammengesetztes u. s. w. existire nicht für sich, sondern nur in und mit dem Anderen seiner selbst. Sprach Melissos seine Ontologie in dem Urtheile aus: das Sein ist weder einfach noch zusammengesetzt u. s. w., so drückte Herakleitos die seinige in dem Urtheil aus: das Sein ist ebensowol einfach, als zusammengesetzt, die Ruhe ist sowol Bewegung als Ruhe, die Bewegung ist sowol Ruhe als Bewegung u. s. f. Diese Einheit der sich widersprechenden Bestimmungen faßte er als das Werden, denn nur Dasjenige wird, was sowol schon ist, als auch noch nicht ist; Sein und Nichtsein sind in dem Werdenden und in dem Akt des Werdens unauflöslich zusammengeschlossen; das Sterben z. B. ist ein Werden des Todes; der Sterbende lebt noch, denn der Tod ist noch nicht geworden; aber er lebt auch nicht mehr, denn er macht eben den Übergang vom Leben zum Tode, ohne den er nicht sterben würde.

So tief nun Herakleitos den Widerspruch als das Wesen des Seins, als die eigene Entzweiung des Seins mit sich und als das Princip aller seiner Veränderung erkannte, so gelang es ihm doch nicht, dies Princip durchzuführen, womit Empedokles, Leukippos, Demokritos sich bemüheten, welche die atomistische Ontologie erschufen, weil sie nicht anders die qualitative und quantitative Bestimmtheit des natürlichen und geistigen Universums zu begreifen wußten, als wenn sie den Gegensatz des Seins und des Nichtseins abstract individualisir-

ten, jenes das Freundliche, Volle und Dicke, dies das Feindliche, Leere und Dünne nannten und ihren Widerspruch in die Existenz zahlloser untheilbarer Theile, der Atome, setzten. Aus diesen Atomen werde nun das Sein beständig zur existirenden Erscheinung, je nachdem so und so beschaffene oder solche und solche Atome und je nachdem sie in dieser oder in jener Ordnung bei ihrer unendlichen Bewegung sich bald zusammenfügten und bald wieder aus einander trennten, wodurch sie das Entstehen und Vergehen der einzelnen Körper, der einzelnen Gefühle, Gedanken u. dgl. m. zu erklären suchten. Auch diese Ontologie hat sich oft wiederholt, am stärksten in der englischen und französischen Philosophie, wo die Atome sogar zu Molecüles herabsanken, d. h. nicht mehr Atome, bloße Materie waren. Ihre weitere Ausbildung erhielt die Ontologie durch die platonische und aristotelische Schule, von denen jene allerdings den Widerspruch des Seins mit sich, die dialektische Auflösung desselben und die Existenz der Idee in der Erscheinung erkannte, aber durch die abstracte Scheidung des Wahren, Schönen und Guten als dem Urbilde von dem Endlichen, als dem auch Lügenhaften, auch Häßlichen, auch Bösen, den sogenannten Übergang des Unendlichen zum Endlichen, des Zeitlosen zum Zeitlichen, des Seins zum Nichtsein, und wie man sonst reden möge, nicht völlig erreichte, sondern das wahrhaft Seiende, *τὸ ὄντως ὄν*, und das nur als Schein Existirende, *τὸ μὴ ὄν*, als Idee und als das, was der Idee nicht gemäß sei, äußerlich von einander hielt. Von Aristoteles dagegen muß man behaupten, daß er die Idee sowol in ihrer ewigen Gleichheit mit sich (*δύναμις*) als auch in dem Fortgang von dieser urbildlichen Identität zur Setzung des Seins als Existenz (*ἐνέργεια*) und in der Einheit beider Seiten als *ἐντελέχεια*, als die in Allem gegenwärtige Wirklichkeit der so sehr in als außer dem Endlichen seienden göttlichen Vernunft erkannte. Seine Metaphysik ist die erste systematische Ontologie, worin er Schritt vor Schritt die ontologischen Kategorien, Sein, Wesen, Ursach, Wirkung, Ding, Eigenschaft, Verhältniß u. s. w. bis zur Kritik der pythagoräischen Zahlenlehre und der platonischen Ideenlehre untersuchte. Die alexandrinischen Philosophen, namentlich Plotinos und Proklos, haben auch sehr viel in der Ontologie gearbeitet, lassen sich aber in ihren Kategorien meist auf Platon und Aristoteles zurückführen.

Die Philosophie des Mittelalters blieb zum größten Theil bei den aristotelischen Definitionen stehen, nur daß sie im Einzelnen oft weiter ausgeführt wurden; es trat aber in die Ontologie dadurch ein andrer Charakter ein, daß die ontologischen Kategorien in der natürlichen Theologie als Prädicate Gottes behandelt wurden, wo die Scholastiker die Begriffe des Seins, Nichtseins, des Daseins, Wesens, der Unveränderlichkeit, Einheit, Einfachheit, Ursach u. s. w. oft mit großem Scharfsinne analysirten. Man sehe darüber W. L. G. Freiherrn von Eberstein: Natürliche Theologie der Scholastiker, Leipzig 1803. 8., wo die Hauptdefinitionen der berühmtesten mittelalterlichen Philosophen kritisch durchgenommen sind.

So konnte sich nach dem Untergange der Scholastik, durch ihre Vorbereitung, in der Philosophie von Cartesius, Spinoza, Leibnitz die ganze Ontologie mit der Theologie auf das Engste verbinden. Diese Philosophen begriffen Gott als die Substanz, d. h. als das Wesen, was unmittelbar durch sich auch das Dasein seines Wesens ist, was also eines anderen Wesens zur Vollkommenheit seiner Existenz nicht bedarf. Wir besitzen daher von ihnen keine besondere Ontologie, vielmehr sind alle ontologischen Bestimmungen bei ihnen mit theologischen auf das Innigste verflochten und, um sie zu entwickeln, müßten wir die Grundzüge ihres ganzen Systems entwickeln. Dies würde uns aber, wie schon zuvor bei Platon und Aristoteles, zu weit führen, weshalb wir auf die besonderen Darstellungen dieser Philosophen und ihrer Systeme verweisen. Von der cartesianischen Philosophie findet man die bei ihm in seinen verschiedenen Schriften vorkommenden ontologischen Grundbestimmungen zusammengestellt bei *H. G. Hotho:* de philosophia Cartesiana. Berolini, 1826. p. 30—32 und 35—37; von der spinozistischen Philosophie bei *K. Rosenkranz:* de Spinozae Philosophia. Halae, 1828. p. 20—27, 44—45; von der leibnitzischen in Leibnitzens compendiarischer Zusammenfassung seiner Monadologie: Principia philosophiae ad Eugenium principem, die in der dutens'schen Sammlung seiner sämmtlichen Werke T. II. wieder abgedruckt ist.

Als eigentliche Schulwissenschaft wurde die Ontologie erst von Christian Wolf in den Cyklus der philosophischen Disciplinen eingeführt und in allen ihren Momenten nach den von ihm aus der leibnitzischen Philosophie entnommenen Grundsätzen, daß das Wahre als mit sich identisch ohne Widerspruch und daß es sich selbst der zureichende Grund des Bestehens sei, auf eine zwar scharfsinnige, im Ganzen aber geistlose Weise behandelt. Dennoch war das Bedürfniß einer methodischen Behandlung der Philosophie damals so groß, daß er unzählige Nachahmer fand und um dieser ausgebreiteten Wirksamkeit willen halten wir es für nöthig, die Folge, in welcher er die ontologischen Begriffe ableitete, kurz anzugeben, weil sie in unzähligen lateinischen und teutschen Compendien wiederholt wurde und bis auf Kant, ja noch weiter hinaus, ihren Einfluß behauptete. In diesem einzigen Schema haben wir das Schema von hunderten. Wolf gab diese Disciplin 1736 unter folgendem Titel heraus: Philosophia prima sive Ontologia, methodo scientifica pertractata, qua omnis cognitionis humanae principia continentur. Francofurti et Lipsiae 4. Hierin handelt er im ersten Theile, de notione Entis in genere et proprietatibus, quae inde consequuntur, Sect. I.: de principiis philosophiae primae 1) de principio contradictionis, 2) de principio rationis sufficientis. Sect. II.: de essentia et existentia Entis: de possibili et impossibili, de determinato et indeterminato, de notione Entis. Sect. III.: de generalibus Entis affectionibus: de identitate et similitudine, de Ente singulari e universali, de Necessario et Contingente, de quantitate, de qualitate,

de ordine, veritate et perfectione. Im zweiten Theile, de speciebus Entium et eorum ad se invicem respectu, Sect. I.: de Ente composito: de essentia Entis compositi, de extensione, continuitate, spatio et tempore, de qualitatibus et magnitudine Entis compositi, de motu. Sect. II.: de Ente simplici: de differentia Entis simplicis et compositi, de modificationibus rerum, praesertim simplicium, de Ente finito et infinito. Sect. III.: de respectu Entium ad se invicem: de dependentia rerum earumque relatione, de causis et de signo. — Wolf war zufrieden, wenn er seinen obersten Grundsätzen Genüge geleistet, wenn er also einen zureichenden Grund aufgefunden und den Widerspruch nicht gerade überwunden, sondern nur ungefähr beseitigt hatte, weil die Identität nach ihm ohne Unterschied in sich, blos A = A war. Seiner Manier, die ontologischen Bestimmungen ohne inneren lebendigen Zusammenhang in ganz äußerlicher Reflexion zu betrachten, haben wir jenen todten Dogmatismus zu verdanken, gegen welchen der Kantische Kriticismus mit so vielem Rechte und mit so großer Gewalt sich erhob. Der Begriff der Idee ging durch jene abstracte Ontologie ganz verloren und der Begriff des Dinges und seiner Eigenschaften setzte sich an seine Stelle, wonach jedwedes als Ding behandelt wurde, nicht blos wirkliche materielle Dinge, wie Steine, Erden u. s. w., sondern auch die Seele, Gott u. s. f. An solche Gegenstände wurden die Kategorien ganz oberflächlich herangebracht und gefragt, ob die Seele einfach oder zusammengesetzt, ob sie vollkommen oder unvollkommen, ob sie existirend oder nicht existirend, ob sie endlich oder unendlich sei und so durch alle ontologischen Begriffe hindurch. Doch dürfen wir hier das Andenken eines Mannes nicht vergessen, der zwar in vielen Stücken dem Wolfischen Dogmatismus und namentlich der mathematischen Demonstrationsmethode huldigte, allein an wirklichem philosophischen Tiefsinn Wolf überlegen war. Dies ist J. H. Lambert, der 1771 zu Riga in zwei Bänden eine Ontologie unter dem Titel: Anlage zur Architectonik oder Theorie des Einfachen und Ersten in der philosophischen und mathematischen Erkenntniß, heraus gab. Eine kurze Angabe vom Inhalte dieses merkwürdigen Buches wird dem Leser zeigen, wie Lambert in der Ordnung der ontologischen Begriffe bei weitem die Wolfische vorhin mitgetheilte übertrifft. Der erste Theil handelt von der allgemeinen Anlage zur Grundlehre und begreift in sich: Erfodernisse einer wissenschaftlichen Grundlehre, einfache Grundbegriffe und Theile der Grundlehre, erste Grundsätze und Foderungen der Grundlehre, Grundsätze und Foderungen der Identität. Der zweite Theil handelt von dem Ideale der Grundlehre und enthält: Das Allgemeine und Besondere, das Veränderliche und Fortdauernde, das Sein und das Nichtsein, das Etwas sein und das Nichts sein, das Nothwendig sein und das Nicht nothwendigsein, das Wahrsein und das Nichtwahrsein, das Vorsein und das Nachsein, das Volle und das Durchgängige. Der dritte Theil, das Reale der Grundlehre, enthält diese Begriffe: Die Kraft, die Verhältnisse, der Zusammenhang, das Bestimmen, das Zusammensetzen, Dinge und Verhältnisse, Ursachen und Wirkungen, Substanzen und Accidenzen, Zeichen und Bedeutung. Der vierte Theil ist fast ganz mathematisch und handelt von der Größe: das Allgemeine der Größe, die Einheit, Dimension, einfache Gestalt der Größe, der Maßstab, das Ausmeßbare, die Gleichartigkeit, das Einförmige, die Schranken, das Zahlengebäude, Vorstellung der Größen durch Figuren, das Endliche und das Unendliche. — Lambert war ein durchaus naiver Mensch und hat auf solche Weise in diesem Werke, wie in seinem Organon, das hier nicht weiter hergehört, die Dialektik der philosophischen Methode, die seit Kant sich gebildet hat, dunkel anticipirt. Der Begriff des Scheines, der Begriff des Bewußtseins und seiner Täuschungen, der Begriff des Nichts überhaupt hat ihn viel beschäftigt, und er versuchte sogar in seinem Organon eine Phänomenologie als eine Lehre vom Scheine, mit dem sich das Bewußtsein betrügt.

Im Innersten aber erschüttert wurde der Wolfische Dogmatismus erst durch den Kantischen Kriticismus, von welchem die Ontologie eine totale Verflüchtigung in das Selbstbewußtsein erfuhr, welche Stellung als das Extrem der vorhin berührten anzusehen ist, wo alle ontologischen Bestimmungen als identisch mit theologischen genommen wurden. Die Kategorien wurden nun zu Functionen des Verstandes. Das Denken, als analytisches, findet nach Kant bei der Reflexion auf sich reine Bestimmungen in sich vor, welche es nicht aus der Erfahrung entnimmt. Aber statt nun dieselben aus dem Bewußtsein auch wirklich abzuleiten, wird Kant inconsequent und greift sie aus der von ihm bestrittenen dogmatischen Philosophie auf als Functionen des Verstandes im Urtheilen, ohne welche ein Urtheil überhaupt unmöglich ist. Diese Bestimmungen des Verstandes sind nun die allgemeinen und nothwendigen Kategorien und zwar 1) der Quantität, die äußerliche Bestimmung der Dinge als Eins, Vieles und Alles oder als Einzelnes, Besonderes und Allgemeines; 2) der Qualität, die Bestimmung der einfachen Bestimmtheit, welche sich positiv oder negativ oder auch beschränkend ausdrückt; 3) der Relation oder die Bestimmung des Verhältnisses, der Beziehung des Einen auf das Andere, wo das Urtheil vom Verhalten der Substantialität, Causalität und der Wechselwirkung oder Gemeinschaft, ein kategorisches, hypothetisches oder disjunctives sein kann; 4) der Modalität, worin sich das Verhältniß des Erkennens zu seinem Gegenstande, der modus cognoscendi bestimmt. Von diesen Kategorien entspricht in der Wirklichkeit die Zahl der Quantität, die Realität der Empfindung der Qualität, die Relation der Zeit. Die Kategorie der Modalität betrifft die Möglichkeit, das Dasein oder die Wirklichkeit der Dinge und endlich die Nothwendigkeit derselben, wonach auch die hier zu fällenden Urtheile als problematische, assertorische und apodiktische sich ergeben. Indem nun Kant ganz auf dem Standpunkt des Bewußtseins stehen blieb und nur hier und dort darüber hinausging, so kann man sich erklären, warum er die Ontologie aufgeben mußte. Zwar besitzen wir von ihm in Vorlesungen über die Metaphy-

sik, welche nach seinem Tode 1821 zu Erfurt von einem Ungenannten, wie es scheint, nach recht treu geschriebenen Heften herausgegeben wurden, einen Abriß der Ontologie S. 20—80., worin er sich, so weit es ihm möglich war, an die wolfische Ontologie hält, allein seine wahren Ansichten darüber findet man doch nur in der Kritik der reinen Vernunft und in den Prolegomenen zu jeder künftigen Metaphysik. In diesen Schriften hält er daran fest, daß der Verstand das Unendliche, das Ding an sich, zu erkennen nicht im Stande sei; dies liege als ein Vernunftgegenstand, als ein Noumenon, jenseits der Sphäre menschlicher Erkenntniß, die nur das der sinnlichen Anschauung zur Wahrnehmung Gebotene, die empirische Erscheinung oder das Phänomenon auffassen und nach den oben genannten Verstandeskategorien ordnen und bearbeiten könne. Kant rechtfertigte sich hierüber durch seine Kritiken des Erkenntnißvermögens; die Jacobische Philosophie sammt all ihren ziemlich gestaltlosen Verzweigungen ersparte sich eine solche Mühe und machte das Resultat der Kantischen Untersuchungen, daß die Vernunft (deren Gegenstand freilich das Unbedingte sei, was sie aber, ohne transcendent zu werden, ohne in Paralogismen zu verfallen, nicht zu wissen vermöge) das Wesen der Dinge nicht zu durchschauen und der Verstand nur das Endliche der Erscheinung, nur die Oberfläche der Dinge, nicht aber ihr Inneres oder das Ding an sich zu erkennen im Stande sei, zu einem bequemen Vorurtheil für die Schwelgerei ihres Gefühles, dessen kraftlose Subjectivität natürlich von aller Ontologie total entfernt war.

Kant aber hatte eben durch die Antinomien, in welche ihn seine Forschung verwickelte, den Anstoß gegeben, den Widerspruch nicht als einen blos subjectiven des erkennenden Bewußtseins, sondern auch als einen objectiven der Dinge selbst zu betrachten und damit der Dialektik die Bedeutung von der Bewegung des Seins in sich durch sich selbst zu vindiciren. Die Lösung der Antinomien und die Versöhnung ihrer widersprechenden Bestimmungen, welche von Schelling mehr vorausgesetzt, als durchgängig bewiesen war, machte sich **Hegel** zum ausführlichen Geschäfte in seiner Logik. Die beiden ersten Theile derselben enthalten die objective Logik oder die Lehre vom Sein und Wesen d. h. eben die Ontologie. Diese gründliche Entwickelung hat die Ontologie wieder hergestellt und bei der einfachsten, sich selbst fortführenden Organisation der Begriffe die Untersuchungen der christlichen Philosophie sowol als der griechischen in Betreff der ontologischen Kategorien nach allen Seiten hin in sich aufgehoben.

Nach Hegel sind die Hauptmomente der Ontologie folgende. Das Sein unterscheidet sich in sich als Qualität, Quantität und Maß. Das Sein, als Sein bestimmt, ist, da nichts weiter von ihm gesagt werden kann, ohne allen Inhalt und um dieser Bestimmungslosigkeit willen ist es zugleich Nichts. Denn Nichts ist, von dem kein Prädicat angegeben werden kann, das eine Bestimmung seines Inhaltes wäre. Hätte es einen solchen, so wäre auch eine Bestimmung möglich. Daher ist das Nichts dem Sein ganz gleich, indem das eine so leer ist als das andere. Aber das Sein und Nichts als Einheit sind, wie wir schon oben bei Herakleitos lernten, weder nur Sein, woran sich die Eleaten hingen, noch ein trockenes Nichts, wie der gemeine Skepticismus die Sache nimmt, sondern das Werden. Das Werden bleibt aber nicht die Bewegung der in ihm zusammengeschlossenen Extreme von Sein und Nichtsein; es geht über in das Dasein und das Werdende eben, nichts Anderes, gelangt durch sein Werden zum Dasein, das in seiner einfachen Bestimmtheit Qualität ist. Das qualitativ bestimmte Dasein ist als ein Daseiendes, Etwas, welches gegen anderes Dasein sich negativ verhält und durch seine qualitative Begrenzung für Anderes seine Realität beweiset. Allein von diesem Anderen kann gerade dasselbe gesagt werden: es ist auch Etwas, es ist auch da als ein durch seine unmittelbare Bestimmtheit Abgeschränktes, es ist auch seine Realität beweisend. So tritt dem Etwas das Etwas, dem Anderen das Andere, dem durch seine Qualität Endlichen das Endliche gegenüber und dieser rein formelle Progreß ist ein Fortgang in das Unendliche, bei welchem nie etwas Anderes, vielmehr im Anderen immer nur Dasselbe herauskommt, weshalb Hegel diesen Progreß den der **schlechten** Unendlichkeit nennt, wie z. B. der oben bei der pythagoräischen Schule berührte Verlauf der Zahl als der schrankenlosen Vervielfältigung des Eins, wo ich bei der Billion gar keinen wesentlich anderen Inhalt vor mir habe, als bei der Zehn. Wird das Andere des Etwas in der That ein Anderes, so geht das Etwas in ein Dasein über, was an sich es selbst ist; denn ohne diese Identität könnte es sich nicht in dasselbe verändern; dann ist es aber in diesem Anderen zugleich für sich. Das Etwas schließt sich dann in sich zusammen und schließt damit, als Eins, Anderes von sich aus. Das Eins aber stößt sich von sich selbst ab, durch welche Repulsion das Eins sich als viele Eins setzt, die umgekehrt auch wieder einander attrahiren und diese Attraction, welche die vielen Eins in sich aufhebt, ist das Werden der Quantität.

An der Quantität ist die qualitative Bestimmtheit gleichgültig. Da nun das Eins sowol als die Einheit der vielen Eins in ihr aufgehoben sind, so tritt dieser Unterschied in ihr als Discretion und Continuität der reinen Größe hervor; und da ferner auch die qualitative Bestimmtheit in der quantitativen enthalten ist, so wird dieselbe als Grenze, als Quantum gesetzt, welches seinen Ausdruck an der Zahl findet, die nun entweder nach dem Moment der Discretion als Anzahl oder nach dem Moment der Continuität als Einheit erscheint. Das Quantum ist in sich vielfach und dies macht seine Extension aus, allein es ist auch in sich bestimmt, da es die Qualität mit in sich enthält und diese Seite ist die seiner Intension. In dieser Einheit des Intensiven und Extensiven ist die Größe der Grad, als das Verhältniß der Quanta zu einander, was nicht mehr nur durch die Qualität allein oder durch die Quantität allein, sondern durch die Beziehung derselben auf einander gebildet wird. Der Ausdruck des Gradunterschiedes, ob ein Quantum inten-

siver als ein anderes u. s. w. findet seinen Ausdruck nur in der Zahl als dem Exponenten dieses Verhältnisses.

Somit ist aber die Aufhebung der Qualität in der Quantität zu einer Wiederherstellung der Qualität geworden; es zeigt sich, daß die Quantität eine innere Verbindung mit der Qualität hat, und daß das Auf- und Absteigen des Mehr und Minder in der quantitativen Differenz nicht ein absolut Gleichgültiges für die Qualität ist. Diese Einheit der einfachen Bestimmtheit mit dem Unterschiede der Größe ist das Maß, welches die Veränderung der Qualität nach den graduellen Differenzen als Regel in sich begreift. Weil nun die Qualität einfach ist, so erzeugt sich hier eine Bestimmung, welche von Neuem zu einem unendlichen Kreislauf führt. Das Maß geht nämlich verloren, indem es über seine qualitative Bestimmtheit durch die Quantität hinausgetrieben wird, und so entsteht das Maßlose. Allein dies durch den Untergang des ersten Maßes entstandene Maßlose ist nur relativ ein solches; es ist nicht schlechthin unmeßbar, weil es nicht mit demselben Maß gemessen werden kann, sondern es selbst bringt sein eigenthümliches Maß für sich mit sich. Treibt sich auch dies wieder über sich hinaus, so wiederholt sich an einer solchen Knotenlinie der Maße nur derselbe Prozeß. Das Anfangs d. h. in Verhältniß zu dem Maß, woraus es herkommt, Maßlose erreicht seine Grenze, wo die quantitative Extension der intensiven Qualität zu einem neuen Maß überspringt, wie dies jede Scala z. B. der Töne, des Wetters u. s. w. veranschaulicht.

Mit dieser Bewegung hebt sich das Sein von selbst in die Bedeutung des Wesens hinüber, denn es gestaltet sich darin als Beziehung auf sich selbst, als Entgegensetzung oder Veränderung der Qualität durch ihre quantitative Natur und als die Auflösung dieser Differenz in dem Maß und seiner durch den angegebenen Prozeß sich beständig herstellenden Indifferenz. Das Wesen hat daher das Sein in sich, aber mit der durchgehenden Bestimmung, daß es zugleich als sein eigener Schein sich setzt. Alle Prädicate des Seins treten deswegen nur in diesem Sinn hier auf. Das Sein wird zur Beziehung des Seins auf sich d. h. zum Wesen überhaupt, das Werden des Seins wird zur Erscheinung, das Dasein zur Wirklichkeit, und in diesen drei verschiedenen Sphären wiederholt sich natürlich die einfache Bestimmtheit der Qualität, die gleichgültige Breite der Quantität und die aus dem Prozeß dieser beiden Momente resultirende Festigkeit des regulirenden Maßes.

Das Wesen entwickelt zuerst die allgemeinen Formen der Reflexion (nicht eines nur subjectiven Denkens, wie man dies Wort gewöhnlich versteht, sondern nach Hegel als objective an sich seiende Beziehung des Seins auf sich): der Identität, des Unterschiedes und Grundes. Die Identität ist keineswegs nur abstracte Gleichheit des Seins mit sich, vielmehr ist sie, als Identität des Seins mit sich, nicht ohne den Unterschied von sich, und der Unterschied ist darum nicht außerhalb ihrer befindlich, sondern in ihr, so daß sie, ohne ihn in sich zu fassen, nicht wahrhafte Identität mit sich sein würde. Der Unterschied aber ist ein doppelter; ganz unmittelbar ist er die Verschiedenheit, bei welcher die Beziehung der Unterschiedenen ihnen selbst ganz äußerlich bleibt, wie, daß dieser Mensch eine rothe Nase, jener ein Säbelbein hat; zweitens ist er nicht blos eine solche Ungleichheit, sondern die Unterschiedenen sind positiv und negativ von einander unterschieden; dann gehören sie unzertrennlich zu einander, dann hat jedes an dem Anderen sein Gegentheil, dann scheint das Eine in das Andere, denn das Positive ist in Bezug auf das Negative selbst ein Negatives, wie das Negative in Bezug auf das Positive selbst ein Positives; ohne positiv zu sein, könnte das Negative nicht negiren und ohne negativ zu sein, könnte das Positive sich nicht poniren. Diese Einheit des Negativen mit seinem Positiven und des Positiven mit seinem Negativen ist also der Grund des wahren Unterschiedes selbst, und der Grund als solcher (nicht der Grund oder gar die Gründe des Raisonnements) ist diese Einheit der Identität und ihres Unterschiedes, wie z. B. die menschliche Gattung, Homo sapiens *Buffon*, Grund ihres Unterschiedes, viri et mulieris, und der Einheit dieser beiden Geschlechter in der Identität des Menschlichen ist. — Aus dem Grunde allein geht die Existenz hervor als das Sein, was sowol auf sich, als auf Anderes bezogen ist und in einem Kreise mannigfacher Abhängigkeit erscheint. Das Existirende bestimmt sich in dieser Relativität des in sich und außer sich in Anderem Seins als Ding, denn hier sind die Eigenschaften des Dinges sowol dasjenige, was die Materie des Dinges ausmacht, als auch dasjenige, wodurch es die Selbständigkeit seiner Existenz wieder verliert, weil eben die mannigfachen Eigenschaften, die es hat, es mit tausend anderen Dingen in Berührung bringen und auf diese Weise das Ding gerade durch die Eigenschaften, die in ihm, als ihrem gemeinschaftlichen Medium ihr Bestehen haben, zerstört wird, das Eisen z. B. durch seine Eigenschaft, zu oxydiren.

Das Wesen kommt durch diese Bewegung zur Erscheinung; es bleibt nicht hinter den Dingen verborgen, sondern eröffnet in denselben, was es ist. Die Welt der Erscheinung ist daher nicht ein bloßer Schein in dem Sinne des Nichtseins; vielmehr ist sie das Wesen selbst als Schein und zwar als eine Totalität des Scheines, denn Erscheinen kann nur, was als Wesen ein Ganzes von Schein zu sein vermag. So zeigt sich die Erscheinung als die Form und das Wesen als der Inhalt in unmittelbarer Identität; der Inhalt entsteht nicht ohne seine Form und die Form nicht ohne ihren Inhalt: mit dem Wesen als dem Inhalte wird auch die Erscheinung als seine Form, nicht das Eine neben oder nach dem Andern. Diese Beziehung ist das wesentliche Verhältniß theils des Ganzen und seiner Theile, theils der Kraft und ihrer Äußerung, theils des Inneren und Äußeren. Diese Verhältnisse sind sämmtlich Reflexionsbestimmungen, die sich gegenseitig fodern und von denen die eine immer in der anderen mitenthalten ist. Das Innere ist nur als auch äußerlich und das Äußere hätte keinen Sinn ohne ein Inneres, von dem es getragen wird.

Diese Einheit des Inneren mit dem Äußeren, oder

allgemeiner, des Wesens mit der Erscheinung ist die Wirklichkeit, welche auf die gänzliche Aufhebung des Scheines und auf die Befreiung des Wesens zum Begriffe ausgeht. Unmittelbar genommen ist jene Einheit Substantialität, welche in ihren Attributen und Moden sich auslegt, allein als Causalität über sich selbst hinausgeht, indem sich die Substanz als Ursach bestimmt und in dieser Wirksamkeit die verschlossene Möglichkeit ihres Inneren äußert. Da aber nur die Substanz causa sui ist, so ist die Wirkung der Ursach der Ursach selbst gleich oder die Wirkung enthält die Ursach wesentlich in sich. Die Substanz geht also durch die Causalität zur Wechselwirkung nicht mit Anderen, sondern mit sich über, denn sie selbst ist das Andere, worauf sie als wirkende Ursach sich bezieht. Daher ist die von der Causalität gesetzte Möglichkeit nicht blos gemeine Wirklichkeit, sie ist auch Nothwendigkeit, welche die Zufälligkeit überwunden in sich hält. In dieser Bedeutung macht die in sich selbst zurückkehrende Wechselwirkung der Substanz den objectiven Übergang zum Begriffe und seiner wahren Unendlichkeit, dessen Darstellung jedoch nicht mehr hieher gehört. — Vergl. die Artikel Logik, Metaphysik, Wolf und Kant. (*K. Rosenkranz.*)

ONTOLOGISCHER BEWEIS vom Dasein Gottes. — Unter den mannigfaltigen Beweisen, welche für die Existenz Gottes geführt sind, gehört der ontologische zu den schwierigsten und deshalb mit Recht zu den berühmtesten. Er beruht auf der Ontologie, insofern er die Identität des Denkens mit dem Sein voraussetzt, welche Identität etwas ganz Anderes sagen will, als eine Übereinstimmung des subjectiven Denkens mit einem äußern Gegenstande. Die Ontologie hat mit solchen äußerlichen Dingen nichts zu thun, sondern mit dem wahrhaften Sein aller Dinge, mit dem Ansichsein des Seins. Der ontologische Beweis besteht hiernach nicht darin, daß Gott existire, weil Ich denke, daß er existirt, wie man diese Argumentation gewöhnlich auffaßt; er besteht darin, daß Gott als die Identität von Sein und Denken sich dem diese Identität Denkenden als Grund des Seins und als das wahrhafte Sein selbst manifestirt. Doch um deutlicher zu werden, müssen wir die Geschichte dieses merkwürdigen Beweises durchgehen; sie wird uns mit seiner wahren, wie mit seiner falschen Erkenntniß am leichtesten vertraut machen.

Der erste, der den Gedanken dieses Beweises mit vollkommener Bestimmtheit erfaßte, war Anselmus, der bekannte Erzbischof von Canterbury (s. diesen Art.). Er ging in seinem Proslogium (Cap. II. und III. besonders) davon aus, daß das Denken Etwas denken könne, über welches hinaus nichts Größeres gedacht werden könne; wäre nun das als das Größte Gedachte oder Gott nicht an sich, wäre es nur im subjectiven Bewußtsein das Größte, so wäre es überhaupt nicht das Größte; vielmehr fodere der subjective Begriff des Größten das objective Sein desselben, indem das Größte sowol im Sein, wie im Denken das Größte sein müsse. Certe id, sagt er unter anderm, quo majus cogitari nequit, non potest esse in intellectu solo. Si enim vel in solo intellectu est, potest cogitari esse et in re: quod majus est. Si ergo id, quo majus cogitari non potest, est in solo intellectu; id ipsum, quo majus cogitari non potest, est, quo majus cogitari potest. Sed certe hoc esse non potest. — Anselmus war sich des Unterschiedes der von ihm vorausgesetzten Einheit des Denkens mit dem Sein von der zufälligen Einheit einer blos subjectiven Vorstellung mit einem ihr entsprechenden äußern Gegenstande sehr wohl bewußt; er nahm jene Einheit als absolut und sein Ausdruck Maximum bezeichnet für ihn Dasselbe, was wir jetzt Idee nennen würden; die gewöhnliche Ansicht von der Identität des Seins mit dem Denken stellte er selbst in dem Beispiele von einem Maler vor, welcher sich ein Gemälde imaginire. Diese Existenz des Gemäldes sei rein subjectiv, ideell; das Gemälde sei schon da, aber ohne Realität; es zeige sich also, daß der bloße Gedanke des Bildes, existentia imaginis in intellectu solo, wirklich nur ein bloßer Gedanke sei. Greife nun aber der Maler zu den Farben und zum Pinsel, schaffe er das Gemälde auch äußerlich, so gehe es in die Realität für ihn und Andere über, denn es existire alsdann auch in re. — Nichts destoweniger argumentirte Gaunilo (oder Gerbero nach Cousin), ein Mönch zu Marmoutier, gegen Anselmus, von der gemeinen Vorstellung aus, daß das subjectiv Gedachte nicht auch, weil es gedacht werde, an sich reale Existenz besitze. Diese Schrift, *Gaunilonis* Liber pro insipiente adversus Anselmum in proslogio ratiocinantem, suchte Anselmus durch seinen Apologeticus contra Insipientem zu widerlegen und führte hierin seinen Beweis noch scharfsinniger aus.

Eine weitere Entwicklung erhielt der ontologische Beweis durch Cartesius, der nämlich an ihm die Seite des ihn denkenden Selbstbewußtseins ausbildete. Wie nach ihm die Betrachtung selbst von ihrem Gegenstande verschieden ist, wie Gott von dem ihn denkenden Philosophen sich zu unterscheiden scheint, so auch sind die Begriffe, deren sich der Philosophirende als seiner Principien bedient, nicht in Gott, sondern nur im Geiste des Denkenden enthalten, weshalb die Existenz Gottes sowol als des Denkenden zuvor bewiesen werden müsse. Es ist an einem andern Orte zu zeigen, wie Cartesius diese Gewißheit durch den Zweifel begründete, der allein im Stande sei, die den Sinnen zugeschriebene Gewißheit aufzuheben. Der Zweifelnde erkennt nicht durch das Organ der Sinnlichkeit, sondern durch den Gedanken, und da der Zweifel nicht sein könnte, ohne daß der Zweifelnde wäre, so muß der Zweifelnde oder, was eben soviel ist, der Denkende existiren. Hieraus geht die bekannte Folgerung hervor: an Allem ist zu zweifeln; der Zweifel ist das allein Gewisse; der Zweifelnde denkt; ich denke, also bin ich. Allein eben die Gewißheit des Zweifelnden von sich selbst, an so vielen Dingen gezweifelt zu haben oder noch zu zweifeln, überzeugt ihn, daß die menschliche Natur nicht vollkommen ist. Denn eine zweifellose Gewißheit ist nothwendig vollkommener, als eine von tausend Zweifeln gequälte, weil es klar einzusehen steht, daß der Zweifel Beweis einer geringern Vollkom-

menheit ist, als die Erkenntniß. Dies nun, sagt Cartesius, weil wir es klar und deutlich erkennen, sei wahr. Hierauf findet er in seinem Bewußtsein unter vielen und verschiedenen Ideen auch die Idee eines höchsten und vollkommensten Wesens. Und sogleich hält er es für einleuchtend, daß in diesem Begriffe des vollkommenen Wesens, welches weder zweifelt, noch an welchem gezweifelt werden kann, die Existenz schon eben so enthalten sei, wie im Begriffe eines Dreiecks die Gleichheit seiner drei Winkel mit zweien rechten. Und diese Existenz des vollkommenen Wesens erkennt er nicht allein als möglich und zufällig, sondern als durchaus nothwendig und ewig. — Cartesius setzt also die Existenz Gottes, die eben bewiesen werden sollte, als zu Gottes Wesen gehörig voraus, indem die Natur desselben die Existenz schon in sich enthalte. Denn er versichert, daß Gott das Vollkommenste sei und daß die Existenz, ohne welche er nicht der Vollkommenste sein würde, unter seine Vollkommenheiten gezählt werden müsse: die Existenz Gottes sei daher nothwendig. Wenn aber Cartesius von der Existenz des Begriffs auf die Existenz der Sache überging: est notio Dei, ergo est Deus: so hatte Anselmus dies Moment der Selbstgewißheit noch nicht hervorgehoben, weil er nicht, wie Cartesius, vom Zweifel an der Gewißheit ausging, sondern von der Reflexion, daß Alles in Verhältniß zu einander entweder mehr oder weniger oder einander gleich sei. Da nun diese Voraussetzung gewiß sei, so müsse Alles durch Eines sein, was in dem Verschiedenen als Dasselbe erkannt werde. Das Größte wie das höchst Gute sei nun entweder Eines oder Mehre, und wenn Mehre, so müßten diese entweder von Neuem auf ein Einziges bezogen werden, oder sie müßten mehre Einzelne einander Gleiche durch sich selbst sein. Seien sie aber durch ein Einziges, so sei auch nicht Alles, was ist, durch mehre Gute, sondern durch ein Einziges. Wenn aber jene Mehre als Einzelne durch sich wären, so müsse es nothwendig auch eine Kraft geben, durch welche sie dies durch sich selbst Bestehen hätten. Daß aber Mehre durch sich existirten, widerspreche der Vernunft, weshalb das höchst Gute nur Eines sein könne. (Anselmi Monologium de divinit. essent. et iis, quae exinde conseq. C. I.). So kam er auf den aus seinem Proslogium vorhin angeführten Schluß, daß dies dasjenige Gute sei, über welches hinaus ein mehr Gutes nicht gedacht werden könne.

Cartesius schloß einzig daraus, daß der Denkende existire und daß die Idee des vollkommensten Wesens d. h. Gottes, in ihm sei; dies sei der klarste Beweis für das Dasein Gottes und diese Idee sei dem Denkenden ebenso eingeboren, wie die Idee seiner selbst. Darum versichert er auch, daß der Begriff Gottes, welcher auch den Begriff des Daseins in sich fasse, dem Denkenden objectiv inwohne, so daß Gott nur als daseiend auf die nämliche Weise gedacht werden könne, wie ein Berg nicht ohne ein Thal denkbar sei. Indem Cartesius hierbei die Willkür des subjectiven Denkens berührt, daß ich nämlich die Existenz Gottes mir einbilden könnte, ohne daß Gott an sich existirte, so kommt er zu der Bestimmung, daß nicht der Begriff die nothwendige Ursache sei, weshalb Gott existire, sondern daß die Nothwendigkeit der Sache selbst, nämlich das Dasein Gottes, den Denkenden bestimme, so und nicht anders zu denken. Hatte er also zuerst geschlossen: der Denkende findet in seinem Bewußtsein den Begriff Gottes und darum ist Gott; so schloß er nun von dem Sein Gottes auf den Begriff desselben: est Deus, ergo est notio Dei. Die Darstellung dieses Beweises ist die Vollendung des ersten. Er wird nicht aus der Existenz des Denkenden, dem der Begriff Gottes inwohnt, vielmehr aus der Natur Gottes selbst geführt. Denn nachforschend, woher er denn den Gedanken eines Wesens habe, was vollkommener sei als die menschliche Natur, sieht Cartesius auf das Klarste ein, daß er ihn nur von Dem haben könne, dessen Wesen wahrhaft vollkommener und geradezu das Vollkommenste sei; dies aber sei Gott, und da er weder von Nichts noch von Uns sein könne, so müsse Gott selbst sowol die Ursache des Begriffs von ihm als die Ursache seiner selbst sein. — Die Idee Gottes bleibt also nicht, wie bei Anselmus, im Verstande allein, so daß sie für etwas blos Mögliches und an sich nicht Existirendes gehalten werden könnte, sondern Cartesius zeigt auch, wie sie nicht allein ein Product des subjectiven Denkens, vielmehr wie sie durch sich selbst existire. Der ganze Kreis des Cartesianischen Beweises ist also folgender: Gott ist, weil in dem Begriffe Gottes der seiner Existenz schon mit enthalten ist d. h. weil Gott ist; der Begriff Gottes oder der ihn Denkende ist, also ist Gott; der Begriff Gottes ist, weil Gott ist. (Die betreffenden Stellen siehe besonders: die Abhandlung de Methodo IV, und de Meditatione III. Außerdem Princip. philos. I. §. 17 und 18.).

Leibnitz tadelte an dem Anselmischen und an dem Cartesianischen Beweise hauptsächlich die Voraussetzungen, welche beide machen. Ähnliche nur nicht so gerechte Ausstellungen machten dem Cartesius der Bataver Caterus, ferner Gassendi und Hobbes. Über den Anselmischen sprach sich Leibnitz in einem Briefe an Bierling (s. Kortholds Briefsammlung Th. IV. S. 2.) kurz und deutlich so aus: „Anselmi argumento manifeste id saltem boni inest, ut inde constet: Deum esse, si modo sit possibilis. Interim demonstratio ea non est perfecta, quia aliquid tacite supponit, nempe naturae divinae possibilitatem realem." Über den Cartesianischen Beweis findet sich die Hauptstelle in seinen Nouveaux essais sur l'entendement humain Liv. IV. Chap. X. (Oeuvres philosophiques etc. publiées par Raspe, Amsterdam et Leipzig. 1765. 4. p. 405 sq.), welche wir nach unsrer Übersetzung kürzlich mittheilen: „Obschon ich für die angeborenen Ideen bin und namentlich für die angeborene Idee Gottes, so glaube ich doch nicht, daß die aus der Idee Gottes gezogenen Beweise der Cartesianer vollkommen sind. Ich habe anderwärts (in den leipziger Acten und in den Memoiren von Trevoux) weitläufig gezeigt, daß der Beweis, den Herr Descartes von dem Erzbischofe von Canterbury, Anselmus, entlehnt hat, in Wahrheit sehr schön und

sinnreich ist, daß aber noch manche Lücke daran auszufüllen bleibt. Dieser berühmte Erzbischof, der unzweifelhaft einer der fähigsten Männer seiner Zeit war, wünscht sich nicht ohne Grund Glück dazu, ein Mittel gefunden zu haben, das Dasein Gottes a priori durch seinen eigenen Begriff, ohne auf seine Wirkungen zurückzugehen, zu beweisen. — Die Scholastiker, den angelischen Doctor nicht ausgenommen, haben diesen Beweis verachtet und ihn für einen Paralogismus erklärt, worin sie sehr unrecht haben, und Herr Descartes, der die scholastische Philosophie lange genug auf dem Collegium der Jesuiten von La Flèche studirt hatte, that wohl daran, ihn wiederherzustellen. Es ist kein Paralogismus, aber eine unvollkommene Demonstration, die etwas voraussetzt, das erst noch eines Beweises bedürfte, um es zu einer mathematischen Evidenz zu erheben, nämlich, daß diese Idee des größten und vollkommensten Wesens möglich ist und keinen Widerspruch in sich schließt. Und doch ist dieser Beweis schon etwas, daß Gott unter der Voraussetzung seiner Möglichkeit existirt, denn das Vorrecht der Existenz kommt der Gottheit allein zu. Man kann die Möglichkeit von jedem Dinge und insbesondere die von Gott mit Fug so lange voraussetzen, bis Jemand das Gegentheil beweist, so daß dies metaphysische Argument schon einen moralischen Schluß zuläßt, daß wir nach dem jetzigen Zustande unserer Kenntnisse das Dasein Gottes annehmen und Dem gemäß handeln müssen. Indessen wäre doch zu wünschen, daß geschickte Leute diesen Beweis bis zur mathematischen Strenge ausbildeten, wozu ich an einem andern Orte bereits einige nützliche Andeutungen glaube gegeben zu haben. Der andere Beweis des Herrn Descartes, welcher das Dasein Gottes daraus ableiten will, daß seine Idee in unserm Bewußtsein ist und daß sie nur von dem Originale kommen könne, ist noch weniger schlußrecht. Denn erstlich hat dies Argument mit dem vorigen den Mangel der Voraussetzung gemein, daß in uns eine solche Idee, d. h. der Möglichkeit Gottes, existirt. Was Herr Descartes anführt, daß wir, von Gott redend, recht gut wissen, was wir sagen, und daß wir folglich eine Idee von ihm haben, ist trüglich, denn wenn wir z. B. von der ewigen mechanischen Bewegung sprechen, so wissen wir auch, was wir sagen, und nichts destoweniger ist diese Bewegung etwas Unmögliches, wovon man die Idee also nur als wahrscheinlich haben könnte. Und sodann beweist dies Argument nicht hinlänglich, daß die Idee Gottes, wenn wir sie haben, von dem Originale selbst herkommt."

Wolf hielt sich für den geschickten Mann, den Leibnitz wünschte, dem ontologischen Beweise die rechte syllogistische Form zu geben. Er erklärte Gott als das vollkommenste Wesen. Die Vollkommenheit setzte er in den Inbegriff aller Realitäten. Als eine der vielen Realitäten erklärte er die Existenz. Da nun Gott alle Realitäten in sich begreife, so müsse er auch die Realität des Daseins in sich schließen. Warum? Nun, weil ihm sonst eine Realität fehlen würde. Allein dies kann ja nicht sein — denn Gott ist ja — Wolf hatte ihn ja so definirt — er ist der Inbegriff aller Realitäten und hat also auch die der Existenz. — In dieser Weise entwickelte Wolf den ontologischen Beweis als den metaphysischen in seiner Theologia naturalis, und von hier ging er in fast alle teutsche Compendien der Metaphysik, der natürlichen Theologie und etwas später auch der positiven Dogmatik über. — Eine Verbreitung über den Kreis der akademischen Schulen hinaus erhielt dieser Beweis durch Moses Mendelssohns Morgenstunden oder Vorlesungen über das Dasein Gottes. 1785. Th. I., indem diese von dem gebildeten Publikum überhaupt wegen ihrer elegant-nüchternen Darstellung viel gelesen wurden.

Aber dies war auch das Ende von der Anerkennung des ontologischen Beweises im vorigen Jahrhundert; und schon Mendelssohn verstand den Beweis, obgleich er ihn vortrug, selbst nicht mehr, weil er das Sein ganz empirisch auffaßte. Dies zeigt sich bei ihm vorzüglich am Schlusse seiner Auseinandersetzung, wo er mit dürren Worten recht selbstgefällig sagt: „Es ist also keine unbescheidene Anmaßung von dem Erdensohne, wenn er von seiner Endlichkeit auf das Dasein des Unendlichen, von seiner Eingeschränktheit auf die Wirklichkeit des Allervollkommensten zu schließen wagt u. s. w." Nun trat Kant (1786) mit der Kritik der reinen Vernunft auf, zeigte, wie sich die Vernunft, wenn sie das Unbedingte begreifen wolle, in Widersprüche mit sich selbst verwickle, und griff in dem ontologischen Beweise die ganze rationale Theologie an. Er nahm in demselben, durch Mendelssohns falsche Auffassung verführt, die Existenz als eine bloße Eigenschaft, als ein äußerliches Dasein, und suchte nun darzuthun, daß sich das Sein nicht aus dem Gedanken oder dem Begriffe herausklauben lasse. Von Seiten der Voraussetzung, daß (indem Gott der Inbegriff aller Realitäten sein soll und darum alles Sein in ihm enthalten sein müsse, folglich auch seine Realität) die Realität von Gottes Dasein schon dadurch, daß Gott als Inbegriff aller Realitäten gefaßt worden, mit diesem Inbegriffe im Voraus angenommen werde, hat Kant völlig Recht. Allein dieser Mangel liegt nur in der Form des Schließens, nicht in dem Inhalte des Beweises, den Kant eigentlich gar nicht berührt, da er das Sein, die Existenz als etwas ganz Logisches, Abstractes nimmt. Er macht daher den Vorwurf, daß die Existenz keine Eigenschaft, kein reales Prädicat, keinen Begriff von Etwas, das zu dem Begriffe eines Dinges hinzukomme, ausmachen könne und meint, daß Sein, Dasein, Existenz keine Inhaltsbestimmung sei und daß das Mögliche nicht mehr als das Wirkliche in sich befasse. Dies erläutert Kant durch jenes Beispiel, was seitdem so oft zur Verspottung des ontologischen Beweises von der Menge aufgegriffen ist. Er sagt nämlich, daß 100 wirkliche Thaler nicht das Mindeste mehr enthielten als 100 mögliche. Die 100 Thaler an sich würden nicht mehr und nicht weniger, möchten sie nun sein oder nicht sein. Der Unterschied der gedachten 100 Thaler komme ganz wo anders her, nicht aus ihnen, vielmehr aus meinem Vermögenszustande, wo es viel ausmache, ob 100 wirkliche Thaler darin seien oder ob ich bei dem bloßen Begriff derselben, bei ihrer bloßen

Möglichkeit stände; denn wenn ich mir auch 100 Thaler vorstellte, so besäße ich sie doch darum noch nicht, sie machten noch keinen Inhalt meiner Casse aus. Hieraus folgerte nun Kant, daß in dem Begriffe oder in der Idee das Sein noch nicht enthalten sei, vielmehr erst von Außen hinzukommen müsse. Da also die Existenz aus dem Begriffe nicht herauszuklauben sei, so müsse — der ontologische Beweis verworfen werden.

Dies Resultat der Kantischen Kritik, was durch das so ins Gewicht fallende Beispiel von den hundert Thalern sich so fühlbar machte, wurde nun ein allgemeines Vorurtheil und ging nun ebenso in alle Dogmatiken über, wie einst durch Wolf der ontologische Beweis. Die Existenz ist keine Realität; ihr Begriff wird auf täuschende Weise in den Begriff des Allervollkommensten hineingelegt; schon Gaunilo zeigte ja dem Anselmus, daß das subjectiv Mögliche darum nicht auch objectiv wirklich sei; genug, der praktische Beweis allein gibt uns die Wahrscheinlichkeit von Gottes Existenz. Dies Raisonnement ist in die ganze rationalistische Theologie eingedrungen und wird immer noch von ihr für unwiderleglich gehalten. Dagegen haben Schelling (Neue Zeitschrift für speculative Physik. 1ster Bd. 1stes St. S. 38.; Philosophische Schriften. 1ster Bd. S. 152—154) und Hegel (Logik. 3ter Bd. 1816. S. 195.; Encyklopädie, zweite Ausg. 1827. S. 180 ff.) die Würde und Bedeutung des ontologischen Beweises von Neuem zu rechtfertigen gesucht. Hegel gibt dem Anselmus recht, das nur für das Vollkommene zu erklären, was nicht blos auf eine subjective Weise sei, sondern zugleich auf eine objective Weise ist. „Alles Vornehmthun gegen den sogenannten ontologischen Beweis und gegen die Anselmische Bestimmung des Vollkommenen hilft nichts, da sie in jedem unbefangenen Menschensinn ebenso sehr liegt, als in jeder Philosophie, selbst wider Wissen und Willen, wie im Principe des unmittelbaren Glaubens, zurückkehrt." (*K. Rosenkranz.*)

ONTONG JAVA. Inselgruppe im großen Ocean, in 6° 1′ südlicher Breite und 156° östlicher Länge von Greenwich, welche aus 9 größern und mehren kleinern Inseln bestehen. Sie wurden von le Maire und Shouten entdeckt und diese erwähnen sie unter dem obigen Namen. Carteret sah sie 1767, Maurelle 1781, Shortland hielt sie für neu und gab ihnen 1788 seinen Namen. Die sämmtlichen Inseln gehören zu den niedrigen, sind mit Corallenriffen umgeben, aber sie zeichnen sich durch Reichthum an Palmen aus und scheinen gut bevölkert zu sein. (*L. F. Kämtz.*)

Onthophagus s. Schmutzkäfer.

Ontosophie s. Ontologie.

ONTOTHEOLOGIE, d. i. die Lehre von den ontologischen Eigenschaften Gottes, nämlich der Einheit, Einfachheit, Unveränderlichkeit, Ewigkeit, Allgegenwart, Nothwendigkeit, Unabhängigkeit, Unendlichkeit. — Siehe Ontologie und Theologie. (*K. Rosenkranz.*)

ONUBA, in alten Schriftstellern Onoba genannt, eine Stadt in Hispanien, lag in Bäturia, welcher Theil der Provincia Bätica zwischen den Flüssen Ana und Bätis (jetzt Guadalquivir) sich ausbreitet [1]. Genauer kann ihre Lage so bestimmt werden, daß sie (nordwestlicher als Gades) zwischen den Mündungen der eben genannten Flüsse ihre Stelle hatte. Die Entfernung von der Mündung des Flusses Bätis bis zu Onoba Ästuria betrug 420 Stadien 300 Stadien und von hier bis zur Mündung des Flusses Ana 210 Stadien 150 Stadien [2]. Auch ist der Name Onuba von dem Flusse Ana herzuleiten. Nach Plinius hatte Onoba den Beinamen Ästuaria [3]. Dieses wußte Markianos Herakl. [4]) und auch Ptolemäus, der sie in einer verdorbenen Stelle Onobalisturia nennt [5]. Der Name Ästuaria, griechisch ἀναχύσεις [6], bezeichnet Vertiefungen, die vom Ufer sich ins Land hinein erstrecken und zur Zeit der Fluth vom Meere angefüllt werden, so daß man sie oft mehre hundert Stadien in das Land hinein beschiffen kann. Vor Onuba lag, wie Strabon berichtet, die Insel des Hercules [7], 1500 Stadien vom Sunde [8]. Es ist dies die vor dem jetzigen Huelva liegende Insel Saltes. Fälschlich hielt Vivarius Onoba für das jetzige Aynmonte. Wie Rodericus Carus [9]) annahm, ist das jetzige Gibraleon das ehemalige Onuba. Die richtigste Ansicht stellten Antonio del Barco y Gasca [10]) und Florez auf, daß nämlich das jetzige, zwischen dem Tinto und Odiel [11]) liegende Huelva, wo auch die Münzen in zahlreicher Menge gefunden werden und viele römische Ruinen sind [12], die Stelle des ehemaligen Onuba einnehme [13].

Die seltenen Erzmünzen anlangend, deren eine Florez vom Duque de Medina-Sidonia, Señor von Huelva, mitgetheilt erhielt; so ist auf der Vorderseite die Inschrift C. AELI. Q. PVBLILI. und der behelmte Kopf

1) *Plin.* H. N. III, 1. *Mela* III, 1, 5. *Tzsch.* ad h. l. Vol. II. P. III. p. 16. Vol. III. P. III. p. 16. *Ptol.* Geogr. II. 4. *Marcian. Heracl.* Peripl. Geogr. v. sc. Gr. min. Vol. I. Ox. 1698. p. 40 sq. *Anon. Ravenn.* lib. IV. c. 45. 2) *Marc. H.* l. l. Uk. Geogr. der Gr. u. R. 2ter Th. 1ste Abth. S. 340. 3) *Plin.* H. N. III, 3. Einige Handschr. haben Ossonoba aestuaria, die ed. Parm. Ossonoba Asturiae. Hermolaus Ossonoba Lusturia. Aber von Markianos Herakl. p. 71. 73. werden Onoba und Ossonoba als zwei ganz verschiedene und getrennte Städte bezeichnet. 4) *Marc. H.* l. l. 5) *Ptolem.* l. l. *Antonin.* Itin. Is. Voss. Obs. ad Pomp. Mel. Hagae C. 1658. 4. p. 226. *Henr. Florez* España sagrada. T. X. en Madrid 1775. 4. p. 148 sq. 6) *Strab.* lib. III. p. 140. cf. p. 142. 148. *Philostr.* v. Ap. V, 1. *Ptol.* Geogr. II, 4. Fragm. Sueton. (ex libro MS. de nat. rer.) T. III. p. 75. ed. Wolf. 7) *Strab.* lib. III. p. 170. *Steph. Byz.* v. Ἡράκλεια. 8) Itin. Anton. p. 431. 9) Antiq. Hispal. lib. III. c. 75. *Harduin.* ad Plin. l. l. *Wessel.* ad It. Ant. p. 432. cf. *Holsten.* ad Ortel. p. 137. *d'Anville* geogr. anc. abr. T. I. p. 86. 10) su patricio, en una erudita disertacio novisima. *Th. Andr. de Gusseme* Dicc. num. gen. T. V. Madrid. 1776. 4. p. 298. 11) Plinius H. N. III, 3. nennt nach Onoba Interfluentes, Luxia et Urium zwischen dem Ana und Bätis. 12) *H. Flor.* Esp. sagr. T. XII. en M. 1776. p. 60. que Huelva es poblacion muy antigua, con vestigios de andiguedad, segun dice Rodrigo Caro (Ant. H. lib. III. c. 76.) 13) Ib. p. 59. *H. Flor.*, Medallas de las colonias, mun. y p. ant. de España. P. II. en Madrid. 1753. p. 510. donde entran en el Oceano los dos Rios Luxia y Urium, y enfrente de la Isla, que hoy llaman de Saltes. Flor. Esp. 5. T. X. p. 148. T. XII. p. 59. *Gosselin* Rech. s. la Geogr. syst. des anc. T. IV. P. V. p. 49.

(des Mars) zur Rechten. Auf der hintern Seite steht ONVBA zwischen zwei Ähren, von denen die eine zur Rechten, die andere zur Linken gewendet ist [14]). Sehr ähnlich ist die andere Münze bei Florez [15]) und in der Hunterschen Sammlung [16]). Durch die Namen werden die Duumviri Cajus Älius und Quintus Publilius bezeichnet. Die Ähren deuten auf die Fruchtbarkeit des Landes und sprechen zugleich für die Ansicht, daß nicht Gibraleon, sondern Huelva das ehemalige Onuba ist [17]). Noch seltener ist die dritte Münze, wo vorn die Inschrift IN CT COL und der behelmte Kopf zur Rechten, hinten ONVBA zwischen zwei Ähren steht, die beide in gleicher Richtung zur Linken gewendet sind [18]). Die Inschrift wollte Florez auslegen Inclita colonia, Sestini dagegen so: Invicta civitas Turdulorum colonia Onuba. Doch ist es möglich, daß es nur die Namen der Duumviri sind. Florez edirte unter den ungewissen noch eine Erzmünze [19]), wovon auch zu Hedervar drei Exemplare sind [20]): CON DVC. MALLEOL. IIVIR. Eine ausgebreitete Hand. — IIVIR QVINQ. Ein stehender Ochse. Ungeachtet diese Münzen von spanischen Numismatikern wegen der in der Inschrift vorkommenden Buchstaben ON der Stadt Onuba zuertheilt werden, darf man doch dieser Meinung so lange nicht beipflichten, bis es ausgemacht ist, daß Münzen dieser Art ebenso, wie die zuerst aufgeführten, bei dem jetzigen Huelva gefunden werden. (*G. Rathgeber.*)

ONUGNATHOS, Landspitze in Lakonien, westlich von Malea, der Nordspitze von Kythera gegenüber, nur durch Klippen mit dem Festlande verbunden. *Paus.* III, 22, 10. (*Klausen.*)

ONUPHIS, hieß der von den Ägyptern verehrte schwarze Stier. Seine Haare standen abweichend von andern Stieren gegen den Strich. Er zeichnete sich überdies durch seine Größe aus und wurde mit medischem Grase gefüttert [1]). Jablonski meinte, Enuphi oder Anuphi bedeute in der ägyptischen Sprache gut [2]). Es wurde aber jener Stier von den Ägyptern in einem Orte verehrt, dessen Namen Älian verschweigen zu müssen glaubte, weil er ihn für ein griechisches Ohr zu hart hielt [3]). Doch vermuthet Jablonski, es sei Hermonthis, eine Stadt der Thebais gewesen, woselbst in dem Apollotempel ein dem Sonnengotte geweiheter Stier, der den Namen Pacis [4]) führte, verehrt wurde [5]). Derselbe veränderte in jeder Stunde seine Farbe. Auch über ihn wird berichtet, daß er abweichend von allen Thieren struppige, in entgegengesetzter Richtung oder wider den Strich gewachsene Haare hatte [6]), weshalb die Ägypter ihn für ein Bild der in einer dem Pol entgegengesetzten Bewegung laufenden oder der zur südlichen Hemisphäre eilenden Sonne hielten. (*G. Rathgeber.*)

ONUPHIS, *Ὄνουφις*, von Ptolemäos als Hauptstadt des Nomos Onuphites [1]) aufgeführt [2]), war, wie Stephanus von Byzanz sagt, eine nicht unbekannte Stadt [3]). In dem griechischen Verzeichnisse der unter dem Patriarchen von Alexandrien stehenden Bisthümer Ägyptens wird sie zwischen Nitriai und Phatanos genannt [4]). Athanasios im Briefe an die Antiochener erwähnt zwischen Drakontios von Hermupolis mikra und Hermion von Tanis den Adelphios, Bischof von Onuphis [5]). Auch war dieser Adelphios im J. 362 in der Synode, bei welcher Athanasios den Vorsitz führte, zugegen und unterschrieb sich *Ἀδέλφιος ἐπίσκοπος Ὀνύφεως τῆς Λύχνων* [6]). Beim ephesischen Concil im J. 431 unterschrieb sich ein anderer Adelphios: *Ἀδέλφιος ἐπίσκοπος τῆς Ὀνουφιτῶν*. Voran geht Petros, Bischofs von Oxyrynchos, Unterschrift [7]). Derselbe Adelphios kam auch zu der zweiten ephesischen Synode und wirkte hier für Dioskoros von Alexandrien, dessen Partei er ergriffen hatte. Endlich liest man *Ὀνούφης* in der Notitia provinciarum [8]). Nach Le Quien lag Onuphis an dem rechten Arme des Nils, der in Dioleon einfloß. Belley setzte Onuphis mitten in das Delta unter Sebennytys (Semenoud) über einen Canal, der in den phatmetischen Arm des Nils, der später der Arm von Damiette hieß, einfiel. Auch hielt Belley einen jetzt Nuph benannten Ort für das alte Onuphis [9]). (*G. Rathgeber.*)

ONUPHITES. Herodot nennt den Nomos Onuphites zwischen dem Thmuites und Anysios unter den Nomen der Kalasirier, eines der sieben ägyptischen Stämme, welcher außer der Kriegskunst kein anderes Geschäft

---

14) aen. 6. *Florez* Med. P. II. tab. XXXV. n. 3. p. 511. 15) aen. 5. ib. n. 4. 16) Mus. Hunter. p. 219. cf. *Mionn.* I. 23. n. 175. aen. 6. 17) *Florez* l. l. p. 512. porque segun D. Antonio del Barco en la Dissertacion sobre Onuba, el campo de Huelva es entre todos los comarcanos el mas abundante en las consechas de granos: el de Gibraleon el que las da mas cortas, y de peor calidad. 18) aen. 5. *Flor.* Med. P. II. tab. LV. n. 5. p. 649. cfr. T. III. p. 104. *de Gusseme* l. l. En algunas Góticas de Leovigildo, y de Carriarico Suevo la voz: ONO, puede significar á: Onoba, con cuyo ortografia se tee el nombre en varios escritos, y monumentos. 19) aen 5. *Flor.* Med. P. II. tab. LVI. n. 6. p. 653. cf. *Morell.* Num. fam. Rom. Fam. Pobl. p. 333. lit. I. 20) Mus. Hederv. P. I. p. 9. n. 151. *Sestini* Descr. delle med. Ispane. Fir. 1818. 4. tab. III. fig. 5. p. 75.

1) *Aelian.* nat. an. XII, 11. *Laur. Pignorii* Mensa Isiaca. Amst. 1669. 4. p. 48. 2) *Jablonski* Pantheon Aeg. P. I. Francof. ad V. 1750. p 99. 3) *Aelian.* l. l.

4) Einige Handschriften haben Bacin oder Bacchin. Jablonski vermuthet, Macrobius habe Pabacin entweder geschrieben oder wenigstens schreiben wollen. 5) *Macrob.* Sat. I, 21. 6) Eben solche Haare soll auch Mnevis, der heilige Stier zu Heliopolis (*Strab.* L. XVII. p. 803.) gehabt haben. *Euseb.* Praep. Ev. III, 13. p. 117. Paris. 1628. fol.

1) S. diese Enc. unter Onuphites. 2) *Cl. Ptolem.* Geogr. L. IV. p. 75. Lugd. 1535. fol. 3) *St. B.* *πόλις οὐκ ἄγνωστος.* 4) R. Pococke's Beschr. d. Morgenl. 1ster Th. Erl. 1754. S. 423. 5) *S. Athanasii* Opera omnia. T. I. P. II. Paris. 1698. fol. p. 776. 6) *M. Le Quien*, Oriens christianus. T. II. Paris 1740. fol. p. 526. An non ipse est Adelphius ille, qui Athanasii archiepiscopi sui nec non catholicae fidei causa sub Constantio exulavit in Ptinabla Thebaidis, ut fert Athanasius ipse epist. ad solitarios? Qui nempe ad Athanasium adversus Arianos scripsit, cuique Athanasius rescripsit epistolam quae exstat. Iterum porro exulavit Valente Imp. 7) Conciliorum Tomus quintus Ephes. conc. gen. P. I. et II. Paris. 1644. fol. p. 550. 8) *Le Quien* l. l. 9) *Belley* Obs. géogr. et hist. s. l. med. Imp. de plus. villes ou nomes d'Egypte. Mém. de l'Acad. roy. d. Inscr. T. 23. à P. 1761. p. 543.

treiben durfte, indem sich dasselbe von dem Vater auf den Sohn forterbte [1]). Von Plinius wird der Nomos Onuphites unter den Nomen der Gegend, die neben Pelusium lag, zwischen dem Nomos Busirites und Saites aufgeführt [2]). Ptolemäos nennt die Stadt Onuphis und den Onuphites Nomos zwischen Phthemphuthi und Athribites [3]). Athribis wird auf der Charte auf das rechte oder östliche Ufer des athribitischen Flusses und darunter Onuphis gesetzt. D'Anville setzte den Nomos Onuphites in die westliche, das Land zwischen der kanobischen und phatmetischen Mündung befassende, Hälfte des großen Delta und zwar auf das westliche Ufer des sebennytischen Flusses, wo jetzt Banoub liegt [4]). Ein Neuerer meinte [5]), Onuphis sei der spätere Name von Momemphis, der Hauptstadt des momemphitischen Nomos, welche d'Anville (S. 73) für das heutige Memf oder Menuf hielt und an das östliche Ufer des Sees Mareotis setzte. Dieses Momemphis unterscheidet Strabon dadurch ausdrücklich von Memphis, daß er sagt, an letzterem Orte werde der Stier Apis unterhalten [6]). Die Araber nennen dieses Momemphis das untere (Menuph il sephli) und Memphis außer dem Delta das obere (Menuph el elia) [7]). Zu Momemphis war ein Feld der goldnen Aphrodite [8]), die von den Momemphiten sehr verehrt wurde. Auch nährten diese eine heilige Kuh [9]). Bei der Stadt Momemphis erhielt Psammetichos mit seinen Söldnern über die Könige, die ihm den Thron streitig machten, einen vollständigen Sieg [10]). Mannert [11]) setzt den Nomos Onuphites südlich von der jetzt Mansura benannten Stadt in den mittleren vom Flusse entfernten Landstrich.

Über die Hauptstadt des Nomos Onuphites s. diese Enc. unter Onuphis.

Münzen. Die Vorderseite einer im elften Regierungsjahre Hadrians geprägten ehernen Münze zeigt den Kopf Hadrians mit der üblichen Umschrift, die hintere Seite hat die Inschrift *ONOYΦI.* L IA und eine weibliche Figur, die mit der Linken ihr Gewand hält und auf der vorgestreckten Rechten ein Thier, vielleicht ein Krokodil, trägt [12]). Diese Münze befindet sich in der Sammlung des Grafen Tiepolo und wurde zuerst, aber sehr ungenau, von Belley abgebildet und beschrieben [13]), später auch im Katalog jener Sammlung ohne Abbildung blos durch Beschreibung bekannt gemacht [14]). Erst durch Tochon d'Annecy, der sie vom Grafen von Tiepolo mitgetheilt erhielt, wurde sie richtiger abgebildet und beschrieben [15]). Mit diesem Exemplar stimmt auch das andere in Wiczay's Sammlung zu Hedervar überein, wo man auf dem Haupte der weiblichen Figur eine Blume wahrnehmen kann [16]). Außerdem erhielt Belley aus dem Cabinet Surbeck noch eine andere eherne Münze, die auf der einen Seite Hadrian's Kopf und die übliche Umschrift, auf der andern ONOY. L IA und einen Widder enthielt. Da aber Tochon d'Annecy sie in dem Cabinet des Präsidenten von Cotta, in welches Surbeck's Münzen nach seinem Tode gelangten, nicht mehr antraf, da ferner die Nomenmünzen, die ein heiliges Thier und weiter nichts auf der hintern Seite enthalten, von vierter Größe sind und um das Brustbild des Imperator gar keine Inschrift führen, muß man, so lange kein zweites Exemplar aufgefunden wird, jene Münze für verdächtig halten. *(G. Rathgeber.)*

Onuphrius Panvinus, s. Onofrio S. 1.

Onychia, s. Nagelgeschwür.

Onychia, s. Onglade. (3te Sect. III. S. 460.)

Onychia *Lesueur* (Mollusca), s. Onychotheutis.

ONYCHITES (Paläozoologie). Den Namen Onychites (i. e. Unguis lapideus) gaben Mercati u. a. Oryctographen gewissen Fossilien, die mit dem Nagel vom Finger eines Menschen oder mit den gekrümmteren Klauen gewisser Thiere einige Ähnlichkeit haben, und öfters mit einer Öffnung durchbohrt sind. Erstere scheinen Deckel von Conchylien, oder eher noch Kerne aus den Kammern der Nautiliten u. dgl., letztere aber Terebrateln gewesen zu sein. Wenigstens führt Mercati noch die Lang'schen und Luyd'schen Terebratelae und die Lister'schen Conchitae anomiae rostro prominulo veluti pertuso noch dabei an. Ein Theil derjenigen endlich, welche Mercati abgebildet hat, und welche alle durchbohrt sind, scheinen sogar Artefakten *). *(H. Bronn.)*

ONYCHIUM. Eine von Kaulfuß (Berl. Jahrb. der Pharm. 1820. S. 45., en. fil. t. 1. f. 8.) gestiftete Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Farrenkräuter und der ersten Ordnung der 24sten Linné'schen Classe. Ihr Charakter besteht in linienförmigen zusammenhängenden, am Ende des Laubes stehenden Fruchthäufchen und in zusammenstoßenden, am Rande befindlichen nahtartig aufspringenden Schleierchen. 1) O. auratum *Kaulf.* (Enum. fil. p. 144., Pteris siliculosa *Desv.* im berl. Mag.) mit steifem, dreifach gefiedertem Laube, halbgefiederten Blättchen und linienförmigen, eingeschnitten-gezähnten Fetzen, welche, wenn sie Fruchthäufchen tragen, sich verlängern, glatte Ränder und auf der untern Fläche einen gelbmehligen Überzug bekommen. Auf Ma-

1) *Herodot.* II, 166. 2) *Plin.* H. N. V, 9. In dieser Stelle hat eine Handschrift des Plinius zu Paris Onyphiten (MS. 6795.), die folgende nr. 6796. A. Oniphiten, andere Omfriten, Omphyten, Omphiten, vier andere Omphitem, wie auch in der Editio princeps steht, und nr. 6806 wieder Omphiten. 3) *Cl. Ptolemaei* Geogr. L. IV. p. 75. Lugd. 1535. fol. 4) *D'Anville* Géogr. anc. abrégé. T. III. à Paris 1775. 8. 5) Handb. d. a. Erdbeschr. von d'Anville. 4ter Th. umgearb. von Bruns und Paulus. Nürnb. 1800. S. 50. 6) *Strab.* L. XVII. p. 803. 7) *J. R. Forsteri* Epistolae ad Jo. Dav. Michaelis. Goett. 1772. 4. n. XXI. 8) *Diod.* I, 97. 9) *Strab.* l. l. 10) *Diod.* I, 66. 11) Mann. Geogr. d. Gr. u. R. X, 1. S. 578. 12) Ein Thier trägt auch die weibliche Figur der Münze des Nomos Necut auf der Hand. *Ramus* Cat. n. v. M. R. Dan. P. I. p. 385. 13) Mém. de l'Acad. d'Inscr. et b. l. T. XXVIII. à Paris 1761. p. 548. (Die Abh. Belley's hand. v. d. Äg. Nomenmünzen.) wiederh. von *Neumann.* pop. et r. n. P. II. p. 99 u. Tochon d'Annecy S. 199.

14) Musei Theupoli ant. num. Venet. 1736. fol. P. II. p. 878. 15) *J. F. Tochon d'Annecy* Recherches hist. et g. s. les méd. des nomes. à Paris 1822. p. 200. 16) Mus. Hederv. n. a. P. I. Vindob. 1814. p. 326. n. 7036. Dom. *Sestini* Continuazione della terza parte d. m. a. Gr. del M. Hederv. Fir. 1829. 4. p. 68.

*) *Mercati* Metallotheca Vaticana. Romae 1717. fol. p. 330. *Scheuchzeri* Lithographia curiosa p. 60.

nila und in Südamerika. 2) O. capense *Kaulf.* (l. c.) mit hin- und hergebogenem, doppelt zusammengesetztem Laube, entfernt von einander stehenden, dreifach gefiederten Ästen und ablangen, zugespitzten Blattsetzen. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. 3) O. lucidum *Spr.* (Syst. IV. p. 66., Leptostegia lucida Don prodr. nep.) mit dreifach zusammengesetztem, glattem Laube und entfernt von einanderstehenden lancettförmigen, stachlicht-stumpfen, meist glattrandigen Blättchen. In Nepal. (*A. Sprengel.*)

ONYCHOKRITIK, Onychomantik, eine sich auf Beobachtung der Nägel stützende Vaticinationsart. (*M.*)

Onychorhynchus, s. Platyrhynchus.

ONYCHOTHEUTIS *Lichtenstein* (Mollusca). Eine Gattung Weichthiere aus der Classe Cephalopoda, Ordnung Cryptodibranchia, Familie Decacera (s. d. Art.) (*Menke* Synopsis molluscorum ed. 2. S. 2.) von Lesueur (Journal of the Academie of nat. Sc. of Philadelphia. II.) Onychia genannt, welcher Name jedoch dem Lichtensteinschen weichen muß, da schon eine Pflanzengattung Onychium genannt, jener auch der frühere ist.

Das Thier ist mit einem cylindrischen, hinten zugespitzten Sack versehen und der Rückenrand deutlich vom Halse geschieden, die Flossen sind groß und bilden durch ihre Vereinigung einen Rhombus, die aufsitzenden Arme sind ziemlich von gleicher Länge, manchmal mit Fanghaken bewaffnet, die gestielten Arme sind lang, oben massig und mit Saugnäpfen und hornigen Haken besetzt. Das Schalenrudiment im Innern des Thieres ist hornartig schmal und hat die Gestalt eines dreischneidigen Degens.

Es sind von dieser Gattung zwar eine ziemliche Anzahl Arten bekannt, die, wie alle diese Thiere, in der See leben, doch dürften manche davon nur Altersvarietäten sein, um so mehr, als man nicht von allen das Vaterland genau kennt.

1) O. Bergii. Diese Art ist zuerst am ausführlichsten von Lichtenstein in Okens Isis III. S. 1591 beschrieben und Taf. 19. abgebildet worden (später in Abhandlungen der Akademie für 1818. 1819. S. 211.). Wir geben die Beschreibung unverändert wieder, nur mit Weglassung aller Nebenbemerkungen, um so mehr als sie zugleich zu Erläuterungen des Baues der Gattung dienen kann.

Die Krallen sitzen nur an den beiden längern sogenannten Fangarmen und vertreten dort die Stelle der Saugnäpfchen. In der That sind sie nur eine veränderte Form derselben und es lassen sich in den verschiedenen Arten dieser Gattung allmählige Übergänge von der Bildung eines Saugnapfes zu der eines harten, hornigen Hakens nachweisen. Der hornige Ring, der die Hauptstütze des Saugnapfes bei dem Andrücken und Festsaugen ist, verläßt hier seine kreisrunde Gestalt, wird erst elliptisch, dann an dem äußern Ende zugespitzt, und sobald er aus dem Umfange des Muskel- und Hautringes heraustritt, eingekrümmt zu einem förmlichen Haken. An der breitern Basis erkennt man noch die Vertiefung des Saugnapfes und um dieselbe her die derb hornigen Schenkel des Hakens. Auch sind diese Krallen in doppelten Reihen abwechselnd gestellt, gerade wie die Saugnäpfe an den bekannten Loligoarten. Die Länge der größten unter ihnen beträgt an dem berliner Exemplar vier Linien, die kleinsten maßen wenigstens anderthalb. Sie haben eine freie Bewegung auf der Kreisebene, deren Halbmesser sie sind, und von welcher der fleischige Stiel, auf welchem sie sitzen, den Mittelpunkt abgibt. Eine von der allgemeinen Contraction des ganzen sehr dehnbaren Fangarmes unabhängige Wirkung scheinen sie nicht üben zu können, denn man findet keine Flechsen, die als Beuger oder Strecker der einzelnen Krallen betrachtet werden könnten. Nur darf man allerdings wol eine häutige Scheide (den ungestalteten Hautring des Saugers), welche die Kralle bis fast an die Spitze überzieht, als mitwirkend und fixirend bei der Wirkung ansehen. Zum Schutze sämmtlicher Krallen in ruhender Lage dient ein breiter faltiger Hautrand, der von der äußern Seite der Hand sich über sie herlegt. Man kann sich in der That nicht erwehren, das letzte Ende des Fangarmes, an welchem diese Krallen sitzen, so zu nennen, und die drei bestimmt unterschiedenen Regionen desselben als Handwurzel, Mittelhand und Finger zu betrachten. Die erste derselben ist durch eine Aus- und Rückwärtsbiegung bezeichnet und auf dem so entstehenden Vorsprunge liegt eine Scheibe von sechzehn kleinen Warzen, von denen acht halb kugelig geschlossen, acht offene glatte Sauger sind. Sie haben eine regelmäßige nach allen Richtungen reihenweise Stellung. Die zweite doppelt so lang ist noch rundlich und trägt elf Krallen, fünf in der äußern, sechs in der innern Reihe, die letzte der äußern Reihe ist von diesen die größte. Dann folgt ein mäßiger krallenloser Zwischenraum, gleichsam eine Kehle für die Einwärtsbiegung, womit die letzte Region der Hand beginnt. Diese ist auffallend platt gedrückt und mit zwölf Krallen in zwei Reihen sechs und sechs bewaffnet, die dritte und vierte der Außenreihe sind die größten von allen. Was diese Arme gefangen haben, können sie nicht zum Munde bringen, sondern nur den acht kürzern Lippenarmen übergeben. Lichtenstein hält sie mehr für Organe zum Festhalten des Leibes, auf weniger felsigem Meeresboden, für Anker gleichsam, und möchte sie lieber Haftarme nennen als Fangarme. Die beiden berliner Exemplare rühren von Bergius her, der darüber in seinem Tagebuche berichtet, daß sich diese Thiere bei Nacht aus dem Meere auf das Schiff geschleudert haben, man fand am Morgen das eine auf dem Verdecke, das andere im Mastkorbe, dreißig Fuß über der Meeresfläche, etwa hundert Meilen westlich vom Cap der guten Hoffnung.

Lichtenstein führt (a. a. O.) eine andere Art an, O. Molinae (Viaggio ed. de ann. 1810. S. 175) welche aber daselbst so unvollständig beschrieben ist, daß sie wol mit Bergii identisch sein dürfte.

2) O. Belonii *Lichtenstein* (*Belon* de aquatilibus S. 340). Mit drei starken Stacheln an jedem Fangarme.

3) O. Fabricii *Lichtenstein* (*Fabricius* fauna Groenlandica p. 359). An jedem Fangarme zwei längliche zusammengedrückte, mit einem langen krummen Sta-

chel bewaffnete Saugnäpfe zwischen mehren kleinern unbewaffneten.

4) O. uncinata *Quoy* et *Gaimard* (*Freycinet* Voyage, Zoologie p. 410. pl. 66. f. 1. Nach Cuvier eigene Art, nach Ferussac identisch mit Onychia angulata, *Lesueur*, felina, *Blainville*). Diese Art ward im Meere von Neuholland in der Nähe der Eintrachtsbay gefangen und mißt sieben Zoll in der Länge. Der längliche Körper ist nicht sehr breit, oben schwarzblau mit einigen weißen Flecken und einem Längskamme auf der Mittellinie, die Flossen sind röthlich, die Augen vorspringend. Die zehn Arme sind blauschwarz punktirt, acht davon sind mit Saugnäpfen besetzt und nur von mittelmäßiger Länge, die beiden andern aber sind sehr lang und haben auf der innern Seite Haken.

5) O. Fleuryi *Reinaud* (*Lesson* Centurie Zoologique p. 61. pl. 17.). Ungefähr fünf Zoll lang, die mit Haken versehenen Arme messen drei Zoll, der Körper läuft nach und nach in eine dünne Spitze aus und die an seinem Ende stehenden Flossen sind breit, fast drei Zoll lang, ihr Seitenlappen ist zugerundet und gegen die Spitze sind sie etwas ausgerandet. Die gewöhnlichen Arme sind dick und mit einer Hautfalte eingefaßt, die Saugnäpfe der beiden mittlern stehen auf zwei Reihen. Die beiden langen Fangarme sind rund gegen das Ende erweitert und auf diesem stehen starke gekrümmte grünliche Haken. Diese Arme sind weiß mit rothen Punkten. Die beiden mittlern Arme sind ganz weiß, die übrigen dunkel kastaniengelb, mit kastanienbraunen Punkten und einem weißlichen Schein. Die Augen sind groß, rein himmelblau, im Innern mit einem lebhaften violetten metallischen Wiederschein. Der ganze Körper ist kastaniengelb, kastanienbraun punktirt und mit weißen gelblichen und bräunlichen Flecken gezeichnet. Ward im atlantischen Oceane gefangen.

Außer diesen Arten führen wir nur namentlich noch an:

6) O. caribaea *Lesueur* (Journal of the Academy of natural Sciences of Philadelphia II.)

7) O. angulata *Lesueur* (daselbst, vergl. oben uncinata.)

8) O. Banksii *Leach* (*Tuckey* Voyage to Zaire pl. 18. f. 2. Journal de Physique tom. 86. Juin. f. 4. *Blainville* Molacologie III. fig. 1.)

9) O. Smithii *Leach* (ib. fig. 4. Journ. d. Ph. ib. f. 5.).

10) O. leptura *Leach* (ib. f. 3.).

11) O. Lessonii *Garnot* (Voyage de la Coquille.). (D. *Thon.*)

ONYCHOTHEUTIS (Paläozoologie.). Auch dieses Geschlecht scheint im fossilen Zustande vorzukommen. Im lithographischen Jura-Kalke der Grafschaft Pappenheim findet sich nämlich ein Fossil, welches mit den hornartigen Theilen im Rücken des Fleischsackes vieler Cryptodibranchiaten *Blainville's*, und insbesondere jener Abtheilung Decacera die größte Aehnlichkeit hat. Graf von Münster hat es dem Genus Onychotheutis *Lichtenstein's* zugewiesen und O. angusta genannt, unter welchem Namen es der Verf. in der v. Schlotheimschen Sammlung gesehen hat. Rüppell bringt es in das Blainville'sche Geschlecht Loligo, welches jenes obige nämlich noch in sich begreift, als L. priscus *Rüpp.* Es erscheint in Form zweier sehr dünner, auf einander gedrückter, hornartiger Blätter von verlängert gleichschenkelig dreieckiger Gestalt von etwa 8″ Länge auf 10‴ Breite am vorderen Ende, welches etwas abgerundet ist. Die eine Fläche ist concav, die andere convex und mag sich, vor der Zusammendrückung von der Mitte gegen die Spitze hin in eine Kante erhoben haben, wodurch die Gestalt eines dreischneidigen Degens vollständig würde. Zwischen beiden Blättern durch die Mitte hin zieht sich eine fast cylindrisch solide Achse, welche in der Mitte etwa $\frac{1}{2}$‴ dick ist, wie sie auch bei manchen lebenden Onychotheuten vorkommen soll. Zu beiden Seiten der Spitze erhebt sich das Gestein gewöhnlich convex in der Form, welche die zwei Flügel einer Pfeilspitze zu haben pflegen. — Rüppell hat ein Exemplar abgebildet (und bei Inspektor Lindner in Bamberg ein ähnliches gesehen), wo zwar jenes Rückenstück nur noch als Abdruck, doch in besondrer Deutlichkeit vorhanden gewesen, aber die Beschaffenheit des umgebenden Gesteines besser die Form des ehemaligen Thieres verrieth. Jenes Rückenstück hat nur 6″ Länge und liegt in der Mitte des Umrisses des ehemaligen eiförmig-elliptischen Fleischsackes von $7\frac{1}{2}$″ Länge auf 2″ Breite, dessen spitzes Ende auch der Spitze jenes Rückenstückes entspricht. Auf dem Rücken glaubt er die Spuren einer herzförmigen Schwimmhaut von $\frac{1}{3}$ der Körperlänge deutlich zu erkennen. Jene zwei Flügel der Pfeilspitze scheinen ihm noch zu dem hornartigen Rückenstücke zu gehören, welches demnach an seiner Spitze wieder breiter gewesen wäre, so daß beide Flügel sich erst mit $\frac{1}{4}$ Länge von der Spitze weg zugerundet und zusammengezogen hätten. Das Gestein, welches von der Peripherie des Fleischsackes eingeschlossen wird, unterscheidet sich als eine weiße kreideartige Masse vor dem übrigen härteren *). (*H. Bronn.*)

ONYGENA, *Pers.* Eine Gewächsgattung aus der Gruppe der Schwämme (Untergruppe Trichodermeae) der natürlichen Familie der Pilze und aus der letzten Ordnung der 24sten Linnéschen Classe. Die zu dieser Gattung gehörigen vier Arten sind gestielte, knopfförmige Schwämme, deren Schlauchbehältniß durch verflochtene Flocken krustenartig ist, auf verschiedene Art aufbricht (bald in eine kleienartige Masse sich auflösend, bald stückweise abbrechend, bald an der Basis zerreißend); die rundlichen Sporidien sind mit Flocken untermischt. Sie finden sich, mit Ausnahme einer Art, nur auf thierischen Überresten) 1) O. equina Pers. (Obs. myc. II. p. 71. t. 6. f. 3., fl. dan. t. 1309. f. 1., Nees Syst. Fig. 121., Lycoperdon equinum *Willd.*, *Sowerb.* fung. t. 292.) mit linsenförmigem, weißlichem Kopfe und kurzem Stiele.

*) E. Rüppell Abbildung und Beschreibung einiger neuen und wenig bekannten Versteinerungen aus der Kalkschiefer-Formation von Solenhofen. Frankfurt 1829. 4. S. 8—9. 3ter Th. Fig. 1.

findet sich im Spätherbste auf alten verwitternden Pferde- und Eselshufen (daher der Gattungsname: ὄνυξ, Huf) durch ganz Europa und in Nordamerika, seltener auf alten Ochsen, Bocks- und Widderhörnern. 2) O. corvina *Alb.* et *Schw.* (Consp. fung. p. 113. t. 9. f. 2., O. hypsipus *Ditm.* in Sturms Teutschl. Fl. III. T. 12.) mit kugeligem, weißlichem Kopfe und langem, nach oben verdünntem Stiele. Auf alten Rabenfedern und Knochen in der Lausitz, auf dem Auswurfe eines Raubvogels in Schonen und auf alten Mäuseknochen im Meklenburgischen; im Herbste. 3) O. Piligena *Fries* (Syst. III. p. 208., Piligena ovina *Schumsaell.* II. p. 221., fl. dan. t. 1740. f. 2.) mit kugeligem, unten fast nabelförmigem Kopfe und langem, gleich dickem Stiele. Auf alter Schafwolle und einem Mäusefelle an feuchten und schattigen Orten in Dänemark und Schweden; im Herbste. 4) O. faginea *Fries* (Symb. gast. p. 25., O. decorticata *Schwein.* carol. p. 65. n. 429. ?O. decorticata Pers. obs. myc. II. p. 72. t. 6. f. 9.) mit kugelig-niedergedrücktem, runzeligem Kopfe und kurzem, gleichdickem Stiele. Im Spätherbste auf faulem Buchenholze in Schweden häufig, auch in Karolina. (*A. Sprengel.*)

ONYGOGRYPOSIS, Onygophthoria, Onygophyma, Onygoptosis, unrichtig zusammengesetzte neue medizinische Ausdrücke statt Onycho-; s. Nagel und Nagelkrankheiten. (*M.*)

ONYX. Unter dieser Benennung begreift man diejenigen Abänderungen des Chalcedons, die aus abwechselnden parallelen Lagen von brauner und milchweißer, auch wohl schwarzer Farbe bestehen. Je mehr dergleichen Lagen vorhanden sind, um so mehr wird er als Edelstein geschätzt. Diese Lagen sind entweder gerade, oder gewellt, oder bilden concentrische Ringe; die erste Abänderung ist aber diejenige, welcher die Steinschneider den meisten Werth beilegen. Wechseln weiße Streifen mit rothen oder orangefarbenen, so nennt man den Stein Sardonyx.

Man benutzt den Onyx vorzüglich zu Cameen, wo man eine Lage zum Grunde und die andere Lage zur Figur wählt, und so wurde er schon von den alten Griechen und Römern benutzt, deren vorzüglichste, auf uns gekommene Arbeiten dieser Art darin ausgeführt worden sind. Stücke von hohem Werthe finden sich in den königlichen Kunstsammlungen von Paris, Wien, Florenz. Aus den größern ringförmig gestreiften Onyxen verfertigte man verschiedene Gefäße, mit halberhabener Arbeit, von denen sich noch einige, zu denen auch die sogenannten Vasa murrhina gehören, bis auf unsere Zeiten erhalten haben. Eins der schönsten Stücke dieser Art ist die berühmte mantuanische Vase, früher in der herzoglichen Kunstkammer in Braunschweig aufbewahrt, jetzt in der königlichen Sammlung in Paris.

Der eigentliche Fundort des Onyx ist nicht genau bekannt, Plinius gibt Indien als solchen an, doch wird von einigen andern Schriftstellern auch Arabien genannt *). (*Germar.*)

*) Über Onyx vergl. *Brand* Minéral. appliq. aux arts. Tom. III. Hoffmann's Handb. d. Mineral. 2ter Bd. 1ste Abth. S. 115.

ONYX, ὁ ὄνυξ, der Nagel. Man versteht unter Onyx eine Eiteransammlung zwischen den Blättchen der Hornhaut des Auges, welche einem Nagelabschnitte des Fingers ähnlich ist. Diese Krankheit, die stets die Folge einer Hornhautentzündung ist, welche bald durch örtliche Ursachen veranlaßt wird, bald in Folge allgemeiner Krankheiten, z. B. des Typhus, des Scharlachfiebers, der Blattern, oder der Scropheln, der anomalen Gicht u. s. w. auftritt, ist von großer Bedeutung, da sie, wenn die Kunst nicht schnell und gewandt eingreift, stets von den schlimmsten Folgen für das Gesicht ist. Gelingt es nämlich nicht durch Mittel örtlich und allgemein die Resorption des zwischen dem Hornhautblättchen abgesonderten Eiters zu bewirken, Mittel, unter denen die Merkurialien, die Senegawurzel, der salzsaure Baryt, die Aqua Laurocerasi zu nennen sind, so platzt die innere oder äußere Fläche der Eiteransammlung, und es kann dann Vorfall der Iris, jedenfalls Verwachsung dieser Membran mit der Hornhaut eintreten, oder es kann eine unheilbare Narbe in der Hornhaut sich bilden. Geschieht dieses nicht, berstet der Hornhautabsceß nicht, so verdickt sich doch das Eiter, vertrocknet nach und nach, und nun bildet sich eine bedeutende unsichtbare Verdickung der Hornhaut, welche das Einfallen der Lichtstrahlen verhindert, und meistens unheilbar ist und bleibt. (Leucoma.) Onyx ist sonach nur der Ausgang einer Entzündung der Hornhaut. (S. diese.) Ihr Name rührt aus der Zeit her, wo die Medizin in der Wiege der Kindheit liegend die Krankheitsnamen durch Vergleichung der Gestalt der Krankheit mit andern Gegenständen erhielt; er kommt daher, daß die Eiterung zwischen den Hornhautlamellen Ähnlichkeit mit dem untern Theile eines Nagels hat. Der Onyx ist leicht von andern ähnlichen Krankheiten seiner eigenthümlichen Form und Farbe wegen zu unterscheiden; wird daher selten verkannt. Verwechselt kann er mit dem Hypopyum werden, eine eiterartige Absonderung der vordern Augenkammer; ist jedoch dadurch von diesen bestimmt zu unterscheiden, daß bei allen Bewegungen des Kopfes bei dem Onyx der Eiter in den Lamellen der cornea stets auf einer Stelle bleibt, während er bei dem Hypopyum, wenn der Kopf auf die eine oder die andere Seite gelegt wird, der Drehung des Kopfes folgt. (Dr. *v. Ammon.*)

Onza, Onze, Oazia s. Oncia (3te Sect. III. S. 431 fg.

Onze, s. Unze.

Onzembray, s. Ons-En-Bray.

OODEOCELE, von ὠοειδής eiförmig und κήλη der Bruch, Hernia, der Bruch am eiförmigen Loche, Hernia foraminis ovalis. Von manchen auch Opodeocele genannt.

Unter Oodeocele versteht man das Hervortreten von Eingeweiden durch die Öffnung des Ligamenti obturatorii, durch welche der nervus obturatorius und die vasa obturatoria aus der Bauchhöhle heraustreten. Bei dem ersten Entstehen ist die Oodeocele nicht sichtbar, erst dann, wenn der Bruch zunimmt, wenn eine größere Menge Eingeweide sich hervordrängt, bemerkt man äu-

ßerlich an dem obern und innern Theile des Schenkels eine Geschwulst, welche sich durch ihre elastische Spannung auszeichnet und die man bei dem gewöhnlichen Verfahren der Taxis unter Gnurren ihres Inhaltes zurückbringen kann. Die Oodeocele hat verschiedene Formen, die davon herrühren, daß sich durch verschiedene Zwischenräume der Muskeln die Hernia hervordrängt und daß sich in ihr bald Gedärme, bald Netz, bald ein Theil der Urinblase befindet. Meistens findet sich die Oodeocele nur auf einer Seite, selten besteht sie auf beiden. Was die anatomisch-pathologische Beschaffenheit der Oodeocele betrifft, so verhält sich diese also: Das Schaambein liegt vor dem Bruchsackhalse; der untere innere und äußere Theil desselben ist von dem ligamentum obturatorium umgeben; der Grund des Bruchsackhalses liegt bald zwischen dem musculus pectinaeus und adductor brevis, bald zwischen den anderen Köpfen des adductor. Die vasa obturatoria befinden sich an seiner äußern und hintern Seite; starke Äste des Nervus obturatorius vor ihnen. Wenn die arteria obturatoria gemeinschaftlich mit der arteria epigastrica entspringt, finden Verschiedenheiten statt.

Es ist immer zu empfehlen, die Oodeocele zu reponiren und sie entweder mittels Compressen und passende Binden, oder mittels eines Leistenbruchbandes zurückzuhalten, dessen Hals nach unten mehr als gewöhnlich verlängert ist und dessen Pelotte unmittelbar unter dem Queraste des Schaambeines auf den Ursprung des musculus pectinaeus drückt.

Klemmt sich die Hernia foraminis ovalis ein, ein Umstand, der zuweilen beobachtet worden ist, und wären dann die Repositionsversuche ohne Nutzen, so müßte man die Erweiterung der eingeklemmten Stelle durch stumpfe Haken von innen nach außen und unten zu bewirken suchen, und wenn dieses Verfahren fruchtlos ist, so wird die Operation durch den Schnitt nöthig. Der Schnitt ist durch die Haut und die Schenkelbinde einen Zoll unter dem Poupartischen Bande und einen Zoll von der Schooßbeingegend an zu führen und muß nach einwärts aber einen Zoll verlaufen. Der Schaambeinmuskel muß schief durch und der lange und kurze Kopf des musculus triceps schief angeschnitten werden. (Dr. *v. Ammon.*)

OODES, *Bonelli* (Insecta.) Eine Gattung Laufkäfer, von Fabricius und andern Autoren zu Carabus, von Gyllenhal zu Harpalus gezählt. Sie gehört zur Section Pentamera, Familie Carnivora, Tribus Carabici, und deren Section Patellimanes. (*Dejean* Species général des Coléoptères. Tom. II. et V.) Die Kennzeichen sind folgende: Die drei ersten Glieder der Tarsen der Vorderfüße sind bei dem Männchen erweitert; das letzte Palpenglied verlängert, fast eiförmig, an der Spitze abgestutzt; Fühler fadenförmig; letzte fast queer, viereckig gestutzt, oder schwach ausgerandet; Mandibeln wenig vorstehend, schwach gebogen, ziemlich spitzig; am Kinne, in der Mitte von dessen Ausrandung, ein schwacher Zahn; Kopf fast dreieckig, hinten etwas verschmälert; Thorax trapezisch, vorn verschmälert, so breit als die Flügeldecken an der Wurzel. — Die Flügeldecken sind ziemlich lang, fast parallel, hinten zugerundet, gestreift, immer mit zwei kleinen eingedrückten Punkten zwischen dem zweiten und dritten Streifen. — Diese Käfer sind alle von mittlerer Größe, in Europa, Ostindien, Afrika, Amerika, Neuholland einheimisch. — Dejean a. a. O. zählt 16 Arten auf.

Als Typus gilt O. helopioides, *Fabricius* und Auctor. — Var. O. obtusus *Sturm* und O. notatus *Megerle von Mühlfeld* in *Dahl* Coleoptera und Lepidoptera p. 5. Länglich eiförmig, schwarz, die Flügeldecken punktirt gestreift. Länge 3½ bis 4 Linien, Breite 1½ bis 1¾ Linien. — Ganz glänzend, das Schildchen ziemlich groß, dreieckig. Findet sich an feuchten Orten unter Steinen, Pflanzenresten, in Teutschland, Frankreich, Schweden, nicht selten, doch auch nicht häufig. (D. *Thon.*)

OOLITH, (Paläozoologie.) Latein. Oolithus, franz. Oolithe, engl. Oolite, Eierstein, versteintes Ei. Man hat geglaubt, mancherlei Eier im fossilen Zustande zu erkennen; nämlich für 1) Fischeier, Oolithi piscium, Roggen, hat man ehedem jene kleinen, kugeligen, concentrisch-schaaligen, kalkartigen Concretionen gehalten, die in ihrem Mittelpunkte oft ein kleines Sandkörnchen einschließen, und welche ganze mächtige Gebirgsmassen, besonders in der Jura-Formation Englands zusammensetzen. (S. Art. Kalkstein.)

2) Vogeleier, Oolithi avium, zu welchen insbesondere die sogenannten Adlereier, Adlersteine, Actiten gehören, die aber nicht organischen Ursprungs sind. Nach der vulgären Meinung wurden ihrer gewöhnlich zu zwei in den Adlernestern gewisser Gegenden gefunden, und waren von da wol auch in den Boden gelangt. Vgl. die angeführten Wörter.

3) Ueber die wirklichen fossilen Vogeleier vergl. Ornitholithen.*) (*H. Bronn.*)

Oolithenkalk s. Kalk.

Oologie, s. Ei.

Oon (Ὠόν). s. Ei.

OOMANTEIA, Ooscopia, Wahrsagung, gegründet auf die Beobachtung der Eier der geschlachteten Opferthiere. Vergl. Lobeck Aglaoph. 410. (*M.*)

OONAE INSULAE, bei Plinius (Hist. Nat. IV, 27.) Inseln im nördlichen Ocean, auf denen eine Völkerschaft wohnte, die sich von Eiern der Seevögel und von Hafer nährte. Siehe den Artikel Oaeonen. (*Aug. Wilhelm.*)

Oonalashka, s. Unalaschka.

OONIN (Albuminin) nennt *J. P. Couerbe* (i. d. Journ. de Pharm. Septbr. 1829. p. 497. teutsch in Schweigger-Seidel's Jahrb. d. Ch. u. Ph. 1829. Hft. 9. S. 112. rc. und in Geiger's Magaz. für Pharm. rc. 1830. März. S. 279 f.), einen neuen organischen Grundstoff, den er aus dem sich selbst überlassenen, ein wenig verdickten Eiweis zog, welches nach Verlauf eines Monats ziemlich viel Oonin, d. i. häutiges, netzförmiges Geflecht von einer Flüssigkeit, umspült, lieferte.

*) *Plinii Secundi* historia mundi lib. XXXVI. c. 21. ed. Basil. 1539. p. 647.

Diese membranöse Substanz des Albumens ist fest, weich, durchscheinend, von häutigblätteriger Structur, geschmack- und geruchlos, und leicht zu pulvern. Erhitzt zersetzt sich das Oonin, ohne zu schmelzen, und liefert Producte einer stickstofffreien Substanz. Glühend schwillt es auf, und hinterläßt eine leichte umfängliche, ziemlich schwer einzuäschernde Kohle. Mit Kupferoxyd behandelt gibt es nur Wasser- und Kohlensäure. In kaltem Wasser unauflöslich, bläht es sich in kochendem auf und zertheilt sich ein wenig, wodurch es das Ansehen eines unlöslichen Mucilago erhält. — Alkohol, Äther und Essig-Naphtha greifen es weder in der Kälte noch Wärme an. In Vitriolöl schwillt es nur etwas auf, wird aber davon bei der geringsten Erwärmung augenblicklich verkohlt, unter Entwicklung eines aromatischen Wohlgeruches. Die kalte Salpetersäure wirkt nur schwach darauf, löst es aber in der Hitze auf, unter Ausstoßen von salpetrichtsaurem Gase. Sein bestes Lösungsmittel ist erhitzte Salzsäure; die Lösung ist farblos, ohne sich bei dem Abkühlen zu trüben; mit Wasser aber verdünnt, trübt sie sich, und wirft ein ungemein feines Pulver nieder. Mit geistiger Kalilauge bei etwas Wärme behandelt, löst sich das *Oonin* auf; wenn man das Kali mit etwas Salzsäure sättiget, so entsteht eine weiße Trübung, und binnen 24 Stunden fällt kein Bodensatz nieder.

Nach Henry d. Sohn und Soubeiran soll das Oonin aus einer Art Zellhäutchen bestehen, worin das Eiweis eingeschlossen liegt, was aber Pelletier einen Widerspruch zu enthalten scheint; (s. Journ. d. Pharm. a. a. O. S. 495 fg.) (*Th. Schreger.*)

OONSEL, (Wilhelm van) geb. zu Antwerpen am 9. August 1571, trat 1593 zu Gent in den Dominicanerorden, studirte in Spanien die Philosophie und Theologie und endigte seine akademische Laufbahn zu Löwen, wo er auch Licentiat der Theologie, nachher Prior seiner Ordensbrüder zu Brügge und Gent in Flandern wurde, sehr eifrig predigte, und am 3. Sept. 1630 zu Gent starb. — Vergl. *Andreae* Bibl. Belg. p. 331. *Ant. Sander* de claris Gandavensibus, p. 54. Seine Schriften, die jetzt wenig Werth mehr haben, findet man in meinen Ergänzungen zum Jöcher. (*Rotermund.*)

Ooracta s. Oaracta. (3te Sect. I. S. 9.)

OORT, (Adam van), älterer niederländischer Geschichtsmaler, geb. zu Antwerpen 1557, gest. 1641. Er war der Sohn des Geschichtsmalers Lambert van Oort *) aus Ammersdorf. Er besaß sehr gute Anlagen für das Fach der Historienmalerei. Seine früheren Arbeiten zeigen, was Anordnung, Formen und Charakter betrifft, einen sehr guten Styl, der jedoch in den späteren Arbeiten in eine Manier ausartete, der sich mehre niederländische Künstler ergaben, und sich fast epidemisch verpflanzte. Besonders bemerkt man neben den wirklich guten Compositionen dieses Meisters eine Vernachlässigung des Naturstudiums und eine blos sich selbst gefallende Ansicht des sich oft wiederholenden Ausdrucks der Handlung; davon abgesehen aber, machen seine Werke auch durch ein gutes Colorit einen ungemeinen Eindruck. Mehre niederländische Kirchen besitzen Gemälde von ihm. Nach ihm sind einige Blätter in Kupfer gestochen worden, als: Christus und Nikodemus, halbe Figuren, von Pet. de Jode; die Anbetung der Hirten von ebendemselben; die fünf Sinne in weiblichen Figuren, die einen jungen Mann umgeben, von Adr. Collärt; des Künstlers Bildniß nach Jac. Jordaens *) von Hendr. Snyers. 8. (*Frenzel.*)

*) P. P. Rubens studirte eine kurze Zeit bei Lambert v. Oort.

*) Jakob Jordaens studirte ebenfalls eine kurze Zeit bei Adam v. Oort.

OORT, (Hendrik van), ein berühmter niederländischer Landschafts- und Thiermaler, geb zu Utrecht 1776, wo er auch einige Zeit wohnte. Nächst der Landschaftsmalerei, die er mit dem glücklichsten Erfolge ausübte — seine Gemälde empfehlen sich auch durch gut gezeichnete Thiere, — vollendete er auch ganz vorzügliche Ansichten von Städten und besonders einzelnen Gebäuden, die er mit besonderer Fertigkeit, sowol was perspektivische Haltung, als den schön gewählten Farbenton betrifft, der Natur getreu darstellte.

Die amsterdamer Kunstausstellung vom Jahre 1818 zeigte von diesem im Allgemeinen mehr in der Zurückgezogenheit lebenden Künstler eine Ansicht der Domkirche zu Utrecht, die man wegen der vorzüglichen Nachahmung der Natur nicht genug bewundern konnte.

Einer der eifrigsten und wahrhaft sinnigen Kunstfreunde, W. A. Haanenbrink in Utrecht, besitzt in seiner Sammlung mehre von des Künstlers Gemälden, und eine bedeutende Zahl seiner Handzeichnungen †). (*Frenzel.*)

†) *R. v. Eynden* und *Adr. v. Willigen* Geschiednis etc.

OORTMAN, (Jan van), der Vater des Joachim Jan Oortman, war Formenschneider bei einer berühmten Zitz- und Kattundruckerei zu Weesp, und ließ sich später in Amsterdam nieder; für das von ihm gehandhabte Fach der Holzschneidekunst besaß er große Verdienste, er fertigte besonders für Buchhändler und für die Gesellschaft der Generalstaaten viele Blätter und schöne Vignetten. (*Frenzel.*)

OORTMAN, (Joachim Jan), Kupferstecher, geb. den 23. Mai 1777, gest. den 9. Januar 1818 zu Paris. Er war der Sohn des holländischen Formen- und Holzschneiders Jan Oortman. Sein erster Lehrmeister in der Zeichnen- und Kupferstecherkunst war W. Koch zu Amsterdam; später erhielt er einen mehr vervollkommneten Unterricht bei dem berühmten Kupferstecher C. H. Hodges, welcher ebenfalls zu Amsterdam wohnte.

Nachdem er bedeutende Fortschritte in der Kunst gemacht und schon manches Gute in Kupfer gestochen hatte, ging er mit dem berühmten Radirer und Kupferstecher Claessens nach Paris, wo er viel zu dem von dem Kupferstecher Filhol herausgegebenen kleinen Musée françois (welches in 10 Bänden gr. Med. Format erschien) lieferte; wir bewundern in diesem Werke die kleinen geistreichen Arbeiten nach Rembrandt, Metzu, Gerhard Dow, und andern; sie sind, was ihre Wirkung und ihren Charakter betrifft, in einer eigenthümlichen den Radirungen des

Rembrandt oder des später lebenden berühmten Kupferstechers G. Fr. Schmidt ähnlichen Manier bearbeitet.

Ein großes Lob erwarb sich der Künstler durch zwei Platten zu der neuen Ausgabe der Lusiade von Camoëns. Seine Pläne und Entwürfe zu größern Werken, wie z. B. zu einem herrlichen, reich ausstaffirten Gemälde mit einer häuslichen Scene von Gerhard Dow — welche Platte ihm vom Könige der Niederlande zum Stechen übertragen war, wovon sich etwas Außerordentliches hoffen ließ, da wenigstens die Anlage mit dem größten Fleiße begonnen war — blieben durch seinen frühzeitigen Tod unvollendet. An ihm hat die Kunst, wie sein Vaterland einen bedauernswerthen Verlust erlitten. (*Frenzel.*)

Oorun, s. Caranja. (1ste Sect. XV. S. 168.)

Ooscopia, (*Ὠοσκοπία*, *ὠοσκοπικά*), s. Oomanteia.

Oosomus, *Schoenherr* (Insecta), s. Peritelus.

OOST, (Jacob van), geb. zu Brügge 1600, gest. 1671; ein guter Geschichts- und Bildnißmaler, welcher, nachdem er die Anfangsgründe der Kunst in seinem Vaterlande erlernt hatte, sich nach Italien in die Schule des Annibal Carracci begab. Hier bildete sich durch den großartigen Charakter des Meisters sein eignes Talent aus, welches besonders eine schöne Richtung für Composition nahm und sich im schönen edlen Styl bekundete, indem die Zeichnung von gutem Geschmacke und einfacher war, als die des Meisters. Sein Colorit war frisch und kräftig und die Natur ist mit großer Wahrheit dargestellt. Seine Gewänder waren breit und großartig geworfen, und eine schöne Architektur gereichte seinen Gemälden zur besondren Zierde. Alles dieses vereiniget, brachte ihn in den Ruf eines geschickten Künstlers, daher er bei seiner Rückkehr aus Italien mit bedeutenden Aufträgen für die Niederlande versehen ward. Von seinen großen historischen Compositionen verdienen folgende besondere Erwähnung: Zu Brügge in der Jesuitenkirche eine Kreuzabnahme und eine Geburt Christi; in der Abtei St. Tron, wo seine Tochter Nonne war, die Ausgießung des heiligen Geistes, er hat hier sein eigenes und seines Sohnes Bildniß unter den Figuren der Apostel angebracht, wo er einen Vorhang zurückzieht; im pariser Museum ein schönes Gemälde, der heil. Carolus Borromäus, wie er den Pestkranken das Abendmahl reicht *); in einem Gerichtssaale zu Brügge war noch ein sehr ausdrucksvolles Gemälde von ihm merkwürdig, welches die Versammlung der Richter bei der Abfassung eines Todesurtheils vorstellte **).

Seine Bildnisse zeigen neben treuer Auffassung der Natur, einen zierlichen Pinsel und einen schönen Schmelz der Farben; vieles erinnert an den Charakter des Rubens und des v. Dyk, nach welchen Meistern er vieles in der Jugend copirt hatte, worin er solche Gewandtheit erhielt, daß seine Copien oft für Originale verkauft wurden. Sein Bruder war auch Geschichtsmaler, verließ aber die Kunst und ging zeitlich zum geistlichen Stande in einen Mönchsorden über. (*Frenzel.*)

*) Hiervon gibt Landon einen Umriß in seinen Annales des beaux arts. **) Viele erklären es für eine Arbeit des jüngern van Oost.

OOST, (Jacob van), der jüngere, des vorigen Jakob van Oost Sohn; geb. 1637, gest. 1713 zu Brügge. Er studirte längere Zeit in Paris und Rom, und malte nachher viel in Lille, wo er sich 41 Jahre aufhielt, doch später kehrte er nach Brügge zurück, wo er, 76 Jahre alt, starb. Unter den Gemälden zu Lille, deren es viele in Kirchen und Palästen gibt, nennt man besonders als vortrefflich in der Stephanskirche die Marter der heil. Barbara. Seine Compositionen waren einfach und gut gedacht, die Zeichnung schön, und sein Pinsel pastos und frei. Unter den nach ihm gestochenen Bildnissen zeichnet sich besonders das des D. Remig. de Laury Archidiak. zu Namur von G. Edelink gestochen, Fol., so wie das von Ignaz Joseph Lepée von Vermeulen, gestochen, Fol., aus. (*Frenzel.*)

Oost-Beveland, s. Beveland. (1ste Sect. IX. S. 358.); auch die übrigen sich hier nicht vorfindenden Composita von Oost und Ooster suche man unter den Hauptwörtern. (*M.*)

OOSTERDYKIA. So nannte Johann Burmann (Afr. p. 258. t. 96.) eine Pflanzengattung zu Ehren seiner Landsleute, der Ärzte Oosterdyk, Vater und Sohn. Jener, Hermann, war Professor in Leyden und Burmann's Lehrer; dieser, Johann, Professor in Utrecht. Vielleicht war N. G. Oosterdyk, dessen Schrift de Aceto (Ultraj. 1762. 4.) in Haller's Bibliothek genannt wird, ein Sohn des Letzteren. — Die Gattung Oosterdykia *Burm.* ist dieselbe, welche Linné Cunonia genannt hat. (S. d. Art.) (*A. Sprengel.*)

OOSTERGA, (Cyprian Regner von), geb. 1614 in Friesland (nicht in Schwoll geboren, er nannte sich blos einen Schwollaner, weil er seine Kindheit daselbst verlebt hatte, sein Vater Thurmwächter daselbst gewesen war; daher pflegte er oft im Scherz zu sagen, er sei von dem höchsten Geschlecht entsprossen). Er studirte und promovirte als Doctor der Rechte zu Leyden, las Privatcollegia in Gröningen, und wurde den 3. März 1641 Professor der Rechte zu Utrecht, mit der Bedingung in 4 Jahren keine andere Stelle anzunehmen. Anfangs war er Professor der Institutionen, dann der Pandekten und 1670 Professor Primarius der Rechtswissenschaften und starb im Oktober 1687. Man hat von ihm: Logica juridica, Traject. 1638. 12. — Censura Belgica in libros quatuor Institutionum cum Disputationibus ad Institutt. Ibid. 1648. 8. Novae animadversiones in Pandectas, ib. 1665. 4. 2 Theile. In omnes leges Codicis, ibid. 1666. 4. Ad jus Canonicum, ib. 1669. 4. Ad Novellas constitut. Justiniani et consuetudines Feudorum. Ibid. 1669. 4. — Notae ad Everhardi Bronckhorstii methodum Feudorum. Traj. 1652. u. a. m. — Vergl. Burmanni Trajectum erudit. p. 253. *Andreae* Bibl. Belg. in Append. 1860. (*Rotermund.*)

OOSTERHOUT, Marktflecken im Bezirke von Breda, in der Provinz Nord-Brabant mit 6500 Einw., die sich besonders mit Töpferei beschäftigen und Handel treiben. Jährlich werden drei bedeutende Märkte, besonders für Tuch und Leinwand, gehalten. (*L. F. Kämtz.*)

OOSTERHOUT, (Derk van), ein holländischer Geschichtsmaler, geb. zu Thiel in der Provinz Geldern 1756. Schon in seiner Jugend zeigte er vielen Sinn und entschiedenes Talent für die Malerei, indem er Gelegenheit hatte, viele schöne Kunstwerke bei seinem Freunde H. Hoogers zu Nimwegen zu sehen. In der Zeichnenkunst vervollkommnete er sich bei Rob. van Eynden, welcher ihm besonders Anleitung zum Zeichnen nach Gypsfiguren gab.

Die Fortschritte, die der junge Mann hier machte, bewogen seinen Vater, die Neigung des Sohnes immer mehr zu nähren, und er beschloß deshalb ihn ein Jahr auf die Zeichnenakademie nach Amsterdam zu bringen, wo es ihm indeß nicht gefiel, und da er später Gelegenheit erhielt, einen Platz als Schüler bei der damaligen kurfürstlichen Akademie in Düsseldorf zu erlangen, so begab er sich dahin. Hier nahm sich seiner der damalige berühmte Director Krahe auf die freundlichste und väterlichste Art an, sodaß Oosterhout der Aufenthalt in Düsseldorf ebenso angenehm als lehrreich wurde; denn die damals in Düsseldorf sich befindende schöne Gemäldegalerie (welche später nach München kam), gab ihm Gelegenheit, hier nach den berühmtesten Werken von Raphael, Rubens, C. Dolce, van Dyk und van der Werff, so wie nach andern berühmten Meistern zu studiren, und er lieferte nach einigen jener Meister vortreffliche Copien.

Später kehrte er nach seiner Geburtsstadt zurück und ließ sich ganz daselbst nieder. Hier malte er viele Bildnisse und Scenen des bürgerlichen Lebens und seine Arbeiten finden sich vorzugsweise in Thiel, in Utrecht und der Umgegend; ganz besonders sind auch in Amsterdam in der berühmten Sammlung des Herrn Brentano und bei Herrn Boonenbakker mehre vortreffliche Arbeiten von ihm; ein in einer Kirche zu Thiel sich befindendes Altargemälde gehört zu seinen bessern Kunstproducten.

Van Oosterhout hatte sich auch die englische Manier in Wasserfarben zu zeichnen und zu malen zu eigen gemacht, worin er mit sehr glücklichem Erfolge Vieles arbeitete, so daß die Gesellschaft der Generalstaaten ihm deshalb einen Preis ertheilte *). (*Frenzel.*)

OOSTERHUIS, (H. P.), ein Bildniß- und Landschaftsmaler aus Gröningen. Es ist wenig von ihm bekannt. Im Jahre 1801 erhielt er von der gröninger Zeichnenakademie wegen einer Zeichnung nach dem lebenden Modell den ersten Preis, später brachte ihn zu großem Rufe das nach seiner Zeichnung von D. Sluiter und W. H. Hoogkamer gestochene, bei dem Kunsthändler J. Groenwood zu Amsterdam erschienene Blatt „die Schlacht von Waterloo," wovon aus der amsterdamer Kunstausstellung 1816 die schöne in chinesischem Tusche ausgeführte Zeichnung zu sehen war †). (*Frenzel.*)

OOSTERWYK, (Maria van), eine sehr berühmte Blumenmalerin, geb. zu Nootdorp bei Delft in Holland gegen 1660, gest. zu Eutdam 1693. Sie war die Tochter eines reformirten Predigers, vom lebendigsten Geiste *) und Zartgefühle für Kunst, eine würdige Schülerin des berühmten de Heem und kam durch ihre Kunst in so großen Ruf, daß die damals lebenden Monarchen Ludwig XIV., König Wilhelm III., von England, und Kaiser Leopold I. ihre Werke zu wahrhaft königlichen Preisen bezahlten.

Mit derselben Geistesfülle und Naturtreue, als sie ihre Blumen und Früchte aus dem Wahren entlehnte und in ihren Werken gleichsam poetisch zusammensetzte, mit ebendemselben Zartgefühle behandelte und vollendete sie ihre Gemälde in dem lebhaftesten Colorit und mit dem außerordentlichsten Fleiße. Die äußerst zarte Vollendung ihrer Werke, wo jeder einzelne kleine Gegenstand für sich wieder besonders im Einzelnen behandelt wurde, verursachte, daß sie nicht zu viel liefern konnte, wodurch sich die Seltenheit ihrer Arbeiten vergrößerte.

Die königliche Gemäldegalerie in Dresden besitzt von ihr zwei der herrlichsten Gemälde: ein Blumenglas mit allerlei Blumen gefüllt, auf einem Marmortisch stehend, und dabei einige Muscheln; dann ein Fruchtstück mit Weintrauben, Melonen, einem goldnen Pokal und einem Glase mit Wein, 2 Fuß hoch und breit. Beide Gemälde wurden vom König August III. für die Galerie um den Preis von 2400 fl. gekauft. (*Frenzel.*)

Opa. *Lour.* s. Syzygium, *Gärtn.*

OPAETHUS, *Vieillot*, (Aves). Diese Gattung ward von Linné zu Cuculus gerechnet, von Illiger Corythaix genannt, und ward unter diesem Artikel mit Unrecht auf Musophaga verwiesen, indem sie von allen neuern Systematikern davon getrennt wird. Sie muß den Namen Corythaix, als den ältesten, behalten, obgleich *Wagler* (Systema Avium. Pars prima) denselben verwirft und sie Spelectos genannt hat. Im Systeme ist ihr Stand noch zweifelhaft, wegen der Wendezehe, indessen wird sie von den meisten Systematikern zu den Klettervögeln gestellt, von Boie (Isis XIX. S. 977.) an das Ende der Familie Psittacidae, von Lesson (Traité d'Ornithologie p. 123.) in die Familie Musophageae. Die Kennzeichen sind folgende: der Schnabel ist kürzer als der Kopf, klein, stark zusammengedrückt, hoch, schmal, an der Wurzel etwas stärker, von dieser bis zur Spitze sehr krummfirstig, die Kuppe des Oberkiefers reicht über das Ende des untern hinaus, ist dann an den Seiten buchtig, die Kieferschneiden sind gerade, sägezähnig ausgerandet, die Schnabelfirste ist stumpf, messerförmig, die Kieferseiten sind flach, glatt, die Äste des Unterkiefers steigen nicht über dessen Spitze in die Höhe, so, daß der ganze Unterkiefer gerade erscheint, er ist um das Dreifache niedriger, als der Oberkiefer, die Spitze desselben steigt

*) v. *Eynden* und *Willigen* Geschiedenis der vaderlandsche Schilderkonst. †) *Ibidem.*

*) Die Festigkeit ihres Charakters zeigt folgende Anekdote, nämlich der berühmte aber sehr liederliche Künstler Wilhelm van Aelst wohnte ihr gegenüber, und als er seine Neigung, sie zu heirathen, zu erkennen gab und sich das Jawort ausbat, ertheilte sie ihm zur Bedingung: „daß er vorher ein Jahr täglich zehn Stunden arbeiten müßte." Dem leichtsinnigen Künstler war dieses (was die witzige Künstlerin wohl wußte) unmöglich zu halten und somit ging die Idee der Heirath zurück.

winkelig in die Höhe, ist scharf, zusammengedrückt. Die Nasenlöcher sind groß, eirundlich, ganz offen, stehen gerade in der Mitte des Oberkiefers und sind durch die seidenartigen, nach vorn gerichteten Federn der Halfter verdeckt. Die Zunge ist knorpelig, flach, spitzig. Die Zügel sind befiedert, die warzigen Augenkreise und die Augenwinkel nackt. Die Füße sind Wandelfüße, stark, die Fußwurzel (Tarsus) so lang als die mittlere Zehe, die Vorderseite der Fußwurzel und der Zehenrücken sind geschildet, die Hinter- und Unterseite mit kleinen Wärzchen besetzt, alle vier Zehen sind ungleich groß, die Hinterzehe ist die kleinste; die äußere Vorderzehe ist eine Wendezehe, welche der Vogel meistens nach hinten gerichtet trägt, so daß Kletterfüße entstehen, die Klauen sind ziemlich stark, fast zum Klettern gebildet, die der Mittelzehe ist die größte, die übrigen sind untereinander gleich. Der Schwanz ist ziemlich lang, am Ende zugerundet, und besteht aus zehn geraden, breiten, an der Spitze zugerundeten Steuerfedern. Die Flügel sind ziemlich kurz, an der Spitze stumpf mit concaver Unterseite, sie gehen kaum über die Schwanzwurzel hinaus, die erste Schwungfeder ist kurz, die Schwungfedern der zweiten Ordnung sind sehr breit. Das Gefieder besteht mit Ausnahme der Flügel und Schwanzfedern, welche dichtfaserig und mehr oder weniger glänzend sind, aus weitfaserigen, seidenartigen Federn.

Nach den Beobachtungen Levaillants sind diese Vögel sehr lebhaft und hüpfen leicht, mit geschlossenen Flügeln, von Ast zu Ast, haben aber einen schwerfälligen, rauschenden Flug. Sie leben in Monogamie, nisten in Baumlöcher, legen vier Eier, welche die Eltern gemeinschaftlich ausbrüten und die Jungen erziehen, und leben fast blos von Früchten.

1) O. Corythaix, *Wagler* (l. c. Spec. I. — Le Touraco de Guinée *Buffon*, pl. enl. 601. — Le Touraco Loury *Levaillant* Promerops et Guêpiers. p. 19. t. 16. — Op. Persa *Vieillot*.)

Auf dem Kopfe steht eine hohe, sehr zusammengedrückte, weiß gesäumte, nur einen Viertelsbogen bildende Haube, der Kopf und der ganze Hals, der Oberrücken, die Brust, der Vorderbauch, die kleinern Flügeldeckfedern sind einfarbig grasgrün mit Ausnahme eines geraden, weißen, seidenglänzenden Streifens unter den Augen bis an die Ohren und eines andern gleichfarbigen vom Schnabelwinkel zum vordern Theile der Augenkreise, welcher mit den vorigen einen schwarzen, viereckigen Fleck einschließt; die mittlern und größern Flügeldeckfedern, die Schwungfedern der zweiten Ordnung und die Oberseite des Schwanzes sind glänzend erzgrün, die Schwungfedern der ersten Ordnung und die der zweiten von der Mitte bis zur Spitze sind gesättiget purpurscharlachfarben, die Schwungfedern der ersten Ordnung sind auswendig, alle aber an der Spitze violettschwarz gerandet, der Bauch, der Steiß und der Unterrücken sind schwärzlich. Das ist die Färbung des erwachsenen Männchens. Das erwachsene Weibchen ist demselben ganz ähnlich, doch kleiner und das Gefieder weniger glänzend. Die Jungen sind weniger rein gefärbt, der Schnabel braun, die Haube roth gesäumt. Bei den Erwachsenen ist der Schnabel orangegelb, die Füße schwarz, die Iris rothbraun, die Augenkreise orangenfarben. Die ganze Länge beträgt 17 Zoll, wovon der Schwanz 8½ wegnimmt. Diese Art lebt häufig am Cap der guten Hoffnung, in Wäldern, von Früchten, welche sie ganz verschlingt. Es ist ein wenig mißtrauischer Vogel und sehr neugierig, so daß er sich den Menschen eher nähert, als er sie flieht, seine gewöhnliche Stimme läßt sich durch ein langgezogenes cor ausdrücken, sein Lärmgeschrei ist ein starker Trompetenton, sein Locklon curu, acht- bis zehnmal wiederholt. Das Nest in hohlen Bäumen enthält vier weißbläuliche Eier. Das Fleisch dieses Vogels ist äußerst schmackhaft.

2) O. Persa *Linné* (*Gmelin*, *Latham* excl. cit. *Buff*. 601. — Touraco *Edwards Glanures* I. t. 7. — Touraco d'Abyssinie, *Buffon*. Turaco *Buffon*. *Levaillant* l. c. t. 17. — Op. africanus *Shaw* General Zoology. — Op. *Buffonii*, *Vieillot*. — Corythaix purpureus, *Cuvier*, *Lesson*.)

Diese Art ist der vorigen sehr ähnlich, deshalb häufig mit ihr verwechselt, und zuerst von Levaillant unterschieden worden. Sie weicht von jener in folgenden Stücken ab: die Kopfhaube ist ganz grün, weniger zusammengedrückt und halbzirkelförmig, die Schulterfedern sind zum Theil, die Schwungfedern der zweiten Ordnung außen, der Rücken und der Schwanz auf der Oberseite gesättigt violett. Der Erzglanz fehlt, unter den Augen ist ein weißer horizontaler Streif, der oben etwas schwarz gerandet ist. Der Schnabel ist braun, die Firste desselben ziegelroth, die Augenkreise sind scharlachroth, die Iris gesättigt haselnußbraun, die Füße bleischwärzlich. Etwas kleiner als die vorige Art und in Guinea einheimisch.

3) O. erythrolophos, *Vieillot* (Gallerie des Oiseaux pl. 49.) — Encyclopédie, tom. III. p. 1298. — Musophaga Paulina, *Temminck* pl. col. 23.)

Die Kopfhaube zusammengedrückt, zugerundet, roth, weiß gerandet, mit kleinen weiß gerandeten Federn hinten bis auf den Oberhals reichend. Die Federn über den Nasenlöchern, am Hals und Rücken, die obern Deckfedern der Flügel, die Schwungfedern der zweiten Ordnung, Kehle und Brust schmutzigkupfergrün, glänzend, Bauch und Unterbauch mit grünblauem Schiller, die Schwungfedern außen lebhaft roth, innen röthlich, der Kopf an den Seiten weiß, die Augenkreise roth. Der Schnabel orangegelb, die Augen groß mit röthlicher Iris, der Schwanz zugerundet, die Füße gräulichschwarz. Dieser Vogel hat die Größe einer Taube. Einer, welcher in Paris lebendig beobachtet wurde, zeichnete sich durch Sanftheit und zierliche Bewegungen aus, und hatte sowol auf dem Boden als in der Höhe sitzend ein gefälliges Ansehen. Er ließ sich gern liebkosen, und ward mit Früchten, Zuckerwerk und in Zuckerwasser geweichtem Weißbrode ernährt. Bei der Section dieses Exemplares ergab sich Folgendes: der Kamm im Auge lag sehr schräg und hatte nur 15 bis 16 Falten auf der einen Seite, 10 oder 12 auf der andern. Das Brustbein war wie bei den Klettervögeln sehr kurz, aber breit und fast vier-

eckig, an seinem hintern Rande waren zwei Ausrandungen von geringer Tiefe, der Brustbeinkamm war von geringer Größe, dreieckig, am untern Rande fast gerade, der vordere ebenfalls fast gerade, erstreckte sich nicht so stark nach hinten, wie bei den hühnerartigen Vögeln. Am Gabelknochen fehlte der Fortsatz an der Vereinigung seiner beiden Äste, wie man denselben bei den hühnerartigen Vögeln antrifft. Das Schulterblatt sehr kurz, ziemlich breit und an den Enden stumpf, wich demnach ebenfalls im Bau bedeutend von dem der gedachten Vögel ab. Der Kropf fehlte, der Magenanhang war klein, spindelförmig, der Magen hatte nur einen geringen Umfang, die Blinddärme fehlten. Nach dieser Untersuchung ergibt sich, daß diese Vögel weder den hühner- noch taubenartigen zugezählt werden können, daß sie in manchen Stücken mit den Papageien übereintreffen, aber auch wieder von denselben verschieden sind, und daß übrigens ihr natürlichster Platz wol überhaupt bei den Klettervögeln ist.

Diese letztere Art lebt im mittlern Afrika in Wäldern. (D. *Thon.*)

OPAL, edler, Opalus. I. Natürlicher: ein in derben Massen vorkommender, nicht ganz durchsichtiger sogenannter Halbedelstein, im Grunde ein mehr durchscheinender Agat von weißer, gelber, rother, grüner Farbe, mit herrlichen Farben spielend, den man in Indien, Ägypten, Arabien, Cypern, vorzüglich schön im Porphyr bei Kaschau in Ungarn, in Böhmen, Schlesien, Sachsen, und auf den Inseln Island und Förrö findet. Er ist härter als Apatit, weicher als Bergkrystall und enthält 9 Kiesel, 1 Wasser, bisweilen auch etwas Eisenoxyd, oder Thon, wiegt 2—2½. Es gibt davon verschiedene Arten: der häufigste hat eine Milchfarbe, Glas- oder Wachsglanz, Muschelbruch, zerknistert und wird leichter im Feuer; er findet sich in Klüften und Gängen von Porphyr und Mandelstein. Der edle ist wasserhell, milchweiß, und spielt je nachdem er gehalten wird, in den schönsten rothen, grünen, blauen und gelben Farben; er opalisirt angeblich wegen zarter Sprünge in seiner Oberfläche. Er findet sich besonders in Ungarn, und ist zur Vermehrung des Farbenspiels rundlich geschliffen, als Ring- und Schmuckstein beliebt. Schon die alten Römer kannten denselben. Der Römer Nonius besaß einen dergleichen von 140,000 Gulden an Werth; die zwei größten und schönsten hat wol jetzt der Kaiser von Österreich; einer ist mannsfaustgroß, der andere von der Größe eines Hühnereies; beide schätzt man über 100,000 Kaisergulden.

Der Feueropal ist hyacinthroth, dendritisch gezeichnet und spielt ins Gelbliche, Karmin- und Apfelrothe. Er findet sich in Mexiko und auf den Förödern.

Seltener kommt der schwarze vor, mit Gelb schillernd, wie eine schwarze Kohle, die auf einer Seite glüht.

Der grüne soll von Nickeloxyd gefärbt sein.

Der gelbliche ist mit Schwarz vermischt, schattirt aber nicht sonderlich.

Der gemeine Opal ohne Farbenspiel, halbdurchsichtig wachsglänzend, milchweiß, gelblich oder grünlich heißt auch Hyalit, und im Lichte röthlich spielend, Girasol oder Wehfe. Man findet ihn bei dem edeln Opal, in einem weichen Steine von Ungarn, Sachsen, Böhmen.

Das sehr harte Katzenauge rechnet man wol mit Unrecht zu den Opalen (s. Katzenauge).

Der Halbopal ist eine Pechsteinart aus der Gegend von Frankfurt a. M. und enthält nach Wiegleb, 89,58 Kiesel-, 3,41 Thon-, 3,33 Kalk-, und 5,41 Eisenerde.

Noch rechnet man zu den Naturopalen: den Menilith, Kacholong und Jaspopal.

II. Künstlicher Opal (Opalfluß) läßt sich verschiedentlich darstellen: indem man 1) Glasflüssen den achten Theil Flußspath zusetzt; 2) gebrannten Kiesel (130), Salpeter (70), Weinstein (12), gebranntes Hirschhorn oder Knochen (12—15) und Arsenik (5) anhaltend brennt, oder 3) Zinnasche, Zinnweiß &c. mit einem ganz durchsichtigen Flusse zusammenschmelzt; oder 4) Mennige (4 Lth.) mit zart abgeriebenem Bergkrystalle (2), gereinigtem Salpeter (1) und Weinstein (1) zu Glase, und mit 2 Lothen dieses Glases 10 Gr. Hornsilber, 2 Gr. Magnet, und 26 Gr. Knochenerde schmelzt; oder 5) auf 2 Loth Pierre de stras ¼ Loth. Arsenik und nur wenig Kupfersalz setzt; oder 6) etwas weniges Hornsilber und Magnet mit feinem Sand (6), geläutertem Salpeter (4), Borax (2) und Arsenik (1) zusammenschmelzt &c. (*Th. Schreger.*)

OPALIA (sc. Sacra), Fest der Ops (s. Ops) wurde den 19. Dec. begangen. *Varro* L. L. V, 3. *Macrob.* Saturn. I, 10. (*Meier.*)

OPALINSKY, kanzleimäßig Bnin-Opalinsky, großes polnisches Geschlecht, das indessen selbst nur ein Zweig des weitverbreiteten, durch ein goldnes Schiff im rothen Felde bezeichneten Stammes Lodzia, dem unter andern auch der für Schlesien so wichtig gewordene Graf Peter der Däne und die großen böhmischen Freiherren von Schwanberg angehören. Der Opalinsky Stammhaus ist das Städtchen und die bedeutende Herrschaft Bnin, in der vormaligen Woiwodschaft Posen, zwischen Posen und Peysern gelegen, und nur durch einen schmalen Raum von dem Städtchen Kurnik, dem Stammhause eines andern Zweiges desselben Geschlechtes — aus welchem der Bischof von Posen, Nikolaus von Kurnik, erw. 1374 — getrennt. Ein Jakob von Bnin soll bereits um die Mitte des 12. Jahrhunderts als ein glücklicher Feldherr die Pommern in mehren Schlachten besiegt haben. Andreas von Bnin, Castellan von Kalisch, wurde tödtlich verwundet, als die Markgrafen von Brandenburg den Herzog Przemislaus von Großpolen 1296 zu Rogozno verrätherischer Weise überfielen und niedermachten. Ein andrer Andreas von Bnin, Castellan von Posen, war einer der Gesandten, welche im J. 1300 nach Böhmen versendet wurden, um dem Könige Wenzeslaus II. die durch des Wladislaw Loktek Vertreibung erledigte polnische Krone anzutragen. Peter, General von Großpolen, verrichtete 1374 denselben Auftrag bei König Ludwig von Ungarn. Matthias von Bnin kommt 1413 als Woiwode von Kalisch vor. Peter, Castellan von Posen, ging 1433 an

den Hof Kaiser Sigmunds, um wegen eines Friedens mit den teutschen Rittern zu unterhandeln. Sein Bruder Johann, Woiwode von Posen, starb 1440; unter dessen Enkeln sind vornehmlich Johann II., Matthias und Andreas zu bemerken. Johann II. war Bischof von Wladislaw oder Kujavien, und Kanzler des Königs Casimir III. Matthias, Woiwode von Posen und General von Großpolen, hinterließ einen Sohn Peter, der zuerst das Bisthum Przemysl, und später jenes von Wladislaw besaß, und im J. 1493 das Zeitliche segnete. Andreas endlich war Castellan von Kaminietz. Dieses Andreas Söhne nahmen zuerst den Namen **Opalinsky** an, nachdem ihr Vetter Andreas von Bnin, Bischof zu Posen (st. 1479), auf seinem Erbgute, 4 Meilen westlich von Posen, ein Städtchen erbaut hatte, welches, indem es früher der gewöhnliche Richtplatz zum Feuertode verurtheilter Waldenser und Hussiten, namentlich der fünf von Abraham Zbaski auf seiner Burg zu Benschen beherbergten böhmischen Priester gewesen, den Namen **Opalenice** empfing. Peter Bnin Opalinsky, Castellan zu Gnesen, wurde von König Sigmund verschiedentlich zu Gesandtschaften gebraucht; sterbend vermachte er, der selbst kinderlos, dem königlichen Prinzen Sigismund August, dessen Hofmeister er gewesen, die Summe von 100,000 Gulden. Sein Bruderssohn Andreas, Kron-Großmarschall (als solcher kommt er bereits 1578 vor), General von Großpolen und Starost von Rohatyn *) starb 1593, mit Hinterlassung der Söhne Peter, Andreas und Lukas. Peter war Starost zu Gnesen, Andreas Bischof zu Posen, früher aber päpstlicher Kämmerling, Lukas endlich Kron-Großmarschall. Er vermählte sich 1607 mit Christophs Kostka Witwe, Anna von Pilcza, der letzten Tochter ihres sehr reichen und mächtigen Geschlechtes, allein eben diese Heirath verwickelte ihn in eine verzweifelte Fehde mit Stanislaus Zmigrod-Stadnicki. Es wurden von beiden Seiten Armeen in das Feld gestellt. Stanislaus rief sogar die siebenbürgischen Heydukken zu Hülfe, um seines Gegners Besitzungen zu verheeren, mußte aber dennoch unterliegen, und wurde endlich von dem Großmarschall erstochen. Der König, der zu schwach gewesen war, diesen Unordnungen zu steuern, ließ die Parteien austoben, dann aber foderte er Rechenschaft von Opalinsky, und dieser mußte sich glücklich schätzen, den Bruch des Landfriedens nur mit einem großen Theile des erheiratheten Reichthums büßen zu dürfen. Seitdem beschäftigt er sich vornehmlich mit den Wissenschaften, seine drei Bücher de officiis, die er unter dem erdichteten Namen von **Paul Neocelus** herausgab, wurden ursprünglich nur in 20 Exemplaren abgedruckt, erlebten aber zwei andere Auflagen, von denen die eine durch den Woiwoden Andreas Maximilian Fredro besorgt wurde, und die andere zu Danzig im J. 1703 erschien. Lucas wird auch für den Verfasser, oder wenigstens für den Urheber der Polonia defensa contra Barclaium gehalten. Christoph Graf von Bnin-Opalinsky, Woiwode von Posen, Herr auf Zierke, Schubin in dem Netzdistrikt, Labischin, eben daselbst, Tulischkowo zwischen Kalisch und Konin unweit der Warthe, Opaleniцe, Neustadt, zwischen Posen und Meseritz, Grätz, bei Opalenice, Tirschtigel an der Obra, Pinne unweit Neustadt, Staw in der Nähe von Peysern, Luschwitz unweit Fraustadt u. s. w., überhaupt einer der reichsten polnischen Herren, ging 1645 mit dem Woiwoden Dönhof von Pomerellen als Gesandter nach Paris, um des Königs Wladislaw IV. Braut, die Prinzessin von Nevers, heimzuführen. Paris hatte kaum noch etwas gesehen, was der Pracht dieser Gesandtschaft zu vergleichen. Als einige Entschädigung für einen mehr als fürstlichen Aufwand erhielt Christoph 1646 von seinem Könige die damals 60,000 Gulden poln. jährlich ertragende Starostei Kowal in Kujavien. Im J. 1655 vermittelte er den Vertrag vom 15. (25.) Juli, wodurch die Woiwodschaften Posen und Kalisch sich schwedischem Schutze unterwarfen. Nikolaus, der unter andern auch die stattliche Burg Tenczyn bei Krakau, mit der reichen, darnach benannten Grafschaft besaß, kömmt 1656, Lukas aber 1658 als Kron-Hofmarschall, und Peter 1657 als Woiwode von Podlachien vor. Johann Opalinsky, Woiwode von Kalisch, und früher Gesandter zu Rom, Florenz und Venedig, befand sich auf dem Wahltage von 1669. Die Nation hatte sich in zwei Parteien getheilt, deren eine den Prinzen von Lothringen, die andere den Pfalzgrafen von Neuburg zum Könige wollte. Der Reichstag ward unruhig, von beiden Seiten fielen heftige Worte, es kam zu den Waffen, und viele Menschen wurden getödtet. Schon drohete der Krongroßfeldherr Sobiesky Truppen vorrücken zu lassen, als Opalinsky auftrat, die Thorheit, sich wegen fremder Prinzen zu schlagen, in ihrer ganzen Lächerlichkeit darstellte, und am Ende vorschlug, nach der Alten Beispiel wieder einen Piasten zum König zu wählen. Seine Idee fand allgemeinen Eingang und Michael Wisnowiecki wurde König von Polen. Casimir Opalinsky, Abt zu Plock, im J. 1680, und später Bischof von Culm, gehörte zu den entschiedensten Gegnern des Königs Johann Sobiesky, er war es, der auf öffentlichem Reichstage zu dem Könige sagte: aut regnare desine, aut recte judica. Adam Anton Graf Opalinsky vermählte sich 1691 mit der Gräfin Elisabeth Friderike von Schaffgotsch, starb aber 1695 ohne Kinder. Graf Heinrich Opalinsky, Castellan von Posen, hinterließ eine einzige Tochter, Catharina, geb. d. 5. Nov. 1680, die im J. 1698 an Stanislaus Lesczinsky, den nachmaligen König, vermählt wurde, und den ganzen Reichthum ihres Hauses, namentlich 75 Städte, an die Lesczinsky brachte. Die Königin Catharina starb zu Luneville den 19. März 1747 und ruht zu Nancy in der Capelle von Nôtre-Dame de bon-secours, neben ihrem Gemahl, der ihr Andenken durch ein Grabmonument von Adams Meisterhand verewigt hat. Viele ihrer Besitzungen in Polen hatte sie selbst noch verkauft, eine der bedeutendsten, die Herrschaft Zierke an der Warthe, mit einem von den Opalinsky fundirten schönen Bernhardinerkloster verkaufte ihre Tochter, die Königin von Frankreich

*) Seines gewöhnlichen Wohnsitzes in Radlew Pracht und Annehmlichkeiten vergleicht Stanislaus Sarnizky den Gärten des Lucullus.

1749 um eine Million Gulden an den Grafen Brühl. Einige andere Güter scheinen sich aber noch im Besitze der Bourbons zu befinden. Graf Adalbert Opalinsky erhielt im J. 1763 die Woiwodschaft Masovien, vertauschte sie im April 1766 mit jener von Siradien, und starb im März 1775. (*v. Stramberg.*)

OPANKEN. So, oder auch Opintschen, heißt eine Art grob gearbeiteter Schuhe von steifem Leder, welche die Einwohner in mehren Gegenden von Ungarn und in den ungarischen Militair-Grenzbezirken tragen. Statt des Überleders haben dieselben zwei oder mehre schmale Riemen. Das Leder dazu (Opankenleder) wird aus Ochsen-, Kuh- und Pferdehäuten mit Erlenrinde gegerbt, und erhält keine Zurichtung, weil es steif bleiben soll. Es hat eine rothbraune Farbe, und wird auch zu Pferdegeschirr verarbeitet, durchaus aber nur zum innern Verbrauche jener Landestheile. Die Bereitung dieser Ledersorte geschieht im Wesentlichen auf folgende Art: die rohen Häute werden in Wasser etwas erweicht (wozu, wenn sie frisch sind, nur 24 Stunden, wenn sie trocken sind, wol sechs bis acht Tage erfodert werden), dann drei Tage lang in eine Beitze von Asche, Kalk und Wasser gelegt, herausgenommen und enthaart, in Flußwasser gut ausgewaschen, mit einer warmen Lohbrühe (aus Erlenrinde mittels Wasser bereitet) übergossen, darin eine Stunde lang fleißig durchgearbeitet, nach 24 Stunden wieder herausgenommen und an der Sonne getrocknet. Die rothbraune Farbe wird durch die Brühe von Erlenrinde hervorgebracht. (*Karmarsch.*)

OPARO, eine von den Societätsinseln in 27° 36′ südlicher Breite und 215° 58′ östlicher Länge (von Greenwich), welche im December 1791 von Vancouver entdeckt wurde. Diese Insel scheint aus einer Menge hoher, zerrissener Berge zu bestehen, welche an manchen Stellen sehr romantische Gegenden bildeten, in denen sich die Felsen fast vertical aus bedeutender Höhe bis zum Meere erstreckten; in den Spalten war nur Gesträuch vorhanden, und auch die Beschaffenheit der Kähne zeigte, daß hier keine bedeutenden Bäume verkämen. Die Zahl der Einwohner schätzte Vancouver zu 1200. Sie schienen ungeachtet der Unfruchtbarkeit der Insel sehr kräftig gebaut, und von mittlerem Wuchse zu sein; von Mistrauen bemerkten die Engländer keine Spur. Sie gingen ganz nackt und waren nicht tättowirt. (*L. F. Kämtz.*)

OPATOW, Obwod in der Woiwodschaft Sandomir im Königreiche Polen und den südwestlichen Theil von diesem bildend, mit der Hauptstadt gleiches Namens. Diese liegt an der Opatowka in einer fruchtbaren Gegend, hat 4 Kirchen und 2500 Einw., unter denen viele Juden sind, welche einen ausgebreiteten Handel treiben. Ein Benedictinerkloster auf dem benachbarten Calvarienberge wurde von dem polnischen Könige Boleslaus I. gestiftet; Prinz Emericus von Ungarn schenkte ihm mehre Reliquien, namentlich Stücke vom Kreuze Christi. (*L. F. Kämtz.*)

OPATOWITZ (Oppatowitz), ein ehemals sehr berühmtes Benedictinerkloster unfern Königin-Grätz in Böhmen, wurde im elften Jahrhunderte erbaut, vom Könige Wratislaw II. reichlich beschenkt und zu einer Abtei erhoben. In der Mitte des 14. Jahrhunderts galt es für eins der reichsten Klöster in Böhmen, welchem drei Propsteien unterworfen waren, und dessen Geistliche nur aus dem Ritterstande genommen wurden. Es verbreitete sich jetzt die Sage, im Kloster liege ein unermeßlicher Schatz. Karl IV. reiste hin, um sich davon zu überzeugen, der Abt führte ihn verhüllt durch mehre Gänge, versichernd, daß nur ihm und zwei andern Mönchen der Ort bekannt sei, wo sich derselbe befände. Bei dem Abschiede erhielt Karl IV. einen schönen goldnen Ring, verschwieg das Geheimniß und vertraute es erst auf dem Sterbebette einigen geheimen Räthen. Hat auch diese Erzählung eine sehr geringe Wahrscheinlichkeit, so wurde doch dadurch der Glaube, als ob sich hier Schätze befänden, sehr unterstützt. Johann von Merzmann Miesslecz und Otto Berka von Trosk nahmen bald das Kloster durch List, erschlugen die wehrhafte Dienerschaft, verjagten die Mönche, behielten aber den Abt zurück und gaben ihm die Wahl zwischen Anzeige des Schatzes oder der grausamsten Folter. Er ertrug letztere geduldig und die Räuber plünderten nun das ganze Kloster aus. Bald fanden sich die Mönche wieder ein, nahmen bei dem Anfange der hussitischen Unruhen Söldner, aber nachdem der umliegende Adel und die königingrätzer Bürgerschaft einen Theil der Grundstücke theils an sich gezogen, theils verwüstet und der Abt Johann sich mit mehren Mönchen geflüchtet hatte, überfiel Bohunco Bawor von Olowicz 1430 das Kloster und zerstörte es ganz *). (*L. F. Kämtz.*)

OPATRINUS, *Dejean* (Insecta). Eine Käfergattung aus der Section Heteromera und der Familie Melasomae. Sie unterscheidet sich nach Latreille (*Cuvier* regne animal ed. 2. V. 19.) nur dadurch von Pedinus (d. t. A.), daß bei den Männchen die vier ersten Glieder der vordern Tarsen gleiche Breite haben, daß das Wurzelglied dreieckig, die drei folgenden quer und fast gleichgeformt, alle Schienbeine schmal und lang sind, daß der Thorax hinten eingezogen ist und in spitzige Winkel ausläuft. Meist alle sind in Amerika einheimisch, nur eine Art im südlichen Frankreich. Als Typus dient O. clathratus (Opatrum clathratum *Fabric.* Systema Eleutherat. I. 118. *Guérin* Iconogr. Ins. pl. 29. f. 11.). Schwarz, die Flügeldecken gestreift, mit einer doppelten Reihe eingedrückter Punkte. In Cayenne einheimisch. (D. *Thon.*)

OPATRUM, *Fabricius* (Insecta), Sandwühler. Eine Käfergattung aus der Section Heteromera, der Familie Melasomae und der Tribus Tenebrionites, mit folgenden Kennzeichen (*Latreille* in *Cuvier* regne animal ed. 2. V. 23.). Der Körper meist nur wenig gewölbt, oft sogar platt gedrückt; der Kopf, bis über die Augen in einen tiefen Ausschnitt des Thorax versenkt, ist vorn ausgerandet zur Aufnahme der Lefze. Der Thorax ist an den Seitenrändern platt gedrückt, ist länger als die Fühler, welche in ihrer größten Länge schnurförmig sind, die letzten Glieder derselben sind linsenförmig, quer auf der Achse stehend. Linné zählte diese Käfer zu

*) Sartori Länder- und Völkermerkwürdigkeiten I, 154.

Silpha, Megerle von Mühlfeld trennte davon einige Arten, als eigene Gattung unter dem Namen Phylan, welche jedoch Latreille (l. c.) nicht abweichend findet. — Was den übrigen Bau betrifft, so sind die Palpen ungleich, an den vorderen Gliedern ist das letzte Glied kurz, dick und schief abgestutzt, fast beilförmig, das Endglied der hintern ist eiförmig, stumpf. Die Lippe ist lederartig, zugerundet, ganzrandig; das Züngelchen häutig, etwas ausgerandet, gefranzt. Die Fühler sind kurz, nach außen verdickt. Der Körper ist oval, mehr oder weniger länglich, gerandet. Die vordern Schienbeine sind gerade, oft fast dreieckig, am Ende erweitert. Die Flügeldecken sind rauh und unter ihnen liegen die Flügel ganz verborgen. Zwischen jenen steht ein fast herzförmiges kleines Schildchen. — Diese Käfer sind fast in allen Theilen der alten Welt zu Hause, lieben aber vorzugsweise trockene, sandige, heiße Gegenden. Sie haben einen langsamen stoßweisen Gang, und stellen sich bei Gefahr, sich zusammenziehend, todt. Ihre Verwandlung ist noch unbekannt. Als Typen führen wir an:

1) O. sabulosum *Linné* (unter Silpha. Tenebrio rugosus *Degeer.* O. sabul. *Panzer* fauna 3. f. 2.). Schwarzbraun, matt, der Thorax gekörnt, die Flügeldecken mit drei erhabenen, an beiden Seiten höckerig gezahnten Linien. Drei Linien lang. Von anhängender Erde meist grau. In Teutschland nicht selten, an sonnigen, trocknen Stellen, Wegrändern, auf Maulwurfshügeln. Dem Sammler ein willkommener Fund, indem er ihm die erste schöne Frühlingszeit verkündet.

2) O. gibbum *Fabricius* (Syst. Eleuth. I. 116. *Panzer* fauna 39. 4. — Tenebrio pilipes, Herbst Käfer 7. t. 112. f. 3. B. — Tenebrio gemellatus *Marsham* Entomol. brit. 1. 475. 3. — Phylan crenatus, *Dejean.*). Länglich-eiförmig, gewölbt, schwarz, wenig glänzend, die Flügeldecken punktirt, gestreift, mit abwechselnd erhabenen Zwischenräumen, die vordern Schienbeine dreieckig. Von der Länge des vorigen, aber schmäler und mehr gewölbt. In Teutschland, Schweden rc. an sandigen Orten. (D. *Thon.*)

OPDAL, eine weitläufige, aber dünne (nur von etwa 3000 Seelen) bewohnte Pfarrei auf dem norwegischen Dovregebirge (Dovrefjeld), Vogtei Oknedal, Bisthum Trondhjem. Das Klima ist sehr rauh, oft erfriert das Korn auf dem Halme, oder wird doch nicht reif; Roggen und Gerste sind die gewöhnlichsten Getreidearten. Die Landstraße von Christiania nach Trondhjem führt durch die Pfarrei. Eine Viertelmeile von der Straße liegt der Pfarrhof, unweit der Kirche, am Abhange eines gegen Süden gelegenen Berges, wo das Getreide vorzüglich gedeihet, aber Fruchtbäume dennoch nicht fortkommen*). (*v. Schubert.*)

Opeconsiva s. Ops.

OPEGRAPHA. Eine Gewächsgattung aus der natürlichen Familie der Flechten und aus der 12ten Ordnung der 24sten Linnéischen Classe. Acharius stellte zuerst diese Gattung auf und bestimmte die dazu gehörigen zahlreichen Arten als Flechten mit krustenartigem Lager und linienförmigen, der Länge nach sich öffnenden Scheinfrüchten (Lirellae), welche mit einer feinen Haut überzogen sind. Sie kommen fast durchgängig auf Baumrinde, nur selten auf Steinen vor. Nach G. Meyers Beobachtungen (Flechten S. 34. 83. 192.) fällt Opegrapha weg, indem die meisten Arten zu Graphis Adans. gehören und die übrigen die neuen Gattungen Stigmatidium, Platygramme und Asterisca *Meyer* bilden. — Asterisca *M.* wird charakterisirt durch linienförmige, gekrümmte, strahlig-sternförmige Scheinfrüchte (mit parallelen Rändern). Die fünf bekannten Arten kommen auf Baumrinden, besonders auf officinellen, zwischen den Wendekreisen vor. 1) A. labyrinthica *Meyer* (Flechten S. 331., Glyphis Achar. *Linn.* transact. XII. t. 2. f. 1., Sarcographa tigrina *Fée* crypt. des écorç. exot. T. XVI. f. 2.) auf Baumrinde im tropischen Amerika und Afrika. 2) A. tricosa *Meyer* (a. a. O., Glyphis Ach. l. c. f. 2., Sarcographa Cascarillae *Fée* l. c. f. 1.), ebendas. 3) A. Cinchonarum *Spr.* (Syst. IV. p. 254., Sarcographa Fée. l. c. t. I. f. 5. t. XVI. f. 3., Opegrapha hieroglyphica *Pers.*) auf der gelben Chinarinde. 4) A. Quassiae* (Enterographa quassiaecola *Fée* l. c. p. 57. t. XXXIII. f. 2.) auf Quassiarinde von Martinique. 5) A. Medusula *Spr.* (l. c., Opegrapha Medusula *Pers.*, Medusula isabellina, *Eschweil.* syst. f. 22.), findet sich in Europa auf Haselrinde. (*A. Sprengel.*)

OPEIMIA, eine plebejische Gens, durch mehr als ein Consulat verherrlicht. — Als im Jahre Roms 458. unter den Consuln Lucius Postumus Megellus und Marcus Attilius Regulus die Samniter einen Angriff auf das römische Lager machten, wurde das Quästorium oder das Zelt des Schatzmeisters von ihnen erstürmt, wobei der Quästor Lucius Opimius Pansa fiel [1]). Sein Sohn L. Opimius war 491 n. Erb. R. Quästor und wurde gleichfalls von den Samnitern getödtet. Der Sohn desselben L. Opimius war 525 Quästor Provincialis und 529 Volkstribun. Im J. 536 wurden zwei Vestalinnen Opimia und Floronia der Unzucht überführt; die eine mußte, wie gewöhnlich, vor dem collinischen Thore sterben, die andere hatte sich selbst den Tod angethan [2]). 599 n. R. Erb. waren Q. Opimius (Q. F. Q. N.) und L. Postumius (Sp. F. L. N.) Albinus Consuln [3]). Als Ptolemäos in Rom verweilte, wurde Opimius vom Senat ausgesendet, um die Oxybier [4]) und die Deciaten zu bekriegen. Über den Ausgang dieser Unternehmung hat Polybios gehandelt [5]). Auch in dem Auszuge aus dem 47sten Buche des Livius liest man, daß der Consul Qu. Opimius die jenseits der Alpen wohnenden Li-

*) Nach *Fölsch* resa i Norrige år 1817. Strengnäs 1818.

1) *Liv.* X, 32. 2) *Liv.* XXII, 57. 3) Obsequens de prod. 76. p. 71. ed. Kapp. *Val. Max.* IX, 4, 3. *Flor.* III, 15. *Cassiodor.* Chron. in Cassiod. variar. etc. Paris. 1579. fol. p. 442. col. 1. *Onuphrii Panvinii* Fast. Venet. 1558. fol. p. 17. et 257. *J. J. Piranesii* Lapides Capit. s. Fast. Cons. p. 24. *Liv.* Epit. 47. *Freinsh.* Suppl. Liv. XXXXVII, 29. Anekdote bei *Cic.* de orat. II, 69. 4) *Polyb.* exc. leg. 132. T. IV. p. 600. ed Schw. 5) *Ib.* p. 603. *Freinsh.* S. Liv. XXXXVII, 31.

gurer, welche die Städte der Massalieten, Antipolis und Nikaia verwüstet hatten, sich unterwarf. 627 eroberte der Prätor L. Opimius Q. F., nachdem der Fregellaner Verschwörung gegen die Römer durch Q. Numitorius an den Tag gekommen war [6]), die Stadt Fregellä [7]) und brachte hierauf dem capitolinischen Jupiter eine Krone dar. L. Opimius bat um den Triumph, erhielt ihn aber nicht [8]). — Lucius Opimius, ein strenger Aristokrat, der im Senate ein großes Gewicht hatte, war bei der Bewerbung um die Consulwürde durchgefallen, da Cajus Gracchus sich für den Fannius verwendete und dadurch seine Zurücksetzung bewirkte. Jetzt aber hatte er eine starke Partei für sich und es war sehr zu vermuthen, daß er zum Consulate gelangen und dann als Consul den Cajus stürzen würde, dessen Macht und Ansehen gewissermaßen schon anfing zu wanken [9]). — 631 n. Erb. R. waren L. Opimius (Q. F. Q. N.) und Q. Fabius (Q. F. Q. N.) Maximus Ämilianus Consuln [10]). Sogleich wurden mehre der neuen Gesetze aufgehoben und selbst die wegen Carthago gemachte Verordnung angegriffen, blos um den Cajus Gracchus zu reizen, damit man, wenn er sich verginge, einen guten Vorwand bekäme, ihn aus dem Wege zu räumen. Eine Zeitlang ertrug Cajus diese Neckereien geduldig, endlich aber entschloß er sich auf Verhetzung seiner Freunde, besonders des Fulvius, sich wieder einen Anhang zu machen, um ihn dem Consul entgegenzustellen [11]). An dem Tage, an welchem Opimius jene Gesetze aufheben wollte, wurde das Capitolium sogleich früh von beiden Parteien besetzt. Der Consul opferte und einer seiner Lictoren, Quintus Antyllius, der die Eingeweide nach einem andern Orte tragen sollte, sagte zu den Anhängern des Fulvius: Hinweg, ihr schlechten Bürger, macht den guten Platz! Einige setzen hinzu, er habe bei diesen Worten zugleich den entblößten Arm in einer beschimpfenden Stellung gegen sie hingehalten. Antyllius wurde daher mit großen Schreibgriffeln, die zu dem Ende sollen gemacht worden sein, gleich auf der Stelle niedergestochen. Über diese Mordthat gerieth das Volk in große Bestürzung, aber die Häupter der Parteien äußerten dabei eine ganz verschiedene Stimmung. Cajus war sehr bekümmert und schalt seine Anhänger, daß sie seinen Feinden den schon lange gesuchten Vorwand an die Hand gegeben hätten; Opimius hingegen war über die ihm dargebotene schöne Gelegenheit voll stolzer Freude und feuerte das Volk zur Rache an [12]). Für dieses Mal ging man jedoch, weil ein starker Platzregen fiel, noch friedlich aus einander. Mit Anbruch des folgenden Tages versammelte der Consul den Senat und berathschlagte sich mit ihm innerhalb des Rathhauses. Inzwischen mußten einige der Abrede gemäß den Leichnam des Antyllius, der nackt auf einer Bahre lag, unter Heulen und Schreien über den Markt vor das Rathhaus tragen. Opimius wußte um alles, was vorging, stellte sich aber, als wenn ihn dieses sehr verwunderte, so daß die Senatoren alle herausliefen und als die Bahre in die Mitte niedergesetzt wurde, wie über einen großen und schrecklichen Unglücksfall in laute Klagen ausbrach [13]). Der Senat ging in das Rathhaus zurück und gab durch ein Decret dem Consul Opimius die Vollmacht, daß er, so gut er könnte, für die Sicherheit des Staates sorgen und die Tyrannen vertilgen sollte. Da nun der Consul den Senatoren befahl, zu den Waffen zu greifen, und jedem Ritter Ordre ertheilte, in aller Frühe mit zwei bewaffneten Sklaven zu erscheinen, so traf auch Fulvius Gegenanstalten und zog seine Anhänger unter dem Volke zusammen [14]). Er schickte auf Cajus Zureden seinen jüngern Sohn mit einem Heroldsstabe auf den Markt. Dieser, einer der schönsten Jünglinge von Ansehen, trat bescheiden und ehrfurchtsvoll mit Thränen in den Augen hin und that dem Consul sowol als dem Senate Vorschläge zur Versöhnung. Die mehrsten unter den Anwesenden waren auch einem Vergleiche nicht abgeneigt, Opimius aber erklärte: „solche Leute sollten nicht durch Abgeordnete den Senat zu begütigen suchen, sondern sogleich herabkommen, sich als strafbare Bürger vor Gericht stellen und durch freiwillige Überlieferung den gerechten Zorn des Senates besänftigen." Zugleich bedeutete er den Jüngling, mit dergleichen Anträgen nicht wieder zurückzukommen [15]). Cajus wollte nun, wie man sagt, selbst hingehen und dem Senate Vorstellungen machen; da aber alle sich dawider setzten, schickte Fulvius seinen Sohn nochmals ab, daß er in ihrem Namen ähnliche Vorschläge thun sollte. Allein Opimius, der nichts mehr wünschte, als mit der Gegenpartei handgemein zu werden, ließ den Jüngling sogleich ergreifen und in das Gefängniß legen und ging dann auf den Fulvius selbst los, mit vielen Soldaten und einem Haufen kretischer Bogenschützen, welche mit ihren Geschossen Viele verwundeten und die Gegner dadurch am meisten in Unordnung brachten [16]). Den Kopf des Cajus hatte, wie man erzählt, ein Unbekannter abgehauen und wollte ihn dem Consul überbringen; allein ein Freund des Opimius, Namens Septimulejus, riß ihm denselben unterwegs aus den Händen; denn gleich im Anfange des Gefechtes war denen, die den Kopf des Cajus und

6) *Cic.* de inv. II, 34. 7) *Vell.* II, 6. *Freinsh.* S. Liv. LX, 23. cf. Auct. ad Herenn. IV, 9. et 15. *Cic.* Phil. III, 6. *Cic.* in Pison. 39. 8) *Asc. Pedian.* ad *Cic.* in Pison. *Val. Max.* II, 8, 4. *Freinsh.* LX, 24. 9) *Plut.* C. Gracch. 11. *Freinsh.* LX, 77. 10) Nach Anderer Rechnung 632 oder 633. *Plin.* H. N. II, 29. *Vell. Pat.* II, 7. *Plin.* H. N. XIV, 6. (*Hard.* ad h. l. T. III. p. 213.) *Plin.* XIV, 16. *Plut.* C. Gr. 13. *S. Aur. Victor.* 65. *Cassiod.* Chron. l. l. p. 442. col. 2. *Onuphrii Panvinii* Fast. p. 17. et 262. *Piranes.* l. l. p. 26. Die Inschr. in *Murator.* Nov. Th. v. inscr. T. I. p. 289. n. 1. ist wol erdichtet. Die Ereignisse dieses Consulates in Histor. Rom. Par Catrou et Rouillé. T. XIII. à Par. 1730 4. p. 516—543. Opimischer Wein. *Cic.* Brut. 83. *Plin.* H. N. XIV, 16. XIV, 6. *Hard.* ad. h. l. T. III. p. 128. *Vell. Pat.* II, 7, 5. *Petron.* Sat. 34. interpr. ad h. l. T. I. p. 192. *Martial.* IX, 89. X, 49. III, 82. II, 40. 11) *Plut.* C. Gr. 13. *Appian.* civ. I, 24. *Freinsh.* LXI, 13.

12) *Plut.* l. l. *Freinsh.* XLI, 16. 13) *Plut.* l. l. 14. *Appian.* l. l. I, 25. 14) *Plut.* l. l. *Cic.* Phil. VIII, 4. *Cic.* in Catil. I, 2 15) *Plut.* C. Gr. 16. *Freinsh.* LXI, 26. 16) *Plut.* l. l.

Fulvius überbringen würden, durch öffentlichen Ausruf ebensoviel Gold als die Köpfe wogen, versprochen worden. Septimulejus brachte Cajus Kopf auf einen Spieß gesteckt zum Opimius und da man ihn auf die Wage legte, wog er nicht weniger als siebenzehn und zwei Drittel Pfund, weil Septimulejus auch hierbei einen Schelmstreich begangen, das Gehirn herausgenommen und dafür Blei hineingegossen hatte [17]). Es hatte aber dieser Opimius, der zuerst in seinem Consulate die Gewalt eines Dictators ausübte, nicht blos den Cajus Gracchus und Fulvius Flaccus unverhörter Sache verurtheilt, sondern noch dreitausend Bürger [18]). Doch mehr als dieses und alles Übrige kränkte das Volk der von Opimius auf dem Forum erbauete Tempel der Concordia, weil er mit der schändlichen That noch zu prahlen und sich eine Ehre daraus zu machen, ja gewissermaßen über die Ermordung so vieler Bürger zu triumphiren schien. Daher setzte man bei Nachtzeit unter die Inschrift des Tempels folgenden Vers: „Die frechste Zwietracht weiht der Eintracht einen Tempel [19])." Damals wurde wahrscheinlich auch die bei dem Tempel der Concordia und der Gräcostasis liegende Basilica Opimia erbauet [20]). — Im folgenden Jahre, 632 n. R. Erb., als P. Manilius und C. Papirius Carbo Consuln waren, wurde L. Opimius vom Volkstribun Q. Decius wegen des Todes des Gracchus angeklagt [21]). Rede des Consul C. Carbo für Opimius [22]). Dieser wird freigesprochen [23]). — Cajus Opimius wurde im J. 642 mit neun andern als Deputirter des Senates nach Afrika geschickt, um die Streitigkeiten zwischen dem Adherbal, des Micipsa Sohn, und dem Jugurtha beizulegen. Ungeachtet er sich vorher im Senate ganz für den Adherbal erklärt hatte, konnte er sich doch von schändlichem Unterschleife nicht rein erhalten, sondern ließ sich von dem numidischen Könige Jugurtha durch eine Summe Geldes und Versprechungen bestechen [24]). Dieses schändlichen Verbrechens wegen wurde er auf Betrieb des Tribuns Cajus Mamilius vor Gericht gezogen und im J. 645 mit andern vornehmen Männern, die sich gleicher Verbrechen schuldig gemacht hatten, durch die lex Manilia verbannt. Er brachte sein Alter in tiefer Verachtung hin, mußte bei jeder Gelegenheit den Haß und die Beschimpfung des Volks ertragen, welches bald darauf deutlich zeigte, mit welcher Liebe und Sehnsucht es noch an den Gracchen hing [25]). Er starb zu Dyrrhachium in größter Dürftigkeit und wurde auf dem dortigen Ufer beerdigt [26]). — Unter dem Consul Lutatius Catulus im J. 651 tödtete L. Opimius einen Cimber, der ihn herausgefodert hatte [27]). Im J. 677 wurde der Senator Q. Opimius (L. F. Q. N.), der die Lex Aurelia rieth, angeklagt, daß er, als er Volkstribun war, gegen die Lex Cornelia [28]) intercedirt hätte [29]). Derselbe Opimius war unter den Consuln L. Octavius und C. Cotta im J. 679 Tribun. — In das Jahr 680 scheint die Inschrift zu gehören, welche den Namen des L. Opimius Celsus enthält [30]). — 698. Als bei einer Consulwahl der Senat eine Prüfung der Candidaten verordnet hatte, steckten sich einige von den Richtern, unter andern Opimius (Vejen. Tro.) Antius [31]) hinter die Volkstribunen, welche es dahin einleiteten, daß die vom Senate angedrohete Untersuchung nicht ohne Genehmigung oder nicht ohne ausdrückliches Geheiß des Volkes geschehen sollte [32]). — In den Gefechten des Domitius und Scipio nahm jener, der auf Seiten Julius Cäsars stand, den M. Opimius, Präfectus Equitum des Scipio, gefangen [33]).

Münzen. Denar: Behelmter Kopf der Roma. Dahinter Kranz. — L. OPEIMI ROMA. Siegesgöttin auf schnellfahrendem Viergespanne, in der Rechten einen Kranz haltend [34]). Ganz unsicher ist die Annahme derer, die an den berühmten L. Opimius, an dessen Einnahme von Fregellä und die damals dem Jupiter Capitolinus dargebrachte Krone denken. Es konnten noch

---

17) *Plut.* C. Gr. 17. *Appian.* bell. civ. I, 26. Fragm. *Diod. Sic.* XXXIV, 27. *Liv.* Epit. 61. *Plin.* H. N. XXXIII, 14. *Val. Max.* IX, 4, 3. *Sext.* Aur. Victor. c. 65. *Flor.* III, 15. *Augustin.* de civ. dei III, 24. p. 347. Francof. 1661. 4. *Cic.* Brut. *Freinsh.* LXI, 32. 18) *Plut.* l. l. 18. *App.* l. l. *Sall.* Jug. 31. *P. Oros.* hist. V, 12. p. 313. ed. Hav. *Freinsh.* LXI, 33. 19) *Plut.* l. l. 17. *App.* bell. civ. I, 26. *Augustin.* l. l. III, 25. p. 348. *Freinsh.* LXI, 35. 20) *Varro* de l. l. lib. 4. p. 43. ed. Bip. *Al. Donati* Roma vet. ac. rec. Amst. 1695. 4. p. 137. 156. *Ez. Spanh.* de praest. et us. n. Vol. II. Amst. 1717. p. 187. 21) *Cic.* de orat. II, 30. et 31. *Cic.* orat. partit. 30. *Liv.* Epit. 61. *Freinsh.* LXI, 49 sq. 22) *Cic.* Brut. 27 et 28. *Cic.* de orat. II, 25. *Freinsh.* LXI, 58. 23) *Cic.* pro Sextio 67. *Cic.* Brut. 34. *Liv.* Epit. 61. *Freinsh.* LXI, 71. 24) *Plut.* C. Gracch. 18. *Flor.* III, 1. *Sall.* Jug. 16. *Freinsh.* LXII, 22.

25) *Plut.* l. l. 26) *Vell. Pat.* II, 7. *Cic.* pro Sextio 67. pro Plancio 28. in Pison. 39. Ascon. in h. or. Oper. T. XI. p. 465. ed. Garaton. Cicero tadelt es jedoch sehr, daß ein Mann, der sich durch Dämpfung der Gracchischen Unruhen so verdient gemacht hatte, mit solchem Undanke belohnt wurde. — *Freinsh.* LXIV, 51. 27) *L. Ampel.* lib. mem. cap. 22. *Freinsh.* LXVIII, 50. 28) Hierüber s. *Ernesti* Clav. *Cic.* H. 1777. p. 15. 29) *Cic.* in Verr. I, 60. *Ascon.* ad h. l. Oper. T. IV. p. 67. ed. Garat. *Freinsh.* XCII, 28. 30) *Murator.* Nov. Thes. vet. inscr. T. IV. p. 2019. n. 5. 31) In den römischen Staatsprotokollen wurde zwischen dem Familiennamen und dem Zunamen der Name der Tribus des Stammes oder Zunft und Abtheilung, wozu ein jeder gehörte, mit eingerückt. Antius gehörte zu dem vejentinischen und tromentinischen Tribus; zu dem ersten wegen seiner Geburt, zu dem andern vermöge einer Adoption. Manutius war der Meinung, Vejetorantius möchte wol der Zuname des Opimius gewesen sein. Br. des Cic. an d. Att. übers. v. Reichard. 1ster Th. Halle 1783. S. 462. vergl. Schulze von den Volksvers. d. Römer. Gotha 1815. S. 34. 44. 32) *Cic.* ep. ad Att. IV, 16. *Graev.* ad h. l. T. I. Amst. 1684. 8. p. 431. In Wieland's übers. 2ter Bd. Zürich 1808. S. 415 sind die Worte Vejen. Tro. ganz übergangen. 33) *Caes.* de bell. civ. III, 38. — Gesch. von einem Graukopf Opimius in Classicor. auct. e Vatic. cod. ed. T. III. c. Ang. Majo Romae 1831. 8. p. 373. 34) Drei Exempl. zu Gotha, wovon das eine ein subaeratus ist. Numoph. Sulzer. Gothae 1777. p. 21. Fam. Rom. ex bibl. F. Ursini. R. 1577. fol. p. 180. n. 1. *J. Vaillant* Numi a. fam. R. Vol. II. Amst. 1703. fol. tab. 103. p. 190. n. 4. Thes. Morell. s. f. R. n. Amst. 1734. n. 1. p. 301. *Mionnet* de la rareté et du prix d.^{es}m. R. à Par. 1815. p. 42. Descrizione della serie consolare del Museo di Carlo d' Ottavio Fontana di Trieste. Fir. 1827. 4. p. 92. n. 1. *C. L. Stieglitz* Distrib. Num. f. R. Lips. 1830. 4. p. 22.

andere Römer den Namen L. Opeimius führen und eine Münze mit so gewöhnlichen Typen prägen lassen. — Quadrans: bärtiger und mit der Löwenhaut bedeckter Kopf des Hercules, dahinter drei Punkte. — L. OPEIM. ROMA. Keule des Hercules mit einem Lorbeerkranze[34]). Auch hier ist die Annahme derer grundlos, die diesen Quadrans wiederum auf den berühmten Consul L. Opimius und an die durch ihn vollzogene Unterdrückung der Gracchen beziehen. Prägen lassen konnte ihn ein L. Opeimius nur als Quästor urbanus oder Triumvir monetalis, entweder jener berühmte oder ein späterer L. Opeimius. Über einen solchen findet sich aber nichts in den Werken der Geschichtschreiber. — Denar: Behelmter Kopf der Roma. Dahinter ein Dreifuß. — M. OPEIMI. Apollo, von dessen Schultern der Köcher hängt, fährt, den Bogen spannend, auf schnellem Zweigespanne zur Rechten[35]) — Semissis: Kopf des Jupiter Capitolinus mit Lorbeer bekränzt. — M. OPEI. ROMA. Schiffsvordertheil[37]). Ungeachtet diese Münze, vermuthlich durch einen Irrthum des Stempelschneiders das Zeichen des Asses hat, ist sie doch nur ein Semissis. — Kopf des Jupiter Capitolinus mit Lorbeer bekränzt. Dabei das Zeichen des Semissis. — OPEI. ROMA. Schiffsvordertheil mit dem Zeichen des Semissis[38]). — Havercamp vermuthet, er sei in der Quästura urbana des Q. Opimius, der 599 Consul war, oder des Q. Opimius, der 589 Volkstribun war, oder des berühmten Lucius Opimius geprägt. — As: Kopf des Janus, bärtig und mit Lorbeern bekränzt, mit einem Ruder oder dem Zeichen I. — OPEI. ROMA. Schiffsvordertheil mit jenem Zeichen des As[39]). Havercamp meint, wenn dieser As wirklich, wie Vaillant versichert, das Gewicht eines Sextans habe, so sei er neun Jahre vor dem zweiten punischen Kriege in der Quästura urbana des L. Opimius geprägt, vermuthet jedoch, er sei nur ein As uncialis. — As: Kopf des Janus, bärtig und mit Lorbeer bekränzt, mit jenem Zeichen. — OPEIMIV (als Monogr.) ROMA. Schiffsvordertheil mit dem Zeichen des As. Diese Münze erschien allererst in Morell's Thesaurus[40]). — Der angebliche Denar des Q. Opeimius mit den reitenden Dioscuren ist Goltzischer Betrug, aber dessen ungeachtet von vielen Ausschreibern wiederholt worden.

In einer Inschrift werden noch erwähnt Opimia Neme und C. Opimius[41]). *(G. Rathgeber.)*

OPELOUSAS, Grafschaft im Staate Louisiana in Nordamerika, welche in Norden an Natchitoches, Rapides und Avoyelles, in Nordosten an Pointe Coupée und Baton Rouge, in Osten an Attavapas, in Süden an den mexikanischen Meerbusen und in Westen an Mexiko grenzt. Ihre Oberfläche beträgt etwa 360 Quadratmeilen und sie hatte 1820 gegen 11,000 Einwohner, worunter 3951 Sklaven. Der Boden ist im Allgemeinen nicht sehr fruchtbar; weit ausgedehnte Salzmarschen ziehen sich am Meeresufer fort; im Innern jedoch sind einige treffliche Prairies. — Hauptort ist Opelousas auf der Prairie Mellet mit einem Postamte und 150 Einw. *(L. F. Kämtz.)*

OPER. Der Artikel ist wichtig. Was bereits darüber geschrieben worden ist, nimmt keinen geringen Raum ein, so wenig man auch sagen kann, daß es erschöpfend wäre. Theils fehlt zu viel, um eine Übersicht bis auf unsere Zeit zu gewinnen, theils liegen die Bemerkungen und Zusätze viel zu sehr zerstreut, und theils dürften besonders die Ansichten über das Wesen der Oper der umsichtigen Schärfe noch zu sehr entbehren, als daß wir hoffen könnten, alle diese noch vorhandenen Mängel, deren Beleuchtung ein ganzes Werk erfodern würde, in einer hier zu gebenden Übersicht völlig zu beseitigen. So oft wir auch über die zweckmäßigste Art nachdachten, Kürze und Deutlichkeit mit einander zu verbinden, kamen wir doch immer wieder auf den Gedanken zurück, eine gedrängte Angabe der Hauptmeinungen Joh. Georg Sulzers vorauszuschicken, nicht weil wir mit Allem einverstanden sind, sondern weil seine allgemeine Theorie der schönen Künste einer großen Verbreitung genießt und weil das dort weitläufig Ausgesprochene sich mit Wenigem klar vor Augen stellen läßt, zur Bequemlichkeit der Leser. Der Gang seiner Darstellung ist kürzlich folgender: Bei der Oper herrscht die seltsamste Vermischung des Großen und Kleinen, des Schönen und Abgeschmackten. Mitten unter dem Läppischen überrascht uns das tief Ergreifende. Sie vereint alle schönen Künste, aber der Leichtsinn der Neuern hat sie erniedrigt. (Nicht doch! es wird schon früh darüber geklagt). — Die Dichtkunst liefert die Handlung. In Italien war es früher Gebrauch, den Stoff zur Handlung aus der alten Mythologie, oder aus dem Feen- und Zauberreiche zu nehmen; dann, als mit jenen verwandt, wurden die fabelhaften Ritterzeiten dazu gethan und später zog man auch historische Stoffe unter die Gegenstände der Opergrundlagen. Man nimmt eine kurze, aber große, durch gegenwirkende Leidenschaften merkwürdige Handlung, die einen merkwürdigen Ausgang bietet; nur wird in der Oper die Bahn der Natur mehr verlassen, als in der Tragödie. Durch Wechsel und prächtige Aufzüge sollen die Sinne in Verwunderung gesetzt werden, wenn es auch sogar unnatürlich ist. Zu diesen Ungereimtheiten kommen noch die anmaßenden Ansoderungen der Sänger. Jeder will etwas zu singen haben und die besten das Meiste. Jeder verlangt nun auch noch, gerade in seiner Weise glänzen zu können; Einer im Adagio, der Andre im Furioso. Dadurch muß viel Abgeschmacktes entstehen. Es muß da öfter in Lagen gesungen werden, wo Keinem in der Wirklichkeit das Singen einfällt; selbst in der größten Gefahr. — Sieht

35) *Ursin.* l. l. p. 180. n. 5. (ed. C. Patinus. Par. 1663. p. 194.) *Mor.* n. 2. p. 301. *Stiegl.* p. 112. 36) Zwei Exempl. zu Gotha. Numoph. Molano-Boehmerianum. Cellis 1744. 8. p. 60. *Urs.* n. 2. *Vaill.* p. 192. n. 6. Numoph. Ludovic. Viteb. 1731. 8. p. 85. *Mor.* n. 3. p. 302. Numoph. Glock. Francof. ad M. 1735. 8. p. 43. Numoph. Schulz. Ludov. et Halae 1746. p. 222. Heyne im gött. Prorect. Progr. v. 2. Jan. 1778. *Ej.* Op. ac. Vol. II. p. 333. *Mionn.* p. 43. *B. Borghesi* nelle sue Osservazioni numismatiche. Dec. VII. Oss. VIII. *Font.* n. 2. St. p. 22. 37) *Mor.* n. VI. p. 303. 38) *Mor.* n. V. p. 302. *Stiegl.* p. 112. 39) *Mor.* n. V. p. 302. *Mor.* Thesp. p. 72. *Font.* p. 92. n. 3. *Stiegl.* p. 112. 40) *Mor.* n. VII. p. 305. *Rasche* T. III. P. III. p. 134. 41) *Murator.* l. l. T. I. p. 83. n. 5.

man ferner noch auf das ewige Einerlei, nämlich in allen Opern verliebte Klagen, ein Paar unglückliche Liebhaber, deren Einer im Gefängnisse, der Andre in Lebensgefahr ist; ein zärtliches Abschiednehmen im Duett; die kindische Begier, schwere, künstliche Sachen vorzutragen in Schnelligkeit, Höhe, Tiefe, im langen Athem u. dgl.: so wird man sich über die vielen Opernthorheiten nicht mehr wundern. Jetzt fühlt man einmal mit dem Sänger und sogleich beweist er uns, daß er selbst gar nicht fühlt, sondern uns nur wie Kindern seine Raritäten auskramen will. Er schämt sich nicht, durch solche Gaukeleien uns für Pöbel zu erklären. Dabei haben wir noch die einschläfernde Einförmigkeit der Arien auszuhalten! — Mit 20 Mann führt man uns belachenswerthe Schlachten aus! Und bei diesen Ärgerlichkeiten entzücken uns dennoch einzelne Scenen. Was könnte aus der Oper werden, wenn sie recht gehandhabt würde! Zur Schönheit der Oper rechnet Sulzer: Genaue Verbindung der Handlung mit dem Nationalinteresse eines Volks. (Wie viel das wirkt, haben wir in unserer Zeit hauptsächlich an K. M. von Webers Freischütz gesehen, denn die Erzählung Apels, aus welcher Frdr. Kind die Handlung nahm, muß zum größten Gewinn gerechnet werden. Ein zweites Beispiel lieferte uns bekanntlich Auber's Stumme von Portici.) Der Dichter müßte dann, fährt er fort, ohne Rücksicht auf den Sänger ein Trauerspiel (?) verfertigen, dessen Inhalt und Gang für die Hoheit oder wenigstens das Empfindungsvolle des lyrischen Tones sich schickte. — Die Handlung darf keinen eilfertigen Gang und ebenso wenig einen verwickelten haben, weil sich beides für das Singen nicht paßt. Dafür werden Muster angeführt. Der Verf. hält den Dichter für die Hauptperson bei Abfassung einer Oper, weßhalb er in der Darstellung des Übrigen sich kürzer faßt. Wir sind, schreibt er, in der Verkünstelung zu weit gegangen. Was früher dadurch den Künsten Nahrung zu ihrem Wachsthume gab, nämlich der Reiz des Neuen, das bringt ihnen, sind sie auf ihre beste Stufe gelangt, nothwendig Verderben. — Die Tänze will er lieber aus der Oper weggelassen sehen, mindestens müssen sie geschickter angeordnet werden.

Der Graf Algarotti hält die Daphne, die Euridice und die Ariadne des Dichters Rinuccini zu Anfange des 17. Jahrh. für die ersten wahren Opern, die dramatische Handlung und künstliche Verbindungen zur Einheit brachten. So lange jedoch die Oper als bloßer Zeitvertreib angesehen wird, so lange sie in dieser Erniedrigung bleibt, ist freilich nichts Großes von ihr zu erwarten. Dennoch hat sie, selbst in dieser knechtischen Gestalt, der Musik in Schilderung der Leidenschaft Vortheile gebracht, auf welche man ohne sie vermuthlich nicht gedacht haben würde. Darauf geht Sulzer auf eine kurze Darstellung der Operetten und komischen Opern über, die jetzt übergangen werden müssen. Wahres und Unhaltbares ist in diesen Ansichten über die Oper so sehr zusammengemischt, daß daraus wol schwerlich eine richtige Würdigung, noch weniger ein ideales Bild einer Meisteroper gewonnen werden dürfte. Die meisten Angaben verneinen blos und des Positiven ist zu wenig, wenn es auch noch weit mehr das Rechte wäre, als wir es zugeben können.

Es scheint uns zu sehr in der Natur der Dinge zu liegen, als daß irgend eins die Spuren seiner Abstammung völlig zu verlöschen im Stande sein sollte. Die Schauspiele oder Dramen aller Art, wie hoch sie auch von den Alten und, wieder in andrer Weise, von den Neuern gehoben und veredelt worden sind, werden uns doch nicht immerdar den Karren des Thespis vergessen machen, der ihnen unter dem Evoe der Bacchanten das Leben gab. Wie viel oder wie wenig Musik und Tanz an den Dramen der Alten Antheil gehabt haben mag; wie viel also dieser Thespiskarren auch auf die weit jüngere Oper Einfluß gehabt habe oder nicht, mag hier jetzt unentschieden bleiben. Eins ist zuverlässig, daß in den Tempeln der Götter und bei heiligen Processionen Gesang und Tanz als nothwendige Feierlichkeiten angesehen wurden, die aus dem Heidenthume in das Christenthum übergingen und sich mit so großer Vorliebe unter den Christenhaufen fortpflanzten, daß selbst die ehrwürdigsten Kirchenväter ihren anvertrauten Seelenheerden diese singende und springende Lust nicht geradehin zu nehmen, sondern sie nur etwas zu veredeln, und in das Anständigere zu ziehen trachteten. Wie lange diese altgewohnte Sing- und Springlust unter den Bekehrten anhielt, davon sehe man der Länge nach M. Christ. Heinr. Brömels Festtänze der ersten Christen u. s. w. Jena, bei Bielcken. 1701. Daß auch selbst das Veredeln der alten Lust nicht überall anschlagen wollte, davon geben unter andern die bekannten Narren- und Esels-Feste die stärksten Beweise. Es fehlte ihnen weder an ausgelassenen Sprüngen noch an übermüthigen Gesängen. Wie oft und gern überhaupt die dem Heidenthume noch nicht ganz entwachsenen Christen die alten Schauspiele in die neue Religion einführten, beglaubigen die von den Geistlichen sogenannten Mysterien, die bald auf den Kirchhöfen, bald in den Kirchen selbst aufgeführt wurden. Witz und Mummereien fehlten nicht. Überall findet man dergleichen entweder nur von stummen, vermummten Mimen, oder von declamirenden, auch zuweilen von singenden Personen dargestellt. Es waren also dabei Mimik, Declamation, Decoration, Tanz und Gesang verschiedentlich verbunden. Pilger und Flegler, mannigfach behangen und geputzt, sangen und geißelten sich durch die Straßen. Hier sah man die Passion, dort die Auferstehung vorgestellt, und viele Fromme fanden so großes Behagen daran, daß man namentlich in Paris schon im 14ten Jahrh. (1398) das Theater Saint Maur erbaute, worauf von einer ordentlichen Gesellschaft solche Mysterien, oder geistliche Komödien, vorgetragen wurden. Opern waren dies freilich noch nicht: aber die Liebe zur Schaulust wurde dadurch vergrößert, gefördert von Gesang und Mummerei. Wie sehr die Musik in diesen Mysterien die Oberhand gewann, sei es, um manches Abgeschmackte und Plumpe in Mimik und Witzreden zu entfernen, sei es, weil die Musik dem Volke nothwendiger geworden und im alltäglichen Leben fast ausgebildeter geworden war, als in den Kirchen —, ergibt sich aus nicht wenigen

Zeugnissen des 14ten und 15ten Jahrh. Eins derselben ist so wichtig, daß Einige sich davon verleiten ließen, den Ursprung der Oper darin zu finden. Forkel selbst citirt falsch, wenn er sagt: „Man macht den Joh. Sulpitius zum Erfinder des musikalischen Dramas, dessen „Bekehrung St. Pauls" 1480 in Rom auf einem beweglichen Theater gegeben wurde, nach den Worten seiner Dedication: Tragoediam, quam nos agere et cantare primi hoc aevo documus etc." Wir wissen schon, daß die angezogene Stelle in des Johann Sulpitius Zueignungsschrift seiner Noten zum Vitruvius sich befindet und an den Cardinal Riario gerichtet ist; sie lautet: Tu enim primus Tragoediae, quam nos juventutem excitandi gratia et agere et cantare primi hoc aevo docuimus (nam ejusmodi Actionem jam multis saeculis Roma non viderat) in medio foro pulpitum ad quinque pedum altitudinem erectum pulcherrime exornasti. Die Einwendungen Mancher, daß unter cantare nur ein gewöhnliches Declamiren zu verstehen sei, sind in Friedrichs von Blankenburg literärischen Zusätzen zu Sulzers allgemeiner Theorie schon so gut abgelehnt worden, daß wir die wenigen Zusätze, die noch gegeben werden könnten, übergehen dürfen. Joh. Sulpitius, der auch nicht von Weitem zu den Anregern oder gar Erfindern des musikalischen Drama gerechnet werden darf, macht in diesen Worten dem Riario, dem Dichter dieser Handlung, ein Compliment. Mattheson schreibt in seiner Critica Musica P. VI. p. 161.: „Zu Rom wurde schon 1480 vom Cardinal Raphael Riario (nicht von Peter R.), oder Galeotto (denn der Papst Sixtus IV. hatte ihm den ersten Namen gegeben) ein dramatisches Stück oder Operettchen gedichtet, in Musik gesetzt von Francesco Beverini und daselbst aufgeführt. Es verging darauf kein Carneval ohne Opern." (?) Daß Mattheson zu weit geht, wenn er das Stück ein Operettchen nennt, ist augenscheinlich: es ist nichts andres als ein ausgeführtes Mysterium. Allein es hatte vom Anfange bis zum Ende Musik, wodurch die Erfindung der Oper allerdings bedeutend vorbereitet wurde. Man brauchte nur den heiligen Gegenstand in einen weltlichen zu verwandeln, so war man dadurch der Erfindung der eigentlichen Oper nahe genug. Wir sehen also, wie genau die spätere Oper mit den Mysterien zusammenhing, ja, wie sie aus den Mysterien ebenso wol hervorging, als das Oratorium. Der Hauptzweck der Mysterien wird sich demnach auch in der Oper zeigen; die Hauptsachen, die Grundart der Anlage und Führung werden etwas Verwandtes sehen lassen, weil das nirgend anders ist. Der Hauptzweck der Mysterien nach dem Sinne des Volks war Befriedigung der Schau- und Darstellungslust und zwar möglichst mit Volkspossen untermengt. Die Begier darnach war aus den Götterfesten der Heiden, aus jenen alten oft ausgelassenen Processionen u. s. w. in das Christenthum hineingetragen und von dem Haufen wie ein schönes Erbgut gepflegt worden. Selbst der Tanz fehlte dabei nicht, wie wir schon oben sagten. Der Zeugnisse dafür sind so viele, daß der Widerspruch einiger übrigens nicht unerfahrner Männer kaum einer Widerlegung bedarf. Daß geistreiche und wohlwollende Gemeindevorsteher, Patriarchen, Bischöfe und ganze Concilien sich häufig anstrengten, die Ausgelassenheit zu verringern, durch kluges Nachgeben von der einen Seite und durch geschickte Einrichtungen von der andern das schädlich Sinnliche nach Kräften einzuschränken; daß ihnen aber auch dies nicht einmal erwünscht gelingen wollte, beweist nur noch auffallender, daß es dem Volke dabei hauptsächlich auf sinnlich reizende Unterhaltung ankam, die seinem jedesmaligen Bildungszustande eben die liebste war. Man hatte also der heidnischen Sinnlichkeit gewöhnlich nur christliche Namen beigelegt, sowie man in den Kirchen einer griechischen Venus den Namen Maria gab und so eine ziemliche Anzahl alter Standbilder beibehielt, die nun als Apostel und Heilige sich ansehen lassen mußten u. s. w. Mummereien, lächerliche oder, je nachdem es ging, auch prachtvolle Decorationen, Fackelzüge und Ähnliches wurden fortgesetzt und sogar seit Constantin dem Großen zum Wohlgefallen der alten Gesinnung geheiligt und als Cultusreiz gesetzlich angeordnet. Wie hätte dies Alles in den Mysterien mangeln dürfen? Die Wundererzählungen von den alten Göttern wurden nur mit dem hervorstechend Wundervollen des Christenthums vertauscht, und wenn dies nicht zureichen wollte, der Sucht nach Neuerungen wegen, so wurden eine Menge seltsamer Heiligen- und Märtyrergeschichten dazugethan und durch Ausschmückungen vollends wundervoll gemacht. Das Wunderbare, das die noch nicht männlich genug gewordene Menschheit über Alles liebt, war also nothwendig ein Hauptbestandtheil, ja der rechte Grund solcher Darstellungen, weßhalb sie eben den Namen Mysterien erhielten. Diese Liebe zum Wunderbaren findet sich nun auch in der That, mit allen früher genannten Reizmitteln, in der Oper, und es erscheint uns diese Vorliebe so natürlich, daß wir uns vielmehr wundern würden, wenn es anders gekommen wäre. Wir können also gar keine Entartung darin sehen, wenn die frühere Zeit der Oper das Wunderbare gerade als einen Hauptgegenstand der Oper ergriff; der Zusammenhang ist viel zu naturgerecht. Auch konnten gerade in solchen Darstellungen die pomphaftesten Aufzüge, die meisten und seltsamsten Maschinerien und die phantastischsten Zusammenstellungen angebracht werden. Ferner konnten in solchen aus der wirklichen Natur gerückten Gegenständen die contrastirendsten Scenen ohne Unschicklichkeit verbunden werden, da das Ganze nichts weiter als ein willkürliches Spiel der Phantasie sein wollte. Man konnte hierin mit dem besten Erfolge das Burleske zu dem Ernsthaften oder ernsthaft Scheinenden setzen, ohne daß nur im Geringsten das Vergnügen der Schau- und Hörlustigen gestört wurde. Es ist uns daher immer seltsam vorgekommen, wenn wir die Anstrengung Vieler bemerken mußten, das Wunderbare als etwas durchaus Nachtheiliges aus der Oper zu verbannen. Selbst Arteaga in seiner Geschichte der italienischen Oper gibt sich alle ersinnliche Mühe, den Antheil des Wunderbaren an der Oper als völlig nachtheilig vorzustellen und Sulzer mit einer Menge andrer Schriftsteller ist ihm darin nachgefolgt. Wir müssen ge-

stehen, daß wir ihre Meinung nicht theilen: etwas Wunderbares ist der Oper angeboren und wir wüßten nicht, warum man dies mit aller Gewalt aus ihr heraustreiben sollte, wie aus einem Kinde den bösen Feind durch den Exorcismus. Allerdings wird sich die Liebe zum Wunderbaren im verschiedenen Laufe der Zeiten auch verschiedentlich gestalten müssen, namentlich an einem Gegenstande, der der Schau- und Hörlust der Menge angehört, der folglich auch nothwendig dem jedesmaligen Zeitgeschmacke vorzüglich sich anpassen muß; an einem Gegenstande, welcher den Reiz der Neuheit kaum entbehren kann: allein trotz aller Modificationen der verschiedensten Zeiten hat doch bald mehr bald minder das wunderbare Princip in diesen Spielen der Phantasie sein Recht bis heute bewahrt. Das sogenannte Romantische hat in den Opern die Oberhand behauptet: den Don Juan holt endlich der böse Feind, es marschiren steinerne Bilder, und in der Wolfsschlucht werden Freikugeln gegossen. Nothwendig für alle Zeiten und Bildungszustände ist freilich das Wunderbare nicht; aber nothwendig auszustreichen und dem Wesen der Oper als nachtheilig anzugeben, ist es noch weit weniger. Daß anfänglich in den Opernbarstellungen Übertreibungen sich zeigten, daß man Seltsamkeiten an Seltsamkeiten, Wunderbegebenheiten an Wunderbegebenheiten reihete; daß dadurch die ganze Handlung oft genug nur eine lose, willkürliche Zusammenhäufung auffallender Scenen wurde, die auf die Länge dem Gebildetern nicht gleich stark, wie Anfangs, behagen konnten; daß man bei fortgeschrittener Praxis andere und bessere Versuche machte, das Alles ist völlig in der Ordnung, ohne daß es geradehin bewiese, daß das Wunderbare aus der Oper gänzlich zu verbannen sei, wenn ein geschicktes Kunstwerk daraus werden solle. Daß der Misbrauch den Gebrauch nicht aufhebt, wird überall anerkannt. Soll es hierin anders sein? In der Oper gerade würde man bedeutend weniger Ursache haben, als in vielen andern Dingen, in denen man doch eine solche Ausnahme sich platterdings nicht gefallen lassen würde.

Die bald nach Entstehung der Oper gar zu starken Übertreibungen des Wunderbaren, die freilich überall nicht zu loben sind, dürfen aber auch keineswegs auf Rechnung der Mysterien allein geschrieben werden; sie finden vielmehr ihren Hauptgrund in der lange Zeit dauernden Bestimmung der Oper. Sie war ein Festspiel, das nur bei außerordentlichen Begebenheiten von Fürsten und Großen des Landes an Höfen gegeben wurde, z. B. bei Vermählungsfeierlichkeiten. Da beabsichtigte man denn, wie bei den frühern Turnieren, allen möglichen Glanz zu zeigen. Reiche Decorationen, ungeheure Maschinerien, pomphaftes Auftreten der gesammten Götterwelt in seltsam bunter Herrlichkeit mußten die Hauptunterhaltungen abgeben. Man legte es darauf an, mit Reichthum und Sonderbarkeit zu prunken und konnte das auch, denn dergleichen Aufführungen kamen selten. Das glaubte man allerdings am besten erreichen zu können, wenn man eine Wundererscheinung an die andere knüpfte. Es ist aber doch gewiß ein Fehlschluß, wenn man das Verfehlte in den Opern jener Zeit, sobald man sie nämlich als Kunstwerke betrachtet, dem darin vorkommenden Wunderbaren, das selbst nur Mittel zu einem ganz andern Zwecke sein mußte, und nicht vielmehr dem pomphaften Stolze beimessen will, der den Glanz des Hauses mit Vorführung der reichsten Massen vor die Sinne einer geblendeten Versammlung zu bekräftigen sich anstrengte. Nicht das Wunderbare wirkte hier nachtheilig, sondern die ungezügelte Prachtliebe, die das Wunderbare nur zum Vehikel nahm, woran sie sich am wohlgemuthesten, am bequemsten offenbaren konnte. Wenn man nun nach solchen Übertreibungen in der nächstfolgenden Zeit das Princip des Wunderbaren gänzlich von der Oper ausgeschlossen haben wollte, so sehen wir darin nichts weiter, als eine abermalige Bestätigung der anerkannten Erfahrung, daß der Mensch am Leichtesten von einem Extreme zum andern fortschreitet, den rechten Weg überspringend, der am besten zum Ziele führen würde. Zum Glück ist es in solchen Fällen am meisten und am Schroffensten die Theorie, nicht die Praxis, die an dergleichen Überspannungen am unbeweglichsten festhält. Wie viel man auch gegen die Einmischung des Wunderbaren theoretisch vorgebracht hat: auf der Bühne selbst hat man es bald anders gesehen. Man hat griechische, nordische und indische Gottheiten, gute und böse Geister aller Art, bald mehr, bald minder glücklich, vor die Anschauung und zu Gehör gebracht, und hat sich an dem phantastischen Treiben ergötzt, wie an einem Sommernachtstraume. Hier setzt sich Sarastro's Weisheit mit Erfolg gegen die Pläne der Königin der Nacht und dort schützt Oberon's Zauberhorn das liebende Paar. Keinem Wesen der Phantasie ist der Zutritt in diesen Zauberhainen untersagt, als den widrigen, wohin wir z. B. schon die Erscheinung eines Vampyrs zählen, dessen gespenstisches Treiben nur mit dem durch allzureichliches Gewürz stumpf gewordenen Geschmacke der überreizten Menge entschuldigt, aber nicht angepriesen werden kann.

Man spricht gern und viel von „Natur" in den Künsten; man hat unzählige Mal den Grundsatz aufgestellt: die Kunst soll eine treue Nachahmerin der Natur sein. Der Satz ist schön und wahr; er ist nur in der Regel so ungemein gemisbraucht worden, daß aus der Wahrheit eine Unwahrheit geworden ist. Die Natur ist freilich ein wenig groß; es ist unbequem, ja sogar zuweilen mislich, sie in ihrer Herrlichkeit, in ihrem tausendfältigen Proteusreiz beschauen, auch wol gar überschauen zu wollen. Da haben sich denn die Meisten von der erhabenen Mutter aller Dinge ein beliebiges Bildchen nach ihrem kleinsten Storchschnabel gemacht; das haben sie die Natur genannt und war doch nur eine verunglückte, übelgewachsene Dirne oder eine schlanke Zofe. Mit dieser Natur hätte man freilich ganz auf dem Wege Rechtens gleich im ersten Verhöre die Kunst an den Galgen bringen können. Man hat sogar wirkliche Exempel von solchen Urtelssprüchen und erschrecklichen Executionen. Wäre die Kunst ein Mensch, sie wäre nicht mit dem Leben davon gekommen. Zum Glück ist sie mehr als Rübezahl. Knüpft man sie heute auf, so hängt mor-

gen ein Strohwisch an der bösen Sieben des Hochgerichts und die Kunst ist frei. Der Kunst eigenthümlichste Natur ist das Wesen der Phantasie. Nach diesem Wesen und nach den nothwendigen Verhältnissen aller geistigen Vermögen zur schaffenden Einbildung, nach der unumgänglichen Verbindung, in welcher das schon Gegebene, Vorhandene, Gewöhnliche mit dem zu Erfindenden, Nichtvorhandenen, Ungewöhnlichen steht, muß die Natur der Kunst gerichtet werden, nicht nach jeder beliebigen andern Natur, die nicht ihre Natur ist. Was sollen die langen Reden von der Unnatur des Singens? Sind denn die Verse Natur? Wird auch der Marmor darum zu Fleisch, weil eine Gestalt nach dem Bilde des Fleisches aus ihm gehauen wurde? — Natur und Kunst stehen mit einander in dem Verhältnisse, wie das Material zu einem Hause. Die Natur liefert das Material von der mannigfachsten Art; der Mensch wählt, bereitet zu und baut zusammen nach seinen Ideen und seinen Zwecken. Was er baut, ist aber ein menschliches Gebäude, ist Kunst, nicht Natur, wol aber nach dem Vorbilde und mit Hülfe der Natur geschaffen.

Alle Kunst, als schöne Kunst, wirkt durch lebendige Erregung der Sinne auf den Geist. Gesicht, Gehör, Gefühl wollen also durch äußere Mittel in Bewegung gesetzt werden. Jeder Sinn hat sein eignes Gebiet, jeder liebt Mannigfaltiges, Wechsel. In dieses frische Leben der Sinne, in den unendlichen Reichthum sinnlicher, frisch wechselnder Gruppen der großen Natur außer uns blickt nun die Einbildungskraft des Menschen mit Wohlgefallen und sammelt von Allem und überall, was ihr am Liebsten ist. Der Haufe wächst, wird groß, riesengroß: sie fühlt sich im bunten Gewirre des Aufgerafften nicht mehr ganz froh und sucht sich Hülfe. Der Verstand fängt an gefällig zu trennen, neben einander zu legen, kurz zu ordnen, damit eine Übersicht möglich werde zur Freude am Besitze. Er bringt Einheit und Folgerichtigkeit in das bunte wirrende Spiel des sinnlichen Reichthums. Nur wird die aufgeregte Einbildung in ihrem Bereiche dem helfenden Verstande nicht die Oberherrschaft lassen; sie erkennt seine Nützlichkeit, nimmt von ihm so viel als zu schönerm Gebrauche ihres Reichthums nöthig scheint und baut mit des Verstandes Hülfe aus tausend Vorhandenem ein noch nicht Vorhandenes zusammen und wenn es auch Chimären wären. Sie hat ihre Kinder lieb und indem sie diese aufpflegt und mütterlich heranzieht, reift sie selbst zur Phantasie heran, der hohen Mutter aller Kunst, die Alles in ihren Kreis zieht, die den Verstand benutzt und bezaubert, ja die selbst das Ahnungsvermögen aufträumender Geister in ihre Reihen nimmt und es hoch hält, als einen Sprößling der Vernunft, der Verknüpferin des Sinnlichen und Übersinnlichen. Die Ahnung aber, das gepflegte Lieblingskind, liebt das Wunderbare gleich der Phantasie. Und dennoch sollte das Wunderbare nicht zur Kunst, ja nicht einmal zur Oper, der Vereinigerin vieler Künste, gehören? — Jede Kunst hat neben und bei der Übereinstimmung mit der äußern Natur auch wiederum etwas von ihr Abweichendes. Wollen viele Beschauer dieses Abweichende von der großen, uns umgebenden Natur ein Erheben über dieselbe nennen; so lassen wir das zwar dahin gestellt sein, finden aber doch einen gewissen Hochmuth darin, der uns nicht gefallen will; wir möchten daher dieses Abweichende von den Einzelnheiten der Gesammtnatur lieber das vorherrschend Gesetzliche, das Grundwesen der Natur unserer menschlichen Phantasie nennen. Vom Idealen, vom Phantasiegeschaffenen, von dem, was in der Außennatur kein ihm völlig gleiches Gegenbild findet, ist bis zum Wunderbaren nur ein kleiner Schritt. Gehört nun das Wunderbare zugestanden in das Reich der Phantasie, also auch der Kunst; so muß es in der Oper doppelt und dreifach zu Hause sein, da in ihr so viele Künste nothwendig Hand in Hand gehen und ihre in das Ideale erhobenen Bildungen zu einem Ganzen vereinigen, das eben darum phantastischer als alle übrigen Erzeugnisse einer jeden Kunst für sich sein muß. Es wird also vielmehr gerade das Wunderbare, das Phantasieangemessene ein Hauptgegenstand der Oper sein müssen. Wer hingegen der Phantasie ihr Recht noch bestreiten wollte, sich eine Welt für sich zu schaffen, der weiß nicht, was Phantasie ist; er verlasse ihr Gebiet und bürgere sich wo anders an; der Kunst gehört er nicht, am wenigsten der Oper, die so viele Künste freundlich zu vereinigen sich bestrebt. Wollte er aber, was nichts Unerhörtes ist, wider die Oper auftreten, weil er keinen Sinn für sie hat; so wäre er wie der Blinde, der gegen den Reiz der Farben und ihrer Verschmelzung Worte machen wollte.

Ist hingegen die Phantasie, die Schöpferin der Kunst, auch immerhin ein noch so glänzender, noch so geliebter Grundtheil des menschlichen Wesens; so ist sie doch immer nur ein Theil; die übrigen Richtungen des menschlichen Wesens dürfen nicht völlig vernachlässigt werden, wenn nicht Widerstreit der einzelnen Vermögen der Menschennatur sich erzeugen und so die bezweckte Erhebung vernichtet werden soll. Darum muß das Wunderbare mit dem Wirklichen, mit dem sichern Boden, worauf wir fußen, verbunden sein und das verständige Princip der Einheit muß dergestalt in Anspruch genommen werden, daß es die bunte Welt der freien Phantasie in einen geschickten Cirkel schließt, als wodurch die Herrlichkeiten der frei gestalteten Welt der Phantasie erst überschaubar und genußbringend werden. Der Phantasie wird Vieles zugegeben, nur Eins nicht; sie darf nicht rücksichtslos beleidigen; sie muß ein schön tändelndes Kind oder eine reizvoll zaubernde Fee, aber keine wildrasende Furie sein. Kränkt, beleidigt sie nicht unsere übrigen Menschenansoderungen, so darf sie selbst kühn sein und ihr Jugend-heiteres Spiel wird wohlgefallen und sehr willkommen sein.

So wie nun die Phantasie nicht in zügelloser Unfreundlichkeit die übrigen Kräfte menschlicher Gesammtvermögen beleidigen darf, ebenso wenig wird in der Oper, die viele Künste verknüpft, eine Kunst die andere beleidigen dürfen, wenn das Ganze und der gute Eindruck desselben nicht vernichtet werden soll. Aus dieser freundlichen Vereinigung mehrer Künste gehen, wie es uns scheint, alle übrige Regeln für die Oper hervor.

Die beiden Hauptkünste sind hier offenbar *Dichtkunst* und *Musik*. Die erste liefert die Handlung, die andre stattet sie aus mit dem Reiz der Töne. Die Wichtigkeit beider Künste leuchtet in die Augen. Sollen wir wol noch immer fragen, welche von beiden die erste Rolle spielt? Es wäre besser, man hätte das nie gefragt. Will man unter der ersten Rolle die am meisten in die Sinne fallende verstehen; so würde sie ohne Zweifel der Musik beigemessen werden müssen, wie dies auch wol gewöhnlich geschehen mag. Dann würde aber auch die Musik nicht gar zu selten sich von dem Pomp der Decorationen und Maschinerien in den Hintergrund gedrängt sehen müssen. — Es wird vielmehr eine Kunst die Rechte der andern nicht blos anerkennen, sondern sie gegenseitig lieben müssen; jede muß freudig gewilligt sein, das Eigenste und Schönste der andern Kunst in das hellste Licht zu setzen, durch welchen liebenden Verein das glückliche Ziel zum Ergötzen aller einzig und allein erreicht werden kann. Jede der hier in Thätigkeit gesetzten Künste muß alles das willigst opfern, was sie allein hebt und bevorrechtet, die übrigen dagegen in ungebührlichen Schatten stellt.

Die Dichtkunst hat sich von jeher in diesem Falle der allerwenigsten Ungebührnisse schuldig gemacht, was auch von Mehren, obgleich nicht allgemein genug, belobt worden ist. Hat sie sich hierin eines Fehlers anzuklagen, so liegt er weit eher im zu großen Nachgeben, in zu weit getriebener Gefälligkeit gegen die übrigen Künste, die nach dem Geschmacke der Zeit eben die Herrschaft an sich gerissen hatten. Das hat jedoch den doppelten Nachtheil gebracht, ein Mal, daß sie Geringeres gab, als es ihrer Würde angemessen ist, und zweitens, daß sich nur selten wahrhaft begabte Dichter mit Bildung des dichterischen Opernstoffes abgeben mochten. — Ist die Oper ein mit Gesang und Tonspiel verbundenes Drama, so werden allerdings die Grundgesetze alles Dramatischen vom Dichter streng zu beachten sein. Bekanntlich sind es: Wahrscheinlichkeit der Handlung, die auch selbst im Wunderbaren nicht mangeln darf; geschickte Aufeinanderfolge der Scenen, so daß eine aus der andern hervorgeht; spannende Verwicklung und befriedigende Entwicklung bis zu gewünschter Auflösung; wirksame Verbindung verschiedener Charaktere und bestimmte Zeichnung eines jeden in Antheil genommenen Charakters. — Dessen ungeachtet darf ein Operndichter durchaus kein *Trauerspiel* liefern wollen, wozu man sich nach Sulzers Durchführung des Gegenstandes verleiten lassen könnte. Das beste Trauerspiel würde gerade die schlechteste Oper abgeben. Das Trauerspiel setzt Lagen und Verhältnisse auseinander, folgert, läßt entstehen, führt die Gefühle langsam, mit Bedacht, verkettet von einer Stufe zur andern, bringt Grund und Scheingrund, beschreibt mit ausgeführter, zusammenhängender Rede ꝛc. Das geht in der Oper nicht an. Im Trauerspiele ist der Dichter Zeichner und Maler zugleich; er liefert hier das ganze Bild allein bis in das Feinste ausgeführt. In der Oper hingegen ist er nur Zeichner der Umrisse des Bildes, gibt die Verbindung, Gruppirung, den allgemeinen Charakterausdruck jeder einzelnen Figur, deutet Licht und Schatten in großen Zügen an; die Farbengebung, die Ausmalung überläßt er dem Musiker. Der Ausdruck des Dichters muß folglich kurz sein; er arbeitet mit dem Worte massenhaft, großartig, stark, damit der Tondichter in Anbringung der Verbindungsstufen, in naturgemäßer Verknüpfung der ihm überlassenen Empfindungsverschmelzungen sich gleichfalls als Dichter zu zeigen Gelegenheit erhalte. Ein Operntextbuch, das bei Lesung desselben zu sehr befriedigt, worin man nicht hier und dort, oft gerade in Hauptsituationen, auf dem ersten Anblick etwas Lückenhaftes, Kluftartiges fühlt, ist gerade ein verfehltes; es ebnet zu viel und läßt der Musik zu wenig. Der Operndichter beweist seine Kraft und Tüchtigkeit nicht in breiter Rede, sondern in reicher Erfindung und Verknüpfung lebhafter Situationen, die eine schöne Ausschmückung hauptsächlich durch Töne zulassen, ja fodern. Die Musik muß schlechterdings nothwendig zur Vollendung des reichen Gemäldes sein, wenn die Operndichtung Werth haben soll. Gerade im Überspringen dessen, was dem Dichtungstalente des Musikers anzuvertrauen ist, wird sich der große Poet eines Opernstoffes hervorthun. Die Hauptkraft des Wortdichters leuchtet am hellsten in einer so geschickten Situationsverwebung, deren Zusammenstellung selbst in den verwickeltsten Momenten keine weitschweifige Worterörterung fodert, um von den Hörern mit dem Hinzukommen der Musik klar verstanden zu werden. — Sorgt der Dichter noch dabei für gehörigen Wechsel, für einen gewissen äußerlichen Glanz; weiß er an den rechten Stellen die Hebel der Sinnlichkeit, nicht nur ohne Nachtheil des innern Gehaltes, sondern zum Gewinne desselben in Bewegung zu setzen, indem er dem Maschinenmeister und dergleichen Gelegenheit gibt, sich geschickt zu bewähren; so hat er ein Meisterbild geliefert, dessen Schönheit bei dem bloßen Lesen der Werke nur geahnet, desto tiefer aber bei dem Zusammenwirken aller dazu erfoderlichen, aber eben hier in Anspruch genommenen Künste mit Lust empfunden wird. — Man wird daraus sehen, was auf ein gutes Textbuch bei der Oper ankommt. So wenig die Dichtkunst hier Herrscherin scheinen darf, so bleibt sie doch Mark und Gebein, die Trägerin und Halterin des Schönen.

In diese vom Dichter gegebenen kräftigen Striche, in diese genauen, aber nicht zu viel ausgearbeiteten Umrisse, in dieses skizzenartige Ineinandergreifen der Charaktere hat sich der Tondichter hineinzuarbeiten. Der Art des Stoffes gemäß muß er seine Farben mischen, Haupt- und Nebentöne finden, die leer gelassenen Stellen füllen, malen, schattiren, Fleisch und Blut geben und das Herz schlagen machen im schönsten Wechselspiel. Die Kraft soll durch ihn kräftiger, das Feuer glühender und das Zarte schmeichelnder werden. Er muß vor Allem die vom Dichter blos kurz angedeutete Stufenfolge der Gefühle von einem Grade zum andern lebhaft und wahr durch die Gewalt der Töne, durch das Ohr, zauberhaft in das Herz der Hörer spielen, was sein Triumph ist. Wie wird er das vermögen, wenn er nur immer geigen, blasen und trommeln läßt? Lärmt er mit seinen Tönen so gewaltig hinein, daß man den Sängern keins von

den an und für sich schon sparsamen Worten des Dichters verstehen kann; so ist es ja nicht anders, als ob er, wie Commodus, seinem Lieblinge aus elendem Übermuthe die Beine zerpauken wollte, daß es krüppelhaft endet. Auch die Musik darf nicht Tyrannin, sie muß blos Schwester der übrigen Musen sein, wenn sie es nicht verachten sollen, mit ihr Hand in Hand zu gehen. Dirnen wird sie sich freilich immer miethen können, Musen nicht. Selbst den Decorationen, den Aufzügen, dem Tanze muß zuweilen etwas geopfert werden. Wir wüßten in der That nicht, warum der Tanz, vorzugsweise der graziöse, ganz und gar aus der Oper verbannt werden sollte? Daß aber jeder äußere Schmuck, soll er seine Wirksamkeit behaupten, nicht überall, nicht bei der geringsten Gelegenheit angebracht werden müsse; daß man also mit solchen starken Sinnenreizen sparsam zu verfahren habe, sparsamer, als es zu geschehen pflegt, unterliegt keinem Zweifel; denn nichts nutzt sich eher ab, nichts wird so leicht unangenehm, als ein alltäglicher Pomp und jede zu große Anspannung durch äußerliche Reize wirkt bald Ermattung und selbst ein sinnlich schmerzliches Gefühl, das durch Übertäubung der innern Kraft nur noch unerträglicher wird. — Sind aber irgend einmal, sogar schon in einzelnen Scenen, Wort, Ton und äußere Ausschmückung im echt gegenseitigen Verhältniß wahr und schön verbunden; so übersteigt die Wirkung eines solchen Kunstverbandes alles Andere; der Hörer ist tief ergriffen und seine Seele ist erfüllt in allen Kräften. Sein Herz ist wie gebannt; er will nicht scheiden und doch drängt es vorwärts. Hier hat vor Allen der Tondichter durch Ritornell, durch klug geführtes Instrumentenspiel, das unterhält und abzieht, die Empfindung umzustimmen. Und dennoch wäre es des Guten zu viel, wenn auf eine solche Machtscene gleich wieder eine andre folgen sollte. Vielmehr muß der Hörer und Schauer erst durch ein wohlersonnenes Zwischenleben gleichsam wieder zu sich selbst gebracht, wieder frei gemacht werden aus den Banden des erschütternden Gefühls. Solches Freimachen gelingt nun Keinem besser und schneller und willkommener, als dem Komischen und Naiven. Daher sehen wir auch gar keinen haltbaren Grund, warum man bisher gewöhnlich dem Naiven und Komischen den Zutritt in die ernste Oper hat untersagen, ohne alle Einschränkung hat untersagen wollen. Und wir halten es für ein Glück, daß auch hierin die Praxis den einseitigen Gesetzen der Theorie nicht blind nachwandelte und sich und den Zuschauern nicht unnöthig Gewalt anthun ließ. Es ist Tod bringend, wenn der Mensch in irgend einem Gefühle so versunken ist, daß ihm die Trauer selbst als einzig rechtmäßige Genossin des hinwelkenden Lebens erscheint; er vereinsamt sich selbst, reißt sich gewaltsam aus der Zahl der Lebendigen und wählt sich zu seinem öden Aufenthalte die Grüfte der Verwesung. Wird irgend ein Mensch vom schwer schlagenden Geschicke im Leben selbst so hart niedergeschmettert, daß er auf den Leichen seiner Geliebten in dumpfen Schmerzen endet, so bejammern wir ihn; er hat ein trauriges Recht an unser Mitleid; hat doch ein rauher Sturm ihm seine Rosen entblättert. Wäre es aber auch billig, wäre es menschlich, wenn selbst im Spiele zu unsrer Lust, zu unsrer Erhebung der Sturm der Kunst, vermöchte er es auch, dem Riesen der gewaltigen Natur gleich käme? Wo der Ernst zerstörend wird, da hört das Spiel auf; es ist in keiner Hinsicht mehr, was es soll. Selbst die große Natur ist selten, oder ohne Schuld des Menschen vielleicht nie, so unmütterlich, daß sie sich nicht beeilte, unsre Wunden zu heilen. Und die Kunst, die spielende, die so gern als Nachahmerin der Natur sich ansehen läßt, wollte das nicht? sie, die ihren schönsten Beruf in angenehmer Erstärkung unsrer Lebenskräfte suchen und finden sollte, sie wollte das nicht? sie wollte gegen ihren eignen Zweck Schlag auf Schlag, Weh auf Weh häufen und die Trauer so zusammen zwängen, wie sie selbst in der weit gewaltigern großen Natur nimmer sich zeigt? Nicht einmal in einem Trauerspiele würden wir das entschuldigen, wie viel weniger in einer Oper, die nie ein echtes Trauerspiel sein soll, nicht einmal sein kann. — Man wende nicht ein: „Nach einer tief erschütternden Scene wirkt nichts beleidigender als das Komische. Es erfüllt mit Widerwillen" u. s. w. Das ist ein Scheingrund, nichts weiter. Man nimmt blos willkürlich die Extreme zu scharf; man setzt an die Stelle des allgemein Komischen, des begütigend Naiven, das Frivole, Freche, Rücksichtslose und dergleichen. Seit wann hätte denn das Komische so enge Grenzen? Oder wüßte man denn wirklich nicht, daß es ein gutmüthig Komisches, ein unschuldig Naives gibt, das in seiner wahren Erscheinung sogar rührend wirkt bei allem Ergötzlichen, bei allem Lindernden? Die Art des Contrastes, wie er gehandhabt werden muß, können wir in einer Übersicht freilich nicht auseinandersetzen, wir behalten uns dies für eine andre Gelegenheit vor; daß aber der Contrast ein unentbehrliches Mittel eines guten, ergötzlichen Spieles ist, was die Oper durchaus sein muß, gerade am nothwendigsten, je tiefer sie ist, liegt in der Natur der Sache. Wir dürfen uns auch hier auf mancherlei Scenen Shakspeares berufen, um mit Beispielen zu belegen, was dem Freimachen der Seelen der Hörer frommt. Leporello ist nicht blos komisch, wenn er gleich den komischen Mantel umhat. — Aber die menschliche Natur liebt ihren Hauptfehler viel zu sehr, als daß sie ihn nicht überall, wo er sich in seiner Nichtigkeit zeigt, mit vornehmen Gebehrden und Worten entschuldigen sollte: Sie begehrt, was sie nicht sollte und langt am Liebsten nach dem Untersagten, nach dem ihr freundlich Entnommenen. Darum verbietet sie sich auch, was sie sich nicht verbieten sollte. Sie will gewöhnlich das, was ihr Trotz heischt. Sie ernstet, wo gespielt, und spielt, wo geernstet werden sollte. Da haben sie denn auch aus dem Spiele den Scherz herausmeistern wollen. Es ist aber an dem starren Ernste selten etwas Gutes, in der Oper gar nichts.

Und so haben wir nur noch einen nicht unwichtigen Punkt zu berühren, den Ausgang der Oper. Soll er tragisch, soll er freundlich sein? Tragisch ist der Schluß, wenn des Menschen Kraft, bei allem Wollen des Rechten, dem widrigen Schicksale unterliegt, wenn er die Unschuld wider Willen mit in das Verderben reißt, oder

wenn er es wagt, im Streben nach Hoheit dem Unheile Trotz zu bieten, bis er vernichtet sinkt, wie ein Halm von der Sense des Mähers. Gegen solche tragische Ausgänge in der Oper sind wir völlig. Die Beruhigung, die Zurechtweisung des Menschen in sein eigentliches Bereich liegen hier einzig und allein in der klaren Entwickelung des innersten Wesens eines von der Außenkraft Dahingerafften. Nur der lichtvolle Überblick der Seelenzustände und der Außendinge kann hierin dem Menschen, dem Zuschauer Rath, Mahnung, Besserung, Trost, Erhebung werden. Solche lichthelle Auseinandersetzung vermag nur das Trauerspiel, keineswegs die Oper zu geben. Es fiele demnach in einer solchen tragischen Oper alles Gute, was daraus hervorgehen könnte, gänzlich weg und es bliebe nichts übrig, als eine unnütze, ja niederschmetternde Marter unseres Gefühls. Wir müßten aber einen Menschen für wahnwitzig erklären, der sich ohne allen Grund, blos aus frevelnder Laune in die Folterkammer drängt. Wo offenbare Schlechtigkeit, wo die Gemeinheit, die allem Guten Unheil bringende Genußgier untergeht, wie im Don Giovanni, da ist nichts rein Tragisches, sondern ersehnte Gerechtigkeit höherer Gewalten zum Trost der Hörer sichtbar. Wo des Menschen Lust, im Übermaße des Gefühls seiner Hoheit, seiner Begier Raum läßt bis gegen anerkannt Unnatürliches, wie in der Semiramis, da kann der Tod eines solchen nur als nothwendige Versöhnung des empörten Gefühls der Hörer, nicht als Tragisches gelten. Solche Schlüsse sind vielmehr freundlich im weiten Sinne des Wortes. Freundlich, beruhigend muß jede Oper enden, wenn sie nicht zwecklos spielen soll. Auch ist die ganze Geschichte der Oper für uns. Es sind nur Ausnahmen von der gesunden Regel, die das Gefühl selbst dictirt zu haben scheint, wenn man es einmal anders findet. Man hat zwar den Stampiglia (oder wol auch den Apostolo Zeno) als den ersten nennen wollen, welcher die Gewohnheit aufbrachte, der Oper einen glücklichen Schluß zu geben und zwar aus Rücksicht gegen seinen kaiserlichen Herrn Carln VI., der das tragische Ende nicht leiden mochte; allein die Bemerkung ist grundlos, es war schon früher eingeführt und mit Recht, wenn man unter freundlich nicht gerade spaßhaft, sondern beruhigend und erheiternd versteht. — Überhaupt jemehr irgendwo die Phantasie vorherrscht, da kann sie sich nicht anders liebenswürdig machen, als wenn sie bei aller Kühnheit, bei aller Leichtfertigkeit durch und durch gutmüthig, naturgetreu heiter und kindlich sich erweist; sie kann, bei aller Wildheit sogar, des Graziösen ebenso wenig entbehren, als der kleine, mächtige Sohn Aphroditens. Wie sie auch spielt, auf den Grund der Liebe muß es gebaut sein, wenn sie sich nicht selbst der Liebenswürdigkeit berauben will. Wollte sie mit ihrem Spiele quälen, um zu quälen; so ist sie dadurch zu einer Genossin der Hölle geworden und ihr Spiel ist teuflisch. Byron hätte nie einen guten Operntext geliefert; seine Phantasie ist zu schwarz. — Indem wir nun die Darlegung des Wesentlichen der Oper beenden, wissen wir recht wohl, daß wir den Gegenstand nicht erschöpft, sondern eben nur eine möglichst deutliche Übersicht des uns nothwendig Erscheinenden gegeben haben; glauben jedoch, uns ebenso wenig deshalb entschuldigen zu müssen, wie über das Übersichtliche der nun folgenden Geschichte der Oper. Und wenn wir hier manche Namen geradehin übergehen, die wir mit leichter Mühe so gut, wie ein Andrer, abschreiben könnten; so wollen wir nur im Voraus erinnern, daß wir eine Menge Namen ohne Sachbemerkungen für gar nichts Sonderliches erachten. Theils sind solche Namenhaufen schon da, theils schaffen sie gewöhnlich nichts, als Dunst, der dem Leser den klaren Überblick nimmt und ihn in ein dumpfes Staunen versetzt, das dem Schreiber einen leeren Nebelschein um das Haupt lügt; und endlich lieben wir das nicht. Also kurz; wenn wir ein ganzes Werk darüber zu liefern unternehmen, verändert sich der Zweck. Darum soll jedoch nichts Wichtiges übergangen werden.

Wenn vom Ursprunge der Oper geredet und dieser gewöhnlich als nicht völlig ausgemittelt angegeben wird; oder wenn von Andern auf das Bestimmteste angezeigt wird, daß die Oper ihren Ursprung in Italien gefeiert habe, wenn von diesen Dichter, Componist und Zeit genau bezeichnet werden; so ist diese widersprechende Angabe im Begriffe zu suchen, den man sich von einer Oper gemacht hat. Heißt das schon eine Oper, wo zu irgend einer scenischen Handlung eine nicht zu geringe Ausstattung von Musik und vorzüglich von Gesang kommt; so muß die Entstehung der Oper viel früher angegeben werden, als es in der Regel geschieht. Dann würden wir aber ihren Ursprung keineswegs in Italien suchen. Versteht man hingegen unter Oper eine scenische Handlung weltlichen Inhalts (nicht geistlichen, kein Mysterium), wo die Musik vom Anfange bis zum Ende die Stelle der Declamation vertritt, wo Alles, anstatt gesprochen, gesungen wird, wo also Recitativ, Arie u. s. w. das ganze Spiel hebt; so ist das Vaterland der eigentlichen Oper kein andres als Italien und der Ursprung läßt sich völlig bestimmt nachweisen. Es kommt demnach auch hier, wie bei den meisten Dingen, auf den Begriff an, den man mit dem Namen verbindet. Darüber sollte man stets zuvörderst einverstanden sein, will man nicht unnützes Hin- und Herreden. Ehe es zu dieser eigentlichen Oper kam, mußte allerdings gar Manches vorhergegangen sein, was diesen Gedanken anregte, leicht machte und ihm Zeitinteresse gab. Keine Erfindung kommt plötzlich, auf ein Mal, ohne vielfache Veranlassung; so auch hier. In *Beauchamp's* Recherches sur les theatres de France und in dem 1735 zu Amsterdam gedruckten Werke Histoire du theatre françois depuis son origine werden wir belehrt, daß schon 1313 in Paris Schauspiele mit Musik vorgestellt wurden. Auf alle Fälle hatte jedoch die Musik nur noch so geringen Antheil an der ganzen Vorstellung, daß dergleichen nur als noch weit entfernter Übergang zum Opernwesen angesehen werden kann. In diesem 14ten Jahrh. wurde nun die Musik mit jedem Jahrzehend immer mehr Volkssache; man war der alten Psalmodie satt geworden und da die Kirchenhäupter vom Alten nicht los wollten, so bildete sich die Musik außerhalb der Kirche und der neue weltliche Reiz nahm

so überhand, daß die Sänger (besonders im südlichen Frankreich) aus Lust nach Beifall bereits anfingen, die weltlichen Verzierungen auch in den Kirchen hören zu lassen, weshalb denn mancherlei Mahnungen und Untersagungen der Päpste und der Geistlichkeit erfolgten. Wir könnten sogar noch frühere Verbote gegen einen üppig gewordenen Gesang nahmhaft machen. Jetzt war Alles, was von den Geistlichen dagegen geschah, zu spät, denn es bildeten sich schon weltliche Musikschulen, wo bereits etwas Theorie in die Tonkunst gebracht wurde. Hat es auch bis jetzt noch seine besondere Schwierigkeit, von diesen vor-Ockenheim'schen Musikschulen Bestimmtes zu berichten (was übrigens nur in einem eignen untersuchenden Werke geschehen könnte), so wird doch die Zuverlässigkeit der Angabe am längsten verborgen geblieben sein. Mit leichter Mühe läßt sich schon aus einer Menge Stellen der Autoren der letzten Hälfte des 15. Jahrh. nachweisen, daß die Vorliebe zu musikalischen Einmischungen in allerlei Theatralisches, worin man jetzt bereits große Pracht sehen ließ, immer um sich greifender wurde, wovon man sich des Weitern in Arteaga's Geschichte der italienischen Oper überzeugen kann. Ganz besonders bedeutend wurde die Musik bei den Schäferspielen, die um die Mitte des 16. Jahrh. auf den italienischen Theatern sehr beliebt waren. Allein als eine eigentliche Erfindung jener Zeiten kann man diese mit Musik verbundenen Schäferspiele auch nicht gelten lassen; wir werden später unter der Operngeschichte der Franzosen ähnliche idyllische Singspiele schon zu den Zeiten der sicilischen Vesper am französischen Hofe zu Neapel anführen. Sie waren aber jetzt viel allgemeiner. Da auch in jenen Zeiten die Musik immer noch nur eingeschaltet war und noch die sogenannte Erfindung des neuern Recitativs fehlte, so wird man um so weniger diese Schäfersingspiele eigentliche Opern nennen dürfen, je weniger uns ein deutlicher Begriff von der wirklichen Beschaffenheit dieser Singidyllen gegeben ist. Kein glaubwürdiger Beschreiber jener Zeiten hat uns ein Bild von der Einrichtung derselben in musikalischer Hinsicht entworfen. Daß aber die Liebe zur Musik bei scenischen Darstellungen bedeutend zugenommen hatte, leuchtet ein. Zu dieser Zeit wurden auch die musikalischen Intermezzi Mode. Dergleichen werden uns zu dem Lustspiele des Giov. de Bardi „Amico fido" genannt, die von Aless. Strigio und Christoph Malvezzi componirt und 1585 zu Florenz mit damaliger Pracht gegeben wurden. Götter und Halbgötter sangen darin. Der Schritt bis zur eigentlichen Oper war nun noch leichter zu thun. Wenn Einige den Abstand von der wirklichen Oper dadurch noch größer zu machen vermeinen, daß sie behaupten, es habe in diesen Musikstücken noch viel zu sehr der Styl der gewohnten Kirchenmusik geherrscht, so haben wir nicht ein Mal erst nöthig, ihre Behauptung zu bestreiten, um ihre Bemerkung grundlos zu nennen. Denn die Art des Styls macht die Oper nicht zur Oper, sondern nur zu einer guten und schlechten. Es kommt hauptsächlich darauf an, ob eine theatralische Handlung so nothwendig, so eng mit Musik verbunden ist, daß die Musik einen unentbehrlichen Bestandtheil der Vorstellung ausmacht. Der Styl der Oper hat sich bekanntlich, wer weiß wie oft, geändert; jeder Componist sollte im Grunde seinen eignen haben, mindestens haben ihn die verschiedenen Zeiten, ohne daß es deshalb Jemandem eingefallen wäre, die Oper in einem andern Style nicht mehr Oper zu nennen. Ja es kommt, genau genommen, bei der Oper nicht ein Mal darauf an, daß jedes Wort unabänderlich gesungen wird, sonst wäre selbst Don Giovanni keine wahre Oper; sondern es kommt darauf an, daß die Musik, als eine Hauptsache, zum Ganzen unumgänglich gehört. Die Intermezzi sind nur darum keine völligen Opern, weil sie nicht für sich bestehen, sondern Einschiebsel in einem andern theatralischen Werke sind. — So wie die Componisten, die gewiß damals nicht weniger als jetzt auf den Beifall ihrer Hörer etwas gaben, sich nach und nach, dem steigenden Verlangen der Menge gemäß, vom steifen Kirchenstyle loswanden, ebenso näherten sie sich auch nur allmälig dem eigentlichen Wesen der Oper Schritt vor Schritt. Den letzten Schritt that der seit 1570 in Florenz angestellte Capellmeister Emilio de Cavalieri. Er componirte zwei Schäferspiele der Laura Guidiccioni: Il Satiro und la Disperazione, die 1590 in Florenz aufgeführt wurden. Diese musikalischen Darstellungen sollen sich nun schon durch völlige Recitative ausgezeichnet haben, was man um so eher als gegründet annehmen darf, da desselben Componisten Oratorium „Anima e Corpore" das erste italienische geistliche Drama war, worin der Dialog recitativisch durchgeführt worden war. Man schreibt daher diesem Cavalieri die Erfindung des Recitativs (wir glauben vielmehr die Erweiterung, den auf andere als geistliche, oder genauer: liturgische Gegenstände fortgeführten Gebrauch desselben, da eine Art des Recitativs offenbar in den kirchlichen Collecten und Gebeten vorlängst gewöhnlich war) ziemlich allgemein zu. Dennoch werden auch in diesem Punkte von Andern andre Erfinder angegeben, was wir um so begreiflicher finden, je weniger im Grunde von einer eigentlichen Erfindung erst in jenen Zeiten die Rede sein kann. Man ist gewöhnlich aus Nationalstolz mit dem Ausdrucke Erfindung viel zu freigebig. Wir stoßen noch heute aus demselben Grunde bei allen nationalstolzen Völkern auf eine ziemliche Anzahl von Erfindungen, die nichts als Veränderungen, nicht ein Mal jederzeit Verbesserungen, oft sogar nur neue Namen für schon bekannte Dinge sind. Was also Spätere für das Recitativ thaten, kann nicht Erfindung, sondern Verbesserung genannt werden. Gleiche Bewandtniß hat es mit der Erfindung der Oper. Auch diese Erfindung wird von Vielen dem Cavalieri zugeschrieben. Wenigstens wird man zugestehen müssen, daß er den letzten Schritt that, der die eigentliche Oper in das Leben rief. Im vollkommenen Zustande tritt selten oder nie eine Neuerung auf. Man wird darum überall undankbar gegen eine nicht kleine Zahl nützlicher Männer sein, wenn man nur erst diejenigen mit dem Ehrennamen der Erfinder belegen will, denen eine gewisse Vollkommenheit durch vielfache Anstrengungen Früherer leicht werden mußte. Deshalb gilt uns auch Arteaga's

Einwurf gegen das Recitativ Cavalieri's wenig, wenn er mit vollem Rechte behauptet, das Recitativ dieses Componisten ist noch nicht gut declamirt und die Aussprache vieler Wörter ist keineswegs so richtig, als man es wünschen muß. Dennoch ist das Recitativ unbestritten da, die Oper gleichfalls, wenn auch beide noch auf einen viel höhern Punkt gehoben werden mußten, um allgemeinen Eingang zu erlangen.

Jedermann weiß, daß das 16te Jahrh. für Belebung und Verbreitung der Wissenschaften und Künste groß und segenbringend war. Seit der Vernichtung des griechischen Kaiserthums durch die Türken, seit der Auswanderung der Griechen, namentlich nach Italien, hatte sich ein reger Geist dafür, und ganz ausgezeichnet in Florenz gezeigt. Der Glanz der Fürsten sah die Pflege derselben als vorzügliche Ehrensache an und die Städte wetteiferten mit einander. Da mußten sich denn die Versuche einander drängen und mancher an sich nicht unwichtige mag im Gedränge verloren gegangen sein. Das Studium der Werke der Griechen hatte mancherlei Ideen geweckt. Man suchte das bewunderte Alte mit dem Leben der damaligen Zeit in Vereinigung zu bringen. Meinungen und Vermuthungen rieben sich vielfältig im Kampfe ab, und was man vermöchte, wollte man in frischen Thaten bewähren. Die Musik war Volkssache geworden. Wie hätten die tausendfältigen Bewegungen jener aufstrebenden Zeit nicht auch dieser Kunst durch neue Versuche Vortheil schaffen sollen? Unter diesen ist für unsern Zweck Giov. Bardi, der Graf von Vernio, der damals in Florenz lebte, merkwürdig. Der Wissenschaft und Kunst liebende Mann hielt in seinem Hause gelehrte Versammlungen, deren Besprechungen unter andern auch den Versuch herbeiführten, die altgriechische Tragödie wieder herzustellen. Nach mancherlei Berathungen über die muthmaßliche Art des Vortrags der classisch-griechischen Trauerspiele versuchte der wissenschaftlich und tonkünstlerisch gebildete, als Lautenspieler und Componist bereits geehrte Vicenzo Galilei einige Compositionen aus Dante, worauf die Klagelieder des Jeremias folgten, die er alle, immer noch nach Art der Psalmodie von der Viola da Gamba begleitet, vor dieser Gesellschaft und zu ihrer Zufriedenstellung vortrug. Der erworbene Beifall befeuerte Andre zu ähnlichen Versuchen, wozu wol auch des genannten Galilei Vorträge und Aufsätze über die Fehler der neuen und die Vorzüge der alten (nämlich der vermeintlich altgriechischen) Musik, die eben von dieser Gesellschaft wieder in das Leben gerufen werden sollte, Vieles beitragen mochten. Am meisten eiferten jedoch die Dichter, deren Werke von der alten d. h. bisher geltenden Musik, die stets mehrstimmig sein mußte, sodaß auch selbst ein sichtbar dastehender Sänger von andern hinter der Scene begleitet wurde, zu sehr in Schatten gestellt wurden. Man wünschte einstimmigen, nur von einem oder einigen Instrumenten begleiteten Gesang, womit die Volksmeinung übereinstimmte. Das kam dem Sänger Giulio Caccini, der gleichfalls Mitglied dieses Vereins war, vielfach zu Statten. Den vielstimmigen Gesang verstand er nicht besonders und im einstimmigen konnte er sich auch als Sänger besser zeigen. Er ergriff also die glückliche Gelegenheit mit Eifer und setzte mehre einstimmige Gesänge, auch recitirende, deren Satz man damals nuova musica nannte, und trug sie unter Begleitung der Theorbe (des Meisters Bardille) beifällig der Versammlung vor. Da dichtete ihm der Graf Bardi selbst eine Art Intermezzo: Combattimento d'Apolline col Serpente, das 1590 nicht wenig Aufsehn machte. Der Beifall war so groß, daß Caccini sich später selbst den ersten nannte, von dem einstimmige Gesänge im Drucke erschienen wären. Immer noch würde man sich irren, wenn man glauben wollte, daß sie zu weit von der gewohnten Psalmodie abgewichen und im Rhythmischen und Recitativischen dem guten Geschmacke zu nahe gekommen wären. Daß man hingegen in dem Bardischen Vereine, durch glückliche Erfolge gereizt, auf dem betretenen Wege fortfuhr, vermuthet Niemand anders. Als sich jetzt Bardi von Florenz nach Rom begab, nahm Jacopo Corsi die Gesellschaft in sein Haus. Dessen Freund war der damals sehr geschätzte Dichter Ottav. Rinuccini, der nun eifrigern Antheil an den Bestrebungen der Gesellschaft nahm. Er dichtete sein Schäferspiel Daphne, das Jacopo Peri unter des Dichters Aufsicht in Musik brachte, wozu auch der Sänger Caccini (der auch, aus Rom gebürtig, Giulio Romano genannt wird) mit gezogen wurde. War auch die Dichtung nicht besonders ausgezeichnet und bestand auch die ganze Instrumentalbegleitung nur aus einem Flügel, einer großen Zitter, Viola da Gamba und ein paar Flöten; so machte das neue Werk, dessen Musikart immer nur eine Annäherung an das eigentliche Recitativ und die Arie war, bei der Darstellung im Hause des Corsi dennoch ungemeines Glück 1594. Bei fortgesetzten Versuchen kam endlich 1600 der neuen Musikart ein glänzendes Fest zu Hülfe. Heinrich IV. von Frankreich vermählte sich mit Maria von Medicis. Zur Verherrlichung dieses Festes dichtete Rinuccini seine Euridice, Tragoedia per musica, die Peri hauptsächlich componirte; Caccini und Corsi hatten jedoch auch Einiges dafür in Musik gesetzt. Das Stück besteht aus 5 Akten; jeder Akt wurde mit einem Chore geschlossen. Übrigens herrschte die Madrigalenmusik noch sehr vor, nur daß sich bereits arienmäßige Sätze darin finden, weshalb dem Cicognini die Einführung der Arien (in seinem Jason 1640) abermals abgesprochen werden muß. Caccini hat später die ganze Euridice in Musik gesetzt und sie in Venedig 1615 drucken lassen, was deshalb angezogen wird, damit man diese Nacharbeit nicht mit der Originalmusik verwechsele, die mit Hülfe der hohen Vermählungsfeier so großes Aufsehn erregte und gewöhnlich als die erste große Oper angegeben wird, namentlich von Allen, die in der eigentlichen großen Oper durchaus nur Tragisches wollen. Daß die Schäferspiele früher als Operngegenstände behandelt wurden, ist angedeutet, und daß die komische Oper gleich Anfangs ihre Freunde fand, ist nicht zu übergehen. Als erste komische Oper gibt Arteaga den Antiparnasso, Commedia von Orazio Vecchi an, die zu Venedig 1597 aufgeführt wurde, also früher als Peri's

tragische Oper. (Das Nähere über Orazio und Orfeo Vecchi siehe unter ihren Namen.) Dichtung und Musik, beide von Oraz. Vechi, werden von Arteaga, der das Stück las, nicht ausgezeichnet, ja, kaum erwähnenswerth genannt; allein Arteaga urtheilt oft einseitig und besitzt überhaupt zu wenig musikalische Kenntnisse. Erwähnungswerth ist der Antiparnasso schon als eine der ersten komischen Musikdarstellungen jener Zeit.

Seit 1600 griff also die Oper in allen Hauptgestalten lebhaft um sich. Sie wurde nicht allein Lieblingsvergnügen des Volks, sondern auch hauptsächlich begünstigtes Pflegekind der Fürsten und aller Vornehmen, die darin ihres Hauses und ihrer Städte Glanz am prachtvollsten zur Schau stellen wollten. Ruhm und Vortheil verschaffte ihr daher immer frische Arbeiter. Rinuccini, durch diese Dichtungen überall geehrt, fuhr fort für die Oper zu schreiben und dichtete bald darauf seine Ariadne, welche der gleichfalls berühmte Monteverde (Claudio) componirte und 1608 öffentlich zu Gehör brachte. Sie erlebte so großen Beifall, daß er nach Venedig reiste, um sie dort aufzuführen. Sie gefiel dergestalt, daß man ihn in Venedig zum Capellmeister an der St. Marcuskirche wählte, welche Stelle nur den ausgezeichnetsten Tonkünstlern zu Theil wurde. Aus einem genauen Verzeichnisse der Capellmeister zu St. Marco, das aus dem Buche Actor. des Archivs dieser Kirche gezogen und erst neuerlich in der leipziger allgem. musik. Zeitung mitgetheilt worden ist, erhellet deutlich, daß Monteverde kurz nach der Aufführung seiner Ariadne in Florenz (1608) an verschiedene Orte Italiens Wanderungen unternahm und viel früher nach Venedig kam, als Gerber in seinem Tonkünstler-Lexikon berichtet. Claudio M. wurde schon 1613 am 19. August als Capellmeister dort angestellt. Die übrigen unrichtigen Angaben Gerbers über diesen Mann sehe der geneigte Leser unter Monteverde. — Sein Nachfolger im Amte war Giovanni Rovetta, gewählt 1643 am 21. Febr. Auch dieser Componist, dessen kirchliche Werke in großem Ansehn standen, erwarb sich als Operncomponist einen Namen. Wir führen ihn in dieser Übersicht der Operngeschichte besonders deshalb an, weil nach verschiedenen Berichterstattern das Recitativ, welches aus seiner Oper Orfeo durch manchen Abdruck weiter verbreitet wurde, für das älteste Beispiel jener Recitative gehalten worden ist. Da aber die eben genannte Ariadne bereits 1608 gedruckt wurde, so ist die Annahme falsch.

Eine der ersten Städte Italiens, die sich nach Florenz lebhaft der Oper annahmen, war Bologna. Seit 1601 gingen die musikalischen Dramen dort in ununterbrochener Reihe fort. Die erste daselbst aufgeführte Oper war die Euridice des Rinuccini und Peri.

So reich und übermäßig die Pracht war, mit welcher die Großen Italiens bei besondern Veranlassungen, z. B. bei Vermählungen, Thronwechsel und Geburtsfesten die neue Oper auszustatten sich anstrengten; so überladen mit Pomp der Decorationen und Maschinerien alle Sinne dabei in üppige Exaltation gesetzt zu werden pflegten, so wenig darf man sich doch in den ersten Zeiten die Operntheater allgemein oder gut eingerichtet denken. Lange blieben die Opern nur Gelegenheitsspiele für prunkende Hoffeste. Waren sie das nicht, so stand es noch übel mit ihnen. Volkstheater für Opern hatte man in der Regel noch gar nicht. Man bediente sich Anfangs, wie wir gesehen haben, zur Darstellung der ersten Opern der Privathäuser ihrer Gönner, und führte sie auch wol, sogar noch im 17. Jahrh., zum Vergnügen der Menge auf öffentlichen Plätzen auf, wo höchstens irgend ein Gerüst aufgeschichtet wurde; selbst auf Karren in den Straßen wurden sie gespielt, also nicht anders als in den alten Zeiten der Griechen bei Gelegenheit der Bacchuszüge. Arteaga berichtet, der Papst Sixtus IV., der von 1471 bis 1484 regierte, habe in Rom das erste bekannte Theater erbauen lassen, wahrscheinlich aus Liebe zu einem dafür eingenommenen Nepoten, denn der Nepotismus nahm von jetzt an mächtig überhand. Die Zeiten des Carneval waren gleich Anfangs ganz vorzüglich für solche Spiele bestimmt; in solchen Tagen sorgte man am meisten für allerlei Sinnenreiz, was andere Städte bald nachahmten. Selbst in Venedig finden wir erst 1637 bestimmte Nachricht von einem eigens für solche Spiele bestimmten Theater, St. Cassino genannt. Gelegenheit dazu soll die Oper Andromeda, gedichtet von Benedetto Ferrari und in Musik gesetzt von Franc. Manelli gegeben haben. Sollte auch, wie wir vermuthen, das Theater nicht erst um dieses Singspiels willen, sondern einige Zeit früher erbaut worden sein, so war doch diese Andromeda die erste Oper, die 1637 auf dem Theater St. Cassino, dem ältesten in Venedig, gespielt wurde. Der Beifall war so ungemein, daß nicht nur in Venedig immer mehr öffentliche Theater erbaut wurden (man zählte ihrer endlich 15), sondern die Neigung dafür theilte sich von jetzt an auch den übrigen bedeutenden Städten Italiens mit.

Durch die Verbreitung stehender Theater wurde natürlich die herrschend gewordene Sucht nach äußerlichem Reiz nicht verringert. Man schaffte so viele und so reiche Decorationen, als immer möglich, und das Seltsame, Wunderbare und Augenlust Fördernde blieb noch lange das Beliebteste. Man hatte gleich Anfangs damit nicht gespart. Recht absichtlich hatte schon 1610 Gabr. Chiabrera in seinem Rapimento di Cefalo es auf dergleichen angelegt und sein Wunsch nach Beifall war dadurch nicht wenig befriedigt worden. Um pomphafter Aufzüge willen mußte sich nun Dichtkunst und Musik Manches gefallen lassen, was ihre gegenseitige Ausbildung in diesem Fache keineswegs beförderte. Solche lustige Übel heilen sich nicht leicht. Die Wiederhersteller eines reinern Geschmacks greifen auch gewöhnlich noch zum Überflusse zu tief in das Einfache, wodurch sie die Überreizten, die ihre Schwäche nicht kennen, noch kennen lernen mögen, nur desto eigenwilliger machen. So geschah es auch hierin. Der Dichter Silvio Stampiglia ist gerühmt als ein guter Vorgänger des Apostolo Zeno. Der Mann wurde zuletzt Hofpoet des Kaisers Karl VI. (1711—1740). Die übertriebene Häufung des Wunderbaren und die oft geschmacklosen Vermischungen des Ernsthaften und des Komischen waren ihm mit Recht entgegen; aber das Zu-

viel verlangt noch keine gänzliche Verwerfung, die er jedoch zur Herstellung eines reinen Geschmacks für nothwendig ansah. Das Gegenstreben schien daher das Übel nur noch zu befestigen, indem es dasselbe höher hob. Die äußerste Höhe mag es in Italien wol in dem Gedichte des Guil. Ces. Corradi: la divisione del mondo erreicht haben, das, von Giov. Legrenzi componirt, in Venedig 1675 auf die Bühne kam. Bei so hochgestelltem Prunke mußte freilich die Dichtkunst in den Schatten treten; selbst die Musik mußte sich dem Maschinenwesen u. dgl. unterordnen. Nur ein kräftiger Geist ist im Stande von Verirrungen zurückzuführen. Aber auch er hat der Vorgänger nöthig. Dringen die ersten, wie gewöhnlich, nicht durch, so haben sie doch Eins ganz unbezweifelt gethan: sie haben die auf ihre Menge pochenden Gegner zum Übermuth gereizt, der durch thörichtes Hineinfahren sich selbst Blößen gibt. Das ist nicht wenig. Einen solchen Stand der Sache fand Apostolo Zeno schon vorbereitet, dem noch ein starker Verbündeter hinzukam, der Wunsch der Theaterunternehmer, deren Cassen die zu hoch getriebene Prunksucht sehr empfindlich verletzte. Geist und geheimer Zeitwunsch der Betheiligten traten also zusammen und halfen einander, wie überall, die Reform durchsetzen. Kraft und Glück führen nur verbunden zum Ziel. Ein Besseres, ein Geistreicheres war es unbezweifelt, was Apostolo brachte. Ehre genug. Das unabänderlich Höchste, das Letzte des möglich Herrlichen reißt kein Sterblicher auf einmal aus den Höhen herab auf den wegsamen Pfad des Lebens.

Götter und Wunderdinge wurden bei Seite gelegt, die Menge ungeheurer Maschinentriumphe wurden merkwürdig verringert, der Zusammenhang der Handlung siegte. Das Wesentliche, was Zeno der Oper wiedergab, herrscht fort. Sein erstes Stück ist Gl' inganni felici, 1695. Er starb 1758. Mit ihm zugleich und durch ihn befeuert that sich Pietro Metastasio hervor. Seine erste Oper, Didone abbandonnata, in Musik gesetzt von Dom. Sarti, wurde 1724 in Neapel aufgeführt. Metastasio starb 1783. Beider Männer Verdienste, deren Werke auch in französischen, englischen und teutschen Übersetzungen erschienen, sind unter ihren Namen zu lesen. Zeno's und Metastasio's Ruhm waren mit Recht den Italienern so theuer, daß ein anderer Geschmack nicht wohl Eingang finden konnte. Die von Casalbigi und Consorten versuchte Nachahmung des französischen Geschmacks wurde nicht beifällig aufgenommen und zum Glück für die Oper, die nun wol in ihrer Grundlage, der vom Dichter gegebenen Handlung, trefflich ausgestattet dastand, weit weniger noch immer in der Tonkunst selbst, die jedoch von jetzt an nach dem Vorbilde ihrer Freundin rüstiger und glücklicher aufwärts strebte. Waren auch unter den Musikern mehre wagsame Männer, z. B. Monteverde, dagewesen, die dem Hergebrachten nicht huldigten, dem Steifen der gewohnten Madrigalenweise entsagten, so hatte doch die Darstellung des Gefühlvollen, des Charakteristischen durch Töne bis zu Ende des 17. Jahrh. noch keine bedeutende Stufe erreicht. Die Musikformen waren weder bestimmt noch frei genug; man hatte noch zu viel mit Tact, Rhythmus, Harmonie und Instrumentation zu kämpfen. Das Recitativische war noch zu sehr mit dem Ariosen verbunden und der Wechsel in den musikalischen Formen war lange nicht reich genug, um einen Ausdruck hervorzubringen, der unmittelbar zum Gefühle sprach. Gegen das Ende des 17. Jahrh. hob sich Alessandro Scarlatti so sehr, daß er von den Italienern das Haupt der Theatercomponisten genannt wird. Hasse selbst, der ihm Vieles verdankt, ehrte in ihm den größten Meister Italiens im Fache der Oper, und Jomelli rühmt ihn als den vortrefflichsten Kirchencomponisten, obwol seine kirchlichen Werke weniger Aufsehn erregten, als die theatralischen. Als Schüler des Carissimi, des berühmten Capellmeisters der päpstlichen Capelle zu Rom, dem die natürliche und sprachgemäße Declamation in den Recitativen besonders zugeschrieben wird, weshalb er auch wol zuweilen, jedoch ohne Grund, der Erfinder des Recitativs genannt wurde, konnte sich Scarlatti daher leicht bei seinem Genie durch glückliche Haltung und durch neu hinzugegebene obligate Begleitung des Recitativs hervorthun. Scarlatti war groß in Veredlung des Gesanges, dessen Fluß und Ausdruck er so glücklich hob, wie Corelli die Instrumentalmusik. Ob das da Capo bei seinen Arien wirklich zuerst vorkommt, lassen wir dahingestellt sein und bemerken es nur als angenommene Behauptung. Unter seinen vielen Opern (er soll deren 109 geschrieben haben) wird Principessa fedele, die 1724 im Drucke erschien, für sein Meisterwerk gehalten. Seinen Gegner, Francesco Durante, Director des großen Conservatoriums der Musik zu Neapel, haben wir als Beförderer und Flügelmann der neuern Musik, obwol er die römische Schule kannte. Scarlatti's berühmter Schüler war der große Leonardo Leo, den Scarlatti selbst zu völliger Ausbildung in die Schule des römischen Gasparini wies. Leo wurde Capellmeister des Conservatoriums S. Onofrio zu Neapel, als welcher er kurz nach 1700 eine neue Periode der Tonkunst mächtig herbeiführen half. Das alte Großartige der Musik trat nun völlig zurück und das Schöne gewann die Oberhand nach dem natürlichen Gange aller Kunst. Die gesangreiche, ausdrucksvolle Melodie wurde nicht durch zu überladenen Schmuck verdunkelt und immer noch herrschte eine glückliche Ehrfurcht vor dem Gründlichen mit vortheilhafter Bescheidenheit vor. Leo starb 1745. Nur den Namen nach erinnern wir an Feo, Duni, Pergolesi, Jomelli ꝛc., so wichtig sie auch sind. Das Hauptsächlichste wird von ihnen folgen. — Es war ein Glück für die Tonkunst, daß die Melodie, das Ausdrucksvolle des Gesanges eher ausgebildet wurde, als die Instrumentalmusik, für welche noch vieles Nothwendige geschehen mußte, wenn auch sie auf die Höhe gebracht werden sollte, die ihr zukommen darf auch als Begleiterin des Gesanges. Sie lag zu sehr in der Kindheit, als daß nicht mehre einsichtsvolle Männer ihre Aufmerksamkeit auf die Bildung derselben hätten richten sollen. Sie gewann nun nach und nach etwas reichern Schmuck, ohne daß sie das Eindringliche schöner Melodien des Gesanges verdunkelt hätte. Auf diesem anmuthigen Wege sah man nun schon mehre

Glückliche nach dem Ziele wandeln. Mit Leo zugleich machte sich Leonardo da Vinci berühmt, der sich schon in seinem zwanzigsten Jahre 1725 in Venedig durch seine Iffigenia in Tauride den lebhaftesten Beifall gewann. Zwar tragen seine Arbeiten die Fehler des Jugendlichen ebenso sehr an sich, als die Vorzüge einer von Natur begabten; sie sind flüchtig, leichtfertig, leer an guter Instrumentation, und doch so voller Leben, daß Hasse und Graun das Melodische dieses jungen Tonsetzers lieben konnten und daß die Volksgunst in Italien sich dergestalt für ihn aussprach, daß man sogar erdichtete, er sei aus Neid vergiftet worden 1733. Selbst den nachmals so berühmten Nicola Porpora verdunkelte er Anfangs, als er mit demselben in Venedig 1726 mit einer neuen Oper auftrat. Das währte jedoch nicht lange und Porpora's Name war schon berühmt, als er 1729 als Capellmeister nach Dresden berufen wurde, wo er so großer Auszeichnung genoß, daß Hasse nicht eher ruhete, bis Porpora 1731 wieder nach Italien ging, wo er in Neapel eine Singschule errichtete, die ihm noch größere Ehre brachte, als seine Compositionen. Einer seiner Schüler war der berühmte und überall so reich belohnte Farinelli. Der Name dieses Sängers zeigt uns sogleich, daß der Gesang schon nicht mehr auf dem Pfade erwünschter Einfachheit und innigsten Gefühls sich zeigte. Auf Sophokles folgt Euripides und auf ihn Namenlose. Farinelli glänzte schon durch reichen Schmuck künstlicher Passagen und erregte damit mehr Bewunderung als Empfindung, welche erste stets theurer bezahlt wird. Porpora ging mit diesem Sänger nach London und errichtete dort ein italienisches Theater, das sich von 1732 bis 1736 hielt. In dieser Zeit sind von P.'s Composition vier neue Opern aufgeführt worden, die schon dem glänzendern Gesange huldigen. Nach Neapel zurückgekehrt, setzte P. seine Schule fort und bildete unter Andern den Kunstsänger Hubert, der es in der Leichtigkeit der Passagen noch weiter gebracht hatte. Dieses Lauferwesen machte namentlich in Berlin so großen Eindruck, daß man aus Zärtlichkeit gegen diesen Sänger und seinen Lehrer ihn häufig Porporino nannte. Von nun an griffen aber auch die Überkünstelungen im Gesange frisch um sich; man überlud um so lieber, je besser man dafür bezahlt und geehrt wurde, denn die Menge, eines geistigen Genusses unfähig, verhüllt den Stumpfsinn am liebsten mit plumper Verwunderung. Das leidige Unwesen nahm daher schnell überhand, vergrößerte sich durch die vielen Singschulen Italiens und wurde durch die wandernden Gesangvirtuosen und die in Aufnahme gekommenen italienischen Theater in Frankreich, England und Teutschland überall verbreitet. In Teutschland nahm besonders durch Hasse in Dresden und durch Graun in Berlin die Neigung für italien. Gesangweise außerordentlich zu.

Da trat Christoph Gluck, nachmaliger Ritter von Gluck, auf. Früher hatte auch er sich in mancherlei Operncompositionen auf italienische Weise versucht. Wäre er darin glücklich gewesen, so würden wir zuverlässig weniger von ihm zu berichten haben. Genöthigt andere Wege zu suchen, begab er sich 1745 nach London, wo er die weit einfachere Musikweise des damals in England gerühmten Operncomponisten Dr. Arne kennen und achten lernte. Die Vorzüge einer einfachen Musik vor der äußerlich prunkenden wurden ihm immer klarer, sodaß er, nach Wien zurückgekehrt, auf seine eigene Weise mehre Opern im einfachen Style componirte. Bei der allgemeinen Gewöhnung an äußerlichen Passagenreiz wird es Keinen befremden, daß auch diese Opern in Wien sich keines besondern Beifalls erfreueten. Wir haben Ursache, uns darüber zu freuen, denn dieser Umstand benimmt einem oft wiederholten Vorwurfe seine Kraft. Man sagte nämlich, Gluck habe nur darum einen andern Weg eingeschlagen, weil ihm auf dem betretenen nichts gelungen, oder nichts anerkannt worden sei. Gluck blieb aber beharrlich auf diesem neuen Wege, weil er ihn für den rechten erkannte, für den seinen, der seiner Eigenthümlichkeit und dem Wesen der Sache angemessen sei, ob er gleich Anfangs ebenso wenig Glück vor der Welt auf diesem neuen, als auf dem verlassenen Pfade fand. Des Mannes Beharrlichkeit drang endlich durch. Er hatte nämlich von Bailli de Roulet einen französischen Operntext erhalten, den B. de R. nach Racine, sogar mit oft beibehaltenen Versen des berühmten Dichters, bearbeitet hatte; es war Iphigenie en Aulide. 1772 componirte Gluck diese Oper. Die Anstrengungen und die gewähltesten Kunstgriffe, die es brauchte, damit es gelang, das Werk in Paris zur Aufführung zu bringen, müssen hier übergangen werden. Wer sie kennen lernen will, lese nur in unsers Forkels musikalischem Almanach für das J. 1789. S. 151. bis zum Ende des dort mitgetheilten und mit Anmerkungen versehenen Schreibens. Kurz es gelang, unterstützt von der Königin. Gluck reisete 1774 nach Paris und machte so ungemeines Aufsehn, daß sein Name in allen Ländern genannt wurde. Selbst der ungeheure Streit, der sich deshalb erhob, trug dazu bei, daß diese Oper gegen 200 Mal, stets vor einer höchst zahlreichen Versammlung mit dem lebhaftesten Beifalle aufgeführt wurde. Wie lebhaft der Federkrieg zwischen den Gluckisten und Lullysten oder Piccinisten geführt wurde, mag man daraus ermessen, daß schon im J. 1775 bei dem Hofbuchhändler Trattner in Wien eine Schrift erscheinen konnte unter dem Titel: Über die Musik des Ritters Christoph von Gluck. Verschiedene Schriften gesammelt und herausgegeben von Frdr. Just. Riedel. Über dieses Buch vergleiche man Forkels musikal. kritische Bibliothek. 1ster Bd. S. 53—210. Forkel ist nicht damit zufrieden, daß der Musik alle Passagen und Melismen genommen werden sollen, wie es Gluck will; auch nicht damit, daß überall das da Capo wegfalle und nur äußerst selten oder gar kein Ritornell in den Arien angebracht werde; auch nicht, daß nie Cadenzen vorkommen und überhaupt nie unnatürliche Schwierigkeiten ausgekramt werden dürfen. Die edle Einfalt, die Gluck überall fodert, nennt Forkel eine unedle, arme, leere, die aus Mangel an Wissenschaft und Kunst entsteht. — Man sieht, es ging auch hier, wie überall. Übertriebenes Lob hatte übertriebenen Tadel erzeugt, den Glucks äußeres Glück (er erhielt reiche Pen-

sionen vom französischen und vom wiener Hofe) noch sehr vermehren half. Ein häufigerer Gebrauch der Blasinstrumente, leicht auszuführende und oft in Handlung gesetzte Chöre, Vermeidungen der Wiederholungen und der Gurgeleien, und ein declamirter, schlicht angemessener Gesang begründeten seinen Ruhm im Gegensatze gegen eine spielendere Musik jener Zeit. Wie viel man hauptsächlich in Paris, Wien und Berlin auf glänzende Aufführung seiner Opern wendete, ist so bekannt, als Reichardts Urtheil. Gluck starb in Wien 1787 im hohen Ruhme. Dennoch hat Gluck keine eigentliche Schule gebildet. Weder in Teutschland noch in Frankreich ahmte man mit Glück seine Art nach, was nichts dafür, nichts dagegen beweist. Daß aber ein so hoher Ruhm, in so einfacher Compositionsart errungen, manches Vortheilhafte wirken mußte, ist ebenso gewiß, als die Erfahrung, daß den Italienern Glucks Dasein auch nicht den geringsten Vortheil brachte; sie wußten sich in solche Weise schlechthin nicht zu schicken. Sie waren schon seit den Zeiten des Lampugnani (1736) in zu leeren Instrumentenrausch, vorzüglicher noch in Passagenschnörkel, den Kunstsängern zu gefallen, versunken. Dort hatten sich, außer den Genannten, Sacchini in den ernsten, Piccini in den komischen Opern hervorgethan, beide Schüler des Durante, der sich mehr als Lehrer, weniger als Componist auszeichnete. Der vielgenannte Pergolese (st. 1737) hatte in der Oper kein Glück; sogar seine geistlichen Werke fingen erst nach seinem Tode an ungemein, ja über Gebühr, gerühmt zu werden, namentlich sein vielgepriesenes Stabat mater. Die Mode wollte, daß die Leute in Kirchen und Theatern eine Zeitlang nur von ihm hören wollten. Ungleich mehr Beifall erntete Nicolo Jomelli, dessen Opern in Rom und Neapel furore machten. 1745 trug man ihn im eigentlichen Sinne des Worts in Rom auf den Händen und das Jahr darauf mußte er während der Vorstellung seiner Armida Rom verlassen, um sein Leben zu retten. So kam er 1748 als Capellmeister nach Stuttgart, wo er bis 1768 für Theater und Kirche wirkte, dann sich auf seinem Landhause bei Neapel in Ruhe setzte, wo er 1774 starb. Allgemein werden ihm Reichthum an Ideen, gute Harmonie und ein Bestreben, durch unerwartete Accordfolgen zu überraschen, zugeschrieben. — Außerordentliches Glück machte Giuseppe Sarti. Als er von Kopenhagen wieder in sein Vaterland zurückkehrte und in Venedig am Conservatorium della pietà angestellt worden war, fing man an seine Opern „Musik aus der andern Welt" zu nennen. Man riß sich darum. 1782 wurde er zu Mailand zum Domcapellmeister erwählt. Seine berühmte Oper Giulio Sabino, 1781 geschrieben, zeigt, wie die meisten seiner Werke, sangbare und dankbare Melodien mit leerer Harmonie. 1784 wurde er nach Petersburg berufen und führte dort ungeheuer besetzte Musiken auf. Zu einem Te Deum, das 1788, der Erstürmung von Otschacow wegen, in mehren Sälen aufgeführt wurde, ließ er im Schloßhofe an gewissen Stellen Kanonen abbrennen. — Viele Namen wären noch zu nennen: allein wozu? Nur Giov. Paisiello, ein Liebling seiner Nation wie des Auslandes hauptsächlich von 1765 an, der in komischen und ernsten Opern (unter den letzten Antigone und unter den komischen il Barbiere di Sevilla) glänzte — und Domenico Cimarosa, dessen Matrimonio segreto, in Wien 1791 geschrieben, noch jetzt mit Vergnügen gehört wird, mögen als die letzten Genien einer zierlichen, geschmackvollen Opernperiode und als Vorläufer Rossini's einen Ehrenplatz behaupten. Seit den Zeiten der Revolution hat sich auch im Musikalischen in Italien viel geändert und nicht zum Vortheile. Zwar hat die Oper in dem Lande ihrer Erziehung eine gewisse Jugendlichkeit, jenen Sinnenreiz, der südlicherm Leben eigen ist, nie verleugnet, aber auch nie sich bis zu dem Großartigen vollkräftig erhoben; allein in der Blüthenzeit des 18. Jahrh. herrschte doch eine so angenehme Natur und jene ungezwungene Erfahrungswahrheit gesellig gebildeter Freude vor, der die fröhliche Theilnahme aller menschlich erregbaren Gemüther nirgend entgehen kann. Diese Vorzüge sind nun vom bloßen Streben nach Ohrenkitzel zu sehr in den Schatten gestellt worden. In der letzten Zeit hat Simon Mayer, ein Teutscher, in Italien viel gewirkt und thut es noch als Greis (s. die leipz. musik. Zeitung in den Nachrichten aus Italien); Pär, jetzt in Paris am Conservatorium, gab den Chören in den Opern mehr Bedeutung, was der gewandte Rossini nicht unbenutzt ließ. Wenn aber, wie es Rossini that, das Leichtfertige, das sinnlich Anmuthige, das früher, vereinzelt in vielen Meistern und mit Ernstem wohl verbunden, ergötzlich wirkte, in einen Brennpunkt vereinigt wird, der nur stets zünden will: so verliert die Flamme den heiligen Herd oder den geweiheten Altar und brennt Häuser und Tempel auf. Herostrat ist wieder auferstanden. Das Publicum war aber dem Nero gleich, der Rom anzündete zur Ergötzung; es declamirte, wie er, beim vollen Brande von der Pracht der Flammen. Allerdings ist Rossini's Talent groß und sehr groß; aber sein Leben ist zu üppig, sein Gemüth nicht künstlerisch und sein Ziel niedrig. Daß solch übertriebenes, buntscheckiges und doch einförmiges Geklingel, dem unbestritten manches wahrhaft Schöne zur Ehre unverwüstlicher Naturkraft mit unterläuft, ja in mehren seiner Hauptwerke vorherrscht, — bei so lebhaftem Antheile einer erhitzten, sorgenvollen und witzsüchtig Zerstreuung = liebenden Menge, eine nicht kleine Zahl schwacher Nachahmer herbeiführen mußte, wird Jedermann in der Ordnung finden. Rossini traf seine Landsleute schon verwöhnt genug und nahm seine Maßregeln darnach. Hatte doch früher schon Cherubini keinen Beifall in Italien gewinnen können; sie nannten ihn zu gelehrt, zu trocken. Er wendete sich ins Ausland, gehört also Italien nicht mehr an. Salieri im Grunde ebenso wenig, denn er genoß in Wien seinen Hauptunterricht und wirkte hauptsächlich daselbst für Teutsche, von teutschen Meistern gebildet. In unsern Tagen ist die Opernmusik Italiens in ein eigentliches Geklingel ausgeartet. Selbst diejenigen, die Anfangs etwas zu leisten versprachen, vermögen sich nicht zu halten. Unter diese gehört namentlich Bellini, der mit seinem Piraten und seiner Straciera sich schon völlig erschöpft zu haben scheint. Kurz es ist

jetzt in Italien für gute Opernmusik nichts mehr zu suchen; die Kunst ist herunter und nicht ohne Schuld.

Die Sänger, denen zu Liebe Vieles geschehen ist, haben das Ihre zu diesem Verfalle redlich beigetragen. Unter diesen sind in Italien am meisten die Castraten zu bemerken, deren Unnatur leider auch in andern Ländern dumpf angestaunt und verschwenderisch gefüttert wurde. Wer eine Menge Namen von Sängern, Theaterdichtern und Componisten der frühern Zeit zusammengereiht lesen will, findet sie in Friedrich von Blankenburgs Zusätzen zu Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste. Daß vorzüglich die Singschule zu Neapel ausgezeichnet war, ist schon erwähnt. Eine nicht minder berühmte zu Bologna gründete der Castrat Franc. Antonio Pistocchi, der eine kurze Zeit Capellmeister zu Ansbach war und gleich nach Anfang des 18. Jahrh. als Geistlicher seine Singschule zu Bologna errichtete, die von den Italienern über alle erhoben wird. Viele nennen ihn den Vater des neuen schönen Gesanges, während Andre ihn den Verderber des einfach natürlichen nennen. Seine belobtesten Schüler waren Bernacchi und Pasi, dem erstgenannter seine Hauptstärke in allerlei Schnellläufern suchte, was ihm schon damals den Namen eines Königs der Sänger zu Wege brachte. Seit jenen Zeiten machten italien. Sänger und Sängerinnen in allen fremden Ländern außerordentliches Glück, bis in unsern Tagen, von Fräulein Häser an, teutsche Sängerinnen in Italien selbst mit dem größten Beifall aufgenommen wurden, dessen sich nicht wenige noch heute im Lande des Gesanges zu erfreuen haben.

Es war kurz vor der Mitte des 17. Jahrh. als die Hohen in Frankreich, Teutschland und England italienische Sängergesellschaften und Capellmeister an ihre Höfe verschrieben und starke Summen darauf verwendeten. In Frankreich war der Cardinal-Minister Mazarin der erste, welcher 1645 eine Operngesellschaft, nicht nur Sänger, sondern auch zum Theil Orchestermusiker aus Italien nach Paris brachte. Die erste Aufführung war Finta pazzia, ged. von Torelli, comp. von Giul. Strozzi. Noch jetzt besteht in Paris ein italien. Theater, wo sich die glänzende Welt gern im Schmucke der Mode sehen läßt. Der Unternehmer muß dafür sorgen, daß glänzende Namen von Sängern und Sängerinnen, z. B. Henr. Sonntag, Pasta, Malabran-Garcia, David, Rubini u. s. w. locken, wenn er Glück machen will. Diese sind gewöhnlich zwischen London und Paris getheilt, indem sie einen Theil des Jahres hier, den andern dort zubringen. — In Teutschland thaten sich Wien, Berlin und Dresden mit italien. Theatern hervor. Lange blieb die Oper ein Genuß der Vornehmsten. Öfter accompagnirten die Fürsten selbst auf dem Flügel; Prinzessinnen und Gräfinnen sangen und spielten. Kaiser Karl VI. spielte z. B. auf dem Flügel und die älteste Erzherzogin agirte. So wurde noch 1765 zur Feier der kaiserl. Vermählung in Wien eine Oper von Gluck aufgeführt, worin die Erzherzoginnen Amalie, Charlotte, Elisabeth und Josepha sangen und der Erzherzog Leopold begleitete dazu auf dem Flügel. In Berlin wurden nur die höchsten Standespersonen zu solchen Vorstellungen gelassen. So erzählt Georg Philipp Telemann in seinem Lebensberichte (Matthesons Ehrenpforte. S. 359.), er habe Berlin 1701 und 1704 von Leipzig aus besucht und dort zwei Opern gesehen, deren eine Polyphemo von Giov. Bononcini. Seine Freunde hätten ihn aber sorgfältig verstecken müssen, denn in diesen Opern sangen meist hohe Standespersonen und die Königin Sophia Charlotte accompagnirte auf dem Clavier. Das Orchester bestand großentheils aus Capell- und Concertmeistern. — In Breslau sah man vom 1. Oct. 1725 an bis 1734 eine Bande italien. Virtuosen von 12 Personen, deren Director Antonio Maria Peruzzi auf dem sogenannten Ballhause ein kleines Theater errichten ließ. Der Capellmeister war ein Teutscher, Daniel Theophil Treu, der sich aber gewöhnlich Fedele nannte. Das Orchester bestand aus 18 bis 20 Musikern. Ihre Leistungen fingen mit Orlando furioso von Bioni an und endeten damit. Ein Verzeichniß der daselbst aufgeführten Opern liest man im Matthesons Ehrenpforte. S. 374. Selbst die kleinsten Höfe mußten Italiener zu Capellmeistern und Sängern haben. Es mischten sich jedoch schon nicht wenige Teutsche darunter, so wenig sie auch von den Höfen begünstigt wurden; denn der Teutsche muß sich in der Regel in allen Dingen selbst helfen und kann es auch. Am glänzendsten war zu Hasse's Zeit das große Theater in Dresden, das seiner reichen Decorationen und ungeheuern Maschinerien wegen ein Gegenstand des Neides selbst in Italien war. Man sah in Dresden sogar lebendige Elephanten auf dem Theater. Dresden ist auch der letzte Ort in Teutschland, der eine italien. Operngesellschaft bis Ostern 1832 unter der Direction des Capellmeisters Morlacchi unterhielt.

Ist auch in Frankreich für die Verbesserung oder Veränderung der Oper in eigentlichen Hauptsachen viel zu wenig geschehen, als daß man ihm eine eigene Schule zuschreiben könnte: so ist doch manches Wichtige hier kürzlich zu berühren.

Schon im 13. Jahrh., dem in musikalischer Hinsicht noch lange nicht erörterten, kommt uns ein merkwürdiger Mann aus Frankreich entgegen, dessen Erscheinen ordentlich seltsam ist und zu mancherlei Schlüssen und Untersuchungen Gelegenheit bietet. Er ist der Trouvère (Dichter und Sänger) Adam de la Hale, genannt der Buckelige von Arras (siehe unter seinem Namen). Mit dem Grafen von Artois war er zu Carl von Anjou, dem Könige von Neapel, gekommen, wo er auch 1286 oder 1287 gestorben zu sein scheint. Man kennt von ihm mehre dreistimmige Lieder. Hier haben wir besonders eines Spiels zu gedenken, das gewissermaßen als die erste, bis jetzt bekannt gewordene komische Oper (freilich nicht im Sinne des Worts von 1600, was am Ende nicht viel zur Sache thut) angegeben werden kann. Das Stück heißt: Le jeu de Robin et de Marion. Es ist in Scenen getheilt, in denen der Dialog durch Gesänge unterbrochen wird (also freilich noch keine Recitative). Man findet Arien, Couplets und dialogirte Duetten. Es spielen 11 Personen. Die Musik hat schon viel

Rhythmisches. Das merkwürdige Stück scheint zur Unterhaltung des französisch-neapolitanischen Hofes zwischen 1285 und 1286 aufgeführt worden zu sein. Da es nun von dem Psalmodieengesange des Raoul de Coucy etc. bedeutend abweicht und in Italien schon seit dem 12. Jahrh. große Klagen von der Kirche über Neuerungen und Verweichlichungen der Musik geführt wurden: so scheint diese Art Musik damals schon bekannter gewesen zu sein, als man dafür hält aus Mangel an Beispielen. Adam gibt sich selbst nirgend für einen Neuerer in diesem Fache aus, wird auch von Andern nicht dafür ausgegeben. Irgend eine der Kirche anstößige Musik war da, das Singspiel ist auch da, warum sollte es nicht eben diese Musikart sein, die der Kirche entgegen war? — Es ist auch nicht zu verwundern, daß die gewohnte Psalmodie bei der Macht der Geistlichkeit noch lange die Oberhand behielt. Die in Paris Anfangs errichteten Theater stellten ja auch nur Mysterien vor, zu denen die Weisen der Pilger und der Kirchen gehörten. Sollte jedoch deshalb, weil die Mönche dergleichen nicht abschrieben noch aufbewahrten, das weltliche Singspiel Adams das einzige seiner Art gewesen sein? Wir meinen es nicht. Und so hätten wir denn Ursache, Vorspiele und Anfänge der Oper viel früher zu setzen, als man es gemeiniglich annimmt. So lange aber nicht nähere Belege vom Fortgange solcher Spiele aufgefunden und dem Staube königlicher und fürstlicher Bibliotheken abgewonnen werden können, sind wir nicht hinlänglich berechtigt, an der Zeit der Einführung der eigentlichen Oper gewaltsam zu rütteln. Wir nehmen also vor der Hand noch gläubig an, daß die Oper aus Italien nach Frankreich wanderte. Mazarin brachte das erste italien. Theater nach Paris und 1645 wurde zuerst, wie schon gesagt, Finta pazzia aufgeführt. 1647 hatte Orpheus von Zarlino schon so sehr gefallen, daß man dort anfing Musik und Decorationen der Italiener nachzuahmen. Kurz darauf gewann Cambert's Musik (st. 1677) vielfachen Beifall, vorzüglich in den Pastoralen von Perrin. 1672 wurde Jean Baptiste Lully über die königl. Oper und Capelle gesetzt (geb. zu Florenz 1733). Mit 19 Opern erwarb er sich ein ungeheures Vermögen, die größten Ehrenstellen, Titel und noch weit mehr dampfenden Weihrauch, den ihm die damals höchst übermüthigen und prunksüchtigen Franzosen unter Louis XIV. Scepter streuten. Er starb 1687 am 22. März, 54 J. alt. Sylbendehnungen und Manieren waren ihm entgegen. Die Franzosen waren so stolz auf ihn, daß sie seine Opern fast 100 Jahre aushielten und mit Lobsprüchen überhäuften bis auf Gluck. Man sieht daraus, daß die Musik unter den unmusikalischen Franzosen in dieser langen Zeit keine Fortschritte gemacht hatte. Lully's Gesang, des Italieners, hatte immer noch viel Ähnliches mit der alten Psalmodie; etwas besser war seine Instrumentalmusik. Der Franzose Jean Baptiste Rameau, gerühmt als Organist und selbst als Theoretiker, aber zu viel, erwarb sich auch als Opernsetzer ungemeines Lob, worin die Ausländer nicht recht einstimmen wollten. Der Operndichter Phil. Quinault schrieb Wunderopern in so wohlklingenden Versen, daß ihm die Franzosen sogar nicht selten den Vorzug vor Metastasio geben wollten. Und ob ihn gleich Boileau lächerlich machte, weil er den guten Zusammenhang in seinen Singtexten zu sehr vermißte; so hatte seine Manier doch selbst für Italien manches Anziehende, daß er sogar einigen Einfluß gewann (st. 1688). Die übrige Namenreihe dortiger Componisten dürfen wir in einer Übersicht übergehen. Nur Gretry, geb. zu Lüttich 1743, der in Rom, also italienisch, gebildet worden war, sich auch bereits in Italien mit seinen Compositionen Ehre errungen hatte, muß genannt werden. Seiner Gesundheit wegen hatte er sich nach Genf begeben und von da nach Paris, wo er seit 1766 lebte. Weil er binnen 2 Jahren kein der Composition würdiges Gedicht erhalten konnte, war er im Begriffe, wieder nach Italien zu gehen, als ihm Marmontel seinen Huron anvertrauete, den er 1768 mit dem seltensten Erfolge auf die Bühne brachte. Seitdem sind 29 Opern von ihm in Paris in Partitur herausgekommen. Nicht wenige derselben sind in alle lebende Sprachen, die um theatralische Vergnügungen sich mühen, übersetzt worden. Seine Compositionen sind die eines Italieners für Franzosen, also keiner Nationalweise angehörend, noch weniger aus ihr hervorgegangen. Da trat der schon genannte Ritter von Gluck, also ein Teutscher, mit eigener der französischen Sprache angepaßten Weise 1774 mit seiner Iphigenie en Aulide hervor und erregte einen Beifallssturm und ein Wetter der Zwietracht, wie es lange nicht getobt hatte. Daneben und beiläufig wurden Gossec's Werke (geb. zu Hennegau 1733) als gefällig und munter gerühmt. Bisher hatten sich also noch keine Franzosen, Rameau etwa ausgenommen, im Fache der Oper ausgezeichnet. Dennoch las man seit 1750 schon viele Streitigkeiten über französische und italienische Opernmusik. Ein Verzeichniß französischer Operncomponisten findet man in *La Borde Essai* sur la Musique, im III. B. S. 375. Unmittelbar darauf machte in Paris abermals ein Italiener, aber ein teutsch gebildeter, lebhaftes Aufsehn, Luigi Cherubini, geb. in Florenz 1764. Seit 1787 erfüllte sein Ruhm die musikalische Welt, der durch seine Lodoisca noch sehr gehoben wurde. Der Wasserträger und seine übrigen Opern sind bekannt. Seit mehren Jahren hat er sich vom Theater abgewendet und arbeitet für die Kirche im italienisch-französischen Geschmack, jedoch mit einigem Teutschthümlichen untermischt. In der neuern Zeit haben sich unter den eigentlich französischen Componisten ausgezeichnet: Boieldieu, seit 1797 Lehrer des Pianofortes am Conservatorium der Musik. Er hat die meisten Operetten des Saint-Just auf lebhaft gefällige Art in Musik gebracht und mit Beifall aufgeführt. Charles Sim. Catel, geb. zu Aigle im Waadtlande 1773, gest. zu Paris am 29. Novbr. 1830, gebildet und gefördert von Sacchini. Er nimmt als Operncomponist eine der ehrenvollsten Stellen unter den Franzosen (mit italien. Bildung) ein. S. sein Leben in der leipz. musik. Zeitung 1831. Nr. 13. S. 200—205. An seine Stelle im Conservatorium kam Pär. — Spontini, wieder kein Franzose, der sich in Italien mit komischen Opern ver-

suchte, ein Schüler Cimarosa's, mit dem er fünf Jahre lebte, wendete sich nach Paris, wo er durch seine Vestalin Aufsehen erregte, die auch seine Meisteroper geblieben ist. Daß er als Generalmusikdirector nach Berlin berufen wurde, wo er noch lebt, ist ebenso bekannt, wie die verschiedenen Urtheile der neuesten Zeit über ihn und seine Werke. Mehul glänzte in Paris seit 1791 durch seine Euphrosine, ou le Tyranne corrigé und 1799 durch Adrien, welche Oper so sehr gefiel, daß man ihn als Gluck's Schüler pries. Nachdem er 1800 Professor am Conservatorium geworden war, machte 1802 Une Folie nicht geringeres Glück, das er durch „Joseph und seine Brüder" am höchsten hob 1808, welche Oper schon 1809 teutsch aufgeführt wurde und noch immer von Zeit zu Zeit mit Vergnügen gehört wird. Nennen wir noch Nicolo Isouard, so bleibt uns nichts weiter übrig, was sich einen allgemeinen Namen erworben hätte. Jetzt herrscht in Paris vorzüglich mit Rossini Hand in Hand D. F. E. Auber und sein Textverfertiger Scribe. Auber hat jedoch nach seiner Stummen von Portici durchaus nichts Bedeutendes geliefert. F. Herold hat sich jüngst durch die Oper Zampa, ou la Fiancée de Marbre auch nicht gehoben.

Teutschland empfing die Oper aus Italien sehr früh. Die Singespiele, die vordem in unserm Vaterlande geherrscht hatten, sind in musikalischer Hinsicht nicht beachtenswerth. Desto mehr war unter unsern Vätern schon längst die Instrumentalmusik ausgebildet und für die Kirche war bereits nicht wenig geschehen, hauptsächlich in Motetten und für Choralgesang. Die erste teutsche Oper im früher angezeigtem Sinne des Worts war keine andre, so viel uns bekannt ist, als Rinuccini's übersetzte Daphne, die Martin Opitz verteutscht hatte. Sie wurde 1627 in Breslau gedruckt und von Schütz, dem dresdner Capellmeister Joh. Georgs I., componirt. Aufgeführt wurde diese teutsche Operncomposition zur Vermählungsfeier Marien Eleonorens, Georgs I. Schwester, mit dem Landgrafen von Hessen Georg II. Die Höfe Sachsens, Baierns und Österreichs veranstalteten die prachtvollsten Darstellungen. Allein Kaiser Leopold I. hatte eine so große Vorliebe für italienische Componisten und Operndichter, daß er deren nicht wenige mit italienischen Sängern kommen ließ. Sein Musikpersonal kostete ihm jährlich 44,000 Gulden. Durch ihn verbreitete sich die Vorliebe der Fürsten zu Italienern auch an andre Höfe und Arteaga sagt selbst: „Italien ist den Teutschen viel schuldig, weil es italienische Genien durch Unterstützung in den Stand gesetzt hat, ihre Talente auszubilden und dadurch Ursach geworden ist, daß Europa nun einen Zeno und Metastasio bewundern kann." Die Liebe zu Opernvorstellungen vermehrte sich zusehends. Es entstanden Theater in Hamburg, Hannover, Braunschweig, Leipzig, Weißenfels, Berlin, Breslau rc. Auch in Dresden wurden zwischen italienischen teutsche Singspiele gegeben. — Von der Oper in Hamburg gibt uns Mattheson in seinem musikalischen Patrioten S. 177—195 Nachricht. Im J. 1678 erbaueten der Rathsherr Gerhard Schott, der Lt. Lütjens und der Organist Joh. Ad. Reinicke ein eigenes Opernhaus und brachten dadurch die musikalischen Schauspiele in einen ordentlichen Gang, denn bei besondern Gelegenheiten waren schon vorher mancherlei solcher Stücke aufgeführt worden. Sie ließen aber das Theater mit einem geistlichen Stoffe eröffnen, nämlich mit der Opera: Adam und Eva, gedichtet vom kaiserlich gekrönten Poeten Richter und componirt vom Capellmeister Theil. Der Maler hieß Kamphusen und der Balletmeister de la Feuillade, welche bis 1680 angestellt blieben. Wir sehen also, daß gleich Anfangs Ballette zur Oper gezogen wurden. Der Capellmeister Strunck componirte den „steigenden Sejanus," und darauf in demselben Jahre auch „den fallenden Sejanus." Dann zeigte sich der Capellmeister Franck mit mehren Opern; ferner Förtsch mit dem Crösus, den Luc. v. Bostel (endlich Bürgermeister) gedichtet hatte. (Postel ist ein andrer Operndichter). Des Capellmeisters Conradi (geb. v. Postel) Ariadne machte sich 1691 sehr wohl bezahlt. Bronner, Organist an der heil. Geist-Kirche, setzte 1693, in welchem Jahre auch Leipzig ein Opernhaus erhielt, Postels Echo und Narcissus. Von diesem Jahre bemerkt Mattheson: „die neue Singart wurde eingeführt, und mußten die ältesten Sänger Schüler werden." Im J. 1694 traten zwei Componisten hier auf, der Capellm. Krieger „im Wettstreit der Treue," und Capellm. Reinh. Keiser mit seinem „Basilius." Keiser hat mehre Gedichte vom Licentiaten Postel in Musik gesetzt. Er war ein geborner Leipziger (1673). Schon in Leipzig hatte er sich als Operncomp. ausgezeichnet und war bereits von da aus nach Braunschweig berufen worden, um einige Opern für das dortige Theater zu setzen. Mattheson, der 1699 mit seinen Plejades (geb. von Bressard) gleichfalls unter den Operncomponisten auftrat, belobt viele Stücke Keisers, z. B. die Iphigenia, Hercules und Hebe u. s. w. Keiser (auch Keyser) war ein so außerordentlich thätiger Tonsetzer, daß in Matthesons Ehrenpforte von ihm gesagt wird (S. 127), er habe 1725 bereits 107 Opern geschrieben, wozu noch mehre andre große Werke kommen. Er gehörte damals auch zu den vortrefflichsten Tonsetzern; man rühmt seine Melodie und seine eigenthümliche Erfindungsgabe. Einen schönern und beglaubigtern Beweis, wie viel Keiser wirkte, wüßten wir nicht zu führen, als wenn wir das Zeugniß unsers Hasse von ihm wiederholen, der noch in seinem Alter jenen den größten Tonkünstler nennt, der je auf der Welt gelebt hat. Seit 1706 trat der in vielen neuen Sprachen gebildete Operndichter Feind mit Masaniello furioso auf, den Keiser componirte, wie er denn viele Opern dieses Dichters setzte. Feind hatte zwei Sonderbarkeiten: Alles machte er teutsch ab, Recitative, Chöre rc., aber die Arien ließ er mit italienischem Texte folgen, was nicht zu loben ist, selbst wenn die damaligen teutschen Reime noch schlechter gewesen wären, als sie wirklich waren. Dann mochte er auch den Arlechin nicht leiden, der doch recht hübsch zu brauchen ist. Keiser starb 1739. Unterdessen war der Erbauer des hamburger Theaters als Bürgermeister 1702 gestorben, und ihm zu Ehren war von Hirsch „der Tod des großen Pan" gedichtet und von Bronner componirt worden. Mattheson be-

merkt bei dieser Gelegenheit, daß ein Operncomponist für eine Arbeit 50 Thaler erhielt. — 1704 war auch der Capellm. Händel mit seiner Oper: Almira (Gedicht von Feustking) aufgetreten. Es ist ominös, daß Keiser zu Händels Oper einen Epilogus componirte, genannt „der Genius von Europa." 1705 folgte Händels Nero, gleichfalls von Feustking gedichtet u. s. f. In Italien componirte Händel 1708 seine erste italien. Oper Rodrigo, die in Florenz, und 1709 seine Agrippina, die zu Venedig 27 Mal hintereinander gespielt wurde. 1710 kam er als Capellmeister nach Hannover, an die Stelle Steffani's, gleichfalls eines geschätzten Operncomponisten. Bald darauf nach England gereist, machte ihn sein Rinaldo zum Liebling der Engländer, bei denen er seit 1713 blieb. Er schrieb 45 Opern, die meist Glück machten und die Kunst hoben, ob er gleich als Oratoriencomponist bedeutend höher steht. — Georg Philipp Telemann (geb. 1681 zu Magdeburg) setzte schon im 12. Jahre eine Oper, studirte fleißig seit 1700 in Leipzig, wo er als Musikdirector und Organist auch für die schon daselbst herrschende Opernmusik sich thätig zeigte. Lully war sein Vorbild und dem französischen Geschmacke gemäß malte er öfter übertrieben und sonderbar genug. 1721 kam er nach Hamburg, wo er seinen Socrates in demselben Jahre zur Aufführung brachte. Er schrieb ungeheuer viel. Seit 1738 lagen in Hamburg die Opern danieder, berichtet Mettheson in seiner Ehrenpforte S. 217. Zu derselben Zeit erregte Joh. Adolf Hasse, kurfürstl. sächs. Obercapellmeister (geb. 1705) das größte Aufsehn. Schon in seinem 18. Jahre kam in Braunschweig sein Antigonus auf die Bühne. Um den Contrapunkt zu lernen, begab er sich nach Neapel zu Nic. Porpora und hatte dort bald das Glück, den bewunderten Aless. Scarlatti zum väterlichen Lehrer zu erhalten. Seine Opern und sein Clavierspiel erwarben ihm bald den Namen caro Sassone; besonders stieg sein Ruhm, als ihn seine in Italien angebetete Faustina in Venedig 1727 eingeführt hatte. 1730 schrieb er dort Artaserse. 1731 wurde er nach Dresden berufen mit seiner Gemahlin Faustina (Beide mit einem Jahrgehalte von 12,000 Thalern). Die berühmtesten italien. Sänger und Sängerinnen traten in Dresden auf. Bis 1740 theilte er sich zwischen Dresden und Italien. Auch in London wollte man neue Opern von ihm, seit die Operndirection sich mit Händel entzweite und beide Theile eigene Theater leiteten. 1733 reiste Hasse nach London und führte seinen Artaserse auf. Händels Theater wurde immer weniger besucht und Hasse's Ehre stieg. Friedrich der Große hörte 1745 Hasse's Arminio auf dem großen Theater in Dresden (mit allen Balletten) höchst beifällig. Leider gingen 1760 bei dem preußischen Bombardement alle seine Handschriften unter, die H. zu einer vollständigen Ausgabe geordnet hatte. 1763 wurde er der Einschränkungen des Hofes wegen in Pension gesetzt und begab sich darauf nach Wien. Er starb 1783 zu Venedig. Mehr für natürliche Melodie und angemessene Zier sorgend, als für zu reiche Harmonie und Instrumentalbegleitung, wurde er (mit Keiser und Graun) den Teutschen vorzüglich nützlich. Sein Ruhm würde unter uns so groß sein, als in Italien, hätte er nicht blos italienische Operntexte, z. B. fast alle von Metastasio, sondern auch teutsche in Musik gesetzt. Überhaupt wurde damals durch die Neigung der Höfe zu italienischen Sängern und zu französischer Sitte dem Teutschen fast in allen Dingen übel mitgespielt. Einzelne glückliche Bestrebungen der Teutschen wurden kaum beachtet. Wir übergehen sie hier, um nicht weitläufig zu werden. Von Gluck und seinem Einflusse ist schon gesprochen worden. Wir gehen zu Joh. Gottlieb Naumann über, geb. am 17. April 1741. Seine italien. Opern übergehen wir; verweilen uns auch bei seinen teutschen nicht, da sie der Zeit weit mehr angehören, als seine Psalmen, Oratorien 2c. Die Oper Cora machte in Schweden, Dänemark und Teutschland nicht geringes Glück. Sie wurde zu Leipzig 1780 gedruckt und war für ein kleines Orchester geschrieben, da das große Theater Dresdens seit 1763 geschlossen worden war. Amphion wurde 1784 und Orpheus 1787 gedruckt; ferner Einiges aus Protesilao, dessen ersten Akt Reichardt in Berlin, den zweiten Naumann zu componiren erhielt. Naumann hat in der Folge die ganze Oper componirt. Joseph Schuster hat munter und leicht mehr und glücklicher Operetten als Opern geschrieben. Joh. Albrecht Peter Schulz, der Volksliedercomponist, schrieb unter andern (namentlich Operetten auf französische Texte) die Clarissa, oder das unbekannte Dienstmädchen. Franz Anton Hoffmeister, der so Vieles componirte, lieferte den Telemach, oder Königssohn von Ithaka. Gyrowetz (den Augenarzt), Fesca, Friedr. Ernst, (Cantemire und Omar und Leila), Zumsteeg 2c. machten sich verdient. Auch Righini und Salieri haben wir Ursache unter die teutschen Componisten zu zählen. Sie vereinigen Italienisches mit Teutschem. Von dem Letzten ist vorzüglich Axur berühmt. Von Peter von Winter steht sein „unterbrochenes Opferfest" als Meisterwerk fest. Joseph Weigl, von Albrechtsberger und Salieri gebildet, unter Haydn's Einflusse, zeigte sich nach mehren komischen Opern vorzüglich im Sentimentalen, in der Schweizerfamilie, dem Waisenhause und dem Bergsturz. Was Mozart für die Oper that, ist so groß, daß wir in einer Übersicht nur seinen Namen zu nennen haben, um Alle lebhaft aufzuregen. Nach ihm zeigte sich ein neuer, höherer Geist in Teutschlands Opern- und Instrumentalmusik. Beethoven schrieb seinen Fidelio. C. M. v. Weber machte sich zuvörderst durch seinen Freischütz berühmt, auf welchen Euryanthe und Oberon folgten. Jetzt stehen nun Viele im kräftigen Ringen nach eigenen Gestaltungen. Man will hoch und tief; man strebt nach allen Seiten; man überbietet sich besonders im gewaltigen Instrumentiren, so daß es wohlgethan sein wird, erst noch eine kleine Zeit vorüber zu lassen, um ein unbefangenes Urtheil im Allgemeinen zu gewinnen. Wir übergehen also das Neueste und würden es schon aus dem Grunde für rathsam halten, um Keinem in seinem Wege voreilig mit allgemeinen, nicht modificirten Aussprüchen hinderlich zu sein, die wir in einer Übersicht doch nicht anders geben könnten.

Nach England kam die neue Oper, die durch eingemischte Chöre, Masques, Interludes, Entertainements, oft mit Tanz und allerlei Maschinenwerk verbunden, vorbereitet wurde, aus Paris durch Cambert, der aus Verdruß über Perrin's Privilegium nach London sich begab, wo man bereits, wie überall, musikalische Festlichkeiten liebte. Bekanntlich hatte David Riccio, der in Turin geborene und in Frankreich erzogene Musiker, der glückliche und unglückliche Günstling der Maria Stuart, in Schottland und zum Theil in England italienischen Geschmack verbreitet. Auch auf die Königin Elisabeth hatten die Italiener Einfluß. Cambert bauete sein Unternehmen in London darauf. Seine Widersacher wurden durch ihn aufgereizt, das Unternehmen mittels einer Menge italienischer Musiker zu zerstören. Händels überlegener Geist bereitete diesen bald dasselbe Schicksal. Händels Compositionen findet man am geordnetsten in Matthesons „Leben Händels." Mißgunst gegen den Gewaltigen wußte unsern Hasse nach London zu ziehen, welcher Händels Opernmusik in Kurzem verdunkelte. Dem dresdner Capellmeister schien es jedoch in England nicht zu behagen trotz allen Auszeichnungen. Im Ganzen behielt jedoch die italienische Schule, zu welcher auch Lully gehört, der von den Engländern lange nachgeahmt wurde, in England die Oberhand. So wenig man sagen kann, daß die Engländer eine eigenthümliche Malerschule aufzuweisen haben, ebenso wenig kann man es in der Musik. Wenn auch vaterlandsliebende Geschichtschreiber uns mit Anstrengung eines Andern überführen wollen, es gelingt nicht; gerade die Männer, welche genannt werden, widerlegen, was sie bestätigen sollten. Nur Thomas Augustin Arne, geb. gegen 1710 in London, nachmals Doctor der Musik, darf nicht unberührt gelassen werden. Er componirte mehre Opern Addisons, z. B. Rosamond, welche zum ersten Male 1733 aufgeführt und in 10 Vorstellungen hinter einander wiederholt wurde. In demselben Jahre verwandelte er Fieldings Tragedy of Tragedies in eine Operette: Opera of Operas, die ganz nach italienischer Weise componirt war und sich großen Beifalls erfreuete. 1736 wurde er Componist am Drurylane-Theater und 1738 fand man in Milton's Comus seinen Styl nicht nur gefällig, leicht und lebhaft, sondern belobte ihn auch als einen von Purcell's und Händels Styl sehr verschiedenen. Bemerkenswerth ist es, daß er in seiner Opernmusik zuweilen sogenannte schottische Lieder in seiner Manier oder dem damaligen Volksgesange gemäß (also nicht wirkliche schottische) anbrachte, die man später ohne Kritik für wahrhaft schottische öfter ausgegeben hat. Er starb 1778 und hat mindestens 30 Opern verfertigt, deren Musikart doch immer italienisch genannt werden muß. Auch er gründete keine Schule, so wenig es auch die Engländer zugeben mögen. Noch jetzt behilft man sich in England hauptsächlich mit den Werken ausländischer Componisten; was Einige der Ihrigen selbst schaffen, ist weder bedeutend noch eigenthümlich abweichend von den bekannten Schulen andrer Nationen. Selbst die berühmtesten Sänger und Sängerinnen, deren sie doch jetzt einzelne ihres Volks besitzen, sind in der Regel auf der Wanderschaft von Paris nach London.

Die spanische Oper hat nichts Bedeutendes aufzuweisen, wenigstens nichts, was in eine Übersicht gehört; Einfluß auf die Musik der Opern andrer Völker hat sie nie gehabt. Dabei muß jedoch ausdrücklich bemerkt werden, daß die Zeiten vor der eigentlichen Opereinführung in Italien lange noch nicht gehörig untersucht sind. Die Schwierigkeiten sind zu groß, etwas aus den dortigen im Staube liegenden Archiven zu erhalten. Nach mancherlei Anzeigen, die wir in den Schriften verschiedener mönchischer Congregations- und Universitäten-Beschreiber auffanden, haben wir Ursache zu schließen, daß Spanien vor und kurz nach den Zeiten Palestrina's für die Geschichte der Musikbildung von weit größerer Bedeutung ist, als man gewöhnlich glaubt. Das gehört aber nicht zur Geschichte der Oper, die dort vorzüglich nach Art der Italiener, oder vielmehr ganz italienisch ist. Daß man in Madrid von Zeit zu Zeit ein italienisches Operntheater unterhalten hat, ist eben so bekannt, als das große Aufsehn, was Rossini in den neuesten Jahren daselbst erregte. Bei seiner Ankunft in Madrid wurde er fast fürstlich empfangen und der Hof wetteiferte mit den Damen, ihn auszuzeichnen.

Auch in Amerika hat jetzt die Oper festen Fuß gefaßt, namentlich die italienische, wenn auch die teutsche nicht ganz ausgeschlossen ist. Newyork und Mexico haben besonders nicht geringe Operngesellschaften aufzuweisen. Nach Mexico begab sich erst vor einem Jahre eine italienische Sängergesellschaft, die dort, wie wir von Augen- und Ohrenzeugen wissen, gute Geschäfte macht. Die Recitative werden nicht vom Orchester, sondern allein von einem Pianoforte hinter der Scene begleitet. Es ist Ton, das italien. Theater zu besuchen, nicht eigentlich um zu hören, sondern um zu sehen und sich sehen zu lassen.

Der Norden von Europa hat nichts Eigenthümliches an dem Opernwesen geändert, außer daß in Dänemark und Schweden zuweilen volksthümliche Gesänge dem bekannten Operngange beigemischt wurden. Rußland hat noch gar keine Nationaloper geliefert. Die wenigen Componisten haben sich bisher stets an die Weise der Ausländer gehalten. Nach Petersburg und Moskau sind von jeher meist Italiener gezogen worden, auch Teutsche. Man sehe über die russischen Theater die leipziger allgem. musikal. Zeitung vom Jahre 1831, Nr. 41. S. 675 u. s. w. Über die Oper der Polen s. den XIV. Jahrgang Nr. 20. rc. vom Jahre 1812. *(G. W. Fink.)*

OPERA (Giovanni Bandini del) genannt Benedetto da Castello; ein sehr guter Bildhauer des 15. und 16. Jahrhunderts zu Florenz. Er studirte die Kunst bei Baccio Bandinelli, dem an Ideen und Composition reichen Nebenbuhler des Michel Angelo. Von seinen Arbeiten sieht man viel in den Kirchen zu Florenz, wo er mit vielen andern Künstlern sehr beschäftigt ward. Besondern Ruhm erwarb er sich durch die schönen Basreliefs in dem so reich ausgeschmückten Chore der Domkirche zu Florenz, dann die Ausführung der Propheten in dem

großartigsten Styl. Von seiner Hand ist auch die schöne Statue der Architektur an dem Grabmal des Michel Angelo in Santa Croce zu Florenz*). Diese Figur ist zur linken Seite des Monuments sitzend im Nachdenken mit dem Cirkel in der rechten und einer Rolle in der linken Hand dargestellt, die Drappirung ist breit und großartig geworfen, die Stellung im Ganzen einfach, aber sich selbst aussprechend gewählt und mit den andern an diesem Monument angebrachten Figuren in schöner Harmonie. Die Arbeit dieser Figuren überhaupt zeigt noch das Großartige der Kunst, welches der nächsten Periode nach Michel Angelo's Ableben noch anhing, ehe der schwülstige und verdorbene Styl für Formen sich ausbreitete. (*Frenzel.*)

Operateur s. Operative Heilkunde.

Operation, chirurgische, s. Operative Heilkunde.

OPERATION, militairische. Ihr Wesen besteht in dem Wirken auf den Feind und dessen Kräfte, Pläne und Anstalten. Hat dies Wirken das Erreichen eines Objects oder mehrer Objecte zum Beweggrund, Zweck und Gegenstand, also die Eroberung, so heißt die Operation eine Angriffs- (Offensiv-) Operation; soll ein im Besitz befindliches Object nur festgehalten werden, so heißt die Operation eine Vertheidigungs- (Defensiv-) Operation. Das Erreichen oder Behaupten von strategisch oder taktisch bedeutenden Objecten wechselseitig unmöglich machen, d. h. den Angreifenden zwingen, sein Streben nach dem Besitz, den Vertheidigenden die Behauptung seines Besitzes aufzugeben, ist demnach die Aufgabe des Operirens für beide kriegführende Theile. Es besteht also der Krieg aus einer Summe einzelner Operationen; wonach denn zu diesen alles gehört, was für jenen und in seinem Laufe bezüglich auf den Kriegszweck geschieht, gleichviel ob strategisch oder taktisch. Die Entwürfe für Feldzüge wie für einzelne Unternehmungen, die Vertheilung der Truppen, die Sicherung ihrer Verpflegung ꝛc., ferner die Märsche, Recognoscirung sowol in der Anordnung als in der Ausführung, die Schlachten, Gefechte, Belagerungen, Blokaden ꝛc. sind demnach Einzel-Operationen entweder rein strategischer, rein taktischer oder beiden Theilen angehöriger Art; ihr gemeinsames Wirken gibt die Hauptoperation.

Eine Operation ist ihrem Gange nach vierartig; entweder sie geht von Einem Subject auf Ein Object, oder von Einem Subject auf mehre Objecte, oder von mehren Subjecten auf mehre Objecte, oder von mehren Subjecten auf Ein Object. Hierbei wird stets ein Wechselverhältniß zweier Heere gedacht, von denen eines offensiv, das andere defensiv zu Werke geht, die aber mit jedem neu eintretenden Verhältnisse ihre Rollen wechseln können. Nur aus einem solchen sich gegenseitig bedingenden Verfahren ist ein Grundsatz für die Operation darzustellen. Nicht sowol das feindliche Heer ist Object der disseitigen Operation, als vielmehr irgend ein strategischer Punkt, in dessen Besitze der Feind sich befindet; nur in einzelnen Momenten (den rein taktischen) kann das Heer Object sein, wo dann die Schlacht als Operation so lange gilt, bis der Feind beseitigt ist und der Kriegszweck wieder in seine Rechte tritt. Wie also das einzelne Object für eine Operation ein strategischer Punkt, die Verbindung solcher Objecte unter einander eine strategische Linie ist, so muß auch das einzelne Subject ein solcher Punkt, die Verbindung dieser Punkte eine solche Linie sein. Mehre strategische Punkte, aus denen das operirende Heer seine Hülfsmittel für die Offensive zieht, demnach Subjecte, dergestalt mit einander verbunden, daß von ihnen aus ein Heer Operationen gegen ein feindliches Object oder mehre feindliche Objecte nach dem angenommenen und in mathematischer Wahrheit begründeten Grundsatz unternehmen kann, „daß eine vollkommene Sicherung der Operationen nur dann statt finde, wenn der Feind sich außer einem Halbkreise befinde, dessen Mittelpunkt das mittelste Subject, dessen Halbmesser der weitesten Entfernung der Subjecte vom Objecte gleich ist (Objectivwinkel von 90°)" — bilden eine Linie, die man die Operationsbasis nennt. Hauptbedingung für dieselbe ist, daß sie sowol den Subjecten unter sich, als denselben mit dem Objecte oder den Objecten, und ebenso rückwärts mit dem Innern des Landes, von dem aus operirt wird, die größtmögliche Verbindung gewähre. Sind die Punkte einer solchen Linie im Vertheidigungsstande und ist die Linie selbst auf eine Vertheidigung angewiesen, so heißt sie Defensionslinie, führt also den Namen Operationsbasis ausdrücklich nur in Folge ihrer offensiven Natur.

Jeder Staat, der nicht zu unbedingter Abhängigkeit von seinen Nachbarn verurtheilt ist, muß Operationsbasen gegen die angrenzenden Staaten haben, und wenn seine politischen Grenzen mit seinen natürlichen nicht stimmen, sie sich künstlich schaffen (Festungen, Waffenplätze, verschanzte Lager ꝛc.). Mächtige Staaten sind gegen mindermächtige Nachbarn am besten basirt, wenn ihre Operationsbasen an den Grenzen liegen, weil alles innerhalb der Wirkungsfläche des auf der Basis stehenden Heeres liegende Land strategisch beherrscht ist, und die Offensive dadurch desto wirksamer wird. Für kleinere Staaten, die einen übermächtigen Nachbar zu fürchten haben, ist es besser, wenn die Operationsbasis gegen denselben noch eine Defensionslinie an der äußersten Grenze vor sich hat, damit der Gegner durch die mächtige Unterstützung der Kräfte der rückliegenden Basis die seinigen zu zersplittern genöthigt ist, bevor er an den Angriff der Basis, d. h. der Linie, von welcher aus das diesseitige Heer wirksam auftritt, denken darf, überhaupt nicht mit dem ersten gelungenen Schritte das offensiv ihm entgegenkommende Heer durch ein rasches Andrängen gegen die Basis aus der Offensive auf die Defensive zurückwerfen, oder gar die Basis durchbrechen, die diesseitige Streitmacht von ihr abdrängen und die Waffenplätze ꝛc. nehmen kann.

Die Nothwendigkeit der Verbindung ihrer Punkte unter sich, weiset der Operationsbasis ihre Stelle und

*) Das ganze Monument ist von Lorenzo, Cioli und Giovanni da Opera.

Richtung auf der Erdoberfläche an, und zwar in den Ebenen, den Stromthälern, wo die geradesten und gangbarsten, also kürzesten, Verbindungen zu finden sind. Die Hauptpunkte einer guten Operationsbasis — die Waffenplätze — müssen da angelegt sein, wo an den Übergangspunkten des die Linie bezeichnenden Stromes oder Flusses, oder — im Nothfall — Höhenzugs, diesseit wie jenseit die Straßen zusammenlaufen. Wie aber für die Operationsbasis die Höhe nur den Nothfall gibt, so ist selbige Hauptbedingniß für die Defensionslinie, deren Besatzung alle taktische Vortheile für ein Heer haben und dem Feinde das Annähern und Anfassen der Basis erschweren soll.

Diejenige strategische Linie (s. d. Art.), welche Subject und Object verbindet, d. h. der Weg, den ein Heer einschlägt, um von der Operationsbasis aus die Defensionslinie des Gegners zu erreichen, also die Operation auszuführen, heißt die Operationslinie. Sie bezeichnen die Richtungen, in welchen die Kräfte des Feindes auf uns wirken können, bestimmen also die Richtung des Gegenwirkens, und die Punkte der Schlachtfelder. Bei den Operationen von mehren Subjecten auf Ein Object, oder von Einem Subject auf mehre Objecte, ist in der Regel die kürzeste Linie die eigentliche Operationslinie, während die andern Linien nur Hülfslinien sind; doch gibt hier das specielle Verhältniß oft die Ausnahme. Bei den Operationen von mehren Subjecten auf mehre Objecte bestimmt dagegen jenes Verhältniß die Regel für die Haupt-Operationslinie. Die Linien, welche den rückwärtigen Theil der Operationslinien bilden, d. h. sich zwischen dem Heere und dem Subject oder der Basis befinden, heißen Communicationslinien. Auf der Operationslinie wird natürlich der nöthige Kriegsbedarf aufgehäuft, werden die Schlachtfelder gewählt, vorbereitet, die Festungen angelegt ꝛc., weil dem Gegner nie Raum gelassen werden darf, da zu kämpfen, wo er will, das diesseitige Heer aber bestimmter Punkte zum Schutz gegen Übermacht, wie zur Verstärkung nach sieglosen Ereignissen bedarf. Demnach sind die Operationslinien für den Feind „Linien der Zersplitterung seiner Kräfte, für das eigne Heer sichere Etappenstraßen im höhern strategischen Sinn."

Den Entwurf zu einer Operation nebst der Vorschrift für mögliche Wechselfälle nennt man den Operationsplan. Ein solcher muß sich auf die Abwägung der gegenseitigen Streitkräfte, die Erforschung und das Studium des Terrains, ferner auf die Berücksichtigung des Verhältnisses der gegenseitigen Kräfte, endlich auf die Bestimmung des günstigen Augenblicks für den Beginn, und auf die Berechnung der möglichen Dauer der Operation gründen; wobei jedoch der Summe der vorhandenen Mittel, vor allem aber dem Drange der Umstände ein abgemessener Einfluß gebührt. Jeder Operationsplan muß in sogenannte Momente, d. h. in Abschnitte, getheilt sein, deren Enden allemal Ruhepunkte zu Vorbereitungen auf weitere Schritte gewähren. Das erste Moment ist demnach der Operationsanfang, wo die beiderseitigen Streitkräfte von ihren Basen aus ihr erstes Operationsobject zu erreichen streben. Der Gewinn desselben, oder das Rückgerathen auf die Defensionslinie schließt dies Moment. Regel dabei ist, den Feind selbst zum ersten Object zu wählen; doch kann von derselben abgegangen und ein strategischer Punkt im Rücken des Feindes in dem Falle zum Object genommen werden, wenn der Gegner, von falschen Ansichten geleitet, eine Aufstellung gewählt hat, aus der etwas Entscheidendes gegen die diesseitigen Verbindungen auszuführen ihm unmöglich ist, bevor die seinigen erreicht sind. Dabei reicht aber nicht aus, daß man eine Flanke des Feindes gewinne, weil ihm — wenn er nicht ganz widersinnig aufgestellt ist — doch noch immer die bequemsten Rückzugslinien offen stehen. Der Operationsplan muß also vorsehen, wie weit das Moment zu treiben sei. Auch die Fälle, in welchen zwei Momente verbunden werden können, d. h. z. B. von der Basis aus zu dem zweiten Object ohne vorheriges Besetzen des ersten operirt werden darf, muß er angeben, endlich — mindestens in großen Umrissen — das Ziel, den Zweck der Operation, kurz das ins Licht stellen, warum sichs handelt, zusammt den Mitteln, die auf den verschiedenen Operationspunkten zum Verwenden für den Zweck vertheilt, und in Bereitschaft sind.

Ein Hauptfehler aber des Operationsplans ist, wenn er mit Einzelheiten überladen, und an ihm sichtbar ist, daß sein Verfasser über Specialcharten und Aufnahmsectionen gebrütet und den großen Überblick durch das Detail verloren hat; — ein Hauptvorzug, wenn man ihm ansieht, daß sein Verfasser dem todten Elemente, der Landoberfläche — das lebendige Element, das Heer, voranstellte, und in dem Kampfe die erste naturgemäße Thätigkeit zur Entscheidung des Streits deutlich erkannte.
(*Benecken.*)

OPERATIONEN, chemische, (Verrichtungen, Processe), operationes s. processus chem. heißen alle, mittels schicklicher Mittel angestellte Bearbeitungen der mancherlei Natur- und Kunstkörper, wodurch eine Umgestaltung in dem Zusammenhange ihrer Gemeng- und Mischungstheile hervorgebracht, und die Zerlegung oder Zusammensetzung derselben wirklich erzielt, oder doch erleichtert werden kann. Überhaupt nennt man jedes Verfahren, die Bestandtheile von Körpern durch Reagentien zu erforschen und darzulegen, oder auch Stoffe mit einander zu verbinden, eine chemische Operation. In Rücksicht der Werkzeuge, deren man sich dazu bedient, theilt man die chemischen Processe ein: in mechanische und in chemische. Die ersten sind solche, welche durch mechanische Einwirkung die Körper blos in ihrer Form verändern, die letzten aber solche, welche nicht blos die Form, sondern auch die Mischung der Körperstoffe zu gewissen Zwecken durch andere Stoffe umändern, welche auf die Grundmischung einwirken. Beide Operationsarten sind fast unzertrennlich.

Die mechanischen zerfallen wiederum in trennende und verbindende. Zu den mechanisch trennenden gehören namentlich: die Sonderung leichterer Aggregate von den schwerern durch das Schwingen, kleinerer von größern

durch das Sieben oder Durchschlagen, die Trennung zweier flüssiger Materien von ungleicher Schwere vermittels des Scheidetrichters, die Scheidung einer Flüssigkeit von eingemischten gröbern Theilen mittels der Durchseihung oder Filtrirung, des Abschäumens, Abhebens, und Abgießens oder Decantirens (s. d. Art.), das Auspressen, die Verkleinerung zäher Körper durch Zerschneiden und Zerstoßen, oder härterer durch Feilen und Raspeln, ingleichen das Pulverisiren, Feinreiben oder Präpariren zerreiblicher Stoffe, das Körnen, die Tödtung des Quecksilbers u. s. w. Beispiele von mechanisch-verbindenden Operationen sind: das Vermischen mit und ohne Umschütteln, das Überstreichen, das Zusammenreiben und das Zusammenkneten oder Einteigen flüssiger und starrer Substanzen u. a. m.

Bei den chemischen Operationen, welche gleichfalls entweder trennende oder verbindende sind, verflüssiget man entweder die starren Körper, wie bei der Dampfbildung, Auflösung und Schmelzung, oder man bringt die flüssigen zum Gestehen, wie bei den verschiedenen Arten des Coagulirens (s. d. Art.), oder man verbindet zwei feste Körper so, daß sie ihre Form behalten, durch Kitten (s. oben), Leimen, Löthen und Zusammenschweißen; oder man scheidet die flüchtigen, trocknen oder feuchten Grundstoffe von den fixen, entweder wie bei den Zersetzungs- oder Decompositionsprocessen, namentlich bei dem Sublimiren und Destilliren (s. oben), wegen der flüchtigen, oder, wie bei dem Abdampfen, Austrocknen, Rösten, Fällen und Calciniren (s. oben), wegen der rückständigen fixen, feuerbeständigen Mischungstheile, oder man veranlaßt mittels der Luft und eines bestimmten Wärmegrades in besonders gemischten Körpern eine solche innerliche Bewegung ihrer Bestandtheile, durch welche nach Verflüchtigung und Abscheidung von einigen dieser Bestandtheile eine neue Verbindung der übrigen zu einer neuen Substanz erfolgt, die einen ganz andern Geruch und Geschmack, und eine ganz andere Farbe, Consistenz und andere Eigenschaften besitzt, als der Körper vor dieser Behandlung hatte, welches man Gährung nennt (s. oben).

Eine besondere Abtheilung chemischer Operationen bilden noch die pneumatisch-chemischen, wie z. B. die Processe der Detonation (Verpuffung), der Effervescenz (des Aufbrausens), der Luftverbesserung, Gasentwickelung, Gasreinigung, Gasimprägnation, Gasgehaltsausmittelung, Gasverbrennung, Gaszersetzung, die eudiometrischen oder vielmehr oxygenometrischen Operationen u. a. m. (Siehe von den Untergattungen aller chemischen Operationen, und der Art und Weise, wie man solche gehörig veranstalten soll, die verschiedenen Artikel oben und unten, wo von ihnen einzeln die Rede ist. Vergl. Faraday's chemical manipulation, a. d. Engl. in das Franz. übers. von M. Maiseau und M. Bussy. 2 Bde. mit Kupfern Paris 1827. 8.; verteutscht herausgegeben zu Weimar. 1ste Lief. 1827. 2te 1828. 8. rc. mit Abbild. Lehrbuch der Chemie von E. Mitscherlich. Berlin 1829. 8. I. rc. mit Holzschnitten). (*Th. Schreger.*)

Operationsbasis, —object, —linie, —lehre s. Operation (militairische).

OPERATIVE HEILKUNDE. Die operative Heilkunde, von den Franzosen sehr gut médécine opératoire genannt, begreift die Lehre von den blutigen Operationen in sich. Man hat dieselbe mit dem übel gewählten und nicht richtig gebildeten Namen Akiurgie belegt, welchen Sprachreiniger abzuschaffen leider umsonst bemüht gewesen sind. Die Akiurgie liefert die Beschreibung der blutigen Operationen, ihre verschiedenen Methoden und Typen, verbindet hiermit eine diagnostische Schilderung solcher Krankheitszustände, welche blutige Operationen nöthig machen, und würdigt dabei den Eingriff der Operation als Heilmittel, woran sich eine Kritik der Operationsmethoden anreiht; dabei übersieht sie aber nicht das sogenannte allgemeine und specielle Casuisticum bei den Operationen; die medicinische und chirurgische Behandlung der Operirten beschließt diesen wichtigen Theil der Medicin. Diejenigen Ärzte, welche in unsern Tagen mit der Ausübung der operativen Heilkunde sich beschäftigen, heißen Operateure.

Die operative Heilkunde unserer Tage hat eine bedeutende Höhe erreicht. Nicht blos, daß sie eine Menge von Operationen, durch welche große Glieder des menschlichen Körpers, die unheilbar krank geworden sind, oder neue krankhafte Bildungen, z. B. Geschwülste von den gefäßreichsten Stellen, entfernt werden, mit Sicherheit ausführt; nicht blos, daß sie Krankheiten, welche in dem eigentlichen Boden des thierischen Lebens, in den Gefäßen, ihren Sitz haben, und die dem Leben die größte Gefahr drohen, glücklich zu beseitigen versteht; nicht blos, daß sie in Höhlen heilend dringt, in denen die zum Leben wichtigsten Organe, von nahen Krankheiten bedroht, liegen; nicht blos, daß sie auf möglichst unschmerzhafte Weise die verloren gegangenen Sinnesverrichtungen zurückzuführen gelernt hat; hat sie es in unsern Tagen dahin gebracht, durch Krankheit verloren gegangene Theile, z. B. die äußere Nase, die Lippen, die Augenlieder, organisch wieder zu ersetzen, und sie versteht es sogar, entstellende angeborne Krankheiten des Körpers, die ihren Grund in einer frühen krankhaften Bildungsthätigkeit (nisus formativus) haben, meisterhaft zu heilen.

Aus diesen Andeutungen geht schon sattsam hervor, daß die Operativchirurgie nichts weniger als blos der mechanische Theil der Medicin ist, sondern, daß sie einen wahrhaft integrirenden Theil derselben bildet. Aber schwer ist es zu bestimmen, wo das Gebiet derselben beginnt, und wo es aufhört. Dieser Gegenstand, der zu unendlichen theoretischen und praktischen Streitigkeiten, fast in jedem Jahrzehend, Veranlassung gegeben hat, kann hier nicht erörtert werden. (*Dr. v. Ammon.*)

OPERCULARIA, *Gärtn.* Eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der vierten Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Rubiaceen, in welcher sie eine eigne Gruppe (Opercularieae *A. Rich.*) bildet. Char. Die gemeinschaftliche Blüthenhülle fehlt, oder sie besteht aus zwei Blättchen und vier kleinen Stützblättern; die besondere Blüthenhülle ist glockenförmig, spitz, acht- bis zehnzähnig (bei Pomax sind die Zähne stumpf); die Blüthen knopfförmig (bei Pomax doldig);

der Kelch mit drei- bis vierlappigem Saume (bei Pomax ohne Saum); die Corolle drei- bis fünfspaltig; die Samen (einer bis fünf) fast glatt (bei Pomax höckerig-runzelig), sind in den Fruchtboden versenkt und durch winkelige Scheidewände von einander getrennt. Die 12 bekannten Arten wachsen als Kräuter- und Staudengewächse mit gegenüberstehenden Blättern und Afterblättchen in Australien. 1) O. hispida *Spr.* (Syst. I. p. 385., O. aspera *Juss.* Ann. du Mus. IV. p. 427. t. 70. f. 1., ? *Gärtn.* de fruct. I. p. 112. t. 24.); 2) O. sessiliflora *Juss.* (l. c. f. 2.); 3) O. spiciflora *Labill.* (Nov. Holl. I. p. 35. t. 48.); 4) O. spermacocca *Labill.* (l. c. t. 47.); 5) O. vaginata *Labill.* (l. c. p. 34. t. 46.); 6) O. hirtella *Cand.* (Prodr. IV. p. 618.); 7) O. hissopifolia *Juss.* (l. c. p. 428. t. 71. f. 1.); 8) O. ligustrifolia *Juss.* (l. c. f. 2.); 9) O. paleata *Young.* (*Linn.* transact. III. p. 30. t. 5., Cryptospermum *Youngii.* Pers. syn. I. p. 122.); 10) O. ocimifolia *Juss.* (l. c. f. 3); 11) O. rubiaefolia (O. rubioides *Juss.* l. c. p. 428.); 12) ?O. diphylla *Gärtn.* l. c. p. 113.) — O. umbellata *Gärtn.* (l. c. p. 112. t. 24., Lam. ill. t. 58. f. 1.) nimmt Candolle als eigene Gattung, Pomax Soland (bei Gärtner a. a. O.) an. Diese Gattung stimmt bis auf die oben angedeuteten Unterschiede mit Opercularia überein und begreift zwei Arten, P. hirta *Cand.* (Prodr. p. 615.), P. umbellata *Soland.*) und P. glabra *Cand.* (l. c.), beide in Neuholland einheimisch. (*A. Sprengel.*)

OPERCULINA. (Zoologie und Paläozoologie.) Dieses Geschlecht aus der Classe der Cephalopoden, Ordnung der Foraminiferen, Familie der Helicostegier, Section der Ammonoideen kennt man nur der Schale nach und gleichsam nur im fossilen Zustande. Diese Schale hat in der That mit dem Deckel von Cyclostoma u. s. w. die größte Ähnlichkeit, und daher ihren Namen. D'Orbigny gibt ihm folgenden Charakter: Testa libera, regularis depressa; spira regularis utrinque aequaliter apparens; apertura fissura ultimo anfractui adposita (ventralis). Der Arten sind wenige und die fossilen scheinen, wie die Foraminiferen überhaupt, auf die tertiären und zumal jüngeren Formationen verwiesen. Die lebenden finden sich im Sande am Meeresufer. Die Arten sind nicht so klein, als die meisten andern Foraminiferen.

a) Fossile Arten:

1) O. complanata testa parva laevissima; spira anfractibus 2, ultimo diametri dimidii altitudine.

Lenticulites complanata *Bast.* mém. sur le Bassin de Bord. p. 18. (excl. synon.) Operculina complanata *Dorb.* tabl. p. 115. tb. IV. fig. 7—10; modèle n. 80.

Meine Exemplare, von d'Orbigny erhalten, haben im Ganzen nicht $\frac{1}{10}$‴ Dicke auf 2‴ Durchmesser, von welchem die Höhe des letzten Umgangs 1‴, also die Hälfte beträgt. Die bogenförmig sich zurückkrümmenden Scheidewände erscheinen außen nur als dunklere Linien, ohne über die Oberfläche hervorzustehen.

In tertiären Schichten um Bordeaux (Dax, Léognan, gemein im grünen Sande an der Mühle Bernachon bei Saucats).

2) O. rotata, testa parva, radiatim subcostata, spirae anfractibus tribus, ultimo quartam diametri partem aequante.

O. complanata *Bronn* (Reisen 2ter Bd. S. 519. Italiens Tertiärgeb. S. 11.) excl. synon. Auch diese Schale hat nicht $\frac{1}{10}$‴ Dicke auf 2‴ Durchmesser; aber 3 Umgänge, wovon der letzte $\frac{1}{4}$‴, also nur $\frac{1}{4}$ so hoch als die ganze Schale ist. Die zurückgebogenen Scheidewände erheben sich etwas in Form bogenförmiger Strahlen. In einem blauen, sandigen Corallenmergel tertiären? Ursprungs bei Grantola unfern Verona, mit kleinen Terebrateln.

2*) O. pauciseptata testa parva, radiatim tenuiter et remote costata, spira anfractibus $3\frac{1}{4}$, ultimo tertiam diametri partem aequante.

O. pauciseptata *Bronn.* (Jahrb. d. Min. 1832. S. 176.) Umgänge $3-3\frac{1}{4}$, Scheidewände entfernt stehend, sehr dünne, wenig über die Oberfläche vorragend, 18—20 auf dem letzten Umgange. Breite der Schale 2‴, Höhe des letzten Umganges über dem vorletzten 0,7‴. Aus den ? tertiären Schichten am Untersberge, Nr. 12. in von Lill's Durchschnitt (Jahrb. f. M. 1830. S. 197).

3) O. magna n. sp. testa magna, radiatim costata, spirae anfractibus $3\frac{1}{4}$ ultimo $\frac{2}{5}$ diametri aequante peripheria subincrassata. Durchmesser 5‴ (—6‴), der letzte Umgang nur 2‴ hoch, kaum $\frac{1}{2}$‴ dick, Rand etwas verdickt, zurückgebogene Strahlen dick. In einem feinkörnigen Conglomerate zwischen tertiären ? Mergeln im Geschlief bei Gmünden am Traunstein im Salzburgischen.

4) O. costata *D'Orb.* l. c. von Dax.

5) O. Thouini *D'Orb.* l. c. Gegend von Montolieux.

b. Lebende Arten.

6) O. Madagascariensis *D'Orb.* l. c. von Madagaskar.

7) O. Gaimardi *D'Orb.* l. c. von Rawack, Neuholland.

Die vier letztern Arten sind alle noch nicht näher bekannt geworden*). (*H. Bronn.*)

OPERCULINA, *Bory de St. Vincent* (Zoophyta). Der Errichter dieser Gattung ist selbst ungewiß darüber (Dictionaire classique d'hist. nat. XII.), ob dieselbe zu den Zoophyten, oder dem Zwischenreich gehört, dessen Geschöpfe er mit dem Namen Psychodiaires bezeichnet. Wir finden denselben auch nicht in den bis jetzt uns zu Händen gekommenen Werken Ehrenbergs (Organisation, Systematik und geographisches Verhältniß der Infusions-

*) *Basterot* Mémoire sur le bassin tertiaire du Sud-Ouest de la France. in den Mémoires de la Société d'histoire naturelle de Paris II. 1. 1825. 4. *Dessalines d'Orbigny* tableau méthodique de la Classe des Cephalopodes. (Extrait des Annales des sciences naturelles 1826. Janvier, Vol. VII. 8) Bronn Ergebnisse seiner ökonomisch-naturhistorischen Reisen. Heidelb. 2ter Bd. 1831. 8. Bronn Italiens Tertiärgebilde und deren organische Einschlüsse. Heidelb. 1831. 8.

thierchen, Berlin 1830. Symbolae physicae. Animalia evertebrata. fasc. I. Berlin. 1831.) gedacht. Auch Müller hat (nach Bory's Angabe, denn die Infusoria besitzen wir, leider! nicht) keine Art davon deutlich beschrieben, wol aber haben Rösel und Baker gute Abbildungen geliefert. Die Kennzeichen dieser zu den Vorticellarien gehörigen Gattung sind: Kapseln mit Polypen, welche sich unten in einen an dem Stamme aufsitzenden Stiel endigen, eine glatte, wie mit einem Ring umgebene Öffnung haben, die durch einen Deckel verschließbar ist, der am Rande vibratile Fasern hat, welche die Erweiterung des Polypen (?) bildet. Der Stamm gleicht einer Sertularia im Kleinen, die Kapseln lösen sich zur Zeit der Reife ab und schwimmen frei im Wasser herum *). — Die beiden Arten sind:

1) O. Roeselii *Bory* (l. c. Roesels Insektenbelust. III. t. 98. f. 5. 6. Brachionus vegetans *Pallas*. Vorticella operculata *Gmel. ed. Linn.* Vorticella opercularia. Encycl. meth. Vers. p. 76. pl. 26. f. 8—9.) In stehenden Wassern an Carex. Mikroskopisch.

2) O. Bakeri *Bory* (*Baker* Microsc. III. pl. 13. fig. 13. 14.). Weniger ästig, als vorige, die Kapseln länger. (*D. Thon.*)

OPERCULITES (Paläozoologie). Operculitae, Operculiten (von Operculum, Deckel) wurden und werden im fossilen Zustande a) die Deckel einschaliger, b) seltener die deckelartigen Klappen zweiklappiger Conchylien (Museum Richterian. p. 243), c) auch wol die nur lose zusammenhängenden kalkartigen Stücke in der Öffnung der Balanen, d) endlich auch zuweilen solche Körper genannt, welche damit nur einige allgemeine Ähnlichkeit der Form haben, wie die Numuliten (Museum Richterian. p. 233.), die Operculinen, die Kerne einzelner Kammern in den Orthoceratiten (ibid.)

Die ersteren sind es, welchen jener Name eigentlich allein zukommt. Seit wenigen Jahren hat besonders Blainville die Bildung derselben an lebenden Mollusken genauer studirt und uns in den Stand gesetzt, nach ihnen Familie und Genus zu erkennen. Man hat sich oft über die Seltenheit der Fossilien gewundert, welche zum Theile in dem Umstande ihre Ursache findet, daß die Deckel im zusammengezogenen Zustande des Thieres immer weit nach Innen im Gehäuse liegen, und bei dem Andrange der noch flüssigen Gebirgsmasse noch weiter zurückgetrieben und wol gar zertrümmert werden mußten; hauptsächlich aber darin, daß die meisten Deckel eine hornartige Beschaffenheit besitzen und daher günstigere Verhältnisse erheischen, um im fossilen Zustande sich erhalten zu können, als kalkartige Theile. Ja Defrance läugnet das Vorkommen hornartiger Deckel in diesem Zustande ganz. Indessen habe ich dergleichen gefunden. Alle Operculiten die man bis jetzt kennt, stammen aus tertiären Formationen. Die dicksten kalkartigen, und daher am leichtesten sich erhaltenden Deckel besitzen: Turbo, Trochus und Phasianella. Folgende sind bis jetzt beobachtet worden:

1) Die Deckel von Turbo rugosus *Linn.* sind oval mit einer Spira von 4—5 Umgängen, innen flach, außen convex, doch am Anfange der Spira nicht nabelförmig vertieft, wie bei den lebenden Exemplaren. Ich habe sie noch in der Schale von Turbo rugosus selbst gefunden. Frisch heißen sie in Italien Bellici, Nabel (bei den Matrosen Meerbohnen), daher der Name Umbilicus marinus bei Mercati, welcher jedoch deren wahren Ursprung noch nicht kannte, sondern sie vielmehr für Naturspiele halten mochte, wie ihm Lancisci nachweiset. Vorkommen in Italiens jüngern Tertiärformationen herab bis Calabrien (Scilla).

Umbilicus marinus *Mercati* Metalloth. p. 138—139.

Pietra di S. Margherita *Scilla* corp. marin. p. 50. 58. tab. XVII. f. A. A.

Umbilicus marinus fossilis *Scheuchzer*, museum diluvian. n. 141.; Naturhistorie des Schweizerlandes III, 274.; Lithographia Helvetica p. 24. *Kundmann* Promptuarium p. 251. n. 99.

2) Deckel, dem vorigen ähnlich, doch fast ganz kreisrund, noch converer und etwas kleiner, mit 4—5 Umgängen. Nicht selten in den ältern trappischen Tertiärschichten von Roncà, wo mir jedoch kein Conchyl bekannt ist, von dem ich sie abzuleiten vermöchte.

3) Thonartige Deckel von Paludina impura und Valvata depressa, von beiden Seiten ganz flach, durchscheinend, dünn, eiförmig, am Rande gewöhnlich etwas zurückgeschlagen, mit einer Spira von 4—5 Umgängen. In der jüngern tertiären Süßwasserformation von Figline im obern Arnothale.

4. 5.) Zweier anderer Arten erwähnt Schröter in seinem Journal Bd. V., der ersten von Weißenstein bei Kassel (p. 479. n. 95—97. f. 15.), der andern von Grignon (p. 481. n. 98.) *). (*H. G. Bronn.*)

OPERETTE, komische Oper, opera buffa, hat in jedem Lande eine andre Gestalt und muß sie haben. Das Komische des einen Volkes kann nicht auf dieselbe Art das Komische eines andern Volkes sein; ja es ändert sich in einem und demselben Volke von Zeit zu Zeit so bedeutend, daß sogar als widrig erscheinen kann, was früher das Zwerchfell erschütterte. Es gibt selbst eine locale Komik, die am dritten Orte nicht verstanden wird und folglich leer und matt erscheint. Wer lacht noch von Herzen über Aristophanes? Das Komische ist an Volk, Zeit und Ort gebunden, und nirgend ist das Absprechen weniger werth, als eben hierin. Nur eine Regel möchten wir überall darin festgehalten wissen: Es darf nirgend blos im Schmutze wühlen, noch weniger tiefer in den Koth hineinziehen; es soll vielmehr eine säubernde Art haben mitten unter Scherzen. Das Übrige geben wir für uns willig der Klugheit, Gewandtheit und dem

*) Vergleicht man hiermit die Beobachtungen Ehrenbergs, so geht offenbar daraus hervor, daß Operculina wol nicht als Gattung bestehen wird.

*) *Mercati*, Metallotheca Vaticana. Romae 1717. fol. p. 138—139. *A. Scilla* de corporibus marinis lapidescentibus. Romae 1747. 4. Schröter Vollständige Einleitung in die Kenntniß und Geschichte der Steine und Versteinerungen. 4ter Bd. Altenburg 1784. 4. S. 529—534.

Genius der Zeiten und Gegenden Preis. Es muß sich also überall unmittelbar an das Leben schließen zur Ermunterung und Erfrischung des Lebens, was nirgend und nimmer etwas Geringes ist. Darum ist auch eine rechte Würdigung des Komischen so äußerst schwierig und eine wahrhaft nutzreiche Geschichte desselben kann nur in genauer Verbindung der Schilderung der Lebenssitten, des bürgerlichen, religiösen und wissenschaftlichen Standpunktes der Völker und Zeiten, also ausführlich, gegeben werden. Wir werden daher nur die Hauptmomente und das Wesentliche jedes hierin namhaften Volkes kurz andeuten können, denn die Ausführung würde ein Buch. Die italienische Opera buffa ist so alt wie die Opera seria, ja in den einleitenden Anfängen noch älter. Es ist jetzt außer allen Zweifel gesetzt, daß Orazio Vecchi (welcher durchaus mit Orfeo Vecchio nicht eine und dieselbe Person ist) seinen Amfiparnasso (richtiger Antiparnasso) bereits 1597 in Venedig gedruckt sahe. In der Vorrede zu diesem Werke schreibt er sich ausdrücklich die Erfindung zu, dramatische Handlung mit Musik zuerst verbunden zu haben, setzt jedoch bescheiden hinzu: „so viel ich weiß." Da aber italienische Musiker von den Fortschritten der Kunst oft sehr wenig wissen, so ist darauf nicht viel zu geben. So viel steht jedoch sicher, daß diese komische Oper wenigstens 1597 in Venedig gegeben worden war, wahrscheinlich schon 1596. Sie gehört also zu den ältesten eigentlichen Opern und kann als die erste Opera buffa im gewöhnlichen Sinne des Worts angesehen werden. Arteaga, der das Werk in den Händen hatte, macht uns zwar im ersten Bande seiner Geschichte der italien. Oper S. 261 u. s. w. kein vortheilhaftes Bild von derselben, weder in dichterischer noch in musikalischer Hinsicht. Er tadelt, daß die lustigen Personen in derselben: Pantalon, Arlekin, Brighella und der span. Capitain Cardono, welcher „aus einem alten Wohlwollen der italien. Nation gegen uns (Arteaga war ein Spanier) auf dem Theater stets lächerlich gemacht werden muß," Castilianisch, Bolognesisch, Italienisch und sogar Hebräisch reden: allein diese Art Possen war zeitgemäß und die Musik der ersten ernsten Opern war eben auch noch nicht meisterlich. Sie gefielen so sehr, daß deren eine Menge geschrieben wurden; selbst Zeno und Metastasio lieferten dergleichen Texte. Die Serva Padrona von Pergolesi wurde berühmt. Seit der Zeit der Ausbildung der Opera buffa wurde in ihr, wie in der ernsten italien. Oper, Alles gesungen, Nichts gesprochen; das Recitativ verbindet die Arien und mehrstimmigen Sätze, und in dem Vortrage solcher Recitative haben die italien. lustigen Personen eine eigenthümliche Geschicklichkeit. Dadurch unterscheidet sich die Opera buffa von den komischen Opern und Operetten andrer Völker.

In Frankreich wurde seit 1670 in die Possen der Budenspiele auch Musik gebracht; sie war aber darnach. Tänze und Sprünge scheinen das Vorzüglichste gewesen zu sein. Zu Anfange des 18. Jahrh. fing man an, allerlei Volkslieder in solchen Stücken zu singen, begleitet vom Orchester. Das ganze Publicum sang nach Belieben mit. 1714 nahmen zwei Gesellschaften (nach F. v. Blankenburg) den Namen der komischen Oper an. Ihr erstes Stück war Arlequin Mahomet von le Sage. Bald nachher nahm die italien. Komödie das Theater St. Germain wieder in Beschlag. Nach Pergolesi's Serva Padrona fanden die Franzosen ihr Vergnügen an der opera buffa der Italiener und richteten sich darnach. Das erste Stück der Art war von Ant. d'Auvergne 1753 und die Troqueurs von Bade. Marmontel suchte sie zu veredeln durch ländliche Sujets. Seit 1762 bildete sich aber eine französische Gesellschaft, die neben der italienischen Vaudevilles aufführte. Im Gange waren sie seit 1780. Die Vaudevillen bestehen bekanntlich neben der eigentlichen Oper noch. Es ist kaum zu erinnern nöthig, daß nur kleine Liederchen, flüchtige Duettchen und gewöhnlich unisono gesungene Chöre eingeflochten werden.

Teutschland hat schon aus der Mitte des 17. Jahrh. gedruckte lustige Singspiele aufzuweisen. A. Gryphius schrieb auch dergleichen. Unter den in Hamburg gespielten Opern kommen in Matthesons Verzeichnisse mehre derselben vor. Gellert schrieb das Orakel 1748, welches F. G. Fleischer 1771 componirte. 1759 war jedoch schon der lustige Schuster auf die Bühne gekommen. Am Meisten wirkte dafür unser Hiller durch Lisuart und Doriolette von Dan. Schiebeler 1766; noch mehr durch die von Weiße gedichteten Operetten „Lottchen am Hofe, die Liebe auf dem Lande, die Jagd rc." Jetzt sang, was singen konnte; die Liebe zur Musik wurde bedeutend dadurch gefördert. Bald fanden sich eine Menge, die dafür thätig sein wollten. Unter Andern griff auch selbst Göthe ein und dichtete mancherlei Operetten, von denen auch einige in Musik gesetzt wurden. Erwin und Elmire; Claudine von Villa bella; Jery und Bätely u. s. f. sind bekannt. Allein das Glück, das sie machten, war nie groß; wir glauben auch nicht, daß Göthe in dieser Dichtungsart sich ausgezeichnet hat. J. C. Bretzner machte mit seinen Operetten mehr Glück. Freilich wurden auch einige von Mozart componirt: die Entführung aus dem Serail, oder Belmont und Constanze; Weibertreue oder die Mädchen sind von Flandern, nach Cosi fan tutte. Selbst Hoffmeisters Rosalinde, oder die Macht der Feen, gefiel so, daß sie 1797 zu Wien acht Mal hintereinander gegeben und im Clavierauszuge herausgegeben wurde. Naumann gab die Dame als Soldat; und Schuster, war glücklich in dieser leichten Art, die nicht jedem leicht ist. Dittersdorfs komische Opern sind ausgezeichnet und Himmels Liederspiel „Fanchon" wurde allgemein beliebt. In den teutschen komischen Opern herrscht zwischen den Gesängen der Dialog, was wir zweckmäßig nennen, so lange in Teutschland das Recitativ nicht mit italienischer Lebendigkeit vorgetragen wird u. s. w.

Die übrigen Völker haben in dieser Gattung nichts sonderlich Treffliches oder Abweichendes hervorgebracht, man müßte denn die spanischen Zarzuelos als nationale Singspiele nennen. (*G. W. Fink.*)

OPERIS NOVI NUNCIATIO. Werden unbefugter Weise von Jemandem Veränderungen mit Grundstücken vorgenommen, wird namentlich auf denselben ein künstliches, mit deren Boden zusammenhängendes Werk

(ein Gebäude, eine Befriedigung u. s. w.) aufgeführt, oder das dort bestehende abgeändert, so gibt das römische Recht demjenigen, der hierdurch beeinträchtigt wird, nach Maßgabe des Umstandes, ob jene Veränderungen oder jenes Werk bereits vollendet oder nur angefangen ist, besondere Rechtsmittel an die Hand.

Sind nämlich jene Veränderungen oder jenes Werk bereits vollendet, so ertheilt es, außer den sonst eintretenden petitorischen, das Recht selbst, und possessorischen, nur den Besitz bezielenden Klagen, das Interdictum quod vi, oder quod clam, je nachdem die Handlung gegen den Widerspruch des Beeinträchtigten (quod vi) oder nur mit Verheimlichung vor demselben (quod clam) vorgenommen ist. Anstellen können diese Klagen der Eigenthümer, der Inhaber eines dinglichen Rechts und selbst der, welcher die Sache kraft eines persönlichen Rechts benutzt, und zwar jeder, wegen seines Interesses bei der beeinträchtigenden Handlung; gerichtet werden sie auf Wiederherstellung der alten Beschaffenheit und auf Ersatz des bereits erwachsenen Schadens; indessen müssen sie nothwendig binnen Einem Jahre angestellt werden. S. Interdicte.

Sind sie dagegen noch nicht vollendet, sondern nur angefangen, so kann der dadurch Beeinträchtigte die Vollendung zu jeder Zeit auf mehrfache Weise verhindern; nämlich:

I. Durch Thätlichkeiten (nunciatio realis) d. h. durch Vertreibung der Arbeiter und Zerstörung des Werks, oder durch das symbolische Zeichen des Hinwerfens eines Steins gegen das Werk [jactu lapilli] [1]). Dabei wird jedoch vorausgesetzt, daß sich der Beeinträchtigte noch im Besitze des Grundstücks, zu dessen Nachtheil jene Veränderung vorgenommen ist, befindet, besonders aber, daß, wenn die erstere Art der Thätlichkeiten eintreten soll, das Werk auf seinem eigenen Grunde und Boden angelegt sein muß, wogegen die letztere Art auch bei einem Werke auf dem Grunde und Boden des Gegners zulässig ist.

II. Ohne Thätlichkeiten, entweder dadurch, daß der Beeinträchtigte, möge er sich noch im Besitze befinden, oder nicht, richterliche Hülfe sucht (nunciatio publica) oder außergerichtlich, jedoch im Angesichte des Werks eine Protestation einlegt (nunciatio verbalis privata). Nur diese letztere Art nennen die Römer Novi operis nunciatio; wiewol die neuern Rechtslehrer alle oben genannten Nunciationen mit diesem Ausdrucke bezeichnen. Der Inhibirende heißt Nunciant, der, gegen welchen die Nunciation gerichtet wird, Nunciat.

Die Erfodernisse der Nunciation bestehen nun in Folgendem: 1) Bei Vertheidigung öffentlicher Sachen kann jeder zur Anstellung von Popularklagen fähige Bürger auftreten, bei Privatsachen aber der, welchem ein dingliches Recht an der Sache zusteht, jedoch so, daß diejenigen, welche blos dinglich-persönliche Nutzungsrechte haben, Namens des Eigenthümers die Handlung vornehmen müssen. Ausgeschlossen vom Rechte zu nunciiren sind der Inhaber einer ländlichen Servitut [2]), sowie derjenige, der nur rein persönliche Rechte an der Sache hat, den einzigen Fall der Abwesenheit des Eigenthümers abgerechnet. Ausgenommen ferner sind diejenigen, welche über ihr Vermögen nicht frei verfügen können, ferner die Miteigenthümer gegen einander. 2) Der Nunciat ist jeder, welcher das Werk für sich und einen Andern vollführt.

Die Wirkungen der Nunciation bestehen darin, daß der Nunciat von der Vollendung des Werks abstehen muß; ausgenommen, wenn diese nicht ohne Gefahr unterbleiben kann. Arbeitet er außer diesem Falle fort, so kann der Nunciant ein sogenanntes Interdictum demolitorium oder restitutorium gegen den ersteren auswirken, welches ihn unbedingt zur Demolition des Werks auf eigene Kosten verpflichtet, den dritten Besitzer desselben zur Gestattung dieser Demolition auf Kosten des Klägers verbindet und dreißig Jahre dauert. Mit der Behauptung, zu der Errichtung des Werks berechtigt gewesen zu sein, wird der Nunciat erst nach erfolgter Restitution gehört.

Die Nunciation verliert ihre Wirkung: 1) Wenn der Nunciant sie zurücknimmt, verstirbt, oder die Sache, behufs deren er nunciirte, veräußert; 2) wenn der Nunciat eine Caution wegen der Restitution auf den Fall des Unterliegens im künftigen Processe leistet. Diese muß der Nunciant annehmen, falls er nicht binnen drei Monaten die Widerrechtlichkeit des Gegners nachgewiesen hat. Verweigert er sie ohne Grund, oder hat er sie angenommen, so kann der Nunciat, um fernern Schutz bei seiner Arbeit zu erhalten, ein prohibitorisches Interdict gegen den Nuncianten auswirken. 3) Wenn der Fall der Remission eintritt, welche da, wo die Nunciation ungültig ist, sofort eintreten soll, außerdem aber durch ein besonderes Decret des Richters bewilligt werden muß. (Vergl. *F. Kaemmerer* de operis novi nunciatione. Heidelb. 1807. 8.) (*Spangenberg.*)

Operisten, s. Oper und Opernsänger.

OPERMENT oder Auripigment heißt das gelbe Schwefelarsenik (s. Arsenik 1ste Sect. V. S. 419.) (*Karmarsch.*)

OPERN-ARIE, unterscheidet sich von der Arie im Allgemeinen nicht wesentlich. Überall soll Dichtkunst und Musik irgend eine bedeutende Empfindung in voller Ergießung des Herzens ausdrücken, so gesteigert, daß ein ausgeführter Gesang nicht blos möglich, sondern nothwendig wird. Der Gefühlszustand des Singenden muß demnach immer ein solcher sein, der ein längeres Verweilen als natürlich erscheinen läßt. Die anhaltendere Dauer des Gesanges setzt also vielfache Modifications-Entwickelungen des herrschenden Gefühls voraus, die entweder nach und nach bis zur höchsten Stärke der Empfindung fortgeführt, oder von dieser bis zur Ermattung, oder bis zur Beruhigung gefördert werden. Daß zweierlei Ge-

1) Vergl. *du Roi* liber singularis de jactu lapilli. Helmst. 1782. 4.

2) Dieses ist freilich noch sehr bestritten. S. Braun (Thibaut) Erörterungen des röm. Rechts. S. 335.

fühle mit einander wechseln, ja unter sich im Streite liegen können, bis eines derselben den Sieg gewinnt, ist eben so allgemein anerkannt. Naturgemäßer Ausdruck der Empfindung darf dem Gesange besonders nirgend fehlen, also auch der Arie nicht. Dennoch hat die Arie ihrer vorherrschenden musikalischen Durchführung wegen stets noch einem gewissen Tonschimmer gehuldigt, der sich in einem auffallenden Modeschmucke des Sängers wohlgefällt, ja diesen in der Regel zur Hauptsache macht. Eine Arie, worin es vorzugsweise darauf abgesehen ist, die Kunst des Sängers leuchten zu lassen, daß er die Kraft, Tiefe und Höhe seiner Stimme, die glänzende Leichtigkeit in Coloraturen und allerlei melismatischen Figuren zeige, um die Hörer zur Bewunderung hinzureißen, heißt Bravourarie (Aria di bravura), die in Concerten und auf der Bühne freilich am meisten zu Hause sind. Daß diese Arien der echten, tiefen Schilderung des Gefühls nicht jederzeit entsprechen, meist zufrieden, wenn der allgemeine Zustand, nicht der hier am Orte zu behandelnde besondere, einigermaßen ausgedrückt wird, ergibt sich aus einer Menge von Beispielen. In die Tiefen des Gemüths versteigt sich die eigentliche Arie, von welcher wir hier reden, nur selten. Wo der Sänger den Glanz seiner Kunstfertigkeit ausstrahlen lassen soll oder will, wie es gewöhnlich ist, da wird das innere Leben vom Reize des äußerlichen überwunden worden sein. Wir haben jedoch nicht so viel gegen diese Art Schimmergesang einzuwenden, als manche Andere, die sich anstrengen, immer als tief gründliche Gefühlsmenschen sich zu präsentiren. So wenig es gut ist, einen Bogen stets gespannt zu halten; so sehr man ihm dadurch unnützer Weise seine Stärke und Brauchbarkeit rauben würde, so ist es auch mit des Menschen Gefühl. Immer und immer tiefe Charaktermusik hält Niemand lange aus; man sinkt in Ermattung. Das Gefühl muß auf geschickte, anmuthige Weise aus seinem Ergriffensein nicht erst dann wieder befreit werden, wenn es dem völligen Versinken in den Gegenstand schon anheimgefallen ist. Nichts ist dieser nothwendigen Befreiung aus den Fesseln zuträglicher, als eine Arie, die mit einem Gefühlszustande beginnt, der sich an den vorhergegangenen schließt, aus ihm hervorgeht, der man also deshalb mit Vergnügen folgt —, die uns aber ihrer äußerlichen Tendenz wegen unvermerkt aus der Tiefe wieder in das Freie fördert, in einen Kunstgarten oder in eine zierliche Gesellschaft geputzter Menschen versetzt, wo die Rechte der Unterhaltung, nicht aber die Ergüsse entzückender Einsamkeit gelten. Dazu ist die Bravour vortrefflich; sie ist recht eigentlich dazu da. Wenn freilich mehre solcher Arien aufeinander folgen, ist es ein augenscheinlicher Mißgriff des Dichters und des Componisten.

Wir verstehen also unter Opern-Arie, ja unter Arie überhaupt, nur einen in gewisser angenommener Form sich bewegenden Sologesang, begleitet und gehoben von allerlei Instrumenten. Hat man früher auch wol zuweilen einen mehrstimmigen, liederähnlichen Gesang eine Arie genannt; so hat man dies nach dem höchstschwankenden und verschwimmenden Begriffe der Franzosen gethan, die alles Mögliche, was Töne hat, un air nennen. Das Wort ist zwar allerdings aus Aria entstanden, aber es drückt es nicht aus, und ist in seiner Vieldeutigkeit nichtssagend. Man hat Unrecht, wenn man beide Ausdrücke: Aria und air zusammenstellt und die gänzliche Verschiedenheit nicht einmal berührt.

Von den verschiedenen Formen der Arien zu sprechen, ob und wenn sie ein Ritornell haben sollen, ob und wenn ein Recitativ vorausgehen, ob sie in zwei wesentliche Theile zerfallen, wie der erste und zweite Theil beschaffen sein müsse, ob ein da Capo gut oder nicht gut sei, ob sie rondomäßig sein dürfe, ob einfach oder verziert, reich oder spärlich instrumentirt u. s. w. — dieses Alles würde ein wenig weit führen und am Ende nach vielen Worten weit weniger lehren, als mancher Wortliebhaber glauben mag. So ist es auch mit der Geschichte der Arie. Sie hat sich von jeher, mehr als jedes andere Musikstück, ausgenommen die Concerte, meist an den herrschenden Geschmack der Zeit gehalten und wie alle Modeartikel gewechselt. Da helfen keine Wortbeschreibungen, auch die genauesten nicht. Man vergißt, was man gelesen hat, und ist nicht im Stande, die einzelnen Bestandtheile zu einem ganzen Bilde zu vereinigen. Es ist, als ob es ein Dichter unternähme, uns eine Pflanze zu schildern und macht ausführliche Redensarten vom Staubfaden an bis zur feinsten Wurzelfaser. Zeichnet uns ein geschickter Maler die Pflanze hin, so haben wir sie, anders nicht. Wollten wir also einmal eine Geschichte der Arie versuchen: so würden wir von der Zeit ihrer Entstehung an bis auf unsere Tage von den besten Componisten der verschiedenen Zeiten mit genauer Angabe der Jahre solche Beispiele in ordentlichen Noten abdrucken lassen, die damals allgemein gefielen und herrschende Manier wurden. Auf andere Weise ist kein Heil in solchen Dingen. (*G. W. Fink.*)

OPERN-BUCH. So nennt man den dichterischen Text, dem der Tonsetzer seine Melodien und Harmonien anschmiegt. Der Dichter hat Ort und Stelle zu wählen, wo das Gebäude stehen soll und es von Grund aus mit allen Sparrwerken bis unter das Dach zu führen. Der Musiker baut und schmückt es aus, daß es wohnlich und schön werde. Was der Dichter zu thun habe, wie viel auf seine Symmetrie des Fachwerks, der Situationen ꝛc. ankomme, haben wir unter Oper möglichst kurz darzustellen gesucht. Es ist auch schon erwähnt, wie selten gute Opernbücher sind und wie wenig gerade diejenigen die besten sind, die sich am besten, d. h. zur angenehmen Zufriedenstellung des Lesers, declamiren lassen. Solche Operntexte setzen den Tondichter in zu großen Nachtheil; es bleibt seinem Schöpfervermögen zu wenig überlassen. Ein Opernbuch ist der Bühnenmalerei zu vergleichen. Große, tüchtige Striche sind nothwendig, daß sie in der Ferne wirken, nicht in der Nähe, außer für den Kenner. Gedruckte Opernbücher (und es ist jetzt wieder theilweis Sitte, daß die Dichter selbst ihre Erfindungen oder Nachbildungen drucken lassen) sind außer dem Theater, ohne Anhören der dazu gesetzten Musik, folglich keine befriedigende Lectüre. Sie sind für die Theaterdirectionen zu

ihrem Nebengewinne oder für die Hörer, damit die Sänger die Worte nicht auszusprechen brauchen, oder zum Vortheile des Dichters gedruckt, damit auch er etwas für seine Mühe habe, die in Teutschland unter Allem am schlechtesten bezahlt wird. (*G. W. Fink.*)

OPERN-COMPONIST. Der hohe Genius irgend einer Kunst ist vielseitig; er umfaßt eine Welt, dringt in das Leben der Erscheinungen, und indem er das jedesmal Unterscheidende derselben trifft, führt er es zugleich höher und veredelt das äußerlich Gegebene mit dem Glanze seines Ideals. So Mozart. Dergleichen Allgemeingenie's irgend einer Kunst sind selten: meist führt die individuelle Neigung, vielleicht auch ein gewisses, wenn auch nicht völlig klares Bewußtsein, überwiegender Anlagen für einen namhaften Theil der Kunst zu einem besondern Fache. Glücklich, wer aus keinem andern Grunde sein Besonderes im Fache irgend einer Kunst ergreift! Dem Fache der Oper widmet sich leider Mancher, weil er am schnellsten und ausgebreitetsten, auch nur bei einigem Glücke dadurch zu Ansehn und Vortheil zu kommen hoffen darf, wenn auch nur für eine kleine Zeit.

Zu einem guten Operncomponisten gehört, Musikkenntniß aller Art vorausgesetzt, vor Allem ein glückliches Auffassungsvermögen des menschlichen Lebens in seinen verschiedenartigsten Richtungen. Er muß jenen beweglichen Sinn besitzen, der ohne Anstrengung gern und theilnehmend mit dem Traurigen weint und mit dem Fröhlichen lacht, muß sich schnell aus einer Lage in die andere und zwar, so weit das bei der Leichtbeweglichkeit möglich ist, von ganzer Seele, immerhin doch etwas flüchtig und für kurze, aber auch nicht zu kurze Dauer schikken und die Angelegenheiten Anderer oft wiederholt und neu zu den seinigen machen können, damit er ein Vorbild habe, wie und wann er es braucht. Des Schauspielers Wahlspruch: „So laßt mich scheinen, bis ich werde" muß gewissermaßen auch der seinige sein. Es ist nicht so sehr erfoderlich, daß er sich im Leben selbst, als Mensch, in seiner bürgerlichen Handlungsweise durch fest Charakteristisches auszeichne, als daß er für Vieles reiche Anlagen in sich trage, so daß er nach vielerlei Richtungen hin auf mancherlei Weise etwas Vorzügliches sein könnte, wenn er wollen könnte, wenn er nicht zu spielend, zu flüchtig, zu leicht wäre. Seine Festigkeit erstreckt sich nur auf die vorübereilende Vorstellung, nicht nothwendig auf die stehende, anstrengende Wirklichkeit des Lebens. Es gäbe viel mehr Künstler, wenn alle mit Kunstanlagen begabte nur so viel Beständigkeit und Ausdauer hätten, als zur Vollendung des Spiels gehört. So lange aber das Spiel dauert, so lange muß der Künstler durchaus mit Liebe beständig sein in frischer Nachbildung oder Voraugenstellung irgend eines Bildes, das gewöhnlich der Wirklichkeit und der Dichtung zugleich angehört.

Diese geschmeidige, fügsame, nachbildende und doch auch selbstbildende, im Anschmiegen schöpferische und erhebende Natur muß der Operndichter wie der Componist in viel umfangreicherem Maße besitzen, als der Schauspieler und Sänger, der es nur mit Einem zu thun hat, in welches er sich hineinspielt, während der Tondichter sich in eine kleine Welt auf einmal hineinzufühlen und sie aus dem Gefühle herauszuschaffen und aufzuzeichnen hat. Ein natürliches Treffen der Verhältnisse, ein frisches Eingreifen in die Reihen der vom Dichter gegebenen Personen, ein klingendes Beleben ihrer Art gemäß muß ihm eigen sein. Jeder Charakter muß sich nicht blos in und für sich selbst in allen seinen Schattirungen deutlich und angemessen schön in des Tonsetzers gefühlvoller Vorstellung entwickeln, bis zu der Fülle, daß er sich wie von selbst in äußerlichen Zeichen aussprechen und andern deutlich vor die Sinne stellen kann: er muß auch, und dies ist das Vorzüglichste, im genauen, im schönsten Gleichmaße zu den übrigen stehen; er muß seine Stelle dergestalt erfüllen, daß er, sich selbst genugthuend, den übrigen nichts weniger als nachtheilig, vielmehr bestens förderlich werde. Jedem Einzelnen muß also, wie in einem wohl eingerichteten und klugkräftig beherrschten Staate, sein volles Recht werden bei aller Unterordnung der einzelnen Glieder, deren jedes sein bestimmtes Theil zum Besten des Ganzen beitragen muß, und die Untergeordneten auch hierin nicht wenig, damit des Handgreiflichen nicht zu wenig sei, vielmehr auch in den Nebenpartien eine ergötzliche Wohlhabenheit herrsche.

Der Operncomponist hat das vom Dichter skizzenhaft hingestellte, gewissermaßen gerippähnliche Werk, das, außer dem Mark nur noch mit Adern, Muskeln, Nerven und Haut bekleidet, dem äußern Anscheine nach nur nothdürftig lebenskräftig, innerlich aber kernfest und gesund sein muß, in sich aufzunehmen und zu pflegen, das Ganze bis in das Kleinste zu durchdenken, zu durchfühlen, so daß er durch sein Ordnen und Pflegen, durch sein Bilden und Gestalten jedem die Fülle und Rundung, die ihm gebührende Schönheit der Form gibt, wobei er jedoch immer auf das Fleißigste zu sorgen hat, daß es auch im Innern tiefer, heller und gemüthvoller werde. Er hat die Umrisse des Dichters in volles Licht und anziehende Schatten zu setzen und die ihm zum Ausfüllen überlassenen Lücken, die Übergänge von Einem zum Andern in ausdrucksvollen Tönen zu malen und ihnen den Stempel der Vollendung aufzuprägen. Ist ihm das Alles gelungen, sind ihm die einzelnen Charakterzeichnungen klar, ist ihm die Zusammenfügung des Einzelnen, das Verhältniß des Einen zum Andern deutlich: so wird er noch überdies mit allem Fleiß für einen gewissen Grundton, für eine Grundfarbe zu sorgen haben, die über das Ganze sich ergießt, die es in ein eigenthümliches Licht setzt. Durch diesen frischen Hauch wird das Gebilde erst Eigenthum eines bestimmten, namhaften Meisters, der sich selbständig zeigt, ob er gleich in Anlage und Form einer namhaften Schule und einer erkennbaren Zeit angehörig sich kund gibt.

Dieser Hauptgrundton, ernst, scherzhaft, schalkhaft gemischt in einer nicht anzugebenden Reihe der mannigfachsten Modificationen, muß schon in der Ouverture verlautbaren, die überhaupt nichts anderes, als ein kleines Abbild des folgenden Werkes in so weit sein muß, daß sie gerade für den Ton, für die Grundstimmung

empfänglich macht, in welchem eben gespielt werden soll. Das Potpourriähnliche, das Zusammenflicken einzelner Sätzchen aus den Melodien der Oper selbst ist ein Misgriff, der nur hin und wieder (namentlich durch Neuheit) Entschuldigung verdient, wie bei K. M. von Weber, aber ganz und gar nicht zur Regel erhoben werden darf.

Die Schilderung der Charaktere muß allerdings wahr, echt und treffend sein, darf aber doch nie so tief und vollernst in irgend einem Gegenstande versunken sich zeigen, als es fern von der Bretterwelt zuweilen gewünscht, ja wol gefodert werden darf. Das Schönheitsgesetz herrscht in der Oper, in der sich so viele Künste vereinen, sehr bedeutend vor, noch weit mehr, als überall, wo eine Kunst es nur mit sich selbst, höchstens noch mit einer einzigen andern zu thun hat. Und doch hat jede einzelne Kunst für sich allein schon gewisse Grenzen, die sie nicht überschreiten darf, über welche hinaus das getreue Nachbilden eines Naturmoments nur unüberlegt und widrig erscheinen würde. Laokoon schreit vor Schmerz, aber nicht wie ein wirklich von Schlangen Umwundener, nicht wie die Ausruferin auf Hogarths Kupfertafeln, die als Carricatur schreien und lächerlich werden soll. Der Schmerz muß wahr, aber die äußern Stellungen müssen schön bleiben. In der Musik ist das noch weit mehr nothwendig und in der Opernmusik, die ihr eignes und das Recht so vieler andern Künste zu bewahren hat, ganz besonders. Das Häßliche kann hier nur bis auf einen gewissen Grad erlaubt sein; so auch das Traurige, das Ernste. Man vergesse nicht, daß gespielt wird, und zwar so eingänglich, als möglich —: allerdings wahr, nur stets mit Weglassung des Unschönen, soweit dies die Richtigkeit nur immer zulassen will. Diesen Punkt, diese Linie überall zu finden und festzuhalten, das ist das Schwierige. Eine gewisse Art eines verschönernden Wolkenschimmers muß über dem Ganzen, gleich einem Firmament, ausgespannt sein. Keine Gewitterschwüle darf den schwersten Druck erreichen: aber es wittert; kein Seufzer darf die Seele zu schwer einengen: aber sie seufzt. — Das Ganze sei ein Spiel, aber ein inhaltvolles, das zur Wahrheit führt, das in Lust Lust zu ihr erweckt und die Hörer angenehm für sie entflammt. Das ist das Ziel, was der Operncomponist zu erreichen hat. Mittel dazu hat er genug, ja überflüssig, so daß er am meisten sorge, nicht über die Schranken zu schreiten.

Ihm hilft der Reiz schöner Decorationen, glänzende Aufzüge, Sonne und Sterne, Land und Meer, lockende Tänze, schöne Gestalten der Sänger und Sängerinnen, selbst die Kraft des Dichters steht ihm bei und macht ihm den Pfad eben und schön. Dazu dient ihm das ganze Heer der Instrumente mit allen ihren herrlichsten Eigenthümlichkeiten. Dies Alles lerne er für seine Zwecke bestens benutzen. Er strebe nie die andern Künste zu verdunkeln; er stellt sonst in Schatten und Nachtheil, was er zu seinem Vortheile verwenden sollte. In Allem, was nicht in das Reich der Töne gehört, hat er nichts weiter zu thun, als gelten zu lassen; je weniger er herrschsüchtig stolzt, desto besser wird er siegen, desto schönere Triumphe wird er feiern. Rechte Töne haben für die meisten Hörer den Vorzug geistreicher und blühender Fremden; man legt gern mehr in ihre Reden, als darin liegt, schon des ungewohnten Accents wegen, und weil man sie meist nicht völlig versteht. Nichts ist phantastischer, als die Stimmen der Instrumente. Genien und Nymphen aller Art, Olymp und Walhalla zaubern sich aus ihnen hervor. Er lasse sie lispeln, er lasse sie toben, je nachdem es wohlgethan ist, d. h. mit Tact und Angemessenheitssinn. Nur lasse er nicht stets lispeln, nicht stets blasen und pauken; das Eine ermattet, das Andere betäubt. Dem klugen Wechsel gebe er sein anerkanntes Recht; er stehe über seiner Schöpfung mit Kraft und Milde, wie eine höhere, freundliche Gewalt. Das geheimnißvolle Reich der Harmonien habe er durchwandelt, wie Odysseus den Tartarus und Mohammed die sieben Himmel; er kenne ihre Geistersprache und liebe sie: aber er beschwöre sie nicht mehr und zahlreicher herauf, als der Zweck eines wahrheitsvollen Spieles es ihm gestattet. Es dürfte ihm sonst ergehen, wie dem Zauberlehrling, und die Besen werden Wasser auf Wasser gießen bis zur Sündfluth. Vor allen Dingen wolle er nicht gelehrt thun; er beabsichtige nichts Künstliches, es paßt sich nicht zum Spiel. Nirgend wird die Unkraft unkräftiger, als wo sie sich über ihr Vermögen kräftig zeigen will. Er handhabe und beherrsche die Kunst, soweit er eben kann, mit eignem Wohlgefallen. Nie male er mit seiner Orchesterbegleitung in das Kleine; er gibt kein Miniaturbild, kein Bildchen für ein kleines holländisches Zimmer: er arbeite mit großen sichern Strichen, lasse lieber Manches scheinbar leer, als daß er es überfülle, damit es in Räumen zu wirken vermag und nicht in eine unklare Masse verschwimme.

Ganz besonders lege er die vorherrschende Kraft und Schönheit in Melodie und Harmonie der Sänger; er benutze die Herrlichkeiten der menschlichen Stimme. Aber auch ihnen gebe er leicht Eingängliches, rhythmisch Wirksames mit der jedem Charakter angemessenen Beimischung von Glänzendem, denn er spielt, wenn auch zu edlem Zwecke. Vermag er es noch, die Reizformen des vor Allem wirkenden Gesanges mit den Gesammtschönheiten der bewegt wechselnden Instrumente in ebenso verständige als feinfühlende Übereinstimmung zu bringen und alle Nebenwerke so fleißig und geistreich auszustatten (jedoch nie bis in das Kleinliche), daß sich bei jedem erneuten Anhören wieder neue, früher überhörte Schönheiten entfalten, die stets in einem solchen Verhältnisse zum Ganzen stehen, daß sie die herrschende Grundtonfarbe nur noch mehr heben und glänzender machen, sie aber nirgend verdunkeln oder in zu starken Schatten stellen: so ist er ein Operncomponist, der unter die Meister gehört. (*G. W. Fink.*)

Operndichter, s. Opernbuch.
Operngucker, s. Fernglas.
Opernhaus, s. Schauspielhaus und Theater.

OPERN-SÄNGER. Das, was allen Sängern gemein ist, oder doch sein sollte, nämlich Bildung der Stimme für richtiges Treffen der Töne, reine Intonation, Tactmäßigkeit, deutliche Aussprache u. s. w. werde

nur genannt. Man findet davon das Nothwendige in jeder nicht allzuschlechten Singschule. Auch auf dem Theater braucht man Sänger, die nur das Gewöhnliche nöthig haben. Von dieser Art sind die Choristen, denen überall ein geschickter und fleißiger Chordirector zu wünschen ist, denn auf gute Leitung und Einübung der Chöre, die so wesentliche Stücke einer Oper sind, kommt nichts Geringes an.

Die Charaktersänger in den Opern sollen dagegen sämmtlich, es versteht sich, Einer mehr, der Andere weniger, von der untersten Rolle bis zur höchsten, mit einer so starken Stimme begabt sein, daß sie den Raum des Schauspielhauses ohne übermäßige Anstrengung erfüllen. Hört man ihnen die Noth an, oder hört man sie bei aller Gewalt, die sie sich anthun, nur matt, so hört das Vergnügen auf. Eine lästige Folge der Schwäche der Stimme ist oft das widrige Aufziehen der Töne, das so unleidlich ist, als das Niederziehen. Tonreinheit ist für alle Sänger das erste Erfoderniß. Je reiner die Intonation, desto besser dringt auch der Sänger durch. Jetzt möchte man von allen Operisten eine wahrhaft riesenmäßige Stimmstärke fodern, wenn sie nicht Gefahr laufen sollen, von der gewaltigen Instrumentation niedergeschmettert zu werden. Dies ist aber ein Unfug, der uns die besten Stimmen vor der Zeit zu Grunde richtet. Fülle, Höhe und Tiefe lassen sich zwar vermehren, aber nicht erzwingen. Sie sind wünschenswerth, aber nicht überall so unbedingt nothwendig, als Geschmeidigkeit und leichte Beweglichkeit der Stimmwerkzeuge. Der Ton muß sich auch in geringen Rollen dem Charakteristischen des Vorzustellenden anpassen, soll der Bühnengesang wirksam sein. In den vorzüglichen Rollen muß sich die Geläufigkeit bis zur Bravour emporgearbeitet haben, die zu ersten Sängern jetzt unbedingt gehört und lange schon gehört hat. Der Sänger muß die schnellsten Coloraturen mit Leichtigkeit hervorbringen, er muß glänzen können, wenn er gefallen soll. Das beliebte Mezza voce singen muß mit voller Stärke wechseln; in den Rouladen muß reinliche Nettigkeit und am Schlusse derselben ein gewisses à plomb gewonnen sein, wie beim Solotänzer. Je mehr der Sänger alle diese Bravouren und alle Schattirungen der Töne in seiner Gewalt hat, desto besser. Nur muß er nicht zu viel Läufer und Schnörkel anbringen, was in der Regel auch nur solche Sänger thun, die schon fertig sind, die, wie alternde Schönheiten, den eingetretenen Mangel mit künstlichem Putz verdecken wollen. Kräftig ausgehaltene Töne und unverzierte, gesunde Rhythmen wirken eindringlicher als alle Künsteleien zusammen, die nur sparsam und am rechten Orte das Ihre erwünscht thun. Für deutliche und schöne Aussprache der Worte sollte weit mehr gesorgt werden. Es liegt eine nicht zu entschuldigende Faulheit darin. Im Vortrage des Recitativs sind die Teutschen in der Regel noch lange nicht so weit, als die Italiener. Auch hier liegt eine träge Gleichgültigkeit zum Grunde. Weit mehr Feuer und Leben, weit mehr frische Declamation muß hinein, wenn es gut sein soll. Dieses, eigentlich nur unartigen Nichtachtens wegen werden in teutschen Opern die meisten Zwischenunterhaltungen gesprochen. Überhaupt muß in der Oper jene anständige Leidenschaft fühlbar sein, welche die Hörer so schnell entzündet. Diese kann und darf aber nicht im Gesangsvortrage allein liegen, sondern in der ganzen Haltung des Leibes, im Anstande der Bewegungen, Gesticulationen und des sprechenden Minenspiels. Der Sänger muß mit einem Worte zugleich Schauspieler sein, was viele Rollen so durchaus fodern, daß sie ohne diese Fertigkeit gar nicht gelingen können. Da nun das Publicum gewöhnlich auch noch eine erfreuliche Jugendlichkeit verlangt, und die Stimmen für das Theater in der Regel nicht lange ausdauern: so ist es nicht zu verwundern, daß Sänger und Sängerinnen in ihren Blüthenjahren sich besser bezahlen lassen, als viele Andere, die sich höher dünken. Die wichtigsten sind: die Damen Pasta, Sonntag, Malibran-Garcia, Schröder-Devrient, Schulz, Catalani, Milder-Hauptmann, Schechner, Heinefetter, Fodor, v. Schätzel, Vio, Unger, Grünbaum, Palazzesi, Schiasetti rc. Die Herren Braham, Rubini, David, Wildt, Bader, Lablache, Haitzinger, Vetter, Fischer, Siebert, Zezi, Vestri, Häser, Spitzeder, Forti, Mantius rc. (*G. W. Fink.*)

OPETIA, *Meigen*, (Insecta.) Eine Gattung der Dipteren, zur Familie Platypezinae gehörig (Meigen system. Beschreibung der bekannten europäischen zweiflügeligen Insekten. VI. S. 357. Taf. 66. F. 17—20.) von Latreille (*Cuvier* regne animal ed. 2. V.) nicht erwähnt, hat folgende Kennzeichen: Die Fühler sind vorgestreckt, so lang als der Kopf, dreigliederig; erstes und zweites Glied becherförmig, das dritte länglich mit einer Endborste, die Beine einfach, Flügel parallel aufliegend. — Nur eine bekannte Art O. nigra, Augen hochroth, Leib schwarz, Hinterleib schlank, walzenförmig, spitzig, Beine schwarz, Flügel geschwärzt, 1½ Linien lang. Im Mai auf Gesträuch, in Westfalen. (D. *Thon.*)

Opetiola *Gärtn.* s. Gymnostachys *R. Br.*

OPETIORHYNCHUS *Temminck* (Aves), Rußdrossel (ὀπή und ὀπήτιον, subula, also nicht Opethiorynchus, wie Boie, auch nicht Opetyorh, wie *Dumont* im Diction. d. Sc. nat. schreibt!). Eine aus Merops und Certhia gesonderte Vogelgattung (*Temminck* Manuel d'Ornithologie ed. 2. I. p. LXXXIII.), welche *Vieillot* Farnarius, *Spix* (*Wagler*) Figulus genannt hat. Sie wird von *Lesson* Traité d'Ornith. p. 306 zur Familie Cinngrideae der Anisodachyli, von *Boie* Isis XIX. 975 zur Familie Certhiadae, von *Cuvier* regne animal ed. 2. zur Gattung Certhia gestellt. Die Kennzeichen sind nach Temminck (Lesson's Angaben weichen etwas ab) und Neuwied's Verbesserungen folgende: Der Schnabel ist länger oder so lang als der Kopf, schmächtig, sehr stark pfriemenförmig zugespitzt, gerade oder wenig gebogen, an der Basis platt-, an der Spitze oft auch in ganzer Länge zusammengedrückt, die Zunge kurz knorpelig, an der Spitze borstenfaserig, die Nasenlöcher zur Seite liegend, etwas von der Basis entfernt, eiförmig, zur Hälfte durch eine nackte Haut geschlossen. Die Füße sind lang, der Tarsus (Ferse) anderthalb oder zweimal so lang als die Mittelzehe, diese

mit den äußern an der Wurzel verwachsen, die Seitenzehen gleich lang, die Flügel kurz, die drei ersten Schwungfedern stufenförmig, die dritte und vierte die längsten, der Schwanz zum Theil kurz und wenig abgestuft, zum Theil länger und stärker abgestuft, die Steuerfedern schwach stufenförmig, weich.

Diese Vögel alle im südlichen Amerika zu Hause, leben meistens paarweise zusammen, halten sich viel um die Wohnungen der Menschen auf, kommen sogar in dieselben und leben gern in dem diese umgebenden Gebüsche. In großen Wäldern trifft man sie nur zufällig, auch fliegen sie wegen ihrer kurzen Flügel nicht weit. Sie haben einen eigenthümlichen unregelmäßigen Gang, der sich bald durch einen gewissen langsamen Anstand, bald durch eine außerordentliche Lebendigkeit auszeichnet. Ihre Stimme ist stark und weit tönend, und ihr eintöniger Gesang hört sich von weitem nicht ganz unangenehm an. Das Merkwürdigste bei diesen Vögeln ist die Art, wie sie ihre Nester bauen.

Ein solches Nest ist gleich unsern Schwalbennestern, an große Aeste, Fensterbögen, Pallisaden u. dgl. angeheftet; es ist halbkugelig und besteht, wie die Schwalbennester, ganz aus angemachter Erde. Es hat ungefähr 6 Zoll im Durchmesser und ist inwendig in 2 Kammern mittels einer halbzirkelförmigen Scheidewand getheilt, welche ein dem äußern zur Seite befindlichen Eingange entsprechendes Loch hat. In der zweiten innern Kammer finden sich die 4 weißlichen rothgesprenkelten Eier. Andere Arten geben ihrem Neste eine bedeutende Ausdehnung, welche oft 18 Zoll übersteigt. Die Grundlage oder gleichsam das Zimmerwerk, auf welchem ein solches Nest ruht, ist von einem solchen Umfange, daß man kaum glauben sollte, daß ein so kleiner Vogel eine so große Masse zusammenbringen könnte. Sie besteht nämlich aus einer Menge Reißholz oder Dornenreißern. Eine dritte Art baut, statt von Erde, aus feinen Kräuterstengeln und hängt ihr Nest an die Spitze biegsamer Aeste, wo es zum Spiel der Winde wird. Dieses sehr umfangreiche Nest ist inwendig ebenfalls mittels Scheidewände getrennt, und verschiedene Oeffnungen führen in das Innere dieses Nestes. In der innersten Kammer befinden sich die Eier, in den nach Außen liegenden halten sich die Jungen so lange auf, bis sie das Nest verlassen können.

Der Prinz von Neuwied (Beiträge zur Naturgeschichte von Brasilien, 3r Bd. 2te Abth. S. 666.) sagt von diesen Vögeln, daß sie mit den Drosseln und selbst mit den Sängern viele Aehnlichkeit haben, daß aber auch manche Verschiedenheit obwaltet, wozu namentlich der Mangel einer Ausrandung oder eines Zahnes am Schnabel gehöre. Nach ihm leben diese Vögel, theils in geschlossenen undurchdringlichen Urwäldern, theils in den mehr offenen und mit Gebüschen abwechselnden Gegenden, nähren sich von Insecten und haben eine sonderbare, sehr laute, aus einigen wenigen Tönen zusammengesetzte Stimme. Er führt 4 Arten auf, welche er in 2 Abtheilungen bringt, A. mit einer Ferse (Tarsus), welche doppelt so lang ist, als die Mittelzehe, mit kurzem, ziemlich gleichem Schwanze, Schnabel etwas kürzer als der Kopf. Hierher gehören O. rufus und ruficaudus. B. mit einer Ferse, die etwa anderthalbmal so lang ist als die Mittelzehe, mit mehr verlängertem, sehr stark abgestuftem Schwanze mit kürzeren Flügeln. Hierher O. turdinus und rectirostris.

1. O. rufus *Linné* (unter Merops, so wie bei Latham.) — Fournier de Buenos Ayres. *Buff.* pl. enl. 739. (schlecht!) — Fournier, *Azara* Voyage III. p. 433. — Turdus figulus, *Illiger*, *Lichtenstein.*)

Nach den Angaben des Prinzen von Neuwied hat dieser Vogel die Größe eines Cinclus aquaticus, und die Länge eines ausgestopften männlichen Exemplars beträgt ungefähr 6 Zoll 6 Linien. Alle Obertheile, Schwanz und Flügel nicht ausgenommen, haben ein lebhaftes Rostroth; über dem Auge entspringt ein gelblichweißer Streifen, der nach hinten ein wenig an Breite zunimmt und an der Seite des Hinterkopfs endet; Backen und Ohrgegend dunkelbraun; vordere Schwungfedern fast gänzlich schwarzbraun, an ihrer Wurzel etwas rostroth, das auf der zweiten Feder schon breiter wird, und so zieht über alle mittlere Federn ein breiter, schön rostrother Streifen hin, der am Schafte und der Vorderfahne einer jeden Feder sich auch noch ein wenig ausdehnt; weiter zurück sind die Schwungfedern schon gänzlich rostroth und haben in der Mitte der Hinterfahne nur einen rostrothen Fleck, die hinteren sind gänzlich rostroth; mittlere Schwanzfedern ungefleckt rostroth, die übrigen an dem Spitzenrande der inneren Fahne mit einem schwärzlichbraunen Fleckchen; alle Untertheile des Vogels haben eine fahl gelbröthlichweißliche Farbe, an der Brust fahl graugelblich überlaufen; Schnabel schwarzbräunlich, an der Unterkieferwurzel weißlich, Beine dunkelfleischbraun. — Das Weibchen ist nur dadurch von dem Männchen zu unterscheiden, daß der Augenstreifen reiner weiß und weniger gelblich, die Brust aber blässer gefärbt ist, der Schwanz und die Obertheile scheinen ebenfalls von einer blässeren, ein wenig mehr verblichenen Farbe. Dieser Vogel lebt in den meisten von dem Prinzen bereisten Gegenden von Brasilien nicht, er hat ihn blos in der Gegend des Flusses Jiquiriça und bei Bahia, am Jaguaripa, so wie bei Nazareth das Farinhas gesehen; er ist also in der Gegend des Reconaos von Bahia nicht selten. Er bemerkte ihn öfters auf benachbarten Bäumen sitzend, wo er eine sehr laute, sonderbare Stimme hören ließ, jedoch seine Natur hat er nicht selbst kennen gelernt. Dies ist diejenige Art, welche das oben bemerkte backofenförmige Nest baut.

2) O. ruficaudus, *Neuwied* (a. a. O. S. 671). Gestalt und Färbung dem vorhergehenden sehr ähnlich, aber bedeutend größer; Länge des ausgestopften Exemplars 7". Obertheile von einem fahlen röthlichen Braun, auf dem Scheitel mehr bräunlich überlaufen, über dem Auge zeigt sich kein weißlicher Strich, indessen scheint diese Stelle etwas mehr hell und rein röthlich gefärbt; Kehle weißlich; Brust fahl, blaß, röthlichbraun, welche Farbe nach dem Unterleibe hin, immer heller wird und an den unteren Schwanzdeckfedern gänzlich weiß erscheint; Schwungfedern dunkel graubraun, auf ihrer hinteren

Fahne ein großer hellrostgelber Fleck, die Vorderfahne röthlich, so wie die ganzen hintern Schwungfedern; Schwanz ungefleckt rostroth, seine mittleren Federn von der Farbe des Rückens, also blässer; Schnabel am Oberkiefer und der Spitze dunkelbraun, Wurzel des untern heller, Beine scheinen gefärbt wie an Nro. 1.

Dies Exemplar des Prinzen, nach welchem er vorstehende Beschreibung gibt, stammt aus Minas Geraes und ist dessen Geschlecht nicht angegeben. Es ist ungewiß, ob dieser oder der vorhergehende Vogel *Azaras* Hornero ist, indem der erste mehr die Farben, der zweite mehr die Größe desselben hat. Vielleicht ist Nro. 2 das Junge.

3) O. turdinus, *Neuwied* (a. a. O. S. 673. — Campylorynchus, *Spix* Av. T. I. p. 77. Tab. 79. Fig. I.*) Turdus scolopaceus? Lichtenstein's Verzeichniß der Doubl., S. 39.) Länge 7" 11"'. Männchen: Iris lebhaft rothbraun; Schnabel am Oberkiefer graubraun, am unteren weißlich fleischbraun; Beine bleifarben; alle Obertheile sind hellgraubraun, am Kopfe und Oberhalse mit blässeren Rändern, ebenso die Schultern, allein hier sind die Rändchen sparsamer; ein Streifen vom Schnabel über dem Auge hin nach dem Hinterkopfe, Kehle, Unterhals und Brust weißlich, die Kehle ungefleckt, die übrigen Untertheile aber mit einzelnen, etwas spitzwinkeligen, graubraunen Drosselflecken; Seiten des Kopfs und Backen graubräunlich, mit blässern, weißgraulichen Rändchen; Bauch, After, Schenkel und Steiß blaßgrauröthlich überlaufen, schwärzlich graubraun quergefleckt, Seiten des Leibes stark schwärzlich graubraun quergewellt, ebenso die innern Flügeldeckfedern; große Flügeldeckfedern mit blaßröthlichem Seitenrande und zwei breitern Fleckchen daran; Schwungfedern ebenso am vordern Rande etwas zackig, blaßröthlich gezeichnet und eingefaßt; Unterrücken (uropygium) dunkel graubraun mit helleren Federrändchen; mittlere Schwanzfedern an den Seiten dunkelgraubraun gefleckt und an ihrem äußern Rande blaßröthlich gezackt, die äußern Federn ungefleckt graubraun. Das Weibchen unterscheidet sich dadurch von dem Männchen, daß seine großen Flügeldeckfedern, sowie die hintern Schwungfedern die oben beschriebene, zackiggefleckte gelbröthliche Einfassung haben, die dem andern Geschlechte beinahe fehlt und nur schwach angedeutet ist. Die Größe beider Geschlechter scheint ziemlich dieselbe. Dieser Vogel ist nur Bewohner der großen Urwälder, und der Prinz fand ihn auch da, wo dieselben die Ufer der sie durchschneidenden Flüsse bedecken. Spix fand ihn schon südlich in den Wäldern bei Rio de Janeiro. Er durchzieht hüpfend die Gebüsche und hohen Baumkronen der Waldbäume, und läßt dabei seinen sehr lauten aus drei gleichartig hintereinander ausgestoßenen Tönen zusammengesetzten Ruf hören, welcher wie: Kiock! Kiock! Kiock! klingt. Er fand diese Vogelart zuerst am Rio Doce, als er am Abende, nach einer mühevollen Schifffahrt den Fluß aufwärts, an einer unbewohnten mit Urwald bewachsenen Insel landete. Seine Jäger hieben eben das Gesträuch nieder, um die Feuer anzuzünden, als der Vogel über ihren Köpfen rief; allein er konnte ihn damals aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht erhalten. Später hörte er ihn ebenfalls häufig in den großen Waldungen am Flusse Belmonte, erhielt ihn aber erst im nachfolgenden Jahre, als er sich in einer Rosse am Flüßchen Catolé an der alten verwilderten Straße des Capitão Filisberto aufhielt. Dort hörte er diese Vögel täglich in dem hohen ihn umgebenden Urwalde rufen; es gelang ihm, mehre von ihnen zu erlegen, und er fand auch ihr eben vollendetes, aber leider noch leeres Nest, dessen Erbauer seine Jäger eben getödtet hatten. Dieses Nest stand in einer alten, verwilderten, jetzt mit hohen Gebüschen bewachsenen Pflanzung, auf einem isolirten, etwa 40 bis 50 Fuß hohen Baume. Es bildet in den schwanken Zweigen einen großen Ballen von dürrem Grase und Bast, vermischt mit Bündeln von Baumwolle aus der alten Pflanzung, und ist oben verschlossen. Der Eingang in dasselbe war eine kleine Öffnung an der Seite. In der Brütezeit fliegen diese Vögel paarweise umher, sie lieben, wie es scheint, die Flußufer, und gehen ihrer Nahrung, den Insecten, nach, die sie an den Bäumen suchen. Beide Vögel locken sich alsdann mit einem beinahe krächzenden, kurzen, etwas schmatzenden Locktone, und wenn sie den lauten Ruf hören lassen, so sitzen sie auf einem Aste, und bewegen den etwas langen Schwanz auf- und abwärts. Man hört diese Stimme während des ganzen Tages, besonders Morgens und Abends, und sie unterhält den in jenen herrlichen Wildnissen noch unerfahrnen Jäger. In Lebensart und Gestalt hat dieser Vogel viel Ähnlichkeit mit den Arten des Geschlechts Anabates, zu welchen er vielleicht zu stellen wäre, wenn sein Schnabel einen Zahn hätte.

4) O. rectirostris, *Neuwied* (a. a. O. S. 679.) Weibchen: Länge 8" 8"'. Iris hochgelb; Oberkiefer horngraubraun, Unterkiefer röthlichweiß, blos dessen Spitze graubraun; nackte Augenlieder blaßgelblich; Beine hellgraubräunlich; Oberkopf, Ober- und Seitenhals, Flügel und Schwanz rostroth, Kopf und Hals heller, Flügel und Schwanz dunkler, mit einer Beimischung von Braun; Flügel zum Theil ein wenig olivenfarben überlaufen; Rücken gelbröthlich-olivenbraun, die oberen Schwanzdeckfedern rothbraun. Scapular- und kleine obere Flügeldeckfedern gefärbt wie der Rücken; Seiten des Kopfes wie der Scheitel, nur blässer; alle Untertheile hell sanft röthlich olivengelb, an der Kehle blaß und mehr reingelblich, an den Seiten der Brust und des Leibes olivenbraun stark überlaufen; Steiß rostroth; innere Flügeldeckfedern hellgelblich, rostroth. Schwungfedern schwärzlich-graubraun mit schwarzen Schäften, rostrother Vorderfahne und dergleichen Saume an der innern Fahne. Dieser niedliche Vogel ist dem Prinzen in den Campos geraës des inneren Brasiliens vorgekommen, wo er in

*) Cuvier sowol als Lesson (Manuel d'Ornithologie p. 399.) rechnen diese Abbildung zu Troglodytes longirostris *Cuv.* oder Thriothorus longirostris *Vieillot* (Gall. pl. 168.), wol mit Unrecht. Die Beschreibung des letztern stimmt nicht mit der von Spix. Auch Boie (Isis a. a. O.) setzt Thriothorus zur Familie Peridae.

den Gesträuchen umherkriecht, sich auf den Zweigen bewegt und mit dem Schwanze schnellt. Sein Gefieder ist zwar einfach gefärbt, aber immer sehr nett gehalten, glatt anliegend, auch ist die Gestalt sehr zierlich. Die Bewohner jener Gegenden nennen ihn João de barro, weil er ein großes Nest von Letten mit mehren Kammern bauen soll.

5) O. albogularis (Figulus albogularis *Spix* Avium spec. nov. I. p. 79. t. 78.). größer als eine Feldlerche, 7 Zoll lang, oben zimmetfarben, das Männchen unten rostroth, das Weibchen weißlich ockerfarben, der Kopf bräunlich ohne Haube, über den Augen mit einem verloschenen ockerfarbigen Streif, die Ohrfedern blaß zimmetfarben, die Kehle reinweiß, die Schwungfedern der ersten Ordnung braun, der äußere Rand derselben zimmetfarben, so wie die der zweiten Ordnung, deren innerer Rand gelbbraun, Flügel und Achsel unten gelbbraun, die Schenkel zimmetfarben, der Schwanz gleichlang, rostroth, der Schnabel roströthlich und die Füße schwarz. Findet sich in der Provinz Minas geraës, und baut ein Nest von Lehm in Gestalt eines Backofens 7 Fuß hoch, welches vorne offen, innen aber durch eine Wand getheilt ist, auf nicht allzu hohe Äste.

6) O. striolatus (Kampylorhynchus striol. *Spix* l. c. t. 79. f. 2.). Insofern das vom Prinzen von Neuwied angeführte Citat in diese Gattung gehört, wird auch wol diese Art zu derselben zu ziehen sein, weshalb wir sie hier folgen lassen. Dieser Vogel ist etwas kleiner als Nro. 3, oben rostroth; der Kopf röthlichgrau, über den Augen mit einem weißen und hinter denselben mit einem braunen Strich, die Schulterdeckfedern sind rostroth, ungefleckt, die übrigen, sowie die äußere Fahne der Schwungfedern rostroth mit schwarzen Binden, die innere ist schwärzlich, gelbbraun gerandet, mit schwärzlicher Spitze, unten sind die Flügel gelbbraun, die Kehle ist weiß, die Brust blaß rostfarben, der vordere Unterleib roströthlich weiß, der hintere, die Weichen, der Schenkel und der Steiß kastanienbraun, der Schwanz rostkastanienbraun mit zwölf schwarzen Binden, der Schnabel ziemlich stark, an der Wurzel dreieckig, oben graulich, unten weißlich, die Füße weißlich (in der Abbildung schwarzbraun). In Brasilien einheimisch.

7) O. fuliginosus, *Lesson* (Zoologie de la Coquille. I. 670. — Certhia antarctica, *Garnot* Ann. d. sc. nat. 1826.) Dieser Vogel ist 5½ Zoll lang, der Schwanz ist fast gerade abgestutzt und besteht aus 12 Steuerfedern. Das ganze Gefieder ist hellrostbraun, nur an der Kehle zeigen sich verloschene hellere und dunklere Striche, die untere Seite des Schwanzes ist hellgraubraun, über die Mitte der größern Schwungfedern zieht sich eine deutlichere gelbbraune Binde, die Spitze dieser Federn ist dunkler als das übrige Gefieder, ihr äußerer Rand etwas heller. Diese Art lebt auf den Maluinen an den Küsten, und ist so wenig furchtsam, daß man den Vogel fast mit der Hand fassen kann. Pernetty erzählt in seiner Reise, daß er in einer halben Stunde 10 Stück mit einem kleinen Stöckchen todtschlug, ohne sich fast von der Stelle zu bewegen. Er sucht an jenen Orten in den Tangen, welche das Meer auswirft, allerlei Gewürm und Crustaceen, hat einen kurzen Flug und entfernt sich, wenn man ihn beunruhigt, kaum 2 oder 3 Schritt.

8) O. Chilensis, *Lesson* (Zool. de la Coq. t. 1. p. 671. — Atlas de Dict. de sc. nat.) Etwas über 8 Zoll lang, der Schwanz gerade abgeschnitten, zehnfederig (?) Schnabel und Füße röthlichbraun, die Krallen gelb, das ganze Gefieder eine Mischung von Rostbraun mit sehr hellen gelbbraunen und braunen Flecken, der Kopf mit einer braunen Kappe, der Mantel einfarbig rostroth, so wie der Rücken und der Steiß, die Kehle gelbbraun und weißgesprenkelt, der Bauch, die Seiten und die untern Deckfedern des Schwanzes gelblich rostbraun, über jedem Auge ein heller gelblicher Streif, die Flügel braun, mit großen lichtgelben Flecken, über die Mitte der großen Schwungfedern ein eben solcher Streif, die letztern gegen das Ende bräunlich, in der Mitte rosenröthlich, die Achseldeckfedern rostgelb, die äußersten Schwungfedern mit einem hellgelben Endfleck. Vaterland Chili, in den Umgebungen des Hafens St. Vincent.

9) O. Annumbi (*Azara* Voyage l. c.) Nur wenige Linien größer als Nro. 1, der Schwanz stufenförmig zehnfederig, die Stirne roth (rostroth?), welches nach dem Kopfe zu blässer wird, und im Nacken hellbraun erscheint. Der Hals, die Steißfedern, einige Schwung- und die kleinen Flügeldeckfedern, sowie die beiden mittlern Schwanzfedern hellbraun, die Rückenfedern mit schwärzlichen Flecken, die großen Deckfedern der Flügel und mehre Schwungfedern roth überlaufen, die Seitenfedern des Schwanzes schwärzlich mit braunem Rande und weißen Endflecken, die Seiten des Kopfs fast weiß, hinter jedem Auge ein brauner Streif, die weiße Kehle schwarz und weißbunt eingefaßt, die übrigen untern Theile weißlich und braunbunt, die Flügel unten silberweiß mit röthlichem Anstrich, die Iris roströthlich, der Schnabel röthlichbraun. Die Füße olivenfarben. In Paraguay nicht selten, der Flug kurz und niedrig, die Nahrung meist aus Insecten bestehend. Dieser Vogel findet sich in offenen Ebenen, nistet meist auf Opuntien oder blattlosen Bäumen, und es finden sich oft 2 bis 6 Nester aneinander, von 2 Fuß Höhe und anderthalb Fuß Breite, wie wir oben bemerkten, aus stacheligen Ästen gebaut; die vier weißen an einem Ende spitzigern Eier haben 8 und 11 Linien im Durchmesser.

10) O. ruber. (*Azara* l. c. — Furnarius superciliaris? *Lesson* Traité d'orn.). Acht Zoll lang, Schwanz stufenförmig zwölffederig. Die Federn des Kopfs und des Oberhalses starr, weil die Schäfte über die Fahnen hinausreichen, der Hals erscheint dick, wegen dieser zahlreichen wenig anliegenden Federmasse*). Der Kopf oben und der Schwanz, so wie die Flügel schön karminroth, die Spitze der Schwungfedern schwarz, die Seiten des Kopfs und des Halses, der Oberhals und

*) Hiernach sowol als nach der Färbung scheint dieser Vogel nicht hierher zu gehören.

Oberkörper und die Afterfedern rothbraun, die untern Theile weißlich, der in seiner ganzen Länge etwas gebogene Schnabel oben schwärzlich, unten weißlich, Iris schön gelb, Tarsen silberblau. In Paraguay einheimisch.

11) O. St. Hilarii (Galerie d. Mus. de Paris. *Lesson* Traité.), oben braun, die Federn des Vorder- und Unterkörpers schuppenartig, braun eingefaßt, Seiten schwärzlich, Schwanz rundlich, mittellang, braun, Tarsen schwärzlich. In Brasilien einheimisch.

Diese Gattung bedarf wol noch mancher Berichtigung, die Arten dürften zum Theil Alters- und Geschlechtsverschiedenheiten sein. (D. *Thon.*)

OPFER. Der Begriff des Opfers ist für den Cultus einer der wichtigsten; wir haben hier den allgemeinen Standpunkt für seine Auffassung einzunehmen; die besondere Gestaltung desselben wird ihre Erledigung in besondern Artikeln finden. — Wir müssen hier den Begriff der Religion zur Voraussetzung machen, daß sie in der Einigung des Menschen mit Gott besteht. Religion ist nur, wo und insofern Gott und Mensch ist. Ihre äußere Wirklichkeit hat die Religion im Cultus oder er ist nichts anderes, als ihr nach Außen gewendetes, ihr erscheinendes Innere. In dem Cultus vollbringt sich also auf ganz bestimmte Weise das Wesen der Religion. Die Stelle nun, welche das Opfer darin hat, begründet sich auf das Verhältniß des Endlichen und Unendlichen. Das Unendliche nämlich ist hier die Religion selbst, die Einigung des Göttlichen und Menschlichen. Indem aber auf der Seite des Menschlichen auch das Endliche steht, so tritt in der Religion die Forderung mit Nothwendigkeit ein, daß dasselbe sich gegen das Dasein jener Einheit nicht negativ verhalte. Der Mensch muß daher beweisen, daß das Endliche als solches, ohne mit dem Unendlichen Eines zu sein, keine Macht für ihn ist, daß es ihm in seiner göttlichen Freiheit keine Schranke zu werden vermag. Diesen Beweis kann er jedoch in der Religion nur durch die That führen; sie ist nicht blos für ihn und seine Meinung, sondern auch für Andere das Zeugniß, daß es ihm mit dem Streben, von dem Endlichen und von der Anhänglichkeit an dasselbe frei zu sein, Ernst ist. Und dieser Trieb, die unendliche Freiheit der Religion durch die freie Vernichtung des Endlichen zu realisiren, ist der Grund des Opfers überhaupt; ja, wir haben hiermit bereits seinen allgemeinen Begriff ausgesprochen, denn das Endliche ist es, was in mannigfacher Gestaltung den Menschen von der Einheit mit Gott, welche ihm die Religion nothwendig macht, verlockt und ihn in Abhängigkeit von der Natur, von der Welt und von sich selbst erhält.

Der Zweck des Opfers ist somit, die Freiheit des religiösen Lebens durch die Befreiung von dem Endlichen mit der That zu beweisen.

Wir haben nun zuerst die verschiedenen innern Motive anzugeben, welche bei dem Opfer eintreten; sodann die verschiedenen Subjecte, die das Opfer vollbringen; drittens die Objecte, die im Opfern verbraucht werden und endlich eine Bemerkung über den Zusammenhang des Opfers mit der Formirung des übrigen Cultus.

Unter den inneren Motiven des Opfers verstehen wir die besondern Modificationen des religiösen Bewußtseins, welche zu seiner Vollbringung antreiben. Sie sind erstlich die Begierde, irgend eine Bestimmung des Endlichen durch Gott erlangen zu wollen. Diese Begierde kann positiv sein, eine reiche Ernte, eine ergiebige Jagd, eine zahlreiche Nachkommenschaft u. s. w. zu haben; oder negativ als Furcht vor Etwas erscheinen, das durch die Gewalt des Gottes in seiner verderblichen Wirksamkeit gebrochen, gehemmt, vernichtet werden soll, wie die Besänftigung eines Sturmes, eines Gewitters, die Abwehr einer Seuche u. dgl. m. Der Mensch bringt in solchen Fällen Opfer, um die Gottheit zu bestechen; er ist noch naiv genug sich vorzustellen, daß sie eine Freude an den einzelnen ihr dargebrachten Dingen, daß sie, wie er selbst, eine Begierde darnach habe. — Das zweite Motiv des Opferns ist das Umgekehrte des durch die Begierde veranlaßten Opfers. In diesem gibt der Mensch einen Theil des Endlichen Preis, um desto mehr Endliches dafür wieder zu bekommen. Das entgegengesetzte Motiv ist das des Dankes. Er hat empfangen, was er begehrte und indem er weiß, daß er das Erlangte nicht sich, sondern der Gottheit zu verdanken habe, so drückt er dies dadurch aus, daß er selbst von dem Endlichen, worin es nun bestehe, nicht eher genießt, als bis er der Gottheit einen Theil von der durch sie ihm gewordenen Fülle zurückgibt. Er erkennt dadurch an, daß es nicht allein sein Verdienst, sondern vielmehr das Werk der göttlichen Macht sei, wodurch er sich des Genusses erfreuet. Daß die Berechnung der Begierde sich auch hier noch wiedereinschleicht, daß der Mensch die Gottheit durch seinen Dank in ihrem Wohlwollen sich zu erhalten und zu ferneren Gunstbezeugungen geneigt zu machen denkt, ist natürlich. Was er aber durch das Dankopfer vorzüglich erwirbt, das ist die Berechtigung zur Verzehrung des Endlichen. Denn er hat ja durch den Dank die Macht des Gottes über sich anerkannt und durch das Opfer das, was im Grunde Eigenthum des spendenden Gottes ist, zu dem Seinigen gemacht, worüber er nun schalten und walten darf, ohne von Seiten des Gottes einen Eingriff besorgen zu dürfen. Wenn also das Opfer der Begierde von der Abhängigkeit von dem Endlichen befreit, insofern der Mensch sich die göttliche Gewalt durch seine Opfer verbindlich zu machen sucht, so befreiet das Opfer des Dankes den Menschen von der Abhängigkeit von dem Gott, in welche ihn der Genuß des Weines, des Fleisches ꝛc. unmittelbar versetzt. — Das dritte Motiv zum Opfer ist die Buße. Hier entdeckt sich erst der wahre Charakter des Opfers, denn hier tritt die Foderung der Freiheit unabhängig von dem Endlichen auf. Der Mensch hat sich der Begierde ergeben, ohne sie auf das Göttliche bezogen und durch solche Beziehung geweihet und gereinigt zu haben. Er hat die Feinde besiegt, ohne den Gott um den Sieg gebeten zu haben; er hat es sich im Essen und Trinken wohl schmecken lassen, ohne dem Gott für

die erfreuende Gabe gedankt zu haben. Und er ist nicht hierbei stehen geblieben. Er hat auch die Gesetze des höhern Daseins misachtet; er hat tückisch gemordet, er hat gestohlen, Unzucht getrieben &c. Solche Vergessenheit des Gottes bleibt aber bei dem Menschen kein dauernder Zustand, denn das Wissen von Gott gehört zu seiner Natur. Aus der Verblendung des Trotzes auf seine Kraft, aus dem Rausche der sinnlichen Schwelgerei, aus dem Taumel des Verbrechens kommt er wieder zu sich und seinem wahren Wesen zurück. Sich selbst in seiner That als verworfen erkennend, wird er sein eigner Feind und sucht sich selbst empfindlich zu verletzen, um dem Gotte zu zeigen, daß jene Vergessenheit des Göttlichen ihn nicht mehr beherrsche und daß er die Bändigung des Endlichen nicht ganz aus seiner Hand gegeben habe. Aus dieser Stimmung, den zürnenden Gott zu versöhnen und sich selbst wieder in die verlassene Wesenheit des Lebens zurückzustellen, entspringt das Opfer der Buße, worin der Mensch die Glieder, mit denen er gesündigt hat, verstümmelt; worin er sich dem heitern Lebensgenusse entzieht, seines Vermögens sich entäußert, die Schmach des Elendes als frei gewählte Strafe auf sich nimmt &c. Wüßte der Mensch nicht, daß ein solches Thun (versteht sich, wo es nicht Heuchelei, sondern aufrichtig ist) ihn wirklich über die Sucht nach dem Endlichen erhebt, so würde er es nicht unternehmen; aber der Gott täuscht das Beginnen des Menschen nicht und das Bußopfer erzeugt wahrhaftig die Versöhnung mit ihm.

Was nun das Subject angeht, von welchem das Opfer vollbracht wird und in welchem jene verschiedenen Motive als Situationen gesetzt sind, so ist dasselbe im Allgemeinen der Mensch. Denn die Betrachtung, daß auch Gott dem Menschen sich opfere, ist hier noch unzeitig. Der Mensch hat aber Religion nur innerhalb einer Gemeine; absolut vereinzelt, wie das Mädchen im Ardennenwald oder wie Kaspar Hauser, kommt er nicht dazu. Es ist also der Einzelne in einer solchen Gemeinschaft, der das Opfer für sich vollbringt; so ist dies das Privatopfer. Oder es ist die Familie, die in ihren Angelegenheiten bei Knüpfung einer Ehe, bei der Geburt eines Kindes, bei dem Tode eines Verwandten, bei Ausführung eines wichtigen Vorhabens, sich opfernd an den Gott wendet; so ist dies das Familienopfer. Oder endlich es ist die natürliche Einheit der Familien, der Stamm, der für seine Wohlfahrt in mannigfacher Beziehung, namentlich für Krieg und Frieden Opfer bringt; so ist dies das Stammesopfer, von welchem das Volksopfer (insofern das Volk die natürliche Einheit der verschiedenen Stämme ist) sich wenig unterscheidet. In diesen besondern Kreisen ist es immer, so lange in einer Religion kein abgesonderter Priesterstand sich gebildet hat, der Vornehmste, der das Opfer vollbringt; in der Familie der Älteste, im Stamme der gewählte Häuptling oder geborne König; für den Einzelnen tritt bald der Familienvater, bald der Zauberer — die Vorbildung des Priesters — vermittelnd ein, wo nämlich der Einzelne nicht selbst opfert.

Die Gegenstände, welche geopfert werden, sind theils Dinge außerhalb des Menschen, theils Zustände und Handlungen des Menschen, theils Bestimmungen seines Innern selbst, die er als an sich nichtig erkennt. Die erste Form des Opfers ist die ursprünglichste. Der Mensch verbrennt Früchte und Thiere, mag er sie nun durch Jagd oder durch Wartung und Pflege in seinen Besitz gebracht haben; er tödtet auch andere Menschen, denn weil er selbst Mensch ist und weil der Mensch das eigentliche Subject der Religion ausmacht, so scheint auch der Effect eines Menschenopfers den jedes andern übertreffen zu müssen. Die Religionen verfahren hier nach demselben verständigen Calcul, nach welchem sie bei den Thieropfern das Opfer eines Pferdes höher anschlagen als das eines Schafes; das Opfer eines gefangenen Priesters oder Fürsten gilt für mehr, als die Opfertödtung von Hekatomben ordinairer Menschen, die weiter nichts als Menschen sind. Doch ist zu bemerken, daß bei den Menschenopfern ein doppelter Grund vorhanden zu sein scheint; einmal daß man den Werth des Menschen, zum Mindesten die Alles übertreffende Süßigkeit seines Fleisches anerkannt habe; allein sodann auch, daß in den Naturreligionen der Mensch noch nicht so hoch steht, sondern noch mit dem Thiere confundirt wird. Pflanzen, Thiere, Menschen sind organische Wesen, deren Ergreifen dem Opfernden zunächst liegt; aber wenn eine Religion sich weiter entwickelt, so werden auch künstliche Dinge geopfert: Gefäße, Kleidungen, Schmuck; auch Äcker, Gebäude, sogar Geld. Diese Formen der Entäußerung vom Endlichen können aber nur eintreten, wo Tempel und eine mit dem Tempeldienste beauftragte Priesterschaft besteht.

In allen Opfern dieser Art findet der Mensch das Object, was er opfert, außer sich vor; er hat es nur zu nehmen und sich mit seinem Willen daraus zurückzuziehen, um es dem Gotte zu überantworten, sei es nun als Brandopfer oder als Schenkung. Die Anstrengung besteht hier also in dem einfachen Act der Entsagung auf ein Eigenthum, das man auch anders, für irdisches Gedeihen nützlicher verwenden könnte, als es den Priestern zu überlassen oder in Rauch zu verwandeln. Die zweite Form des Opfers ist schon schwieriger und greift die eigene Persönlichkeit des Menschen an. Diese Opfer beruhen auf den Trieben des Menschen, auf seiner Leiblichkeit sich zu nähren und sich zu begatten. Dies Thierische, zu essen, zu trinken, zu schlafen, den Coitus auszuüben, überhaupt sich körperlich so viel möglich wohl sein zu lassen, bekämpft die Religion, sobald daraus die Gefahr erwächst, daß die wahre Freiheit des Menschen unter der Befriedigung jener Triebe leide und verkümmert werde. Diese Aufopferungen haben daher sämmtlich etwas Gewaltsames, weil sie ein unmittelbar im Menschen Vorhandenes bekämpfen. In Bezug auf den Nahrungstrieb entsteht das Fasten; in Bezug auf den Geschlechtstrieb entsteht die momentane Entsagung auf Tage, Wochen, Jahre, oder, wie im Cölibat, die perennirende auf die ganze Lebenszeit; endlich in Bezug auf das thierisch Egoistische, was mit der Lust des leibli-

chen Wohlbehagens verknüpft ist, entsteht die Casteiung in den mannigfachsten Gestalten, als Aufopferung des Schlafes, als Wanderung zu heiligen Orten, als Peinigung durch Stachelgürtel, durch Geißeln rc.

Endlich die dritte Form des Opfers ist die, welche nicht blos die Freiheit von den Trieben der Natur, sondern auch die Freiheit von jedem geistigen Egoismus, von Neid, Zorn, Stolz, Tücke rc. bewirkt. Diese Form tritt gar nicht in die Erscheinung als etwas Besonderes über; sie opfert nichts Einzelnes mehr, weder außer dem Menschen, noch von seinen natürlichen Trieben; vielmehr opfert sie den ganzen Menschen und in der Vernichtung des geistig Bösen die Wurzel alles Egoismus. Wir bemerken, daß die eben angedeuteten Formen des Opfers auch in den Hauptformen der Religion auftreten, wobei jedoch nicht übersehen werden darf, daß relativ in jeder Religion jene drei Momente zu finden sind. In den heidnischen Religionen überwiegt das Opfern natürlicher Dinge; in den monotheistischen wird das Opfer des Äußeren auf das Almosengeben reducirt, aber Waschungen, Fasten, Enthaltungen, Wallfahrten treten bedeutender hervor. In der christlichen Religion soll der Mensch sich selbst dem Göttlichen opfern, weshalb hier noch einmal Fasten, Mönchthum, Schenkungen an Arme rc. aber gar nicht, wie noch im Hebräismus, Opfer von Pflanzen und Thieren, (denn der Zehnte der römischen Kirche ist doch nur eine Offrande, kein sacrificium), auch nicht wie im Islam, allgemein nothwendig gemachte äußere Reinigungen rc. auftreten.

Die christliche Religion kann daher in ihrem Cultus das Opfer nicht so erscheinen lassen, wie die heidnische und hebräische. Die römische Kirche hat allein die Idee der christlichen Religion in die Form eines äußerlichen Opfers hinüberdrängen wollen; ihr Meßdienst mit der Entfaltung seiner imponirenden Pracht beruhet ganz darauf; allein der Sinn der christlichen Religion ist es keineswegs, die Opferidee zu veräußerlichen. Denn wie sich Gott in Christo ganz der Menschheit geopfert hat, d. h. wie er sie selbst geworden ist und die Einheit seines Wesens mit ihrem Dasein von der Geburt bis zum Tode dargethan hat, so soll auch der Christ, um in der That Christ zu sein, alles Irdische opfern, um sich ganz mit seinem Wesen zu vereinigen. Gott opfert seine Unendlichkeit als das Jenseits, der Mensch opfert seine Endlichkeit als das Diesseits auf und in der Opferflamme der Weltgeschichte durchdringen sich beide zur unsterblichen, alles Leben verklärenden Gluth. Christus spricht deswegen immer davon, daß er sein Leben, daß er Sich den Menschen opfere; umgekehrt fodert er von dem Menschen, daß, wolle er Theil an seiner Freiheit und Seligkeit haben, so müsse er sein Fleisch essen und sein Blut trinken, d. h. ganz er selbst werden. Dies Verhältniß bezeichnen die neutestamentlichen Schriften als ein Absterben des alten und Auferstehen des neuen Menschen, so daß nur die freie Hingabe an das Göttliche, nur die freie Entsagung des sogenannten Glücks der Welt, nur die Überwindung dieses Schmerzes die Seligkeit eröffne. — Über die besondere Ausbildung der Opferidee im Christenthume müssen wir auf die Artikel Abendmahl, Messe, Sacramente, Satisfactionstheorie und Transsubstantiation verweisen. Die ausführlichste Kritik von der Gestaltung dieser Idee in der katholischen Kirche nach allen Richtungen hin siehe in Ph. Marheinecke's System des Katholicismus in seiner symbolischen Entwicklung. 3ter Bd. 1813. 8. S. 262—439.

Überall zeigt sich das Opfer als derjenige Act, durch welchen das religiöse Bewußtsein seinen Begriff am völligsten realisirt, woher auch jene mystischen Ausdrücke über die Religion stammen, daß sie die Sehnsucht des Menschen sei, sich zu opfern. Es wird von dem Menschen, wenn auch nicht mit Klarheit gedacht, doch empfunden, daß der Tod des endlichen Lebens, dieser Verlust, an sich selbst der Gewinn des wahrhaft unendlichen Lebens sei. Und ebenso wird in jeder Religion gewußt, daß ein Opfer, was der Mensch nicht mit freier Seele, mit ganzem Entschluß darbringt, sondern wobei er immer noch rückwärts schielt, daß ein solches vor Gott keinen Werth habe. Hierin liegt es denn, daß aller Opfercultus am Ende ganz in das Innere, in die Gesinnung niederschlägt. Aber dazu kommt es nur, nachdem der menschliche Geist alle Formen des Opfercultus durchgemacht hat. Unbedenklich müssen wir daher das Opfer für den Mittelpunkt von allem Cultus erklären, denn an seiner Fortbildung haftet alle Ceremonie, alle sacramentalische Liturgik. Das Schlachten und Verbrennen der Opferthiere, die Betrachtung ihrer Eingeweide, um daraus zu prophezeihen, das Besprengen der Statuen mit ihrem Blute; das Verbrennen der Festgarben von den Erstlingen rc., dies Alles macht eine bleibende Opferstätte nothwendig, so wie die Übung in diesem Geschäfte endlich einem bleibenden Stande der Priester anheimfällt. Mit einer solchen Isolirung des Klerus tritt dann auch besondere Tracht der Opfernden, ein gewisser Prunk der Opferinstrumente, der Beile, Messer, Schüsseln rc. und eine genauere Auseinandersetzung der mannigfachen Opfer und der verschiedenen Momente eines jeden, namentlich der zugehörigen Gebete und Gesänge, ein. Bis zu welcher Breite sich nun das Opfer durch den Zusammenhang mit der Zeit entwickelt, indem die Jahreszeiten immer andre Impulse zu Opferfesten herbeiführen, das kann man für den heidnischen Cultus am füglichsten aus den Fasten des Ovidius, für den monotheistischen aber am besten aus den drei letzten Büchern des mosaischen Pentateuchs kennen lernen. Bei dem Christenthume ist, wie gesagt, eine solche äußere Ausdehnung der Opferidee nicht zu finden, weil dasselbe von dem Menschen eine Vertiefung in sich und in den Gott, der in das Verborgene schaut, verlangt. Abraham opferte im Glauben, das Liebste, was er hatte, seinen Sohn; aber sein Sohn war doch nicht er selbst; das Christenthum aber geht aus von dieser Selbstopferung des Einzelnen für das Leben im Geiste und in der Wahrheit. (*Karl Rosenkranz.*)

OPFER, Geschichtliche Übersicht und speciell bei Griechen und Römern. Opfer im Allgemeinen sind Gaben oder Geschenke, welche man den Göttern in reli-

gidßer Absicht darbringt. Es liegt dabei die, allen auf niedriger Stufe stehenden Religionen eigene Vorstellung zu Grunde, sich die Götter nach menschlichen Verhältnissen zu denken, so daß man ihre Gunst durch Opfer erkaufen könne, ähnlich wie der Orientale vor den Regenten und Höheren dieser Erde nicht mit leeren Händen erscheinen darf.

Auf den untersten Graden der Bildung bleibt das Verhältniß noch ganz grobsinnlich, wenn der Opferer wähnt, die Götter bedürften und genössen leiblich seine Gaben. — Höher und reiner ist es gedacht, wenn das Opfer nur der symbolische Ausdruck[1]) der Dankbarkeit, Verehrung und Liebe, oder auch der Reue, Unterwürfigkeit u. s. w. ist. So gräßlich die Menschenopfer sind, so mildert sich doch ein Theil ihrer Scheußlichkeit von dieser Seite, wenn dem Vater auch das Liebste, selbst das eigene Kind, nicht zu lieb ist, um es nicht der Gottheit als Zeichen aufopfernder Hingebung und Frömmigkeit darzubringen. Jene materielle Auslegung, nach der die Götter ihren Hunger und Durst an den Opfern sättigen, leidet hierbei keine Anwendung. Für diese bessere Seite des Opferdienstes sprechen die Libationen, die, auf die Erde vergossen, doch den Göttern nicht zum Genuß werden sollen, oder wenn z. B. ganze Pferde einem Flußgott in den Strom gestürzt werden[2]), besonders aber die Weihgeschenke. — Die Vollendung dieser Opferidee in ihrer höchsten Reinheit ist durch das Christenthum in dem Tode Jesu gegeben, wodurch das ganze Menschengeschlecht versöhnt ist, und worin alle Opfer der Welt aufgegangen sind. Aber das Christenthum konnte in seiner weiteren Gestaltung auch hinsichtlich der Opfer des alten Heidenthums sich nicht ganz entschlagen. In der katholischen Kirche ist die Messe, noch jetzt das unblutige Opfer, weil nach ihrem Lehrbegriffe der Meßpriester durch Weihung des Brots und Weins den Leib und das Blut Christi im Sinne der jüdischen Sühnopfer gleichsam auf das Neue opfert. Auch die Oblationen und Offertoria der Christen, die Vermächtnisse an Wallfahrtsorte, Kirchen und Klöster sind Übergänge aus den alten heidnischen Opfern.

Der Begriff der Opfer kann bald enger, bald weiter gefaßt werden. Gewöhnlich wird die Darbringung genießbarer, nicht flüssiger Gegenstände, darunter verstanden. Eine zweite Art Opfer sind die Rauchopfer; eine dritte die Libationen, wenn man den Göttern Getränke gibt. Eine vierte Art sind die Weihgeschenke und Donationen jeder Art; endlich die Keuschheitsopfer. Nach dem Motiv, welches den Opfernden leitet, können sie eingetheilt werden in Bet-, Dank-, Freuden-, Sühn-, Schuld-Opfer u. s. w. Nach der Art, wie sie verrichtet werden, sind sie Speise-, Brandopfer u. a.

Die Frage: ob blutige oder unblutige Opfer die ältesten seien, hängt mit der Frage nach der ältesten Art von Opfern überhaupt zusammen. Es kann sein, daß es bei den verschiedenen Völkern verschieden war. Wollen wir uns jedoch in dieser Sache nicht auf bloße Muthmaßungen a priori beschränken, so müssen wir uns an die ältesten Urkunden der Völker halten. Mögen auch die schriftlichen Denkmäler mancher Nationen theilweise älter sein, so liegt doch in keinem der Entwicklungsgang der Nation so überschaulich, so wenig getrübt von anderen nicht nationalen Einflüssen, so für eine bestimmte Periode abgeschlossen vor uns, als in den Denkmälern der Griechen, den Gedichten des Homer.

Fragen wir sie um Rath, so sind alle ältesten Opfer nur Speiseopfer. Die gewöhnlichen Nahrungsmittel der Homer'schen Helden sind: Rindvieh, Ziegen, Schafe, Schweine und Brot. Daher sind auch alle Opfer bei Homer auf diese Gegenstände beschränkt. Er weiß daher nichts von Brandopfern[3]), wo das ganze Thier verbrannt wird, sondern alle Opfer werden gegessen[4]). Daher findet keine Auswahl der Thierarten statt, nach den Eigenschaften der Thiere und den Lieblingsneigungen der Götter, — was man gerade ißt, wird ohne Unterschied jedem Gotte geopfert[5]). Auch allen Dank- und Betopfern bleibt immer dieser Charakter von Speiseopfern. Dieser Entwicklungsgang ist der natürlichste. Die Nahrung ist das leiblichste Bedürfniß des Menschen. Für diese zu danken, fühlt er sich gedrungen, und weiht daher von jeder Mahlzeit der Gottheit die Erstlinge. Berücksichtigt man nun das Alter der blutigen oder unblutigen Opfer, so hängt dasselbe davon ab, ob vegetabilische oder thierische Nahrung die älteste war. Sowol nach Vermuthungsgründen als nach den Sagen der Alten war Ersteres der Fall. Dann waren unblutige Opfer älter[6]). Theophrast versichert, die Menschen hätten zuerst Eicheln, Zwiebeln, Kürbisse, die Früchte des Weinstocks, des Feigen- und Ölbaumes und andere Erzeugnisse des Pflanzenreichs geopfert[7]). Indem die Sprache jede Nahrung σῖτος nennt, welches ursprünglich nur Getreide bedeutet, bewahrt sie sehr deutlich das Andenken an die älteren vegetabilischen Speisen. Bei Homer sind Fleischspeisen fast ausschließlich gebräuchlich. Aber bei diesen blutigen Thieropfern wird doch nie die Erinnerung an die alte frühere vegetabilische Nahrung vergessen. Man streute auf den Altar und das Opferthier Gerstenkörner, οὐλαί[8]), als die älteste Fruchtart

---

1) K. O. Müller's Prolegomena zu einer wiss. Myth. S. 258 fg. 2) Iliade XXI, 132.

3) *Saubertus*, de sacrificc. et sacerdott. Vet. p. 428 sq. Aus *Hesiod.* Theog. 535 sq. kann man nicht, wie geschehen ist, die ὁλόκαυστα ableiten, sondern eine gewisse Art von Opfern wird blos auf einen Mythus zurückgeführt. 4) Daß nach Il. XXI, 132. den Flußgöttern ganze Pferde in die Wellen gestürzt werden, gehört weniger zu den eigentlichen Opfern, als darin eine Art von Weihgeschenken liegt. 5) Daß den oberirdischen Göttern Thiere von weißer, den unterirdischen von schwarzer Farbe ausgewählt werden (Il. III, 103 sq. Od. XI. u. a.), macht keine wirkliche Ausnahme. 6) Die Stellen in Creuzer's Symbol. I, 172. Meiners Gesch. der Religion. II. S. 5 fg. Unblutige Opfer in einzelnen Culten haben andere Gründe, z. B. in den Apollinischen Religionen zu Delos und in Lycien, *Creuzer* Symb. II. p. 138 sq. Den Altar der paphischen Venus durfte kein Blut berühren, *Tacit.* Histor. II, 3.; ebenso den des Gottes Terminus in Rom u. a. Bei Wachsmuth hellen. Alterth. II, 2, 23. 7) Bei *Porphyrius* de Abstin. II, 5. 8) *Οὐλαί* sind nach der gewöhnlichen Erklärung der Scholiasten ganze ungeschrotene Gerstenkörner, von ὅλος, ganz, abgeleitet, s. Voß zu Virg. Ecl. VIII,

bei den Griechen [8]). Bei den Römern ist dieses die mola salsa aus Dinkel oder Spelt [10]) mit Salz vermischt. Nach Einigen sind auch die griechischen οὐλοχύται mit Salz untermengt [11]), als einem in den Homer'schen Speisen nie fehlenden Bestandtheil [12]). Nach ältester Art opfert Penelope noch unblutig bei Homer [13]), blos die οὐλαί darbringend.

Einige Völker Asiens sind bei vegetabilischen Opfern geblieben, weil ihre Nahrung vegetabilisch blieb. Aber bei weitem die meisten Nationen gingen sehr bald zu animalischen Speisen über, und boten nun auch solche in großer Mannigfaltigkeit, je nach dem mannigfaltigsten Geschmacke ihren Göttern dar. Denn was ihnen jedesmal selbst am besten dünkte, durften sie jenen nicht versagen. Aber Rohheit, wenig ausgebildetes religiöses Gefühl, starke sinnliche Begierden beschränkten gar sehr die Zahl und die Größe der Gaben der ersten Völker. Am kärgsten zeigen sich die Nomadenstämme, die meistens nur von Milch leben und, wenn sie zu Fleischspeisen kommen, den Göttern nur die ungenießbaren Theile der Opferthiere überlassen: Knochen, Hörner, Häute, Gedärme u. s. w. So die alten Slaven, die mongolischen und tatarischen Horden, die Lappen und die Neger [14]). Sie erringen ihre Nahrung leicht und bequem, und es treibt sie weder Furcht noch Dankbarkeit zur Freigebigkeit gegen die unbekannten Mächte. Dagegen die Fischer- und Jägernationen, die oft nur kärglich und unter den größten Gefahren ihr Brot gewinnen, genießen nichts ohne eine Abgabe der Dankbarkeit an die himmlischen Geber [15]). Steigt die Cultur, so wächst die Stärke des religiösen Gefühls, es wachsen Üppigkeit und Leckerei, es kommt das Interesse der Priesterschaft, und andere Ursachen dazu, und es wachsen daher bei den ackerbauenden und gebildeten Völkern die Opfer an Kostbarkeit und Zahl. Griechen und Römer zeichneten sich darin aus. Der Name Hekatombe ist hier schon sprechend. Jason, der Tyrann von Thessalien zu des Sokrates Zeiten, schlachtete zu einem Opfer 1000 fette Ochsen und 10,000 Stück kleineres Vieh [16]). Die Königin Olympias opferte gewöhnlich zu Tausenden [17]). Zu gefährlichen Zeiten schlachteten die Römer sämmtliches Opfervieh, was in dem Frühlinge des Jahres geboren worden war [18]). Bei dem Regierungsantritt des Kaisers Caligula erwürgten sie über 160,000 Ochsen [19]). Kaiser Julianus wurde wegen seiner unmäßigen Opfersucht der Schlächter genannt. Der Geschichtschreiber Capitolinus unterscheidet zwischen gewöhnlicher und kaiserlicher Hekatombe. Bei jener wurden auf je 100 Altären 100 Schafe, 100 Schweine u. s. w. dargebracht, bei der kaiserlichen auf je 100 Altären, aber 100 Löwen, 100 Adler u. s. w. [20]). Die Spartaner sind aber bekannt dafür, daß sie auch in dieser Hinsicht eine weise Mäßigkeit zeigten. Verbrennung des ganzen Opfers ist selten bei Griechen und Römern. Dagegen ist dieses die Seite, worin sich bei andern Völkern die Steigerung im Opfern kund gibt, z. B. in der Hierarchie der Hebräer, bei denen Brandopfer häufig sind; oder andere, wo dem Priester das Opfer ganz oder wenigstens der nicht verbrannte Theil zufällt.

Es ist begreiflich, daß bei einem solchen Fortschritte auch die übrigen Beziehungen der Opfer nicht zurückblieben. Die Auswahl der Thiere leiteten vielerlei Rücksichten, nach dem Geschlechte, der Farbe, der Gattung, der Größe u. s. w. Sie mußten die schönsten und fettesten oder auch noch nicht zu menschlichen Diensten verwendet gewesen sein. Weil man aus ihnen häufig weissagte, so foderte man nach gewissen Regeln Mackellosigkeit, nicht blos äußerliche, sondern auch innerliche. Fehlte die innere Tadellosigkeit, so schlachtete man so viel neue Thiere, bis man endlich das rechte fand. Jede schlimme Vorbedeutung ward sorgfältig bei der Opferhandlung vermieden. Die Hörner der Thiere pflegte man zu vergolden, oder ihren Kopf mit Binden und Kränzen zu zieren. Auch die Opfergeräthe stiegen an Werth. Bei den Römern und Griechen waren sie von Gold und Silber und mit kostbaren Steinen besetzt. Jehovah erhielt bei den Juden fast nur goldnes Geräth. Dasselbe war wahrscheinlich in Ägypten der Fall, und in Babylon, wo in dem Tempel des Gottes Belus Tische und Statuen von gediegenem Golde waren [21]).

Rauchopfer. Wenn die Wilden in Amerika ihren Göttern Tabak zum Opfer verbrennen [22]), so ist dieses kein Rauchopfer, sondern ein Speiseopfer, weil sie dabei von dem, was sie selbst genießen, einen Theil abgeben. Die eigentlichen Rauchopfer haben einen andern Grund, nämlich um den Göttern solche Wohlgerüche, einen süßen Geruch, wie sich die Bibel ausdrückt, — die man selbst liebt, zu bereiten, und hauptsächlich also den üblen Geruch der verbrannten Häute, Haare, Knochen u. s. w. der Thiere zu versüßen. Daher sie von uralten Zeiten her mit den anderen Opfern meist verbunden sind. Zu den himmlischen Mächten seine Gaben zu schicken, kannte man keinen andern Weg, als sie in Rauch und Dampf aufsteigen zu lassen; den unterirdischen vergoß man das Blut in Gruben in die Erde. Daher dort das Verbrennen [23]). In Homer'scher Zeit verbrannten die Griechen noch keinen Weihrauch [24]), sondern Cedern und andere wohlriechende Hölzer [25]). Später machte der Weihrauch einen theuern Luxusartikel bei ihnen aus.

---

8) Krit. Blätter I. S. 39. Bekanntlich aber derivirt Buttmann, Lexil. I. p. 191 sq. nach dem Accent gehend, das Wort von ἀλέω, so daß es grob gemahlene Frucht, und also in dieser Hinsicht von der römischen mola salsa nicht verschieden ist.
9) *Dion. Hal.* Archaeol. VII, 72. 10) *Dion. Hal.* l. l. 11) Schol. Il. I, 449. 12) *Feith* Antiq. Hom. III, 1. p. 274. vergl. Potter, Archäol. I. S. 514. 13) Od. IV, 761. 14) Meiners Gesch. der Religion. II. S. 16 fg. 15) Meiners S. 15. 16) *Xenoph.* Hist. Graec. VI, 4 17) *Suidas* v. Athenaeus. 18) *Livius* XXII, 10. 19) *Suetonius*, in Caligul. c. 14.

20) *Capitolinus* in Maxim. et Balbino c. XI. 21) *Herod.* I, 181. 183. 22) Meiners a. a. O. S. 13. 23) *Lucian.* T. II. p. 784. 24) *Lobeck* Aglaoph. p. 264. 25) *Saubertus* de sacrificiis Veterum (Lugd. Batav. 1699.) c. 24. p. 541. 542.

Libationen. Bei Homer finden wir mit allen Opfern Libationen verbunden, und zwar des Weines, als des bei Mahlzeiten gewöhnlichen Getränkes, zum Beweis wieder, daß die eigentlichen Speiseopfer die ältesten sind. Es ist natürlich, daß auch hier die Auswahl von dem Geschmacke und den Bedürfnissen des opfernden Volkes abhing. Die nüchternen Trankopfer (d. h. ohne Wein, τὰ νηφάλια) sollen die ältesten gewesen sein. Wir hören von Wasserlibationen der Indier, Ägyptier, Juden, Griechen und Römer, wie noch jetzt manche Neger Krüge mit Wasser neben ihre Speiseopfer hinstellen. Honig, und bei den Nomaden Milch und Blut wurden gewöhnlich. Von allen berauschenden Getränken libirte man ebenfalls Bier, Wein u. a. Bei den Griechen und Römern sollen die Opfer von Öl in frühen Zeiten häufiger gewesen sein, als von Wein [26]). Über das Libiren und Zutrinken des Weines an den Mahlzeiten bildeten sich bei letzteren Völkern eigene Regeln und Gesetze.

Weihgeschenke. Die Weihgeschenke sind von der verschiedensten Art, weil sie je von den Umständen, Verhältnissen und Wünschen der Opfernden abhängen. Wilde und arme Völker geben oft nur sehr kärglich, zerbrochene Scherben, unbrauchbare Kleider, Stiefeln und Schuhe. Die Krieger weihten ihre Waffen und Schilder, Sieger Theile der Beute, Fischer ihre Netze, Schäfer ihre Flöten, Künstler ihre Werkzeuge oder ihre Werke selbst, Kranke Tafeln, worauf ihre Krankheit gemalt war, oder silberne und goldene Bilder der geheilten Theile ihres Körpers, Jünglinge und Jungfrauen ihre Haare, letztere ihre Gürtel, Dichter und Philosophen ihre Arbeiten. Unermeßliche Schätze häuften sich durch fromme Geschenke in den Tempeln oder auch als liegende Tempelgüter an. So in den Tempeln des Belus zu Babylon, in denen zu Ekbatana, zu Jerusalem, zu Pessinus, zu Hierapolis, zu Olympia, zu Delphi, und vorzüglich noch in dem Tempel des capitolinischen Jupiter zu Rom. In den neuern Zeiten haben sich die christlichen Kirchen durch denselben frommen Aberglauben zum Theil außerordentlich bereichert. Unermeßliche Schätze sollen auch die indischen Heiligthümer bewahren [27]).

Keuschheitsopfer. Wenn das religiöse Gefühl so weit trieb, Menschen und selbst die eigenen Kinder der Gottheit zu weihen und zu opfern, so darf es uns nicht wundern, wenn der Aberglaube sich zu der Meinung verirrte, daß das weibliche Geschlecht durch Aufopferung seiner Keuschheit eine gottgefällige Handlung zu verrichten meinte. Vorzüglich scheinen die Jungfrauen gehofft zu haben, dadurch, daß sie sich zur Ehre gewisser Gottheiten vor der Ehe Preis gaben, in der Ehe Kindersegen und Glück erwerben zu können. Denn es sind allemal die Gottheiten der Fruchtbarkeit und des ehelichen Segens, denen die Ehre gilt: die babylonische Mylitta, die persische Anaitis, die cyprische Venus, die phönizische Astarte, der Priapus, der syrische Phegor u. a. [28]).

Was anfänglich allein religiöses Element war, mögen bald Priesterherrschaft, Handelsvortheile und andere Umstände zu anderen Zwecken benutzt haben. Eine mildere Form dieses Gebrauches ward, wenn die Jungfrauen vor ihrer Verheirathung ihren Gürtel gewissen Gottheiten weihten, oder wenn die Tempelsklavinnen, gleichsam als Stellvertreter für die übrigen Jungfrauen ihre Keuschheit opferten.

Man hat noch kein Volk gefunden, welches nicht seine Opfer gebracht hätte. Über die Opfer mehrer Völker werden noch specielle Artikel folgen. Hier wollen wir zum Behufe einer geschichtlichen Übersicht in dieser Hinsicht die charakteristischen Züge der merkwürdigsten Völker der Geschichte hervorheben.

Opfer der Indier [29]). Sie sind theils bloße Oblationen, theils blutlose, theils blutige Opfer, haben aber durchaus einen milden Charakter, den der sanfte Himmel und das gesegnete Land über das ganze Volk verbreitet hat. Ihr Ceremoniel ist unendlich viel und genau. Jeder Brahmanenhausvater hat wegen unwissentlich begangener Sünden fünf große Privatopfer zu verrichten; erstens: das Studium der Vedas (eigentlich kein Opfer); zweitens: Todtenopfer an die Manen der Vorfahren, in Reiskuchen und Libationen aus Wasser bestehend, damit die Seelen desto eher zu Gott gelangen können; drittens: Götter-, besonders Feuer- und Sonnenopfer, ein heiliges Feuer ward als Symbol der Sonne unterhalten und ihm bei jeder Gelegenheit durch Specereien geopfert; viertens: Opfer für Laren und Penaten, deren jedes indische Haus hat und die willkürlich gewählt sind, aber täglich eine Libation erhalten müssen; fünftens: das Opfer der Gastfreundschaft. Ein anderes wichtiges Privatopfer war das eines Rosses, von Einer, wo möglich weißer Farbe, in welchem man eine Repräsentation der Welt sah. Es ist späterhin außer Gebrauch gekommen. — Bei jedem Opfer müssen Worte schlimmer Vorbedeutung vermieden werden. Das bei dem Libiren verwendete Wasser sei aus dem heiligen Ganges genommen. Mit einem gewissen heiligen Grase (Kusa) wird der Opferplatz bestreut. Man trinkt dabei, besonders bei dem wichtigsten Opfer an die Sonne, welches bei deren Aufgang geschehen muß, den Saft der Mondpflanze (Soma), was als eine vorzüglich religiöse Handlung gilt. Dasselbe ist in Persien das Trinken des Saftes der Hompflanze. Zur Opferstätte dient jeder geweihte Platz, dem Privaten besonders die großen Banyanenbäume. Der Zeit nach hängen die Opfer theils von astrologischen Bestimmungen, glücklichen Tagen und planetarischen Erscheinungen ab, auch von dem Vögelflug, theils sind die Tage der Sonne und des Mondes (Sonntag und Mondtag) vorzüglich dazu geeignet. Die meisten Götterfeste werden fröhlich begangen, mit Musik, Illuminationen, Fahnenaufstecken, Volksspielen und Processionen.

Als ein feierliches Opfer gilt der freiwillige Tod im

26) Zu dem Gesagten s. Meiners a. a. O. S. 10 fg. 27) Die Beweisstellen zu Obigem bei Meiners a. a. O. S. 58 fg. 28) *Tob. Pfanneri* Systema Theologiae gentil. c. XI. §. 21. p. 333 sq.

29) P. von Bohlen, das alte Indien 1ster Bd. S. 269 fg.

Feuer oder Wasser, und nicht als Selbstmord [30]). Menschenopfer gehören mehr in die ältesten und rohesten Zeiten Indiens, besonders in dessen Norden, wo die Alten die Anthropophagen kennen [31]). Sie scheinen nicht indischen Stämmen ihren Ursprung zu verdanken. Die Religionsbücher des Volkes suchen diese Greuel möglichst auszurotten, so daß die Beispiele davon in späterer Zeit auch nur selten sind [32]).

Von diesen Opfersitten der übrigen Indier unterscheiden sich aber gänzlich die Buddhisten, welche nur Früchte und die Erstlinge des Getreides, und besonders Blumen darbringen, keine blutigen Opfer, vielmehr statt derselben Abbildungen der Opferthiere in Teig [33]).

Opfer der Baktrer, Meder und Perser [34]). Sie haben denselben milden reinen Charakter wie die indischen. Die griechischen Schriftsteller, welche von den Opfern dieser Völker sprechen [35]), faßten sie natürlich nach ihren Begriffen auf. Aber aus den Zendschriften erhellt, daß man damit eine ganz verschiedene Vorstellung zu verbinden hat. Opfer heißt nach ihnen zuerst, wenn bei festlichen Gelegenheiten der Eigenthümer des zu schlachtenden Thieres dasselbe zu dem Priester bringt, wenn dieser es unter Gebeten tödtet, und seinen Segen darüber spricht [36]). Das Thier und Fleisch nimmt aber der Besitzer ganz mit nach Hause und verzehrt es. Sehr nahe stimmt damit die Beschreibung Herodot's überein [37]). Ein solches Opfer, von 1000 Rindern, war das des Xerxes auf der Burg von Ilium [38]) — ein großes Festmahl seines Heeres. — Zweitens sind Opfer im Sinne der Parsen die feierlichen Gebete und die dabei gebrauchten heiligen Geräthe: das Weihwasser, der Kelch mit dem Homsafte, der geweihte Baumzweig (Barsom, als Repräsentant des ganzen Gewächsreiches) und das gesegnete Thierfleisch [Miezd, als Repräsentant des ganzen Thierreichs] [39]). Diese Geräthe werden von dem Priester während des Gebetes bald berührt, bald hin und her bewegt. Sie heißen Opfer und sind zugleich der Gegenstand, denen geopfert und zu denen gebetet wird. Denn nach dem persischen Glauben ist die ganze Schöpfung belebt, und in jedem Einzelwesen befindet sich das himmlische Abbild des Ormuzd, sein Feruer, so daß in jenen Dingen der Gläubige den Unendlichen selbst erblickt. — Das dritte Opfer ist die Daronsfeier, zum Andenken Homs, des Stifters der Ormuzdreligion und ihrer Segnungen. Der Priester segnet und ißt einige kleine ungesäuerte Brote und trinkt von dem Homsaft, worin nach dem Parsenglauben das Blut des Propheten enthalten ist. Die Ähnlichkeit dieser Ceremonie mit dem christlichen Abendmahle erregte schon früh den Eifer der Christen [40]). — Die vierte und fünfte Opferhandlung sind die Sühnopfer für Verbrecher und die feierlichen Seelopfer oder Seelmessen für Verstorbene. Auch sie bestehen in Gebeten von einer gewissen Anzahl, je nach den Graden der Verbrechen und den Sünden, wodurch die Seele aus dem Mittelzustande zwischen Erde und Himmel (dem Fegfeuer) erlöst wird [41]). — Menschenopfer sind dem Geiste der Zendreligion ganz entgegen. Denn die Opfer geschehen ja, wie wir gesehen, in ihr nicht als ein Tribut an die Gottheit, ihre Gunst zu erkaufen. Wenn daher Herodot [42]) von Vergrabung lebendiger Kinder unter die Erde als Opfer erzählt, so muß hier ein Irrthum walten. Denn die Erde durfte nach der Sitte der Perser durchaus nicht durch einen Leichnam, selbst nicht der Thiere, entheiligt werden.

Opfer der Hebräer [43]). Der Opferdienst der Juden ist anfänglich sehr roh gewesen, und erst mit Mühe durch das Gesetz gemildert worden. Selbst in den glänzenden Zeiten des Salomo bis nach dem Exile waren die gräßlichsten Kinderopfer im Gange, und das Mosaische Gesetz mußte dieselben wiederholt auf das strengste untersagen [44]). Noch Jephta brachte nach dem Siege die eigene Tochter dem Jehovah zum Brandopfer. In der Geschichte des Abrahams tritt schon ein Widder an die Stelle des menschlichen Opfers, wie bei den Griechen statt der Iphigenia die Hirschkuh. Sehr sinnlich ist auch die Vorstellung, daß der Herr den Rauch der verbrannten Opfer zum süßen Geruch empfängt, über Bevortheilungen rechtet und zürnt [45]), die großen Opfer am liebsten sieht u. s. w. Hierarchisch ist die ganze Einrichtung, das Ritual streng, die Gottheit furchtbar und rachsüchtig, und der Ceremonien so viele, daß sie vollständig hier aufzuzählen, nur ermüdend sein könnte. Die Einrichtung ist nicht aus dem Volke selbst erwachsen, und seinem Charakter nicht eigenthümlich, sondern fremdartig, von andern Völkern, den Ägyptern, angenommen, mit monotheistischen Modificationen. Gewaltsam ist der ganze Monotheismus der Nation aufgedrungen. Ohne den Priester geschieht kein Opfer, er hat den Opfernden vorher zu heiligen, das Blut aufzufangen, und es, je nach den verschiedenen Vorschriften, bald auf den Altar, bald vor dem Vorhange im Heiligen zu sprengen, bald auf die Erde zu gießen u. s. w. Er besorgt das Verbrennen des Opferfleisches, und von Allem, was nicht verbrannt wird, gebührt ihm ein Antheil, oder auch das Ganze. Vorzüglich bei den Dankopfern wird der Gebrauch der Hebe und Webe beobachtet. Der Eigenthümer des Opfers bringt es dar, indem er seine Hand auf das Haupt desselben legt, es schlachtet, die Haut abzieht, es zerlegt und, wenn es nicht ganz verbrannt wurde, die Fetttheile zum Verbrennen absondert Das Thier muß fehllos sein, und von einem gewissen Alter. —

30) v. Bohlen a. a. O. S. 287. 31) *Pomp. Mel.* III, 7. *Plin.* VI, 17. *Euseb.* Praepar. Evang. VI, 10. 32) v. Bohlen S. 302 fg. 33) v. Bohlen S. 344. 34) J. G. Rhode, die heilige Sage und das gesammte Religionssystem der alten Baktrer, Meder und Perser u. s. w. S. 505 fg. 35) *Herod.* I, 131 sq. *Xenoph.* Anab. I, 6. VIII, 3. *Strab.* XV. u. a. 36) Zendavesta 2ter Bd. S. 172. 37) *Herod.* I, 132. 38) *Herod.* VII, 43. 39) Zendavesta 1ster Bd. S. 211.

40) *Justin.* Mart. Apol. II. 41) Rhode a. a. O. 409 fg. 42) *Herod.* VII, 114. 43) De Wette, Lehrbuch der Hebräisch-Jüdischen Archäologie, 2te Ausg. S. 199 fg. und daselbst die Literatur. (Vergl. den nachfolgenden Specialartikel von Herrn Prof. Rödiger.) 44) *Levit.* XVIII, 2. XX, 2. XXVII, 28. *Deut.* XII, 29. 45) *Maleachi* I, 13. 14.

Die verschiedenen Arten des Opfers sind nach der Reihe, wie sie das Levitische Gesetz aufführt, zuerst das **Brandopfer**, das vorzüglichste nur von männlichem Viehe, Rindern, Schafen, Ziegen oder Tauben, welche ganz verbrannt werden, zu einer Versöhnung und Begütigung im Allgemeinen, auch bei Verunreinigungen durch Aussatz, Leichname, Blutfluß, Flechten, Schwären u. a.[46]). Zweitens die **Speiseopfer**, bestehend in Mehl, Gebackenem, gerösteten Körnern mit Öl, Weihrauch u. s. w.[47]), welche, wie die **Trankopfer**, bei denen der Wein um den Altar gegossen wird, meist eine Zugabe der Brand- und Dankopfer sind. Drittens die **Dankopfer**, aus Rindern und Kleinvieh bestehend[48]), viertens die **Sündopfer**[49]) und fünftens die **Schuldopfer**[50]). Der Unterschied zwischen den beiden letztern ist nicht klar. Sie sollen den Herrn wegen bürgerlich nicht strafbarer Vergehungen und Verunreinigungen versöhnen. Außerdem wurde täglich ein **Rauchopfer** von einer eigenen köstlichen Mischung dargebracht[51]). Alle Erstgeburt war der Gottheit geheiligt. Die von reinem Viehe mußte geopfert werden, die von Menschen gelöst, ebenso von unreinem Viehe, oder getödtet werden.

Opfer der Phönizier und Karthager. Ihre Religionen unterscheiden sich durch Düsterheit und Grausamkeit gar sehr von dem milden Gottesdienste der Inder und Perser. Sie haben ganz den Charakter dieser Handelsvölker selbst, denen Härte, Bedrückung, Egoismus, List und Betrug von der Geschichte vorgeworfen wird. Keine Opfer der alten Welt sind so berühmt geworden, als die phönizisch-karthaginiensischen des Baal oder Moloch, und zwar von Seiten ihrer Scheußlichkeit[52]). Baal oder Moloch war der Sonnengott, von den Griechen gewöhnlich Kronos genannt. Jüdische und griechische Schriftsteller berichten von Bildnissen desselben von ungeheurer Größe, innen hohl, mit einem Stierkopfe und ausgestreckten Händen, zum Empfange der unglücklichen Opfer bereit, die auf die Hände des Götzen gelegt in die glühende Höhle desselben hinabrollten[53]). Auf seinen Altären floß zwar auch das Blut der Stiere und der ihm geweihten Sonnenpferde, womit Opfermahlzeiten verbunden waren[54]), aber die feierlichste Verehrung machten die ihm auf jene Weise gebrachten Menschenopfer. Gewöhnlich wurden dazu Kinder erwählt, doch hören wir auch von Männern und Weibern[55]). Es mußten einheimische Kinder sein, und die Verluste im Kriege gegen Agathokles schrieb man dem Betruge zu, der fremde Kinder untergeschoben hatte, und opferte 200 Knaben des vornehmsten Adels auf einmal[56]). Anfänglich geschahen die Opfer nur bei großem Unglücke, später jährlich. Keine Trauer, selbst der Mütter, durfte sich vernehmen lassen. Lärmende Musik und Tänze begleiteten es. Vergebens suchten Darius Hystaspes[57]), die Griechen und Römer diesen Greueln zu wehren. Selbst nach dem Untergange des alten Karthago erstanden sie wieder zugleich mit dem neuen. Bis in ihre sardinischen Kolonien verbreiteten sie die Karthager, wo die schönsten Kriegsgefangenen und Greise von mehr als 70 Jahren geopfert wurden[58]). — Der tyrische Melkarth, von den Griechen Herkules genannt, soll nach Einigen dieselbe Gottheit mit jenem Baal sein. Wenigstens wurden auch ihm jährlich Menschen geopfert, sonst auch Thiere, wahrscheinlich Hunde und Wachteln[59]), auch Weihrauch u. s. w. Die Priester, die ihm opferten, mußten ihr Haupt bescheeren, barfuß gehen, keusch sein u. s. w.[60]). — Dagegen durfte den Altar der Astarte oder Venus Urania kein Blut berühren, nur Trankopfer, kleine Kuchen und Räucherwerk wurden auf dem Altare dargebracht, wenn ihr auch sonst Thiere geopfert wurden, aber nur männliche, besonders Ziegenböcke[61]). Charakteristisch und fanatisch ist aber die im Orient mit ihrem Dienste so weit verbreitete Sitte, daß ihr die Töchter des Landes ihre Jungfrauschaft opfern mußten. — Die Opfer der übrigen Götter bieten nichts Bemerkenswerthes. Im Kriege wurden im Lager auf einem Altare täglich Speise- und Trankopfer gebracht. In der Schlacht mit den Syrakusern opferte Hamilkar den Göttern ganze Thiere, und als sich der Sieg auf die feindliche Seite neigte, stürzte er sich selbst in die Opferflammen[62]). Die Feldherren der Karthager waren zum Theile selbst Priester, oder verrichteten priesterliche Handlungen. Eine eigne Priesterkaste bestand weder in Karthago noch in Phönizien.

Opfer der übrigen asiatischen Völker*). Die benachbarten Völker der Phönizier hatten auch verwandte oder dieselben Kulte mit ihnen. Die Moabiter, Ammoniter, Kanaaniter, Amalekiter u. a. opferten, wie wir aus der Bibel lernen, ebenfalls dem Baal oder Moloch ihre Kinder. Der König der Moabiter, Mesa, verbrannte einst, als er von den Juden belagert wurde, zum Schrekken des feindlichen Heeres auf der Mauer seinen eigenen ältesten Sohn[63]). Besonders berühmt war der Dienst der syrischen Göttin zu Bambyce oder Hierapolis. Unermeßliche Reichthümer und eine ungeheure Anzahl Tempeldiener erhöhten seinen Ruhm; 300 Priester in weißen Kleidern verrichteten die Opfer. Dem von den Griechen Jupiter genannten Sonnengotte im Tempel ward täglich zweimal, aber unter tiefem Schweigen, dagegen der Mondgöttin Juno mit Musik und großem Geräusche geopfert. Andere Schlachtopfer stürzte man in einen Abgrund an einer Seite des Vorhofs, wo hinein auch Eltern ihre Kinder, in Säcke gewickelt, warfen. Sehr besucht ward von dem Volke jährlich ein großes Frühlingsopfer. Zu einem Altare, der mitten in einem

46) *Levit.* I. u. VI, 1—6. 47) *Levit.* II. u. VI, 7—16. 48) *Levit.* III. u. VII, 11—36. 49) *Levit.* IV. u. VI, 17—23. 50) *Levit.* V. u. VII, 1—10. 51) *Exod.* XXX, 7 sq. 34. 52) *Selden* de Diis Syris Syntagm. I. c. VI. p. 166 sq. Münter Religion der Karthager. 2te Ausg. S. 17 fg. 53) Nach *Diod.* XX, 14. und den Rabbinen. 54) Münter a. a. O. S. 16 fg. 55) Münter S. 20. 56) *Diod.* l. l. *Lactant.* Instit. Div. L. I. c. 21.

57) *Justin.* XIX, 1. 58) *Photii* Lex. v. *Σαρδόνιος γέλως* u. A. 59) Münter S. 51 fg. 60) *Silius* Ital. III, 21 sq. 61) Münter S. 77. 62) *Herod.* VII, 167. *) Vergl. den später folgenden Specialartikel: Opfer bei den orient. Völkern. Red. 63) 2. B. d. Könige III, 27. *Joseph.* Antiq. IX, 3. §. 2.

See stand, schwamm täglich das Volk, um ihn mit Blumen zu bekränzen und Weihrauch darauf zu verbrennen. Jünglinge und Knaben weihten die Erstlinge ihres Haares und Bartes in dem Tempel. Die gewöhnlichen Opfer bestanden in Ochsen, Schafen u. s. w. Schweine wurden als unrein verschmäht. Das Opferthier der Privaten ward blos bei dem Altare vorgestellt und zu Hause verzehrt [64]). — In Babylon [65]) war der eigentlichste Sitz der orientalischen Magie und des dämonischen Geisterglaubens. Daher auch hier die dämonische Opfermantik früh von den Chaldäern geübt wurde. Die ganze Religion ist sabäisch. Der Hauptgott ist der Sonnengott Belus. Vor seinem Tempel sind zwei Altäre, der eine von Gold, worauf nur junge noch säugende Thiere geschlachtet werden, auf dem andern nur erwachsene; an dem jährlichen Feste des Gottes verbrennen die Chaldäer auf letzterem 1000 Pfund Weihrauch [66]). Die zweite Gottheit ist die Mondgöttin Mylitta oder Aphrodite. Ihr mußten die Töchter des Landes die Keuschheit opfern [67]). Auch Menschenopfer waren dem babylonischen Dienste nicht fremd. Die Sepharviten, ein besonderer Stamm, sollen vor den übrigen Babyloniern dem Adramelech (Moloch oder Belus) Kinder geschlachtet haben [68]). Den ganzen Gottesdienst beschreibt uns das Buch Baruch als ungemein kostbar und prächtig. Von dem vielen Opferdampfe wären die Statuen der Gottheiten schwarz gewesen [69]). — Der rauschende Dienst der phrygischen Göttin ist bekannt. Als Opfer fielen ihr Stiere. — Taurobolium — und zu Rom Schweine. Die Opfer zu Rom mußten von Phrygien aus abgeschickte Priester verrichten. Dem Attis wurden Widder geschlachtet, Criobolium. Das Taurobolium war ein Reinigungsopfer auf mehre Jahre, wobei der zu Reinigende in einer Grube saß und das Blut des Stieres von oben auf sich herab tröpfeln ließ [70]).

Opfer der Ägyptier [71]). Von den Opfern der Ägyptier urtheilt Plutarch [72]), ihr Charakter sei düster und schwermüthig. Es war das der Charakter der ganzen Religion. Der Ägyptier ward von den beherrschenden Priestern in dem strengsten religiösen Zwange gehalten, das Ritual des Gottesdienstes war drückend und lästig [73]), den Tempeln und den Todten war die ganze Sorgfalt der Lebenden geweiht. Jener Charakter zeigt sich sogleich darin, daß alle ägyptische Opfer zugleich Sühnopfer sind, jeden Opferer als sündenbelastet und reuigen Büßer darstellen und, wie die jüdische Religion, die Gottheit als furchtbar und rachsüchtig. Alle Strafen, die die Menschen treffen könnten, rufen sie auf den Kopf des Opfers herab. Daher ißt kein Ägyptier den Kopf eines Thieres, sondern verhandelt ihn an hellenische Kaufleute oder wirft ihn in den Nil [74]). Auch Menschenopfer brachten sie, was zwar Herodot leugnet [75]), aber Andere bestätigen [76]), besonders Fremdlinge mit typhonischrothem Haare wurden dazu erlesen [77]). Irdene Bilder einer Jungfrau soll man später in den Strom geworfen haben, wenn dieser austrat [78]). Mit großer Sorgfalt mußte gewacht werden, daß nur reine Thiere zum Opfer erlesen wurden, ja es stand Todesstrafe darauf, wenn ein von dem Priester nicht geprüfter Stier geschlachtet wurde [79]). Unter andern Erfordernissen durfte er kein schwarzes Haar an sich haben, weil der Gott Apis selbst ganz schwarz war. Nach den verschiedenen Marken des Landes war die Art zu opfern selbst sehr verschieden [80]). Gemeinschaftlich ist nur jenes Verfahren mit den Köpfen und die Sitte zu libiren, daß der Wein, — oder auch das heilige Nilwasser [81]) — auf das Opferthier vor dessen Tödtung gegossen werden [82]). Gemeinschaftlich in ganz Ägypten werden nur Isis und Osiris verehrt und reine Stiere und Kälber werden ihnen daher durch ganz Ägypten geschlachtet [83]). Die Opfer der Isis an ihrem großen Feste zu Busiris werden mit Trauer und Klagen (um den getödteten Osiris) begangen, indem man sich an die Brust schlägt und die in Ägypten einheimischen Karier sich die Stirne mit Messern zerschneiden. Der Leib des Opferstieres wird nach abgezogener Haut und den abgeschnittenen Gliedmaßen und äußeren Theilen, mit reinem Brote, Honig, Rosinen, Feigen und Räucherwerk angefüllt, und dann verbrannt, während unendlich viel Öl zugegossen wird [84]). Außerdem werden der Isis auch Bündel von Weizen- und Gerstenähren geweiht [85]), zu Rom Gänselebern [86]) u. s. w. Weil die Kühe dieser Göttin heilig sind, darf Niemand eine Kuh opfern und essen [87]). Außer Stieren, Kälbern und Gänsen werden auch noch Schweine, Ziegen und Schafe dargebracht; erstere dem Monde und dem Dionysos am Vollmonde. Sonst ist das Schwein ein unreines Thier, von dessen Fleisch Niemand ißt. Aber an den Festen der Mondgöttin wird ein Theil des Schweines gegessen, der andere verbrannt. Die Armen backen dafür Schweine in Teig [88]). Bei den Opfern des Dionysos wird ein Ferkel geschlachtet, dann vor die Thüre gelegt, wo es der Schweinhirt wieder abholen muß [89]). In der thebischen Mark werden keine Schafe geopfert, sondern Ziegen. Denn sie bilden ihren Gott Ammon mit dem Widderkopf ab. Nur an dem Feste desselben wird ein Widder unter Trauerdienst geopfert [90]). Dagegen in der mendesischen Mark, wo Pan als Bock erscheint, opfert man keine Ziegen, sondern Schafe [91]). Besonders an den Festen der großen Götter wird viel geopfert. An dem der Artemis zu Bu-

64) *Lucian*(?) de Dea Syria. Vergl. *Creuz.* Symb. II. p. 61 sq. 65) Münter, Religion der Karthager. 66) *Herod.* I, 183. 67) *Herod.* I, 199. Baruch VI, 43. 68) 2. B. d. Könige XVII, 31. 69) Buch Baruch VI, 20. 70) *Creuz.* Symbol. II, 59 sq. IV, 347. 71) *de Schmidt* de Sacrificiis et Sacerdotibus Aegyptiorum. Tubing. 1786. 72) *Plut.* de Defect. Orac. p. 415. 73) *Herod.* II, 65. 74) *Herod.* II, 39.

75) *Herod.* II, 45. 76) *Diod.* I. c. 88. *Plut.* de Isid. et Osir. p. 380. *Euseb.* Praep. Ev. IV, 16 sq. 77) *de Schmidt* p. 181. 276. 289. *Wesseling* ad Diod. I. p. 99. 78) *Savary* Lettres s. l'Eg. I, 113—115. 79) *Herod.* II, 38. 80) *Herod.* 40. 81) *de Schmidt* p. 233. 82) *Herod.* 39. 83) *Herod.* 41. 45 mit 42. 84) *Herod.* 40. 61. 85) *de Schmidt* p. 37. 41. 86) Vergl. *Herod.* 45. 87) *Herod.* 41. 45. 88) *Herod.* 47. 89) *Herod.* 89. 90) *Herod.* 42. 91) *Heród.* 42. 46.

dastis wird mehr Wein verbraucht, als sonst das ganze Jahr [92]). Zu dem des Helios zu Heliopolis geht man blos, um Opfer zu bringen [93]). Während der Opfer zu Sais an dem Feste der Athene ist ganz Ägypten in einer Nacht durch Lampen erleuchtet [94]). Todtenopfer für Heroen haben die Ägyptier nicht, denn sie vergöttern keine Menschen [95]).

Opfer der Griechen. Der Entwicklungsgang der hellenischen Opfer ist der natürlichste, und die Opfer ihrem Wesen nach höchst einfach. Wir bemerkten schon oben, daß sie ursprünglich Speiseopfer waren. Sie haben diesen Charakter beibehalten; denn Brandopfer (*ὁλόκαυστα*) wurden auch in späterer Zeit nur wenig üblich [96]). Dagegen die Auswahl der Thiere ward in nachhomerischer Zeit mannigfaltiger, und es gab darüber eine Unsumme von Angaben. Theils bestimmte die Wahl das Gewerbe des Opfernden, z. B. der Schäfer ein Schaf, der Fischer Fische [97]), theils die Eigenschaften der Götter, z. B. dem Mars wilde Thiere, den unterirdischen Göttern schwarze, den oberen weiße, den männlichen Gottheiten männliche Thiere u. s. w., theils besonderes Herkommen je nach den Localitäten und Mythen, der Hekate Hunde, dem Bacchus Böcke, der Ceres Schweine, in Thessalien auch der Aphrodite Schweine, in Attika der Artemis Ziegen, in Böotien kopaische Aale u. s. w. [98]). Thiere des Ackerbaues aber, der Pflugstier, die Lämmer der ersten Schur u. dergl. wurden durch Gesetze, die aber nicht streng geachtet waren, geschont [99]). Kräftig und fehlerfrei wird bei Homer das Thier verlangt, — denn den Göttern zollt die Dankbarkeit das Beste, — noch nicht zu menschlichen Zwecken benutzt und noch frei vom Joche [1]); aber noch keine Beschauung durch Priester nach bestimmten Merkmalen, die erst später zum Theil hinzutrat [2]). In Sparta wurden auch Fehler gestattet [3]). Die Zahl der Thiere hing theils von den Vermögensumständen und dem Willen des Gebers, theils von der Menge der Opfergäste ab. Der Name Hekatombe bestimmt für größere Opfer 100 Stiere. Bei Homer kommen 12, aber auch 99 Stiere vor [4]). Von den Übertreibungen der späteren Zeit war oben schon die Rede. Aber schon bei Homer ist Hekatombe nicht blos Stieropfer, sondern auch anderer Thierarten [5]). Andere Arten der Opfer sind, wenn dreierlei (*τριττύα*), oder siebenerlei oder gar zwölferlei Thiere dargebracht werden [6]).

In homerischer Zeit pflegt Niemand eine Mahlzeit zu genießen, ohne der Götter zu gedenken, und die Erstlinge den himmlischen Mächten zu geben. Bei feierlichen Gelegenheiten aber, in späterer Zeit besonders bei Festen, werden die feierlichen und großen Opfer angestellt. Die Handlung dabei ist folgende: zuweilen wurden die Hörner des Thieres übergoldet [7]), oder es ward mit Kränzen und Blumen geschmückt [8]), sowie die Priester Kränze auf dem Haupte und in den Händen hatten (nach der Mythologie der Götter, z. B. Lorbeerkränze an den Festen des Apollo u. s. w. [9]). Bei Homer aber opfern nicht die Priester, sondern bei den Opfern, die in den Tempeln geschehen, ist ihr Hauptgeschäft zu beten. Auch die übrige Kleidung der Priester war festlich, zum Theil prachtvoll, vor Allem unbefleckt und rein, zum Theil auch nach den Eigenschaften der Götter verschieden. — Reinheit foderte man von Allen, die an der Handlung Theil nahmen. Zur symbolischen Bezeichnung dafür wurden vorher die Hände gewaschen [10]), oder man ward auch in nachhomerischer Zeit mit Wasser besprengt [11]). Ein Gefäß mit Wasser, *περιῤῥαντήριον*, stand zu diesem Behuf in den Tempeln, das Weihwasser der christlichen Kirchen. Vorzüglich Meerwasser, oder Wasser mit Salz vermischt, hatte reinigende Kraft. Zum Theil wurde auch von den Priestern gefodert, sich vor dem Opfer des Beischlafs enthalten zu haben [12]). Wirkliche moralische Reinheit bezweckte man mit der Auffoderung, daß sich alle Verbrecher und Profanen entfernen sollten [13]). Vorstellungen von reinen und unreinen Thieren, nach den Begriffen der Orientalen, hat aber der Hellene nicht, sondern seinen Vorschriften liegt der einfache Begriff moralischer Reinheit zu Grunde. — Man sah es als günstiges Zeichen an, wenn das Thier willig zum Altare folgte, und vermied es mit Gewalt zu ziehen. Am Altare angelangt, wurden ihm die Stirnhaare abgeschnitten und als eine Art Erstlinge in das Feuer geworfen [14]) — zur Huldigung, nicht zum Genusse, den Göttern. Darauf nahm man das Gerstenschrot (*οὐλαί*) aus einem Korbe, und bestreute damit Thier und Altar, — wovon die Bedeutung oben schon erklärt wurde. Es folgte ein kurzes Gebet, nach welchem das Thier getödtet wurde, entweder durch einen Schlag in den Nacken oder das Abschneiden der Kehle. Bei Opfern für die himmlischen Götter wurde das Haupt himmelwärts gezogen, für die unterirdischen nach unten [15]). Die Opferstücke, welche man bei Homer verbrannte, waren außer anderen Fleischstücken der Extremitäten (als *ἀπαρχαί* oder die Erstlinge), vorzüglich die *μηρία*, die doppelt mit Nierenfett oder Talg umwickelt (*μηρία κνίσσῃ ἐκάλυψαν, δίπτυχα ποιήσαντες*) wurden [16]). Bei der Frage: ob *μηρία*, Schenkelknochen oder zugleich Fleischtheile des Schenkels seien; worüber J. H. Voß, Heyne, Schneider, Passow u. A. gestritten, hat sich Nitzsch neulichst für die letztere Auslegung entschieden [17]). Es gebührt sich ja, daß der

---

92) *Herod.* 60. 93) *Herod.* 62. 94) *Herod.* 62. 95) *Herod.* 50 mit 142 fg. 96) Wachsmuth hellen. Alterth. II, 2. S. 228. 97) *Gerh. Joh. Vossii* Theol. gent. L. IX. c. 7. 98) Wachsmuth a. a. O. 230. 99) *Aelian.* Var. H. V, 14. *Athen.* I, 9, c.

1) Cammann, Homer. Vorschule 266. 2) Potter, Archäol. I, 515. 538. 3) *Platon.* Alcib. II, 149. A. 4) Il. VI, 93. Od. III, 8. 5) Z. B. Il. I, 49. 6) Potter a. a. O. S. 523 fg.

7) Il. X, 294. Od. III, 426. 8) *Aristoph.* Nub. 255 sq. 9) *Apollod.* III, 15, 7. *Sophocl.* Oed. Tyr. 3 u. a. 10) Il. I, 449. VI, 266 u. öfter. 11) *Eurip.* Herc. fur. 928. *Plin.* H. N. XV, 30. 12) *Demosth.* in Neaer. 13) *Lobeck* Aglaoph. p. 14 sq. 14) Od. XIV, 422. 15) *Eust.* ad Il. I, 459. 16) Od. III, 449 u. öfter. Vergl. überhaupt Voß myth. Briefe. 2ter Bd. S. 353 fg. n. Ausg. 17) Nitzsch, erklär. Anm. zu Homers Od. 1ster Bd. S. 223 fg.

11 *

fromme Sinn nicht blos Knochen, sondern von den besten Fleischstücken darbringe! — In nachhomerischer Zeit erhielten die Götter auch Theil an den edleren inneren Eingeweiden (Voß myth. Br., Bd. 2. S. 365 fg.). Während das Opfer brennt, werden Weihrauch oder andere Wohlgerüche und Wein zugeschüttet. Häufig begleiten auch Chöre und Musik die Handlung [18]). Indessen werden die Eingeweide, Leber, Herz und Lunge geröstet und sogleich verzehrt (*σπλάγχνα πάσασθαι*). Darauf wird die Opfermahlzeit von dem übrigen Fleische bereitet, in nachhomerischer Zeit auch wol der gebührende Antheil mit nach Haus genommen. Ominöse Worte und Erscheinungen sucht man während der ganzen Handlung zu vermeiden. Den Beschluß macht, daß die Zunge des Opferthieres mit einer Libation verbrannt wird [19]). — Bei Opfern, die zur Heiligung eines Eides oder Vertrages geschehen, wird das Opferthier nicht gegessen, weil auf dasselbe der Fluch, der die Meineidigen treffen soll, herabgerufen wird [20]); auch ward das Stirnhaar nicht den Flammen übergeben, sondern an die Anwesenden, als Zeugen, gleichsam als ein Pfand des Vertrages vertheilt [21]). Auch Sühnopfer, die stellvertretenden Büßer einer Schuld, werden nicht verzehrt, sondern ganz verbrannt [22]).

Opfer, die nicht mit Festen verbunden sind, werden im Allgemeinen bei jeder feierlichen oder wichtigen Gelegenheit gebracht, sowol im öffentlichen, als Privatleben; im öffentlichen Leben vor Volksversammlungen, bei den Gerichtssitzungen und manchen gerichtlichen Handlungen, bei allen bedeutenden Vorgängen im Kriege, nach dem Siege, zur Reinigung von öffentlichen Vergehen u. s. w.; im Privatleben bei Eingehung der Ehe, bei der Geburt, für die Todten, nach glücklicher Heimkehr, ferner Reinigungs- und Einweihungsopfer u. s. w. [23]). Eine besondere Classe von Opfern machen auch diejenigen aus, die den Schutzgottheiten der Städte und Orte gebracht wurden, und **geheim**, damit nicht durch den Verrath die Feinde im Stande wären, die Gottheit zu verleiten, ihren Schutzort zu verlassen und dergleichen, worüber Lobeck im Aglaophamus S. 276.

Mit Opfern, die **vor** Unternehmungen gebracht wurden, war meist zugleich Opfermantik verbunden. Das Nähere davon gehört nicht in diesen Artikel. Der Vollständigkeit wegen bemerken wir nur kürzlich, daß eine Opfermantik zu homerischer Zeit noch nicht besteht [24]) und erst später eingerissen ist. In den späteren Perioden beachtete man schon vor dem Opfer, ob das Thier willig zum Altare ging, wie es vorgeworfnes Futter fraß, ob es, wenn es getödtet wurde, zappelte, ausschlug, brüllte u. s. w. Besonders wichtig war aber die Eingeweideschau, ob die Eingeweide glatt und von welcher Farbe, vor Allem, wie die Galle und Leber beschaffen waren [25]). Ferner wurde die Opferflamme beobachtet, der Rauch des Opfers, des Weihrauchs, der Opferwein, das Gerstenschrot u. s. w.

Menschenopfer lassen sich aus der griechischen Geschichte nicht wegleugnen. Die Mythologie ist voll von Beispielen, z. E. der Töchter des Erechtheus, des Leon, des Hyacinthus, der Iphigenia u. s. w., oder es haben sich Spuren ehemaliger Menschenopfer in späteren Cultusgebräuchen erhalten, z. B. im Dienste des lycäischen Zeus, der Artemis an mehren Orten, der Demeter bei Potniä in Thessalien, des Zeus Laphystius zu Halos in Thessalien [26]). Aus historischer Zeit ist entschieden gewiß, daß bei dem Heiligthume des Zeus Laphystius zu Halos Menschen geopfert wurden [27]), des Zeus zu Lycäa in Arkadien und zu Lyktus in Kreta [28]), des Apollo zu Leukas [29]) u. s. w. Noch Themistokles opferte vor der Schlacht bei Salamis dem Dionysos drei Perser [30]).

Die griechischen Libationen sind ursprünglich nur Trankopfer, so daß man von dem zu genießenden Tranke einen Theil den Göttern zum Danke ausgoß. Sie sind, wie schon oben erinnert wurde, meist mit Mahlzeiten verbunden; jedoch da man auch öfter trinkt, ohne zu essen, so ist begreiflich, daß sie auch ohne dieselben vorkommen, z. B. bei feierlichen Verträgen (daher *σπονδαί*). Der Wein pflegte ungemischt und nur von glücklichen Reben (z. B. die nicht der Blitz getroffen) genommen zu werden. Die nüchternen Libationen (*νηφάλια*, wovon oben) von Milch, Honig, Öl, Wasser kommen nur in einzelnen Culten vor, z. B. der Eumeniden, der Mören u. s. w. [31]). — Auch Rauchopfer kommen ohne Speiseopfer vor, schon bei Homer [32]), später in Athen dem Zeus Meilichios u. s. w. — Zu den unblutigen Opfern gehören die Gaben von Früchten, als Erstlingen oder Zehnten der Ernte, in Kränzen, Töpfen, Schüsseln u. s. w. [33]), Kuchen, besonders Honigkuchen, wurden einigen Göttern gegeben. Abbildungen von Thieren und dergleichen, in Teig als Opfer statt wirklicher Thiere u. s. w. sind nicht ursprünglich unblutige Opfer, sondern erst später aufgekommen [34]). — Über Weihgeschenke brauchen wir nach dem, was in der Einleitung gesagt wurde, hier nichts Besonderes zu erinnern. Sie sind der mannigfaltigsten Art. Sehr häufig sind Dreifüße; auch die Weihung des Haupthaares, z. B. von Seiten der Bräute zu Sicyon, zu Megara, zu Delos u. s. w.

Die Opfergebräuche der Römer stimmen, wie schon die Alten selbst es lehrten [35]), so wesentlich mit den griechischen überein, daß es hier nur weniger Worte bedarf. Auch bei den Römern muß das Opferthier makellos sein, und nicht zu menschlichen Zwecken benutzt. Die Leitung desselben zum Altare, die Beachtung seines Ganges und seiner Bewegungen, die Aus-

18) *Plutarch.* Sympos. II, 1. Il. I, 472 u. a. 19) Od. III, 341. 20) Il. XIX, 267. 21) Il. III, 272. 22) *Apollon.* Rh. III, 1030. 1209. 23) Wachsmuth a. a. O. II, 2, S. 287 fg. 24) *Lobeck* Aglaoph. p. 259 fg. 25) Böttiger Kunstmyth. I. S. 73 fg. u. daselbst die Literatur.

26) S. die Zusammenstellungen bei Wachsmuth. S. 224 fg. u. Meiners Gesch. der Relig. S. 77 fg. 80. 90. 95 fg. 27) Müllers Orchomen. S. 162 fg. 28) Müller a. a. O. 29) Müllers Dorier I, 232. 30) *Plut.* Themist. 13 u. a. 31) *Saubert.* l. l. p. 182 sq. 526. 32) Il. VI, 270. 33) *Saubert.* p. 539 sq. 34) S. die geistreiche Pemmatologie von Lobeck in der Aglaoph. S. 1050 fg. 35) *Dion. Hal.* Arch. VII. p. 478.

schmückung durch Binden, Bänder, Kronen und Vergoldung der Hörner, sowie der Schmuck der handelnden Personen sind dieselben. Den himmlischen Göttern werden weiße Thiere erwählt, die vorzüglich von dem Flusse Klitumnus herkommen[36]; sie werden mit aufwärts gebogenem Halse geschlachtet, das Messer von oben angelegt, und das Blut an oder auf dem Altare ausgegossen. Bei den Opfern für die unterirdischen Gottheiten ist in Allem das Gegentheil. Das Blut wird in einen Graben geschüttet. Bei den Opfern der ersteren Art sind die Opferer weiß gekleidet, am ganzen Körper gebadet, libiren durch Ausschöpfung des Trankes aus der Schale mit der Hand, ohne die Fläche nach unten zu kehren (manu supina), und beten mit gen Himmel gerichteten Händen. Bei den Opfern der zweiten Art das Gegentheil. Die Hand, die den Trank ausgießt, wendet sich mit der Schale nach unten, der Körper wird nur mit Wasser besprengt u. s. w.[37]. Nach gebotenem Stillschweigen zur Vermeidung ominöser Worte werden Wein, Weihrauch und Opfermehl, letzteres gemahlener Dinkel (bei den Griechen Gerste) mit Salz (mola salsa) zwischen die Hörner des Thieres geschüttet. Der Priester und die Theilnehmer haben vorher den Wein gekostet. Die Verbrennung der Stirnhaare und die Tödtung des Opfers sind ebenfalls den griechischen Gebräuchen gleich. Aber in dem, was verbrannt wurde, wenn das Opfer nicht ein Holocaustum war, unterscheiden sich die Römer wenigstens von den homerischen Zeiten. Knochenopfer sind bei ihnen nicht üblich, ausgenommen das Kreuzbein mit dem daran hängenden Schwanze[38]. Was sie den Göttern gaben, hieß Prosiciae oder Prosecta, von prosecare exta. Es waren Abschnitte von den inneren edleren Eingeweiden, zugleich mit Abschnitzeln der Hüfte, des Kreuzbeines und Schwanzes, und des Euters[39]. Die Prosiciae wurden mit Weihrauch, Wein und mola salsa bestreut und dann auf dem Altare den Flammen übergeben, oder auch bei Opfern für die Meergötter, in das Meer geworfen[40]. Vor und nach dem Opfer geschehen Gebete, Libationen und Händewaschungen wie bei den Griechen. Zuletzt folgt die Opfermahlzeit, bei den öffentlichen Opfern von den Septemviri Epulones veranstaltet. Bei gewissen Gelegenheiten, vorzüglich Leichenbegängnissen, wurde auch rohes Fleisch unter das Volk vertheilt (visceratio).

Unglückliche Vorfälle konnten jedes Opfer rückgängig machen. Weil man alle Worte von schlimmer Vorbedeutung vermied, sagte man auch nicht von der Opferung caedere, jugulare u. s. w., sondern immolare oder mactare. Das Nähere der Opfermantik gehört nicht hierher. Die Leber machte auch bei den Römern den Haupttheil, worauf es ankam, aus, sowie auch Herz und Lunge in Anschlag kamen. Traf man keine günstigen Omina, so geschah es öfter, daß man so viele, schon vorher bereit gehaltene, Thiere schlachtete, bis die Anzeichen sich günstig erwiesen[41].

Eine auffallende Sitte der Römer waren die Göttermahlzeiten (Lectisternium), welche nach einem Siege auf Befehl des Senats veranstaltet wurden. Man besetzte die Altäre reichlich mit Speisen und nahm die Bildnisse der Götter von ihren Plätzen und legte sie auf Sitze um den Altar herum[42]. Ein bekanntes Reinigungsopfer war, wenn nach beendigtem Census am Ende eines jeden fünften Jahres um die Volksversammlung ein Schwein, Schaf und Stier geführt (lustrare, lustrum) und dann geopfert wurden (Suovetaurilia oder Solitaurilia). — Auch Menschenopfer kommen bei den Römern vor; in den ersten Zeiten der Republik, scheint es, jährlich[43], und erst im Jahre 657 wurden sie von dem Senate verboten[44]. Allein noch zu Cäsars Zeiten kamen Beispiele dieser Greuel auf[45]; Augustus selbst ließ 400, nach Andern 300 Senatoren auf dem Altare des Jupiter Cäsar tödten[46], und Sextus Pompejus ließ Menschen in das Meer werfen, um sie dem Neptun zu opfern[47]. — Über Libationen, Weihgeschenke u. s. w. ist nichts besonderes zu erinnern.

Opfer der scandinavischen und germanischen Völker*). Das Wenige, was man von den Opfern der Schweden weiß, beschränkt sich darauf, daß jährlich drei große Opfer veranstaltet wurden, das erste gegen die Herbstnachtgleiche, das zweite in Mitte des Winters, ein Sonnenopfer in einem Eber bestehend, das dritte in der Frühlingsnachtgleiche, als Siegesopfer. Sie haben offenbar Bezug auf die Jahresperioden, und sind Bittopfer, daß diese wichtigen Zeiten glücklich eintreffen und vorüber gehen möchten. — Alle neun Jahre beging man zu Upsala, dem größten schwedischen Heiligthume, den Göttern ein großes Sühnfest, an dessen neun Tagen täglich ein Mensch und sieben Thiere (im Ganzen 9 Menschen und 63 Thiere, zusammen 72 Blutopfer) dargebracht wurden. Die Götter wurden mit dem Blute versöhnt und die Leichname in dem Haine am Tempel aufgehangen. Zum Unterhalte der Opfer mußte in ganz Schweden jeder Kopf eine Steuer geben. Die Priester hießen Blodmenn (Blutmänner) von den blutigen Thier- und Menschenopfern. — Außerordentliche, d. h. nicht an bestimmte Perioden gebundene Opfer geschahen vorzüglich im Kriege[48].

Von den dänischen Opfern ist hauptsächlich nur das große Fest der neun Jahre, ein Sühnopfer für die Todtesgötter, bekannt. Alle neun Jahre wurden in der großen Opferstadt Lethra auf Seeland 99 Menschen, 99 Pferde, 99 Hunde, 99 Hähne und 99 Habichte dargebracht[49]. — In Norwegen war die Landschaft Trand-

36) *Juvenal.* XII, 13. *Virg.* Georg. II, 146. 37) *Servius* ad Aen. VI, 244. 38) J. H. Voß, myth. Briefe. 2ter Bd. S. 376. 39) Voß a. a. O. S. 365. 367. 40) *Virg.* Aen. V, 774.

41) Meiners a. a. O. S. 28. 44. 47. 42) Meiners S. 35 fg. 37. 43) *Macrob.* Sat. I, 7. 44) *Plin.* XXXI, 1. 45) *Dio Cass.* XL, 24. 46) *Dio.* XXXXVIII, 14. *Sueton.* Aug. 15. 47) *Dio.* XXXXVIII, 45. Vergl. Meiners S. 77 fg. 90. 99. *) Das Genauere in dem unten folgenden Specialartikel: Opfer bei den gallisch. german. Völkern. Red. 48) Zum Obigen 5. Mone Gesch. d. Heidenthum. 1ster Bd. S. 257 fg. 49) Mone a. a. O. S. 270.

(1 Sam. 20, 6.). Als man unter David die Bundeslade nach Zion geleitete, wurde nach 2 Sam. 6, 13 auf diesem feierlichen Zuge bei jedem sechsten Schritte ein Rind und ein fetter Widder geopfert. Ferner gehört hierher, daß Samuel in Gilgal bei Sauls Krönung ein großes Opfer verrichtet (1 Sam. 10, 8.). Desgleichen opfern die Einwohner von Bethsemes bei dargebotener Gelegenheit (1 Sam. 6, 14. 15.) in der Nähe dieses Ortes. Namentlich brachte man gern an hochgelegenen Stellen (בָּמוֹת) sowol den Götzen als Jehova selbst Opfer dar, und diese Höhenopfer dauerten, wie die Bücher der Könige berichten, in den verschiedensten Theilen des Landes bis auf Josia's Zeit ununterbrochen fort. Die frommen Könige konnten wenigstens den Jehovadienst auf solchen Höhen nicht hindern (s. 1 Kön. 3, 2. 22, 44. 2 Kön. 12, 4. 5. 14, 4. 15, 4. 35. 16, 4. 17, 11 fg., auch 1 Kön. 11, 8. 2 Kön. 10, 19. 18, 4.). Salomo selbst brachte auf der „großen Höhe" zu Gibeon tausend Brandopfer dar (1 Kön. 3, 4.).

Die pompösesten Opfer, wahre Hekatomben, werden dem Salomo zugeschrieben, welcher nach der Tempelweihe 22,000 Rinder und 120,000 Schafe, sowie vorher schon unzählige Thiere geopfert haben soll (1 Kön. 8, 5. 63. 64. Vergl. 10, 5 und 1 Chron. 29, 21.). Ähnliches berichtet die Chronik von Hiskia (2 Chron. 29, 32. 33. 30, 24.), und mit horrenden Zahlen von Josia (2 Chron. 35, 7—9.). Gewöhnlich waren die Opfer mit Mahlzeiten verbunden, wie z. B. Samuel ein großes in Rama angestelltes Opfer erst segnet, worauf das Volk isset (1 Sam. 9, 13. Vergl. 1 Cor. 10, 18.) Dies war besonders bei den Dank- und Freudenopfern der Fall (s. nachher!). Auch den Götzen zu Ehren veranstaltete man solche Opfermahle (Amos 2, 8. 2 Mos. 34, 15.).

Wer ein Opfer zu bringen hatte, mußte das Darzubringende aus seinem eignen Besitzthume entnehmen oder mit rechtmäßig erworbenem Gelde ankaufen. S. 2 Sam. 24, 22 fg. Für die stehenden Opfer, die von der Priesterschaft selbst ausgingen, wurden die Kosten vom Schatze des Heiligthums oder auch vom Könige bestritten (2 Chron. 31, 3. Esr. 6, 9. 7, 20. Nehem. 10, 33. 34.). Auch die Fremden, die im Lande wohnten, konnten opfern (3 Mos. 22, 18.), und Opfer von Heiden dargebracht, aus Ehrfurcht gegen Jehova, werden nicht als verwerflich dargestellt (s. Jes. 56, 7. 1 Kön. 8, 41 fg. 2 Makk. 3, 35. 13, 23.).

Der Opfernde, nachdem er sich einer Weihe oder Lustration unterworfen (1 Sam. 16, 5.), brachte das Opferthier selbst zum Altare (3 Mos. 1, 3. 3, 1.), legte die Hand auf den Kopf des Thieres, anzudeuten, daß seine Schuld auf dasselbe übergehe (3 Mos. 1, 4. 3, 2. 4, 33.) und schlachtete es selbst (3 Mos. 1, 5.), was indeß auch die Priester thun konnten und später wirklich thaten [2 Chron. 29, 24. Esr. 6, 20.] [3]). Die Priester fingen das Blut auf in kupfernen Schalen (מִזְרָק genannt), und sprengten es bei dem einen Opfer anders als bei dem andern [3 Mos. 1, 5. 3, 8. 13. 4, 6. 7. 16. 17. 25. 30. 5, 9.] [4]). Der Opfernde selbst zog die Haut des Thieres ab und zerlegte es (3 Mos. 1, 6. 3, 9 fg. 14. 4, 8. 35.). Das Verbrennen des geweihten Opferfleisches besorgten die Priester (3 Mos. 1, 7—9. 3, 5 u. a.). So sind nach den Vorschriften des Pentateuch durchgehends die Priester beim Opfer beschäftigt. Dagegen finden sich in den historischen Büchern mehrfache Nachrichten, daß Leute, die nicht aus dem Priesterstande waren, Opfer darbrachten, ohne daß dabei irgend von priesterlichem Beistande die Rede ist. Ahitophel z. B., einer der Räthe Davids, opfert in seiner Vaterstadt Gilo (2 Sam. 15, 12.). Saul opfert als Feldherr und wird freilich deshalb von Samuel getadelt (1 Sam. 13, 9 fg.). David opfert ohne Beistand eines Priesters (2 Sam. 6, 17 fg. 24, 25.). Ebenso Elias (1 Kön. 18.) und Elisa (1 Kön. 19, 21.). Noch der König Ahas opfert selbst bei einer besondern Gelegenheit.

Bei gewissen Opfern fand vor und nach dem Schlachten die Hebe (תְּרוּמָה) und Webe (תְּנוּפָה) statt. Letztere bestand darin, daß man das Opferthier nach allen Seiten hin und her bewegte, ersteres darin, daß man es himmelwärts in die Höhe hob (3 Mos. 7, 30. 32. 34. 8, 27. u. a.); beides war feierlicher Gestus des Darbringens, ähnlich dem porricere bei den Römern [5]). Ein andrer mehr abgöttischer Gebrauch fand bei dem Stierdienst im Reiche Israel statt. Hier mußte nämlich der Opfernde die Jehova darstellenden Stierbilder küssen (Hos. 13, 2.) [6]).

Die einzelnen Arten der Opfer, wie sie sich theils nach ihrem Zwecke, theils nach besondern gesetzlichen Vorschriften scheiden, sind folgende: 1) das **Dankopfer** heißt זֶבַח שְׁלָמִים oder auch schlechthin שֶׁלֶם bei den Alexandrinern *εὐχαριστικόν, χαριστήριον, εἰρηνικόν*. Es bestand in fehllosem Rind- oder Kleinvieh beiderlei Geschlechts, welches von dem Opfernden auf der Mittagsseite des Altars geschlachtet wurde. Der Priester fing das Blut auf und sprengte es um den Altar. Die Fettstücke wurden verbrannt, Brust und Schulterstücke gehörten dem Priester. Bei den letztern wurde der Brauch der Hebe und Webe angewandt. (Siehe die Vorschriften 3 Mos. 3. 7, 11—36. Vgl. 1 Sam. 2, 13—16.) Das übrige Fleisch wurde zu Opfermahlzeiten verwendet (5 Mos. 12, 12—18). Die Dankopfer sind theils eigentliche Dankopfer, auch **Lobopfer** genannt (שֶׁלֶם תּוֹדָה *θυσία αἰνέσεως* oder *ὁμολογίας*), dargebracht bei einzelnen vorkommenden Gelegenheiten; theils wurden sie überhaupt aus frommer Entschließung (נְדָבָה voluntarium), theils in Folge ei-

---

3) Über die Art des Schlachtens nach den Rabbinen s. *Relandi* antiqq. ss. vett. Hebr. P. III. c. 1. §. 18. *Outram* de sacrificiis I, 16. p. 154 sqq. (Amstel. 1688. 4.).

4) Über das Einzelne s. *Reland* l. c. §. 22—25. *Outram* l. c. p. 176 sq. 5) Mit Unrecht hat Jahn (bibl. Archäol. III, 373.) allen Unterschied zwischen Hebe und Webe geleugnet. Das Letztere hatte Michaelis falsch erklärt s. Bauer, gottesd. Verfassung der Hebr. I, 137. 6) So küßte man auch den Baal (1 Kön. 19, 18.) und das Herkulesbild in Agrigent (*Cic.* Verr. IV, 43.).

nes Gelübdes gegeben (נֶדֶר, votivum). Man sehe über diese 3 Arten des Dankopfers 3 Mos. 7, 12. 16. 23, 19. 4 Mos. 6, 14. 2 Mos. 35, 29. Das Lobopfer war mit einem Speiseopfer verbunden, bestehend in ungesäuerten Ölkuchen und einem gesäuerten Brote, welches letztere dem Priester zufiel. Die Opfermahlzeit mußte dann nothwendig am Tage des Darbringens selbst Statt finden und alles aufgezehrt werden (3 Mos. 7, 15.), wogegen bei den übrigen Dankopfern etwas für den folgenden Tag aufbewahrt werden durfte (3 Mos. 7, 16.). Im weitern Sinne kann man zu den Dankopfern rechnen: a) die Darbringung der Erstgeburt von allen reinen Thieren, wovon ebenfalls Opfermahlzeiten gehalten wurden (5 Mos. 12, 6 fg. 14, 23. 15, 19 fg. 26, 11.), und b) den Zehnten, der ebenfalls, wenigstens nach dem 5. B. Mos. (12, 6 fg. 11 fg. 14, 22 fg.) zu Opfermahlzeiten verwendet wurde, und woraus die Habsucht der späteren Priester einen zweiten Zehnten (מַעֲשֵׂר שֵׁנִי) gemacht hat [7]). Andre Erstlingsgaben wurden nicht eigentlich geopfert, sondern fielen ohne Weiteres den Priestern zu (2 Mos. 23, 19. 3 Mos. 2, 14. u. a. St.). Ebenso auch der Zehnte nach 3 Mos. 27, 30 fg. 4 Mos. 18, 21. fg. Übrigens kommt in den ältern historischen Büchern der Ausdruck שְׁלָם auch von Opfern vor, die bei traurigen Veranlassungen dargebracht werden. Siehe Richt. 20, 26. 21, 4. 1 Sam. 13, 9. 2 Sam. 24, 25.

2) Die Sünd- und Schuldopfer, sacrificia piacularia, waren Opfer für solche Vergehungen und Verunreinigungen, welche im bürgerlichen Gesetze nicht besonders verpönt und mehr als Gewissenssache betrachtet wurden. Das Schuldopfer heißt אָשָׁם, πλημμέλεια, das Sündopfer dagegen חַטָּאת. Beide werden im Gesetze durch eigenthümliche Bestimmungen unterschieden. Über das erstere siehe 3 Mos. 5. 7, 1—10, über das letztere 3 Mos. 4. 6, 17—23. Vgl. auch 4 Mos. 6, 12 mit Vers 14, und 3 Mos. 14, 12 mit Vers 19. Schuldopfer wurden dargebracht, a) wenn jemand das Vergehen eines Andern, um welches er wußte, dem Richter nicht anzeigte, b) wenn Jemand etwas Unreines berührte, ohne es zu wissen, später aber es erfuhr, c) wenn Jemand in Übereilung etwas zu thun geschworen, dasselbe aber vergessen hatte und später daran erinnert wurde, d) wenn Jemand aus Irrthum vom Gottgeweihten genommen hatte und später es gewahrte, e) wenn Jemand etwas Anvertrautes abgeleugnet, etwas Gefundenes verhehlt hatte, f) überhaupt wenn Jemand aus Unwissenheit etwas gethan, was er hätte unterlassen sollen, g) wenn Jemand mit einer Leibeignen, die nicht losgekauft worden oder sonst freigegeben war, Ehebruch trieb (3 Mos. 19, 20 fg vgl. Esr. 10, 19.). Ferner mußte h) ein Aussätziger ein Schuldopfer bringen, wenn er genesen war (3 Mos. 14, 12. 24), und ebenso i) ein Nasiräer, wenn er sich durch eine Leiche verunreinigt hatte (4 Mos. 6, 11 fg.). Die Opferthiere waren nach diesen verschiednen Fällen verschieden. In den Fällen a. b. c. war es ein weibliches Schaf oder eine Ziege, wegen Armuth auch wol blos Tauben. In den Fällen d. e. war es ein fehlloser Widder, verbunden mit der Wiedererstattung des Entwendeten; desgleichen ein Widder bei f. und g., bei h. und i. ein Lamm. Das Thier war an der Mitternachtsseite des Altars zu schlachten, das Blut um den Altar herum zu sprengen und die Fettstücke zu verbrennen. — Die Sündopfer waren theils größere, die einen öffentlichen Charakter hatten, theils kleinere, die mehr als Privatopfer betrachtet wurden. Größere Sündopfer wurden dargebracht a) wenn der Hohepriester sich versündigt hatte, b) wenn das ganze Volk eine Verschuldung auf sich geladen, c) am großen jährlichen Versöhnungstage. Im ersten Falle brachte der Hohepriester einen jungen Stier dar, legte seine Hand auf den Kopf des Thieres und bekannte seine Sünde, darauf schlachtete er es an der Mitternachtsseite des Altars, sprengte das Blut mit dem Finger siebenmal gegen den Vorhang des Allerheiligsten, dann über den Rauchaltar, und goß dann den Rest am Brandopferaltare auf den Boden. Die Fettstücken wurden auf dem Altare, alles Übrige außerhalb des Lagers in der Wüste und später vor der Stadt verbrannt. Im zweiten Falle brachte gleicherweise das Volk ein junges Rind dar, die Ältesten legten ihre Hände auf dessen Kopf, und dann fand weiter dasselbe Verfahren statt, wie im ersten Falle. Am Versöhnungstage schlachtete der Hohepriester, nachdem er sich lustrirt und die weiße leinene Kleidung angelegt hatte, zuerst einen jungen Stier für sich und seine Familie, ging dann in das Allerheiligste, räucherte daselbst, sprengte mit dem Finger etwas Blut gegen den Deckel der Bundeslade und siebenmal auf den Boden und bestrich bei dem Herausgehen die Hörner (Ecken) des Rauchaltars. Hierauf schritt er zur Entsündigung des Volkes mittels zweier Ziegenböcke, deren einer, wie das Loos bestimmte, in die Wüste gestoßen (siehe den Artikel: Asasel), der andre aber in derselben Art geopfert wurde, wie der junge Stier. Zuletzt folgte noch ein Brandopfer von 2 Widdern, mit welchen zugleich die Fettstücken jener beiden Sündopfer, alle übrigen Theile aber, vor dem Lager oder der Stadt verbrannt wurden. — Kleinere Sündopfer fanden Statt a) wenn eine obrigkeitliche Person unwissentlich gesündigt hatte, desgleichen b) wenn eine Privatperson unwissentlich gesündigt, c) wenn ein Weib vom Blutfluß oder vom Kindbette gereinigt worden (3 Mos. 15, 25 fg. 13, 6 fg.), d) wenn ein Mann sich vom Samenfluß gereinigt hatte (3 Mos. 15, 1 fg.), e) wenn ein Nasiräer an einer Leiche sich verunreinigt hatte, und wenn die Zeit seines Gelübdes zu Ende war (4 Mos. 6, 10. 11, 14.), f) wenn ein Aussätziger geheilt war (3 Mos. 14, 19 fg.), und g) bei der Priester- und Levitenweihe (3 Mos. 9, 23. 4 Mos. 8, 8. 12.). Im Falle a. ward ein Ziegenbock geopfert, dessen Blut zum Theil an die Ecken des Altars gestrichen, zum Theil auf den Boden gegossen wurde; die Fettstücken wurden verbrannt, das Fleisch gehörte dem Priester. Im Falle b. war das Opferthier ein weibliches Schaf oder eine Ziege, in den

7) S. Mischna Maaser scheni I, 7. *Joseph.* Archaeol. 4, 8, 8. Michaelis mos. Recht. 4ter Th. S. 95 und de Wette, Kritik der israel. Gesch. S. 331 fg.

Fällen c. d. e. f. ein Schaf oder eine Taube, im Falle g. ein Rind oder ein Ziegenbock. Übrigens sind die einzeln vorkommenden Fälle c — g unter der allgemeinen Vorschrift 3 Mos. 4, 2. 13. 22, 27. nicht mit befaßt. — Aus diesen Aufzählungen geht hervor, daß der Hauptunterschied der Sünd- und Schuldopfer in der Weise des Blutsprengens liegt, daß aber sonst vieles zusammenfällt. Die vielfachen von Neuern aufgestellten Unterscheidungen sind willkürlich und greifen nicht durch alle einzelne Fälle hindurch. So, wenn man nach schweren und geringen, oder Unterlassungs- und Begehungssünden, nach heimlichen und offenbaren Vergehungen, nach vorsätzlichen und unwissentlichen Sünden u. s. w. den Unterschied bestimmen wollte. Siehe darüber besonders de Wette in der Commentatio de morte J. Chr. expiatoria in seinen Opusculis theolog. (Berol. 1830) p. 20 sq. und Gesenius im Thesaurus unter אָשָׁם. Es ist wol anzunehmen, daß sich die Vorstellungen darüber im Laufe der Zeit nicht gleich blieben. Die Bedeutung dieser Opfer ging wahrscheinlich auf ein Symbol des stellvertretenden Todes hinaus. (Siehe de Wette a. a. O. und Winer's biblisches Realwörterbuch, Artikel Schuldopfer.)

3) Das Brandopfer heißt עֹלָה oder כָּלִיל ὁλοκάρπωσις, ὁλοκαύτωμα, holocaustum. 3 Mos. 1 und 6, 1 — 6. Es galt für das vorzüglichste von allen Opfern. Das dargebrachte Thier mußte immer ein männliches sein (3 Mos. 1, 3. 10. siehe jedoch 1 Sam. 6, 14.), und ganz verbrannt werden. Es wurde von dem Darbringenden an der Mitternachtsseite des Altars geschlachtet, gehäutet und zerstückt. Die Haut gehörte dem Priester (3 Mos. 7, 8.). Dieser fing das Blut auf, sprengte es um den Altar und unterhielt das Feuer, bis alles verbrannt war. Tauben riß der Priester selbst den Kopf ab, drückte das Blut aus, warf Kropf und Federn auf den Aschenhaufen, und das Übrige verbrannte er. Der Zweck dieses Opfers war im Allgemeinen der der Versöhnung und Begütigung der Gottheit (3 Mos. 1, 4.). Es wurde dargebracht theils im Namen des Volks, täglich als Morgen- und Abendopfer (2 Mos. 29, 38 fg. 4 Mos. 7, 15 fg. 8, 12. 28, 3 fg.) und in Verbindung mit dem Sündopfer an dem jährlichen Versöhnungstage (s. oben!), auch an den hohen Festen, theils bei Weihungsfeierlichkeiten (3 Mos. 8, 18 fg. 9, 2 fg. 4 Mos. 8, 8.), theils endlich von einzelnen Personen bei verschiedenen Gelegenheiten, besonders als Reinigungsopfer (3 Mos. 12, 6—8. 14, 21. 31. 15, 1—15. 4 Mos. 6, 11. 14.). Wenn Jemand als Schuldopfer blos Tauben bringen konnte, mußte er eine derselben ebenfalls für ein Brandopfer bestimmen (3 Mos. 5, 10.). Auch Heiden durften Brandopfer darbringen, wie denn z. B. der Kaiser Augustus für sich ein solches täglich zu bringendes angeordnet hatte [8]). Ein Mittagsopfer, von welchem im Gesetze gar nicht die Rede ist, kommt 1 Kön. 18, 29 vor.

4) Zu den unblutigen Opfern gehören das Speis- und das Trankopfer. Das Speisopfer, מִנְחָה, *προσφορά, δῶρον, σεμίδαλις* (3 Mos. 2. und 6, 7 fg.) bestand aus feinem Weizenmehle. Man gab dies theils ohne weitere Zubereitung mit Salz, Öl und Weihrauch, theils wurden daraus ungesäuerte, mit Öl durchknetete und damit bestrichene dünne Kuchen oder Fladen gebacken im Ofen oder in der Pfanne oder auf dem Roste. Sauerteig und Honig sind ausdrücklich davon ausgeschlossen. Das Meiste davon gehörte den Priestern, nur Einiges wurde auf dem Altar verbrannt. War die Ernte da, so konnte man auch Erstlingsähren darbringen, welche am Feuer geröstet wurden. Die Körner zerstieß man und opferte sie mit Öl und Weihrauch. Die Speiseopfer sind meistentheils nur eine Zugabe zu den Brand- und Dankopfern (3 Mos. 14, 10. 21. 4 Mos. 15, 4 fg.). Doch kommen auch für sich bestehende Speiseopfer vor. Im weiteren Sinne gehören dazu auch die Erstlingsgaben, die am Passah und am Pfingstfeste dargebracht wurden. Von den gewöhnlichen Speiseopfern unterscheidet sich noch das Rügopfer (4 Mos. 5, 15.), bei welchem Öl und Weihrauch ausgeschlossen war.

5) Das Trankopfer, נֶסֶךְ, *σπονδή*, war eine Art von Libation. Es bestand in Wein, welcher ausgegossen wurde, und zwar um den Altar her [9]). Gewöhnlich schloß es sich an das Speiseopfer an, und bildete, wie dieses, eine Zugabe zu den Brand- und Dankopfern. Siehe 3 Mos. 14, 10. 21. 4 Mos. 15, 5 fg. 28, 7 fg. Ein aus Wasser bestehendes Trankopfer kommt 1 Sam. 7, 6 vor. Außerdem war ein solches am Laubhüttenfeste gewöhnlich. Heidnische Trankopfer aus Wein und Blut gemischt, werden Psalm 16, 4. Zacharias 9, 7 erwähnt.

6) Räucheropfer, wurden täglich Morgens und Abends dargebracht (2 Mos. 30, 7 fg. Luc. 1, 9.). Die Ingredienzen werden 2 Mos. 30, 34 aufgezählt. (*E. Rödiger.*)

Opfer bei den gallischen (keltischen), germanischen, nordischen (nordisch-germanischen, finnischen, esthischen, livischen, preussischen, lettischen) und slavischen Völkern. Die gallischen Völkerschaften waren insgesammt dem Opferdienste sehr ergeben. Bei schweren Krankheiten oder in der Schlacht opferten sie Menschen, oder gelobten solche zu opfern, indem sie glaubten, der Wille der unsterblichen Götter könne nicht anders befriedigt werden, als wenn für das Leben eines Menschen das Leben eines Menschen gegeben würde. Auch fanden auf Veranstaltung des Staates Menschenopfer statt. Die Menschenopfer wurden durch die Druiden verrichtet, ohne welche nach Strabo und Diodor von Sicilien auch die andern Opfer nicht vollzogen wurden. Einige gallische Völkerschaften hatten Bilder von ungeheurer Größe, deren aus Weidengeflechten bestehende Gliedmaßen mit lebendigen Menschen angefüllt wurden. Sie wurden angezündet, und so fanden die Opfer ihren Tod. Bei andern wurden die zum Opfer dienenden Menschen und Thiere unter Heuhaufen verbrannt. Auch hatte eine Opferung durch Tödtung mit Pfeilen im Hei-

8) *Philo* legat. ad Caium. p. 838. *Joseph.* B. J. 2, 17.

9) So ausdrücklich *Joseph.* Arch. 3, 9. vergl. Sirach 50, 15. Nach den spätern Juden wurde der Wein in eine Röhre des Altars gegossen.

ligthume Statt. Die ursprüngliche Bedeutung der Menschenopfer, nach welcher diese nichts anders als im Namen der Gottheit an Verbrechern vollzogene Todesstrafen waren, und welche sich bei den Nordgermanen am längsten und reinsten erhielt, hatte sich auch bei den Galliern nicht ganz verwischt, da sie die bei Diebstahl, Straßenraub oder andrer Schuld ergriffenen Verbrecher für die den Göttern angenehmsten Gegenstände zu Menschenopfern hielten, und nur wenn diese mangelten, Unschuldige opferten. Verbrecher, die fünf Jahre gefangen waren, wurden an Pfählen den Göttern aufgehängt und mit den Erstlingen auf einem ungeheuern Scheiterhaufen verbrannt. Eine andre Art Menschenopfer war die zu Erforschung der Zukunft, wenn man sich über wichtige Angelegenheiten berieth. Die Vates hieben einen Menschen in die Herzgrube, ließen ihn fallen, und schlossen aus dem Falle, den Zuckungen der Glieder und der Strömung des Blutes auf die Zukunft. Dem gallischen Kriegsgotte, welchen der Römer durch den Namen des römischen Kriegsgottes Mars bezeichnet, wurde, wenn die Gallier den Entschluß zu einer Schlacht faßten, die Kriegsbeute größtentheils gelobt, und hernach die erbeuteten Thiere geopfert, und die leblosen Sachen auf einen heiligen Ort zusammengebracht, so daß in vielen Staaten auf solche Art entstandene Hügel zu sehen waren; setzte Jemand die Religion hintan und verhehlte entweder bei sich die Kriegsbeute, oder erkühnte sich, das Hingelegte hinweg zu nehmen, so ward er auf das martervollste hingerichtet. Der von Cäsar unter dem Namen Mars aufgeführte gallische Gott ist muthmaßlich eins mit dem Esus (Hesus), welchen die Gallier, sowie auch der Theutates, wahrscheinlich eins mit der von Cäsar Mercur genannten gallischen Hauptgottheit, auf grimmen Altären durch das Blut geopferter Menschen versöhnten. Ebenso wie des Esus und des Theutates war auch des Taranis (Taracnus, Donnergottes) Altar nicht milder als jener der skythischen Diana (*Lucanus* Phars. I, 444—446. *Lactantius* de falsa relig. I, 21, 3.). Im Verhältnisse zur übrigen Lebensweise der Gallier waren ihre Todtenopfer prächtig und kostbar; alles, von dem man glaubte, daß es dem Lebenden lieb und werth gewesen, wurde in das Feuer zum Todten gebracht, auch Thiere, und nicht lange zuvor, als Cäsar schrieb, wurden auch Sklaven und Schutzgenossen (Clientes), von denen bekannt, daß der Todte sie geliebt, mit ihm verbrannt. Die härteste Strafe bei den Galliern war die Untersagung der Theilnahme an den Opfern. Mit ihr wurden von den Druiden sowol Privatleute, als obrigkeitliche Personen belegt, welche ihrem Ausspruche nicht gehorchten, und die Druiden entschieden fast in allen Privat- und Staatsstreitigkeiten, so wenn eine Missethat verübt, wenn ein Mord begangen worden, wenn Streit über eine Erbschaft, wenn er über Grenzen stattfand. Die von den Druiden von den Opfern Ausgeschlossenen wurden unter die Zahl der Gottlosen und Verbrecher gezählt, von allen geflohen, ihr Zutritt und Gespräch gescheut, damit man von der Berührung mit ihnen keinen Nachtheil erleide, waren rechtlos und von allen Ehrenstellen entfernt gehalten. Eine besondere Veranlassung zu den Opfern bei den Galliern war das Einsammeln der Mistel und der Pflanze Selago. Bei ersterer bestieg der weißgekleidete Druide den Baum, und schnitt mit goldener Sichel die Mistel ab, die mit einem weißen Kleide aufgenommen ward. Dann wurden Opfer geschlachtet und zum Gotte gefleht, daß er seine Gaben denen, so er sie ertheilt, zum Heile gedeihen lasse. Der Sammler der Pflanze Selago mußte vorher ein Opfer von Brot und Wein gebracht haben. (Das Weitere über die Gebräuche bei dem Einsammeln und die Anwendung beider Pflanzen s. *Plin.* H. N. Lib. XVI. §. 95. Lib. XXIV. §. 62. 63. Lib. XXIX. §. 12. Lib. XXX. §. 4.) Von der Beschaffenheit der gallischen Opferstätten berichten die Geschichtschreiber nichts Näheres. Doch wurden, wenn Lucan (Pharsal. L. III. v. 399—425.) bei seiner Beschreibung des Haines bei Massilia nicht aus der Phantasie geschöpft oder von andern Völkern entlehnt, die Bäume im Haine mit dem Blute auf den Altären geopferter Menschen besprengt. Die durch die Druiden gebrachten Menschenopfer schaffte Kaiser Claudius gänzlich ab. Augustus hatte sie nur denen untersagt, welche das römische Bürgerrecht hatten (*Suetonius* Vita Claudii c. 24. 25.). Der Hauptschriftsteller über die gallischen Opfer ist Jul. Cäsar (de bello Gallico Lib. VI. c. 13, 16—17 u. 19.), dann Diodor. Sic. (L. V. c. 31—32.) und Strabo (L. IV. c. 4. §. 5.). Den von Wesseling hervorgehobenen Widerspruch Diodor's und Strabo's in Beschreibung der gallischen Opfergebräuche gleicht am besten Mone, Gesch. des Heidenthums im nördlichen Europa. 2ter Th. S. 400. Not. 56. durch seine Bemerkung aus. Auch Cambry, welcher auf keine haltbarern Gründe, als die Meinungen andrer französischer Schriftsteller, deren Nationalstolz sich gegen die Nachrichten der Alten von den Menschenopfern der Gallier sträubt, sich stützen kann, und doch die Menschenopfer der Druiden auf das Eindringlichste ableugnet, ist von Mone a. a. O. mit Recht zurückgewiesen. Die heiligen Stätten vorzüglich auf Inseln, und die Tempel in den Orten, wo sich mit Sicherheit auch Opferplätze vermuthen lassen, sowie die Denkmähler religiöser Bedeutung bei denen zuverlässig auch Opfer statt hatten, näher zu betrachten, würde uns zu viel Raum hinwegnehmen. Daher s. die von uns im Artikel Opferplätze angeführten Schriftsteller. — In den Gesängen der wallisischen Barden handeln Stellen von Opfern und Opferheiligthümern, nur Schade, daß sie wegen des poetischen Schwunges und Gewandes jener mystischen Lieder die erwünschte Auskunft nicht geben; daher beschränken wir uns auf die Mittheilung nur einiger Stellen, welche noch am meisten bieten. Im Marwnad Vthyr Pendagron heißt es: „Es war mein Wille, vom Adler in den Himmel zu steigen, um das Opfer des Rohen zu vermeiden," und weiter unten: „Mit feierlicher Festlichkeit rund um die zwei Seen; mit dem See nächst meiner Seite; mit meiner Seite, die sich rund um das Heiligthum bewegt; während das Heiligthum eifrig den gleitenden König anruft, vor welchem die Schöne zurücktritt zu dem Schleier, der die großen Steine

bedeckt; während das Trankopfer in den goldenen Hörnern ist; während die goldenen Hörner in der Hand, die Hand am Messer, das Messer auf dem Hauptopfer ist; rufe ich dich aufrichtig an, o siegreicher Beli, du Sohn des Herren Man-Hogan, daß du erhalten wollest die Ehren des Honigrilandes des Beli." Im Stuhle des Taliesin (Cadair Taliesin), einem Ordensliede, wird gesungen: „Der Mann des vollendeten Unterrichts empfing den Ehrenmeth in jeder nächtlichen Feier, wann Dien versöhnt wird mit einem Opfer von Weizen, mit der Süßigkeit der Bienen, mit Rauch und Myrrhe und Aloe von fernem Lande, und mit den Goldpfeifen des Cleu und dem reinen köstlichen Silber, und mit der blaßrothen Knospe und den Beeren, mit dem Schaume des Meeres und der Kresse der Reinigungskraft, gewachsen in der Quelle und mit einer verbundenen Mitwirkung der Wurzel, der Ausgießerin des Saftes, ergänzt durch die Versammlung, und mit einer aufgehobenen Bürde, ausgeschlossen vom Monde, vom milden, erfreuenden Eisenkraute" (Welsh Archäologie 1ster Th. S. 72 fg. Davies Mythologie. S. 557 fg. Mone, 2ter Th. S. 516 u. 534.). In Schottland und Irland erhielten sich viele christliche Jahrhunderte hindurch die Überbleibsel von drei großen Jahresopferfesten. Am ersten Mai, der noch jetzt bei den Hochländern La Bealteine, von dem Gotte Belen heißt, weil man da die Belensfeuer anzündete, wurde von ihnen ein großer Kuchen mit neun kubischen Vierecken gezeichnet, von welchem jedes eine heidnische Gottheit, der es geweiht wurde, anzeigte, unter Gebeten geopfert. Das zweite war zum Mittsommer, wovon noch jetzt in Irland das Johannesfeuer ein großes Volksfest ist, wobei man Feuerbrände um die Kornfelder trug, damit der Erntesegen reichlich ausfalle. Das dritte war am Ende Octobers oder am ersten November (Samhuin), auch unter Anzündung von Feuern und mit Opfern und Gastmählern begangen. Ein wichtiger Opferplatz war der Feuergrund (Tlach'd gha) zu Meath in Irland, wo der Oberdruide zuerst sein Feuer anzündete, und wornach jene Festfeuer bei den Irländern die Flammen des Feuergrundes (Tine tlach'd gha) hießen. Die Sage erzählt, daß der Herr des Platzes, sein Sohn oder ein anderer ausgezeichneter Mann, wenn die Flamme des Carnfeuers erloschen, mit den Eingeweiden des Opferthieres in der Hand barfüßig dreimal über die glühenden Kohlen gehen mußte, um jene dem Druiden zu bringen, der gegenüber am Altare stand. Unverletzte Füße waren ein Zeichen des Heiles. Noch jetzt ahmt das irische Volk den alten Gottesdienst jenes Feuerordals nach. Hierdurch erhält das Hüpfen und Reiten über die Johannesfeuer in Teutschland als schwacher Nachklang jenes Feuerordals seine Erklärung und als ein Überbleibsel eines großen Opferfestes auch in Teutschland seine Bestätigung, so wie der Name Midsumarblót (Opfer zum Mittsommer) bei den Nordgermanen dieses auf das Unwidersprechlichste ausweiset (*Pennant* Tours in Scotland 1769. Ed. 3. p. 186. *Toland* History of the Druids. p. 115. 120—121. 126. 153.). Die wichtigsten Opferplätze der Briten s. im Artikel Opferplätze bei den Germanen und andern.

Wenn bei den Kimbern (Cimbern), von denen ungewiß ist, ob sie Germanen, oder Gallier, jedoch nach den haltbarsten Gründen letztere waren (s. F. Wachter, Forum der Kritik, 1ster Bd. 3te Abth. S. 101—104.), den Männern die Frauen auf den Kriegszügen folgten, begleiteten sie heilige Weissaginnen mit grauem Haupthaare, weißem Gewande, zugehefteten linnenen Oberkleidern und barfuß. Sie gingen mit gezückten Schwertern den Gefangenen im Lager entgegen, bemächtigten sich ihrer und führten sie zu einem ehernen Kessel von etwa 20 Amphoren. Daneben waren Stufen, welche eine der Weissaginnen bestieg, und jedem Schlachtopfer, das über den Kessel emporgehoben wurde, die Kehle abschnitt. Aus dem in den Kessel strömenden Blute machten sie eine Weissagung. Die andern aber zerschnitten die Geopferten, und verkündeten aus Beschauung der Eingeweide ihren Landsleuten den Sieg. Wahrscheinlich war der Kessel, der bei den Kimbern am heiligsten gehalten wurde, und den sie dem August zum Geschenke schickten, ein solcher Opferkessel. (*Strabo* Lib. VII. bei *Conringius* p. 101 u. 105.)

Die Germanen waren zwar keine so eifrigen Opferer als die Gallier. Doch mußte dem Cäsar (a. a. O. Liber VI. c. 21.), nach welchem die Germanen sich der Opfer nicht befleißigten, der Unterschied um so bedeutender vorkommen, je weniger er die Teutschen in ihrer Heimath, sondern entfernt von ihren heiligen Orten kennen lernte. Auch mag die Neigung zu den Opfern bei den Germanen mit der Zeit gewachsen sein, je mehr sie auf ihren Kriegs- und Raubzügen die Gallier, Römer und andre opfersüchtigen Völker kennen lernten, und dadurch der Nachahmungstrieb in ihnen geweckt ward. Von der Beschaffenheit ihrer Opfer geben nicht nur die Geschichtschreiber, sondern selbst die Sprache, welche noch zuverlässiger ist, traurige Kunde. Im Gothischen bedeutet blotan, den Gottesdienst abwarten, und Blotinassus der Gottesdienst (Ulfilas, Marc. 7, 7. Luc. 2, 37.). Die ursprüngliche Bedeutung des blotan von Bloth, Blut, lehrt nicht nur das angelsächsische blótan, opfern, heiligen und blot, Opfer, sondern auch am reichlichsten das dem Gothischen verwandteste altnordische Blót, Opfer, blotan. Thiere zum Opfer schlachten, opfern, weihen, durch Opfer verehren, göttlich verehren, anbeten, durch Opfer einer Sache übernatürliche Kräfte verschaffen, blótinn, durch Opfer verehrt, vergöttert, blótmadr, Opfermann d. h. Opferer, Blótgodar, Priester, Blótgydiur, Priesterinnen, Plótstadr, Opferstätte, Plótskapr, Opferschaft u. s. w. (Die Belege s. in den Glossarien der großen Ausgabe der Edda Saemundar. Kopenhagen 1787 u. 1818. 1ster Th. S. 437—440. 2ter Th. S. 587. Island Landnámabór. Kopenhagner Ausgabe von 1774. S. 7. 13. 32. 134. 157. 191. 192. 194. 215. 299. 325. 351. 480. *Heimskringla* Ynglinga Saga. c. 2 u. 4.) Ob das althochteutsche Blostar, Blaustar, Plostar, Ploostar, Opfer, Ceremonie, Pluostrari, Opferer, Pluostar-Hus, Opferhaus, Götzentempel, wohin auch das gothische Gothblostreis, ein Gottesverehrer gehört, von Blot, Opfer, blotan, opfern, oder von dem noch im niederteutschen befindlichen blostern, am Feuer dörren, stamme, wor-

nach Blostar ursprünglich ein Brandopfer wäre, ist streitig. Doch ist es wahrscheinlich aus Pluot (Blut) gebildet, und zwar auf die Weise, wie Fritz aus Friedrich, Ditz aus Dietrich, Meza aus Mathilde, Wilzen aus Wilden, nach welcher das t in den Zischlaut übergeht. Auf gleiche Weise ist das dem nordischen blóta entsprechende altteutsche plozan, ploozan, womit in Graban's Glossen immolare, delibare, libare und truncare gegeben wird, aus dem t in den Zischlaut übergegangen, und bedeutete ursprünglich bluten d. h. Blut vergießen, wie jenes (*Isidor*. c. 5. *Tatian*. c. 56. 4. *Rabanus Maurus* im Glossar. bei Diecmann. Gloss. Mons bei Petz. S. 402 u. 405. Ulfilas, Joh. 9, 31. *Junius* Gothicum Glossarium p. 96. *Schilter* Glossarium Teutonicum p. 121—123. 351.). Opfer hieß im Gothischen auch Sauds, welches Junius von dem nordischen Saudur, Schaf, als häufigem Opferthiere, ableitet, Finn Magnusen hingegen mit dem nordischen Seidr, Zauberopfer, zusammenstellt, wornach Sauds nach jenem eigentlich Schafopfer, nach diesem Rindopfer bedeutete (Ulfilas, Marc. 12, 33. Römer 12, 1. *Junius* l. l. p. 291—292. *Finn Magnusen* Lexicon Mythologicum. Zur Edda Saemundar. T. III. p. 611.). Opferthier und dann auch Opfer überhaupt, ward im Gothischen Hunse genannt, wovon dann Hunslastaths, Opferstatt, Opfertisch, Altar, und verwandt mit Hunsl ist das angelsächsische Husl, welches die Christen auf die Hostie im heil. Abendmahl übertrugen, und dieses damit benannten, daher Huselgang, Empfang des heiligen Abendmahls, Huselganga, Empfänger desselben, Huselfatu, die beim heiligen Abendmahle dienenden heiligen Gefäße, huslian, das Abendmahl ertheilen (Ulfilas, Matth. 5, 23. 9, 13. Marc. 9, 49. Luc. 1, 11. Joh. 16, 2. *Junius* Glossar. Goth. p. 205—206.). Im Althochteutschen heißt Frunsiing, Friusiing, Frisching, Opferthier, dann später auch Braten überhaupt, Osteirfriskinch, Osterlamm (Gloss. vet. Alam. *Notker* Psalm. XV, 4. XXVI, 6. XXXIII, 1. XXXIX, 8. XLI, 10. XLIII. L. 21. CXV, 19. XX. 3. Index Schaedaei MS. *Schilter* Glossar. Teut. p. 330.). Endlich verdienen noch Berücksichtigung das gothische saljan, altnord. selia, angelsächs. selan, opfern, und überhaupt ertheilen, übergeben, welches die ursprüngliche Bedeutung, ist ungewiß, das angelsächsische geldan, opfern, bezahlen, Gylt, Gottesdienst überhaupt, auch Gericht, Godgeld, Opfer, das althochteutsche Fuhtaz, libamen, welches auch durch Gozopher, Gozaphar, Gußopfer, übersetzt sich findet, das althochteutsche Ghelstar, Opfer, und Offerunc Ghelstar, Darbringung des Opfers, welches Ghelstar wahrscheinlich auf die Weise, nach welcher das t in den Zischlaut übergeht, aus dem altteutschen Gelt, Vergeltung, gebildet ist; auch findet sich schon im althochteutschen Obphar, Opfer und opphoron, opfern, in seiner allgemeinen Bedeutung (Ulfilas Marc. 14, 12. Luc. 1, 9. Joh. 16, 2. Kong Alfs Saga c. 1. Afred. Paraphrasis des Beda II, 20. p. 143. 157. Legg. Alfredi. §. 31. Legg. Wihtr. §. 31. Angelsächs. Übersetzung der Evangel. Marc. 3, 29. S. 100. Gloss. Mons. bei Pez. S. 322. 350. 361. 362. 364. 396. 401. 408. *Isidor*. c. V. §. 6. c. VIII. *Tatian*. c. VII, 3. *Otfrid* I. 14. 45. IV, 9, 2. V, 24, 95. p. 386.). — Dem Hauptgotte, welchen der Römer mangelhaft durch Mercur wiedergibt, dem Wodan, in nordischer Mundart Odin, an bestimmten Tagen (nämlich bei großen Opferfesten, wo zugleich Gericht gehalten ward) Menschenopfer darzubringen, hielten die Teutschen für Recht. Ihm galt wahrscheinlich auch das Menschenopfer, welches auf Veranstaltung des Staates im berühmten Haine der Semnonen, wenn die Abgeordneten (legationes) aller swevischen Völker sich versammelt, gebracht wurde, um den schauderhaften Ursprung des rohen Gebrauches zu feiern (Caeso publice homine. *Tacit*. Germ. XXXIX. und IX. Über Mercur als Wodan s. *Paulus* Diaconus de reb. Langobard. I. 10.; ferner Vitae XXIII. abbatum S. Albani, bei *Wats* Additamenta Operum Matthaei Parisiensis. Paris. 1644. p. 25—26. *Albericus* Monach. Trin. Font., Chron. bei Leibnitz, Access. Hist. T. II. p. 23. 186—187.). Der Sinn dieser Menschenopfer war dem Tacitus nicht kund geworden oder er deutete ihn nicht an. Doch ist seine Nachricht (Germ. VII.) wichtig, daß nur die Priester die Teutschen im Heere fesseln und schlagen durften, und zwar nicht auf Befehl des Heerführers, sondern gleichsam auf das Gebot des Gottes. Wie vielmehr mußten da nicht Todesstrafen im Namen des Gottes vollzogen werden? Eine Gattung Menschenopfer waren also nichts als die im Namen der Gottheit geübte peinliche Rechtspflege, um die durch das Verbrechen beleidigte Gottheit zu versöhnen, wie aus den weiter unten folgenden Einzelnheiten hervorgehen wird. Die legationes der Semnonen bei Tacitus (Germ. 39.) waren die Nemudir der Skandinavier d. h. eine gewisse Anzahl aus jedem Gaue oder jeder Landschaft abgeordneter Männer, um auf den öffentlichen Versammlungen die Rechtspflege zu verwalten (*Finn Magnusen* Lex. Myth. p. 615.). Die Absicht bei dieser Gattung Menschenopfer, welche als Bestrafung der Verbrecher gebracht wurde, konnte nicht, wie bei jener, welche in Kriegsgelübden ihre Veranlassung hatte, von der wir später sprechen werden, die Absicht der Opfernden sein, den Göttern das Edelste der Schöpfung darzubringen, denn sonst hätte man ja ihnen die schönsten, unschuldigsten Menschen schlachten müssen, und ohne sie vorher zu verstümmeln, wie dieses zum Theil bei Bestrafungsopfern, bei welchen man den Willen der Götter durch Hinrichtung der Verbrecher erfüllen wollte, Statt hatte. Die Friesen opferten die Körper der Verurtheilten bei ihren Götterfesten häufig auf verschiedene Weise, einige wurden durch das Schwert hingerichtet, andere an den Galgen gehängt, andere auf andere Weise auf das grausamste erdrosselt, andere in das Meer oder andere Gewässer versenkt. Daß diese verschiedenen von Jonas aufgeführten Opferarten verschiedene Strafstufen waren, lehrt folgender besonderer durch das Gesetz aufbewahrter Fall. Wer einen geweihten Ort (fanum) erbrochen, und daselbst etwas von den heiligen Sachen genommen, wurde an das Meer geführt, auf dem Sande, welchen die Fluth zu bedecken pflegt, ihm die Ohren zerrissen, er entmannt, und den

Göttern geopfert, dessen Tempel er verletzt hatte. Doch war der Sinn dieser Opfer als feierliche, auf den Befehl der Götter geschehende und den Göttern geweihte Hinrichtungen auch bei den Friesen durch lange Gewohnheit verdunkelt worden, indem man durch Opferung der Verbrecher an den Götterfesttagen durch die Länge der Zeit so daran gewöhnt war, daß man wähnte, zur Feier des Festes sei ein Menschenopfer nöthig; mangelte nun ein Verbrecher, so wurde ein Mensch zum Opfer durch das Loos gewählt, wenn nämlich die Erzählung bei Jonas auch in dieser Beziehung begründet ist, da sie zwei zum Wassertode durch das Loos erwählte Knaben einer Witwe, und den durch das Loos zum Galgen gewählten Ovo zur Rettung durch den heiligen Wulfram nöthig hatte (*Jonae* Vita S. Wulframni c. IV, 6—9. bei *Mabillon* Acta SS. Ord. S. B. sec. III. Lex Frisionum. Aditio Sapientium Tit. XII. de honore Templorum. Ap. Georgisch. p. 444.). Auf dem von Nordgermanen (Nordmannen) bevölkerten Island wählten, nach dem Geständniß der christlichen Prediger selbst, die Heiden die schlechtesten Menschen aus, um sie ihren Göttern darzubringen, opferten sie durch den schmählichsten und ihrer würdigsten Tod, indem sie dieselben von Felsen oder in Klüfte stürzten (Rede Hialti Skeggiason's bei *Finn Magnusen* Lexicon Mythol. in der großen Ausg. der Edda Saemundar T. III. p. 929.). Daher waren die Gerichtsstätten mit den Opferplätzen verbunden. So bei dem Fiorthungsgericht an der heiligen Stätte auf dem Thornes, wo der Gerichtskreis (Dómhringr), in welchem Menschen zu opfern für Thor verurtheilt, und der Stein Thor's (Thórs-steinn) war, an welchem die, welche man opferte, zerbrochen wurden (Islands Landnámabór. p. 94.). In der Nähe des von Thorstein Ingol's Sohne auf dem Kialarnes errichteten Hauptgerichtes war auch der Haupttempel Thor's, bei welchem der Sumpf war, in welchen zum Opfer Verurtheilte gestürzt wurden (Kjalnesinga Saga. c. 2.). Volksversammlung und Gericht war bei den Nordmannen ein Wort und ein Begriff, nämlich Thing, wodurch die Stelle bei Tacitus (Germ. XII.) Licht erhält: „Bei der Volksversammlung darf man auch anklagen und auf Leben und Tod anlassen. Der Unterschied der Strafen ist nach dem Verbrechen. Verräther und Überläufer hängen sie an Bäume, Weichlinge und Feige und am Leibe Geschändete versenken sie in Schlamm und Morast, und werfen Hürden darüber." Wenn wir diese Stelle des Tacitus mit dem Obigen und dem Folgenden, was andre Quellen von dieser Gattung Menschenopfer bei den Germanen berichten, zusammenhalten, so gehört auch sie zur Geschichte derselben. Wohl auch als Bestrafungsopfer anzusehen ist bei den Sachsen das Verbrennen der Hexen, von welchen man glaubte, daß sie Menschen verzehrten, oder wenn man das Verbrennen derselben nicht wählte, das Vertheilen ihres Fleisches zum Verzehren. Ein schauderhaftes Opfermahl! Doch findet das Vertheilen des Fleisches von Verbrechern zum Verzehren noch jetzt bei wilden Völkern auf ostindischen Inseln statt (Capitulatio de Part. Saxoniae c. 6. bei Georgisch S. 580: vel (si quis) carmen ejus (stigae) ad comedendum dederit.). Nicht unwichtig für die Geschichte der Menschenopfer bei den Germanen ist Odin's Benennung Hángatyr, Hángatyrr, Hángaguth, Hángagoth, Gott der Gehängten, Hángadrottinn, Herr der Gehängten, Gálgagramr, Fürst der Galgen u. s. w. (Hrafna-Galdr. Othins 18. Edda Saemundar I. p. 223. Die Skalden Refr und Vigaglum in der Skalda bei Rask, Snorra-Edda. p. 94—95. *Snorri* Ynglinga Saga. c. 7., der aber die Göttersage in Heldensage gestaltend und Odin als einen oberſten Priester darstellend, den Namen sich so wenig zu erklären weiß, daß er ihn davon ableitet, daß Odin sich häufig unter die Galgen gesetzt.). In Schweden wurde der Isländer Hallfred eines Mordes in Wester-Gothland auf der Volksversammlung angeklagt, und zur Opferung verurtheilt. In Norwegen waren die Menschenopfer zur Zeit Olaf's des Sohnes Tryggvin's zum Theil entartet, da die gewöhnlichen nicht nur Verbrecher, sondern auch Sklaven waren. Namentlich ihrer Hauptgottheit, dem Thor, sprengten die Normannen Menschenblut (Kristni-Saga. Kopenh. Ausg. S. 92. Olafs Saga Tryggva Sonar übers. von Egilson. II. S. 38. 79. 222. *Wilhelmus* Semmeticensis, Hist. Normann. Lib. II. c. 6., in Hist. Norm. Scriptt. p. 218.). Wie wir bei den Friesen sahen, waren die Bestrafungsopfer zugleich Versöhnungsopfer für die durch die Verbrechen beleidigten Götter. Der Sinn dieser letzteren spricht sich deutlich in der norwegischen Sage vom Könige Domald von Schweden aus. Unter ihm war Theurung und Hungersnoth in Schweden. Da opferten die Landesbewohner viele Ochsen in einem großen Opfer im Herbste zu Upsal. Aber es half nichts, denn die Theurung blieb. Den andern Herbst opferten sie Menschen, aber die Zeit wurde um nichts besser. Den dritten Herbst kamen die Schweden nach Upsal zu einer großen Versammlung, die Häuptlinge hielten Rath, und kamen dahin überein, daß die theure Zeit für König Domald's Schuld gekommen. Die Schuld wird nicht näher angegeben. Nach Braun hätte Domald seinen Vater umgebracht; doch dieses thaten ja seine Halbbrüder Grijs und Anund. Doch könnte die Schuld darin bestehen, daß Domald die Blutrache versäumt, und seinen Vater nicht gerächt. Aber wie aus der folgenden Sage erhellen wird, schloß man erst aus der Theurung auf eine Schuld des Königs, sowie auch bei den Burgunden der Hendinos (König) bei Kriegsunglück und Miswachs abgesetzt wurde, während der Sinistus (oberste Priester) keinem solchen Wechsel unterworfen war. Die Schweden beschlossen, erzählt die Sage weiter, den König dem Odin für Wiederkehr der Fruchtbarkeit und guten Zeit zu opfern. Sie schlachteten und opferten ihn, und strichen sein Blut an alle Wände und Stühle in des Abgottes Hause, und da ward seitdem bessere Zeit im Lande. Nicht minder charakteristisch für unsern Gegenstand ist folgende Sage, welche zugleich auf die obige erklärendes Licht wirft. Zu König Olaf Träteige, der nach seines Vaters, des König Ingials von Upsal, Tode von den Schweden vertrieben, an der in den Vener strömenden Elf die Wälder ausrotten lassen, und sich ein gutes Land bereitet, kamen aus

dem Sweenreiche unter König Issver Widfadma fried- und rechtlos Gemachte so Viele, daß sie in Värmeland, wie Olaf's neues Land hieß, keinen Raum hatten, darum ward große Hungersnoth und theure Zeit unter ihnen, und sie beschuldigten deshalb den König, so wie die Schweden immer ihren Königen beides die guten Fruchtjahre und theure Zeit zuzurechnen pflegten. König Olaf opferte nicht gern den Göttern, das behagte den Schweden übel und sie meinten, daß die theure Zeit dafür so lange anhielt. Daher versammelten sie sich, zogen zu ihm, verbrannten ihn in seiner Wohnung und gaben ihn dem Odin zum Opfer für Sieg und Fruchtbarkeit der Gewächse. Aber da die theure Zeit doch nicht abließ, so dachten die Verständigsten, daß der König keine Schuld daran habe, sondern zuviel Volk im Lande sei. Sie zogen nun mit einem Kriegsheere aus u. s. w. (*Snorri Sturlason* Ynglinga Saga bei Clausson, Norske Kongers Chronika S. 13 u. 30. *Ammianus Marcellinus* Lib. XXVIII. c. 5. Leidn. Ausg. von 1552. S. 594. G. Chr. Braun, Religion der alten Teutschen im Anhang zum Herrmann dem Cherusker. 2te Ausg. S. 290.).

Die meisten Menschen kosteten die Opfer in Folge der Gelübde, um Sieg bei Beginnen eines Kriegs. Am großartigsten war das Gelübde der Katten in ihrem Kriege mit den Hermunduren um den salzquellenreichen Grenzfluß (muthmaßlich die fränkische Saale) im J. 59. Denn dieser war zugleich ein heiliger Krieg wegen des Glaubens, daß solche Orte dem Himmel am nächsten seien, und die Gebete der Sterblichen von den Göttern nirgends näher gehört würden; daher komme durch die Gnade der Gottheiten in jenem Flusse und in jenen Wäldern das Salz hervor, nicht, wie bei andern Völkern, durch Austretung des Meeres, indem das Naß vertrockene, sondern über einen brennenden Haufen von Bäumen gegossen werde, und so das Salz aus zwei sich widerstreitenden Elementen, dem Feuer und Wasser sich verdichte. Von dieser Vorstellung der religiösen Wichtigkeit des Ortes geleitet, weihten die Katten im Falle des Sieges den Gottheiten, welche der Römer Mars und Mercur nennt, die feindliche Schlachtreihe, nach welchem Gelübde die Rosse, die Männer, alles, was athmete, niedergehauen wurden. Aber die Hermunduren siegten, und erfüllten der Katten Gelübde an den Katten selbst. Wahrscheinlich gleich an Ort und Stelle, da der Kampfplatz am wahrscheinlichsten in der Nähe des Streitgegenstandes war, und der salzquellenreiche Fluß dem Wohnsitze der Götter am nächsten gehalten wurde. Als Folge eines Kriegsgelübdes ist unstreitig auch die Opferung der feindlichen Kriegstribunen und der Centurionen durch die Sieger über die Römer unter Varus im teutoburger Walde im J. 9. anzusehen. Sie wurden an den Altären in den dem Kampfplatze benachbarten Hainen geschlachtet (*Tacitus* Ann. I, 15. XIII, 57.). Den Gothen und den Scandinaviern überhaupt (den Thuliten, wie sie Procopius nennt) war das schönste Opfer der Mensch, welchen sie im Kriege zuerst fingen; sie opferten ihn dem Kriegsgotte, welchem sie den Anfang der Beute gelobten, und den sie durch Menschenblut am passendsten zu versöhnen glaubten. Ihm hingen die Gothen im Süden auch an Baumstämmen die Waffen erlegter Feinde auf, sowie auch die Gothen im Norden Kriegsbeute den Altären gaben (*Procopius* de b. G. Lib. II. c. 15. Beowulflied bei Thorkelin, de Danorum rebus gestis sec. III et IV. Poëma Danicum dialecto Anglosaxonica p. 54. 254. *Jordanes* de reb. Get. c. 4. bei Hugo Grotius Goth. et Langobard. Scriptt. p. 19.). Die Sachsen, Franken, Heruler glaubten auch, daß Menschenopfer ihre Götter besänftigten (*Ennodius* Vita S. Antonini bei Leibnitz, Scrippt. T. I. p. 28.). Bei dem Auszuge auf ihre seeräuberischen Fahrten gelobten die Sachsen den zehnten der Gefangenen. Bevor sie dann die Anker zur Heimkehr lichteten, wählten sie die Schlachtopfer durch das Loos, und brachten sie den Göttern noch an der feindlichen Küste durch martervolle peinliche Strafarten dar, sowie auch die Thuliten (Scandinavier) die ersten Kriegsgefangenen durch ausgesuchte Todesart, durch Aufhängen, durch Werfen in Dorne und andere dergleichen Qualen dem Kriegsgotte opferten. Diese martervolle Opferungsweise hatte man aller Wahrscheinlichkeit nach von der Strafopferung der Verbrecher, weil man sie durch lange Gewohnheit bei einem Menschenopfer für nöthig hielt, ohne Sinn auf die Opfer in Folge der Kriegsgelübde übertragen, woraus zugleich erhellt, daß die Menschenopfer, als Bestrafung, die früheren waren (*Sidonius Apollinaris* Epistolae Lib. VIII. Ep. VII. bei Leibnitz a. a. O. S. 26—27.). Die Menschenopfer bei den Sweven, und zwar, wie aus den Umständen erhellt, für erhaltenen Sieg, werden von einer römischen Inschrift bezeugt, wenn sie nicht erdichtet ist. Ein Schriftsteller des Mittelalters erzählt nämlich: Um Augsburg gegen die Einfälle der Barbaren zu schirmen, schlug am ersten August der Prätor Titus Annius mit der Martischen Legion sein Lager im Süden auf; im Westen jenseits der Stadt lag Avar, Sohn des Königs Bogud, mit der Reiterei und der macedonischen Hülfsmacht. Zweiundzwanzig Tage darauf war bei den Bürgern barbarischer Abkunft das berühmte Fest der Ziza, und sie überließen sich dem Spiele und der Ausgelassenheit. Da brach eine große Menge Sweven aus den Wäldern, vernichtete Avars Heer, fing und schlachtete ihn in königlicher Tracht wie ein Thier. An der Stelle, wo er geschlachtet wurde, heißt das Dorf bis heute Criechies Avereni. und diese Verse wurden dort gefunden:

His nomen terris Bogudis dat regia proles,
Graecus Avar „pecudis Suevis de more litatus."

So die Sage im Mittelalter (Abbas Urspergensis ad an. 1157. f. 308.). Nicht minder aus Sagen der Nordgermanen erhellt, daß auch sie um den Sieg zu erlangen, vor der Schlacht dem Odin Gelübde thaten, durch eigne Beschwörungsformeln ihm das feindliche Heer weihten, siegend als Opfer niederhieben, und auf andere Weise des Lebens beraubten. Dieses wird namentlich vom König Erich dem Siegreichen von Schweden bei der Schlacht gegen Styrbiorn auf Fyrisvall, von dem Reidgothischen (Jütländischen) Helden Gistur bei seinem Kampfe mit den Hunnen und dem isländischen Häuptling

Steindor von Eyre im 9. Jahrhunderte bei seinem Angriffe auf die feindliche Schar erzählt. Die Hauptpunkte in den Opferungsformeln waren: „Odin hat euch alle!" oder: „Euer Heerführer ist dem Tode nahe, Odin euch erzürnt, er lasse sein Geschoß über euch fliegen, wie ich jetzt vorsage." Dem Geschosse Odin's schrieb man die Blendung und Verwirrung der Feinde zu, welche dem Siege voranging (Styrbions-Sage in der noch ungedruckten Gesch. Olaf's des heil. bei *Finn Magnusen*, Lex. Myth. p. 596. Hervarar Saga, Kopenhagner Ausgabe. S. 208. Eyrbyggia Saga, Ausgabe von Thorkelin. S. 228.). Hierher gehört auch die Sage, daß Harald Hildetand durch Odin's Wohlthat unverwundbar gewesen, und ihm dafür die Seelen, welche er durch den Stahl aus den Körpern getrieben, verhießen (*Saxo Grammaticus* Hist. Dan. Lib. VII. p. 138.). Um die Vaterrache glücklich zu vollführen, opferten die Nordmannen dem Odin. Dieses that nach der Sage Dag, Haugni's Sohn. Da lieh ihm Odin seinen Spieß. Mit ihm durchstieß Dag im Kampfe bei Fiöturlund seinen Schwager, den allgewaltigen Kriegshelden Helgi den Hundingstödter, durch den Dag's Vater in der großen Schlacht am Frekastein gefallen (Helga Quida Hundingsbana II. Edda Saemundar T. II. p. 104. 106. F. Wachter, Forum d. Kritik 1ster Bd. 2te Abth. S. 114. 2ter Bd. 1ste Abth. S. 132—133.). In den Opfern für erhaltenen Sieg und nicht blos in grausamer Rache findet auch der schreckliche Gebrauch, gefangenen Feinden den blutigen Aar zu schneiden, seine Erklärung. Es ward hierbei das Schwert tief am Rückgrat eingesteckt, alle Rippen bis hinab zu den Lenden losgeschnitten, und die Lunge herausgezogen. Den blutigen Aar schnitt, wie Gesang und Sage erzählen, Sigurd dem Lyngvi, durch welchen Sigurd's Vater in der Schlacht gefallen, Sivard und Bidre dem Elli, der ihren Vater Ragnar Ledbrok im Schlangenthurm umkommen lassen, Jarl Einar von Orkney dem Halfdan Halegg, Ormur dem Brusi ꝛc. Der Gebrauch hieß at rista örn (den Adler) oder Blodörn (den Blutadler) schneiden, auch Blodugle, Blodresil und das in der Helga Quida Haddingia Skata 22. p. 41. vorkommende rista rettr (Rippenrichtung) gehört auch hierher, weil die Rippen wie Adlerflügel herausgebogen wurden (Sigurdar Quida Fafnisbana III. Str. 26. Nornagests Saga c. 5. Heimskringla Saga Haralldѕ Hárfag. c. 31. Jarlasaga und Ormssága, bei Stephanius, Notae uberiores zum Saxo Grammaticus S. 193., und dieser selbst Buch 9. S. 177. Ragnar Lodbroks Saga c. 21.), die aber blos noch die Redensart, aber den eigentlichen Gebrauch nicht mehr kennt, da sie den Aar durch einen Schnitzkundigen in den Rücken schneiden, und denselben mit Blute röthen läßt. So ist auch das anderweitig erwähnte Streuen des Salzes in die Wunde, um die Schmerzen zu erhöhen, Entfernung vom Opfergebrauche, welcher nichts als die Lungen unversehrt zu erhalten suchte, um sie weissagend beschauen und als Opfer bringen zu können, wenn nämlich das Streuen des Salzes bei den Opfern nicht statt hatte, und so nicht auch diesen entlehnt war (Suhm Fabelzeit, 2ter Th. S. 362.). Die Menschenopfer zur Folge der Kriegsgelübde wären ungeheuer ausgeartet, wenn die Sage begründet wäre, daß der bedrängte Jarl Hakon, um in der Seeschlacht gegen die überlegenen Jomswikinger den Sieg zu gewinnen, seinen siebenjährigen Sohn, den schönen Erling der göttlich verehrten Thórgerdur Hörgabrúdir (oder Hölgabrúdir) und ihrer Schwester Irpa geopfert. Wahrscheinlich wurde die Sage erfunden, um das schreckliche Hagelwetter zu erklären, durch welches der stärkere Theil, die Jomswikinger den Sieg verloren (*Snorri Sturlason* l. l. p. 140., der aber selbst das Menschenopfer als Sage bezeichnet. *Saxo Grammaticus* Hist. Dan. Lib. X. ex edit. Stephanii. p. 183., der mit einem geopferten Sohn nicht zufrieden, zwei Söhne durch Hakon opfern läßt. Die Nachweisungen über Thórgerdur s. bei *Finn Magnusen* Lex. Myth. p. 981.). Noch weniger verdiente das augenscheinliche Mährchen bei Snorri Sturlason (l. c. p. 19.), wie König Ani von Schweden dem Odin in gewissen Zwischenräumen neun Söhne nach einander opfert, und für jeden einen Zuwachs von zehn Jahren an seinem Leben erhält, hier einer Erwähnung, wenn es erstens nicht von andern unkritischer Weise als geschichtliche Thatsache genommen, und als Beweis der Opferung eigner Kinder bei den Germanen aufgeführt worden (G. Th. Braun, Religion der alten Teutschen a. a. O. S. 390.). Zweitens ist die Erzählung auch als bloße Sage darum bemerkenswerth, weil jedesmal für Verlängerung des Lebens des Königs Ani der durch das Orakel (s. d.) befragte Odin ein anderes Menschenleben fodert, welches auf einen gleichen Glauben mit dem hinweiset, welchen die Gallier hatten, daß der Wille der Götter nicht anders befriedigt werde könne, als wenn für das Leben eines Menschen das Leben eines andern gegeben würde. Hierbei mußten die eignen Kinder allerdings als die natürlichsten Stellvertreter erscheinen. Auch bei den Franken, Herulern und Sachsen, welche wie Ennodius (Vita S. Antonii. Ausg. von Schott S. 382.) erzählt, glaubten, daß Menschenopfer ihre Götter besänftigten, sollen Verwandte zu Opfern genommen und die durch das Loos dazu Bestimmten als Lieblinge der Götter, welche man durch den Tod der Frommen zufrieden zu stellen gewähnt, geschlachtet worden sein. Durch lange Gewohnheit der Menschenopfer als Bestrafungsopfer und zur Lösung von Kriegsgelübden mußten Menschenopfer überhaupt als Ausartungen von jenen beiden vorkommen, wozu wol gehört, wenn von Thórolfr Heliarskin, welcher Forsáludal in Island in Besitz nahm, als etwas bemerkenswerthes angeführt wird, daß er Menschen geopfert; er nahm wol Menschen zu Opfern, wo andere Thiere brauchten. Auch sein Beiname: Haut der Hel, der Göttin der Unterwelt, welche halb von blauer, halb von menschlicher Farbe gedacht ward, ist Grauen erweckend (Islands Landnámabór P. III. c. 3. Addit. 6. p. 191.). Auch wenn die Noth solche Entartungen herbeizuführen drohte, suchte man doch gern einen Ausweg. So wird von den Bewohnern des Reykiadal's erzählt, daß sie in einem strengen Winter bei ihrem Tempelvorsteher (hofgodi) zusammengekommen, um Gelübde für milderes Wetter zu

thun, und der Hofgodi Geld für den Tempel, Aussetzung der Kinder (als Opfer), und Tödtung der Greise (als Opfer) vorgeschlagen. Aber es ward der Vorschlag eines andern Häuptlings angenommen, nach welchem das Geld zur Ernährung der Kinder und Greise angewendet werden sollte. Thorstein that ein Gelübde bei dem, welcher die Sonne erschaffen, Thorkel Krafla von Kornsá zu ernähren und zu erziehen, wenn Thorir von der Berserkerwuth befreit würde. Solche reine Opfer hatten auch statt, je nach den verschiedenen Ansichten der Menschen, da sie unter keinem Priesterzwange wie andere Völker lebten (Islands Landnámabór. P. III. c. 4. p. 197. Müller's Sagabibliothek S. 205. Mone. 1ster Th. S. 295., welcher aber bei Veränderung des Vorschlages des Hofgoden christlichen Einfluß ohne hinlänglichen Grund vermuthet). Das reinste Opfer brachte Thorwalldr Holbarki dem Surtur, dem Joten (Riesen d. h. einem den Asen feindlichen Wesen), von welchem man glaubte, daß er die Surturshöhle (Surtshellir, Surtarhellir) auf Island, eine durch vulkanische Flammen erzeugte Höhle, dem mit Eis überzogene Kammern einen auf das wunderbarste ergreifenden Anblick gewähren, bewohne. Auf den Bewohner dieses Naturwunders verfaßte Thorwalldr ein Gedicht, und trug es in der Höhle vor (Landnámabór. p. 220. *Henderson* Iceland. Edinb. 1818. 2ter Bd. S. 196.). Bekanntlich betrachtete man die Kinder, welche man zu Mönchen bestimmte, als Gott dargebrachte Opfer, weshalb sie pueri Deo oblati (Gott dargebrachte Knaben) hießen. Gleiches dem Sinne nach, doch ohne das Mönchsthum, hatte die Heidenzeit. So wird von Thórólf, dem eifrigen Thorverehrer, erzählt, daß er den ihm in Island geborenen Steinn seinem Freunde Thor gegeben, und ihn deßhalb Thorsteinn genannt. Desselben Thórólf Mostrarskegg's Sohn, Hallstein, der in einer andern (der Thorskafjorder) Landschaft Islands den Thoropferdienst errichtete, brachte dem Thor ein Blutopfer, daß er ihm Hochsitzsäulen (öndvegissúlor, nämlich vom Meere zugeführt,) sende, und gab ihm überdies seinen Sohn. Solche dem Thor gegebene Söhne mußten seinen Opferdienst besorgen. Ein drittes Beispiel ist der zu diesem Amte in seiner Kindheit bestimmte Grimr, der wegen seiner Bestimmung Thorgrimr, dann Snerrir, und endlich Snorri als Christ hieß (Eyrbyggia Saga. p. 6. 16. 26. 30. Landnámabór. p. 134.). Ein viertes ist König Wikar, dessen Opferungssage überdies äußerst berühmt war, zwar etwas entstellt auf uns gekommen, aber auch noch so sehr lehrreich ist, daher ihr Inhalt hier kürzlich angegeben zu werden verdient. Die Schicksale Starkathers, des Sohnes Storwerk's, bestimmten Odin und Thor; während Odin ihn mit jeder herrlichen Gabe beschenkte, heftete Thor etwas Verbrecherisches oder Unheilvolles daran. So geben die isländischen Sagen an. Bei Saxo Grammaticus (Lib. VI. p. 103—104.) findet sich folgende Gestaltung: Odin wollte einst den König Wikar von Norwegen durch eine Strafart der Verbrecher umkommen lassen (das heißt im ursprünglichen Sinne der heidnischen Sage, Odin wollte, daß Wikar ihm geopfert werden sollte; die Menschenopfer, welche bei den Germanen ursprünglich nur in Opferung der Verbrecher bestanden, behielten die Form der Hinrichtungen bei. Nach der Hálfs-Saga (c. 1.) wurde Wikar noch ungeboren von seiner Mutter zu Folge eines Gelübdes dem Odin gegeben, d. h. geweiht, Odin wollte ihm daher durch die Opferung oder den gewaltsamen Tod die Aufnahme in Walhall sichern.). Da Odin, fährt die Gestaltung der Sage bei Saxo Grammaticus fort, es nicht offen ausführen wollte, verherrlichte er den durch ungewöhnliche Größe ausgezeichneten Starkather nicht blos durch Tapferkeit, sondern auch durch die Gabe der Dichtkunst, um ihn zu einem desto geschicktern Werkzeuge zur Vollziehung des Endes des Königs zu machen (denn die Skalden erhielten leicht der Könige Gunst). Deshalb beschenkte er ihn auch mit drei Lebensläuften des menschlichen Alters, damit er in ihnen der Urheber von eben so viel Unthaten werde. Starkather begab sich an Wikar's Hof und verbarg seine Nachstellung unter der Maske des Dienstes. Endlich trat er mit ihm eine Seeraubfahrt an. Ungünstige Winde verdammten sie an einem Orte den größten Theil des Jahres zu thatloser Ruhe. Sie beschlossen, die Götter durch Menschenblut zu versöhnen, befragten das Loos-Orakel. Dieses foderte den König als Schlachtopfer. Starkather legte die Winde um des Königs Hals, als wenn er nur zum Scheine und blos eine Zeit lang die Strafe vollziehen wollte. Aber der feste Knoten übte sein Recht und raubte dem Hängenden den letzten Hauch. Den noch Zappelnden entriß Starkather durch das Schwert die Überbleibsel des Lebens, und entdeckte so, während er helfen sollte, seine Untreue. So nach der Gestaltung der Sage bei Saxo Grammaticus, wie er sie bei einigen gefunden, und welcher er folgt, da er das Göttersagliche so viel als möglich zu verwischen sucht, und am Schlusse bemerkt, ihm scheine die Sage (opinio) nicht erzählenswerth, welche berichte, daß die weichen Ruthen sich plötzlich zusammengezogen und hart geworden, und nach Art und Weise eines eisernen Strickes verfahren sei. Dieses ist aber nach dem Geiste des Heidenthums, welcher die Götter so viel als möglich einwirken läßt, gerade die ursprüngliche Sage, denn es war nicht genug, daß Odin, die Seeräuber durch ungünstige Winde zur Thatlosigkeit zwang und zum Entschlusse der Menschenopferung bewog, und nun das Orakel zu Wikar's Opfertode ertheilte, er mußte auch bei dessen Vollziehung thätig sein. Nach der Gautreks oc Hrólfs-Saga S. 33 u. f. gab Odin dem Starkather ein Rohr, welches, als es Wikarn berührte, plötzlich in einen eisernen Spieß verwandelt ward, und ihn durchbohrte, während zugleich der aus Kälberdärmen verfertigte Strick plötzlich in einen weidenen, und zwar in den stärksten verwandelt ward (der schwache Strick sollte nämlich reißen, und so Wikar befreit werden (Vgl. *Sum* Om Odin. p. 54—55. *Müller* Sagabibliothek. II, 580—581. *Müller* Crit. Untersög. p. 78—81. 83—90. *Finn Magnusen* Edda og dens Oprindelse. T. IV. p. 8—9. 127. *Finn Magnusen* Lex. Myth. p. 587—589.). Außer den Menschenopfern, welche die Heruler zur Versöhnung ihrer vielen Götter brach-

ten, hatte ihre Einrichtung, daß Greise und Kranke nicht fortleben durften, religiöse Beziehung auf den durch gewaltsamen Tod jenseits erfolgenden glückseligeren Zustand, welches daraus erhellt, daß bei natürlich erfolgendem Tode eines Herulers sich seine Witwe für ihn opfern mußte. In der Tödtung der Kranken und Greise lag der Sinn von Selbstopferung zwar nicht durch eigne Hand, aber doch scheinbar eignen Entschluß. Von Alter und Krankheit Ergriffene mußten ihre Verwandten bitten, sie so bald als möglich aus der Zahl der Lebenden zu schaffen. Diese errichteten einen großen Scheiterhaufen, setzten den Menschen auf den Gipfel, und sandten einen dolchbewaffneten Heruler hinauf, der aber ihm nicht verwandt sein durfte, da sie es für Unrecht hielten, daß die Tödtung durch einen Blutsfreund vollzogen wurde. Nachdem der Vollstrecker derselben zurückgekehrt, zündeten sie den ganzen Holzstoß durch hineingeworfene Fackeln an. Nach Verlöschung der Flamme lasen sie die Knochen zusammen, und gruben sie in die Erde (*Procopius* de bello Goth. Lib. II. c. 14. edit. Paris. 1662. p. 419.). Auch bei den Thüringern wurde den Kranken, wenn keine Hoffnung zur Besserung mehr, und also ein natürlicher Tod als gewiß vorauszusehen war, der Kopf abgeschlagen, und der entseelte Körper verbrannt. Namentlich wird von dem thüringischen Edeling Oddilo erzählt, daß er seinen sterbenden Blutsverwandten, einen Jüngling, betrauert, und sich nicht anders zu helfen gewußt, als des Dahinschwindenden Haupt abhauen zu lassen und den Leichnam auf heidnische Weise dem Feuer zum Verbrennen zu übergeben. Man glaubte wahrscheinlich, je gewaltsamer der Tod, je vollständiger werde auch die Wiedergeburt sein, während die, welche an einer Krankheit oder vor Alter gestorben, nur ein elendes Schattenleben führen würden, wie das Reich der Hel beschrieben wird (Vita S. Arnulphi Episcopi Metensis. c. 12.). Daß bei den Hyperboreern, so wie auch bei den unserm Zweck entferntern Cantabern die betagten Leute sich in das Meer stürzten, war zur Kunde der Römer gelangt, ohne daß sie jedoch den Sinn dieser Selbstopferung begriffen (*Mela* III. 5. Plinius. Solinus. Silius Italicus III.). Die Denkmäler der Nordgermanen hingegen geben uns darüber die anschaulichste Auskunft. Gewaltsamer Tod war nöthig zur Wiedergeburt und zur Gelangung zu den Freuden bei Odin in Walhall. Am großartigsten spricht sich die Selbstopferung zum Zwecke der Wiedergeburt in der Göttersage vom Kampfe und Falle der Asen und dem Ende der jetzigen Welt aus, worauf die Wiedergeburt derselben in vollkommenerm Zustande erfolgt. Da in der Regel nur gewaltsam Gestorbene zu den Freuden nach Walhall gelangen konnten, so suchten die, welche das Schwert in der Schlacht verschont, im Alter oder bei hoffnungsloser Krankheit einen gewaltsamen Tod. Daher die Sage von Odin, daß der Todsieche sich habe mit Speerspitzen zeichnen lassen, und von dänischen Königen, daß sie alt und krank den Tod im Meere gesucht, doch so ausgestattet, um auch jenseits als König erscheinen zu können; in einem mit Waffen und Schätzen ausgerüsteten Schiffe ward der todkranke Greis auf ein Bett gelegt, und das Fahrzeug dem Wind und Wellen überlassen. Von König Hading erzählt die Sage, daß er sich unter dem Zuschauen des Volkes erhängt (Völuspá 48—51. Edda Saemundar. III. p. 49—51. Vasthrudnismal 44—53. a. O. T. I. p. 27—38. Grimnis-mál 8—10. 14. 18. 22—25. a. O. p. 43—44. 48. 51—52. Helga-Quida Hundingsbana l. c. T. II. p. 109. 114—115. Fáfnismál l. c. p. 174. Glumr Geirason Saga Hakonar goda. c. 5. Eyvindr Skalldaspilir, Hákonarmál bei Glumr c. 33. Heimskringla, Kopenhagn. Ausg. T. I. p. 161 sq. T. VI. p. 29 sq. Der Skalde Thiodolf in der Ynglinga Saga c. 51 und diese selbst c. 1. 8. 51—52. Snorra-Edda, Daeme Saga 39. 44. 48. 49. Rask. Ausg. p. 95—96. 71—76. Hervarar-Saga, Kopenh. Ausg. p. 26. 28—30. Saga Hrólfs K. Kraka, Übers. von Rafn, Nord. Kaempe-Hist. T. I. p. 146. Gisla Surssonar Saga. c. 14. Kopenh. Ausg. S. 144. Niála Saga c. 80. Kopenh. Ausg. S. 119. Übers. S. 253. Egill Skalla-Grims Sonar-Torek. in der Eigla Saga, Kopenh. Ausg. S. 635—636. *Saxo Grammaticus* l. p. 19. Hadings-Lied bei *Stephanius* Not. ad Sax. Gram. p. 79—80. Kraku-mál 29. bei Hagen, Altnord. Sag. S. 171., obgleich später verfaßt, als gewöhnlich angenommen wird. Beowulfs-lied bei Thorkelin a. a. O. S. 5—6. Arnkiel, cimbrische Heidenbegräbnisse. S. 52.). Von den Menschenopfern, welche in Selbstopferung der Witwe und der Diener gestorbener Herren bestanden, weiter unten bei den Todtenopfern! Wie hoch die Götter den Werth der ihnen dargebrachten Menschen gegen den ihrer Heerden anschlugen, siehe in der auch in andrer Beziehung für unsern Gegenstand bemerkenswerthen Sage von Gorms Fahrt nach Geruths-Sitze, deren Inhalt wir bei Betrachtung des Götterviehes im Artikel Opferfeste und Opfermahle mittheilen.

Wir wenden uns nun zu den Thieropfern, welche den Göttern dargebracht wurden. Die Gottheiten der Teutschen, welche Tacitus (Germ. IX.) durch Hercules und Mars gibt, vermuthlich Thor und Sarnot, versöhnten sie durch [erlaubte?] Thiere, nämlich gewöhnlich, denn dem Mars wurden bei Kriegsgelübden auch Feinde gelobt. Die concessa animalia werden von Verschiedenen verschieden erklärt: die viel besprochene Stelle des Tacitus (Germ. IX.) lautet: Deorum maxime Mercurium colunt, cui certis diebus humanis quoque hostiis litare fas habent. Herculem ac Martem concessis animalibus placant, und läßt drei Hauptdeutungen zu: 1) sind concessa animalia Gegensatz zu den Menschenopfern, und erlaubte Opferthiere heißen sie in Rücksicht auf die Ansicht der Römer, welchen Menschenopfer unerlaubt und Thieropfer erlaubt waren. 2) Nicht alle Thiere, sondern nur gewisse opferten die Germanen, da sie glaubten, daß nicht alle den Göttern angenehm. Rühs übersetzt daher: „mit herkömmlichen Thieren." 3) Die bewilligten Opferthiere beziehen sich auf den Gebrauch, die Götter vor dem Opfer durch das Orakel zu befragen, welches Schlachtopfer ihnen angenehm, und welches der Gott durch ein günstiges Vorzeichen

zu opfern erlaubt (Mone II. S. 20.): Diese dritte Deutung gibt der Stelle den gehaltreichsten, der Sache angemessensten Sinn für die teutsche Alterthumskunde. Aber wir fürchten, daß die erste Deutung wirklich im Sinne des Tacitus lag, und wir für die germanische Opfergeschichte einen müßigen, nur in Beziehung auf die Römer ausgesprochenen Zusatz in den concessis erhalten. Die zweite Deutung, wenn sie wirklich im Sinne des Geschichtschreibers gelegen, muß der Sache nach sehr beschränkt werden, denn einen Unterschied zwischen reinen und unreinen Thieren machten sie nicht, und diese Auswahl trafen sie nur, daß sie hauptsächlich Thiere, welche den Menschen zum Genusse dienten, zu Opfern wählten, daher kommt das Rind als das gewöhnlichste, und nach ihm das Roß, dessen Fleisch sie auch aßen, als Opferthier vor. Man findet ausdrücklich bemerkt, daß die norwegischen Bauern bei Opferfesten (s. d.) allerlei Thiere herbeischafften. Auf die Thierarten, z. B. Hunde, Habichte u. s. w., welche bei den großen alle neun Jahre stattfindenden Opferfesten (s. d.) der Dänen und Schweden dargebracht wurden, nehmen wir hier keine Rücksicht, da sie keine gewöhnlichen den Göttern nur geltende, sondern zugleich große, allgemeine Todten-Opfer-Feste waren, und die einen besondern Sinn hatten, welchen wir im Artikel Opferfeste entwickelt haben. Ein Theil der Sweven opferte der Göttin, welche Tacitus Isis nennt, vermuthlich durch das ähnlich klingende Ásynia (Göttin) darauf geleitet, unter welcher vorzugsweise Ásynia genannten Göttin dann die Frigg zu verstehen wäre (*Tac.* l. c. F. Wachter, Forum d. Kr. 2ter Bd. 1ste Abth. S. 49—52.). Unter den Opferthieren führt Agathias der Scholastiker (Histor. Lib. I. Venezian. Ausg. S. 13.) bei den Alemanen namentlich Rosse auf, welchen so wie den andern Thieren, bei der Opferung der Kopf abgeschnitten ward. Rosse opferten auch die Nordgermanen, doch gewöhnlicher Rinder, von welchen auch bei den Angelsachsen viel als Opfer geschlachtet wurden. Die Nachweisungen, um Wiederholungen möglichst zu vermeiden, s. gelegentlich weiter unten bei andern Gegenständen dieses Artikels und des Artikels Opferfeste. Der Häuptling Thorkill auf Island, welcher in seinem Tempel den Freyr verehrte, opferte ihm alte Ochsen. Brüllte der Stier vorher, so war es ein Zeichen göttlicher Gnade und nicht minder, wenn er von selbst todt niederfiel (Müllers Sagabibliothek.). Das Opferblut, Blut der geschlachteten Thiere (Hlaut) wurde bei den Nordgermanen in Kessel (Hlautbollar) aufgefangen, die Opferblutzweige oder Opferblutstäbchen (Hlautteinar) hineingetaucht und damit die Fußgestelle (Stühle, Stallana) der Götzenbilder, die Tempelwände innen und außen und die Menschen bestrichen. Dieses wird namentlich von der Opfersitte zu Hlade in Norwegen erzählt, dasselbe haben wir aus den Sagen in Schweden gesehen. Der Opferblutkessel (Heytbolli) hatte seinen Stand auf dem Altare, und in ihm war der Opferblutzweig oder das Opferblutstäbchen (Hleytteinn), womit das Blut angestrichen ward, wie wir namentlich vom großen Tempel zu Hofstader auf Island wissen (Saga Hákonar góda [Heimskringla 1ster Th. S. 139.]. Eyrbiggia Saga. c. 4. p. 10.). Das Opferblut hatte vorzüglich Wichtigkeit zur Verstärkung der Heiligkeit der Eide. Ein Ring von zwei oder mehrern Unzen, mußte nach der Vorschrift der isländischen Gesetze in jedem Haupttempel (Höfuthof) auf dem Altar (Stalli, Altar, Polster, Bank, worauf die Götzen gestellt waren) liegen, und den Ring jeder Gódi (Priester, Richter) bei allen Gerichtsversammlungen, die er hielt, an der Hand haben, nachdem er ihn zuvor im Blute eines hierzu von ihm als Opfer geschlachteten Rindes geröthet. Auf diesen Ring mußte jeder, der einen eignen Rechtshandel führte, oder bei dem eines andern als Vertheidiger auftrat, oder ein Zeugniß ablegte, im Voraus schwören, der Wahrheit und Gesetzen gemäß zu verfahren. In der Eidesformel heißt es in Beziehung auf die Götter, welche angerufen wurden: „so helfe mir Freyr und Niördr und der allmächtige Ás," und diesen galt also das Opfer des Rindes, durch dessen Blut der Eidesring geweiht ward. Auch die Hand des Schwörenden wurde mit Opferblut bestrichen (Islands Landnámabór. P. IV. c. 8. p. 299—300. Müllers Sagabibliothek. S. 54.).

Das dem Freyr vorzüglich geheiligte Opferthier war der Eber. Ein solcher hieß Sónargaultr, und das Opfer, bei welchem er geopfert ward, Sónarblót. Der Übersetzer der Hervarasaga wollte lieber Sonarblót lesen, und es durch Sohnesopfer übersetzen. Andre veränderten Sónarblót in Sólarblót, Sonnenopfer, in Bezug auf Freyr als Herrscher über den Sonnenschein. Am nächsten kommen die, welche es durch Sühnopfer übertrugen, wiewol es sich als solches nicht ausweiset. Son bedeutet im Altteutschen Zuchtheerde, so im Gesetz der Angeln und Werinen eine Heerde von 6 Sauen mit dem Eber, im Gesetz der Langobarden Sónopair (nach andrer Lesart Sonarpeir) den Eber, welcher alle andere bekämpft und besiegt, und mochte die Zahl der Schweine noch so groß sein, so wurde nur einer als Sónarpeir gerechnet; Beer bedeutet noch jetzt in fränkischer Mundart einen Eber, so daß Sónarpair dem Sónargaultr ganz entspricht, und beides Heerdeeber bedeutet.

Das Gesetz der Ripuarier bezeichnet durch Sonesti 12 Stuten mit dem Schälhengste, 6 Sauen mit dem Eber, 12 Kühe mit dem Bullen. Auch in den Malberbischen Glossen zum salischen Gesetz, wo von der Strafe des Diebstahls eines Beschälers mit 7 oder 12 Stuten die Rede ist, steht Hvicte sonista. Daß also Son Zuchtheerde bedeute, ist ganz zweifellos. Doch hat Sona, Suana die abgeleitete Bedeutung von Friede, Gericht, Sühne, weil die älteste Sühne bei den Teutschen statt der Blutrache eine Son, d. h. eine gewisse Anzahl Stück Vieh war, nach Tacitus (Germ. 21.) daher kommt zwar dem Worte nach Sónargaultr mit Son- oder mit dem Umlaut Sühn-Eber und Sónarblót mit Son- oder mit dem Umlaut Sühn-Eber überein, und könnte es auch dem Begriffe nach, aber dennoch darf man es nicht, wie die Übersetzer thun, durch verres piacularis, und sacrificium expiatorium, piaculare übertragen, da es sich als Sühnopfer nicht ausweiset, sondern es bedeutete ursprünglich Heerdeeber, Heerdopfer, und abgeleitet Gerichtseber,

Gerichtsopfer. Die Bedeutung des Ebers als Sinnbildes der Fruchtbarkeit erhellt aus der Erzählung der Hervarar-Saga von des Königs Heydreck's Verehrung der Freya (nach andern Frigg). Er erwies der Freya vor allen übrigen Göttern die höchste Ehre, und pflegte für sie einen Eber zu mästen, den größten, welchen man aufbringen konnte, und von goldgelber Farbe, (wie noch jetzt in Polen und Ungern sich welche finden,) so daß seine Borsten wie Gold glänzten. Zu Anfange des Februars, d. h. hier das Thorri, also zum Thorrablót oder Midsvetrar-blót (Mittwinteropfer), wenn die Opfer für das öffentliche Wohl angestellt wurden, wurde der Eber der Freya, damit sie Getreidefruchtbarkeit verleihe, geopfert. Der Sónargaultr, (Heerdeber), welcher, wie wir hören werden, am Julabend, dem Tage vor dem Julfeste zur Zeit der Winter-Sonnenwende, die größte Rolle spielte, verlor auch bei den christlichen Schweden seine Bedeutung nicht, denn noch jetzt pflegen die Bauern am Weihnachtsheiligabend den Julagalt (Weihnachts-Eber) aus Teig zu backen, die ganze Weihnachtszeit auf dem mit Schinken und andern Gerichten besetzten Tisch bis zum 13. Januar auszustellen. Mehre dörren dann den gebacknen Eber, und bewahren ihn bis zur Saatzeit im Frühling. Hier zerbröckeln sie einen Theil, thun ihn in das Gefäß oder in den Korb, aus welchem die Saat gestreut wird, und geben ihn, mit Gerste vermischt, den Ackergaulen zu fressen, und den andern Theil überlassen sie zum Essen den Ackerknechten. Auch hier läßt sich die Bedeutung des Ebers als Sinnbild der Fruchtbarkeit nicht verkennen. Hierher gehört aller Wahrscheinlichkeit nach das auf der liptinischen Kirchenversammlung den Teutschen verbotene Simulacrum de consparsa farina (Bildniß aus Teig). Heydreck weihte auch dem Freyr einen Eber, den größten, den er sich verschaffen konnte. Er wurde so heilig gehalten, daß alle augenblickliche Rechtsstreitigkeiten entschieden wurden, indem man seine Borsten anfaßte. Die Sorge für diesen Sónargaultr war jenen 12 weisen Männern anvertraut, welchen Heydreck die gerichtliche Entscheidung aller wichtigen Rechtssachen in seinem Reiche übertragen. Am Julabend pflegte der Sónargaultr in des Königs Hof geführt zu werden, damit alle gegenwärtige Männer ihre Hände auf seine Borsten legten, und auf diese Weise Gelübde thaten. König Heydreck legte die eine Hand auf des Ebers Haupt, die andere auf die Rückenborsten, und gelobte, Niemand solle sich gegen ihn so sehr vergehen, daß er nicht, wenn er sich seiner Gewalt überlassen, rechtes Gericht bei seinen 12 Weisen erhalten sollte. Der Sónargaultr wurde zum Sónarblót geopfert. Mit beiden konnte man um so leichter den Begriff von Gerichtseber, Gerichtsopfer verbinden, da Son in der abgeleiteten Bedeutung im altteutschen Gericht bedeutete. Auch in die Höfe andrer Fürsten wurde am Julabend der Sónargaultr gebracht, und auf ihn legten die Männer ihre Hände, und thaten Gelübde bei Bragi's Becher. So die Sage von Hedin's (s. d.) Gelübde auf Swawa, Eylimi's Tochter, seines Bruders Helgi Geliebte. Die Einführung des Sónarblót schreibt die Sage dem König Dag von Upsal zu, der es anstellte, um seinen Gott wegen des Sperlings zu befragen, der ihm Nachrichten aus andern Ländern brachte, und jetzt ausgeblieben, da er zu Woruaa in Reidgothland (Jütland) durch einen Stein erlegt worden war. Der befragte Gott gab dem König hierüber Auskunft. Da dieser so große Wichtigkeit auf den Vogel legte, daß er gegen Jütland mit einem großen Heere zog, so läßt sich auf die Größe des seinetwegen angestellten Opfers schließen, und Sónarblót hat hier wol seine ursprüngliche Bedeutung Heerdopfer, nämlich Opfer einer ganzen Heerde in der oben nach den alten Gesetzen angegebenen Zahl. (Lex Angliorum et Werinorum Tit. VII. §. 2. bei Georgisch S. 449. — Rotharis Leges §. 346 a. a. O. S. 1012. — Pactus legis salicae, T. II. §. 11. bei Eckhard S. 16, wo in der Malbergischen Glosse Sonis Chalt, nach Mone I. S. 59, dem nordischen Sónargaultr entsprechend, aber richtiger Heerdevergeltung bedeutend, vorkommt, so wie auch in den Glossen zur Lex Salica Tit. III. §. 12 und 13 bei Schilter, Thesaurus. Ant. Teut. T. II. p. 7. — Pactus Legis Salicae, Tit. 41. §. 5 bei Eckhard S. 76. — Lex Ripuariorum, Tit. XVIII. De Sonesti bei Georgisch S. 153. — Urk. des Königs Erich von Dänemark von 1317 bei Pontanus, Dan. Hist. 7. p. 419. — Eine andre von 1318 ebendas. und des Herz. Woldemar von Jütland ebendas. — Kero Cap. 2. 3. 4. 7. 31. 32. 35. 63. — F. Wachter, Forum d. Kr., 1ster Bd. 2te Abth. S. 105. u. f. — Hervararsaga, C. 14. Kopenhag. Ausgabe, S. 125. Ol. Verelius, Anmerkungen zur Upsaler Ausg., S. 139. *Jonge*, Nordsjoellandske Almues Karakter, S. 259 und 260. — *Rudbeck*, Atlant. P. II. C. 5. — Helge-Quida Haddingia-Skata. Edd. Saem. II. p. 45. — Ynglinga Saga, C. 21. — Indiculus Paganiarum bei Falkenstein. Conc. Germ. p. 23.) Mehres über Heiligung der Opferthiere siehe im Artikel Opferfeste bei Gelegenheit der Aufhellung dessen, was Beda der Ehrwürdige von der Bedeutsamkeit des angelsächsischen Blothmonath's berichtet. Verschiedenen Göttern wurde aus verschiedenen Gründen geopfert. Zur Zeit Adams von Bremen (Cap. 234. S. 62.) opferten die Schweden, wenn Pest und Hunger drohte, dem Thor, wenn Krieg, dem Wodan, vor Feierung der Hochzeiten dem Frikko, dem Frieden und Vergnügen verleihenden Gotte. Da Frikko, Freyr und Freya ursprünglich nur eine Gottheit waren, so erscheinen letztere in der Ynglinga Saga (bei Claussón S. 9 und 10.) als Gottheiten des Friedens und der guten Zeit, und nach ihr opferte man der Freya meist, um Frieden, gute Zeit und Wachsthum der Erde zu erlangen. Aber auch Freyr erhielt solche Opfer und bei eingetretener Hungersnoth nahm man zur Abwendung derselben zum Thor oder Othin seine Zuflucht, je nachdem man diesen oder jenen Gott als den Höchsten verehrte, denn jeder nordische Häuptling hatte die Freiheit seinen verschiedenen Religionsansichten zu folgen. Daher auch das Schwankende in der Opferlehre! Bei der Vergötterung gestorbener Menschen bei den Nordgermanen war einer der Hauptpunkte, daß man ihnen

opferte; so bei dem König Erich, welchem die Schweden um dem sinkenden Heidenthum, namentlich der Abnahme der Gelübde und Opfer gegen das Eindringen des Glaubens von Golgatha neuen Schwung zu geben, als einem neuen Gotte einen Tempel bauten, und bei dem allgeliebten, und deswegen vergötterten Grim, welcher nun Kamban genannt ward (Rimbert, Vita S. Anskarii, c. 26. bei Pertz, Mon. Germ. Hist. Script. Tom. II. p. 711. Islands Landnámabór. P. I. c. 14. p. 28.)

Auch bei den andern Germanen hatte dieselbe Ansicht und derselbe Gebrauch geherrscht, denn den Franken und ihren Reichsgenossen mußte verboten werden, den Heiligen zu opfern. (Indiculus Paganiarum, §. IX. de Sacrificio, quod fit alicui sanctorum, bei Falkenstein, Conc. Germ. p. 16.) Blutopfer wurden, um Lebensverlängerung zu bewirken, angestellt, wie hervorgeht aus der Erzählung, daß die Liót Blutopfer gebracht, um dem Holleif langes Leben zu erlangen, so opfern, hieß blóta til Langlífer. (Islands Landnámabór. P. III. c. 4. p. 194.) Der Gegensatz zu diesen Opfern, welche zum Heile eines Andern gebracht wurden, waren die Opfer zum Verderben Anderer. So wird von Lodbrok's Söhnen gesungen, daß sie bei einer Heerfahrt einen großen hölzernen Götzen errichtet, und demselben „Männern zum Tode" (zum Verderben der Feinde), Blutopfer gebracht. (Lied in der Ragnar Lodbroks-Saga c. 24, bei v. d. Hagen, altnordische Sagen und Lieder, S. 185). Außer vor Schlachten zum Verderben der Feinde opferte man auch, um Sturm zu erregen. So nach folgender mit Sage vermischter Geschichte. Der berühmte Mann Geir zu Sogn in Norwegen wurde Vegeir (Weihgeier) genannt, weil er ein großer Blutopfermann (blótmadr mikell) war. Diese Nachricht ist sehr wichtig, da viele Ortsnamen im Nordischen mit We, Wi, zusammengesetzt sind, und sich dadurch als ehemalige Opferplätze kundthun, da man Heiligkeit eines Ortes und Blutopfer sich unzertrennlich dachte. Vegeir ließ auch seine Opferlust durch die Namen aller seiner Kinder zur Schau tragen, seine Söhne hießen Vebiörn Sygnakappi (der Kämpe von Sogn), Vesteinn, Veormr, Vemundr, Vegestr und Veörn, seine Tochter Vedis. Nach Vegeir's Tode gerieth Vebiörn mit Hakon Jarl in Zwiespalt, und wanderte daher mit seinen Geschwistern nach Island. Nachdem sie lange auf dem Meere herumgeworfen worden, landeten sie im Herbste bei Hlödnvik westlich von Horn. Da stellte Vebiörn ein großes Blutopfer an, und sagte, daß Hakon Jarl denselben Tag ihnen zum Verderben Blutopfer bringe (blóta til úthurftar theim). Daß er dieses wissen konnte, findet darin seine Erklärung, daß man das Opferblut beschaute, und dadurch die Kenntniß ferner Dinge zu erlangen glaubte. Aber während Vebiörn bei dem Blutopfer war, trieben ihn seine Brüder heftig zur Weiterfahrt, und er vergaß das Blutopfer. Sie fuhren fort, und erlitten den nämlichen Tag an einer großen Klippe, während eines entsetzlichen Unwetters, Schiffbruch. Dieses würde nach dem Heidenglauben nicht geschehen sein, wenn Vegeir sein Blutopfer hätte vollziehen und durch dasselbe die Wirkung des ihnen zum Verderben von Hakon Jarl angestellten Blutopfers aufheben können (Landnámabór, P. II. c. 29. p. 157).

Blutopfern schrieben die Nordgermanen Zauberkraft zu. Wegen anschaulicher Darstellung dieses Glaubens sind folgende Sagen hervorzuheben. In Hritabá (vielleicht Withby, an der Nordküste von Northumberland,) einer volkreichen Stadt, und einem großen Opferplatze (Blotstadur) wurden Blutopfer begangen, mancher versuchte sie zu überwinden, aber alle wurden geschlagen, selbst Ragnar Lodbrok mußte unverrichteter Sache wieder abziehen. Da beschlossen endlich seine Söhne zu versuchen, ob ihre Tapferkeit mehr vermöchte, oder die Blutopferschaft (Blótskapur, Blodskapur, Blutschaft) der Männer jener Stadt. Diese hatten zwei junge noch unbesprungene Kühe (naut tuo, og ero kvigindi), an welche ihr Glaube war, und vor denen bis jetzt alle entflohen, da keine ihr Gebrüll und Zauberschaft (Trollskapur) hatte aushalten können. Sie ließen sie, als das feindliche Heer nahte, los. Die fürchterlich Tobenden aber schoß Iwar, Lodbrok's Sohn mit dem Bogen todt, und nahm die Stadt. Ungeachtet dieses Sieges über die Zauberkühe war doch Iwar nur schwer zu bewegen, eine dritte noch furchtbarere zu bekämpfen. Der mächtige, volkreiche, jedoch bösartige König Eistein von Schweden, der zu Upsal seinen Sitz hatte, war ein großer Opfermann (blókmadur mikill), und in Upsal waren zu den Zeiten so starke Blutopfer, daß nirgend in Nordlanden ihres gleichen gewesen. Sie hatten ihren Glauben an eine Kuh, und nannten sie Sibylja (Se-belja, d. h. die fürchterlich brüllende); ihr wurde so stark geopfert (hun var suo miog blutinn, d. h. wörtlich: sie war so stark geblutet), daß Niemand ihrem Gebrülle zu widerstehen vermochte, und deshalb pflegte der König, wenn ein feindliches Heer heranzog, diese Kuh vor die Scharen zu stellen, und so verzaubert war sie durch die Blutopfer, welche ihr vor dem Beginnen einer Schlacht gebracht wurden, daß seine Feinde, so bald sie sie hörten, verwirrt auf einander selbst schlugen und ihrer selbst vergaßen. Gegen diese gewaltige Blutopferschaft (Blotskapur) zu kämpfen, scheute sich Iwar so sehr, daß er den Tod seiner durch den Götzenzauber besiegten Brüder Agnar und Eirik an dem auf das Blutopfer vertrauenden Eistein zu rächen, sich weigerte, bis der junge Sigurd Schlangenauge ihn beschämte. Der mit Heeresmacht überzogene Eistein hoffte wie zuvor, durch das Gebrüll und die Hörner der Sibylja, seiner Gottheit, von den Feinden befreit zu werden. Aber Iwar von noch größerer Wunderkraft, als die durch Blutopfer verzauberte Kuh, schoß ihr durch einen Riesenbogen die Augen aus, ließ sich auf sie werfen, und zermalmte ihr alle Gebeine. (Ragnar Lodbroks-Saga, c. 6. 7. 8. 9. 10. 12., bei von der Hagen, altnord. Sagen und Lieder, S. 135—136. 138. 143. 148. 151. 152; nord. Heldenromane, 5. Bdch. S. 30. 35.) Blutopfer, glaubte man ferner, könnten hölzernen Götzen menschliche Sprache und Empfindung verleihen. So Gesang und Sage (R. L. S. c. 24. p. 185—186) von dem großen 40 Ellen hohen Holzmann (Trémadur),

welchen am Strande auf Samsey (jetzt Samsöe) Lodbrok's Söhne auf einer Heerfahrt errichtet, und ihm zum Verderben der Feinde (til bana monnom Männern zum Tode) Blutopfer gebracht (tha var eg blotinn, da wurde ich geblutet), wie der Holzmann öfter singt, als Ogmunds des Dänen Leute unter einander redeten, wer wol diesem großen Gotte Blutopfer erwiesen haben möchte. Seine Klage, daß er jetzt bei Dornen und moosbewachsen stehe, der Wolken Thräne (Regen) auf ihn schieße, und weder Fleisch noch Kleider ihn schütze, bezieht sich auf seine jetzige Verlassenheit, wo kein Opferfleisch und keine Opferkleider ihn mehr umhüllten. Diese Opferkleider, glaubte man, erfreuten die hölzernen Götzen, wie im Hâva-Mal (49. p. 90) gesungen wird: Meine Kleider gab ich auf dem Felde 2 Holzmännern. Recken dünkten sie sich da, als sie Umhüllung hatten. Es schämt sich der nackte Mensch. Blutopfer verliehen den in den Blutopferhäusern (Blothus) verehrten Steinen Sprache und die Gabe der Orakelertheilung. Ein Beispiel ist der nach der Holmveria-Saga von Thorstein verehrte Stein (siehe das Nähere im Artikel: Orakel bei den Germanen.) Zur Erforschung der Zukunft oder auch der unbekannten Gegenwart wurden Opfer gebracht, theils gelegentlich benutzt. So werden selbst die Götter aufgeführt, wie sie Zweige schütteln oder ritzen, und das Opferblut beschauen, und finden, daß den Agir, der sie doch zum Trinkgelage eingeladen, ein Braukessel mangle (Hymis-Quida 1. Edda Saemundar, T. I. p. 118.) Floki, Wilgerds Sohn, weihte, als er Island aufsuchen wollte, durch ein großes Blutopfer 3 Raben ein, welche er mit zu Schiffe nahm, um sie dann frei zu lassen, damit sie ihm, nach dem Lande fliegend, den Weg zeigten. Der große Opferer (blómadr mikill) Thorolf Mostrarskegg, Vorsteher eines dem Thor geweihten Tempels, auf der Insel Mostur an der Nordküste Norwegens schlachtete, als er vor Havald's des Haarschönen Gewaltherrschaft auswandern mußte, dem Donnergotte ein Opfer, und dieser hieß ihn sich in Island niederlassen, wohin auch er den Thoropferdienst pflanzte. Auch Ingolf hatte bei einem großen Blutopfer das Orakel wegen seiner Zukunft befragt, und war durch dasselbe nach Island gewiesen worden. Als hier sein Fostbruder (Stallbruder) und Schwager Hiörleif, welcher nicht opfern wollte, durch seine eignen Sklaven meuchlerisch erschlagen ward, sagte Ingolf, als er seine Leiche sah: Ein unwürdiges Schicksal für einen tapfern Mann durch schlechte Sklaven den Tod zu finden, aber so sehe ich jedem geschehen, der nicht opfern will (Islands Landnâmabór. p. 7. 13. 16. 92. Müller's Sagabibl. Lachmann'sche Übers. S. 39—162). Onunder Bi's (Weise), welcher sich in Island niederließ, opferte, um zu erforschen, welchen Tag das ihm benachbarte Thal Eirekr in Besitz nehmen wolle, und kam ihm zuvor. Die Erforschung der Zukunft bei dem Blutopfer hieß Blótspâ (Isl. Landn. p. 212. 480.) Von Hakon Jarl's berühmtem großen Blutopfer, welches er, als er sich von dem ihm von Kaiser Otto aufgezwungenen Christenthume wieder abwandte, an der schwedischen Küste den Göttern brachte, und bei welchem 2 Raben als Orakelvögel ihm verkündeten, daß Gott Odin das Blutopfer angenommen, und Hakon in Schlachten glücklich sein werde, siehe das Nähere unter Orakelvögel. In dem Eddaliede, Quitha Helga Haddingia Skatha (bei Wachter, Forum der Kritik, 1str Bd. 2te Abth. S. 97.) wird ein Vogel eingeführt, welcher auf einem Zweig sizzend, die Mannen des Königs Hiorward, welcher eidlich gelobt, daß er die zur Frau haben wollte, welche er als die Schönste wüßte, seine 4 Frauen als die schönsten preisen hören, und nun Atli den Jarl des Königs auf Sigurlin, Swafeir's Tochter als das schönste Mädchen aufmerksam macht. Atli fragte darauf, ob der mit Weissagegeist begabte Vogel weiter mit ihm reden wolle, und der Vogel antwortete ihm, das wolle er, wenn der König ihm Blutopfer bringen wollte. Die göttliche Verehrung der Vögel durch Opfer bei den Germanen läßt sich nicht nur bei den Nordgermanen, sondern auch bei den Franken aus dem nachweisen, was vom Geschlecht der Merowinger Gregor von Tours, (Hist. II. c. 10 bei Freher S. 35.), berichtet; wenn er jedoch sagt: Sed haec generatio fanaticis semper cultibus visa est obsequium praebuisse, nec prorsus agnovere Deum: sibique silvarum atque aquarum, avium, bestiarumque, et aliorum quoque elementorum finxere formas, ipsasque ut Deum colere eisque sacrificia delibare consueti, so ist das finxere formas, sie machten sich Bilder von Wäldern, Gewässern u. s. w. auf Rechnung seiner aus der Bibel geschöpften Ansicht vom Heidenthum zu setzen, nach welcher es kein solches ohne Götzenbilder gab, und sein Bericht dahin zu vereinfachen, daß die Franken Wälder, Gewässer und andere Elemente, und Vögel und Thiere göttlich verehrt, und ihnen zu opfern gewohnt gewesen. Weiter verlangte der nordmannische Orakelvogel, zu dem wir zurückkehren, daß er aus des Königs Umzäunung wählen dürfe, was er wünsche. Atli entgegnete: Wähle nur Hiorward nicht, noch seine Söhne, noch seine schönen Frauen! Der Vogel sang: Einen Hof (Tempel) werde ich wählen, Altäre (steinerne Bilder Haurga), viele, und goldgehörnte Kühe von des Königs Gute, wenn Sirgurlin ihm im Arme schläft, und ungezwungen dem Könige folgt. Die Vögel wurden also wegen der ihnen zugeschriebenen Gabe der Weissagung, von welcher an einem andern Orte ausführlicher gesprochen werden wird, durch Opfer verehrt, und um so mehr, da die Götter, Riesen und Walkyrien nicht selten in Vögelgestalt erschienen, wie Loki im Federhemde (fiadr hamr) Habichts- oder Falkenhemde (vals hamr) der Freia bei seinen Ausflügen zu Thrym und Geirrod, Odin in Adlergestalt Suttungs Meth raubend vor Suttung im Adlerhemd fliehend, Thiassi im Adlergewand, Lokin als Falk mit Idun als Schwalbe in den Fängen verfolgend, die Walkyrien Svanvit, Hervör und Aulrun in Schwanenhemden fliegend, und Odin's Wahlmädchen (óskmey), die Tochter des Riesen Hrimnir im Krähenhemde (Krakuhamr) dem König Gerer einen Apfel bringend. Da Götter, Riesen, Walkyrien den menschlichen Augen nicht vorkommen, und nur als seltene Fälle erzählt wurden, daß Einzelne sie erblickt, so konnte

man nichts Besseres ersinnen, als daß sie sich als Falken, Schwäne, Krähen u. s. w. zeigten, in die bezauberten Bälge derselben gehüllt, und nun konnte jeder, sah er einen Habicht oder Falken, Freia oder Loki, schaute er Adler, Odin und Riesen, erfreute ihn der Anblick von Schwänen, Walkyrien, gewahrte er eine Krähe, eine Abgesandte Odin's erblicken, der überdies täglich zwei Raben auf Kundschaft über die Erde hinfliegen ließ. Dies Alles macht die Vögeln gebrachten Opfer erklärlicher. (Thrysquida III. p. 183. IV. p. 184. IX. p. 185. Snorra-Edda, Dáemesaga 52. 57. et 62. Volundar-Quida-Fórmáli oc Liód I. II. p. 4. 5. Volsunsa-Saga c. 4. p. 7. Grimniimál p. 20. 48.) Goldgehörnte Kühe, welche der Orakelvogel zum Opfer verlangte, kommen auch anderwärts vor. So im Eddaliede bei Thrym's des Thürsenbeherrschers Hochzeitfeier mit der vermeintlichen Freya (Thryms-Quida 23. p. 191). So in der Erzählung vom Bauer Reimr, daß er ein kostbares Ding besessen, welches er höher als alles andre geachtet, nämlich einen großgehörnten Ochsen, dessen Hörner gezeichnet waren mit eingelegtem Gold und Silber; zwischen ihnen eine Silberkette, woran 3 Goldringe hingen (Gautreks oc Hrolfs Saga c. 6. p. 32. Grimm's Lieder der alten Edda, 1ster Bd. S. 28 — 29). Die Hörner der bei feierlichen Handlungen, vorzüglich bei Opferfesten zu schlachtenden den Göttern vorhergeweihten Rinder wurden also nicht selten mit Gold und Silber ausgelegt.

Bei den durch Seeraub an Gold und Silber reichen Nordgermanen waren auch Geldopfer gewöhnlich; so in folgenden Sagen. Dem König Holgi, nach welchem Halgoland in Norwegen benannt ist, und seiner Tochter Thórgérdur Helgabrudur ward geopfert. Holgi's Grabhügel war bedeckt mit einer Lage von Silber oder Gold, das geopfert war, und einer Lage von Erde und Stein; daher heißt bei den Skalden Gold und Silber Holgi's Hügeldach (der Skalde Skuli Tosti in der Snorra-Edda, Dämesage 65. S. 154. und diese selbst). Nach der Sage, welche den Gott der Fruchtbarkeit Freyr zu einem schwedischen König gestaltet, unter welchem das Land durch Frieden und reichliche Ernten glücklich war, brachten ihn, als er gestorben, seine Freunde heimlich in einen großen dazu bereiteten Hügel, bewachten ihn da, und sagten, daß er noch lebte. Allen Zins aber, den sie dem Lebenden zur Vergeltung des Friedens und der Fruchtbarkeit zu zahlen pflegten, thaten sie in den Hügel, durch ein Fenster das Gold, durch das andre das Silber, durch das dritte die Kupferpfennige, und es war indessen gute Zeit und Getreidefruchtbarkeit im Lande. (Ynglinga-Saga c. 12. Claussön S. 10. Olafs-Saga Tryggva Sonar. Skalh. Ausg., T. II. p. 190. seq. Diese schickt noch voraus, daß man dem todten Freyr zum Troste habe wollen lebende Menschen in den Grabhügel bringen, daß aber, obgleich er von allen sehr geliebt gewesen, Niemand diese Pflicht ihm zu leisten, sich entschließen können; man habe ihm daher zur Ergötzung zwei hölzerne Menschenbildnisse in den Hügel gegeben.) Die heidnischen Isländer, welche gegen das Ende des 10. Jahrhunderts aus Norwegen zu fliehen im Begriff waren, gelobten dem Freyr Geld und ein gewisses Maas Bier, wenn sie nach Schweden zu schiffen vermöchten. (O. S. T. S. a. D. 2ter Th. S. 86.) Dem norwegischen Riesenbildnisse Thor's mit einem Hammer in der Hand wurden täglich 4 Brode und eine verhältnißmäßige Menge Fleisch vorgesetzt; als es einer von Olaf Tryggvason's Dienern niederstürzte, wimmelte das Innere, denn es war hohl, von Mäusen, Eidechsen und andern Thieren, welche sich wahrscheinlich die Opferspendungen zueigneten (Snorri Heimskringla. 2ter Th. S. 174 — 177). Mehres über Speise- und Trankopfer siehe im Artikel Opferfeste und Opfermahle. Zur Unterhaltung der Opfer mußten Steuern entrichtet werden. So weiß man, daß an den Godi (Tempelhäuptling) des Hofs (Tempel) zu Hofstader auf Island die Unterthanen ihre Steuern geben mußten, und der Godi dafür die Opfer und Gastmähler bestritt. So auch die Höfe (Tempel) der Hofgydine (Priesterinnen) auf Island. Ursprünglich waren diese Steuern gewiß freiwillig, wie die Geschenke der Teutschen an die Veleda, und wie die Steuern (Steuer bedeutet auch ursprünglich Geschenk) überhaupt. Nach der Othin zu einem Oberpriester und König gestaltenden Sage mußte in ganz Schweden von jedem Kopfe ein Schoospfennig (Kopfsteuer) gegeben werden, dafür hatte er (wenn auch der vermeintliche König Othin nicht, doch wol die wirklichen Könige zu Upsal) den innern und äußern Frieden aufrecht zu erhalten, und die Opfer zu besorgen. (Tacitus Hist. IV., 61. 65. V., 22. Germ. 8. 15. Nibelungenlied 3. 6803. Eybyggia Saga c. 4. p. 10. Müller's Sagabibliothek, S. 73. Ynglinga-Saga c. 8.) Aus dem von dem Havamal auf die Opfer angewendeten Spruche, daß die Gabe immer auf Vergeltung ziele, und daß besser ungebetet als ungeopfert sei, ist es sehr erklärlich, warum die Germanen so schwer von der Darbringung der Opfer abzubringen waren, denn sie glaubten ohne Opfer fehle der Verehrung der Gottheit die thätige Beweisung ihres guten Willens, und wenn sie ihr nichts gäben, hätten sie von ihr auch nichts zu hoffen. Doch hatte die christliche Geistlichkeit nur in so fern einen harten Kampf, als sie nur nicht Darbringung der Fleischopfer wollte, sondern die der Gottheit dargebrachten Opfer an Geld, Honig, Wachs, Brod u. s. w. mit Freuden gestattete. Da aber das Fleisch als das Edelste galt, konnten natürlich die Germanen nicht leicht begreifen, warum dieses der Gottheit nicht ebenso angenehm, als die andern Gaben sein sollte, wenn z. B. der Papst Gregor der Zweite die Thüringer ermahnte, kein Fleisch zu opfern, und durch die teutsche Kirchenversammlung vom Jahre 742 die Bischöfe angehalten wurden, unter dem Beistande der Grafen, die Opferung von Thieren, welche einfältige Menschen bei den Kirchen vollzögen, indem sie unter dem Namen der Blutzeugen oder Bekenner Gott und seine Heiligen erzürnten, zu unterdrücken. Doch war in der That der größere Theil der Einfalt auf Seiten der Geistlichkeit, da sie nicht nur nicht erklärte, daß überhaupt der Gottheit durch Darbringung von Opfern nicht gedient sein

könne, sondern andere als Opfer dargebrachte Gaben gern annahm, ja die Darbringung der Erstlinge (nach dem Vorbilde der Juden) sogar gebot. (Gregorius servus servorum Dei universo populo bei Othlo, Vit. Bon. Lib. I. c. 25. p. 347. Concil. German. cap. 4. bei Falkenstein p. 11. Indiculus Paganiarum §. V. de sacrificiis per ecclesias p. 13. Capitular. Lib. VI. c. 194 bei Georgisch p. 1550.) Wann die Einstellung der Opfer, vorzüglich der öffentlichen, bei den einzelnen germanischen Völkern geschehen, nachzuweisen, würde heißen, eine Geschichte des Sturzes des Heidenthums schreiben, und würde uns daher auf ein größeres Feld führen, als wozu dieser Artikel bestimmt ist, und auch insofern unzweckmäßig sein, als die Unterdrückung der Opfer oder Umschaffung derselben in christlich-kirchliche Opfer sich bei dem Sturze des Heidenthums von selbst versteht, und daher nur in einzelnen Fällen sich angegeben findet, und also meistens doch nur erst aus dem Zeitpunkte der Bekehrung erschlossen werden müßte. Doch werden die bemerkenswerthen Angaben über Einzelnheiten darüber gelegentlich bei den sie betreffenden Gegenständen bemerkt, namentlich im Artikel: Opferfeste und Opfermahle. Daher hier nur Folgendes: Der ostgothische König Theoderich nahm in seine Gesetzsammlung, welche meistens Gesetze aus dem Theodosianischen Codex und aus den Novellen des Theodosius und Valentinian enthält, die Bestimmung auf, daß wer bei Opfern auf heidnische Weise betroffen worden, mit dem Tode bestraft werden solle (Edictum Theoderici. Regis cap. 118. bei Georgisch p. 2228.) Das Gesetz der Westgothen (Lib. VI. T. II. §. 3. de maleficis bei Georgisch p. 2026.) bestimmt für die, welche den Dämonen nächtliche Opfer darbringen, und sie durch gottlose Formeln in unrechter Absicht (nequiter) anruft, 200 Geißelhiebe und entehrende Umgänge. Doch bezieht sich dieses, wie der Zusammenhang lehrt, nicht auf heidnische Opfer überhaupt, sondern auf Zauberopfer, um andern Menschen Schaden zuzufügen. Nur durch die Drohung, daß er 12 ihrer Häuptlinge den Göttern opfern wollte, hatte der norwegische König Olaf Tryggvi's Sohn die äußern Thränder vermocht, sich taufen zu lassen. Hierauf zog er mit einem großen Heere nach dem götzenreichen Märi, welches nächst Hlade, wo Olaf den großen Hof (Tempel) bereits zerstört, der Hauptsitz des norwegischen Heidenthums, vorzüglich der Weihsage war. Hier in Märi wurde eben das große Opferfest zum Mittsommer gefeiert. Der Opferhäuptling Jarnskegg erklärte dem Könige, er solle das Volk bei seinen Gerechtsamen lassen, und wie seine Vorfahren den Göttern opfern; die Bauern stimmten bei und Olaf zeigte sich zum Opfern geneigt, ging in den Hof, und zerschlug das Götzenbild des Hauptgottes Thor, worauf seine Diener die übrigen Götzenbilder herabstürzten, und den Opferhäuptling Jarnskegg vor dem Hofe ermordeten. Das seines Vertreters beraubte Volk ließ sich durch die Gewalt des Königs zur Taufe bewegen. Nach Olaf's Tode wurde Niemand zum Christenthume gezwungen, und die öffentlichen Opfer zu Märi erneuert. König Olaf der Heilige unterdrückte sie auf das Gewaltsamste wieder. (Olafs Saga Tryggia Sonar cap. 84—87. Heimskringla T. II. p. 174—177.) In Island wurde um das Jahr 1000 ein angesehener Richter Thorgner durch das Gold der Heidenbekehrer gewonnen, das Christenthum zu begünstigen. Auf einer allgemeinen Volksversammlung bewegte er durch eine Rede das Volk, sich über gewisse Bedingungen zu vereinigen, um beide Theile, die noch heidnischen und die bereits christlichen Isländer zufrieden zu stellen: er schlug also vor, daß alle Einwohner sich taufen lassen und das Christenthum annehmen, und alle Götzenbilder und heidnischen Tempel zerstört werden sollten; wer überführt ward, öffentlich geopfert zu haben, sollte mit der Verweisung bestraft werden. Heimlich es zu thun, ward erlaubt. Die öffentlichen Opfer waren von den Vorstehern der Bezirke, welche Godar hießen, und die bürgerliche Gerichtsbarkeit ausübten, verrichtet worden. (Rühs S. 37. 44.) Die Teufelsopfer finden darin ihre Erklärung, daß die Heidenbekehrer das Dasein der heidnischen Gottheiten nicht ableugneten, sondern sie für Teufel erklärten. So bedeutet z. B. noch jetzt bei den Isländern Odin den Teufel. Die Langobarden, welche schon getauft, vieles Heidnische behielten, opferten einer solchen Gottheit, welche nun Teufel genannt ward, den Kopf einer Ziege, wobei sie im Kreise herumliefen, ein Lied sangen, und dann ihre Gottheit mit gesenktem Haupte verehrten (Gregorius M. Dialog. Lib. III. c. 27. 28. ed. monach. congreg. S. Mauri T. II. p. 337 seq. Idem, Epist. Lib. VIII. ep. 1. Mone 2ter Th. S. 199—200.) Einen Menschen dem Teufel, d. h. einer heidnischen Gottheit zu opfern, wurde den von Karl dem Großen bezwungenen Sachsen bei Todesstrafe untersagt, eine Strafe, die hier angemessen, aber grausam auch gegen die verhängt war, welche eine Leiche auf heidnische Weise auf dem Scheiterhaufen verbrannten (Capitulatio de partibus Saxoniae c. 7. 9. bei Georgisch p. 580.) Das größte Todtenopfer, welches gebracht werden konnte, nämlich Selbstopferung der Witwe, hatte bei den Herulern statt, wenn ihr Mann nicht durch gewaltsamen Tod schon sich selbst zum Opfer gebracht, wodurch sich die herulischen Witwenopferungen von den hierauf keine Rücksicht nehmenden indischen bedeutsam unterschieden. War ein Heruler eines natürlichen Todes gestorben, mußte die Frau zum Beweise ihrer Treue und zur Hinterlassung eines guten Nachruhms kurz darauf ihr Leben am Grabhügel ihres Mannes durch den Strick enden; that sie es nicht, so zog sie ewige Schande und den Haß der Verwandten ihres Mannes auf sich (Procopius, de bell. Goth. Lib. II. c. 14. p. 419.) Ähnlich wie bei den Herulern mußten, wenn die Überlieferungen, aus welchen der Mönch Odsur in seiner Geschichte Olaf's des Sohnes Tryggvi's schöpfte, gegründet waren, in Schweden zur Zeit der Einführung des Christenthums die Witwen, ein Begräbniß mit ihren Männern theilend, ihr Leben beschließen. Es heißt: König Erich von Schweden schied sich von Sigrid mit dem Beinamen Storrad (von stor, groß, und rad, Rath) nach der Erzählung einiger, weil sie

wiewol weise, doch herrschsüchtig war, und der König ihren Stolz nicht ertragen konnte, nach der Erzählung andrer, weil sie selbst nicht mit ihm im ehelichen Verbande bleiben wollte, indem es Landesgesetz war, daß die Gattin mit dem gestorbenen Manne im Hügel begraben wurde. Sie wußte aber die Schicksalsbestimmung, daß er nicht über 10 Jahre mehr leben würde, da er sich um den Sieg über Styblörn dem Odin dergestalt gelobt, daß er nach demselben nicht über 10 Jahre unter den Lebenden wandeln sollte. (Hist. Olav. Tryggv. c. 2. p. 111. 2. seq. bei Kysler, Ant. Sel. Sept. et Celt. p. 147.) Daß jenes Landesgesetz oder wenigstens jener durch Gewohnheit geheiligte Gebrauch wirklich statt hatte, scheinen die übrigen Sagen zu bestätigen, nach welchen mehre Beispiele der Selbstopferung der Witwe vorkommen. Bei der zärteren Nanna vollendet der Schmerz, was bei andern Strick und Schwert vollführt. Sie stirbt vor Gram und wird mit Baldur auf einem Scheiterhaufen verbrannt. Signy erhängt sich, um ihren geliebten Hagbarth zu folgen, und macht ihr Gemach zum Scheiterhaufen. Gunild, um ihren Gatten Asmund nicht zu überleben, gibt sich den Tod durch das Schwert, und die Asche beider umschließt ein Grab. Mit dem Schwert durchbohrt sich auch Brunhild, um mit Sigurd einen Scheiterhaufen zu theilen, und hofft nun mit Sigurd wieder geboren zu werden. Mit Signy und Brunhild opfern sich zugleich ihre Mägde, und Brunhild's Diener auch werden an Sigurd's Seite verbrannt. (Snorra-Edda Daemesaga p. 43. et 76. Sigurdar-Quida Fafnisbana T. III. p. 39—49. 60—75. Edda Saemundar T. II. p. 230—235. 240—244. Helreid Brynhildar Budla-Dóttor p. 13. a. a. O. p. 267. Volsunga-Saga c. 37—39 bei Hagen, altnord. Sagen, S. 86—89. Saxo Grammaticus Lib. I. p. 14. Lib. VII. p. 131. Thorlacius, de matrim. bor. p. 121 sq.) Wenn auch die thracischen Geten, obgleich Jordanes die Geschichte der Gothen mit der der Geten beginnt, und beide zusammenschmelzt, wahrscheinlich keine Germanen sind (siehe F. Wachter, Forum der Kritik, 2ter Bd. 1ste Abth. S. 34 und 35), so darf doch der Verwandtschaft des Gegenstandes wegen, und um nichts vermissen zu lassen, da die den meisten Neuern für Gothen geltenden Geten als ein und dasselbe Volk behandelt werden, nicht unberührt bleiben, daß auch bei den Geten die Witwen sich über den Leichen der Männer tödteten und einen Scheiterhaufen theilten. Mela (Lib. II. c. 2.) beschreibt den bei ihrer Sitte der Vielweiberei entstehenden Wettstreit, welches Weib die Ehre haben und dem Manne folgen sollte. Schätze und Waffen schmückten den Scheiterhaufen, in welchen sich nach Solinus die Witwe stürzte. Bei ihren Todtenopfern suchten die Teutschen nicht, wie die Römer zu glänzen. Die Todten erhielten auf den Scheiterhaufen nur das, von dem man glaubte, daß sie es in jener Welt nöthig hätten, jeder seine Waffen, manche auch das Pferd. Die in den Aschenurnen gefundenen größeren Ringe sind wol nicht Armringe, sondern wol Reife, um die schweifartig getragenen Haare zusammen zu halten, waren also auch in Walhall nöthig. Schmuckgegenstände finden sich am häufigsten in Urnen, welche Kinderasche enthalten, schöne Denkmäler der Thränen liebender Eltern. Auch in den Steinhäusern in Thüringen, in welchen die Leichen unverbrannt beigesetzt waren, fanden sich kupferne Ringe, Waffen und Geräthe nicht im Überfluß. Die thönernen Krüge waren wol voller Trank, als man sie den Todten mitgab, und sollten ihnen jenseits dienen. (Tacitus Germ. c. 27. F. A. Wagner, die Tempel und Pyramiden der Urbewohner auf dem rechten Elbufer unweit des Ausflusses der schwarzen Elster, S. 25 u. f., welche wahrscheinlich semnonische Denkmäler enthalten.) Wir haben blos vom Befund in den Gräbern gesprochen. Von den Ergebnissen der großen Opferstätte, wo allgemeine Todtenopfer bei großen Todtenopferfesten gebracht wurden, handeln wir im Artikel Opferplätze. (Wilhelm's Nachrichten über die in der Gegend vom Kloster Rosleben, und Bergner's Berichte über die zu Farrenstädt untersuchten Steinhäuser in Kruse's teutschen Alterthümern, 1ster Bd. 2tes Hft. S. 20—26. und 6tes Hft. S. 15—31. Einzelnheiten über die Todtenopfer und Opfergefäße, zwar ungewiß, ob der Germanen oder Slaven, aber doch in unsern Artikel gehörend, erhellen auch aus den Berichten von andern Ausgrabungen und aus den ihnen beigegebenen Abbildungen, so bei Schneider's Beschreibung der heidnischen Begräbnißplätze zu Zilmsdorf in der Oberlausitz; Heinr. v. Minutoli's Beschreibung einer in den Jahren 1826 und 1827 zu Stendal in der Altmark aufgefundenen alten heidnischen Grabstätte; Bariscia's Mittheilungen des voigtländischen alterthumsforschenden Vereins, und andern ähnlichen Schriften, welche alle aufzuzählen uns zu weit führen würde, und die durch obige Aufführungen hinlänglich charakterisirt sind). Die Könige der Teutschen erhielten natürlich mehr in das Grab, als Privatpersonen, weil sie auch jenseits königlich erscheinen mußten. In dem 1653 zu Dornik gefundenen Grabe des Frankenkönigs Childerich fand man außer dem 6½ Fuß langen Gerippe zwei menschliche Hirnschädel, von welchem der eine, aller Wahrscheinlichkeit nach, dem ihn begleitenden Diener gehörte, die goldenen und edelsteinenen Zierrathen des königlichen Pferdes, einen Ochsenkopf, ein langes Schwert, Schreibtafel, 2 Gefäße mit Gold- und Silbermünzen, 2 Siegelringe, auf deren einem sein Name, goldne Bienen, Heftel und andre Kleinode (beschrieben und abgebildet bei *Chifletius's* Anastasis Childerici regis. *Mabillon's* sur les anciennes sepultures des rois de France. p. 475.) Auch die christlichen Franken entsagten diesen Todtenopfern nicht. So wurde die Frau Gunthramn Boso's mit großem Schmucke und vielem Golde begraben (Gregorius Turonensis, Hist. Lib. IX. c. 21. bei Freher Corp. Hist. Franc. p. 209.) Man glaubte, daß die Todten über das Geld in ihrem Grabe geböten, wie sie im Leben gethan. So die Sage von dem norwegischen Kaufmann, der, als das Schiff vor dem Lande vorübersegelte, wo südlich von Hakonarhella der Grabhügel des Königs Watnar war, seinen Gefährten die Lebensgeschichte (Saga) Watnar's erzählte, und den König rühmte.

Als dann der Kaufmann bei Vatnarshaugr (Watnar's Grabhügel) lag, erschien ihm Watnar im Traume, und sagte: Weil Du meine Lebensgeschichte (Saga) erzählt hast, so will ich Dich dafür belohnen. Suche in meinem Hügel, und Du wirst Geld finden." Er suchte und fand da viel Geld (Islands Landnámabor, p. 386.) Hier belohnt der todte König den ihn Preisenden nicht minder gut, als es die Lebenden thaten.

Von den Schweden im 11. Jahrhunderte berichtet das Vet. Schol. 97. zu Adam von Bremen a. a. O. S. 63., daß sie mit dem Todten Geld, Waffen und was er sonst lieb gehabt, begraben. Der Sinn der Todtenopfer bei den Germanen spricht sich in der Glaubenslehre der Nordmannen, welche die Sage dem Odin selbst in den Mund legt, mit klaren Worten aus. Er verordnete nämlich nach der ihn aus einem Gotte in einen religionstiftenden Oberpriester und König umwandelnden Sage, daß alle Todten auf Scheiterhaufen verbrannt, und mit ihnen auf dieselben ihre Güter gebracht würden, und versprach, daß jeder von den Schätzen, die ihm auf den Scheiterhaufen beigegeben wurden, begleitet nach Walhalla kommen sollte. Odin ward nach seinem Tode auf das Stattlichste verbrannt, und es war Glaube, daß, je höher der Rauch stieg, je glänzender im Himmel der Zustand dessen sein werde, dessen Scheiterhaufen es war, und er werde um so reicher sein, je mehr Reichthümer mit ihm verbrannt würden. Daher auch die Sage von den großen Schätzen auf Brunhild's und Sigurd's Scheiterhaufen; denn bei Königen, sollten sie immer wo mit Ehren erscheinen, war verschwenderische Freigebigkeit das unerläßliche Erfoderniß, und hierzu sollten sie auch jenseits in den Stand gesetzt werden. Nebst den Schätzen wurden vorzüglich Könige mit vielen Waffen und mit dem Roß verbrannt, ja selbst auch, damit sie völlig ausgerüstet erschienen, mit ihrem Schiffe, wie aus den Sagen von den herrlich ausgestatteten Verbrennungen der Leichen Baldur's und Hildeland's erhellt. Die Sagen erklären den Sinn des Inhalts der nordischen Gräber, und werden wiederum von diesem bestätigt, nämlich den Knochen von Pferden, Hunden, Habichten, den Waffen, Hämmern, andern Werkzeugen (so z. B. dem Zauberstabe im Grabe einer Wala), Geräthen und Gefäßen (worunter auch gläserne). Wie körperlich sich die Nordmannen die Bedürfnisse der Gestorbenen dachten, lehren die ihnen zum Wege nach Walhall angezogenen Todtenschuhe (Helskór), welche so fest als möglich festgebunden werden mußten, von welchem Aberglauben auch die Christen, z. B. in Nordengland, nur spät loskommen konnten (Ynglinga-Saga c. 8. 11. Kopenhagener Ausg. der Heimskringla S. 13. 15. Klaussón S. 7. 8. Sigurdar Quida Fasnisbana III. Nr. 49. p. 235. 62. 241. Snorra-Edda, Daemesaga p. 43. Saxo Grammaticus Lib. VIII. p. 147. Laxadaela-Saga, Kopenhagener Ausgabe v. 1826 S. 328. 329. *Finn. Magnusen*, Lex. Myth., p. 389. 429. 516. *Walter Scott*, Minstrelsy of the Scottish border, T. II. p. 361. 367. seq. *Ferd. Wachter*, De eo, quid Sigefridus cornea cute, Nibelungorum thesauro et Tarencappa ornatus sibi velit, p. 13—21.) Von den Todtenopfern (sacrificia mortuorum) mahnt Papst Gregor der Zweite die Teutschen (die Thüringer, Hessen, Borthaer, Nistreser, Wetterauer, Lognauer, Suduosen und Grabfelder) ab. (Gregorius Papa, Ep. bei Othlo Lib. II. p. 358.) Die teutsche Kirchenversammlung vom Jahre 742 gab den Bischöfen die Grafen zum Beistande, daß bei Todtenopfern das Heidnische (profana) unterdrückt werde. (Concilium Germanicum, Can. V. bei Falkenstein p. 11.) Wenn man anderwärts gesagt findet, daß man die für Gotteslästerer halten solle, welche Stiere und Böcke den Göttern der Heiden opfern, indem sie Todtenschmäuse essen, läßt sich vielleicht auf Todtenopfer schließen, welche auf diese Weise begangen würden. Über den Sinn der Quellen-, Fluß-, See-, Baum- und Bergopfer bei den Germanen und Kelten handeln wir in den Artikeln Opferplätze, Opferstätten u. s. w.

Wir wenden uns nun zu den finnischen Völkerstämmen, und zunächst zu den Finnen in engerer Bedeutung. In dem gewässerreichen Finnland gibt es noch jetzt unzählig viele Seen, Flüsse und Wasserfälle, welche mit dem Namen Pyha, heilig, bezeichnet werden. In vielen Quellen findet man noch jetzt Nadeln und andre kleine Geschenke, die man ihnen geopfert. Noch jetzt werden Bäume für heilig gehalten. Pyhämä, heiliges Land, heißt noch ein Kirchspiel im nördlichen Finnland, und Eräpyhä, sehr heilig, im Kirchspiel Oriwesi ein hohes Vorgebirge, auf welchem die in das Geviert gelegten Steine einen Opferplatz kundgeben. Auf dem in Liedern berüchtigten Kipumäki (Qualbügel) am Flusse Kemi findet sich mitten auf der Höhe ein flacher ausgehöhlter Stein, wie ein Tisch, rund umher mit mehren steinernen Altären; in seine Löcher werden die Schmerzen und Qualen verwiesen. Wahrscheinlich ein vormaliger Opferplatz, den man jetzt aber nicht mehr zu besteigen wagt, weil von Allen, welche es versucht haben, keiner gesund zurückgekommen. Aus der Furcht und dem Hasse gegen diesen Ort, welcher jetzt bei den Finnen als die Hölle gilt, läßt sich auf ehemals an diesem Platze gebrachte Menschenopfer schließen, welche vermuthlich, wie bei den Germanen, als im Namen der Gottheit vollzogene Strafen galten. (Rühs Finnland und seine Bewohner, S. 22—26.)

Glänzend war nach der nordischen Sage der gemeinsame Opferplatz der Biarmier am weißen Meere und dem Ausflusse der Dwina. Der auf einem weiten Felde ringsum eingezäunte und mit Thüren versehne Hain enthielt einen Brandhügel, in dessen Asche viel Gold und Silber lag, und in der Mitte das Bild des Gottes Jomali (Jumala, bei den schwedischen Lappen Jubmel, d. i. höchster Gott). Auf seinen Knien hatte er eine silberne Schüssel voll Silbergeld, einen Ring an der Schale, und ein kostbares Band am Halse. Noch glänzender wird der Opferplatz anderwärts beschrieben. Die Umbauung (Hof) und der Gott waren von kostbarem Holze und sehr kunstreich gebaut, und mit Gold und Edelsteinen geziert, die auf das Land umher Strahlen

warfen. Mit 12 Edelsteinen, ähnlich wie vom schwedischen Thorbilde erzählt wird, daß sein Haupt mit 12 Sternen umgeben gewesen, war Jomali's Krone besetzt; sein Ring war 300 Mark werth, seine Schale und das Geld darin von Gold und so groß, daß 4 Mann sich daraus satt trinken konnten. Sein kostbares Gewand überwog den Werth von 3 Ladungen der reichsten Schiffe, die über das griechische Meer segelten. Wald und Hof besaß König Harker. Die häufig nach Biarmaland auf Raub segelnden Nordmannen beraubten und verbrannten den Opferplatz. Auch pflanzte nach einer andern Sage ein nordischer Seeräuber nordischen Opferdienst nach Biarmien. Hialmar hatte sich durch Erschlagung des Königs Waghmar von Biarmien und Vermählung mit seiner Tochter zum Könige des Landes gemacht. Er opferte dem Thur (Thor), den er nebst Freya eifrig verehrte, da sie ihm seine geraubte Tochter zurückbrachten, ein fettes Roß, das der Priester (drottr) hervorzog, und auf dessen Kopf der König seine Hände legte, und Gelübde that, ähnlich wie andre Könige hierbei den dem Gotte Freyr geweihten Eber berührten. Hierauf ward das Roß geschlachtet, und das Fett dem Könige und seinen Lehnsleuten vorgesetzt. Auf seinem goldnen Trinkhorn waren die Bildnisse Thor's, Odin's und Freya's ausgeprägt, weil man bei Opfermahlen (s. d. Art.) den Göttern zu Ehren trank. Alf überwand und erschlug den König Hialmar, plünderte das Blutopferhaus (Blothof) nahm dem Gott Juma (Jumali) das Gold, verjagte die Priester (Godir) nach Sigtun in Schweden. Hier feierten sie auf dem Berge Signil ihr Opfermahl (Blötveidlur), aber ohne lange geduldet zu werden. So kamen sie endlich nach Wendenland, wo sie Hraudr aufnahm (Olafs Saga Helga, c. 143. Heimskringla, T. II. p. 220. Sturlaugs oc Herrods-Saga bei Scheffer, Lapponia p. 60—62. Schlözer, hall. Weltgeschichte, 31ster Th. S. 60. und Nestor 2ter Th. S. 45 beleuchtet die Sage kritisch. Hialmars-Sage bei Björner, Nordiska Kämpa dater, Bl. 4, a. 5, a. b. 6, a. 7, a. 8. Om Biarmaland, (schwedische) Idunna, 4ter Th. S. 78—173. Schröter's finnische Runen, S. 153. Mone 1ster Th. S. 43—45. 303 u. 304.) Bei Bekehrung der Finnen gaben sie die Haine und eingezäunten geweihten Orte, welche als Opferstätten gedient, freiwillig an die Kirche, und diese bestätigte in diesem Besitze Papst Gregor im Jahre 1223 (Bulle desselben an den Bischof von Finnland, in den Act. literar. Sueciae, 1726. p. 62.) Außer den Gemeindeopfern, durch welche die Finnen jene größern Gottheiten auf den Opferplätzen in den Hainen verehrten, hatten sie auch Hausopfer. Von jedem Sud Bier und von jedem Gebäck Brot erhielten die Hausgeister als Opfer die erste Gabe, ehe man es selbst versuchte. Ein neuer Hausbewohner brachte ihnen Opfer von Salz, Bier und Brot dar. Bei jedem Schmause legte man ihnen etwas zurück. Milchopfer für sie waren auch gewöhnlich. Vier große Jahresfeste, welche von ganzen Gemeinden begangen wurden, geben sich als ehemalige Opferfeste kund, das erste zur Saatzeit, das zweite nach der Ernte, wo ein seit dem Frühling nicht mehr geschorenes Lamm geschlachtet wurde, das dritte im Herbste, ein Dankfest für den Jahressegen, das vierte das Bärenfest, vermuthlich im tiefen Winter begangen, hieß Kouwon päälliset, wurde unter großer Fröhlichkeit mit vielen Gebräuchen gefeiert. Korn und Eßwaren gaben die Nachbarn dazu, ein Jüngling und eine Jungfrau wurden zum Brautpaar dabei gewählt, daher hatte das Opferfest wol der Feier der Gottheit der Liebe und Ehe gegolten, der Bär ward an einem Baume aufgehängt, sein Kopf zuerst, sodann das Übrige gegessen. Diese 4 Jahresfeste wurden von andern Feiertagen nicht ausgeschlossen, wodurch ihre Bedeutung erhöht wird; nur der Olafstag scheint mit dem Erntefeste zusammen zu fallen. Auch an den übrigen Feiertagen zeigt sich vieles Heidnische. Hiervon nur Folgendes, was aus den Gebräuchen der Opfermahle stammt. Am Olafstage schlachtet man ein ungeschornes Frühlingslamm, und besprengt bei dem Hereintragen die Hausschwelle durch Tannen- und Erlenzweige mit Wasser. Vor dem Essen stellt man etwas davon in den Winkel auf den Boden, wahrscheinlich für den Hausgeist, und gießt etwas davon auf die Birken im Walde, die man auf den Johannistag in den Hof setzt, welches auf eine ehemalige Weihung der Bäume durch Opferspeise deutet. In Osterbotten verzehrt man am Olafstage den Erntekäs. Am Katharinenfeste (25. November), bei ihnen Kajsan Peiwa genannt, sammelt eine Hausfrau von denen in der Nachbarschaft Mehl, aus welchem ein Brei, Memmä, gekocht wird. Hierzu bereitet man einen schon aufbewahrten Kuhkopf und ißt die Zunge zu dem Brei im Stalle. Um diese Zeit findet auch die dritte Schafschur statt. Bei dem Donnersfeste im Juli bäckt man für den Donner einen großen Laib Brot, vertheilt ihn bei der nächsten Frühlingssaat, gewisse Gebräuche dabei beobachtend, unter das Gesinde, und verzehrt ihn. Über das Fest Wuoden Alkajas, welches sich ebenfalls als vormaliges Opferfest andeutet, s. Georgi S. 20 und Mone S. 46 und 47. Auch die Todtenopfer bei den Finnen scheinen bedeutend gewesen zu sein, wie aus demjenigen erhellt, welches bei den Biarmiern darin bestand, daß zwischen dem Dahingeschiedenen und seinen Erben die fahrende Habe getheilt ward, indem der Verblichene die Hälfte oder ein Drittel erhielt, welchen Antheil man in Wäldern versenkte, in die Erde vergrub, oder über den Platz eine besondre Hütte baute. (Rühs a. a. O. S. 82. 305. fg. 322 fg.)

Bei den Lappländern wurden den 3 oberen Göttern im Herbste 14 Tage vor dem Michaelsfeste, wo der lange Winter eintritt, Opfer gebracht. Welchem Gotte geopfert werden sollte, wurde durch das Loos vermittels der Orakelpauke erforscht. Zuerst wurde das Opfer dem Tiermes (Thor) angeboten, war das Loos ungünstig, dem Storjunkare, verschmähte auch dieser das Opfer, der Baiwe, und wenn auch hier das Loos entgegen, so waren die Götter erzürnt, die Menschen in Schrecken, und für diesen Herbst fand kein Opfer statt. Das Loos war dieses. Auf dem Felle der Orakelpauke, die lappisch Quobdas oder Kannus hieß, waren die Bilder der Götter

mit röthlichem Safte gemalt, in der Mitte des Felles war ein Ring, und an diesem Fäden mit kleineren Ringen befestigt Einer schlug die Pauke, und die andern sangen: Maiide Aiike Jetti. maiide werro? Wie, Du alter Gott, willst Du mein Opfer? Traf während dessen ein Ring das Bild des Tiermes auf der Pauke, und blieb darauf liegen, so war es ein gutes Zeichen, daß der Gott das Opfer annehmen wollte, wenn nicht, so paukte und sang man weiter: Maiide sioel kak tun stourra passe Seite? Was sagest Du, großer heiliger Seite (Storjunkare)? Zugleich wurde der Opferplatz genannt. Auf gleiche Weise wandte man sich auch an die Baiwe. Alle Jahre mußte das Bild des Tiermes neu gemacht werden, und das Opfer diente zur Einweihung desselben, indem es mit dem Herzblute und dem Fette eines alten männlichen Rennthieres, welche bei der Verehrung des Tiermes als Opferthiere gebräuchlich waren, überschmiert, auf den Rumpf des Schnitzbildes kreuzweise Striche gemacht, und hinter dasselbe die Geweihe des Opferthieres gesteckt, und vor dasselbe von jedem Gliede des Opfers ein Stückchen Fleisch dem Gotte vorgesetzt wurde. Das übrige Fleisch diente ihnen selbst zum Opferschmauße, zu welchem man die Freunde zusammen lud. Sämmtliche Knochen sammelte man sorgfältig, legte sie nebst den Klauen, dem Herzen und andern vom Opferer abgesonderten Theilen nach ihrer natürlichen Ordnung in eine Kiste aus Birkenholz und begrub sie. Ein mit allen Gebräuchen bis zu diesem letzten, dem Begraben der Knochen, vollzogenes Opfer hieß lappisch Damengaren. Der Opferplatz war hinter der Thüre eine heilige Stätte, wo das Opferrennthier angebunden, mit spitzigem Messer durch das Herz gestoßen und das Herzblut in einer Schüssel aus Birkenholz aufgefangen ward. Auch für den Storjunkare wurde das Opfer an der Stelle der heiligen Stätte des Tiermes geschlachtet, weil die seinigen manchmal unzugängliche Felsen waren. Zum Opfer dienten auch ihm männliche alte Rennthiere, in der Luleå-Lappmark überdies Katzen, Hunde, Schafe und Hühner, die sie in Norwegen kauften. Dem Opferthiere ward zuerst ein rother Faden durch das rechte Ohr gezogen, sonst aber wie bei dem Tiermes getödtet. Hierauf nahm der Opfervollzieher die Geweihe, die Knochen des Kopfes und des Halses, die Füße und Hufe, und trug sie auf den heiligen Berg, wohin dem Storjunkare das Opfer gelobt war. Der heilige Stein wurde wie das Bild des Tiermes gesalbt mit voller Ehrfurcht, hinter dem Steine wurden die Geweihe aufgesteckt, an das rechte Horn hing man das Zeugeglied des Rennthiers, an das linke einen wollenen mit Zinn untersponnenen Faden und ein Stückchen Silber. Bei unzugänglichen Felsen salbten sie einen Stein, und warfen ihn hinauf zum Storjunkare. Über 1000 Rennthiergeweihe waren nach und nach an manchen alten und vorzüglich besuchten Opferplätzen aufgepflanzt, ein solcher Ort hieß dann Tioswigardi (Hörnerzaun). Daran wurde bei jedem Opfer ein Birkenreis gehängt mit einem Stückchen Fleische von allen Gliedern des Thieres. An der Stätte des Storjunkare ward auch bisweilen das Opferthier geschlachtet, und man ließ das Fell mehre Jahre liegen, denn die Lappländer pflegten die Häute der als Opfer geschlachteten Thiere der Gottheit zu weihen, da sie glaubten, daß von ihr dem geopferten Thiere nicht nur das Fleisch und das Leben wiedergegeben, sondern dasselbe in einem weit herrlicheren Zustande als in dem vorigen wieder hergestellt werde. Hierdurch wird die Hautweihe und das Begraben der geordneten Knochen, Klauen u. s. w. erklärlich, denn sie waren zur Wiederauferstehung des Thieres nöthig. Daß auch bei den Nordgermanen ein ähnlicher Glaube bestand, ersieht man aus der Erzählung der jüngeren Edda S. 49, wo Thor die Knochen auf die Häute der verzehrten Böcke legen läßt, sie mit dem Hammer weiht, und beide wieder auferstehen. Nur einer hinkt, weil Thialfi einen Knochen zerschlagen. Daher sammelten auch die Lappen alle Knochen sorgfältig, wenn sie das Fleisch mit eingeladenen Freunden verzehrten. Der Schmaus hieß der des Storjunkare bei dem diesem Gotte gebrachten Opfer. Sein Stein mußte auch im Jahre zweimal geziert werden, im Sommer mit grünem Birkenreis, im Winter mit Fichtenzweigen. Nicht minder machte man dem Gotte im Winter ein weiches Lager von Heu und Gras, das unter den Onin gelegt ward; wenn er schwer zu heben, war es ein böses, wenn leicht, ein gutes Zeichen. Im ersteren Falle wurden 9 Opfer gelobt. Auf die nämliche Weise wurde auch der Seite in der Landschaft Torneå verehrt. Nicht anders wurde auch der Baiwe oder Sonne geopfert, nur daß die Rennthiere jung, und weiblich, und der Faden, den man ihnen durch das Ohr zog, weiß war. Auch hinter jedem Hause hatte die Göttin ihren Tisch, aber er ermangelte der aufgesteckten Hörner, da die jungen Thiere geweihlos sind. Kein Bild hatte sie, man legte, als ihr Symbol, die vornehmsten Knochen im Kreise auf den Tisch und hängte in einer kreisförmig gebogenen Weide die Stückchen Fleisch von jedem Gliede auf. Zu dem Jolenfeste (Weihnachten) feierten die schwedischen Lappländer dem Jolafolk (Jolenvolk), ein Opferfest, welches sie, wie die Bezeichnung des verehrten Zwergvolkes zeigt, von den Schweden angenommen. Den Weihnachtsheiligenabend aßen sie kein Fleisch, und legten von allen Speisen ein Stückchen zurück. Letzteres thaten sie auch am Festtage, wo sie tüchtig schmausten. Die 2 Jahre alten Speisestückchen legten sie in ein Schiffchen aus Birkenholz mit Rudern und Segeln, und hängten es hinter der Hütte an den einen Geschoßwurf entfernten Baum für das zu jenem Zeitpunkt durch die benachbarten Wälder und Berge schweifende Jolenvolk auf. Da der älteste Anfangspunkt des neuen Jahres die Wintersonnenwende war, so hatte, wie man sieht, dieses den Jolenzwergen, wie das Jolenvolk bei den Schweden heißt, dargebrachte Opfer, gleiche Bedeutung mit jenem, durch welches die Isländer die ihre Sitze in der Neujahrsnacht ändernden Alfen einluden, sich in ihrer Nähe niederzulassen (siehe Opferfeste bei den Germanen). Bei den norwegischen Lappländern hieß das Jolafolk Joulo-Gadze, von denen sie einige für gut, andre für böse hielten. Auch die Dänen hatten ein Opferfest zu

Ehren der Jolengeister (Jule-Vaetter), wie aus den sie darstellenden noch um den Anfang des 18. Jahrhunderts üblichen Volksspielen sich schließen läßt. (Sorterup bei Finn Magnusen Lex. Myth. p. 326. 753. *Scheffer's* Descriptio Lapponiae, p. 92—118. Vargas Bedemar's Reise nach dem hohen Norden, 2ter Bd. S. 84. *Jessen* de vetere Finn. et Lapp. relig. p. 46. Trå Berüttelser om Lapp. Omvändelse p. 50—53.) Bei den Lappen erhielten Opfer auch Geister der Todten, welche sie Sitte hießen, und die dadurch mehr Wichtigkeit erhielten, daß sie von ihnen glaubten, die Seele werde nach dem Tode ein höheres und gottähnliches Wesen von guter oder böser Natur. Sühnopfer wurden den bösen Hausgeistern gebracht, und auf die Versöhnung des Verstorbenen zielten die Begräbnißgebräuche. Als Grabesopfer erhielt der in seinen besten Kleidern in einen hohlen Stamm Gelegte einen Bogen, Pfeile, ein Beil, Feuersteine und Stahl zum Gebrauche in jenem Leben, um sich den Weg dahin zu bahnen. Das Rennthier, welches den Leichnam zu den Höhlen oder tiefen Gräbern zog, opferte man, schlug die Zauberformel und sang: Maiite werro jabmike Site? Wollt ihr ein Opfer, ihr Geister? Einen schwarzen wollenen Faden zog man dem Rennthiere durch das rechte Ohr oder wand ihn um die Geweihe, und schlachtete es. Das Fleisch diente zum Leichenschmaus. Die sorgfältig aufbewahrten Knochen legte man mit einem hölzernen Bildnisse des Verstorbenen in eine Kiste und begrub sie. Letzteres geschah auch mit einem vom Herzen und der Lunge des Opferthiers abgeschnittenen Stücke, das sie in 3 Theile theilten, welche sie an Gerten steckten, die sie mit Opferblute bestrichen. Bei den zugleich christlich- und heidnischen Begräbnißgebräuchen der Lappländer am Flusse Kola zwischen dem weißen Meere und dem Nordkap erhielt der Todte in die eine Hand einen Beutel mit Geld, in die andre einen vom Priester versiegelten Geleitsbrief, daß er des Himmels würdig sei, an die Seite eine Flasche Branntwein, geräucherten Fisch und Elennfleisch zur Speise auf den Weg, und hinter sich Wurzeln vom Tannenbaum, welches seine Fackeln sein sollten (Martinière's Reise in die nordischen Landschaften, S. 28. Mone 1ster Th. S. 25—28. *Falkenstein's* Conc. Germ. p. 12.)

Die Esthen brachten ihren angebeteten Drachen (Schlangen) und Vögeln auch lebende Menschen zum Opfer, welche sie von Kaufleuten erhandelten, nachdem sie genau untersucht, ob sie keinen Leibesfehler hatten, weil sie dann, wie man glaubte, von den Drachen verschmäht würden (*Adam v. Bremen* De situ Daniae, c. 224. p. 58 und 59.). Dem in einem Aufstande 1221 gefangenen dänischen Voigt Hebbus schnitten die Esthen lebendig das Herz aus dem Leibe, brieten und aßen es, um, wie sie meinten, desto tapfrer gegen die Christen streiten zu können. Nicht minder opferten die Kuren und Semgallen Menschen, vornehmlich Kriegsgefangene, die sie entweder im Zweikampfe erschlugen, oder auf dem Roß brateten, oder sonst auf eine martervolle Weise des Lebens beraubten. Ähnlich wie bei den Slaven zu Rethra, wurde auch bei diesen nicht slavischen Völkern erst durch das Orakel bei jedem Blutopfer nachgefragt, ob es den Göttern angenehm sei. Trat das heilige Pferd zuerst mit dem linken Fuß, der das Leben des Schlachtopfers bedeutete, über die auf die Erde gelegte Lanze, so galt es für ein Zeichen göttlicher Ungnade, und das Opfer blieb verschont, trat es zuerst mit dem Todesfuße darüber, so war das Opfer den Göttern angenehm, und sogleich ward es geschlachtet. Bisweilen ließen sich die Opferpriester durch das erste ungünstige Zeichen nicht abschrecken, wenn sie glaubten, daß ein besonderer Umstand obwaltete; so bei der Orakelbefragung über den Christenpriester Dietrich, wobei der livländische Blutopferpriester behauptete, daß der unsichtbar auf dem Pferde sitzende Christengott es verzaubert habe. Es ward daher mit Tüchern bedeckt, aber indem es wieder den Lebensfuß erhob, verschaffte es Dietrichen die Freiheit. Auch ein andrer Christenpriester entging durch das Pferdeorakel dem Opfertode. Zu Thieropfern dienten den Esthen fette Ochsen, und das im Kriege geraubte Vieh. Fiel das sterbende Thier auf die linke Seite, so waren die Götter erzürnt, wenn auf die rechte, gnädig. Bei den Livländern hießen die Priester Blutekirl, was wahrscheinlich nichts andres als Blutkerl, Blutmann, Blutopfervollzieher ist, und dieser germanische Name kann leicht durch verfolgte, nach Livland fliehende Priester dahin gebracht und, weil fremde Namen geheimnißvoller klingen, von ihnen beibehalten, oder die Liven können auch schon früher einmal den Germanen unterworfen gewesen sein, z. B. zu Hermanarichs des Großen Gothenreiche gehört, und durch diese Berührung zu dem Worte gekommen sein. Man sucht den Namen auch aus dem Grunde zu erklären, weil die mit in die Schlacht ziehenden Priester vor derselben das Heer mit Blutbesprengungen einweihten; jedoch auch dieses war mit den Blutopfern verbunden, von welchen, als der Hauptsache, sicher die Benennung stammt (*Heinr. der Lette* Chronicon Livonicum vetus bei Gruber Orig. Livon. p. 7. 76. 154. 155. Livländische Reimchronik und Gadebusch s. Mone in den Heidelberger Jahrbüchern 1819, S. 124. fg. und Gesch. d. H., 1ster Th. S. 66—72.). Von den unblutigen Opfern haben sich noch bis jetzt Überbleibsel bei den Liven erhalten, welche darin bestehen, daß sie den Geistern der Quellen, Haine und Bäume, Wachs, Wolle, Garn und Geld darbringen. Die Verehrung jener Geister läßt sich schon früher nachweisen, wenn Papst Innocenz der Dritte in seiner Bulle vom Jahre 1119 (bei Gruber, Orig. Liv. p. 205) sagt: „Die Liven zollen die Gott schuldige Ehre unvernünftigen Thieren, zweigreichen Bäumen, grünenden Kräutern und unreinen Geistern.“ — Bei den Bergen, Hainen und Gewässern, welche in Est- und Livland zu Opferstätten erwählt waren, dauert die Verehrung zum Theil noch fort. Wichtig war in jener Beziehung der schöne, waldige Hügel in Esthland bei der Stadt Wironia, der sagliche Geburtsort des großen Gottes Tharapyhhâ. Als die christlichen Priester die Bäume und Götzenbilder umgehauen, wunderten sich die Esthen, daß kein Blut daraus geflos-

sen. Auf der Insel Ösel war eine Opferstätte, die Burg Mana, wohin der auf dem Hügel bei Wironia geborne Gott geflogen. Bei Eroberung dieser Feste durch die Teutschen im Jahre 1225 riefen die Esthen unablässig den Gott und seinen Wald an. Ein wichtiger Opferberg war auch der Schloßberg der Stadt Odenpäh (Bärenkopf); nicht minder in seiner Nähe der die Witterung verkündende Eierberg, aller Wahrscheinlichkeit nach ein wichtiger Orakelberg überhaupt. (Das Nähere siehe unter Orakelberge.) In die heiligen Höhlen bei Salisburg, Wenden, Menzen und andern Orten in Livland legten vormals die Einwohner kleine Gaben für die Götter. Noch zahlreicher erscheinen bei den Liven und Esthen die Opferseen, Opferflüsse und Bäche, so der heilige See bei Wolmar, der bei Odenpäh mit seinen 3 schönen Inseln, der Fluß Emmajökki (Wassermutter), mit seinen ehemaligen Volksammlungen der Liven, Letten und Esthen, die heiligen Bäche, Pühhajöggi, in Livland bei Werro, in Esthland bei Wesenberg und auf der Insel Ösel, und der im Kirchspiele Odenpäh entspringende und in den Peipussee fließende Wöhhando (heiliger Bach) mit dem von den Esthen an ihm vielfach getriebenen Aberglauben. (Hupel's topographische Nachrichten von Liv- und Esthland, 4ter Th., S. 165. 377. 425. 451. 482., welcher auch mehre heidnische Altäre aufführt, Mone, 1ster Th., S. 67 u. 68.) Auch die Liven und Esthen scheinen, wie die Germanen (s. d. A. Opferfeste), ein großes Opferfest zur Zeit der Sommersonnenwende gehabt zu haben, denn noch jetzt umgehen sie zum Johannisfeste auf den 24. Juni das Feld, erflehen Erntesegen vom Himmel und tanzen die ganze Nacht hindurch; da die Feier jetzt eine fröhliche ist, so hat sie entweder ihren ursprünglichen Charakter verloren, oder das Fest hatte ursprünglich nicht die tiefe ernste tragische Bedeutung wie bei den Germanen, wo als Bild der sich wieder abwendenden Sonne Baldur's Tod, und in der christlichen Zeit Sigfried's Tod, welcher sicher nicht ohne Bedeutung in die Zeit der Sommersonnenwende fällt, sich kund gibt. (Nibelungenlied Z. 2955. Mone's Einleitung in das Nibelungenlied, S. 70 fg.) Doch hatten die Liven und Letten ein großes Traueropferfest im Herbste, ähnlich wie bei den Sachsen (s. Opferfeste bei den Germanen), denn 3—4 Wochen lang vom Michaelstage an begehen sie ein Fest für die Verstorbenen, während welcher Zeit sie von der Abenddämmerung an in den Häusern nicht mehr arbeiten, und früh sich zu Bette begeben, um die herumziehenden Geister der Väter nicht zu stören. Am letzten Abende des Festes, welchen sie mit Essen feiern, stellen sie den Geistern einen Tisch mit Speise und angezündeten Lichtern im Vorhaus hin. Auch bei den Begräbnißgebräuchen legen sie einen Büschel dürrer Späne auf das Grab, damit sich die Geister in der Nacht Licht anzünden können. Außerdem auch spielte der Span als Opfer eine Rolle, denn noch jetzt besteht der Volksglaube, daß man Schlangen mit nach Hause bringe, wenn man am grünen Donnerstage Holz fälle, und bei dem Hereinschaffen keinen Span zurückwerfe. Der Span war also ein Opfer für den Donnergott, den Tharapyhha (heiliger Donner). Ein zweites Todtenopferfest begingen die Liven im Lenze. Hierbei wurde Speise, Trank, ein Beil und etwas Geld auf die Gräber gelegt, und dieses Todtenopferlied gesungen: „Armer, geh' von diesem Zustande in eine bessere Welt. Dort herrschen die Teutschen nicht mehr über dich, sondern du über sie. Hier hast du Waffen, Speise, Zehrgeld." (Heinr. der Lette, S. 37. *Lasiz*, de Diis Polonorum, p. 308. Hupel, 1ster Th. S. 154., 3ter Th. S. 586., 4r Th. S. 207. Petri, Gemälde von Liv- und Esthland, 1ster Th. S. 479. Mone, Gesch. d. H., 1r Th. S. 71. 72. und 75.) Mit Waffen, Geräthen und der Frau, und wenn es ein Fürst war, mit dem theuersten Rathgeber und dem besten Pferde und Hunde, wurden die Liven verbrannt. Die Dichter sangen, daß sie die glänzende Reiterei himmelwärts sehen könnten. (Merkel's Vorzeit Lieflands, 1ster Th. S. 127.) Nach dem Gesetz der Samen, welches den Leichenbrand befahl, mußten alle Waffen, Schild, Speer, Harnisch, Pferd, Helm und Keule dem Todten mitgegeben werden, weil er, wie das Volk glaubte, auch in der andern Welt in den Krieg ziehen müsse. (Mone S. 78.)

Wenn begründet ist, was *Grunow* Tract. 3. c. 3. bei *Henneberger* Vet. Pruss. f. 8. b. erzählt, daß die, welche wegen begangener Verbrechen enthauptet werden sollten, fern vom Anblicke der Götter aus der Stadt Romowe, welches aber, wie wir sehen werden, schwerlich eine Stadt war, geführt wurden, so hatten die Preußen den ursprünglichen Sinn der Menschenopfer bei den Germanen, nach welchen sie im Namen und an der Opferstätte vollzogene Hinrichtungen waren, gänzlich verloren, oder ihn gar nicht gehabt. Wir finden zwei Arten Menschenopfer bei ihnen. Die seltnere Art war, wenn sich der Oberpriester oder ein andrer für das Volk den vaterländischen Göttern weihte. Auf diese Weise sollen sich ihr erster König Waidewut und ihr erster Criwe Brudeno, beide über 100 Jahre alt, den Göttern zu Opfern gebracht und verbrannt haben. Die gewöhnliche Art war die Opferung gefangener Feinde vor Beginnen und nach Beendigung eines Feldzugs. Die Opfer wurden theils geschlachtet, theils lebend verbrannt. Wollten sie zu Felde ziehen, so wurde ein gefangener Feind auf folgende Weise geopfert. Der Oberpriester, Criwe, welches Wort wahrscheinlicher vom altpreußischen Krawia, Blut, als vom Deutschen Graf abgeleitet wird, und also dem nordischen Blótgodi (Blutopferpriester) entspricht, der Criwe durchbohrte dem gefangenen Feinde die Brust, und schoß das Blut ununterbrochen wie ein Wetterbach hervor, so glaubten die Preußen, daß sie glücklich in ihren Unternehmungen sein würden. Nach der Schlacht opferten sie für erhaltenen Sieg und wählten die Opfer aus den Gefangenen durch das Loos. So wollten die Nattanger nach einer den Feinden beigebrachten Niederlage den Göttern Opfer bringen, und warfen das Loos über die bei jener gefangenen Teutschen. Zwei Mal fiel dies auf den edeln und reichen Hirshan. Dieser bat den Preußen Heinrich Monte, der ersteren Namen in der Taufe erhalten, aber nachmals zum Heidenthum zurückgekehrt, daß er die Wohlthaten sich in das

Gedächtniß zurückrufen, welche er ihm häufig, als er sich zu Magdeburg befunden, erwiesen, und ihn aus dieser Todesnoth befreien möge. Zweimal that es Heinrich, als aber das dritte Mal das Loos auf Hirshan fiel, wollte er nicht ferner losgekauft sein, sondern sich als Blutzeugen dem Tode weihen, und ward als Opfer auf seinem Pferde verbrannt, welchen Opfertod auch namentlich Heinrich Eylinger und Wilhelm von Koburg starben. Er traf vorzüglich die gefangenen Heerführer. So setzten die Preußen nach dem Landesbrauche den Bruder Gerhard, genannt Rude, Voigt von Samland, auf sein Schlachtroß, dessen einzelne Füsse an Pfähle gebunden waren, umgaben ihn mit Holzstößen, daß er nicht mehr gesehen werden konnte, und ließen ihn so die Flammen verzehren. Für erhaltenen Sieg brachten sie den dritten Theil alles dessen, was sie durch ihn erbeutet, den Göttern dar, und der Criwe verbrannte es. Außerdem mußte jedesmal ein erbeutetes Pferd als Opfer den Flammentod sterben. Auch überdies waren Roßopfer üblich. Der Theil Preußen, welcher schwarze Rosse opferte, enthielt sich des Gebrauches der Pferde von dieser Farbe, der, welcher weiße darbrachte, bestieg kein weißes, und so auch bei andern Farben. (*Petrus de Dusburg*, Chron. Pruss. P. III. c. 33., und sein Übersetzer Nikolaus Jeroschin zu diesem Capitel, und P. v. D. P. III. c. 3. 6. 86. *Henneberger*, Vet. Pruss. f. 11. b. vermuthet, daß die Opfer gefangener Feinde hauptsächlich den Göttern Pikollos und Potrimbos gegolten. *Frencel* d. D. S., p. 174.) Das Opferfest des Gottes Curche bei den Preußen ist für uns darum das wichtigste, weil wir die älteste, wenn auch nicht in das Einzelne gehende Nachricht davon haben. Es wurde alljährlich nach Einbringung der Feldfrüchte gefeiert, wobei das Götzenbild zerbrochen und erneuert ward. Der päpstliche Gesandte Jakob verbot im Jahre 1249, diesem Götzenbilde, so wie allen andern Göttern zu opfern. (Das den Preußen verliehene Privilegium hinter dem Chron. Pruss. *Petri de Dusburg* Leipziger Ausgabe von 1679 p. 463.) Die Namhaftmachung des Opferfestes und des Gottes läßt darauf schließen, daß es das wichtigste Opferfest gewesen. Zwar verschwand der Name des Gottes, aber das Opferfest selbst konnte, wenigstens bei den Bauern, nicht so leicht unterdrückt werden, wie wir aus der Darstellung des letzten der drei großen Naturopferfeste der Preußen ersehen werden. Das erste wurde den 22. März gefeiert; bei ihm pflegte man dem Gotte Pergubrios ein Opfer zu bringen, weshalb es Pergubriosfest hieß. Zur Feier desselben kamen die Bauern in einem Hause zusammen, wo sie eine oder mehre Fässer Bier oder andres Getränk erwarteten, denn erst von den Kreuzrittern lernten sie die Kunst des Bierbrauens kennen. Hier begann der Opferpriester, in der Landessprache Wurskait, die Opfergebräuche, nahm einen Krug mit der Rechten, füllte ihn mit Bier, rief den Pergubrios an, und sang sein Lob. Der Anfang war die lettische Formel: O wieszpocie Dewe nusu Pergubrios! „O Herr! unser Gott Pergubrios!“ und kurz nach diesem Anfang folgte: Du vertreibest den Winter, bringst die Ergötzlichkeit des Lenzes zurück; durch dich grünen Äcker und Gärten; durch dich werden Haine und Gehölze belaubt! Nach Beendigung dieses Gebetes faßte der Wurskait den Krug mit den Zähnen, trank so, ohne eine Hand zum Halten des Kruges zu gebrauchen, das Bier bis auf den Grund aus, und warf den geleerten rückwärts über das Haupt. Das wieder vom Boden aufgehobene Trinkgeschirr ward von Neuem gefüllt, und der Opferpriester richtete nun das Gebet an den Donnergott Perkunos, daß er zur rechten Zeit Regen verleihen, und den Pikollos mit den ihm unterworfenen schädlichen Göttern vertreiben möge. Nach dem Gebete leerte der Wurskait den Krug wieder auf die beschriebene Weise, und warf ihn rückwärts. Hierauf rief er den Gott Swayrtirt an, daß er zur rechten Zeit Gras, Vieh und Menschen bestrahlen und pflegen, den Gott Pilvit bat er, daß er Gras und reichliche Feldfrüchte verleihen möge. Nach diesem flehte er auch zu den andern Göttern der Reihe nach, und leerte zu Ehren eines jeden einen Krug ohne Handanwendung. Alle Preußen, so viele deren zugegen waren, tranken nun aus den Krügen der Reihe nach, und sangen dem Pergubrios ein Loblied. Das Opferfest ward mit Schmausereien, Trinkgelagen und Tänzen beschlossen. Das zweite große Opferfest der Preußen war im August, wenn Hand an die Ernte gelegt werden sollte. Auf Slavisch hieß es Zazinek, Anfang der Ernte. Es fand auf dem Felde statt. Waren die Feldfrüchte reichlich gediehen, so ermahnte der Opferpriester die versammelten Bauern zur Danksagung, damit sie auch in Zukunft durch der Götter Wohlthat eine gleich reiche Ernte erhalten möchten, und schloß diese Feierlichkeit mit Austrinkung eines Kruges Bier. Hatten die Früchte durch Brand, anhaltende Regen oder auf eine andre Weise gelitten, und fiel die Ernte nur gering aus, so rief der Opferpriester den Auschweit an, daß er den Pergubrios, Perkunos, Schwayrtirt, Pelvit und die andern Götter bitten möge, wenigstens die folgenden Jahre den Ackerleuten eine reichliche Ernte nicht zu versagen. Während dessen beweinten und verfluchten die Bauern ihre Sünden, durch welche sie den Zorn und die Rache der Götter auf sich gezogen, und verhießen Besserung. Hierauf schossen sie, jeder nach seinen Vermögensumständen, Getreide und Bier zusammen, und die Weiber brachten aus den Erstlingen der Feldfrüchte gebackenes Brot herbei. Auch wurde von denen, welche ein schweres Verbrechen begangen, oder von welchen man glaubte, daß sie die Götter oder Menschen beleidigt, eine Geldstrafe eingetrieben. Dieses Geld wurde zusammengelegt und zu einem Gelage verwendet, welches so lange dauerte, bis die leeren Fässer die Bauern an das Nachhausegehen erinnerten. Wie wir bei den Germanen Menschenopfer als Bestrafungsopfer sahen, so sehen wir hier in ähnlichem Sinne Opfergelage gehalten. Nach Beendigung der Mahlzeit fing einer, welcher dazu von den übrigen erwählt war, unter feierlichem Gebrauche Getreide zu schneiden an, und trug eine Garbe heim. Den andern Tag ging zuerst das Gesinde dessen, welcher den feierlichen Anfang gemacht, an das Erntegeschäft, und hierauf alle Übrigen nach Belieben. Nach Einbringung der

Ernte gegen das Ende des Octobers (so nach Hartknoch, nach Alexander Gaguins fiel das große Opfer der Litthauer nach Einbringung der Feldfrüchte gegen den Anfang des Octobers, und dies ist wahrscheinlicher auch bei den Preußen der Zeitpunkt der Feier gewesen) feierten die Preußen ein drittes Opferfest, welches auf Slavisch Dzinek, Vollendung der Ernte, hieß, und ein Dankopferfest war. Die aus einem oder manchmal auch aus mehren Dörfern versammelten Bauern legten zuerst Heu, dann Brot auf den Tisch, und stellten an jedes Ende desselben zwei Krüge voll Bier. Hierauf schlachtete der Wurskait oder Waidelotte die herzugebrachten Opferthiere, nämlich Schweine, Hühner, Gänse und Kälber, von jeden ein Paar, Männchen und Weibchen (nach Murinius's Zusatz auch ein Schaf, einen Widder, eine Ziege und einen Bock) unter folgendem Gebrauche. Nachdem er ein Gebet gesprochen, schlug er das Haupt und die übrigen Gliedmaßen des zu opfernden Thieres mit einem Prügel, beseufzte hierauf mit dem übrigen Haufen der Bauern die Schläge des Thieres, und sprach folgende Worte: „Dieses bringen wir dir, o Gott Ziemenik dar, und sagen dir Dank, daß du uns dieses Jahr unversehrt erhalten, und uns alles reichlich verliehen hast. Wir flehen, daß du dasselbe auch in Zukunft thuest." Nach Vollziehung des Opfers, bevor man an den Opferschmaus ging, warf jeder von den versammelten Bauern (wie *Mathias Strykovius* Sarmatia Europaea), oder der Priester (Waidelotte), wie Murinius versichert, ein Stückchen von der Opferspeise in alle Winkel des Hauses: „Nimm, o Ziemienik! mit Wohlgefallen dieses Opfer und iß es fröhlich!" Dann endlich wandten sich die Preußen selbst zum herrlichen Schmaus. Unter dem mit dem slavischen Namen Ziemenik oder Zieminik (Gott der Bauern) genannten Gott ist wahrscheinlich der Pergubrios zu verstehen. (*Meletius* bei Christoph Hartknoch und dieser Dissert. IX. de festis vet. Prussorum diebus, p. 169—176. Dissert. XI. p. 173. Hartknoch's Hauptquelle ist die ungedruckte preußische Chronik von Simon Grunow von Tolkemit, welcher um das Jahr 1520 nach der Erzählung andrer schrieb. Folgendes aber nach eigner Anschauung.) Zufällig kam Simon Grunow einmal in ein Bauernhaus, in welchem viele Landleute heimlich, da sie öffentlich nicht durften, versammelt waren. Sobald sie ihn erblickten, stürzten sie auf ihn, und drohten ihm augenblicklichen Tod. Grunow in solcher Gefahr redete sie in preußischer Sprache an, und flehte um Schonung seines Lebens. Als die Bauern die preußische Sprache hörten, hüpften sie vor Freude, und riefen: Ha nussen Rikie, nussen Rikie! „Hier unser Herr! unser Herr!" Hierauf mußte er schwören, daß er es nie dem Bischofe, in dessen Sprengel sie wohnten, anzeigen wolle. Folgende Gebräuche wurden bei dem Bockopfer beobachtet. Die Bauern kamen aus 3, 2 oder mehren Dörfern in einer Scheune zusammen, und zündeten ein langes Feuer an. Die Männer führten den Bock zur Opferstätte, die Weiber brachten Weizen- oder Roggenmehl herbei, und kneteten es nachher. Der Waidelotte saß auf einem hohen Throne, und hielt eine Rede an die Bauern von ihrem Ursprunge, ihren alten Thaten und den Vorschriften der Götter, was diese von den Menschen zu thun verlangten. Dann führte er den Bock in die Mitte, legte beide Hände darauf, rief die Götter der Reihe nach an, nämlich den Occopirn, Antrimp und die andern. Hierauf reinigten sich die Bauern jeder einzeln durch öffentliches Bekenntniß seiner gegen die Götter begangenen Sünden, vermuthlich Einmischung des Christenthums in das heidnische Opferfest, wiewol sie, wie wir sehen werden, bei demselben Opferfeste ihre Sünden noch einmal und zwar nach Christen-Weise bekannten; es sollte nämlich nichts versäumt werden, von welchem sie Kenntniß hatten, daß es den Göttern angenehm sei. Alle hielten dann den Bock mit den Händen in die Höhe, und ließen ihn nicht eher wieder nieder, als bis sie ein Lied gesungen. Der Opferpriester ermahnte nun die Menge, dieses feierliche von den Vorfahren mit frommem Sinn eingeführte Opfer mit aller Ehrfurcht gegen die Götter zu begehen, und sein Andenken an die Nachkommen gewissenhaft fortzupflanzen. Nach gehaltener Rede schnitt, wie der Augenzeuge Grunow erzählt, der Waidelotte dem Bock den Kopf ab, und die Bauern fingen das Blut in hierzu mitgebrachten Geschirren auf, und gaben es nachmals dem Viehe zu trinken, wahrscheinlich unter das Saufen vermischt. Nach Waisselius besprengten sie mit dem auf das Sorgfältigste, damit nichts auf den Boden träufele, aufgefangenen Blut nach ihrer Heimkehr Vieh und Vermögen; nach Johann Meletius, welcher das Bockopfer mit dem Opferfeste zu Ende der Ernte (Dzinek) verbindet, fing der Waidelotte das Blut des von ihm geschlachteten Bockes mit einer Schüssel auf und sprengte es umher. Das Tränken des Viehes und Besprengen desselben mit dem Blute hatte wol zugleich, oder jedes an verschiednen Orten statt; das Herumsprengen des Blutes an der Opferstätte gehörte wol zu einem andern Opfer. Das Fleisch des geschlachteten und abgehäuteten Bockes schnitten die Bauern in Stücken, und brieten es im Ofen nach Grunow, oder kochten es nach Meletius und Waisselius. Während es briet, beichteten die Bauern jeder einzeln vor dem Waidelotten unter Kniebeugungen ihre Sünden, indem sie der Sitte der Christen nachahmten, und erhielten zur Abbüßung derselben selbst Schläge vom Waidelotten. Diesem erzeigten sie alsbald gleichen Dienst, indem sie alle über ihn herfielen, und kläglich auf sein Haupt schlugen. Hierauf empfingen auch die Weiber Lehren, wie sie ihr Leben einzurichten, wenn sie die Gunst der Götter verdienen wollten. Von dem Weizen- und Roggenmehl buken die Weiber dann Kuchen, legten sie aber nicht in den Ofen, sondern die das lange Feuer umstehenden oder umsitzenden Männer warfen sie von hier und dort durch die Flamme, und fingen die geworfenen auf, bis sie gebacken waren. Endlich wandten sich die Bauern zum Schmause, tranken wacker den Tag und die ganze Nacht hindurch. Trunken, wie sie noch waren, gingen sie am hohen Morgen aus dem Dorfe, und begruben die Überbleibsel der Mahlzeit an einem bestimmten Orte in die Erde, damit sie nicht von den Vögeln oder wilden Thieren ge-

raubt wurden. (Grunow, Meletius, Henneberger u. a. bei Hartknoch a. a. O.) Außer dem Opferfeste der Bocksheiligung hatten die Preußen ein andres, die Schweinsweihe, welches vor der jährlichen Fischerei sechs Dörfer in Gemeinschaft begingen. Der Waidelotte weihte ein Schwein für die Götter, weil die Kinder der Bauern durch Martern und Plagen der Fische die Götter erzürnt, und den Fischfang verdorben hätten. Das hierauf geschlachtete Schwein aß man und die Überbleibsel wurden verbrannt. (Hartknoch, Alt- und Neupreußen, Frankfurt 1684, S. 167—174. Mone, 1ster Th. S. 90 u. 91.) Dem Gotte der Schiffer und Fischer brachten die preußischen Fischer im Samlande, wenn sie auf den Fischfang ausfahren wollten, ein Opfer auf folgende Weise. Sie kamen in einer Scheuer zusammen, und setzten eine Menge gekochter Fische auf Tafeln hin. Hierauf sprachen sie den Bierkrügen wacker zu, und verzehrten die Überbleibsel der zum Opfer gebrauchten Fische. Endlich erhob sich der Sigonotte, theilte die Winde, und zeigte an, an welchem Tage und an welcher Stelle sie einen nützlichen Fischfang erwarten könnten. (*Joh. Meletius*, Epist. p. 167. *Hartknoch*, Dissertat. VIII. p. 140.) Dem Gotte Potrimpos bei den Preußen wurde zu immerwährender Verehrung eine Schlange in einem Topfe gehalten, mit Milch genährt, und der Topf mit einer Garbe zugedeckt. Sollte dem Potrimpos ein Opfer gebracht werden, so mußte zu würdiger Vorbereitung der Waidelotte 3 Tage vorher fasten, und nur auf bloßer Erde hingestreckt liegen. Das Räucherungsopfer bestand in Weihrauch und Wachs. Kinder selbst wurden dem Potrimpos zu Ehren geopfert. (*Alex. Gaguinus*, Sarmatia, bei Pistorius p. 52. *Hennebergerus*, de Vet. Pruss. f. 11. b. Commentarius ad Tabul. Pruss. p. 465. *Hartknoch*, Dissert. X. p. 10. seq.) Den über die heiligen Bäume und Haine gesetzten Puskait verehrten die Preußen und die benachbarten Völker noch zur Zeit, als Meletius schrieb (Ep. p. 169) mit besonderer Ehrfurcht. Ihm setzten sie unter den Holunderbaum, seinen Wohnort, Brot, Bier und andere Nahrung, indem sie flehten, er möge den Markopol, den Gott der Magnaten und Edeln besänftigen, damit sie nicht durch noch härtere Dienstbarkeit von den Herren gedrückt würden, und damit ihnen die Barstukken (Unterirdischen, Erdmännchen) gesendet würden. Sie glaubten nämlich, wenn diese Geister in ihrem Hause sich aufhielten, würden sie wohlhabender. Ihnen und den Markopeten setzten sie Abends auf einen gedeckten Tisch Brot, Käse, Butter und Bier, und luden sie zur Mahlzeit ein. Fanden sie am Morgen jene Speise verzehrt, so zweifelten sie nicht an künftigem Zuwachs ihres Vermögens. Von welcher Speise sie am meisten verzehrt fanden, von ihr setzten sie bei den folgenden Opferungen reichlicher hin. Hatten die Götter die Speise nicht berührt, so waren sie in großer Besorgniß, daß ihnen alles unglücklich gehen werde. Diese Gebräuche hatten viel Ähnlichkeit mit den Opfern und Geschenken, welche man in Teutschland den Zwergen und Hausgeistern darbrachte. (*Meletius*, Ep. p. 169. *Hartknochius*, Dissertat. X. p. 164. Grimm, teutsche Sagen, 1ster Th., S. 43. 47. 55. 63. 94. 108.) Die Opfergebräuche, welche bei Befragung des Puskait wegen gestohlener Sachen statt hatten, s. unter Orakel.

An den heiligen Eichen brachten die Preußen sowol die Brand- als Schlachtopfer dar. Am berühmtesten ist die zu Romowe, wiewol die Erzählungen von ihr mehr der Sage, als Geschichte angehören. Man leitet Romowe vom preußischen Rommu, im Infinitiv Ruomot zusammenwachsen, her, so daß die Eiche Romowe, weil sie drei große zusammengewachsene Zweige gehabt, selbst so geheißen, und dann der Ort von ihr. Wahrscheinlich hatte man drei Eichen ganz nahe an einander gepflanzt, um sie zusammenwachsen zu lassen, und so einen ungewöhnlich großen Stamm (nach der Sage 12 Ellen im Durchmesser) zu erhalten, und ihre Äste ebenso unter sich verbunden, daß sie ein großes Schirmdach für die Götzenbilder, wie man angibt, des Perkum, Potrimpos und Pikollos, bildeten. Denn nach der Erzählung drang weder Schnee noch Regen durch die Eiche. Auch im Winter soll sie gegrünt haben. Ihre Blätter wurden für Menschen und Vieh als gegen Unglücksfälle schützend am Halse getragen. Um das Heiligthum an der Eiche waren nach der Sage 7 oder 8 Ellen hohe seidene Vorhänge gespannt. In dasselbe durfte nur der Opferpriester, der Criwe, und die Priester für die besondern Gottheiten, die Waidelotten, gehen. Bei hohen Opferfesten oder wenn Jemand außerdem ein Opfer darbrachte, wurden die Vorhänge von den Waidelotten hinweggezogen, daß die Darbringer der Opfer, welche durch die Priester verrichtet wurden, die Eiche sehen konnten. Gewiß ist, daß die Slaven an der Ostsee, ob sie gleich sonst in allem andern Gemeinschaft mit den Christen zuließen, sie doch von dem Zutritte zu den Opferhainen und Opferquellen ausschlossen, weil sie durch sie entweiht wurden. (*Helmold* Lib. I. c. 1. p. 538.) Ähnlich wird vom Opferheiligthume zu Romowe erzählt, daß es, wenn es von einem Christen oder von einem andern Ausländer zufällig erblickt worden, nur durch Blut hätte wieder gereinigt werden können, auch wenn jener entflohen. Die Eiche zu Romowe soll nach Simon Grunow von dem Könige Bolislaw dem Ersten von Polen nebst den größern Götzenbildern zerstört worden sein. Nach Thomas Treter, im Leben des Bischof Johann des Ersten von Ermeland, hätte sie heimlich verehrt bis zu den Zeiten dieses Oberhirten gestanden, sei auf sein Anregen vom Meister Winkrich von Knipzode durch Henning Schinkekopf umgehauen worden, und an ihrer Stelle nachmals das Kloster der Dreifaltigkeit von Peter Nagel von Sehr erbaut worden. Das preußische Romowe hätte demnach in der Landschaft Natangen in der Mitte Preußens gelegen; als Namensüberreste von Romowe und Rykajoth sieht man die Dörfer Rohmsdorf und Rykgarben in der Nähe des Klosters der Dreifaltigkeit an. Das litthauische Romowe setzen manche nach Kurland, andre an den Zusammenfluß der Dubissa und Memel. Dieses Romowe ist noch zweifelhafter als jenes. Jedoch darf man keine Städte darunter suchen; sondern das Heiligthum verschwand mit

der umgehauenen zusammengewachsenen Dreistammeiche, und so mußte es so viele Romowe geben, als es größre Opferstätten an zusammengewachsenen Eichen gab. Auch haben die vorsichtigen Priester natürlich schon für künftige Fälle immer wieder junge Eichen herangezogen, so daß ungeachtet die Eiche zu Romowe zu Peters von Duisburg Zeit, ihrer Größe und Heiligkeit nach schon ein hohes Alter haben mußte, sie doch sicher nicht die erste Opfereiche an jener Stelle war. Von Romowe, als der größern Opferstätte größrer Götter und der Wohnung des Oberpriesters, unterscheidet man Rykajoth als Opferstätte der kleineren Götter. (*Simon Grunovius* bei Hartknoch, Dissertat. VI. de rebus Prussicis, p. 111. sq. *Mathias Praetorius* bei demselben, Dissert. VII. p. 129. sq. *Hennebergerus*, Commentarius ad Tab. Geogr. Pruss. p. 465. Vet. Pruss. f. 11. b. f. 13, nach des Ungenannten preußischer Chronik. *Thom. Waisselius*, Chron. Pruss. f. 17 et 18. a. *Caspar Schuz*, Chron. p. 2. sq. 112. *Alexand. Gaguinus*, Sarmatia, bei Pistorius, p. 52. Über das Dasein von Romowe, vorzüglich wenn man eine Stadt darunter sucht, und seinen Criwen hat Vater (Sprache der Preußen, S. XXXIV.) gerechte Zweifel erhoben, wenn Alles als sichre geschichtliche Thatsachen gelten soll; doch verdienen jene Erzählungen als Sagen wenigstens die ihnen von uns erwiesene Berücksichtigung. Mone's Bemerkungen gegen Vater siehe Heidelberger Jahrbücher, S. 490.) — Nach der Opfereiche von Romowe, wird als die wichtigste die bei Swente Mesce (heiliger Ort), oder nach andrer Lesart Swente Meste (heilige Stadt), jetzt Heiligenbeil, aufgeführt. Sie soll schon von dem Könige Waidemut dem Gotte Curche geweiht worden sein, und wie die zu Romowe auch im Winter gegrünt haben. Nach Alexander Gaguinus (Sarmalia p. 52.) wäre ihr Stamm von 3 Götzenbildern besetzt gewesen, von dem des Perkun, zu dessen Verehrung ein ewiges Eichenfeuer gebrannt, auf der einen Seite, auf der andern von dem Götzenbilde des Potrimpos, dessen Verehrung in der Haltung einer Schlange, welcher Milch als Speiseopfer gegeben wurden, und auf der dritten vom Götzenbilde des Patelos, dessen Ehre darin bestand, daß er einen menschlichen Todtenkopf hielt. Zur Erklärung des späteren Namens der Stadt in der Nähe des Opferplatzes hat man die Sage, ein Christ sei, als er die Art zur Umhauung an die Opfereiche gelegt, vom zurückspringenden Beile schwer verwundet worden, die erschrocknen Christen haben seitdem sich nicht an die gefürchtete Eiche gewagt, bis der von heiligem Eifer ergriffene Bischof Anselm der Erste von Ermeland ein großes Loch in die Eiche gehauen, und die übrigen Christen auf seinen Befehl sie mit dem Götzenbilde verbrannt. Nichts desto weniger hätten die Preußen jenes Beil an sich gebracht, und in einer Kapelle als ausgezeichnete Reliquie verehrt. Daher der Name der Stadt Heiligenbeil. Wahrscheinlicher aber ist die Verehrung des Beiles, durch welches man die Eiche umhieb, von den Christen ausgegangen, und die Verwundung durch dasselbe Erfindung, um die Sache mehr zu Ehren des Bischofes zu gestalten. Andre erklären den Namen Heiligenbeil anders. (Joh. Krezmer, dessen teutsches Werk lateinisch übersetzt gibt Thomas Treter im Leben Anselms, in den Episcopis Varmiensibus. *Henneberg.* Comm. ad Tab. Pruss. p. 156. *Caspar Schuz.* Chron. f. 4. *Hartknoch.* Dissert. VI. p. 113. Dissert. VIII. p. 138.) Die dritte Eiche auf einem Hügel bei der Stadt Thorn war so groß und dicht, daß sie den teutschen Christen zur Festung diente; die vierte am Flusse Pregel bei der Stadt Welau war nach glaubhaften Augenzeugen am Grunde 27 Ellen dick und innen hohl, so daß ein Reiter sich darin tummeln konnte, wie dieses zwei Markgrafen von Brandenburg versucht. Ihr Verdorren und Umfallen zu Ende des 16. Jahrhunderts wurde durch das Einschneiden der Namen der vielen sie Besuchenden befördert. Ihre fast unglaubliche Größe erklärt sich am leichtesten durch das Zusammenwachsen mehrer, welches sich auch bei andern Bäumen von Riesenstämmen nachweisen läßt. Unter der heiligen Linde am Flusse Russe bei dem Dorfe Schakaniken brachten abergläubische Preußen noch zu Ende des 16. Jahrhunderts heidnische Opfer dar. In den heiligen Wäldern durfte weder ein Baum gefällt, noch gepflügt, noch gejagt, noch gefischt werden, so in dem Walde bei dem Dorfe Probeten. Von den ehemaligen 2087 Seen in Preußen war gewiß mancher ein Opfersee; als solcher verräth sich der größte derselben, der Spirding im Sudinerlande, durch seinen als Gespensterplatz berüchtigten mittelsten der vier Werder, welchen die Polen Czartowy Ostrow, Teufelswerder, nennen, weil die Leute sehr oft durch Sturm und Unwetter auf ihm zurückgehalten wurden. Nach der Sage verehrten die Einwohner des Dörfchens Narkisken im insterburger Kreise die durchfließende Golbe, und alle wurden einäugig, zum Zeichen, daß dem Flußgott ihre Verehrung angenehm wäre. Überhaupt mußte man die körperlich Gebrechlichen für den Göttern wohlgefällig halten, denn unter der Classe Unterpriester, welche Waidelotten von Waidiu, Wissenschaft, oder Wandis, Weissagung, oder Burskaiten, welches man von der Gottheit Burskait ableitet, hießen, und von welchen jede Gemeinde einen hatte, welcher die Opfer bei dem öffentlichen und Privatgottesdienste verrichtete, waren Blinde und Lahme. (Grunow u. Hartknoch a. O. Mone, 1ster Th., S. 80. 81. 85.) Die Todtenopfer wurden bei den Preußen und Samogeten von den Bauern unter diesen Gebräuchen gefeiert, welche bei den letztern zum Theile noch jetzt bestehen. Die bekleideten und beschuhten Leichen wurden auf einen Stuhl gesetzt, bei welchem die Verwandten saßen, Bier tranken und ein Leichenlied sangen: „Ach! ach! warum bist Du gestorben? Fehlte es Dir etwa an Speise und Trank? Ach! ach! hattest Du nicht ein schönes Weib, warum bist Du also gestorben?" Auf diese Weise zählten die ihn Beklagenden alle seine Güter nach der Reihe auf, nämlich Kinder, Schafe, Rinder, Pferde, Gänse, Hühner u. s. w., und antworteten bei jedem mit dem Klageliede: „Warum bist Du also gestorben?" Nach dieser Wehklage gaben sie der Leiche Geschenke, einer Frau Fäden mit einer Nadel, einem

Manne ein leinenes Tüchlein, welches um den Hals gebunden ward. Auf dem Zuge zum Begräbniß umritten sie den Wagen, hieben mit den Schwertern durch die Luft, indem sie riefen: „Gey geyte, begayte! Fliehet! (nämlich ihr bösen Geister) hinweg in die Hölle!" In das Grab warfen sie Geld, um dem Todten Geld auf den Weg mit zu geben; an sein Haupt stellten sie ein Brot, und eine Flasche, damit die Seele nicht hungere und dürste. 30 Tage bei dem Auf- und Untergange der Sonne jammerte die Witwe auf dem Grabe des gestorbenen Gatten. Die Verwandten hielten am dritten, sechsten, neunten und dreißigsten Tage nach der Bestattung Gastmähler. Zu diesem luden sie die Seele des Verstorbenen durch ein Gebet vor der Thüre ein, saßen stumm bei der Mahlzeit und ohne Gebrauch der Messer. Zwei den Tisch bedienende Weiber legten die Speisen vor, ebenfalls ohne Hülfe der Messer. Jeder warf von jedem Gerichte etwas unter den Tisch, woran nach ihrem Glauben sich die Seelen weideten, und goß Getränk dazu für sie hinab. Auch was zufällig vom Tische gefallen, hoben sie nicht auf, sondern überließen es nach ihrem Ausdrucke den verlassenen Seelen zur Speise, welche keine lebenden Verwandten oder Freunde hatten, welche ihnen ein Gastmahl bereiten konnten. Nach Beendigung der Mahlzeit stand der Opferpriester auf, reinigte das Haus durch Besen, und vertrieb die Seelen der Verstorbenen nebst dem Staube, indem er betete: „Ihr habt gegessen und getrunken, geliebte Seelen! Geht hinaus! Geht hinaus!" Nun fingen die Gäste zu sprechen und mit den Krügen zu wetteifern an. Die Weiber tranken den Männern und die Männer den Weibern zu, und küßten sich einander. (*Joh. Meletius*, Epist. ad G. Sabinum p. 174 sq.) In den Häusern der Edeln und andrer Reichen erschien oft der gefürchtete Gott der Todtenwelt, Pikollos, und trieb die Opfer für die Todten, wenn keine gebracht worden waren, mit Härte ein. (*Henneberg*. de veter. Pruss. f. 10. b.)

Der Sitz des Hauptopferdienstes der Letten oder Litthauer war zu Wilna, wo im Tempel das Tag und Nacht unterhaltene göttlich verehrte ewige Feuer brannte, bei dessen Verlöschung die Sorglosigkeit mit dem Tode bestraft wurde, und wo der Altar war, auf welchem die Opferthiere geschlachtet wurden. Dem ewigen Feuer weihte man außer den Opferthieren bei der Rückkehr aus einem Kriege die Beute, und von den Kriegsgefangenen einen ausgezeichneten Mann als Schlachtopfer. Auch von den erbeuteten Rossen wurde eins als Opfer dargebracht, so lange im Laufe ermüdet, bis es kaum mehr stehen konnte, und dann an heiliger Stätte verbrannt. Die Feuerverehrung war auch in andern Städten. Auch Haine und große geheiligte Bäume in den einzelnen Wäldern wurden als Wohnsitze der Götter durch Opferdienst verehrt. Nattern oder andre Schlangen, die vermeintlichen Hüllen einer Gottheit, hatte jeder Hausvater, Bauer, Bürger, Edelmann, als Hausgötter, und opferte ihnen Milch, Hähne und Hennen; verletzte einer die Schlange, oder opferte er keiner, so wurde es für die ganze Familie für Verderben-bringend gehalten, und der Frevler seiner Güter beraubt, und grausam zerfleischt, sowie, wer das ewige Feuer verlöscht oder entehrt, oder einen heiligen Baum umgehauen oder entweiht hatte, nach dem Glauben des Volkes entweder sogleich von den Göttern in Wahnsinn gestürzt, oder ergriffen eines Gliedes beraubt wurde. Dieser Opferdienst wurde im Jahre 1387 durch den König Wladislaw Jagiello von Polen, Herzog von Litthauen, gestürzt, indem das ewige Feuer ausgelöscht, Tempel und Opferaltar zerstört, und die heiligen Bäume umgehauen wurden. (*Pet. v. Duisburg* bei *Frenzel* De Diis Soraborum, p. 174. *Dugloss.* Hist. Polon. Lib. 10. f. 108—110 zum Jahre 1387. *Alex. Gaguinus*, Deduct. et Orig. Gent. Lith. p. 391.) Ein großes alljährliches Opferfest war bei den Letten oder Litthauern zu Anfange des Oktobers nach Einbringung der Feldfrüchte. Zu ihm strömten sie mit Weibern, Kindern und Leibeignen zusammen. Drei Tage schmausten sie von den Opferthieren, welche sie den Göttern geschlachtet. Dieses Fest dauerte auch nach der Bekehrung der Litthauer durch Jagiello im Jahre 1387 bei den Bauern fort, sowie in Samogitien und einigen russischen Ortschaften. (*Alex. Gaguinus*, Deductio et Origo Gentis Lithuanorum bei *Pistorius*, Pol. Hist. Corp. T. II. p. 381.) Nach dem Erntefeste wurde das Opfer des Gottes Waizganthos bei den Litthauern von den Mädchen begangen. Die größte Jungfrau füllte ihre Schürze mit Kuchen, welche Sikies hießen, stand mit einem Fuße auf dem Stuhle, hielt in der Linken ein langes Stück Linden- oder Rüschenbast hoch empor, und in der Rechten einen Krug Bier, und betete: „Waizganthos, gib uns so hohen Hanf, als ich bin, und laß uns nicht nackend einhergehen!" Nach dem Gebete trank sie das Bier, füllte ihn abermals, goß den Inhalt dem Waizganthos auf die Erde und warf ihre Kuchen für ihn und seine Geister zum Schmause hin. Stand unterdessen das Mädchen fest auf dem Fuße, so war es ein gutes Zeichen, wankte und wechselte sie mit dem andern Fuße, so war schlechter Hanf auf das folgende Jahr zu fürchten (s. Mone 1ster Th. S. 89.). Dem Donnergotte Perkun wurde bei den Russen, Preußen und Litthauern ein ewiges Feuer von Eichenholz unterhalten. Donnerte es, so ging in Litthauen der Bauer mit entblößtem Haupte, und eine Speckseite auf den Schultern tragend, um sein Grundstück und betete: Percune Dowaite, nie muski und mana diewu melsu tawi palti miessu! Perkune, halt ein! und sende kein Unglück auf meinen Acker; ich will dir diese Speckseite geben." Ließ das Gewitter nach, so trug der Bauer das Fleisch nach Hause, und verzehrte es mit den Seinen. (*Lassicius*, de Diis Samogitarum p. 300. *Hartknoch*, Dissert. 10. p. 16.) Die Todtenopfer bei den Letten hatten denselben Sinn, als bei den Germanen, nämlich sie glaubten, daß alles, was mit der Leiche verbrannt, im Himmel wiederhergestellt werde, daher wurde ihr auf dem Scheiterhaufen das kostbarste Geräth, dessen sich der Verstorbene am Meisten zu bedienen pflegte, Waffen, die besten Pferde, Jagdhunde, Falken oder Habichte, mitgegeben, und vorzüglich bei einem Großen einer seiner geliebtesten Diener

oder mehre lebend verbrannt, wofür die Freunde und Verwandten des geopferten Menschen auf das reichlichste beschenkt wurden. Namentlich wird von der Leiche des heidnischen Fürsten Swintorog berichtet, daß sie, auf oben beschriebene übliche Weise ausgerüstet, von den Flammen verzehrt worden. An den Hügeln, welche die Asche der Verwandten enthielten, stellte man bei der Feier des Todtenfestes Milch, Meth und Bier, und tanzte unter Hörner- und Paukenschall, welche Sitte in den Kurland benachbarten Theilen Samogitiens beobachtet wurde, noch, als Alexander Gaguinus schrieb (Ded. et Orig. Gent. Lith. l. c. p. 391.). Das große Todtenopferfest der Letten im Herbste haben wir schon oben bei Gelegenheit des nämlichen bei den Liven berührt. Hier noch Folgendes: Den zum Bade und Gastmahle eingeladenen Verstorbenen besetzte man den Tisch völlig mit Speise und Trank, und so viel die Zahl der eingeladnen Geister betrug, setzte man Stühle, und legte Hemden und Kleider hin. Drei Tage aß man, am vierten setzte man den Todtenschmaus auf die Gräber, goß den Trank aus, und sagte den Gestorbenen ein Lebewohl. Nach Mone (S. 89.) war das Wurstfest Skierstuwes, vielleicht dasselbe oder eine Nachfeier, wobei man den Gott Ezagulis anrief, daß er mit den Todten kommen und essen möge. (*Lasicius*, de Diis Polonor. in der Elzevir'schen Respubl. Polon. p. 308.)

Nur dürftige Nachrichten von den Opfern der Ungern oder Magyaren, welche sich durch ihre Sprache als einen Zweig des großen finnischen Stammes kundgeben, haben sich in ihrer Stammsage erhalten. Als sie unter Almus das Schloß Hung eingenommen, schlachteten sie den Göttern große Opferthiere, und hielten feierliche Gastmähler vier Tage hindurch. Am vierten Tage ließ Almus die Ungarn seinem Sohne Arpad huldigen. Als Dund, Retel und Turzol, welcher den Gipfel des nach ihm benannten Berges zuerst erreicht, das sie erfreuende Land beschaut, schlachteten sie nach heidnischem Brauche ein ganz fettes Pferd, und machten ein großes Aldamas (Opfer), (Anonymus Belae Regis Notarius, Hist. Hung. c. 13. 16. bei Schwardtner, Scriptt. Rer. Hung. P. I. p. 13. 16.) Außer dem Rosse wurden bei den Ungern Hunde den Göttern geweiht. So schwuren sie auf Hunden und Wölfen bei Friedensschlüssen, ähnlich wie bei den Bulgaren, wenn ein Bündniß geschlossen ward, unter vielen Gebeten an die Götter immer einige Hunde entzwei gehauen wurden. Am bekanntesten ist, wie die Daleminzen ihren alten Bundesgenossen, den Ungarn, als sie, geschreckt von Heinrichs Macht im J. 932, das Bündniß aufkündigten, den fettesten Hund vorwarfen. Es war dieses kein andrer als jener bei dem Bündnisse durch Blutopfer geweihte und für ein künftiges Opfer aufbewahrte Hund. Was also bei den Nordmannen der geweihte bei dem Schwören gebrauchte und später geopferte Sónargaultr (Heerdeber), war bei den Ungarn der geweihte Hund. (F. Wachter, Forum d. Kr., 1ster Bd. 3te Abth. S. 118 u. 119.) Daß die Ungarn bei Todtenopfern auch Menschenopfer hatten, erhellt aus folgender Sage. Bei einem Raubzuge derselben in Teutschland waren die berühmten Hauptleute Leel und Bulchu gefangen worden. Kaiser (König) Konrad der Erste stellte ihnen die Wahl der Todesart frei. Da sagte Leel: „Man bringe mir mein Heerhorn; erst will ich blasen, und dann antworten." Mit dem gebrachten schlug er den Kaiser (König) so auf die Stirn, daß er gestorben sein soll, und sagte: „Du wirst mir vorausgehen, und in der andern Welt dienen." Denn es ist Glaube der Skythischen, daß alle, welche sie erschlugen, ihnen in der andern Welt zu dienen verbunden sind. Die beiden Hauptleute wurden sogleich genommen, und zu Regensburg gehängt. So die Sage, in welcher sich der Sinn der Todtenopfer bei den Ungarn deutlich ausspricht. (*Joa. de Thurocz*, Chron. Hung. P. II. c. 25 bei Schwardtner a. a. O. S. 113.) Bei dem Rückfalle der Ungarn in das Heidenthum, zu welchem sie Vatha verleitete, wird von Thwrocz c. 39. S. 129 zwar nur erzählt, daß Vatha sich den Dämonen geweiht, und auf heidnische Weise sein Haupt glatt geschoren und auf drei Seiten Locken herabhängen lassen, und weiter unten, daß die Ungarn sich den Dämonen geopfert, und Pferdefleisch gegessen, und aus jener bildlichen Sprache geht zwar die Erneuerung des Opferdienstes an sich nicht hervor, läßt sich aber aus den Umständen als unbezweifelt voraussetzen. Auch wird von der Versammlung der Zauberer, Weissaginnen und Wahrsager durch Janus, Vatha's Sohn, berichtet, wobei es schwerlich an Opfern zum Behuf der Zauberei und Erforschung der Zukunft gefehlt haben wird. Lange dauerte bei den Ungarn auch die Verehrung heiliger Bäume, worauf sich auf frühern bedeutenden Opferdienst an denselben schließen läßt. (Ladislaus, Rex Hungar. in Decret. c. 22.)

Die Slaven, von den Teutschen am liebsten Wenden genannt, welche weder zu den Germanen, noch zu den Sarmaten gehörten, sondern einen eignen Volksstamm bildeten, wiewol der im Zweifel schwebende Tacitus wegen ihrer größeren Ähnlichkeit in der Lebensweise mit den aber ja durch andre Sprache getrennten Teutschen, sie zu diesen zu rechnen, geneigter sein mußte, werden in Slaven (Slavini), und Anten (Antes) getheilt, in ihren Wohnsitzen am Dniester bis nördlich an die Weichsel uns im 6. Jahrh. durch folgenden Opferdienst bekannt. Nur einen einzigen Gott, den Verfertiger des Donners, welcher Blitz- und Donnergott später bei den Russen und Polen unter dem Namen Perun erscheint, und also wol schon damals so hieß, erkannten sie als den Herrn der Welt an, und opferten ihm Rinder und allerlei Thiere. Das Fatum kannten sie nicht, und schrieben ihm keine Gewalt zu. Brachte sie Krankheit dem Tode nahe, oder bedrohte sie in der Schlacht der Tod, so gelobten sie, dem Gotte ein Opferthier für Rettung des Lebens zu schlachten, und thaten es, wenn sie entkommen waren, glaubend, durch das Opferthier hätten sie ihr Leben losgekauft. Außerdem verehrten sie Flüsse, Nymphen und gewisse andre Gottheiten. Allen diesen opferten sie, und erforschten während des Opfers die Zukunft. (*Procopius*, Lib. III. c. 4. Über das Volksthum und die damaligen Sitze der Slaven s. das Nä-

here bei Wachter, Gesch. Sachsens, 3ter Th. S. 230 — 234.)

Die Luitizen, früher Welataben genannt, hatten im 10. Jahrh. so viele Tempel und einzelne verehrte Götzenbilder, als Gaue. Aber ihre Hauptgötterstadt war Rethra, mit seiner Hauptgottheit Radegast und andern geharnischten Götzenbildern. Sie begrüßten sie, wenn sie in den Krieg eilten, und ehrten sie bei glücklicher Rückkehr durch Geschenke (Opfer), und welches besänftigende Schlachtopfer die Priester den Göttern darbringen sollten, erforschten sie, während die Priester saßen, und die Opfergebenden standen, durch das Loos und das Pferde-Orakel (das Nähere dieses Brauches s. Orakelpferde). Als Schlachtopfer, durch welche sie die Götter zu versöhnen glaubten, dienten Menschen und Vieh (pecudes, eigentlich Schafe). Bei dem großen Aufstande der Wenden, bei welchem ihr christlicher von den Teutschen abhängiger Fürst Godschalk in Lenzen erschlagen ward, steckten sie sein Haupt als Siegeszeichen auf eine Stange und opferten es dann zu Rethra dem Radegast. Wenn der Angabe Notkers: die Wilzen (wie die Teutschen die Welataben, wahrscheinlich wegen ihrer ausgezeichneten Wildheit verächtlich aus Wilden gebildet, nannten) schämten sich nicht zu bekennen, daß sie ihre Eltern mit größerem Rechte äßen, als die Würmer, eine Thatsache wirklich zu Grunde liegt; so hatte sie wol religiöse Bedeutung, und ist ähnlich anzusehen, wie die Opferung der kranken Verwandten bei den Herulern, und die Selbstopferung der Greise bei den Nordgermanen. Da Rethra von allen slavischen Völkerschaften, um die Götter zu befragen, und alljährliche Opfer darzubringen, besucht wurde, so schrieben zwei der wilzischen Völkerschaften, die Retharier und Tholasanter, in deren Gebiete der Opferplatz Rethra lag, sich eine größre Ehre zu, und wollten über ihre Stammgenossen, die Chizzinen und Circipanen, sich eine Oberherrschaft anmaßen. Dieses führte zu einem furchtbaren Religionskriege. Von der Beschreibung des Baues von Rethra gehört nur so viel hieher, daß über die hölzerne Brücke der Weg nur den Opferbringenden und Antwortholenden gestattet war. (*Einhard, Eginhard*, Ann. ad an. 789; bei *Pertz*, Mon. Germ. Hist. Scriptt., T. I. p. 175. *Idem*, Vita Caroli Magni. c. 12. Bredow'sche Ausgabe, p. 54. *Glaber Rodulf*, Hist. Lib. IV. c. 8. bei *Pithous*, Hist. Franc. Scriptt. Notker, teutsche Paraphras. zu Martian Capella, *Mon.* Germ. Hist. Script. II. p. 138. *Adam Bremen.* Lib. II. c. 11. p. 19. Lib. III. c. 24. p. 39. Lib. IV. c. 65. p. 47. *Dittmar*, Merseb. Chron. Lib. VI. p. 151. *Helmold*, Chron. Slav. Lib. I. c. 21. p. 556.)

Nach dem Tode des Königs der Obotriten Kanut, Laward zubenannt, erhob unter seinen dem Christenthume feindlichen Nachfolgern Pribislaw und Niclot, von welchen der eine das Land der Wagrier und der andre das der Obotriten regierte, das Heidenthum durch das ganze Slavenland mächtig das Haupt wieder durch vielfache Verehrung von Götzenbildern. Außer den Hainen und Hausgöttern, von welchen Felder und Städte wimmelten, waren die Hauptgegenstände der Verehrung Prove, der Gott des aldenburger Landes (des nach der Hauptstadt Oldenburg, slavisch Stargard, sogenannten Wagriens, nicht Altenburgs im Pleißnerlande, worauf es manche fälschlich beziehen), Siwa, die Göttin der Polaben, Radigast, der Gott des Obotritenlandes. Diesen waren besondre Priester (Flamines) und Opferdarbringungen gewidmet. Die Tage der Opferfeste wurden von dem Priester nach dem Ergebnisse des Loosorakels bestimmt. Dann kamen Männer und Weiber mit den Kindern zusammen, und schlachteten ihren Göttern Rinder und Schafe als Opfer, und die Meisten auch Christenmenschen, durch deren Blut die Götter, wie sie sagten, vorzüglich erfreut würden. Nach Schlachtung des Opferthieres kostete der Priester vom Opferblute, um zum Erforschen der Zukunft bei dem Befragen der Orakel desto geschickter zu werden. Nach Vollziehung der Opfer, wie es der Opferbrauch vorschrieb, wandte sich das Volk zu Schmaus und Jubel. Bei ihren Gastmählern und Trinkgelagen reichten die Slaven eine Schale herum, welche sie durch eigne Formeln beiden Göttern, dem guten und dem bösen, weihten, indem sie bekannten, daß von jenem alles Glück, von diesem alles Unglück abgeleitet werde. Den bösen Gott nannten sie Zcerneboch, schwarzen Gott, und Diabol. Dieser Name, und daß die ältesten Slaven, wie wir sehen, nur einen Alles regierenden Gott kannten, zeigt, daß die Slaven den Zcerneboch nicht ursprünglich hatten, sondern ihn, als sie, was mehre Mal geschah, in das Heidenthum zurückfielen, aus dem ihnen von den christlichen Priestern gelehrten Teufel gestaltet hatten. (*Helmold*, Chron. Slav. Lib. I. c. 52. 53. bei Leibniz, Scriptt. T. II. p. 582.) Ungewiß ist, ob auch als Opfer die martervollen Hinrichtungen der von den grausamen Slaven auf ihren See- und Landauszügen gefangenen Christen anzusehen, von welchen Helmold weiter erzählt. Die Gefangenen nämlich, welche sie in Haft hielten, um Lösegeld zu erpressen, folterten und quälten sie auf andre Weise auf das Abscheulichste. Die Lasterhaftesten glaubten sie kreuzigen zu müssen. Dieses thaten sie, indem sie das Zeichen christlicher Erlösung verhöhnten, so wie auch Wippo (Vita Churadi Salici bei Pistorius, Script. T. III. Struve'sche Ausg. p. 479.) doch nur als Sage erzählt, daß die Luitizen mit einem hölzernen Bildnisse des gekreuzigten Heilandes durch Anspeien, Backenstreiche und Verstümmelung an Augen, Hände und Füßen schändlichen Spott getrieben. Andern gefangnen Christen drehten die Slaven die Gedärme aus dem Leibe, und wickelten sie um Pfähle. Ob diese an den Christen von den Wagriern, Obotriten, Luitizen u. s. w. verübten Grausamkeiten auch als Opfer anzusehen, wie Manche zu glauben geneigt sind, wird dadurch zweifelhaft, daß Adam von Bremen und Helmold die den Göttern dargebrachten Menschenopfer und jene andre Grausamkeiten an den Christen besonders aufführen. Jedoch können, da sie die Lasterhaftesten kreuzigen zu müssen glaubten, auch die Slaven Menschenopfer als Bestrafungsopfer, wie die Germanen, wiewol ihre Religionsansichten roher und ungestalteter als bei den Germanen waren, gehabt,

und sie bei ihrer häufigen Berührung mit den Nordmannen, da namentlich nordmannische Seeräuber an der slavischen Ostseeküste einen Staat zu Jumne (Jomsburg) gegründet hatten, entlehnt haben, sowie auch die russischen Slaven vieles von den Nordgermanen durch die Warâger (Wäringer) angenommen. (F. Wachter, Forum d. Kr., 1ster Bd. 3te Abth. S. 1. fg. 21. u. 22. 25. u. 26., 2ter Bd. 1ste Abth. S. 126. Prawda Russkaja, Schlözer'sche Ausg. 1777, Ausg. d. Gesellsch. f. Gesch. u. Alterth. Rußl., Moskau 1815, teutsche Übersetz. bei Ewers, Beiträge zur Kenntniß Rußlands u. s. Gesch., Dorpat, S. 299—324.)

Der Hauptgott der Wagrier Prove hatte kein Bild, bewohnte Gehölze. Die alten ihm geweihten Eichen im einzigen Walde jener Gegend umgab eine Halle (atrium) und Umzäunung, sorgfältig ausgebaut und mit zwei Thoren. Niemand außer dem Priester, den Opferbringenden und vor Todesgefahr Zufluchtsstätte Suchenden wurde in die Halle gelassen. Es fanden Opferfeste und verschiedene Opfergebräuche statt. An der Halle kam das Volk mit dem Priester und dem Landesfürsten alle Montage zum Gericht zusammen, sowie auch bei den Nordgermanen die Gerichtsplätze in der Nähe der Opferstätte waren. Den Opferdienst, in welchem der Landesfürst Rachel ebenso groß, als im Seeraub war, stürzte im Haine des Prove der Bischof Gerold von Stargard im J. 1155, indem er die Bäume von seinen Begleitern niederhauen und die Halle (atrium) niederbrennen ließ. Außer dieser Hauptopferstätte wimmelte das Land noch von Hausgöttern und Götzenbildern. (*Helmold*, Chron. Slav. Lib. I. c. 69. [70] p. 595. c. 83. [84.] p. 606.) Wenn Andreas der Lebensbeschreiber des heiligen Otto erzählt, daß der ruhmreiche König Lothar die Stadt der Luitizen mit ihrem Tempel zerstört, so ist wol kein andrer Tempel, als der zu Rethra zu verstehen, und von hier an schon das Aufhören des dasigen Opferdienstes zu datiren, nicht erst von Heinrich dem Löwen, von welchem die Neuern ohne allen geschichtlichen Beweis erzählen, daß er Rethra vernichtet. Kurz nach der Zerstörung des Tempels der Luitizen ließ auch der Herzog Wortizlaw von Pommern, ungeachtet des Widerstandes der Opferpriester, welche künftige Dürftigkeit fürchteten, seine Unterthanen von der Verehrung der Götzenbilder zu der des Kreuzes durch den heiligen Otto, Bischof von Bamberg, bringen. (*Andreas*, Vita S. Ottonis Lib. III. c. 4 et 5. bei Ludewig, Script. Bamb. p. 497—499.)

In Julin*) (jetzt Wollin) wurde als Hauptgottheit der Trigilaw verehrt. Sein goldnes Bildniß wurde, als Bischof Otto der Heilige von Bamberg die Tempel und Götzenbilder der Juliner zerstörte, von den Priestern außer Landes, einer Witwe zur Bewachung übergeben, und zu größrer Sicherheit in einen großen ausgehöhlten Baumstamm geschlossen, in welchen nur ein Loch ging, durch das man das Opfer dem Gotte hineinschob. Niemand hatte Zutritt in jenes Haus, als nur, welche zu opfern begehrten. Otto, um zu verhindern, daß, wenn er öffentlich dahin reise, die Priester das Götzenbild in noch entferntere Gegenden brächten, schickte heimlich einen seiner Begleiter dahin, den goldnen Trigilaw zu stehlen. Hermann in slavischer Kleidung, sagte der Witwe, daß er neulich bei einem Meeressturme durch Anrufung des Trigilaw gerettet worden, und nun für seine Rettung dem Gotte das schuldige Opfer bringen wollte. So erhielt er Zutritt, und warf in das Loch ein Goldstück. Aber das Götzenbild war so fest in den Klotz geschlossen, daß Hermann den Diebstahl an demselben nicht ausführen, sondern sich auf Entwendung des alten Stuhles des Trigilaw beschränken mußte. Otto ließ da die Fürsten und Ältesten schwören, daß sie der Verehrung des Trigilaw gänzlich entsagen, das Bildniß zerbrechen, und das Gold zur Loskaufung der Gefangenen verwenden wollten. Als er jedoch nach Bamberg zurückgekehrt, strömte man wieder zur Verehrung des berühmten Götzenbildes, und stellte wieder heidnische Opferfeste mit Spielen, Tänzen und Schmäusen an. Aber ein furchtbarer Brand, welcher die Stadt in Asche legte, machte den mit neuem Eifer gehaltenen Opferfesten ein Ende, und die gebeugten Juliner gaben christlichen Priestern wieder Gehör. Auch zu Stettin wurde als Hauptgottheit der Trigilaw auf dem mittelsten und größten der drei Berge in der größten und ausgeschmücktesten der vier Continen, welche es in der großen Stadt gab, durch Opfer verehrt. Nach alter Gewohnheit erhielt der Trigilaw den zehnten Theil der erbeuteten Schätze und Waffen der Feinde, und alles Übrige, was zu Land und See durch Kampf gewonnen ward. Hier wurden auch die goldnen und silbernen Geschirre aufbewahrt, welche den Edeln bei den Schmäusen und Trinkgelagen der Opferfeste dienten. Reich auch war der Tempel an vergoldeten und mit Edelsteinen verzierten zum Trinken eingerichteten Hörnern wilder Stiere, und zum Blasen dienenden Hörnern, reich an Messern, Dolchen und anderm kostbaren Geschirre, welches man den Göttern zur Verehrung dargebracht. Mindere Verehrung und weniger Schmuck hatten die drei andern kleinern Continen, in deren Innerm Bänke und Tische angebracht waren, da sie als Plätze der Zusammenkünfte dienten, und hier die Gelage und Spiele gehalten wurden. Als Wohnort der Gottheit genoß auch die riesige zweigreiche Eiche, unter deren Ästen die lieblichste Quelle war, große Verehrung; ein Opferbaum und Opferquelle, wie ausdrücklich von dem großen Nußbaume, welcher einem Götzenbilde geweiht war, und der Quelle unter ihm in der Nähe Stettins erzählt wird. Otto wollte ihn umhauen lassen, und die Stettiner retteten ihn nur durch die Vorstellung, daß er einem armen Manne gehöre, der sich durch den Ertrag der Nüsse ernähren müsse, und dadurch, daß sie sich eidlich anheischig machten, die Opfer, welche dort den Göttern gebracht wurden, durch allgemeines Verbot auf immer zu verhindern. Dieses geschah bei Otto's zweiter Anwesenheit in Stettin. Bei seiner ersten wollte der Zerstörer der Continen auch an

*) Ist nicht, wie häufig geschehen, mit Jumne zu verwechseln. Über Jumne, Vineta und Julin s. F. Wachter Forum d. Kr. 1ster Bd. 3te Abth. S. 21 fg.

die herrliche Eiche über dem anmuthigen Brunnen in der Stadt selbst die Art legen. Aber sie rettete das Volk durch Bitten und Versprechen, daß sie weder Baum noch Stelle mehr als Gegenstand des Glaubens verehren, sondern nur sich seines Schattens und seiner Lieblichkeit erfreuen wollten. (Von dem heiligen Pferde siehe unter Orakelpferde, und von den andern Orakelarten unter Orakel bei den Germanen und Slaven.) — Die reichen Opfer, welche an die Götzentempel gegeben wurden, eigneten sich die christlichen Kirchen zu, welche auf dem Trigilawsberge dem heiligen Adalbert, und außerhalb der Stadt dem heiligen Peter erbaut wurden. Daher suchten die heidnischen Priester, welche nun von Tage zu Tage ein weniger köstliches Leben führen konnten, eine Gelegenheit, das Volk zum Götzendienste zurückzuführen. Sie fand sich, als eine große Sterblichkeit die Stadt heimsuchte, während Otto wieder in Bamberg war. Die vom Volke befragten Priester sagten, die Ursache sei die Abschwörung der Götzenbilder, und alle würden plötzlich sterben, wenn sie nicht die alten Götter wieder durch die gewöhnlichen Opfer und Geschenke zu versöhnen suchten. Da wurden Götzenbilder herbeigeschafft, und die alten Opfergebräuche und Opferfeste erneuert, bis der vom Herzoge Boleslaw von Polen beschützte Otto zurückkehrte. Nun entging auch der von Stettin entlegene Tempel seiner Zerstörung nicht, so wie auch durch Vernichtung der Götzenhäuser zu Hologast (Wolgast) und Chozegowa (Gotzgang) der dasige Opferdienst durch den Bischof von Bamberg gestürzt worden war. (*Andreas.* Vita S. Ottonis Lib. II. c. 13. p. 477—479. Lib. III. c. 6—8. p. 500—502. c. 11. p. 506—508. c. 14 u. 15. p. 512 u. 513. Anonymus Hist. S. Ott. Lib. II. c. 31. p. 680 u. 681. Lib. III. c. 4—6. p. 697—699.)

Die Hauptgottheit der Slaven an der Ostsee, der Svantevit, Swantowit, gegen den sie die andern Götter nur wie Halbgötter ansahen, weil man ihn für den besten Beantworter der an ihn ergehenden Fragen, und den kräftigsten Verleiher des Sieges hielt, hatte seinen Haupttempel und Opferplatz zu Arkona. Alljährlich und sonst manchmal bei außerordentlichen Gelegenheiten erhielt er als Opfer einen Christen, weil, wie der Priester, der das Opfer vollzog, sagte, daß er und die andern slavischen Götter durch Christenblut vorzüglich erfreut würden. Im November pflegte Rügen zahlreich von Fremden wegen des Häringsfanges besucht zu werden. Ein christlicher Priester Godschalk von Bardewik verrichtete unter ihnen einst den Gottesdienst. Als dieses der heidnische Priester erfuhr, versammelte er den König, über dem er stand, und das Volk, und stellte ihnen vor, daß die Götter so heftig erzürnt seien, daß sie nicht anders, als durch das Blut des Priesters, welcher das fremde Opfer hier zu Lande zu vollziehen gewagt, versöhnt werden könnten. Die erschrockenen Rugianer foderten die Auslieferung desselben von den Häringsfängern und andern Kaufleuten, um ihn als versöhnendes Schlachtopfer ihrem Gotte darzubringen. Vergeblich boten die Christen hundert Mark als Geschenk. Die sonst wegen ihrer Gastfreundlichkeit selbst von den Christen gerühmten Rugianer kündigten auf den andern Tag Krieg an, und die Fremden konnten sich nur dadurch retten, daß sie absegelten. Alljährlich einmal nach Einsammlung der Feldfrüchte opferte die ganze Bevölkerung vor dem Götzenhause Vieh (pecudes, also Schafe, wenn es Saxo Grammaticus in seiner eigentlichen Bedeutung braucht), und hielt ein feierliches Opfermahl. Der Priester trug das Horn von verschiedenem Metalle, welches das Riesengötzenbild in seiner Rechten hielt, und der Priester jährlich mit Getränk (merum, hier Meth, wie aus dem Folgenden erhellt) zu füllen pflegte, heraus, und untersuchte, ob die voriges Jahr eingegossene Flüssigkeit abgenommen. War dieses der Fall, so deutete er es auf Mangel im künftigen Jahre, und hieß von den eingeernteten Früchten auch für diese fernere Zukunft aufbewahren. Sah er nichts von der Fülle vermindert, so weissagte er fruchtbare Zeiten, und ermahnte weniger zur Sparsamkeit. Dann goß er den alten Meth als Opfer vor die Füße des Götzenbildes, verehrte hierauf die Bildsäule, indem er sich stellte, als trinke er ihr zu, betete für des Landes Heil und der Bürger Zunahme an Reichthümern und Siegen, und trank den Becher auf das rascheste in einem Zuge aus, füllte ihn von Neuem, und gab ihn dem Götzen in die Rechte. Ein auch aus Honiggemisch bereiteter Kuchen von runder Gestalt und beinahe mannshoch wurde als Opfer herbeigebracht. Ihn pflegte der Priester zwischen sich und das Volk zu stellen und zu fragen, ob er von den Rugianern gesehen werde. Bejahten sie es, so sprach er das Wunschgebet, daß sie ihn das folgende Jahr nicht möchten sehen können, und dieses Gebet bezog sich auf den Wunsch, daß künftig die Ernte zunehmen möchte. Dann begrüßte er das gegenwärtige Volk im Namen des Götzenbildes, ermahnte es zu fernerer eifriger Verehrung der Gottheit durch fleißige Opfer, und versprach dafür als die gewisseste Belohnung Sieg zu Land und See. Den übrigen Theil des Tages schwelgten sie beim Schmause, zu welchem die Opferspeisen verwendet wurden, und fröhnten mit den der Gottheit geweihten Opferthieren ihrer Unmäßigkeit, eine bemerkenswerthe Verschiedenheit zwischen den mit Maß gehaltenen Opfermahlzeiten der Germanen (s. Opferfeste b. d. G.) und der Gefräßigkeit der über die Mahlzeit die Gottheit vergessenden Slaven. Bei diesem Gelage nüchtern zu bleiben, wurde für gottlos, sich zu berauschen, für fromm gehalten. Von jedem Kopfe mußte jährlich zur Verehrung des Götzenbildes ein Pfennig (nummus in damaliger Bedeutung) als Geschenk oder Opfer (doni nomine) gegeben werden. Auch bestimmte man ihm den dritten Theil des den eriegten Feinden abgenommenen und dessen, was sonst erbeutet ward, (spoliorum ac praedarum), da man die Gewinnung desselben seinem Beistande zuschrieb; dieses nach Saxo Grammaticus. Nach Helmold thaten die Sieger das Gold und Silber in den Schatz des Gottes, und das Übrige theilten sie. Man braucht nicht mit Mone anzunehmen, daß Saxo Grammaticus besser unterrichtet gewesen. Wahrscheinlich war Ersteres nach jedem Raubzuge zu Land und See gebräuchlich, und Letzteres, wo alles Gold und Silber dem

Gotte zufiel, wenn sie eine Völkerschaft wirklich bezwungen. Die besiegten Völkerschaften wurden dem Tempel zinsbar gemacht. Auch hatte die Gottheit dreihundert Rosse und ebenso viel auf ihnen dienende Krieger, deren durch die Waffen und Diebstahl Erworbenes der Priester zur Verwahrung erhielt. Daher Überfluß an Geld, kostbaren Stoffen und Tempelschmuck. Auch brachten Obrigkeiten und Privatleute nicht wenig dar, um ihrer Gelübde gewährt zu werden. Von allen andern Ländern der Slaven, namentlich von Wagrien, erhielt der wegen seiner Ertheilung von Antworten besuchteste Gott zu Arkona, welcher zwar auch an mehren andern Orten Tempel und Priester, aber von untergeordneter Würde und Macht hatte, alljährliche festgesetzte Opferzahlungen. Auch benachbarte Könige verehrten das Götzenbild durch Geschenke (Opfer), und unter ihnen selbst auch ein nicht slavischer, ein dänischer König Sveno durch einen herrlichen Becher. Handelsleuten, welche in Arkona landeten, war weder zu verkaufen, noch zu kaufen gestattet, wenn sie nicht zuvor von ihren Waaren dem Gotte Kostbares zum Opfer gebracht, und nun erst wurden die Waaren auf dem Markte ausgestellt. Der Opferdienst zu Arkona hörte auf, als König Walder I. von Dänemark, welchen auf Befehl des Herzogs Heinrich des Löwen von Sachsen die Fürsten der Pommern Kazemar und Buggezlav und der Fürst der Obotriten Buggezlav unterstützten, im J. 1168 Arkona eroberte, und den Tempel und das Riesenbild des Svantevit zerstörte, und die Rugianer den dem Gotte für die Gelübde geweihten Schatz herausgeben mußten, von welchem zwölf Kirchen auf Rügen erbaut wurden, die auch die Äcker und Landgüter des Gottes erhielten. Gleiches Schicksal erlitten hierauf die zwar minder berühmten, aber doch nicht unwichtigen Tempel und Götzenbilder des Rugiäwith, Porevit und Porenut zu Karenz (jetzt Garz) (*Saxo Grammaticus* Hist. Dan. Lib. XIV. p. 320. 321. 326. 327. *Helmold* Chron. Slav. Lib. I. c. 6. 36 (37). 52 (53). Lib. II. c. 12. bei Leibnitz, Scriptt. T. II. p. 543. 568. 582. 627.). Merkwürdig für die Geschichte der Opfer bei den Slaven wären die Opferschalen des Radegast, des Wodha, des Urii, des Nemissa, die gemeinschaftliche der Hela und des Nemissa, die gemeinschaftliche des Radegast, Balduri, Zibog, Sieba, Podoga und Prove, der Opferteller des Podoga, das Opfermesser des Swantewith u. s. w., welche nebst den übrigen untergeschobenen rethraischen Denkmälern, die nach den Inschriften sich zugleich auf den Opferdienst zu Arkona beziehen, zu Anfange des 17. Jahrhunderts bei Prillwitz bei Neu-Brandenburg an der Tollense ausgegraben wurden, und im großherzoglichen Museum zu Strelitz aufbewahrt werden. Aber wegen ihrer handgreiflichen Unechtheit müssen sie von einem Neuern erst verfertigt, dann vergraben, und als vermeintliche Entdeckung der Erde wieder entnommen worden sein. Als die Machwerke Neuerer verdienen sie daher hier keine nähere Beachtung, mußten aber der Vollständigkeit wegen erwähnt werden. (Ihre Beschreibung siehe bei Masch und Woge Gottesdienstliche Alterthümer der Obotriten, wo sie auch abgebildet sich finden, sowie auch bei Arendt, Großherzoglich-Strelitzsches Museum Nordslavischer Gottheiten. Ingemann, Grundträk til en Nord-Slavisk og Vendisk Gudelære. Mone Gesch. d. Heidenthums. S. 200—205. 209—215. *C. Potocky* Voyage c. c. pour la recherche des antiquités Slaves ou Vendes. Hamb. 1795. Parrot, Verse über Sprache, Abstammung u. s. w. der Liwen, Letten und Esthen. 2ter Bd. S. 367—369. Legis, Nordslavische und Wendische Götterlehre in seiner Alkuna. Legis Fundgruben des Nordens. S. 37—43. Über ihre Unechtheit s. Rühs u. F. Wachter, Forum d. Kr. 2ter Bd. 1ste Abth. S. 47 fg.).

Was die Sorben für größere Gottheiten verehrt, ist geschichtlich nicht nachzuweisen. Blos auf Vermuthung und Mährchen beruht, wenn man auch ihnen die Dreiheit von Obergöttern, den Radegast, Chornebog (dieser entstand ja weit später, und als die Sorben schon längst Christen waren, und sie konnten ihn daher nicht mit den Obotriten und Wagriern gemein haben), und Swantewit beilegt. Auch die übrigen Götter, welche Frenzel (de Diis Soraborum et aliorum Slavorum bei Hoffmann, Scriptt. Rer. Lusat. T. II.) aufführt, sind theils an sich mährchenhaft, theils kann ihre Verehrung bei den Sorben nicht aus brauchbaren geschichtlichen Quellen nachgewiesen werden, und kein geringer Verstoß Mancher ist, die Bewohner des Gaues Luisici, Luidizi, Luzici in der Niederlausitz und nach welchem die Lausitz genannt, mit den Luitizen (früher Welataben, von den Teutschen Wilzen geheißen) zu verwechseln und den Sorben in der Lausitz hierdurch den Götterdienst an der Ostseeküste beizulegen. Wir können also von dem jenen Göttern erwiesenen Opferdienste bei den Sorben nicht reden. Nur wissen wir, daß sie als Christen zu Anfange des 11. Jahrh. noch viel von ihnen hofften, und ihnen deshalb opferten. Opfermahle waren sicherlich ihre leckeren Schmausereien, welche sie hielten, während sie glaubten, daß ihr göttlich verehrter Wachstock für sie die Wache halte. Er ward vom Hirten des Dorfes von Hause zu Hause getragen, und bei dem ersten Eintritte vom Träger: Wache! Hennil! Wache! begrüßt. (Mehres s. unter Hennil). Die Quelle Glomuzi, nach welcher die Slaven die von den Teutschen Daleminzi genannte Landschaft Glomazi hießen, und die zwei Meilen von der Elbe lag, und ein stehendes Wasser bildete, welches man für den heutigen polschner See bei Lommatzsch hält, verehrten und fürchteten die gesammten Bewohner jener Gegend auch nachmals noch, als sie Christen waren, mehr als die Kirchen. Wie Augenzeugen versicherten, bewirkte sie folgende Wunder. Wenn ihnen Friede und fruchtbare Zeit bevorstand, war sie voll Weizen, Hafer und Eicheln, und die Herzuströmenden erfüllte dieser Anblick mit Freude; wenn aber Kriegsungewitter hereinbrechen sollte, so ward dieses durch Asche und Blut angekündigt. Wahrscheinlich wurde das Wunder durch heimliche Opfer der Priester bewirkt, die, wenn sich eine reichliche Ernte mit einiger Sicherheit voraussehen ließ, der göttlich verehrten Quelle oder der Gottheit in ihr für weiteres Gedeihen Weizen, Hafer und Eicheln (als Mast für die Schweine wichtig) opfer-

ten, und wenn Krieg zu befürchten war, die zürnende Gottheit durch Brand- und Blutopfer zu versöhnen suchten, damit sie durch diese befriedigt, Brand von den Wohnungen und Blutvergießen von den Menschen abwenden möge (*Dithmar* Chron. Lib. I. Wagner'sche Ausg. S. 4. Lib. VII. p. 243.). Von der Menge Grab- und Opferhügel an seiner Westseite hat das Dorf Coseln, Koseln, Sorbisch Koslow von Kosle, Kozlen, Grabhügel und Hügel überhaupt, im Kirchspiele Postwick in der Oberlausitz seinen Namen, nur ist zweifelhaft, ob diese und andre z. B. die höchst merkwürdigen Begräbnißhügel mit ihren Gewölben voll Aschenkrügen bei Zilmsdorf in der Oberlausitz germanische oder slavische Todtenopferstätten waren (*Frenzel* Orig. Lingu. Sorab. Lib. II. c. 2. p. 665. *Frenzel* Nomenclator utriusque Lusatiae bei Hoffmann, Scriptt. Rer. Lusatt. T. II. p. 34. 35. F. Wachter, Forum d. Kr. 1ster Bd. 3te Abth. S. 91—93.).

Über die Opfer der Böhmen könnten die altböhmischen Heldenlieder in der königinhofer Handschrift, herausgegeben von Hanka. Prag 1819. S. 22. 27—30. Aufschluß geben, wenn diese vermeintlichen Denkmäler alter Zeit nicht zu deutlich das Gepräge der Unechtheit trügen. Die Ergebnisse aus ihnen hat Mone 1ster Th. S. 157. zusammengestellt. Daraus nur Folgendes. Die Opfer, welche die Böhmen gemeinschaftlich den Göttern unter Bäumen darbrachten, waren jedesmal öffentliche oder Volksopfer auf große Begebenheiten, Siege, Rettung und dergleichen, die daher allen Göttern zugleich galten. Die Waffen überwundener Feinde gehörten den Göttern. Felsen am Wege in Eichwäldern und Berge waren die Lieblingsorte der Götter; weiße Kühe, die noch kein Stier berührt, die liebste Gabe für den Sieg. Das Opferthier ward nicht ganz verbrannt, sondern größtentheils verzehrt, und dabei Loblieder den Göttern gesungen. Jeder Hausvater setzte alle Abende den Göttern Speise unter die Bäume, sang ihr Loblied, neigte sich vor ihnen und schlug sich an seine Stirn. Doch genug aus jenen, in neuerer Zeit verfertigten Liedern, die aber nicht unberührt bleiben durften, da sie vielen für echt gelten. Bis auf die Zeiten des Herzogs Brzetislaw von Böhmen hatte sich unter der niedern Volksclasse vieles aus der Heidenzeit erhalten. So schlachteten die noch halbheidnischen Dorfbewohner Mittwochs oder Donnerstags Opferthiere, welche nach der unverbürgten Angabe Späterer in schwarzen Hühnern oder Tauben bestanden, und opferten sie so den Geistern. Herzog Brzetislaw verbot diesen Opferdienst im J. 1094, und ließ auch die noch an vielen Orten von der niedern Volksclasse verehrten Haine oder rücksichtlich einzelne Bäume ausrotten (Cosmas von Prag Chron. Lib. III, bei Mencke, Scriptt. I. p. 2074. *Anonymus* Chron. Boeh. c. 48. l. c. T. III. p. 1630. Hageck böhm. Chron. teutsch, Leipzig 1718. S. 254.). In Mähren war der Berg Radhost an der Grenze von Schlesien, Mähren und Ungarn, auf dem die Slaven noch im vorigen Jahrhunderte die Sommersonnenwende mit allerlei Gebräuchen feierten, sicher ein wichtiger Opferberg, nach Mone's Vermuthung (2ter Th. S. 272.) vor Eindringung der Slaven auch teutscher; sowie auch der Spielberg bei Brünn, auf welchem Perun verehrt worden sein und der Stadt den Namen gegeben haben soll. Der dritte heil. Berg ist der Kotancz bei Stamberg mit merkwürdigen Höhlen und Geistersagen (*Stredowsky* sacra Moraviae historia p. 35. 39. 42.).

Der Hauptsitz des Götzendienstes der Polen in Schlesien war noch im 11. Jahrh. der erhabene Berg, nach welchem der Gau Silensi genannt war. Dieser Berg war unstreitig der fast in ganz Schlesien sichtbare Zobtenberg mit seiner Quelle, seinem steinernen Riesenbilde u. s. w., und diente vor dem Eindringen der Slaven höchst wahrscheinlich auch den Germanen zur Opferstätte. Eine solche war unbezweifelt auch der Töppelberg mit seiner ausgezeichneten Quelle in dem Dorfe Massel, dem reichsten Fundorte von Alterthümern in Öls (Dithmar von Merseburg, Chron. Lib. VII. p. 237. Kruse Budorgis in Büschings wöchentlichen Nachrichten. S. 290—298. 335—347. Mone 1ster Th. S. 148. 2ter Th. S. 264—265. Daß Nimtsch (Nemzi) der Hauptsitz des schlesischen Götzendienstes gewesen, beruht auf der Verstümmelung des Berichtes Dithmars durch den Annalista Saxo z. J. 1017. (bei Ecc., Corp. Hist. p. 447.). Von der polnischen Götterlehre weiß Dlugosz (Lib. I. p. 36—38. der leipz. Ausg.) manches zu erzählen, aber er lebte dem Heidenthume zu entfernt, als daß man seinen Bericht durchaus benutzen könnte. Nur ist er da sicher, wo sich die Erinnerung an ehemalige Opferfeste durch spätere Spiele erhalten hat. Nachdem er den Jessem als Jupiter, den Liadam als Mars, die Dziedzielia als Venus, den Niia als Pluto, die Diana, die Ceres, den Pagoda als Temperies, den Zywin, als Gott des Lebens, als Gottheiten der Polen aufgeführt, und betrachtet hat, und von Errichtung der Tempel, und Bildnisse, Anordnung besonderer Priester, und von den Hainen geredet, berichtet er im Wesentlichen Folgendes. In den Hauptorten wurden Opferfeste gehalten, zu welchen Männer und Weiber strömten. Den Göttern wurden als Opfer Rind- und Schafvieh, und bisweilen auch Kriegsgefangene geschlachtet. Mit dem Opferdienste zur Versöhnung der Götter waren zu Ehren der Götter angestellte Spiele verbunden, welche an bestimmten Tagen in den Städten gefeiert wurden, zu welchen eine Menge beider Geschlechter vom Lande hereinströmte, und die man unter frechen Gesängen und Gebärden, Liebesliedern und Liebesbefriedigung beging und die genannten Götter und Göttinnen nach herkömmlichen Gebräuchen anrief. Noch nach fünfhundert Jahren war ein Überbleibsel eines solchen Opferfestes in dem alljährlich zu Pfingsten angestellten Spiele, Stado (Heerde) wegen der Zusammendrängungen der Menschen in Haufen genannt, welches sie unter Wollust, Abspannung und Schmausereien begingen. Haupttage solcher Spiele und Tänze beider Geschlechter waren auch der 25. Mai und 25. Juni (*Alexander Gaguinus* Descriptio Sarmat. Europ. speiersche Ausg. von 1581. S. 9.). In Schlesien war der 17. März sicher ein Opferfest, weil an diesem Tage die Ge-

wohnheit war, daß die Knaben in Dörfern und Städten ein Frauenbildniß aus Stroh unter dem Absingen eines Liedes von der Brücke in den Fluß warfen. In einigen polnischen Dörfern senkte man am Sonntag Lätare die Bildnisse der Dzinwanna und Marzanna in Sümpfe. Man erklärt sich zwar diese Gebräuche als Denksteine der zerstörten Götzenbilder, aber wahrscheinlicher hatte er seinen Ursprung darin, daß man an jenem Tage den Wassergott durch ein mit Opferblute bestrichenes Götzenbild zur Begrüßung des Frühlings beschenkte (*Alex. Gag.* l. c. *Dugloss* Hist. Polon. Lib. 2. p. 94.). Mit dieser Werfung von Frauenbildern in den Fluß findet man die Gewohnheit des Verbrennens oder Werfens eines Strohmannes in den Fluß den 1. März, welcher den Tod vorstellte, verwechselt (Tappe Gesch. Rußlands nach Karamsin. 1ster Th. S. 60). Bei der Werfung eines den Tod vorstellenden Strohmannes in das Wasser wurden Lieder gegen den bleichen Tod gesungen. Man glaubte durch diesen Gebrauch die Stadt gegen ansteckende Krankheiten zu schützen, wie namentlich die feilen Dirnen zu Leipzig, welche alljährlich zu Anfange der großen Fasten einen Strohmann in die Parde warfen, versicherten, daß sie durch diesen Gebrauch das Jahr vorher die Stadt gegen die Pest geschützt. Wahrscheinlich war er ein Überbleibsel eines Opferfestes aus der Wendenzeit (*David Pfeiferus* Rer. Lips. L. III. p. 312 sq.). Von den besondern Opfern, welche namhaft gemachten Göttern die Polen späterer Zeit gebracht, findet man folgende Angaben. Der Göttin Matergabia wurde von der Hausfrau der erste Laib, der aus der Multe genommen und gebacken war, geopfert. Dieses erste Brot, Taswirzis genannt, durfte Niemand als der Hausvater und seine Frau genießen. Auf ähnliche Weise wurde auch der erste Trunk von frisch gezapftem Biere und Meth, welcher Nulaidmos hieß, von dem Hausherrn als Opfer für den Rauguzemapat genossen. Auch bei dem Bierbrauen wurde diesem Gotte ein Trankopfer gebracht. Brautführer opferten dem Pizi. Dem Kirschengotte Kirnis (offenbar einem Gotte der spätern Geisterlehre) hängte man Sühnopfer von Hähnen und Wachslichtern auf die Kirschbäume eines gewissen Schlosses. Dem Kierzicz, einem der Waldgötter, und seinem Gehülfen Silinicz, denen das Moos heilig war, wurde geopfert, weil die Leute viel Moos zum Hausbedarf nöthig hatten (Mone 1ster Th. S. 153. 154.).

Die Geschichte der Opfer bei den Russen ist auch unsicher, da sie nur nach spätern Angaben berichtet werden kann. Der Hauptgott war Perun (Donner). Ihm ließ der für den heidnischen Götzenopferdienst eifrige Großfürst Wladimir ein neues Bildniß an dem Flüßchen Buritschkowa zu Kiew errichten. Vor ihm brannte ein ewiges Eichenfeier. Wer sonst nichts hatte, mußte dem Perun seine Haare opfern. Gewöhnlich bestanden die Opfer der Gemeinden in Stieren, zuweilen in Kriegsgefangenen, und manchmal selbst in dem Erstgebornen des Geschlechts. Wladimir mit Sieg und Ehre gekrönt, wollte, wie die Sage erzählt, den Göttern seinen Dank darbringen und ihre Altäre selbst mit Menschenblute tränken. Nach dem Rathe seiner Bojaren befahl er, das Loos über Kiew's Söhne und Töchter zu werfen, um zu erkunden, wer von ihnen als ein wohlgefälliges Opfer der Götter sterben solle. Das Todesloos fiel auf einen schönen, jungen Waräger. Sein Vater nahm ihn bei der Hand und rief: „Wohlan, sind eure Götter wirklich Götter, so mögen sie selbst meinen Sohn aus meinen Armen reißen!" Das schwärmerisch wüthige Volk tödtete Vater und Sohn, und sie verehrt die russisch-griechische Kirche als Blutzeugen unter den Namen Theodor und Johann. Der Opferdienst hörte 988 durch die Bekehrung Wladimir's auf, der nun den Perun in den Dnäpr stürzen ließ, so wie auch nach der Bekehrung der Bewohner von Nowgorod das Perunsbild statt des vormaligen Opferblutes die Wellen des Wolchow badeten. Zu Nowgorod wurde auch der Znitsch durch ewiges Feuer, Opfer von Kriegsraub und Gefangenen verehrt. Der auch bei Krankheiten Angerufene hatte auch in vielen andern Städten Tempel. Gelang die Heilung, welche durch Weissagung und Auslegung der Priester bewirkt wurde, belohnte man den Gott durch große und reiche Opfer. Außer dem Perun hatten zu Kiew auch Wolos, Dasjebog, Led, Koliada, Korscha, Kupalo, Lado, Pelelia, Did, Dedilia, Makosch, Aslad, Smargl und Stribo Bilder und Opferdienst. Als Überreste von Opferfesten erhielten sich das Fest der Sonnenlaufsgötter, des Koliada den 24. Dec. und des Kupalo den 24. Juni, welche mit Anzündung großer Holzstöße, Tänzen der Jugend und Freudenliedern u. s. w. noch jetzt an vielen Orten gefeiert werden. Ein großes Opferfest muß auch das des Lado gewesen sein, welches man ihm zu Ehren in Litthauen und Samogitien vom 25. Mai bis zum 25. Juni feierte, indem die Frauen und Mädchen auf den Straßen und Wiesen tanzend den großen Lado anriefen, welche Sitte sich noch jetzt in russischen Dörfern erhalten hat (Nestor russ. Ann. unter Wladimir. Kaisarow Versuch einer slavischen Myth. S. 75—81. 116. *Le Clerc* Mythol. des Slaves in Hist. de la Russie ancienne. p. 192—200. *Siestrjencewicz* Recherches hist. s. l'orig. des Sarmates. T. III. p. 595—599. *Alex. Gaguinus* Descript. Sarm. p. 9. Mone 1ster Th. S. 118—124. Tappe Gesch. Rußlands nach Karamsin. 1ster Th. S. 58. 60. 127. 138. 140.). Von den heiligen Flüssen der Russen war der wichtigste der Dnjeper, nicht nur wegen der großen Opferstätte zu Kiew, sondern wegen seiner dreizehn Wasserfälle, denn diese waren wegen ihres Staunen erregenden Anblickes, durch welchen sie als ein für eine Gottheit besonders geeigneter Wohnsitz erschienen, ein besonderer Gegenstand der Verehrung, wie dieses aus dem Opferdienste der Isländer erhellt. Auch hat der Dnjeper manche Insel. Auf einer derselben, welche vier Tagereisen von dem Meere entfernt war, brachten die Leute bei ihrer alljährlichen Fahrt im Juni den Fluß hinab in das Meer ihr Opfer unter einer Eiche dar. Von dem aus dem Ilmensee in den Ladoga fließenden Wolkow erzählt die Sage, daß in dem Flusse, der früher Mutena (trüber, dunkler Fluß), ein slavischer Fürst uralter Zeit, Gründer der Stadt Slawensk (nachmals Nowgorod),

und großer Zauberer, Namens **Wolkow** (Zauberer) als Krokodil gelebt, und der Fluß von ihm den Namen erhalten. Den endlich von Teufeln Erstickten verehrten die Anwohner als einen Gott, brachten ihm Todtenopfer und errichteten am Ufer einen Hügel und eine Grabsäule, die lange gestanden (**Mone** 1ster Th. S. 114. 115.). Wie sich aus dem Namen schließen läßt, war an dem Wolkow wahrscheinlich eine berüchtigte Zauberopferstätte.

Die Slaven in Friaul sollen noch zu Anfange des 14. Jahrh. Bäume und Quellen verehrt haben (*Canciani* Barbar. Legg. III. p. 81. 101. Der von ihm S. 87 aufgeführte Opferplatz scheint **Mone'n** S. 273 eher ein celtisches Überbleibsel, ist aber auch in diesem Falle unserm Gegenstande nicht fremd.). Auch die Slaven hatten das größte Todtenopfer, die Selbstopferung der Frau bei dem Tode des Mannes. Bei den Slaven und ihren Stammgenossen den Anten, fand solche Opferung vieler Frauen durch Selbsterdrosselung Statt (*Mauritius* Strategicon. Lib. II. c. 5.). Bei den Wenden, welche dem heiligen Bonifacius bekannt wurden, war die für eine löbliche Frau gehalten, welche sich mit eigner Hand den Tod gab (*S. Bonifacius* Ep. XIX. Ann. 745.). Nach dem Absterben eines russischen Fürsten fragten seine Verwandten seine Frauen, ob eine mit ihm sterben wollte. Nothwendig willigte eine ein, da sie sonst in beständiger Trauer verharren mußte. Sie ward nun einige Tage durch Trank und Gesang erfreut, der auf das Kostbarste geschmückte und mit allen Waffen umgebene Leichnam des Fürsten in ein über vier Säulen erhobenes und mit einem Zelte bedecktes Schiff gelegt, ein Hund, zwei Rosse, ein Hahn und eine Henne geschlachtet, und zuletzt das Weib im Zelte niedergehauen, und hierauf alles verbrannt (Abdallah Jacuti in seinem geographischen Lexikon, daraus von Ramussen ausgezogen in dänischer Übersetzung in seiner Untersuchung über der Araber und Perser des Mittelalters Kenntniß Rußlands und Skandinaviens. Kopenhagen 1814.). Spuren von Traueropferfesten haben sich auch bei den Slaven erhalten. In der Lausitz, Böhmen, Schlesien und Polen ging vor Zeiten das Volk am 1. März kurz vor Sonnenaufgang, mit Fackeln auf die Begräbnißplätze und brachte für die Abgeschiedenen fromme Opfer dar. Bei den Russen auch behielten die christlichen Todtenfeste den heidnischen Charakter, so das allgemeine Raditeli Sabol zu Neujahr, wo den Todten Speisen auf die Gräber gestellt werden, die der Priester erhält; bei dem zweiten am 24. Mai wurden die Todtenopfer in Schüsseln auf bunten Tüchern an die Gräber gestellt und bestanden aus zwei bis drei langen Pfannkuchen, ebenso viel gedörrten Fischen und gefärbten Eiern. Den Verstorbenen, welche Hausgeister wurden, setzte man Speise und Trank als Opfer dar (**Tappe** nach **Karamsin**. S. 60. 61. **Georgi** bei **Mone** 1ster Th. S. 125.). Vorzüglich merkwürdig, als Überbleibsel von heidnischen Todtenopferfesten, ist der Gebrauch, welcher sich unter den noch halb heidnischen Bauern bei den Böhmen bis zum J. 1092 erhielt, wo ihn Herzog Brzetislav der jüngere nebst andern Überresten des Heidenthums abschaffte. Ihre Todten begruben sie in Wäldern und auf Feldern, bauten an Kreuzwegen nach heidnischem Gebrauche eine Art Theater, und führten mit Masken angethan Scherzspiele auf, um die Seelen der Todten, die zu Geistern wurden, zu ergötzen (*Cosmas Pragensis*, Chron. Lib. III. ap. Mencken. T. I. p. 2074.). Den Todten gab man, fügen Spätere, vielleicht spätere Überbleibsel berücksichtigend, hinzu, Geschenke mit für die Geister, ein halbes Brot auf die Bahre, zündete eine Kerze, so lang wie der Leichnam, an, legte sie auf das Brot und opferte sie dem Todesgotte (**Hagek**, böhm. Chron. teutsche Übers. S. 254. **Mone**, 1ster Th. S. 158.). Die Polen brachten dem Seelenherrn, dem Vielona, Opfer, wenn die Todten Speisen erhielten. Kleine geröstete und etwas angebrochene Kuchen wurden auf die vier Ecken des Grabes gelegt; sie hießen Sikies Vielonia, Premixlos (*Lasiz* de Diis Polon. p. 300—305. *Reinesius* Inscriptt. p. 65. **Mone**, 1ster Th. S. 155, welcher vermuthet, daß dieses Todtenfest allem Anscheine nach im Frühjahre gewesen, wie das zweite russische.). (*Ferd. Wachter.*)

Opfer bei den Völkern des Orients. Der Orient, die Wiege der Menschheit und der Sitz der frühesten Cultur, der religiösen sowol wie der staatsbürgerlichen, ließ dem Abendlande nur wenige selbständige Gebräuche, durch welche man die Götter verehrte und versöhnte, übrig. Die Opfer, wie sie Griechen und Römer und selbst die Hebräer hatten, waren nur eine modificirende Nachahmung und Ausbildung derselben bei den frühesten Völkern des Morgenlandes und des alten Ägyptens. Dort sind die Opfer so alt, als es überhaupt eine Religion gibt, und da die Geschichte der letztern mit der Geschichte unsers Geschlechtes beginnt, geht hieraus hervor, daß die Geschichte der Opfer von gleichem Alter sein müsse. Doch kann hier an eine völlig zusammenhängende Darstellung derselben im Allgemeinen nicht gedacht werden, da wir es nur mit den Opfern der Morgenländer zu thun haben und selbst die der Hebräer, der Griechen und Römer schon oben besonders behandelt worden sind. Auch die alten nordischen Völker hatten ihre Opferherde und Opferpriester, und die Wilden in den verschiedenen Erdtheilen halten noch bis heute Opfergebräuche fest, wenn gleich bisweilen aus anderer Absicht und unter anderer Form; diese aber müssen in der Darstellung ihrer eigenthümlichen Religionssysteme nachgesehen werden. Die Frage, **welches** von den alten morgenländischen Völkern zuerst geopfert habe, ob Inder, Chinesen, Ägypter oder sonst ein anderes Volk, hängt von der Beantwortung einer andern ab, nämlich der, **welchem** dieser Völker der Vorzug des höhern Alters zuzugestehen sei. Da aber diese Beantwortung höchst problematisch ist und überhaupt eine Entwickelung der Religionsgeschichte dieser Völker im Zusammenhange nicht durchgeführt werden kann; so läßt sich eine solche hinsichtlich eines Theiles derselben, wie die Opfer sind, noch weniger zu Stande bringen.

Der Gedanke, den Göttern Opfer zu bringen, ging wahrscheinlich aus denselben Gründen hervor, aus denen man gewöhnlich den Menschen Geschenke und Gaben darbringt. Man wollte dadurch den Göttern seinen Dank

ausdrücken, oder sie versöhnen, oder sie für die Erlangung von Wünschen geneigt machen, oder endlich dieselben bewegen, Böses abzuwenden. Die Verschiedenheit der dargebrachten Gaben aber hing natürlich wieder von den Ursachen ab, aus denen sie dargeboten wurden; von den Vorstellungen, die sich die einzelnen Stämme der ältesten Völker von den Göttern machten, von dem Grade der Bildung, auf dem die Völker standen, von den Beschäftigungen und der Lebensart, die ihnen eigen war, und andern Zufälligkeiten des Klimas, des Bodens, des Erwerbes, der Producte. Daher können auch die Opfer verschieden eingetheilt werden, je nachdem ein möglich verschiedener Eintheilungsgrund angenommen wird, in **blutige** oder **unblutige**, in **Speise-** oder **Trankopfer**. Die Frage, welche Art derselben die ursprüngliche gewesen sei, läßt sich wol mit Bestimmtheit dahin entscheiden, daß sie gleiches Alter haben, indem die Mittel und Veranlassungen zu ihnen gleich alt sind. Zwar setzen die Griechen die unblutigen Opfer in eine ältere Zeit hinauf, daher sich auch ihre Ausdrücke (*θυσία*, *θύειν*, von unblutigen Opfern, die meistens verbrannt wurden) erklären lassen; allein diese Behauptung möchte nur mit Bezug auf die Ackerbau treibenden Stämme durchgeführt werden können, da Fischer und Jäger sicher aus ihrem Erwerbe und ihrer Nahrungsweise auch die Mittel entnahmen, sich den Göttern wohlgefällig durch Darbringung derselben zu erweisen. Die Idee, daß die Götter Hunger und Durst hätten und sich durch den aufsteigenden Dampf auf beiderlei Art sättigten, lag jener Zeit, wo die Menschen Alles nach sich und ihren eignen Zuständen beurtheilten, so nahe, daß sie selbst über jede Täuschung hierin erhaben zu sein glaubten. Die Priester fanden somit vorzüglich auch durch dieses Mittel einen Weg, ihren Einfluß auf alle größere Begebenheiten zu befördern und ihrer Hierarchie eine weitere Bahn zu brechen. Zunächst mußte, da man es mit Göttern zu thun hatte, von Allem, was man ihnen darbrachte, das Beste gewählt werden. Mehre Völker überließen daher die Wahl der zu opfernden Gegenstände und den Gang der Opferungen und der dabei statt findenden heiligen Handlungen, den hierzu eigens Angestellten, und entschlossen sich die werthvollern in den Tempeln niederzulegen, deren besondre Obhut den Priestern anvertraut war. Wie aber der Mensch jede Feierlichkeit dadurch zu erhöhen sucht, daß er auch seinen Sinnen einen Genuß verschafft, so hielt es auch nicht schwer auf den Gedanken von Opfermahlzeiten zu kommen. Anfänglich, so lange man noch kleine Gaben darbrachte, und überhaupt in Verehrung der Götter einfacher war, war man zwar weniger darauf bedacht, das Geweihte sorgsam zu bewahren, die Errichtung der Tempel und Altäre aber bot sehr bald die schönste Gelegenheit dar, in diesen heiligen, geweihten Örtern Schätze aufzuhäufen, und hier waren es gerade die orientalischen Völker, welche, durch ihren Reichthum zur Pracht und zum Luxus verführt, Alles ausboten, wodurch sie sich einen höhern Grad von Wohlwollen bei den Göttern zu verschaffen glaubten. Auch ermangelten die Priester nicht, sie auf jede Weise in dieser Überzeugung zu bestärken. Galt es im alten Oriente unblutige Opfer darzubringen, die wie die blutigen Schuld- oder Sühnopfer, Frage- oder Wahrsagungsopfer, Dank- oder solche Opfer sein konnten, durch die man eine Gnade oder Wohlthat, einen Sieg oder überhaupt irgend ein Gut, oder die Abwehrung eines Übels von den Göttern erhalten wollte, so waren es Brand-, Rauch- oder Trankopfer, oder man weihte den Göttern etwas, ohne gerade dasselbe durch Feuer in Dampf aufsteigen zu lassen. Im Allgemeinen bestanden diese unblutigen Opfer aus vegetabilischen Speisen oder Getränken, neben denen jedoch selbst mehre Kasten der Hindus, welche Fleischspeisen an und für sich nicht lieben und um ihres fast ausschließlichen Gebrauchs vegetabilischer Nahrungsmittel willen, sich die Sanftheit ihres Charakters bewahren, sogar in dem Falle, daß sie Fleisch zu essen für eine Sünde hielten, sich nicht allein begnügten, Thiere, sondern sogar auch Menschen bei bestimmten Gelegenheiten den Göttern zu opfern [1]), und meinten mithin, obwol sie selbst sich nur anderer Speisen bedienten, die Götter wollten auch durch blutige Opfer gesättigt sein. Doch hiervon später. Was wiederum die Alten am liebsten aus dem Pflanzenreiche aßen, das setzten sie auch den Göttern vor, also genießbare Speisen, wie Weintrauben, Feigen, Oliven, Wurzelwerk, Zwiebeln, Gersten- und Weizenähren, wie überhaupt die verschiedenen Getreidearten [2]), entweder roh oder so zubereitet, wie sie dieselben selbst am geschmackhaftesten fanden, und die bereiteten bald breiartig, bald in Kuchenform, daher denn auch der Gebrauch des Salzes zu erklären ist. So erwähnt Herodot (II, 47 zu Ende), daß die Armen in Ägypten bei den Opfern, die dem Monde dargebracht wurden, anstatt wirklicher Schweine, wie die Reichen opferten, nur aus Weizenmehl gebildete und gebackene Schweinsfiguren verbrannten. Überdies vergaß man auch nie, in die Weihung der Erstlinge einen großen Werth zu legen. Die Rauchopfer aber waren darauf berechnet, außer dem Gaumen und Magen auch der Nase zu huldigen. Man nahm duftende Blumen, wohlriechende Kräuter, aromatische Holzarten und balsamische Harze, unter denen außer der Myrrhe der Weihrauch die vorzüglichste Rolle spielte [3]), den die alten Völker vorzüglich von den Arabern bezogen, die aber selbst nur wenig an ihren Küsten sammelten, dagegen den größern Bedarf durch Alleinhandel aus Indien herbeibrachten. Anfänglich war dessen Gebrauch unstreitig beschränkt, bald aber stieg derselbe, wie Alles bei den Morgenländern, in das Unglaubliche. Wenn es wahr ist, was uns Herodot [4]) nach der Aussage chaldäischer Priester von der Pracht des Belustempels in Babylon erzählt, wo das große Bild des Gottes, der ihm geweihte Tisch, die Schwelle und der Sitz aus gediegenem Golde war, so stand außerhalb des Tempels neben dem goldnen Altare ein andrer, auf welchem am jährlichen Feste des Gottes

1) **Ives** Reisen nach Persien und Indien. 1ster Bd. S. 50. 2) *J. Saubertus* de sacrificiis Veterum. L. B. 1699. p. 543 sq. 3) **Niebuhr**, Beschreibung von Arabien. S. 143. 282 fg. 4) I. 183.

1000 Talente (Pfunde?) Weihrauch in Rauch aufstiegen. — Eine andere Art unblutiger Opfer erwähnt auch Ives [5]), bei den Einwohnern zu Bombay. „Die Einwohner zu Bombay haben auch eine Ceremonie, da sie eine Cocosnuß aufheben, wie sie es nennen, und der See zum Opfer darbieten, zur Zeit, wenn die Monsonswinde sich erheben. Alsdann gehen Männer, Weiber und Kinder, alle gutgekleidet, nach der See. Der Vornehmste ist von einer Wache europäischer Soldaten begleitet und wirft eine vergoldete Cocosnuß in die See. Alle Andere werfen ihr eßbare Sachen nach, und dann fangen sie an ihre Schiffe und Fahrzeuge zum Gebrauche auf der See in Stand zu setzen." Ferner brachte man außer vegetabilischen Ingredienzien den Göttern als unblutige Opfer im alten Oriente allerlei Geräthschaften, Waffen und sonst weniger werthvolle Dinge dar, wie es bekannt ist, daß der Gottheit der zehnte Theil der den Feinden abgenommenen Beute geweiht wurde. Alexander hing die kostbarsten Waffen und Rüstungen der persischen Gefallenen und Gefangenen im Tempel der Minerva auf [6]). Endlich versah man auch die Götter mit allerlei leiblichen Bedürfnissen, schönen Kleidern, Teppichen, Polstern, und hielt ihnen ausgesuchte Thiere zum Reiten und Fahren.

Neben den unblutigen Brand- und Rauchopfern aus dem Pflanzenreiche bestanden aber auch Trankopfer, durch welche die alten Morgenländer auf gleiche Weise von den Göttern Wohlthaten erlangen, ihnen danken oder sie besänftigen wollten. Der Chinese opfert nicht nur Reis, sondern auch Wein, der dort nur bei Opfern und in der frühesten Zeit aus Reis (also wol eine Art Arak?) oder andern Früchten bereitet war [7]). Überhaupt hatten sie mehre Arten Opfer, von denen das erste Buch in Chouking vier erwähnt, zu deren Beobachtung Confucius einladet und dabei äußere und innere Ehrfurcht, Anstand, Ordnung, Reinlichkeit verlangt. Diese aber sollen dargebracht werden dem Geiste des Himmels, dem der Ströme und Berge, dem Schutzgeiste der Gestirne, der Wärme, der Kälte, der Trockenheit, des Regens und endlich den Geistern, die einen weniger bedeutenden Einfluß auf das Weltall üben, oder großer verdienstvoller Männer. Der Kaiser allein als Pontifex Maximus darf hier den Vorsitz führen.

Ähnliche Trankopfer hatten aber auch alle andere morgenländische Völker, wie zum Theil heute noch die Mongolen und Tataren den berauschenden Trank Kumyß, der vorzüglich aus Stutenmilch bereitet wird, den Göttern vorsetzen. Die frühesten Libationen konnten nichts anders sein, als Wasser, dessen Gebrauch auch noch in spätern Zeiten beibehalten ward, wie von Schmidt ausführlich von den Ägyptern erzählt [8]). Bald aber setzte man den Göttern auch Honig, Öl, Wein oder andere berauschende Getränke hin, oder goß sie auf den Altären aus, wie die Chinesen mit ihrem Arak thun. Neben diesen zum großen Theile vegetabilischen Essenzen wurde aber bald der aufsteigende Dampf des Blutes der geopferten Thiere der Lieblingstrank, den man darzubringen glaubte, daher die sogenannten Blutopfer, über welche Saubertus [9]) nachzusehen ist. Moses scheint auch einzig mit Beziehung auf die Sitte heidnischer Nachbarvölker, vorzüglich der Phönizier, die bei den Götzenopfern Blut mit Wein vermischt zu trinken pflegten, den Hebräern den Genuß des Blutes und blutiger Fleischstücke untersagt zu haben, obwol er selbst Blutopfer unter jeder Form befahl. Hingegen war dem Manes das Fleisch der Sitz alles Lasters, es war ihm unrein und als Hauptgrund seiner Anklage vor dem Herrscherthrone galt, daß er die blutigen Opfer, dergleichen doch die Perser in gewisser Beziehung hatten, verdammte. Seiner Vorstellung nach mußten dergleichen Opfer Gott unendlich misfallen, und ebenso lehrten Porphyrius und andere Philosophen.

Außerdem aber gab es gemischte Opfer, blutige und unblutige zugleich. So erzählt Herodot [10]), daß die alten Ägypter, nachdem sie gewisse Theile aus dem Körper des zu opfernden Stieres genommen, den Leib desselben mit reinen Broten, Honig, getrockneten Weintrauben (Rosinen), Feigen, Weihrauch, Myrrhe und andern Räucherwerken angefüllt, reichlich Öl darauf gegossen und dann verbrannt hätten.

Bei den blutigen Opfern gingen die Morgenländer von derselben Idee aus, wie bei den unblutigen, den Göttern diejenigen Thiere zu schlachten, die sie auch selbst am liebsten verzehrten, oder überhaupt gern hatten. Dem Nomaden ist sein Pferd das größte Gut, deshalb war es auch bei den Massageten sowie bei andern mongolischen Stämmen Gebrauch, dem Sonnengotte Pferde zu schlachten [11]). So sind ferner bei den Chinesen noch heute Ochsen, Schweine und Schafe die gewöhnlichen Gaben, und man färbt bei ihnen, wenn es eine kriegerische Unternehmung gilt, die Fahnen und Trommeln [12]) mit dem Blute dieser Opferthiere. Dies geschah in früherer Zeit gewöhnlich auf Anhöhen, und der Chinese besteigt noch jetzt die Gebirge, um dem Geiste des Himmels die ihm geweihten Opfer darzubringen. Nach und nach erbaute man auf denselben kleine besondere Tempel und nur die regierenden Söhne des Himmels dieses großen Reiches erlaubten sich wegen der Beschwerde der Jahreszeit oder des hohen Alters in der Nähe ihrer Paläste dergleichen aufführen zu lassen.

Die frühesten Jäger- und Fischerstämme des Orients, die nur von den erlegten Thieren lebten, brachten von dieser Beute, wie noch heute viele Wilde, einen Theil den Göttern dar. Nicht so freigebig konnten darin die Hirtenvölker sein und in dieser Beziehung ist merkwürdig, was uns schon Herodot [13]) von den Opfern der alten Perser erzählt. Sie errichteten dazu weder Altäre, noch brannten sie Feuer an. Sie schmückten die Thiere weder mit Kränzen, noch bestreuten sie dieselben mit Malz. Die Opfernden zierten ihre Tiare mit Myrthenzweigen, jeder aber flehte um Heil für das ganze Volk wie für den König insbesondere. War das Opferthier zerlegt, so

5) a. a. O. S. 58. 6) *Arrian.* I, 16. 7) *Chou-king* p. 15. 151. 203 sq. 8) *de Schmidt* de sacrificiis et Sacerdotibus Aegyptiorum. Tubing. 1768. p. 233.

9) l. l. p. 580 sq. 10) II, 40. 11) *Herod.* I, 116. 12) Notices de l'Yking p. 428. 13) I, 132.

breitete man die gekochten Stücke auf so weiche Pflanzen aus, als man konnte, vorzüglich auf Klee. Dazu sang der Priester, und war er mit seinen Ceremonien fertig, so nahm der Opfernde das Fleisch und verwandte es nach Belieben. Auf diese Opferweise der alten Perser werden wir sogleich ausführlicher zurückkommen [14]). Ebenso lassen die mongolischen und tatarischen Stämme ihren Götzen von den geopferten Thieren gewöhnlich nichts, als was sie selbst nicht genießen können.

Im Allgemeinen aber muß man vorsichtig sein, den Nachrichten der Römer und Griechen, wenn sie von den Opfern der Völker des Orients reden, vollgültigen Glauben zu schenken. Sie tragen ihre Ansichten und Gebräuche gewöhnlich in die fremden über, und so haben wir am Ende nichts als griechische Vorstellungen. Solcherweise ist es den Opfern der Parsen, oder überhaupt den Dienern der Zoroastrischen Lehre, zu denen Perser, Meder und Baktrer gehören, ergangen. Wenn die Zendschriften von Opfern reden, so war es eigentlich nicht was sichtbar Dargebrachtes, sondern die heilige Handlung des Gebetes und Alles, was dabei geschah, war die Hauptsache der Opferung, wie wenn im Zendavesta [15]) gesagt wird: „Ich thue ein Gebet für die reine Milch der Thiere auf dem Opfertische und bringe ihr Jescht," welche Worte zugleich einen allgemeinen Anruf an die Elemente und andere heilige Dinge enthalten, und hieraus wird erklärlich, warum Herodot nicht das Sengen und Brennen als einen Hauptactus bei den Opfern der Perser anführt; dieser bestand vielmehr in den Worten, die der Magier oder Priester sang. — Hierüber kann vorzüglich die heilige Sage und das gesammte Religionssystem der alten Baktrer, Meder und Perser von Rhode (S. 505 fg.) verglichen werden, wo von den Opfern des Zendvolkes nach der Lehre, wie sie der Zendavesta enthält und von den eigenthümlichen Begriffen der Opfer dieses Volkes ausführlich die Rede ist. Zur Sicherstellung dieser Ansichten möge daher kurz noch Folgendes mit Benutzung mehrer andrer Quellen hier angeführt werden.

Das Lesen und Hersagen gewisser Theile der Zendbücher, wie des zweiten Theiles des Izeschne und eigentlichen Vendidad macht ein wesentliches Stück des Opferdienstes aus. Unter den größern sichtbaren Opfern aber werden genannt die Kleider für die Priester, Miezd, d. i. das gesegnete Fleisch, welches während oder nach dem heiligen Dienste genossen wird, Blumen und Früchte, vor allen Granaten und Datteln, Reis, wohlriechende Körner, Baumwurzeln, besonders vom Granatbaume, ferner Darunsbrote, d. i. kleine, ungesäuerte Brote, im Durchschnitte wie ein großer Thaler, ein oder zwei Linien dick, von denen nach der Art des Opfers zwei oder viere dargebracht werden, ferner Homzweige, d. i. Zweige des heiligen Baumes Hom, dem die Perser die Kraft unsterblich zu machen beilegen [16]). Das Herbeischaffen und Zubereiten aller dieser zu opfernden Gegenstände hängt von gewissen Ceremonien ab, deren Vollziehung den Priestern obliegt. Da der Feuerdienst die Grundlage der Parsenreligion ist und dessen Verunreinigung als eine Hauptsünde betrachtet wird, so hielt man doch den Glauben fest, daß durch Verbrennen der dargebrachten Opfergegenstände dasselbe nicht verunreinigt würde. Ja, die vornehmern und reichern Perser glaubten dadurch, daß sie dem Feuer Speise darbrächten, ihm und sich einen größern Dienst zu erweisen, daher sie Perlen, kostbare Öle und Wohlgerüche in dasselbe gossen [17]). Diese Spenden und der von ihnen aufsteigende Rauch, so kostbar er auch sein mochte, waren dennoch eine freiwillige Gabe, während das Gebet Allen die rechte Weihe gab. So erzählt auch Xenophon vom Cyrus, daß bei seinen Opfern Gebete fortwährend mit den übrigen heiligen Handlungen abwechselten und der eigentliche Anfangs- und Endpunkt derselben waren. Vorzüglich lesenswerth in dieser Beziehung, was die königlichen Opfer am Feste Mihridschan (مهرجان) anlangt, ist auch Golius und nach ihm Hyde [18]), so wie über die Ursachen, die auch noch die heutigen Feueranbeter zu Oblationen verpflichten, das Buch Sadder [19]); die Mahle aber, deren Zubereitung hier verlangt wird, sind nicht Opfermahlzeiten als vielmehr Gaben, die der Gottheit dargebracht werden. — Ebenso aber wie diese weihten auch die Sterndiener (Sabäer) Rauchopfer, um die Gestirne als personificirt gedachte himmlische Wesen sich geneigt zu machen [20]).

Fragt es sich aber, was bei den Parsen im eigenthümlichen Sinne als Opfer zu rechnen, so gehört hierher das Schlachten der Thiere, deren Fleisch bei festlichen Gelegenheiten oder auch in jeder Familie genossen werden sollte. Wie man mit dieser Art Opferung verfuhr, lehrt uns der Zendavesta selbst [21]) am ausführlichsten. Das Opferthier wird in die Nähe eines heiligen Feuers gebracht und zwischen Gebeten (Dua دعا) führt der Mubed (موبد) oder ist dieser nicht zugegen, der Schlächter das Thier vor das Feuer, verrichtet Padiav (gebraucht Weihwasser) [22]) und wirft Gerüche in das Feuer. Nach einem abermaligen Gebete (s. dasselbe Zendavesta a. a. O. und Rhode S. 506.) schlägt der Mubed das Thier und läßt seine Hand so lange auf demselben ruhen, bis es todt ist, darauf wäscht er Messer und Hände und vollendet das Gebet neben dem Thiere. Endlich spricht er den Segen über dessen Haupt oder linkes Ohr oder linkes Auge, und der Opfernde nimmt das Thier zu seinem Gebrauche mit sich. Jedoch war man nur bei festlichen Gelegenheiten an dieses feierliche Schlachten gebunden,

14) Vergl. *Hyde* de relig. vet. Pers. p. 95. 15) I, 111. 16) Mehr zur Erklärung dieses Baumes s. Zendavesta 3ter Bd. S. 206 fg. Wie dieser zubereitete Hom geopfert wird, s. Zendavesta 1ster Bd. S. 164 fg.

17) Die Griechen erzählen uns wenig oder nichts von diesem Gebrauche, desto mehr aber die Morgenländer selbst. 18) l. l. p. 246. 19) Bei Hyde l. l. p. 483. 494. 509 sq. 20) *Hyde* l. l. p. 127 sq. *Poc.* specim. histor. Arab. Ed. I. p. 141. 21) 2ter Bd. S. 172 fg. 22) Sonst besteht das Padiav im Waschen der Hände, der Arme bis an die Ellenbogen, des Gesichts bis hinter die Ohren, der Füße bis an die Knöchel im Wasser, wobei eine eigene Gebetsformel gesprochen wird.

und hatte der Ärmere nicht gerade ein Thier, so waren ihm auch weniger kostbare Gegenstände als Opfer erlaubt[23]). Rhode bemerkt hierzu, daß dieser Gebrauch des Schlachtens in einer Sitte des Urvolkes seinen Grund habe, von dem auch die Hindu ausgingen, nur daß bei diesen diese Opfer einen andern Sinn erhalten hätten, und sie nur auf diese Weise Thiere tödten dürften; auch äßen dann wol die Braminen Opferfleisch.

Von dem feierlichen Gebete als zweite Opferungsart, das unter dem Namen Izeschne oder Jescht mehrmals täglich von dem Mubed oder Priester vor dem heiligen Feuer verrichtet werden mußte, war bereits oben die Rede. Es wurde theils gesungen, theils gesprochen, entweder von einem Priester allein oder mit seinem Diakon zusammen, unter mannigfacher Bewegung der Hände, des Rauchfasses u. s. w. Eine andere Art Opfer war die Darunsfeier oder die Feier des gesegneten, ungesäuerten Brotes und des heiligen Kelches (Havon); wobei das Brot von dem Priester genossen und etwas Homsaft aus dem Kelche getrunken wurde. Außerdem gibt es auch noch Seelenmessen oder Opfer für Verstorbene, worüber der Artikel Hölle nachzusehen ist[24]), und Sühnopfer für begangene Verbrechen; aus allen aber leuchtet der Unterschied dieser heiligen Handlungen, die der Parse selbst Opfer nennt, vor denen anderer orientalischer Völker in ähnlichen Fällen deutlich hervor. Zum Theil war der Zweck ein anderer, zum Theil aber auch die Sache.

Was endlich den Mithrasdienst anlangt, so verlangte dieser ebenfalls seine Opfer. Mithras nämlich ist nach den Zendbüchern nichts als der von Ormuzd geschaffne Mittler, der zwischen diesem guten und dem bösen Prinzipe, Ahriman, mitten inne steht und für das erste wider das zweite streitet. Jede nähere Untersuchung hierüber gehört nicht hierher. Dieser Gottheit nun soll Zoroaster eine Höhle geweiht und ihr auch auf Bergen seine Ehrerbietung durch Opfer erwiesen haben, und Suidas setzt hinzu, daß ihr als dem Bilde der Sonne von dem alten Zendvolke vielfache Opfer dargebracht worden seien[25]).

Auch war es den alten Völkern wie den spätern Griechen und Römern nicht einerlei, das erste beste Thier zu schlachten, sondern sie suchten die schönsten und fettesten aus, obwol nicht alle mit gleicher Sorgfalt, da z. B. die Parsen nicht der Gottheit dieselben darbrachten. Dagegen erwähnt Herodot[26]) namentlich von den Ägyptern, daß sie auf Auswahl der reinen, dazu tauglichen, alle Sorge verwandten. Nur die Priester konnten untersuchen, ob sie tadellos waren, und ein einziges schwarzes Haar konnte Ursache werden, das Thier zu verwerfen. Vorzüglich ward die Zunge und die Farbe und der natürliche Wuchs der Haare am Schwanze, wobei dasselbe bald liegen bald stehen mußte, geprüft. Ward es durchaus für rein befunden, so zeichnete der Priester es dadurch aus, daß er ihm Byblos um die Stirne wand, Siegelerde darauf streute und das Siegel darauf drückte. Wer ein nicht so bezeichnetes opferte, hatte Todesstrafe verwirkt. Zunächst nun schnitt man am Altare dem Thiere den Kopf ab und zog das Fell herunter, der Kopf aber ward entweder an die einheimischen Griechen verkauft oder in den Nil geworfen, indem sie unter Verwünschungen gegen denselben ausriefen: „Stehe entweder dem Opfernden selbst oder dem ganzen Ägypterlande ein Unglück bevor, so möge es auf das Haupt des Opferthieres übergehen." Dadurch aber wurde jede Art blutiger Opfer bei den Ägyptern zu einem Sühnopfer.

Schon oben bei Erwähnung der ungeheuern Massen Weihrauch, die man im Belustempel verbrauchte, wurde der kostbaren Tempelgeräthe gedacht. Unstreitig waren die Opferwerkzeuge und die heiligen Opfergefäße nicht weniger werthvoll, zumal da Herodot nicht satt werden kann in der Erzählung von den ungeheuern Schätzen, die als Schenkungen in diesem Tempel aufbewahrt wurden. Sicher waren auch die Tempelschätze der größern Städte des Zendvolkes, wie Bactra, Ecbatana, Persepolis, Susa, über alle Beschreibung groß, und welche Reichthümer bewahrten nicht die indischen Pagoden, als die Mohammedaner dort einbrachen? Welche ungeheuern Kostbarkeiten führten nicht die Gasneviden auf ihren Eroberungszügen nach Vorderindien in ihre Hauptstadt zurück, ohne der Tempelschätze Hinterindiens zu gedenken? und doch waren diese heiligen Orte nur durch die freiwilligen Gaben und Opfer frommer Menschen so bereichert worden. Einzelne Berichte aus späterer Zeit erzählen fast Unglaubliches hierüber, und man weiß, daß in den hinterindischen Reichen die Könige und Vornehmen ihre Schätze noch vor Kurzem in Tempeln, welche sie selbst gebaut hatten, vergruben oder ihre Gaben an Gold und Silber durch eine Öffnung in einen wegen seiner Heiligkeit vorzüglich geehrten Tempel herabwarfen[27]).

Indien erinnert uns aber zugleich an die grausamen Menschenopfer, die, mögen sie freiwillig oder gezwungen sein, den Leser tief ergreifen und ihn vor dergleichen Misbräuchen religiöser Gefühle zurückschaudern lassen. Unstreitig entstanden diese barbarischen Greuel aus der Sitte, Kriegsgefangene oder Verbrecher unter gewissen Ceremonien zu tödten und so den Göttern den Dank für einen erfochtenen Sieg oder die Sühne für begangne Unthaten darzubringen. Zum großen Glücke ward sie nicht allgemein unter den Völkern des Morgenlandes, wie es unter andern dem Zendvolke nachgerühmt werden muß, daß es selbst größere Milde in dieser Beziehung zeigte, als die sonst so sanftmüthigen Hindus[28]). Durch das Gesetz wenigstens wurde weder Menschenblut noch Menschenleben bei ihnen verlangt. — Außergewöhnliche

23) Zendavesta a. a. O. 2ter Bd. S. 134 fg. 24) Vergl. Rhode a. a. O. S. 440 fg. 25) Vergl. *Hyde* l. l. p. 114. der die Beschaffenheit ihres Dienstes und der Opfer genauer zu bestimmen sucht p. 118 sq. 26) II, 38 sq.

27) Hierüber ist zu vergl. Meiners allgem. krit. Gesch. der Relig. 2ter Bd. S. 67 fg., welches Werk mehrfach benutzt worden ist. — Über die kostbaren Geschenke und reichen Vergabungen, die man dem Zahne eines weißen Affen, der sich in einer Pagode auf Ceilon befand, legirte, s. Voyage de Gautier Schouten aux Indes Orientales. Rouen 1725. Tom. II. p. 30 sq. 28) Rhode a. a. O. S. 511 fg.

Gründe hierzu, z. B. den Göttern das Liebste darzubringen, selbst die eignen Kinder, oder ein Gelübde zu lösen, oder die Gottheit zu versöhnen, fanden nur bei einzelnen Stämmen Gehör, doch gibt man es vorzüglich den Phöniziern Schuld, daß sie diese Unsitte noch spät beibehielten [29]). Auch Hyde [30]) spricht mehres von Menschenopfern der Heiden, und selbst die Hebräer waren nicht frei von diesem Unwesen. Bei den Parsen scheint nur mit gefährlichen Kranken eine Ausnahme gemacht worden zu sein [31]). Von ihnen ging selbst der Mithrasdienst in seiner Reinheit auf Griechen und Römer über, und diese erst befleckten ihn durch Menschenblut. Schauder erregend ist aber vor Allem die Anzahl freiwilliger Menschenopfer, welche die Hindus in religiöser Absicht begehen, ein Gebrauch, der auch benachbarte Reiche und Inseln angesteckt hat. Bei Begräbnissen von Königen mußten unter mongolischen, chinesischen und ihnen verwandten Stämmen die Frauen derselben und ihre Diener sich mit ihnen begraben oder verbrennen lassen, und noch heute werfen die Chinesen zur Besänftigung der Flußgötter ihre Kinder in das Wasser. Ganz abscheulich sind auch die ähnlichen Greuel, die aus anderer Meinung auf der Insel Borneo begangen werden [32]). Bei manchen alten Völkern, z. B. bei den Ägyptern, hörten [33]) zwar die Menschenopfer frühzeitig auf, allein in Indien werden noch immer zahlreiche, selbst gezwungene Menschenopfer dargebracht. Die meisten Kasten unter ihnen halten es für Sünde, nur ein Thier zu tödten, dennoch stürzen sie in Tagen allgemeiner Noth die vornehmsten Braminen von den Pagoden zur Versöhnung der zornigen Götter herunter [34]). Zahlreicher dagegen sind unter ihnen die freiwilligen Opfer, Tausende stürzen sich in die heiligen Ströme, selbst Braminen warfen sich früher, nach griechischen Schriftstellern [35]), in brennende Scheiterhaufen, und wer kennt nicht die barbarische Sitte der Flammenweihe der Witwen und den Gebrauch der Beischläferinnen, sich mit vornehmen Witwen zu verbrennen? Noch im Jahre 1803 kamen 270 Witwen in einem Umfange von 30 englischen Meilen um Calcutta um, bis Lord Bentink etwas mehr Einhalt zu thun suchte, ohne daß jedoch bis heute diesem Unwesen völlig gesteuert werden konnte. Wie viele Hindus nehmen auch bei religiösen Festen die Gelegenheit wahr, sich freiwillig dem Tode zu weihen. Man denke an das jährlich zu Jagrinaut begangene Fest des Götzen gleiches Namens, zu dem Hunderttausende von Büßenden herbeieilen. Abgesehen davon, daß schon unterwegs viele sterben und die Straßen ringsumher mit Leichen bedeckt sind, reist selbst eine große Menge dahin, um wirklich den Tod zu suchen. Allein durch das Gedränge in der Nähe des Tempels kommt gewöhnlich eine ziemliche Anzahl von ihnen um, noch mehr Veranlassung zu Selbstopfern aber gibt die Procession, bei welcher dem Götzen Elephanten und Bajaderen vorangehen. Die Pilger werfen sich unter die Räder des 70 Fuß hohen Wagens und färben dieselben mit ihrem Blute, während die Priester nicht ermangeln dem Volke vorzusagen, daß der Götze vor Vergnügen lache, daß die Räder seines Wagens von dem Blute der Büßenden getränkt würden [36]). Doch vollauf hiervon. Es genüge über ähnliche und andere Selbstopfer bei morgenländischen Völkern nachzulesen, was **Meiners** a. a. O. S. 70 fg. beigebracht hat.

Große Veränderungen hinsichtlich der Opfer brachte der Mohammedanismus bei allen den Völkern Asiens hervor, bei denen er Eingang fand. Da Menschen- und andere Opfer auch bei den Arabern vor dem Islam zu Hause waren, konnte Mohammed nicht umhin, auch in dieser Beziehung seinen Willen kund zu thun. Es galt die alten Misbräuche und Grausamkeiten abzuschaffen, und er löste die Aufgabe. Nur ein gesetzliches Opfer schrieb er vor, von dem bald nachher die Rede sein wird. Daß nämlich die alten Araber, abgesehen von der Gewohnheit, die ihnen geborenen Töchter umzubringen, auch den Götzen Kinder opferten, scheint theils aus Evagrius [37]), wo erzählt wird, daß Noman, vermuthlich der Fürst von Hira, Menschen mit eigner Hand seinen Götzen geschlachtet habe, theils aus einer Stelle des Korans [38]) selbst hervorzugehen, wo es heißt: „Die Götzen haben sie (die Götzendiener) verführt, ihre Kinder umzubringen, um sie völlig zu verderben, und ihre Religion zum Deckmantel dieses Bubenstücks zu machen," welche Worte nach Anweisung einiger einheimischen Erklärer so aufgefaßt werden müssen, daß die Tempelhüter die Araber zu diesen Kinderopfern verführt hätten. Auch liegt durchaus nichts Widersprechendes in dieser Erklärung bei der großen Geneigtheit einzelner Stämme dieses Volks, die Mädchen entweder gleich nach ihrer Geburt oder im sechsten Lebensalter umzubringen, indem man die Geburt einer Tochter als ein Unglück ansah, was der Koran dadurch ausdrückt, daß er sagt: ihre Gesichter färben sich schwarz, wenn ihnen eine Tochter geboren wird. Dagegen warnt er wiederholt nachdrücklich vor diesen noch heute in China üblichen Greueln. Zu obiger Stelle aber bemerken die Commentatoren Samachscheri und Beidhawi, es sei bei den alten Arabern üblich gewesen ein Gelübde zu thun, wenn ihnen eine bestimmte Anzahl Söhne geboren würde, einen derselben den Götzen zu opfern. Es werden auch Götzenbilder erwähnt, denen in früherer Zeit Opfer gebracht wurden, ferner Opfersteine und den Götzen geweihte Gaben [39]). Auch versteht Beidhawi zu V. 141 unter den thörichten Kindesmördern diejenigen Araber, die ihre Kinder aus Furcht vor der Gefangenschaft oder Armuth umgebracht hätten. Doch ist diese barbarische Unsitte nicht zu den Opfern zu rechnen, auch war sie gewiß nicht bei allen arabischen Stämmen einstimmig angenommen, indem sie nur vorzüglich bei den Koreischiten und Kenditen mit Bestimmtheit nachgewiesen werden kann. Auf ähnliche Weise opferten sie aber auch Thiere ihren Götzenbildern, wie wenn ein Schaf allein ein männ-

29) *Curt.* IV, 4. 30) L. l. p. 29. 31) **Meiners** a. a. O. S. 99. 32) **Meiners** a. a. O. S. 87. 33) *Herodot.* II, 45. 34) **Sonnerat** 1ster Bd. S. 186. 35) *Plutarch.* I, 195.

36) Encyklop. 2te Sect. 8ter Th. S. 486. 37) VI, 21. 38) VI, 138. 39) *Pocock.* Spec. l. l. p. 92. 100. 109.

liches Junge zur Welt brachte, oder wenn es sieben weibliche Junge hintereinander geworfen, und das achte ein männliches war, so gehörte dies den Göttern. Andere Berichterstatter bestimmen die Zahl anders [40]). Kameelstuten und Schafmüttern, wenn sie zehnmal geworfen, zerschlitzten sie das Ohr und gaben ihnen die Freiheit, ohne daß Jemand sich eines solchen Thieres bemächtigen oder es auf irgend eine Weise benutzen durfte. Kameelstuten wurden außerdem um eines Gelübdes willen frei, wenn ein Mensch von einer schweren Krankheit genesen, oder von einer Reise glücklich zurückgekehrt oder sein Kameel einer augenscheinlichen Gefahr in der Schlacht oder sonst entronnen war. Ein jedes Thier, das auf solche Weise den Göttern zu Ehren losgelassen wurde, führte den Namen Saiba (سائبة). Auch männliche Zuchtthiere genossen nach bestimmten Leistungen denselben Vorzug [41]). Alles dies waren Opfer, die aber auf diese Weise sämmtlich im Koran aufgehoben worden sind [42]). Da nämlich Mohammed zur Begründung seiner neuen Religion aus allen ihm bekannten Religionssystemen Glaubensartikel und feierliche Gebräuche aufnahm, waren es hinsichtlich der Opfer die jüdischen Gewohnheiten, verbunden mit herkömmlicher altarabischer Sitte, die er nachahmte oder beibehielt. Zwar machte er das Darbringen der Opfer zu keinem der fünf Hauptgesetze des Islams, sondern fügte sie blos als einen Theil dem fünften, der Pilgerung nach Mekka, bei. Unter den Feierlichkeiten nämlich, die hier beobachtet werden müssen, ist auch der Tag der Oblation, oder das österliche Opferfest (عيد الاضحا oder يوم القربان), mit welchem Tage auch jetzt noch der große Beiram in der Türkei beginnt. Die Zeit der Wallfahrt nach Mekka fällt in den Monat Dhilhiddsche, und es herrscht da am zehnten Tage Kurban, als einem der feierlichsten, nachdem am frühen Morgen die Pilger die Steinchen im Thale Mina hinter sich geworfen haben, die durch Mohammed selbst geheiligte Sitte, ein oder mehre Schafe zu schlachten, und das von der gehaltenen Mahlzeit übrige Fleisch den Armen zu schenken [43]). Das Opferthier, was auch ein Kameel sein kann, führt den Namen Dhahijet (ضحية), und ist das einzige, zu dessen Schlachtung die Mohammedaner durch das Gesetz des Islam verpflichtet sind. Mohammed selbst hatte diesen alten Gebrauch geheiligt, als er im J. 7. d. Fl. (um 629 Chr.) sich dahin begab, um Kameele zu opfern, und später nach der Eroberung von Mekka unterrichtete er das Volk an Ort und Stelle über die Art und Weise, wie die Opfer zu schlachten seien. Außerdem aber schlachten auch nach dem Berichte d'Arvieur's [44]) sowol Araber als die andern Mohammedaner zuweilen Opfer, z. B. bei der Geburt oder Beschneidung ihrer Kinder, oder wenn sie etwas Wichtiges vornehmen wollen, oder wenn sie einer Gefahr entgangen sind, oder am ersten und letzten Tage der Errichtung eines Gebäudes u. s. w., und dabei ist es gleichgültig, ob in Zelten oder auf dem Felde, indem die ganze Handlung nur darin besteht, daß sie ein Rind oder Schaf schlachten, den Namen Gottes dabei anrufen, und wenn sie dem Thiere die Haut abgezogen haben, das Fleisch davon unter die Armen austheilen, damit selbige ihr Gebet mit dem ihrigen vereinigen sollen.

Bei den Türken ferner ist jeder wohlhabende, freie, und an einem festen Aufenthaltsorte wohnende Moslem zu dem österlichen oder Beiramsopfer, von dem sich jedoch die Drusen und selbst mohammedanisirende Secten entbunden glauben, verpflichtet, das nach dem Muster des am Opferfeste der Pilger zu Mekka zu schlachtenden Thieres, in einem Schafe, Bocke, Ziege, Lamm, Ochsen oder Kameele bestehen kann. Bis auf sieben Personen, nicht aber mehr, dürfen zusammentreten, um eines der beiden letzten Thiere zu schlachten, und das einmal gekaufte und zum Opfer bestimmte Thier darf nicht wieder verkauft werden. Zur Opferung selbst aber sind drei Tage des Festes von der Morgenröthe des ersten bis zum Sonnenuntergange am dritten bestimmt. Doch wird der Morgen des ersten Festtages für den heilsamsten dazu gehalten, und dieser Tag heißt deshalb auch Tag der Schlachtung oder Opferung (يوم النحر). Übrigens müssen diese Opfer wo möglich bei Tage geschehen. Das Thier oder der Werth desselben, wenn der Einzelne keines zur rechten Zeit hat auftreiben können, fällt stets den Armen zu. Ein Schaf aber muß ein volles Jahr, die Ochsen zwei und die Kameele fünf Jahre alt sein; doch ist man hinsichtlich ihrer Tadellosigkeit weniger ängstlich und nur wenige bestimmte Fehler machen sie zum Opfer untauglich [45]). Auch muß jeder Besitzer das Thier mit eigner Hand schlachten oder, geht dieses nicht, wenigstens zugegen sein und stets einen Theil davon essen. Hat er Familie, so ist er nicht gehalten, den Rest zu vertheilen. Wie jeder Hausvater in seinem Hofe, tödtet mithin auch der Sultan nach der Rückkehr aus der Moschee, nachdem er sich eine Schürze vorgebunden, selbst eines oder zwei Lämmer mit größter Pracht im Innern des Serail, und genießt hierauf ein Stück dieser Opferthiere. Außerdem stellt auch die Regierung noch Opfer an bei einem Siege über die Feinde, bei Eroberung einer Stadt oder dem Ende einer Landplage. Früher opferte auch der in den Krieg ziehende oder zurückkehrende Sultan, und alle Untergebenen, bei denen er vorüberzog, opferten ihm.

Daß die Türken bei gefährlichen Stürmen nicht nur andere kostbare Sachen, sondern auch wol einen Griechen oder Juden über Bord werfen, wie Kleemann in seiner Reise nach der Krimm [46]) erzählt, um durch solche Opfer den Zorn des Meeres zu versöhnen, ist wol, was das

40) *Poc.* l. l. p. 832 sq. Der Koran von Sale, übersetzt von Arnold Einl. 162 fg. 41) *Poc.* l. l. p. 145. 42) Koran V, 102. VI, 138. 152. XVII, 33. 43) Sale a. a. O. S. 152. 44) 3ter Bd. S. 150 der teutschen Übersetzung.

45) Allgem. Schilderung des ottomanischen Reichs. Aus dem Franz. des Herrn von Mouradgea d'Ohsson übersetzt von Beck. 1ster Bd. S. 461. 46) Neue Auflage. S. 220.

Menschenopfer anlangt, nur eine einzelne Erscheinung, keine allgemeine Sitte. In jedem Falle würden sich auch Gründe gegen diese Gewohnheit aus der Erzählung hernehmen lassen, daß, als Abdolasis unter dem Khalifate des Omar Ägypten eroberte, und unter den Eingebornen den Gebrauch vorfand, alljährig eine junge Sclavin in den Nil zu werfen, um durch dieses Opfer bei den Göttern recht fruchtbare Überschwemmungen des Stromes zu vermitteln, der arabische Feldherr an den Khalifen schrieb, um sich Verhaltungsbefehle zu holen, da der Islam keine Menschenopfer gestatte. Der Khalif befahl, ein offnes Blatt mit gewissen Worten anstatt des Mädchens hineinzuwerfen [47]), wodurch nach frommer Sage der Moslimen dieselbe Wirkung hervorgebracht und die frühere grausame Sitte für immer aufgehoben wurde. (*Gustav Flügel.*)

Opfer bei den Christen s. d. Art. und d. Art. Messe.

Opfer-Beiram, s. S. 129. und Beiram. (1ste Sect. VIII. S. 374.)

OPFERFESTE, Opfermahle, Opferschmäuse, Opfergilden bei den Germanen. Bei den keltischen, finnischen und slavischen Völkerstämmen haben wir diese Gegenstände im Artikel: Opfer gelegentlich betrachtet. Ihre Wichtigkeit und ihr Umfang bei den Germanen hingegen erheischt einen eignen Artikel. — Die bei den Opferfesten gehaltenen Schmäuse und Trinkgelage hatten einen doppelten Sinn, einmal zu Ehren der Gottheit etwas zu genießen, zweitens diese selbst am Genusse Theil nehmen zu lassen, denn die Speise- und Trankopfer hielt man für nöthig, da man sich die Götzenbilder nicht blos mit menschlicher Vernunft und Sprache, sondern auch mit menschlichen Bedürfnissen dachte, sowie von dem kunstreichen Götzenbilde des Freyr in Schweden um den Ausgang des 10. Jahrh. erzählt wird, daß man dasselbe stets nicht nur mit Speise, sondern auch einer Beschläferin, der Vorsteherin des Tempels, bediente. Zur Herbstzeit fuhr dieser Freyr mit der Priesterin in die Städte und auf die Landgüter, wo er mit herrlichen Gastmählern und Opfern empfangen ward, damit er Verminderung der Theuerung verleihe. (Olafs Saga Tryggva Sonar, Skalholt. Ausg. 2ter Th., p. 122.) Die Teutschen zur Zeit des Tacitus (Germ. 9.) hatten zwar noch keine Götzenbilder, aber die Hertha wurde auf ähnliche Weise doch wol zum Empfange der Opfer herumgefahren. In dem heiligen Haine auf einem Eilande im Meere hatte sie einen mit Teppichen bedeckten geweihten Wagen. Der Priester allein durfte ihn berühren. Er erkannte die Gegenwart der Göttin im Heiligthume, und begleitete voll tiefer Ehrfurcht die von Kühen Gezogene. Dann gab es fröhliche Tage, dann festliche Orte, alle, welche sie ihres Besuches würdigte. Dann zogen sie in keinen Krieg, und liebten Frieden und Ruhe, bis derselbe Priester die des Umgangs mit den Sterblichen gesättigte Göttin dem Tempel wiedergab. Daß die Hertha zu Gastmählern und Empfang von Opfern herumgefahren worden, sagt zwar Tacitus (Germ. 40.) nicht, aber diese Umfahrt hatte doch wol keinen andern Sinn. Nicht zu übersehen hierbei ist, daß während der Freyr eine Priesterin, die Hertha einen Priester hat. Glaubte man auch von ihr, daß ihr ein Priester angenehmer, als eine Priesterin? Dachte man sich nicht auch die Hertha menschlicher, als sie Tacitus zu schildern scheint? Glaubte man nicht, sie durch Gastmähler und Opfer zu erfreuen? Wenn Tacitus bemerkt, daß zur Zeit der Umfahrt der Hertha alle Waffen geruht, und aller Stahl verschlossen gewesen, so erhellt hieraus, wie alt bei den alten Teutschen des Tacitus schon die Gewohnheit eines gesetzlich festgesetzten innern Friedens zur Zeit der Opferfeste war. Diese Frieden wurden bei den Nordgermanen nach den Opferfesten, wo sie statt hatten, benannt, so der Jolafridr, Friede zur Zeit des Jolfestes, so der Jólafridr (Friede der Jolen), Friede zur Zeit des Jólahalld (Haltung der Jolen), des Opferfestes zu Anfange des Jahres, der Vorfridr (Frühlingsfriede), Friede zur Zeit des Frühlings-Opferfestes, der Midsumarsfridr (Mittsommersfriede), Midsumars helgi (Mittsommers Heiliger, d. h. heilige Zeit), Friede zur Zeit des Midsumarblót (Mittsommeropfer), des Opferfestes in der Mitte des Sommers, zur Sommersonnenwende, der Annfridr, Erntefriede, d. h. Friede zur Zeit des Opferfestes der beendigten Ernte, des Haustblót (Herbstopfer, Herbstopferfest). Gleiches war sicherlich auch bei den andern Germanen üblich, so daß der in den Tagen des von den Angeln und ihren Nachbarn gefeierte Eardeblót (althochteutsch Herthupluot, Herthaopfer) bestehende innere Friede, Eardefredha oder Eardefread, (althochteutsch Herthu-Frido) Hertha-Friede hieß.

Opfermahle, Opfergilden (vom nordischen Gildi, gesellschaftliches Mahl und Trinkgelag, wozu jeder seinen Antheil gibt; im nordischen auch Blótveitsla, Opfermahl und Blótfagnadr, Opferfreude) hatten schon bei den ältesten uns bekannten Teutschen Statt. Eine solche „den Germanen festliche und durch feierlichen Schmaus lustige Nacht," welche die Marsen im Tempel (Hof im Germanischen) der Tanfana feierten, benutzte Germanicus im J. 14 zu einem feindlichen Überfalle, und metzelte die Waffenlosen nieder. Ähnlich ward der Stütze des Heidenthums in Norwegen, dem Jarl Sigurd von Hlade ein Opferschmaus zum Verderben, da er bei solchen von Gunhild's Söhnen verbrannt ward [1]). Wiederholt mußten die schon bekehrten Teutschen des fränkischen Reichs von solchen heidnischen Gastmählern und dem Genusse von Opferspeisen durch Androhung von kirchlichen Fasten abgemahnt, und die Taufe von Presbytern, die dem Jupiter (dem Thunar der Abschwörungsformel, dem Donner, d. h. Donnergotte) Opferthiere schlachteten und Opferspeise aßen, für ungültig erklärt werden, welches zuerst Papst Gregor der Dritte durch den Bonifacius vorschrieb. (Brief des Papstes bei Othlo, 2tes Buch, c. 32. S. 353.) Wer von den

47) *Hyde* l. l. p. 80. und bei vielen andern Schriftstellern.

1) *Grammius* in den Noten zu *Meursii* Hist. Dan. p. 258. Glossaria zur gr. Ausg. der Edda Saemundar. T. I. p. 522. T. III. p. 224. Cal. Gent. p. 1095. Heimskringla T. I. p. 139—140. *Tacitus* Ann. L. I. c. 50. 51.

durch Karl den Großen unterjochten Sachsen etwas zu Ehren der Götter aß, mußte, wenn er ein Edeling war, 60, wenn er ein Freiling 30, wenn ein Lasse 15 Schillinge zahlen. Wie hoch diese Strafe war, sieht man daraus, daß ein jähriges Rind zur Herbstzeit als einen Schilling geltend angenommen wurde. War der das Gebot Übertretende die Strafe zu zahlen nicht im Stande, so wurde er zum Dienste der Kirche geschenkt, also Leibeigner, bis die Schillinge gezahlt wurden [2]). Nähere Nachrichten von der Beschaffenheit der Opfergelage hat man bei den Nordgermanen. Zur Zeit des Jarl Sigurd von Hlade finden wir folgende Opfersitte bei den norwegischen Bauern, welche aber so wenig Besondres hat, daß man sie auch mit geringen Abweichungen als für andre Zeiten und bei andern germanischen Völkern annehmen kann. Die Bauern kamen im Tempel (Hof) zu Hlade zusammen, jeder brachte für sich Speise und Trank auf die Dauer des Opfers mit. Allerlei Thiere, worunter auch Pferde, wurden geschlachtet (von der Anwendung ihres Blutes haben wir bei dem Opferblute im Artikel: Opfer gesprochen). Das Fleisch wurde zum Opferschmause gekocht, wozu mitten im Hofe (Tempel) über Feuer Kessel hingen. In solchen ward auch der Trank gebraut. Der Opferhäuptling mußte die Becher und alle Opferspeise einsegnen. Der erste volle Becher galt dem Odhin (Othins full), für des Königs Sieg und des Landes Heil, dann ward der zweite dem Niodr und dem Freyr geltend zum Fruchtjahrsegen und Frieden (nämlich inneren) geleert. Viele pflegten dann noch den Bragibecher (Braga full) zu trinken, und zwar wie die lateinische und dänische Übersetzung der Saga Hákonar góda [3]), was sich aber im Texte nicht findet, hinzufügt, zum Andenken im Kriege gefallener Helden und Fürsten. Trinkhörner waren auch dadurch den Gottheiten geweiht, daß ihre Namen oder auch Bildnisse auf sie gegraben waren. Bei dem Schmaus selbst aber, obgleich zu Ehren der Götter gegessen wurde, durften doch diese selbst keineswegs beeinträchtigt werden, wie das Hávámal [4]) lehrt: „Weißt du, wie man bluten (Opferthiere schlachten), wie man senden (den Göttern von den Speisen), und wie man verzehren soll? Besser ist ungebetet, als ungeopfert [5]). Immer sieht die Gabe auf Vergeltung. Besser ist ungesendet, als zu viel verzehrt [6]). Die Opfermahle wurden auch zu Nebenzwecken benutzt; so finden wir auf Island zur Versöhnung streitender Partheien einen Opferschmaus gegeben [7]). Dieser Gedanke lag ganz nahe, da man Blutopfer zur Versöhnung sich befeindender Wesen brachte.

Die Theilnahme an Opferschmäusen wurde als ein wichtiger Artikel des Heidenthums angesehen, wie aus Folgendem erhellt. König Hakon der Gute wollte zuerst in Norwegen das Christenthum einführen. Auf dem Frostothing hatte er nichts ausgerichtet, weil einer der Opferhäuptlinge, Asbiörn von Medalhus, ihm mit Volksempörung und Absetzung drohte. Bei dem nächsten Herbstopfer zu Anfange des Winters wollte Hakon sich von der Theilnahme am Opferschmaus entfernt halten, und in einem kleinen Hause abgesondert auf christliche Weise speisen. Aber die Bauern nöthigten ihn, sich auf den Hochsitz zu setzen. Als ihm der dem Othin geweihte Becher vom Sigurd Jarl zugetrunken ward, machte er das Zeichen des Kreuzes darüber. Da sagte der Häuptling Kari: „Warum thust Du dieses? Weigerst Du Dich denn jetzt immer noch, den Göttern zu opfern?“ Ihm antwortete Sigurd Jarl: „Der König thut dieses nach der bei allen, welche auf Kraft und Tapferkeit vertrauen, üblichen Sitte, und weihte seinen Becher dem Thor mit dem Zeichen des Hammers, bevor er trank.“ So legte sich diesen Tag der Sturm gegen Hakon. Den andern Tag foderten ihn die Bauern auf, Pferdefleisch zu essen, aber er weigerte sich; dann Brühe zu trinken, auch da willigte er nicht ein; endlich von dem abgeschöpften Fett zu genießen, aber auch dieses that er nicht. Da drohten sie ihm mit dem Tode, aber Sigurd Jarl trat als Vermittler dazwischen, und auf seine Veranstaltung wikkelte der König sein Schnupftuch um die von Pferdefett umtriefte Gabel am Kessel, welcher über dem Feuer hing, und gähnte, statt zu genießen, darüber. So gaben sich die getäuschten Bauern zufrieden. Bei dem Jolenfeste (Jolahalld) zu Mári im nördlichen Theile der thrandischen Bucht, sah er sich noch mehr bedrängt, denn in dem dortigen Haupttempel der Landschaft versammelten sich alle Opferhäuptlinge, vier aus dem Thrand, Kari von Grytingen, Asbiörn von Medalhus, Thórberger von Varnes, Ormr von Liora; vier aus dem innern Thrand, Blotolfr von Ölvishaug, Narfi von Staf in Veradal, Thrandr Haka von Eggia und Thorir Skegg von Husabá in der innern Insel. Diese Opferhäuptlinge stammten aller Wahrscheinlichkeit nach von den durch Harald den Haarschönen überwundenen und zu mittelbaren Herren oder Jarlen gewordenen Landeskönigen ab, denen die Verwaltung des öffentlichen Opferdienstes gelassen worden war (siehe Mone, 1ster Th., S. 281 u. 282). Sie waren über die Vernichtung des eindringenden Christenthums übereingekommen, und hatten schon drei christliche Priester des Lebens beraubt und drei Kirchen den Flammen geweiht. König Hakon, von den Bauern mit den Waffen

2) Capitulatio de partibus Saxoniae c. 21. bei Georgisch S. 582. Capit. Saxonum, gegeb. zu Aachen im J. 897. c. 21. p. 602. Capitularium Lib. V. c. 126. p. 1435. c. 155. p. 1438. Lib. VII. c. 405. p. 1714. Add. Quart. c. 77. p. 1817. 3) Heimskringla T. I. p. 139. 4) St. 147. 148. S. 134. 135. 5) óblotit. 6) Unmittelbar vor der Frage: „Weißt du, wie man bluten (opfern) soll,“ geht die Frage: „Weißt du, wie man bitten“, und dieser die Frage: „weißt du, wie man forschen (freista) soll,“ voraus. Dieses erklärt sich aus dem Gebrauche vor einem beabsichtigten Opfer, die Götter durch das Loosorakel vermittels der mit Runen bezeichneten Orakelstäbe (s. d.) zu befragen, ob ihnen das Opfer angenehm sei, so wie wir überhaupt namentlich von den Friesen auf Helgoland wissen, daß bei ihnen der Gottesdienst und jede bedeutende dazu gehörige Handlung durch Loosorakel bestimmt ward, welche Befragung der Orakel im ungünstigen Falle drei Tage nach einander wiederholt, und dann vom Vorhaben abgestanden ward (Vita S. Willibrodi c. 10. 11. bei Mabillon Acta SS. Ord. S. Bened. saec. III. p. I. Mone 1ster Th. S. 272.).

7) Müllers Sagabibliothek, Lachmann'sche Übersetzung. S. 33.

am ersten Opfertage bedroht, mußte einige Mund voll Pferdefleisch essen, und alle ihm von den Bauern zu Ehren der Götter eingeschenkten Becher austrinken, ohne Kreuzeszeichen, so vermittelte es Sigurd Jarl. (Saga Hakonar góda c. 15—19. Heimskringla, 1ster Th. p. 139 et 140. 143. 2ter Th. p. 165. Klaussön, p. 75—77. Olafs Saga Tryggva Sonar, Kopenhag. Ausg. 1ster Th. p. 35. 2ter Th. p. 280.)

Die Langobarden schlugen eine Menge Bauern (Italiäner) todt, weil sie nicht den Geisenkopf verehren und kein Opferfleisch essen wollten. Opferspeisen erlaubte der Papst den thüringischen Christen, wenn sie dazu gezwungen wurden, unter dem Zeichen des Kreuzes zu essen. Wenn Mone[8]) sagt: daß zu dem Opferfleische, welches die Thüringer verzehrten, auch wol das zahme und wilde Pferdefleisch gehörte, dessen Genuß aber streng verboten wurde, andre Opferspeisen hingegen der Papst den Christen erlaubt, wenn sie dazu genöthigt wurden; so lag doch der Grund vom Verbote des Pferdefleisches nicht darin, daß es Opferfleisch, sondern weil es von einem Thiere mit ungespaltenen Klauen und, wie der Papst ausdrücklich sagt, unrein war, und die Erlaubniß des Genusses der Opferspeisen bei vorkommendem Zwange erklärt die Nothwendigkeit. In dem wegen seiner Rosse berühmten Thüringen waren gewiß häufige Opferspeisen Pferdefleisch, und so mußten gewiß Christen bei eintretendem Zwange auch dessen Genusse sich unterziehen. Von beiden Fällen ist aber in denselben Briefen der Päpste gar nicht die Rede, sondern dort von der bedingten Erlaubniß der Opferspeisen im Allgemeinen, und hier von dem Verbote des Genusses des Pferdefleisches überhaupt[9]). Schon aus einer Beziehung der Opfermahle durch Blótfagnadur (Opferfreude, Opferlust) läßt sich auf die Stimmung schließen, in welcher sie gefeiert wurden. Bei den Opferfesten der Schweden zu Upsal werden von Saxo Grammaticus (Lib. VI. p. 104.) die weibischen Bewegungen des Körpers der Mimen, das ihnen dargebrachte scenische Beifallklatschen und das sanfte Geklingel der Schellen gerügt, indem es an die Sage von Starkather geknüpft wird, der es zu weichlich gefunden, und deshalb Upsal mit Dänemark vertauscht. In der Heimskringla. 2ter Th. p. 136 wird ein Gastmahl Olafs, Königs der heidnischen Schweden, beschrieben, bei welchem Leikarar (Spielleute in Bedeutung des Mittelalters, wo es nicht blos Musikanten, sondern zugleich dramatische und mimische Darsteller unter Musik bedeutet) mit Zittern, Fideln und andern musikalischen Instrumenten ausgerüstet erscheinen. Auch ist auf uns ein bitteres Epigramm eines Skalden auf die Spielleute (Mimen) und Musiker Haralds gekommen[10]).

Von dem westgothischen Könige Theoderich erwähnt Sidonius Apollinaris[11]): „Selten werden die Witzspiele der Mimen bei der Mahlzeit zugelassen, damit kein Gast von der beißenden Galle der Zunge verwundet werde;" woraus sich bei andern auf das Gegentheil schließen läßt. Bei den Westgothen konnte an den Festtagen der Heiligen das Volk seine aus den heidnischen Opferfesten hergebrachten Tänze und schändlichen Lieder (turpia cantica) nicht unterlassen, welches mehrmals verboten werden mußte[12]). Bonifacius schreibt den Franken und ihren Reichsgenossen vor: „Es ist nicht erlaubt, in der Kirche Tänze der Weltlichen oder Gesänge der Mädchen zu treiben, noch Gastmähler in der Kirche zu feiern." (Bei Falkenstein, Conc. Germ. p. 14.) Nicht minder belehrend über die Beschaffenheit der Opferfeste der Franken und ihrer Reichsgenossen ist im 6ten Buche der Kapitularien[13]) das Verbot: „Wenn das Volk zu den Kirchen gekommen, sowol an den Sonn- als den Festtagen der Heiligen, thue es daselbst nichts anders, als was zum Gottesdienste gehört. Jene Blökungen (balationes) aber und Tänze und schändlichen und üppigen Gesänge und jene teuflischen Spiele mache es weder auf den Straßen, noch in den Häusern, noch an irgend einem Orte, weil diese von der Gewohnheit der Heiden zurückgeblieben sind." Zu den Überbleibseln eines großen Opferfestes im Februar gehören auch die Unflätigkeiten, welche das Verzeichniß der Heidenheiten aufführt[14]).

Bei den Angeln und Weren (Werini), das ist, den Thüringern, wie die Aufschrift des Gesetzes der Angeln und Weren erklärend hinzusetzt, gab es Harfner von verschiednen Abstufungen ihrer Kunstleistungen (Lex Angl. et Werin. Tit. V. §. 20. bei Georgisch p. 448). Bei den Sachsen, welche am spätesten bekehrt wurden, lassen sich in der ersten Hälfte des 10. Jahrh. beißende Lieder vortragende Schauspieler nachweisen[15]). König Heinrich der Zweite fand großes Ergötzen an dem Schauspiele, in welchem ein mit Honig bestrichener Mensch von Bären abgeleckt wurde, und der Mensch in der größten Angst war, daß es, wenn der Honig verzehrt, ihm an das Fleisch gehe. Der heilige Poppo stellte es als unchristlich dar, und vermochte den König zur Einstellung dieses Schauspieles[16]). Von König Heinrich dem Dritten rühmt Hermann der Gichtbrüchige[17]), daß er auf seiner Hochzeit mit Agnes die Schauspieler leer und traurig entlassen, indem er nichts auf ihre Gunst gesetzt, und allen ein nützliches Beispiel gegeben. Aber die Liebe dazu war zu mächtig, als daß diese heidnischen Überbleibsel von den Opferfesten nicht hätten zur Zeit der Minnesänger in voller Blüthe wieder aufleben sollen, wo die Spielleute bei keinem Freudenfeste fehlen durften. Bei Ab-

8) 2ter Th. S. 210. 9) Wachter, Forum d. Kr. 1ster Bd. 3te Abth. S. 26. 10) *Finn Magnusen* Lex. Myth. p. 825. Sachsenspiegel, 3tes Buch Art. 46. Gärtnersche Ausg. S. 427. Jus Ostrogothorum c. 18. §. 1. et jus Vestrogothorum tit. de jure lud. in Loccenii Antiq. Sueo-Goth. p. 118. 119., wo aus dem Muthwillen, womit dort die Spielleute (Histriones, joculatores) und hier der Skämdagester (Ludio, Schauspieler, Gaukelspieler, Possenreißer) in den sie betreffenden Rechtsbestimmungen behandelt werden, auf den Muthwillen sich schließen läßt, welchen sie trieben.

11) Lib. I. Ep. 2. 12) Beschlüsse der Kirchenversammlungen zu Toledo s. Mone 2ter Th. S. 191. 13) Cap. 196. Ut Presbyteri sollicite curent ne inhonesta et turpia qualibet fiant in ecclesiis, bei Georgisch S. 1550. 14) Indiculus Paganiarum III. de Spurcalibus, bei Falkenstein Conc. Germ. p. 12. 15) *Witichind.* Corb. Ann. Lib. I. p. 636. 16) Vita S. Popponis, in Act. SS. Mens. Jan. T. II. p. 643. 17) Zum J. 1043 bei Assermann, Prodromus p. 212.

schaffung der Opfer konnten doch meistentheils die Opferfeste selbst nicht abgeschafft, sondern nur umgewandelt werden, und die Opfermahle und Trinkgelage wurden nun zu Ehren des Heilands, seiner Mutter der Maria, und der Heiligen gehalten. Bei den Angelsachsen rieth dieses den Heidenbekehrern Papst Gregor der Große selbst, er schreibt unter andern an den britannischen Abt Mellitus (Epist. bei Beda, Hist. Eccles. Lib. I. c. 30.): „Weil sie bei ihrem Götzenopfer (sacrificio daemonum) viele Ochsen zu schlachten pflegen, so muß auch diese Sitte irgend zu einem (christlichen) Feste umgewandelt werden. Sie sollen sich also am Tage der Kirchweihe oder am Gedächtnißtage der heiligen Blutzeugen, deren Reliquien dort ausgelegt werden, Hütten um die aus den Tempeln umgewandelten Kirchen machen und durch religiöse Gastmähler den Festtag begehen, und nun nicht mehr dem Teufel Thiere opfern, sondern zum Lobe Gottes zur Speise schlachten, und dem Geber aller Dinge für ihre Sättigung danken, damit sie, indem ihnen einige äußerliche Freuden bleiben, um so geneigter zu den innerlichen Freuden werden." Bei den Norwegern wurde das Opferfest in der Mitte des Winters, zum Mittwinter, in das christliche Jolfest (Weihnachten) umgewandelt. Hakon der Gute hatte auf Weihnachten auch schon das heidnische Jólahalld (Jolhaltung) verlegt, welches früher in der Höggunótt, der Nacht der Wintersonnenwende, den 21. oder 22. Dec. begann, und drei Nächte (Tage) dauerte. Nach Hakons Verordnung, nach welcher die heidnischen Norweger das Jólahalld (Jolhaltung, Jolfest) zu derselben Zeit, als die Christen feiern mußten, sollte bei Geldstrafe Jedermann soviel Bier haben, als aus einem Scheffel Getreide gebraut wurde, und das ganze Fest sollte fröhlich begangen werden. Das Opferfest der Norweger im Frühlinge wurde bei dem Siege des Christenthums in das Osterfest, und das Opferfest in der Mitte des Sommers, zum Mittsommer, in das Johannisfest, umgeschaffen. Die ersten christlichen Gesetze der Norweger schreiben vor, daß anstatt der Opferfeste öffentliche Trinkgelage und Gastmähler zu Allerheiligen und Weihnachten zu Ehren Christi und der Maria gehalten werden sollten [18]. Solche an die Stelle der heidnischen Blótsvelor (Opferschmäuse) getretene öffentliche Gastmähler hießen Samburdaröl oder Samgérdaröl (Zusammenthuungsbier, d. h. Trinkgelage auf gemeinschaftliche Kosten).

Nicht minder wichtig als der große Opferschmaus zum Mittsommer bei den Norwegern, war die Midsommersgilde bei den Dänen, welches Fest unter gleichem Namen sich auf der Insel Bornholm bis jetzt erhalten hat. Es wird noch am Mittsommerstag (Midsommersdag), den 24. Juni im Kirchspiele Rutha in einem Hain und umzäunten Orte, welcher Gildesgaard (Umzäunung des auf gemeinschaftliche Kosten veranstalteten Gastmahls) heißt, gefeiert. So wie bei den germanischen heiligen Festen überhaupt, was wir namentlich vom Opferfeste im Haine der Tanfana, und der Opferumfahrt der Hertha wissen, alle Waffen ruhten, so auch bei der großen Mittsommersgilde (Midsommersgilde), wie der gesetzlich festgestellte Mittsommersfriede (Midsummarsfridr) zeigt, welcher z. B. auf der Insel Bornholm 10 Tage und Nächte dauerte [19]. Die Feste der hauptsächlichsten Heiligen zu betrachten, würde uns zu weit führen, wiewol viele ihrer vermeintlichen Geburtstage (Gedächtnißtage) nur deshalb an den bestimmten Tag gesetzt wurden, weil sich hier ein heidnisches Opferfest fand. Der den Opferschmäusen zu Grunde liegende Gedanke, etwas zu Ehren eines andern selbst zu genießen, hat auch selbst in den aufgeklärtesten Zeiten nicht vertilgt werden können. Zwar wird nicht mehr zu Ehren einer Gottheit, aber wol eines Königs, einer Constitution u. s. w. geschmauset und die Becher geleert. Der Mensch mit seinen sinnlichen Anfoderungen hat sich davon nicht losmachen können, und wird immer bei Betrachtung der Opfer die Opferschmäuse davon als das Natürlichste finden. Wie viel mehr in jener dem Heidenthume noch halb angehörenden Zeit! Das Michaelisfest ist wahrscheinlich an die Stelle der Opferfeste getreten, welche man nach glücklich vollendeter Ernte feierte. Das Martinsfest mit seinen Gänsen verdankt sicher seinen Ursprung einem heidnischen Opferfeste, wobei den Göttern geweihte Gänse geschlachtet worden. An diesem Feste einen Becher dem heiligen Martin geltend an der Stelle des vormals dem Thor oder Othin und den andern Asen geweihten Bechers feierlich auf den gemeinschaftlichen Trinkgelagen (Samdryckiur edr gildi) auszutrinken, verordnete bei den Norwegern König Olaf Triggvi's Sohn, als er sie zum christlichen Glauben zwang [20]. Die Sage bei Oddur (Vita S. Olai. c. 24. p. 102.) stellt den heiligen Martin ganz so begierig nach der Ehre jener Trankopfer dar, wie die Nordmannen sich die Götter dachten. Von dem Gebrauche, dem heiligen Martin zu Ehren zu trinken, schreiben sich auch wol die Martinshörner her, nämlich die in Gestalt von Hörnern gebackenen weißen Brode [21]. Daß aber nicht blos die Nordgermanen, sondern auch die Franken und ihre Reichsgenossen zu Ehren der Götter getrunken, und diesen Opferbrauch zu Ehren der Heiligen fortgesetzt, lehrt Karl des Großen [22] Verbot „des Übels der Trunkenheit und jener Beschwörungen, welche bei dem heiligen Stephan geschahen." Die Becher zu Ehren des heiligen Stephan wurden also unter gewissen von dem Heidenthume beibehaltenen, nur auf Stephan angewandten Formeln ausgebracht. Bei den Nordgermanen, namentlich in Schweden, hatte bei den Todtenfeiern der Könige und Jarl ein Trankopfer von eigner Bedeutung statt. Der, welcher sie veranstaltete und die Erbschaft antreten sollte, saß auf einer Bank oder Stufe vor dem Hochsitze, bis der Bragibecher

18) Saga Hoнar góda c. 12. 15. Saga Olafs Helga c. 129. Heimskringla P. III. p. 182. und P. I. p. 138. *Finn Magnusen* Lex. Myth. p. 563. Cal. Gent. p. 1095. Mone 1ster Th. S. 280. —

19) Snorri bei Claussön S. 155. 240. *Finn Magnusen* Cal. Gent. p. 1094 sq. 20) *Finn Magnusen* Cal. Gent p. 1121. 21) Falckenstein zum §. 21. des Verzeichnisses der Heidenheiten, Conc. Germ. p. 21. 22) Capitul. III. von d. J. 789.

gebracht wurde, stand nun auf, trat ihm entgegen, that ein Gelübde, leerte den Becher, setzte sich hierauf auf den Hochsitz seines Vaters, und ward so Besitzer der ganzen Erbschaft[23]). Der Sinn dieser Handlung war wol, daß man sich durch Ausleerung des Bragibechers zu gleichem Opferdienste, als sein Vorgänger, den Göttern anheischig machte; denn es war Sitte, den Göttern Länder zu weihen, indem man sie ihnen zutrank, wie aus folgender Erzählung, in welcher heidnische Sitte in christlicher Anwendung sich kund gibt, erhellt: „König Alph, Sohn des schottischen Königs kam nach Eborak (York), füllte das Horn, aus welchem er zu trinken pflegte, mit Wein, und trank Gott und Petrus, dem ersten der Apostel, alle Länder und Einkünfte unter Kniebeugungen zu[24]).“

Höfudblót, Hauptopfer, hieß bei den Norwegern ein Opfer, welches jedes dritte Jahr im Sommer in den Landestempeln, z. B. in dem zu Gaular, neben welchem der Platz des durch Gulathinger Gesetze so berühmten Gerichts lag, gefeiert wurde. Um in diesem Hof (Tempel), dessen Verwaltung sein mütterlicher Großvater Thorbeórn, ein mächtiger Baron (Hersir) in der Landschaft Fialafylk geführt hatte, Blutopfer zu bringen, reiste Loptr, welcher in seiner Jugend nach Island ausgewandert, jeden dritten Sommer für sich und seinen Mutterbruder Flosi nach Norwegen[25]). Die Gewohnheit isländischer Opferhäuptlinge, zu bestimmten Zeiten zu den Tempeln ihrer alten Heimath, Norwegens, zu reisen, und daselbst Opfer zu bringen, findet Finn Magnusen[26]) in der isländischen Sage von den Alfen[27]) abgespiegelt, nach welcher sie einen Staat fast von derselben Einrichtung wie den isländischen bilden, und unter zwei Kleinkönigen (Statthaltern) stehen, welche wechselsweise jedes zweite Jahr nebst einigen Unterthanen zum Oberkönig nach Norwegen reisen, um über die Treue und den Gehorsam des Volks Bericht abzustatten u. s. w. Aber sollte dieses nicht vielmehr eine Nachbildung der politischen Verfassung Islands sein, seitdem es zu einer norwegischen Provinz geworden war? Jene Gewohnheit der isländischen Häuptlinge, denen es doch gar nicht an Tempeln im eignen Lande fehlte, ist aber beachtungswerth, da sie zeigt, wie sehr man sich die Götter an gewisse Götzenbilder gebunden, und gewisse Opferplätze wirksamer als andre dachte.

Drei Jahresopfer waren in Schweden, deren Stiftung die Sage Othin selbst zuschreibt, das erste am Anfange des Winters für Ankunft eines glücklichen Jahres, das zweite mitten im Winter (zum Mittwinter) für Fruchtbarkeit der Erde, namentlich für glücklichen Ertrag des Getraides, das dritte am Anfange des Sommers war das Siegesopfer, Sigurblót. Der Anfang des Winters und mit ihm des Jahres fand Statt mit dem ersten Ylir (Heuler) oder dem 23. November. Hier wurde das Vetrarblót (Winteropfer) gefeiert. Daß man zum Mittwinter für künftige Fruchtbarkeit des Erdreichs opferte, wie namentlich vom König Heidrek, der dieses Opfer der Freia brachte, erzählt wird, kam daher, weil man von der Rückkehr der Sonne den Beginn des Fruchtjahres auf das Natürlichste datirte. Bei den Norwegern hieß dieses ihr größtes Opferfest Midsvetrar-blót (Mittwinteropfer, Opfer mitten im Winter) und Thorrablót (Opfer im Thorri). Der Monat Thorri, zu dessen Anfange der Mittwinter war, begann den 22. Januar. Das Sigurblót findet seine Erklärung darin, daß die Könige sich bei dem Beginnen des Sommers auf die Heerfahrt, vorzüglich auf den Seeraub begaben, sie opferten daher, um den Sieg zu gewinnen. Das Sigurblót war wenigstens der Zeit nach eines mit dem Blót moti Sumri, dem Opfer zum Empfange des Sommers, welches bei den Isländern nach ihrer gewöhnlichen Jahresrechnung auf den ersten Tag des Monats Harpa (Harfe), auch Sátid (Saatzeit) und Gaukmánurdr (Guckucksmonat) genannt, den 22. April fiel. Das Opfer zum Empfange des Sommers ward vorzüglich benutzt, um die Götter wegen des Ausgangs gefaßter Entschlüsse zu befragen, weil mit dem Sommer die Zeit der Waffenthaten, Reisen und Heerfahrten zurückkehrte[28]). Das Blót moti Sumri heißt uneigentlich bisweilen auch Sumarblót, Sommeropfer. Das eigentliche Sumarblót wurde zu Anfange des Monats Eggtid (Eierzeit), welcher den 22. Mai unsrer Jahresrechnung begann, gefeiert. Das Midsumarblót (Mittsommeropfer, Opfer in der Mitte des Sommers) wurde zu Anfange des Sólmánadrs (Sonnenmondes), welcher den 21. Juni begann, gefeiert, und hatte seine Bedeutung in der Sommersonnenwende. Der in der Mittsommernacht (den 23. Juni) brennende Mittsommerscheiterhaufen, von welchem das Johannisfeuer noch jetzt ein schwacher Rückstrahl ist, stellte aller Wahrscheinlichkeit nach den Scheiterhaufen des strahlenden Gottes Baldurs dar, und das Mittsommernachtopfer war also wol ein großes dem von seiner Höhe scheidenden, gleichsam sterbenden Sonnenlichte gebrachtes Todtenopfer[29]). Haustblót hieß bei den Norwegern und Isländern das Herbstopfer, welches unter großer Freude des Volkes zu Ehren der vollendeten Ernte gefeiert ward, war, wie Finn Magnusen vermuthungsweise aufstellt, vielleicht von einigen den Alfen oder Disen (Nymphen) geweiht (Alfablót oder Disablót), später ward aus Haustblót ein bloßes Haustbód (Herbstgastgebot), weil nur diese Seite des Festes beibehalten ward. Doch hieß es in letztrer Beziehung[30]) auch schon in der Heidenzeit Haustbód. Der Haustmánudr (Herbst-

23) *Snorri*, Heimskringla, Ynglinga Saga. c. 40. 24) Vetus Chronicon bei Cambden. 25) Landnámabór. P. V. c. 8. p. 351. Glossarium Schedarum Asii multisci. Ed. Bussaenae ad vocem Blóta. *Finn Magnusen* Cal. Gent. p. 1100. findet wahrscheinlich, daß das Höfudblót am Ende des Sommers gefeiert worden, weil an dasselbe auch die nach dem alten isländischen Kalender jedes siebente Jahr (jetzt jedes fünfte oder sechste) eingeschobene Schaltwoche Sumarauki (Sommersvergrößerung) oder Lagningarvika (Setzungswoche) verlegt war. 26) Lex. Myth. p. 841. 27) Bei *Finnus Johannaeus* Hist. II. p. 363 sq.

28) Ynglinga Saga. c. 4. *Heimskringla* I. p. 4. Clausson S. 8. 10. *Finn Magnusen* Lex. Myth. p. 456. Calendar. Gentil. in der gr. Ausg. der Edda Sämundar T. III. p. 1045. 1059. 1075. 29) Völuspá p. 29—31. 39—40. Introductio p. 9. *Snorra-Edda* Daemesaga 20. *Finn Magnusen* Calendar. Gentil. p. 1081. 1086—1090. 30) Islands Landnámabór. P. III. c. 5. p. 197.

monat) bei den Isländern begann den 23. September unsrer Zeitrechnung, bei den Angeln hieß er Haligmonad (heiliger Monat) was auf ein bedeutendes Fest schließen läßt, bei den Schweden Blod- oder Blotmonat (Blut- oder Opfermonat) bei den Holsteinern Ossen-Monat (Ochsenmonat), bei den neuern Isländern Slátrunar-Mánudr (Schlachtungmonat), denn von dem Opferfeste ward nur das Schlachten beibehalten. Bei den Angeln hieß erst der November Blothmonath (Blutopfermonat), weil, wie Beda berichtet, in ihm das Vieh, welches geschlachtet werden sollte, den Göttern gelobt wurde. Dieses ist wol nicht anders zu verstehen, als daß die Gelobung für das künftige Jahr geschah, und das den Göttern vor dem Jahre gelobte Vieh geschlachtet wurde, da auch bei den alten Skandinaviern und Isländern der dem Blothmonath der Angelsachsen entsprechende Monat Gormánudr (Schlachtmonat), sowie bei den Dänen Slagtemaaned (Schlachtmonat), hieß. Es war also Schlachtungs-, Opferungs- und Gelobungs-Monat zugleich, indem die Menschen ihren Antheil behielten, die Götter den ihrigen empfingen, und weil nur das ihnen gelobte Vieh geschlachtet wurde, bei der Opferung des alten, neues gelobt erhielten. Bei den salischen Franken ward der Diebstahl eines gelobten oder geheiligten Schweines (majalis sacrifus, qui dicitur votivus) mit 700, eines nicht geheiligten nur mit 600 Denarien (Pfennigen) gestraft. Die christlichen Priester ermangelten nicht, das ihnen Vortheilhafte des heidnischen Gebrauches beizubehalten, und auf das Vieh, welches den Kirchen und Klöstern gehörte, den Namen gelobtes oder geweihtes Vieh (pecora votiva) und die höhere Strafe bei dessen Diebstahl überzutragen [31]). Zum Opfer gelobtes Vieh waren ohne Zweifel die weidenden Rinder auf dem heiligen, nach der daselbst verehrten Gottheit Foseti genannten Eilande Fosetisland (Helgeland, Heiligenland), welche der Heidenbekehrer Willibrod schlachten und essen ließ [32]). Von dem Vieh, welches den Göttern gelobt war, damit es ihnen geopfert werde, sind zwar die heiligen Pferde zu unterscheiden, welche zum Gebrauche der belebt gedachten Götzenbilder gehalten wurden, damit sie auf denselben ausreiten könnten, namentlich kommen solche dem Freyr geweihte Pferde (Freyfaxi) als weidend in der Nähe des Tempels vor. Doch auch diese Pferde wurden, wenn sie zu fett geworden, höchst wahrscheinlich dem Gotte zum Opfer geschlachtet, und ihm neue zum Gebrauche geweiht. Aus der Gewohnheit den Göttern Vieh zu weihen, und aus dem Glauben, daß dieses ihnen Bedürfniß sei, entstanden die Sagen von den eignen Viehheerden der Götter, welche man sich, wenn sie in bewohnte Gegenden versetzt wurden, als gewöhnlich unsichtbar dachte. So heißt es von den Elfen auf Island: Ihre Heerden sind zwar nicht zahlreich, aber sehr ergiebig; sie sind unsichtbar, wie ihre Herren, außer wenn es ihnen gefällt sich zu zeigen; was sie meistens bei heitrer Luft und Sonnenschein thun, wenn sie, um sich zu sonnen, ihre dunklen Wohnungen verlassen [33]). Die großen fetten Kühe und Schafe der Elfen auf den Faröern weiden unsichtbar unter denen der Einwohner; bisweilen aber gelingt es, ein Stück von ihrer Heerde oder ihre Hunde gewahr zu werden [34]). Außer diesen unsichtbaren Heerden der Landesschutzgötter gab es, wie man glaubte, zahlreiche Heerden Götterviehes in fernen unbewohnten Gegenden.

Wie sehr den Göttern die ihnen von den Menschen geweihten Thiere am Herzen liegen, erhellt aus der Erzählung, daß Thor den Thorgils durch seine Erscheinung erschreckt, bis er ihm den Ochsen als Opfer geschlachtet, welchen als Kalb er als Heide dem Donnergotte gelobt [35]). Durch diesen wichtigen Gebrauch der Heiligung der Opferthiere wird hinlänglich die Bedeutsamkeit des Blothmonaths als des Monats der Schlachtung der gelobten, und Gelobung neuer Opferthiere erklärt. Außer dem von uns hier betrachteten Blothmonath der Angeln gehören noch folgende Monate derselben zu unserm Gegenstande. Der Solmonath (Februar), sagt Beda, könne heißen: Monat der Kuchen, welche sie in ihm ihren Göttern darbrachten, wahrscheinlicher aber bedeutete sein Name ursprünglich Sommermonat, weil in ihm die Sonne wieder wirksamer wurde, sowie auch der ihm vorhergehende Monat Giuli (Januar) seinen Namen von der Rückkehr der Sonne zur Vergrößerung des Tages führte. Auch die alten Skandinavier und Isländer hatten ihren Sólmánadr (Sonnenmonat), aber darin verschieden, daß er nach dem höchsten Stande der Sonne genannt war; er begann nämlich den 21. Juni unsrer Jahresrechnung. Doch mögen allerdings die Angeln bei dem Solmonath zugleich auch an die ihren Göttern zur Ehre der Sonne dargebrachten Kuchen gedacht haben, denen sie wahrscheinlich die Gestalt der Sonne gaben, und sie dann selbst Sol (Sonne) nannten, welches weiblich, nicht von den Römern entlehnt ist, sondern sich durch das Nordische als altgermanisch ausweiset. Ihrer Göttin Rheda opferten die Angeln in dem nach ihm benannten Rhedmonath (März). Der Eostre, welche wahrscheinlich die Göttin der im Frühling gleichsam erstehenden Erde war, feierten sie in dem nach ihr genannten Eosturmonath (Ostermonat, April) Feste, welche schwerlich ohne bedeutende Opfer begangen wurden [36]). Das Veturnáttablót, Opfer (Opferfest) der Winternächte (Veturnaetur) bei den Isländern, welche wahrscheinlich mit dem Gormánudr (Schlachtmonat), dessen Anfang auf den 23. Oktober fällt, begannen, hieß in Norwegen häufig Disablót, als ein den Disen (Nymphen) gebrachtes Opfer, oder auch hier und im schwedischen Gothen-

31) Lex Salica Tit. II. §. 18. 19. bei Eckhart S. 18. Lex Sal. recentior T. II. §. 14. 15. bei Schilter, Thes. II. p. 58. Beda Venerabilis de Temp. Rat. c. 15. bei Leibniz, Script. T. I. p. 44. *Finn Magnusen* Calend. Gent. p. 112. 1109. 1116. *Gregorius Turonensis* de Miracul. Lib. II. c. 3. 32) Vita Willibrodi c. 10. 11. bei Mabillon, Acta SS. Ord. S. Ben. saec. III. P. I.

33) *Johannes Finnaeus* Hist. Ecclest. Island. II. p. 368 sq. 34) Rühs, die Edda. S. 15. 35) *Thorgils* kaldet Orrabeens Stifsons, Historie overs. af Thorlacius. c. 26. 36) *Beda* de Rat. Temp. c. 13. a. a. O. S. 44 fg.

land Alfablót (Elfenopfer), bei den Schweden in engerer Bedeutung vielleicht auch manchmal Freyblót (dem Freyr gebrachtes Opfer). Bei Einführung des Christenthums wurde das Gastmahl beibehalten, und das Fest hieß nun nicht mehr Veturnattablót, sondern Veturnáttabod (Gastgebot der Winternächte) oder Vinabod à hausti (Gastgebot der Freunde im Herbste). Die ersten christlichen Gesetze der Norweger (ohne Zweifel auf die heidnischen fußend) schrieben den Bauern, und besonders ihren Ehefrauen, vor, solche Gastgebote gegenseitig anzustellen, aber nicht eher, als am Abende aller Heiligen, da das bei dem Gelage zu trinkende Bier gehörig zu Ehren des Heilandes und der Maria (wie früher des Freyrs und der Freya u. s. w.) geweiht werden sollte. Wahrscheinlich hatte auch die der Jólanótt (Nacht vor dem Julfeste, welche auf den letzten Monat Ylir, den 22. Dec. fiel), eigne Benennung Höggunótt (Hiebnacht) auf die Schlachtung von Opferthieren Beziehung [37]).

Frö-blot, Frö-Opfer, war ein dem Gotte Frö, Frey (mit dem Zeichen des Nominativs Freyr) mit schwarzen Thieren dargebrachtes Opfer, welches die Schweden alljährlich zu bestimmter Zeit feierten [38]). Das Góeblot, Opfer der Goa, bei den Schweden ein Hauptopfer (Höfudblót), wurde auf einer Versammlung aller Sween (Thing allra Svía) zu Upsal für Friede und Sieg eine ganze Woche hindurch durch öffentliche Opfer, Gerichtshaltungen, Jahrmarkt (Messe), Spiele u. s. w., welches alles bis auf die Opfer in der Christenzeit beibehalten ward, alljährlich zu Anfange des Monats Góa, welcher auf den 21. Februar fiel, gefeiert, wobei aber natürlich der Zeitpunkt der Feier nicht nach einem bestimmten Tage der künstlichen Monatsrechnung, sondern nach dem Eintritt des Vollmondes sich richtete, weil dieser für die langen Winternächte der wohlthätigste war. Da mit der Góa der Frühling begann, so gibt sich das Goeblót zugleich als Opfer für glückliche Ankunft des Frühlings kund [39]). In der norwegischen Sage von der Einführung des Thorreblót und des Goëblót [40]) findet man deutlich das Bestreben, aus der Göttersage und dem Götterdienste, als dieser dem Glauben von Golgatha weichen müssen, Menschengeschichte zu gestalten.

Ein nicht unbedeutendes Opferfest der Nordgermanen war das Dísablót (Opfer der Dísir, Disen, d. h. ein den Disen dargebrachtes Opfer). Da aber Dísir, Göttinnen, Walkyrien, Nymphen bedeutet, so ist der nähere Begriff von Dísablót streitig. Das zu Upsal gefeierte Dísablót galt wol den Göttinnen [41]).

Ein Überbleibsel des Upsaler Dísablót ist unstreitig noch die berühmte Messe daselbst, welche Disting (aus Disathing, Disenversammlung, Disengericht) heißt, und um den 1. Februar bei dem Eintritte des Vollmondes gehalten wird. Im Mittelalter dauerte die Messe drei Tage und war mit Gerichtsversammlungen verbunden. Nach Finn Magnusen [42]) wäre das Góeblót und Dísablót eines, und jenes hieße so, weil es nicht blos zu Ehren der Goa, sondern auch andrer Göttinnen und Nymphen gefeiert worden, aber im nordischen Kalender S. 1060 und 1066 führt er beide als der Zeit nach verschiedene auf, das Dísablót zum 11. Februar und das Goeblót zum 21. Februar, und macht auf diese Trennung auch in den Additamentis S. 1127 zu S. 677 aufmerksam. Unter den Disen, welche zu Upsal durch das Dísablót verehrt wurden, war wol die Hauptdis die Freya. Noch wahrscheinlicher war dieses bei dem Dísarblót (Opfer der Dis) in Norwegen, welches im Frühling im Baldurshag an der Sognebucht gefeiert wurde. In dem großen Tempel (Hof) wurden viele Götter, aber vorzüglich Baldur verehrt, doch war eine eigne Abtheilung, welche Dísarsalr (Saal der Dis, Wohnung der Dis) hieß. Das Dísarblót feierten zwar die Männer mit, sowie es von den Söhnen des Königs Beli, welchem das priesterliche Landgut Baldurshag gehörte, von dem großen Opferer (Blótmadur, Opfermann) Helgi und seinem Bruder Halfdan heißt, daß sie im Frühjahr das Dísarblót gefeiert, und vom schwedischen König Adels, daß er zum Dísablót, welches in Upsal angestellt wurde, war. Aber thätig erscheinen vorzüglich die Frauen. So wärmten sie bei dem Dísarblót im Frühlinge im Baldurshag die hölzernen Bilder Baldurs und andrer Götter an dem auf dem Herde brennenden Feuer, bestrichen und trockneten sie mit Tüchern, die Könige aber tranken zum Opfer. Gleiches erhellt auch aus der Sage von der Entführung Alfhilds, welche dies erzählt. Im Herbste war ein großes Dísablót bei dem König Alf (in Norwegen). Der Vollziehung desselben stand die Tochter des Königs, die schöne Alfhild, vor. Während sie des Nachts die Götzenbilder bestrich, so raubte sie Starkader Aludreng. Da Dísir auch Frauen bedeutete, und die Frauen vorzüglich bei dem Opfer thätig waren, so lag aller Wahrscheinlichkeit nach in Dísablót nicht blos der Begriff von einem den Göttinnen dargebrachten, sondern auch von Frauen vollzogenen Opfer, zumal da sich ihre Thätigkeit nicht blos auf die Götzenbilder der Göttinnen, sondern auch der Götter erstreckte, und nicht blos mit Dísablót (Opfer der Disen) konnte man diesen Begriff verbinden, sondern auch mit Dísarblót (Opfer der Dis), indem man dabei an die Königin oder Königstochter dachte, welche der Vollziehung des Opfers vorstand [43]). Gewöhnlich wurden die Nymphen aus dem

---

37) Die Formen Hökunótt (letzte Nacht des Jahres nach der Rechnung der Angelsachsen und andrer) und Haukanótt, (Nacht der Habichte), welche auch vorkommen, können neben Höggunótt auch bestehen, da jene Nacht vor den großen Festen in vielen Beziehungen wichtig sein mußte, und die Nordmannen Benennungen liebten, in welche sich vielfache Bedeutung legen ließ (*Finn Magnusen* Calend. Gent. p. 1043. 1117. 38) *Saxo Grammaticus* Hist. Dan. L. I. p. 15 sq. 39) Heimskringla i. d. S. Olaf's des h. b. Claussön S. 214. *Finn Magnusen* Cal. Gent. p. 1066. 40) Sage von der ersten Auffindung und Bewohnung Norwegens, Fundinn Noregur, bei Björner, Kaempedater p. 1—4. 6. 41) Denn es gab in Upsal einen Dísarsalr (Tempel der Dis), wol wegen der Hauptdis ward die Einzahl gebraucht, obschon wie aus dem Dísablót erhellt, mehre Göttinnen darin verehrt wurden. 42) Lex. Myth. p. 677. 43) Ynglinga Saga c. 33. Heimskringla T. I. p. 42. Claussön S. 23. Hervarar-Saga. c. 1. Friththiofs Saga. c. 8.

Geschlecht der Alfen, die Töchter und Frauen derselben Dísir, oder genauer bezeichnend Land-dísir (Landgöttinnen, d. h. Schutzgeister einer Gegend) genannt, daher bildet Dísablót nicht blos den Geschlechtsgegensatz von Göttinnenopfer zu Götteropfer, sondern auch von Nymphenopfer zu Alfenopfer (mit dem Umlaute Elfenopfer), Alfablót. Ein solches Dísablót, den Nymphen dargebrachtes Opfer, beschreibt die Egils-Saga, kopenhagner Ausgabe, S. 205 fg. Es hatte auf einer Insel Norwegens im Herbste statt, und war, wie gewöhnlich auch die andern Opferfeste, mit einem Gastmahle verbunden. In einem in jener Sage befindlichen Liede werden jene Wesen Kumla dísir, der Hügel oder Hütten Nymphen, genannt. Einem solchen Opferfeste stand, wie es scheint, jeder Hausvater oder Grundherr vor, und es unterschied sich also auch hierin von jenem großen Dísablot, wo die Königstöchter vorstanden, und die Götzenbilder bestrichen. Alfablot hießen die Opfer, durch welche die Alfen, Land-Vaettir (Landschutzgeister, Localgenien) und Nissir (Hausschutzgeister) verehrt wurden, damit die Landwirthschaft eines jeden Bauern gedeihe. Erstere wurden im Freien und letztere im Hause gebracht. Ein merkwürdiges Überbleibsel von den erstern ist noch jetzt bei einem Theile der norwegischen Bauern, nach deren Glauben gewisse Vaetter (Geister) in Hügeln wohnen, welche Vaettehougar heißen, wo Speisen hinzusetzen, sie sich für verbunden halten. In Beziehung auf die Alfenopfer im Hause Folgendes: Der norwegische Skalde Sigvat klagt in den seine Reise durch das schwedische Gothland (im J. 1019) besingenden Liedern, daß ihm, dem Christen, die heidnischen Einwohner wegen der damals (bei dem Beginnen des Herbstes) gefeierten Opfer, die Herberge in ihren Wohnungen versagt, namentlich führt er eine Frau redend ein, welche ihm verbietet, weiter hinein in die Wohnung zu gehen, da sie als Heiden den Zorn Odin's fürchteten, und sie (die Frau) eben ein Alfenopfer (Alfablot) innerhalb begehe. Noch jetzt gibt es in Schweden Familien, welche ihrem Tomtegubbe (Haushalter), einem wohlthätigen Hausgeiste (der auch Nisse god Dreng heißt), von welchem sie glauben, daß er allerlei häusliche Dienste verrichte, Milch und andere Speisen hinsetzen. Auch in Schottland werden die Browny für ihre häuslichen Dienste belohnt. Auf den schetländischen Inseln hatte vor noch nicht langer Zeit jede Familie ihren Browny, dem für seine Dienste ein Opfer gegeben ward; machte man Butter, so wurde ein Theil der Milch in alle Winkel des Hauses zu Browny's Gebrauch gesprengt; braute man, so wurde etwas Würze in das kleine Loch des Steines, welcher Brown'ys Stein hieß, gegossen. Auch in Norddeutschland wird noch hin und wieder der Hauspuk (Kobold) mit Milch, Butterbrot und andern Speisen beschenkt. Noch im 18. Jahrh. ließen Isländer zur Neujahrsnacht, wenn sie schlafen gingen, die Haus- und Stubenthüren offen, deckten den Tisch und luden die ankommenden Alfen (denn diese wechselten nach Belieben ihre Wohnungen) zum Genusse ein, und daß sie sich, wenn es ihnen zusagte, innerhalb der Grenzen des Gebietes des Haus- und Grundherrn niederlassen möchten. Ja, im 19. Jahrh. hatte diese Einladung der Alfen zum Genusse des Opfers und Niederlassung in der Nähe durch einige alte Weiber noch Statt. Die Alfenopfer wurden nicht blos wegen des Gedeihens der Landwirthschaft, namentlich des Viehes, gebracht, von welchem z. B. die Schottländer glaubten, daß die Browny es fütterten, sondern auch, um bei den Menschen Krankheiten abzuwehren und zu heilen, da man den Alfen gewisse Krankheiten zuschrieb. Daher suchten die Schweden noch als Christen die Vaetter (Geister), dergleichen sie allen Elementen, der Erde, Luft, Wasser und Feuer, zuschrieben, durch Gebet und Opfer zu versöhnen, damit sie nicht erzürnt dem Ham (Genius) des Menschen, oder auch dem eignen Körper desselben einen Schaden zufügten. Vorzüglich wurden die Alfen erzürnt und verscheucht aus geweiheten Orten durch Entleerung des Unterleibes (ventris exoneratio), weshalb diese Alfreki (Flucht der Alfen) hieß. Daß viele Krankheiten durch solche Entweihung eines dem Vaetor eigenthümlichen Ortes entstanden seien, gab noch die berühmte Hexe des 18. Jahrh. Ingeborg von Mährhult an, und wer auf diese Weise gesündigt, mußte auf ihr Geheiß die erzürnten Geister durch gewisse Umgänge, Gebete und Opfer versöhnen [44]).

Wir wenden uns nun zu den Todtenmahlen und Todtenopferfesten. Im sechsten Buche der Capitularien (c. 197 ne in mortuorum funeribus juxta paganorum ritum agatur, bei Georgisch, p. 1550.) wird vorgeschrieben, die Gläubigen zu ermahnen, bei ihren Todten nicht mehr das zu thun, was von dem Gebrauche der Heiden zurückgeblieben, und bei Kirchenstrafe verboten, wenn eine Leiche zum Begräbnisse getragen wurde, jenes hochdringende Geheul, welches auch bei den Angelsachsen Statt hatte, zu erheben, und über den Grabhügeln der Todten zu essen und zu trinken. Hierher bezieht sich auch der Indiculus Paganiarum §. II. de Sacrilegio super defunctos, id est Dodsisas, welches man durch Todesessen erklärt. Ein großes mit christlichen Gebräuchen wunderbar vermischtes Todtenopferfest war alljährlich am 22. Februar; den Gestorbenen wurden Speisen gebracht, die Messe gehört, das Abendmahl empfangen, und hierauf auf dem Heimgange Theil an den Todtenmahlen genommen. Gegen dieses Todtenopferfest ist wol der §. I. de sacrilegio ad sepulcra mortuorum im Indic. Pagan. gerichtet [45]). Der §. III. des genannten Verzeichnisses der Heidenheiten von den Unflätigkeiten im Februar (de spurcalibus in Februario) ist daher wol gegen die Überbleibsel eines andern

44) *Heimskringla* T. II. p. 125. T. VI. p. 85. Landnámabór. p. 92 sq. 477. Barda S. Snaefells áss. c. 4. Eyrbyggia Saga p. 10 sq. Egg. Olaffen, Reise gjennem Island. 1ster Th. S. 463. Linné, Reise nach Öland und Gothland S. 312 fg. 332. *Pontoppidan* Norges Nat. Hist. T. II. p. 422. *Finnus Johannaeus* Hist. Ecclesiast. Island. II. p. 368 sq. *Brand* Description of Orkney, Zetland etc. p. 112 sq. *Jamieson* Etymological Dictionary of the Scottish language V. I. unter Browny. Arndt, Reise in Schweden. Derselbe, Nebenstunden. 1ster Th. S. 411. *Finn Magnusen* Lex. Myth. p. 278. 294 sq. 332. 337. 342. 344 sq. Rühs, die Edda. Nebst einer Einleitung rc. S. 342. 45) Canciani zu den genannten Paragraphen. Mone 2ter Th. S. 147—149.

Opferfestes im Februar gerichtet, denn die Nordgermanen und Angeln hatten ja auch große Opferfeste zur Feier der wieder wirksam werdenden Sonne, oder das große Todtenopferfest ward, wenn die Darbringung der Todtenopfer an den Grabhügeln vorüber war, nicht allein durch die Todtenopfermahle, sondern auch durch heidnische Spiele, wieder erheiternde Lieder u. s. w. beschlossen. Ein großes Opferfest bei den Sachsen war unstreitig jenes dreitägige Fest zu Anfange Oktobers, welches die Sage an den fabelhaften Sieg der Sachsen über die Thüringer durch Erstürmung der Festung Scheidungen an der Unstrut und die Bestattung der daselbst gefallenen sächsischen Helden knüpft. Nach Bekehrung der Sachsen wurden die Tage jenes Festes in Bet- und Fasttage und Darbringung christlich-kirchlicher Opfer umgewandelt. Diese Umschaffung zu Fasttagen zeigt, daß auch das heidnische Fest kein Freuden- sondern ein Trauerfest war. Wahrscheinlich war es ein allgemeines Todtenopferfest, weil es auch die Sage mit dem Begräbnisse der in dem Kampfe gebliebenen Helden verbindet, und in diese Zeit gesetzt, weil hier das Absterben der Natur beginnt; es hatte zugleich die Bedeutung eines der scheidenden Sommerzeit gebrachten Traueropferfestes. Wittikind von Corvei (Ann. Lib. I. bei Meibom, Scriptt. p. 633.) sagt, daß die christliche Umwandlung durch religiöse Männer geschehen; auch finden wir die Umschaffung nicht durch Karl des Großen harte und grausame, das übrige Heidenthum der Sachsen verfolgende Gesetze den Unterjochten vorgeschrieben; sonst würden wir aus der Umgestaltung des Festes zu Bet- und Fasttagen nicht auf ein Traueropferfest geschlossen haben, denn es könnte auch den grausam behandelten Sachsen ein Freudenopferfest zum Hohne in Bußtage umgewandelt sein. Die allgemeinen alle 9 Jahre bei den Dänen und Schweden wiederkehrenden Blutopfer wären nach Mone (a. O. 1ster Th. S. 261.) Sühnopfer für alle Götter gewesen. Doch wahrscheinlicher waren sie Todtenopfer und die Zahlenverhältnisse hatten Beziehung auf Stufen und Dauer des menschlichen Lebens. Zu Ledra auf Seeland kamen nach Verlauf von 9 Jahren nach dem hohen neuen Jahre alle Dänen zusammen, und opferten ihren Göttern 99 Menschen und ebenso viel Pferde nebst Hunden, und Hähnen für Habichte (nämlich Hähne aus Mangel an Habichten) im festen Glauben, daß diese ihnen in der Welt der Todten dienen würden; apud inferos sagt der lateinisch schreibende Bischof Dithmar von Merseburg[46]), doch hofften wol die Dänen, daß sie ihnen apud superos, d. h. in Walhall, dienen würden, nämlich die Menschen als Diener, da auch in Walhall Dienste zur Bereitung des Fußbades, Anzündung des Feuers, Anbindung der Hunde und Fütterung der Schweine erfodert wurden, sowie die Rosse, Hunde und Habichte zu Kampf und Jagd, zu welchem Zwecke auch Waffen, Pferde, Hunde und Habichte mit der Leiche auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurden[47]). Als Zusatz christlicher Ansicht ist wol zu betrachten, wenn der Bischof von Merseburg hinzufügt, daß die Dänen ferner geglaubt, die Geopferten dienten ihnen bei den Unterirdischen zur Versöhnung ihrer Verbrechen. Die Aufhebung dieses Opferfestes schreibt Dithmar dem Einflusse des Königs Heinrich des Ersten von Teutschland, des Siegers über die Dänen, zu. Auch nach 9 Jahren pflegte ein gemeinschaftliches Fest aller Länder Schwedens gefeiert zu werden. Befreiung von dieser Feierung wurde Niemandem gestattet. Alle Könige und Völker und Einzelne sandten ihre Geschenke nach Upsal, und selbst die, welche Christen waren, mußten sich von jenen Ceremonien loskaufen. Das Opfer war folgendes: Neun Häupter wurden von allen lebenden männlichen Wesen, mit deren Blut die Götter zu besänftigen Brauch war, geopfert, die Körper aber neben dem Tempel in dem Haine aufgehängt, welcher so heilig war, daß seine einzelne Bäume durch den Tod der Geopferten und die Opferspeise für göttlich gehalten wurden. Die Schmausereien und Opfer dauerten 9 Tage, jeden Tag opferte man einen Menschen nebst den übrigen Thieren, so daß die Zahl der Schlachtopfer in 9 Tagen 72 betrug. Die Körper derselben wurden vermischt aufgehängt, so daß neben den Menschenleichnamen die Hunde hingen, nicht wie die christlichen Fremdlinge meinen mochten, zur Schändung der menschlichen Würde, sondern wol wie die Diener die Hunde nach und in Walhall führen sollten. Bei den Opferbräuchen wurden vielfache Leichenlieder gesungen, woraus die Bedeutung auch des schwedischen Opfers als Todtenopfers erhellt, und zwar wollte man wol dadurch theils den bereits Gestorbenen nach Walhall nachschicken, was man ihnen nicht hatte schon auf dem Scheiterhaufen mitgeben können, theils sich selbst sichern, indem man das in Walhall Nöthige voraussandte. Daß mit dem Blute der Schlachtopfer die Götter befriedigt wurden, ist natürlich, da ja durch sie nur das Geopferte nach Walhall gelangen konnte. Wenn, wie wahrscheinlich ist, die Zahlenverhältnisse sich auf die Stufen und die Dauer des menschlichen Lebens bezogen, so hegten die Schweden bescheidnere Wünsche, als die Dänen, da jene auf 72, und diese auf 99 Jahre gesunder Lebensdauer hofften. Daß aber wirklich Opfer, um Lebensverlängerung zu bewirken, angestellt wurden, haben wir (im Art. Opfer) gesehen[48]). (*Ferd. Wachter.*)

OPFERGABEN, Opfergeld, Opferpfennig, nennt man an mehren Orten das zu gewissen Zeiten den Geistlichen von ihren Eingepfarrten in das Haus Geschickte, namentlich aber das Geld, was sie während der Communion beim Herumgehen um den Altar auf diesen für den administrirenden Geistlichen, manchmal auch für die Armen, legen; vergl. den Artikel Oblatio 3te Section I. S. 163 fg. — **Opferkasten** und **Opferstock** heißt nun die Kiste, Schüssel u. s. w., worin diese Gaben eingesammelt werden. (*H.*)

46) Chronicon Lib. I. Wagner'sche Ausg. S. 12 fg. 47) Helga Quitha Hundingsbana II. Str. XXXVII. a. a. O. S. 109. Sigurdar-Quida Fáfnisbana III. St. 62. S. 241. Volsunga Saga c. 40. p. 89. *Finn Magnusen* Lex. Myth. p. 283. *Tacitus* Germ. 25.

48) **Adam von Bremen**, de situ Daniae c. 233—248. in Vet. Schol. 94. bei Lindenbrog, Scrippt. Ausg. v. Fabricius. S. 62.

OPFERPLÄTZE, Opferstätten, Opfersteine und Opferhäuser bei den germanischen und keltischen Völkerstämmen. Die wichtigsten Opferplätze, welche wir nicht Gelegenheit hatten, in dem Artikel Opfer und Opferfeste beiläufig aufzuführen, bemerken wir hier noch, indem wir zugleich die Betrachtung der Opferstätten, Opfersteine und Opferhäuser daran knüpfen. Für die Darstellung der Opferstätten haben wir auch die Betrachtung der Quellen-, Fluß- und Seeopfer, der Baumopfer und der Bergopfer aufgespart, um sie nicht von der Abhandlung der Opferquellen, Opferbäume und Opferberge getrennt geben zu müssen, welche Gegenstände im Artikel Opfer zu betrachten, der Raum nur bei den finnischen und slavischen Völkerstämmen erlaubte. Wenn Tacitus (Germ. 16.) von den alten Teutschen sagt, daß sie keine unter sich verbundenen Wohnsitze geduldet, sondern zerstreut und an verschiedenen Orten gewohnt, wie eine Quelle, wie ein Gefild, wie ein Wald gefallen, so war der Hauptgrund dieser Wahl unstreitig ein religiöser, und jeder Hausvater wollte bei jenem Geiste der Unabhängigkeit seine eigne Opferquelle und seinen eignen Opferhain für seinen besondern Gottesdienst haben. Die Quellenopfer, zu denen wir uns zuerst wenden, galten nicht den Quellen selbst, wie dieses aus der Stelle bei Procopius [1]) über die Thuliten (Scandinavier) hervorgeht, welche viele Götter und Geister, himmlische, luftige, irdische und Meergottheiten und gewisse kleinere Geister verehrten, die sie in den Wassern der Quellen und Flüsse annahmen. Sie opferten unaufhörlich und brachten allerlei Weihgeschenke dar. Die Quellen- und Flußopfer galten also den die Quellen und Flüsse bewohnenden Geistern. Wie wir im Artikel Opfer sahen, glaubte man auch die größeren Gottheiten vorzüglich den Salzquellen nahe. Namentlich von den Hessen wird berichtet, daß sie den Quellen Opfer gebracht; auch die Langobarden mußten von der götterdienstlichen Verehrung an den Quellen durch gesetzliche Strafen abgehalten, so wie den Franken Verbote gegeben werden wegen der Opferquellen (fontes sacrificiorum), welche keine andern als die geheiligten Quellen (fontes sacrifici) sind, an welchen die Gelübde zu lösen die Kirchenversammlungen verboten. Schwer auch ließen sich die Gothen in der Provence und Spanien von dem Dienste an den Quellen abbringen [2]). Nicht minder bei den Sachsen fand die Verehrung der Quellen statt, und die Irminsul und ihr Hain war wol nicht zufällig in der Nähe des merkwürdigen Büllerborns. An den Quellen Gelübde zu thun und Opfer darzubringen, wurde den von Karl dem Großen unterjochten Sachsen bei harter Strafe verpönt [3]). Der Irminsul entspricht der große wunderbare Baum in der Nähe des Tempels zu Upsal, und dem Büllerborn die Quelle ebendaselbst, wo die Schweden Opfer zu bringen und einen lebenden Menschen hinein zu senken pflegten [4]). Zu den Opferquellen gehörte wol die heilige Quelle der Friesen auf Fosetisland (Helgeland, Heiligenland), aus der man nur stillschweigend trank, da der König des Landes die Übertreter nicht nur mit qualvollem Tode strafte (also ein Bestrafungsopfer zur Versöhnung der Gottheit Foseti), sondern auch nach dem Volksglauben solche Verbrecher in Raserei und jähen Tod verfielen [5]). Die Alemannen verehrten [6]) die Strömungen der Flüsse (ῥεῖθρα ποταμῶν) durch Opferung von Rossen und andern Thieren, ähnlich wie der Isländer Thórsteinn Raudsnefr, ein großer Opferer (blómadr, Opfermann), Sohn Rolf's des Rothbärtigen (Raudskeggr), welcher sich in Island im Hólmsland zwischen den Flüssen Fiskiá und Rángá niedergelassen, und seinen Wohnsitz zu Fors (Wasserfall) genommen, dem Wasserfalle opferte und alle Überbleibsel von Speisen in denselben tragen ließ [7]). Merkwürdige Überbleibsel der den Wassergeistern dargebrachten Opfer in die Christenzeit herein sind folgende: Auf einer der Hebriden behielten die Einwohner bis zum Schlusse des 17. Jahrh. den Gebrauch, dem Schutzgeiste des Meeres ein jährliches Opfer darzubringen. Durch einen gemeinsamen Beitrag ward um Allerheiligen eine Menge Starkbier bereitet; alle Einwohner versammelten sich am Ufer, und der Vollzieher des Opfers watete bis an den Gürtel in den See, einen gefüllten Becher in der Hand haltend, rief den Schutzgeist mit dem Namen Shony (Wasser) an, bat um seinen Schutz, und goß ihm dann die Flüssigkeit als Trankopfer in die Fluthen. Nach diesem Opfer beschloß man das Fest mit Schmausen, Tanzen und Liedern [8]). Die Männer von Lewis, der größten der nördlichen Hebriden, gießen dem Wassergebieter einen Becher guten Äls (good ale, süßen ungehopften Bieres) um die Zeit der Weihnachten in die See. Eifriger opferten die Einwohner dieser Insel dem Wasserbeherrscher vormals, in der Hoffnung, er werde ihnen zur Düngung ihres Bodens eine Menge Tang schicken. Auf St. Kilda, einer der mittlern Hebriden, brachte man dem Wunderwesen Muschelschalen, bunte Steinchen, Fetzen Zeuch, Nadeln, Nägel oder ein Stückchen Geld dar. Auf Unst, einer der shetländischen Inseln war es üblich, an den Ursprung des Baches, welcher Yelaburn (Brunn der Gesundheit) hieß, zu gehen und dem Wassergotte zum Dankopfer drei Steine auf einen nahen Platz zu legen [9]). Auf Südshetland liefen manche

1) de B. G. L. II. c. 15. 2) *Willibaldus* Vita S. Bonifacii c. 8. §. 22. bei Pertz, Mon. Germ. Hist. Script. T. II. p. 343. Luitprandi Leg. Lib. VI. §. 30. bei Georgisch S. 1071. *Audoënus* Vita S. Eligii c. 15. Concil. Arelat. II. an. 452. can. 23. Concil. Tolet. XII. an. 681. c. 11. XVI. an. 693. c. 2. Indiculus Paganiarum §. 11. de Fontibus sacrificiorum p. 10. 3) Rudolf von Fulda Translatio S. Alexandri c. 3. bei Pertz, a. a. O. S. 676. Capitulatio de partibus Saxoniae c. 21. bei Georgisch S. 582. Annales Laurissenses zum Jahre 772 bei Pertz. 1ster Th. S. 150. *Einhardus* Ann. p. 152. Joan. Horrion Panegyr. Paderborn. Lib. II. c. 7. *Christ. Browerus* Scholia ad Vitam B. Meinwerii §. 1. bei Fürstenberg, Mon. Paderb. lemgower Ausg. von 1714. S. 226.

4) Vet. Schol. 91. zu Adam von Bremen, de situ Daniae c. 233. p. 61. 5) Vita S. Willibrordi c. 10. sq. 6) Nach Agathias dem Scholastiker Hist. Lib. I. ex edit. Venet. p. 13. 7) Landnámabók P. V. c. 5. p. 341. 8) *Harris* Western Island. 2te Ausg. S. 28—29. 9) Arndt, Nebenstunden. S. 399—400.

abergläubische Menschen zu allerlei Quellen und erlangten daselbst nach ihrer Einbildung Vortheil und Gesundheit; und opferten dort Brot und Käse oder Geld, welche sie in den Brunnen warfen [10]). In Schottland auf dem Gipfel des Minchmuir, eines Berges in Peeblesshire, ist eine Quelle, die Käsequelle genannt, weil ehemals alle Vorübergehenden gewohnt waren, ein Stück Käse hinein zu werfen, zum Opfer an die Elfen, denen sie geweiht war [11]). Nicht wenige von den Heiden verehrte Quellen wurden von den Christen umgeweiht, und manche erhielten sogar Capellen und Schutzheilige. Berühmte Opferquellen waren wahrscheinlich ursprünglich die Willibald'sbrunnen im Bisthume Eichstädt, welcher Name auf eine Opfereiche zurückschließen läßt, die St. Eskil'squelle bei Skara in Schweden, und St. Sigfrid'squelle in Westgothland, die St. Olaf'squelle bei Skullelöv auf Seeland; bei andern, vorzüglich wegen Gesundheit ihres Wassers gerühmten, Quellen läßt sich aus ihren Namen auf ihre vormalige Verehrung schließen, am deutlichsten bei der Thor-Stens Kilde (Thorsteinsquelle) auf dem brönshöjer Gefilde bei Kopenhagen, weil der Name Thorstein, wenn er, was unwahrscheinlich ist, sich nicht auf einen Mann dieses Namens bezieht, einen Opferstein in der Nähe der Quelle anzeigt. Minder deutlich zwar, doch auch mit vieler Wahrscheinlichkeit sind als Opferquellen, Opferbäche u. s. w. anzunehmen: Thorsbeck (Thor'sbach), Wodenskulde (Wodansquelle, jetzt Vonsild) in Dänemark, Odenskulla (Odinsquelle), Odenskälla (Odinsquelle), Odensbaka (Odinsbach), Odensfors (Odinswasserfall) in Schweden, der Baldursborn (Baldersbrynd) auf Seeland, zwischen Kopenhagen und Roskild. Auch war wol der Ottinsund, welcher von Otto dem Großen den Namen haben soll, nichts als Othinssund. Sowol bei den christlich umgeweihten, als bei diesen durch den Namen sich verrathenden Opferquellen, Opferbächen, Opferwasserfällen, Opferseen hat man in späteren Sagen, als man die ursprüngliche Bedeutung vergessen, andern Ursprung der Verehrung und andre Veranlassung des Namens zur Erklärung erfunden. Auf frühere Opferseen, Opferquellen u. s. w. läßt sich auch aus der spätern abergläubischen Verehrung schließen, so bei dem shetländischen See Dowloch in der Feldmark Eccles, dem berühmten Teiche Helga Water ebenfalls auf Shetland, den Bornen von Burgh (the Bairns of Burgh), wo man unter religiösen Gebräuchen badete, dem heiligen Brunnen von Kildinguin auf Stronsay u. s. w. [12]). Opferseen der Kelten und dann der Baiern waren wol der Mondsee, Tegernsee, Mattsee, Abersee u. s. w., welche durch früh daran gestiftete Kirchen und Klöster sich auszeichnen.

Auch die Gallier hatten wie die Germanen Seeopfer. An dem großen See auf dem Berge Hellanus in der Grafschaft Gevaudan (jetzt Departement Lozière) kamen die Bauern der Umgegend alljährlich zu bestimmter Zeit zusammen und brachten ihm Opfer, als Leinenzeug, Tücher für Mannskleider, Schafpelze, Gestalten aus Käse und Wachs oder Brot und andere verschiedene Bildnisse, jeder nach seinem Vermögen. Außerdem führten sie Speise und Trank auf Wagen herbei, schlachteten Thiere und schmausten drei Tage. Am vierten aber, wo sie abziehen mußten, verfolgte sie ein schweres Gewitter und ungeheurer Wasser- und Steinregen, daß sie kaum entrinnen konnten. Dies geschah nach der christlichen dem Heidenthume feindlichen Sage alle Jahre, und das Unwetter kam erst dann nicht wieder, als ein christlicher Priester an dem See eine Kirche gebaut, Reliquien hineingelegt, und das Volk bekehrt hatte. Hat es mit dem Steinregen, wenn auch nicht gerade am vierten Tage des Festes, seine Richtigkeit, so hat wol die Annahme Mone's (2ter Th. S. 382.), daß es ein Sühnopfer zur Abwehrung vulkanischer Ereignisse gewesen, seine Richtigkeit. In der Brioude am Allier (Ober-Loire), welche ein großes Heiligthum (delubrum) mit den zu gewissen Zeiten verehrten Bildern des Mars und Mercurius hatte, war auch eine heilige Quelle und ein See, in welchem nach der Bekehrung des Volks die Götzen versenkt wurden [13]). Die vielen nach Quellen genannten Klöster in Frankreich lassen, da man christliche Kirchen nicht selten an die Stelle heidnischer Heiligthümer setzte, vermuthen, daß wenigstens die eine oder die andere jener Quellen Opferquellen waren. Die nähere Betrachtung der einzelnen würde uns aber zu weit führen. Daher s. Mone 2ter Th. S. 380. 381 und die von ihm angeführten Schriftsteller. Nur bemerken wir noch, daß man in Gallien eben sowol als in Skandinavien und anderwärts die Heilkraft solcher Quellen den Heiligen zuschrieb, denen sie an der Stelle ihrer früheren Beherrscher geweiht wurden. Wir berühren hier noch die heilige Quelle der Briten zu Basingwerk in Flint.

Von gleicher Wichtigkeit, als der Opferdienst an den Quellen war bei den Germanen auch der an den Bäumen, an welchen sie auch Gelübde thaten und sie dann durch Opfer erfüllten. Es waren theils Haine, theils einzelne Bäume von ungeheurer Größe. Namentlich opferten die Hessen den Gehölzen, und ein besonderer Gegenstand ihrer Verehrung war die Rieseneiche bei Geismar. Die Sachsen zollten ihre Verehrung zweigreichen Bäumen und Auswanderer von ihnen nahmen auch diesen Dienst mit nach Britannien. Bei Unterjochung der Altsachsen durch Karl wurden ihnen Gelübde und Opfer bei den Bäumen und Hainen, bei schwerer Strafe untersagt. Bei den Dithmarsen haben sich lange Sagen von

10) Alte Handschrift bei Walter Scott, Minstrelsy of the scottish border. Vol. I. S. 94 der Vorr. 11) Rühs, die Edda. S. 18. 12) *Adam. Brem.* Hist. Ecc. Lib. II. c. 11. p. 16. *Saxo Grammaticus* Hist. Dan. Lib. III. p. 43 sq. *Petrus Olaus* Chron. bei Langebek, Script. Dan. T. I. p. 82. Den Danske Riimkrönike. Ausg. von Molbech S. 22. *Loccenius* Hist. Suec. Lib. I. c. 1. p. 15. *Goeransson* Svea Rikes Konungars Historia p. 93. *Finn Magnusen* Lex. Myth. p. 648. 922. 967. *Hibbert* Description of Shetland Islands. *Whitaker* Historie of Manchester, und John Ben bei Arndt, Nebenstunden S. 395 — 400. Falkenstein, nordgauische Alterthümer. 1ster Th. S. 113. 161—164.

13) Gregor von Tours, de Glor. Confess. c. 2. in der Biblioth. Maxim. Patr. T. XI. p. 827. Ders. Mirac. c. 1. 3. 5. 6.

heiligen Bäumen, von welchen der Wunderbaum bei der Aubrücke neben Süderheidstedt am berühmtesten war, erhalten. Die Dänen hatten nicht minder Verehrung der Bäume. Die Nordmannen hatten die Götterwelt wie die Menschenwelt gestaltet. Die Asen ritten an die Esche Yggdrasil zum Gerichte, und dieser heilige Baum stand über dem Urdarbrunn. In Norwegen dürfen noch jetzt gewisse hohe Bäume nach der Meinung der Bauern nicht abgehauen werden, um die Unzufriedenheit der Alfen oder Unterirdischen nicht zu reizen. Die Alemannen schlachteten den Bäumen Rosse und andere Thiere zu Opfern. Den schon christlichen Franken mußte die Niederhauung der Bäume und Haine eingeschärft werden. Bei den Westgothen sowie bei den Franken drohten die Kirchenversammlungen wiederholt schwere Strafe gegen den Dienst an den Bäumen an, und ein Gegenstand des Gesetzes bei den Langobarden war das Verbot wegen des Dienstes an den Blut- d. h. Opferbäumen [14]. Zu der Geschichte der Gelübde- und Opferbäume gehört auch die sonderbare Verehrung eines Baumes bei Benevent durch die Langobarden. Sie hingen die Haut oder das Leder (corium) eines Thieres daran, ritten dann im schnellsten Laufe von dem Baume hinweg, so daß einer dem andern zuvor zu kommen suchte, auf einmal wandten sie wieder um, und warfen ihre Spieße auf das Fell und bekamen dadurch ein jeder ein kleines Stückchen der Haut zum Essen. Bei der etwas undeutlich beschriebenen Sitte scheint dem Verfasser der Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa [15]) derjenige, der am weitesten vorausritt und das Fell in die Mitte traf, der Gewährung seines Gelübdes dadurch versichert worden zu sein. Das Essen der Haut war wol, wie wir vermuthen, eine Entlehnung von den Opfermahlen [16]). In den Opferhainen und an den Opferquellen wurden nicht blos Gelübde gethan, sondern man benutzte sie auch zur Erforschung der Zukunft, wie des Papstes Gregor Abmahnung der Teutschen von den Augurien der Haine und Quellen (lucorum seu fontium auguria) lehrt [17]). Opferbäume hatten auch die Gallier schon, bevor die Franken, Burgunder und Gothen die Beherrscher ihres Landes wurden. Die Verehrung der Eiche durch die Druiden ist bekannt, und an ihnen wurden bei dem Einsammeln der Mistel Opfer gebracht. (*Plinius* Hist. Lib. XVI. c. 34.) Auch andre Bäume waren bei den Galliern verehrt. Wenigstens wird im Leben des heiligen Martin folgendes Seitenstück zu der später von dem heiligen Bonifacius bei Geismar in Hessen umgehauenen großen Opfereiche, welche der Willibald robur Jovis nach dem Ausdrucke der Römer nennt, erzählt. Martin erfuhr nach Zerstörung eines alten Tempels von dem Heidenpriester und Landvolke den größten Widerstand, als er den nahen Fichtenbaum (Pinienbaum) umhauen wollte. Nur durch ein Wunder soll er zu seinem Zwecke gelangt sein. Auf Pinien, als frühere Opferbäume, läßt sich auch aus ihrer späteren Verrufenheit schließen, welche aus dem Rolandsliede des Pfaffen Konrad [18]) erhellt, wo der Verrath an Roland ein Pinrat (Pinienrath) genannt wird, weil das Nähere der Ausführung desselben unter einem Pineboume (Pinienbaum) entworfen worden. Die Opfereichen waren dagegen zum Verrufe zu mächtig. Sie konnten nur umgeweiht werden. Daher das aus dem Holze der Opfereiche bei Geismar gezimmerte christliche Bethaus. In Frankreich im Departement Maine haben die Eichen auf dem Felde noch jetzt eine Art Verehrung, da man oft Heiligenbilder und dergleichen daran hängen sieht; manchmal sind auch die Kapellen so gebaut, daß die Eichbäume in den Mauern stehen, wie die berühmte Wallfahrtskirche Unsrer lieben Frauen von der Eiche (notre Dame du chêne), ein Seitenstück zu der Eiche, welche in der Klosterkirche zu Pforta steht, und zu dem Namen der ehemaligen Klöster Ober- und Niederaltaich und der Mutterstadt des Bisthums Eichstädt [19]). Wenn Agathias der Scholastiker [20]) von den Alemannen erzählt, daß sie gewisse Bäume, Flußströmungen, Höhen und Thalschluchten (φάραγγες) durch Darbringung von Opfern versöhnt, und den Pferden und vielen Opferthieren, welche sie hierzu schlachteten, den Kopf abgeschnitten, so galten die Opfer natürlich, sowie bei den Bäumen und Flüssen, so auch bei den Bergen und Thalschluchten nicht diesen selbst, wenigstens nicht ursprünglich, sondern den die Berge und Thäler bewohnenden Gottheiten und Geistern. Unter diesen Opferbergen der Alemannen war einer der wichtigsten wol der Himilinberg (himmlische Berg, wahrscheinlich zusammengezogen aus Himilinoberg, also Berg der Himmlischen) bei Mönzen (ehemals Himilinberg) wegen seines Namens, und weil ihn die Christen, welche die heidnischen Götter zu Teufeln umschufen, als einen vorzüglichen Wohnsitz böser Geister verschrien [21]). Ein Opferberg der Hessen war vermuthlich der Gudensberg, wo jetzt die gleichnamige Stadt liegt, da er vormals Wudenesberg, wol so viel als Wodansberg hieß, und bei den Ostfranken, zu denen die Hessen gehörten, der Wodans-

14) Da die Baumverehrung meistentheils an gleichen Stellen der Geschichtschreiber und Gesetze, wo von dem Quellendienste die Rede ist, erwähnt wird, so siehe die Nachweisungen oben bei den Quellenopfern. Außerdem Capitulare Francofordiense vom J. 794. §. 41. bei Georgisch, S. 595. Capitularium Lib. I. c. 62. a. a. O. S. 1299. Lib. VI. c. 373. p. 1592. Lib. VII. c. 316. p. 1692., welche zugleich auch den Quellendienst betreffen. *Procopius* de bello Goth. Lib. IV. c. 3. *Baldricus* Chron. Camerac. Lib. II. c. 4. Edgarus Rex Angliae, Can. Saxon. c. 1. §. 16. Bolten, Dimarsische Geschichte. 1ster Th. S. 269—273. Mone, a. a. O. 1ster Th. S. 303. über Yggdrasill und Urdarbrunnr s. Völuspá, Grimnismál und Snorra-Edda Daemesaga 14. 15) Mone 2ter Th. S. 199. 16) Vita S. Barbati c. 1. §. 2. c. 3. §. 1 sq. bei *Bolland* Acta SS. Februar. T. III. p. 139 sq. 17) Gregorius Papa universis optimatibus et populo provinciarum Germaniae, Thuringis et Hessis, Bortharis, Nistresis, Wedrevis et Lognais, Suduosis et Grabfeldis, vel omnibus in orientali plaga constitutis, bei Othlo, Vita S. Bonifacii. Lib. II. c. 37. p. 358.

18) Bei Schilter, Thes. II. v. 1465 sq. p. 17. 19) *Sulp. Severus* Vita S. Martini c. 13. *Bodin* recherches sur le Bas-Anjou I. p. 528. F. Wachter, Gesch. Sachsens 3ter Th. S. 254. 262 fg. Mone 2ter Th. S. 375 fg. 20) Hist. Lib. I. ex edit. Venet. p. 13. 21) Vita S. Galli ed. Ildef. ab Arx, ap. *Pertz* Mon. Germ. Hist. c. Scriptt. T. II. p. 10.

dienst sich nachweisen läßt [22]). Mone (2ter Th. S. 154 bis 156.) sucht auch Odenberg als Opferberg nachzuweisen, aber Odenberg kann nicht soviel als Odinsberg sein, da dieser Gott nur im Norden Odin, und in Teutschland Wodan, Wuodan hieß, ebenso wenig haben wir daher auch oben bei den Hainopfern den Odenwald in unsre Betrachtung gezogen, da auch hier die Erklärung Odinswald unstatthaft ist, und um so mehr, da er ursprünglich Odonewald, Odenewaldt hieß, und das Odone, Odene nicht anders als für Odono genommen werden kann, wodurch wir in Odonewald einen Wald der Öden, d. h. öde wohnender Menschen, erhalten, eine Bezeichnung, die selbst bis diesen Tag paßt [23]). Mehr Berücksichtigung als muthmaßliche Opferberge verdienen der Buriaberg (jetzt Bierberg) in der Nähe bei Fritzlar, weil die Heidenbekehrer gewöhnlich heidnisch wichtige Orte umweihten, christliche Heiligthümer daselbst anlegten, und Winfrid die Buriaburg und dann Fritzlar zum Sitz eines Bisthums wählte, und der Christenberg (vormals Kasterberg), zwischen Ernsthausen und Melnau auf dem Wege von Marburg nach Frankfurt, weil, wenn auch die Erklärung desselben durch Kastorberg müßige Erfindung ist, doch die Sage in dieser Beziehung nicht unwahrscheinlich, daß die uralte Kirche des Christenbergs auf die Stelle eines heidnischen Heiligthums erbaut worden, und die einem ungeheuern Hünebette gleichende, Brunhildenbett, Brunhildenstein genannte Felsenmasse bei Feldberg in Hessen 2 Meilen nordwestlich von Frankfurt [24]). Wie an den Quellen und Bäumen, thaten die Franken und Westgothen auch an Felsen Gelübde, und lösten sich durch Opfer, namentlich durch Anzündung von Kerzen [25]). Auch die Sweven setzten in Spanien den Opferdienst an Felsen, Bäumen und Quellen und anderes Heidnische fort [26]). Böhmen war, wie Tacitus berichtet, und wie sein Name Bojoheim (Welt der Bojen) bezeugt, von Bojen, welche Kelten waren, bewohnt, und sie können sich bis Thüringen herein erstreckt haben. Doch aus der auf dem Dolmar gefundnen keltischen Goldmünze läßt sich dieses nicht mit Sicherheit schließen. Sie kann ebenso gut von einer Opfergabe eines Teutschen herrühren, der sie im Kriege mit den Bojen erbeutet hatte. Mehr Gewicht hat der keltisch scheinende Name des durch seine Gestalt ausgezeichneten Dolmars, und dieser Berg war daher wol vor Vertreibung der Bojen durch die Markomannen ein Opferberg der Kelten, und seit dieser einer der Germanen. Ferner sind als Opferberge der Thüringer anzunehmen der Inselberg (alt Einzelberg), der Schloßberg zu Ordruf mit dem Herlingsbrunnen und seiner Sage von der sich in ihr badenden Jungfrau und seinem frühesten Kloster, die drei Gleichen. Der Hörselberg mit seiner Sage vom wüthenden Heere und getreuen Eckhart, der Trecheberg oder Treteberg in der Nähe der Unstrut zwischen Gebesee und Herbsleben mit seinem ehemaligen Versammlungsorte und Landgerichte der Thüringer und der Kyffhäuser mit seinen Sagen [27]). Der Brocken mit seinen Felsenblöcken, seiner Quelle, seinem vormaligen Baumkranze auf der Höhe und der Sage von dem Herentanze war sicher ein wichtiger Opferberg. Aber die Formel des Wodansgelübdes, nach welchem Kriegsgefangene auf ihm geschlachtet werden sollen, ist das ungeschickte Machwerk eines Neuern [28]). Auch der Ilsenstein mit seiner Sage, die Extersteine, der Königsberg bei Heiligenkirchen, der Berg mit der im Sachsenkriege gegen Karl berühmten Eresburg, Heresburg (jetzt Stadtberg an der Diemel) verdienen Erwähnung [29]). Gallien hatte wol noch mehre Opferberge. Als solchen verräth sich der Mons Belenatensis bei Riom, wenn hier die vermuthete Verehrung des Belen wirklich statt hatte. Nicht minder mögen auch Manche von den in Frankreich häufigen Ortsnamen Montfaucon, da der Falke im keltischen Glauben ein heiliger Vogel war, Erinnerungen heiliger Berge sein. Zwar ist dabei zu berücksichtigen, daß Falkenstein häufig ein Felsen darum genannt ward, weil auf ihm Falken seit Jahrtausenden nisteten, wie der Falkenstein unweit Tambach auf dem Thüringer Walde beweist, wo seit undenklicher Zeit bis auf diese Stunde ein sich immer ergänzendes Wanderfalkenpaar horstet, wie seit Menschengedenken jährlich einige Paar dieser herrlichen Vögel auf einer hohen und steilen Klippe, genannt Walhall unweit Carlsham, brüten, so daß das Volk glaubt, daß jene Vögel ausschließlich diese Klippe bewohnen und sie deshalb Walhallsfalken nennt [30]). Aber eben diese Gewohnheit der

22) Urk. vom 25. Jul. 1170 bei *Gudenus* Cod. Dipl. T. III. p. 1069. Abschwörungsformel bei Wachter, Forum d. Kr. 2ten Bds. 1ste Abth. S. 49. Wegen ihrer dem Sächsischen ähnlichen Sprache wird sie gewöhnlich als für die Sachsen abgefaßt angenommen, doch war sie höchst wahrscheinlich vor deren Unterjochung für Niederteutsch sprechende Ostfranken entworfen. 23) Urkunden Ludwig des Frommen im Chron. Lauriss. bei Freher Scriptt. T. I. p. 64. 24) Responsio Pontificis Zachariae ad Bonifacium bei Othlo, Vita S. Bonifacii Lib. II. c. III. bei Serrarius, Mog. Rer., p. 379. Über Buriaburg s. Wachter, Gesch. Sachsens 3ter Th. S. 267—269. Über den Christenberg s. Justi, hess. Denkwürdigkeiten. 2ter Bd. S. 1 fg., und aus diesen im Taschenbuche: Vorzeit, Jahrg. 1820. S. 241 fg. Jahrg. 1831 fg. Über den Brunhildenstein s. Urkunde bei Gudenus, Cod. Dipl. T. I. p. 479. *Johannes* Rer. Mogunt. T. II. p. 514. El. Neuhof, Nachricht von den Alterthümern bei Homburg vor der Höhe. S. 6—8. 25) Die Nachweisungen aus den Verboten derselben in Beschlüssen der Kirchenversammlungen von Toledo s. oben bei den Quellenopfern, die aus den Capitularien der fränkischen Könige bei den Baumopfern. Auf die Opferfelsen der Franken und ihrer Reichsgenossen ist auch zu beziehen im Verzeichnisse der Heidenheiten der §. 7. de his, quae faciunt super petras. 26) Excerpta ex concil. Bracar. ap. Mansi IX. p. 844. Martini Ep. Bracar. capitt. §. 71. l. l. p. 857.

27) Donop, das magusanische Europa, Meiningen 1819. 1ster Bd. S. 115. 130. 133. 134. 231. Mone 2ter Th. S. 212. 222. Urk. vom 2. Jan. 1089 bei Schannat, Vindem. Litt. Lib. I. p. 108. Lambertus Schaffnaburg. ad an. 1073. bei Pistorius, Rer. Ger. Sc. T. I. Struv'sche Ausg. S. 360. Addit. ad Lambertum ad an. 1123. Monachus Pegaviensis ad an. 1123. *Olearius* Syntagma Rer. Thuring. p. 357. 28) Wachter, Forum der Kr. 2ter Bd. 1ste Abth. S. 117 fg. und die von ihm angeführten Schriftsteller. 29) Über Eresburg s. Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. I. Wittikind von Corvei, Lib. II. Fürstenberg, Mon. Paderb. in den Registern. Über die Extersteine s. v. Hammerstein, alte Sage zu Fallrum. S. 11 fg. Über den Königsberg s. Beiträge zur geschichtl. und natürl. Kenntniß des Fürstenthums Lippe. Lemgo 1816. S. 24 fg. 30) Brehm, Ornis

Falken, seit Jahrtausenden auf bestimmten Felsen zu nisten, und die göttliche Verehrung dieser schönen Vögel erlauben den sichern Schluß, daß wenigstens ein Theil der nach ihnen genannten Felsen und Berge vormalige Opfer- und Orakelberge waren. Wenn auch bei dem Altare der Ubier (ara Ubiorum) die Römer nicht ohne Einfluß geblieben sein mögen, so zeigt doch die Anstellung eines Teutschen als Priester, nämlich Sigismunds, Sohnes des cheruskischen Fürsten Segestes, daß er mehr als ein germanischer, denn als römischer Opferplatz anzusehen ist. (Tacitus An. I, 39. 57.) Die lateinischen zu Heilbron und Godramstein gefundenen Altarinschriften des Taracnus sind wol römisch-gallischen Ursprungs, und rühren wol von den Galliern her, welche sich nach Tacitus (Germ. 29.) in jenen Gegenden niederließen. Römisch-gallische Opferplätze waren unstreitig auch die Altäre des Mars, des Herkules u. s. w. in Belgien, römisch-germanischen Ursprungs der bei Birten gefundene von C. Tiberius Verus der Hludana geweihete Votivstein [31]). Da die Gottheiten zwar theils gallisch, theils germanisch sind, aber die Altäre und Opferabbildungen auf ihnen offenbar von Römern, welche diese Gottheiten bei ihrer Anwesenheit verehrten, herrühren, so würde eine nähere Betrachtung derselben gegen unsern Zweck sein. In dem früher von den keltischen Bojen bewohnten Baiern ist als ein großer Opferstein, wenn auch keltischen Ursprungs, doch zu unserm Gegenstande der Truthenstein (Bil- oder Hochstein genannt) zwischen Lanzenzenn und Deberndorf im Ansbachischen mit seiner 9 Schuh langen Vertiefung, wahrscheinlich der Blutrinne bei den Opfern, und seinen jährlichen Tänzen der Truden (Hexen) zu Walburgisnacht auszuzeichnen, so wie auch der auf ähnliche Weise, aber im vorigen Jahrhunderte zerstörte Truthenstein zu Hechlingen bemerkenswerth [32]). Dem Namen nach können diese Steine zwar von den Druiden herrühren, und gehörten also unter die keltischen Opferdenkmäler. Da aber Drude Hexe bedeutet, wenn auch dieses Wort von Druiden und Druidinnen herkommt, so brauchen doch jene Opfersteine nicht schon ursprünglich Druidenstein genannt gewesen zu sein, sondern können den Namen Trudensteine (Hexensteine) erst nach der Bekehrung der Teutschen erhalten haben, seitdem der Verruf der Christen auf jenen Opferdenkmählern lastete. Unter den Tempeln (Fana) bei den Friesen wird ein besonderer des Kriegsgottes (fanum Martis), vermuthlich des Wodan, aufgeführt; ihm wurden allerlei Thiere geschlachtet [33]). Die Beschaffenheit der Altäre läßt sich mehr vermuthen, als streng nachweisen. Mone (2ter Th. S. 48.) verlangt zur Unterscheidung eines altteutschen Altars von einem Hünenbette, der Ruhestätte eines ausgezeichneten Mannes, daß er die Gestalt eines Tisches habe, also mit einem flachen Steine bedeckt sei, daß ein Steinkreis um denselben ziehe (was jedoch auch bei Gräbern Statt findet), ein Loch zum Begraben und Versenken der Opferreste in der Nähe und die ganze Stätte im Walde sein müsse. Braun (Relig. der alten Teutschen S. 389.) faßt die verschiedenen Einzelnheiten, welche sich aus einzelnen noch vorhandenen Denkmählern abnehmen lassen, in folgende Beschreibung zusammen. Gewöhnlich umgab die heilige Stätte ein Kreis von großen Steinen, in deren Mitte dann der Altar, auf dem das heilige Feuer, das immer neu durch einen Kiesel hervorgeschlagen werden mußte, den man daher gewöhnlich unter solchen Altären findet, brannte. Zu dem Altare führte oft eine Stufe, worauf der Priester stand, um das Opfer auf dem etwas abhängigen Stein zu schlachten. Der Altar bestand aus zusammengetragenen Steinen, drei oder mehren, worüber ein größrer, flacher, aber unbehauener Felsstein, in dem man oft eine Blutrinne sieht, als Decke gelegt wurde. Solche Opferaltäre findet man noch hier und da im ganzen nördlichen Teutschland, vorzüglich Westfalen, Holstein, Dänemark u. s. w. [34]) Ein großer, das Staunen der Anschauenden erregender wahrscheinlicher Altar der Heidenzeit, zu beiden Seiten auf vier Felsblöcken ruhend, befindet sich noch zwischen Osnabrück und Wallenhorst, von welchem der ihn bewundernde Schaten einen Grundriß liefert [35]). Nicht minder ausgezeichnet unter den dithmarsischen Denkmählern sind in dem Kirchspiele Alversdorf, zwischen den Dörfern Schrum und Arkebek die drei wahrscheinlichen Altäre hintereinander von Osten nach Westen. Der eine liegt auf einem 4 Schuh hoch aufgeworfenen Erdrücken, der zu den höchsten Stellen des Landes gehört, und ist in einem länglichen Viereck, das ebenfalls sich nach Osten zieht, mit Steinen eingeschlossen. Es ist 98 Fuß lang und 25 breit u. s. w. Der Altar steht 26 Schuh von dem östlichen Ende entfernt, auf 5 großen Pfeilern ruhend, und, ungeachtet der Zerstörung, ist die Platte noch 10 Fuß lang und breit, und 3 Schuh dick. Unter dem Altare ist eine Vertiefung wie eine Grube, zu der man zwischen den westlichen Pfeilern eingehen kann. Der zweite Altar mit einer 6 Fuß langen, 7 breiten, 2 dicken Platte, welche auf 5 Pfeilern ruht, so daß der Eingang in die Grube von Süden ist, liegt etwa 200 Schritte vom ersten westwärts auf einem Hügel, und auf einem solchen wieder 200 Schritte vom zweiten westwärts ein dritter Altar mit einer 8 Schuh langen Platte und 5 Tragsteinen und einer Grube. Bei den Einwohnern, welche diese Altäre Steinöfen nennen, ging die Sage, daß diejenigen, welche in die Grube des großen Altars ein Geldstück opferten, bei dem Herausgehen ein kleines Brot vor sich fanden. Die hier hausenden Unterirdischen borgten von den Leuten allerlei Gefäße, als Töpfe, Kessel u. s. w., und brachten es wieder an den Ort, wo sie es

2tes Hft. S. 102. *Nilsson* Skandinav. Fauna. 2ten Thls. 1ster Bd. S. 18.

31) S. bei Mone, 2ter Th. S. 345—351. und bei *Finn Magnusen* Lex. Myth. p. 435. 32) W. Reynitzsch, über Truthen und Truthensteine. Gotha 1802. S. 48—53. 33) *Eddius* Vita S. Wilifridi c. 25 sq.

34) S. Arnkiel in der cimbrischen Heidenreligion, 1ster Th. Cap. 80. S. 170. Keysler in d. Antiq. Septent. p. 44. Olai Worm. Danic. Monument. Lib. I. c. 3. mit Abbildungen. Bernhard Hummel in d. Beschreibung entdeckter Alterthümer. S. 17. 35) Opp. T. I. p. 327 sq.

genommen. Die von Arbeke mußten den Geistern Ochsen zur Abfuhr leihen, wofür sie zum Lohn bekamen, daß ihr Vieh durch keine Seuche angesteckt ward [36]). Unter den holsteinischen Denkmählern ist in der Gegend der Dreieiche oder Schwerteiche (drei hart nebeneinander stehende, von drei großen Felsen umschlossene Eichen, also wol vormalige Opfereichen oder wenigstens an die Stelle vormaliger wiedergepflanzte, zwischen Spreng und Blumenthal ist ein Altar unter Buchen, der vormals zum gerichtlichen Zufluchtsorte der Verfolgten diente. In Stormaren zu Wedel zeichnete sich ein Altar aus, der Riesenopferstein genannt, aus einem ungeheuern Felsen bestehend, in welchem vier Stufen zum Hinaufsteigen gehauen waren, im Riesenkampe, einem runden, mit großen Steinen, zwischen welchen große Eichen standen, umsetzten Platze, gelegen [37]). In England und Cornwall heißen Hügel, auf welchen ungeheure Steine liegen, zum Theil mit Steingehegen umgeben, noch jetzt Thor und waren nach Braun (a. O. S. 389.) ohne Zweifel dem Donnergotte geweiht, und vielleicht erst Symbole und später Altäre desselben, aber hierbei ist zu berichtigen, daß Thor im Keltischen, Angelsächsischen und andern Sprachen Berg überhaupt bedeutet [38]). Doch gibt es in England nicht minder, als in Skandinavien Spuren von großen Steinplattenaltären (Heary im Angelsächsischen), nur daß hier zweifelhaft bleibt, welche von ihnen man den Kelten (Briten) und welche man den Germanen (Sachsen und Angeln) zuschreiben soll, da die Kelten auch jene ältesten und natürlichsten Opferaltäre hatten. Die wichtigsten Opferplätze der Briten waren die Yngs hôn Gymru, der Sotenhenge bei Salisbury die durch die Vereinung von drei Flüssen gebildete Aysinsel, Avallion in Somersett, der Tempel auf dem höchsten Gebirgsrücken des Landes, dem Eyri oder Snodow u. s. w. In der Nähe der Tempel, welche britisch Caer, Côr, Cylch, d. i. Kreis hießen, weil sie aus einem Umkreis von Steinen bestanden, sind außer andern Denkmählern die Altäre. Auf den Carns, oder wie sie in Nordengland hießen Lows, Laws, Barrows wurden die Verbrecher hingerichtet, daher heißen sie bei den Walen Carn-Vraduyr und Carn-Lladron, Verräther- und Diebskarrn, und bei den Iren Carn-Chrateoir und Carn an Ladron in derselben Bedeutung. Sie dienten also vormals zu Opferstätten für Menschenopfer als Bestrafungsopfer, und entsprechen den Thor- und Odinssteinen der Germanen. Einer der größten Carns ist der Braich y Dinas auf der Spitze des Berges Pen-maen-mawr (Gipfel des großen Steins) in Carneavon [39]). Unter den Carnen in Irland ist der wichtigste der Hügel des Belin (Bealteine) bei Londonderry, welchen Toland mit dem Mons Beletanensis in der Auvergne vergleicht. Doch die Aufzählung andrer irischen und walisischen Cromlegs würde uns zu weit führen. Nur bemerken wir, daß, wenn sie auch, wie Davies gegen Toland zeigt, ihrer Gestalt nach nicht, wenigstens nicht alle zu Opferschlachtungen dienen konnten, doch an ihnen geopfert ward, so wie man auch an den bretagneschen Dol-min's (Steintafeln) Kohlen und Knochen als wahrscheinliche Reste von Opfern findet [40]). Nicht blos nach der Sage bei Snorri [41]), wo die Göttersage zu Menschensage umgestaltet wird, erscheint in Asgard ein großer Opferplatz (Blótstadr, Blutopferstätte) und die Götter als 12 Tempelvorsteher (Hofgodar), unter ihnen Odin der Oberpriester, welche die Gerichte verwalten, die Blutopfer besorgen, Diar oder Drottnar heißen, und diesen Opferdienst nach ihrer Einwanderung als Könige von Schweden (nach Odin's Tode Niord, Freyr und Freya nach einander) in dem geschichtlich anerkannten Hauptopferplatze Upsal fortsetzen, eine Sage, die darum nicht unwichtig ist, weil auch hier, wie anderwärts bei den Nordgermanen, Königthum oder Häuptlingsschaft und Besorgung des Blutopferdienstes nicht getrennt erscheinen. Auch nach dem ältesten und Hauptdenkmale der nordischen Götterlehre der Völuspa (V. p. 25.) war, nachdem die Götter (Asen) den Gang der Gestirne und die Tageszeiten geordnet, ihre erste Handlung, daß auf dem Idavöllr (Gefilde der Versammlung, Gefilde der Geschäfte) zusammenkamen, und Altäre und Tempel (haurg oc hof) hoch erbauten; so nothwendig dachte man sich diese für Götter. Haurgr und Hof werden im Nordischen häufig zusammen erwähnt, aber immer unterschieden, Haurgr bedeutet Klippe, Stein, noch heute im Isländischen die höchsten Felsenspitzen, die nackten Kulmhörner eines Berges, und dann als Altar dienenden Stein, und endlich steinernes Götzenbild, seine umfassendste Bedeutung ist also ein Opferplatz mit einem Steingehege, steinernem Altare und Götzenbilde, so auch im Angelsächsischen Hearg, Altar, Götzenbild, geweihter Ort (Fanum) welcher nicht ohne Gehege war, Lucus. Hof bedeutet Hof in unsrer Bedeutung, Haus, Tempel, und war also vom Haurgr dadurch unterschieden, daß der Opferplatz ein

---

36) Bolten, dithmarsische Gesch. 1ster Th. S. 248—254, wo sich die Altäre nebst genauer ausführlicher Beschreibung abgebildet finden. 37) *Westphalen* Monument. ined. T. IV. Praef. p. 215 sq. mit den Abbildungen. Mone 2ter Th. S. 49. 83—85. 89. 38) Die Nachweisungen s. bei Joh. Geo. Wachter, Glossarium Germanicum p. 1634 sq. 39) Die Beschreibung dieser und anderer in Beziehung auf Opferstätten wichtigen Denkmähler s. bei *Davies* Mytholog. p. 117. 132. 154. 159. 177. 301. 392. 400. 503. 554. *Toland* Historie of the Druids, p. 110. 115. 116. 120. 142—144. 147. 150. 151. 239. *Owen* Welsh Dictionary, unter Dablai u. A. *Cambry* Antiq. Celtiqu. p. 311. 313. Archaeologia Brittan. II. p. 107. VI. p. 131. VIII. p. 58. 384. 386. XVI. p. 255. *Cambden's* Britannia, Ausg. von Geugh, Lond. 1806. Vol. II. p. 3. III. p. 13.

40) Die Aufzählung und rücksichtlich Beschreibung der vielen auf Opferstätten bezüglichen Denkmäler s. in den oben zunächst angeführten Schriften, und außerdem in Philosoph. Transactions Vol. XXVII. p. 505. Vol. XXVIII. p. 252 sq. 270 sq. Vol. XXXXII. p. 581. *Giraldus Cambrensis* Topograph. Hibern. Distinct. II. c. 4—7. 9. 12. 18. 29. 30. 34—37. 40. 52. Mémoires de l'Academie Celtique, Paris 1807—9. T. I. p. 136. T. III. 203. 215. 221. 227. T. IV. p. 306. 339. V. p. 64. 299. *Millin* Voyage dans les départemens du midi IV. P. II. p. 755. *M. de Bonne-Case* Tableau des provinces. T. II. p. 360. Antiquarisque Annaler. III. p. 20. Einen guten Überblick gewährt, und das Wichtigste hebt hervor Mone 2ter Th. S. 358—370. 435—455. 41) Yoglinga Saga c. 2. 4. bei Claussön S. 2. 9 fg.

Opferhaus enthielt, welches den Altar und das Götzenbild oder die Götzenbilder und die Opfernden in sich schloß. In einem Hof (Tempelgebäude, Opferhause mit umzäuntem Platze um denselben), war dann auch ein Haurgr, Altar, steinernes Götzenbild, wie wir im Disensaale im Baldurshag ein solches finden, welches mit Blut geröthet wird [42]). Thors-Stein, ursprünglich ein Opferstein, in der Nähe der Thortempel, auf welchem den zu opfernden Verbrechern das Rückgrat gebrochen ward, und so wie Haurgr dann auch für Götzenbild gebraucht wird, so ist auch Thors-Stein [43]) ein steinernes Thorsbild, namentlich in Schweden. Diese Erweiterung des Begriffs ist erklärlich, da das Bildniß auf dem Altar stand, und mit Opferblut bestrichen ward, und so beide für ein Ganzes genommen wurden [44]). Aus dem Thors-Stein in ursprünglicher Bedeutung wird der Odinsstein erklärlich. Ein solcher, der schwarze Stein Odins (the black stone of Odin) genannt, findet sich noch auf Shapinshay, einer der Orkney's, und gibt sich durch seine Öffnung (Loch), als ehemalige Opferplatte kund, und das Andenken an seine Verehrung hat sich in dem Aberglauben erhalten, zu Folge dessen manche Vertrag-Schließende die Hände in der Öffnung des Odinssteins sich geben, daher ein Odinsversprechen (Promise of Odin), ein Heirathsversprechen oder sonst ein besondrer Vertrag [45]). Ein anderer Odinsstein (Odensten) ist auf Öland im Dorfe Veborm in der Gegend von Veby, Dödevy und Vialswar, in welchen sämmtlichen Ortsnamen das Ve, Vi (Reichthum) an heilige Opferplätze erinnert. Der Odinsstein besteht aus einem durch menschliche Anstrengung geglätteten Granitfelsen. Nach der Volkssage pflegten an ihm die heidnischen Krieger, wenn sie im Begriffe waren in den Krieg zu ziehen, ihre Schwerter zu wetzen. Auf Öland findet sich auch ein Thorsberg (Thorsborg), ausgezeichnet durch einen See und verschiedene Höhlen, so daß er sicher vormals eine vorzügliche Opferstätte war. Bemerkenswerth als zuverlässige oder wahrscheinliche Opferstätten sind folgende nach Odin benannten Orte, in Dänemark Othenslöf (jetzt Odenslev), Odensberke, Odensele, (von Sal, Wohnung, Tempel), in Norwegen Odinssalr (Odinstempel) Odenshof (Odinstempel), Odinsey (jetzt Onsö) in der Nähe von Fredrikstad, in Schonen Othensvara, Othenströ, Othinsherred (Odin's Heiligthum), in Schweden und Gothland Odensala (Odin's Tempel), Odensberg, Odensv', (Odinsweithum, Odinsopferplatz), Odensaker, Odensslisa, Odenshög, (Dishügel), Odenskrubba, Odenskirka, Odensö, Odensjö; die nach Thor benannten, Thorshauge [46]), Thorlöf oder Thorslund [47]), Thorsager (Thorsacker, wo nach der Sage der Thorstempel war, in welchem der Sachse Sverting den König Frothi verbrannte) Thorup und Thorsted (in der Gegend von Tisted, wo noch die Trümmer zweier Burgen oder Tempel sind) Thorshöj (Thorshügel) Thordrup, Thostrup (Thorstrup, Thor's Dorf, wie in Jütland, Fühnen u. s. w. Thorup), Thorslunde (Thors Hain auf Seeland) Thorseng (Thors Wiese, eine liebliche Insel [48]). Auf dem Moderhög (Mutterhügel) in Småland, welcher sich einst durch einen mit Bildnissen gezierten Felsen auszeichnete, brachte nach der Sage, Blenda, die Heerführerin der einst das Vaterland tapfer vertheidigenden Frauen, der Frigg ein großes Dankopfer für erhaltenen Sieg, und die Frauen tanzten um den Hügel. In dem benachbarten See Odenssiö (Odin's See), bei dem gleichnamigen Dorfe reinigten sich dann jene Kampffrauen durch Baden. So die Sage. Noch bis auf die neuesten Zeiten pflegten die benachbarten Frauen zum Mittsommer-Feste (Feste in der Mitte des Sommers, zur Sonnenwende) sich in jenem See zu baden, und auf dem Hügel den Göttern oder Geistern Speise und Trank zu opfern. Bei dem Odins-See ist noch jetzt eine Höhle, welche Odins Kyrka (Odins Kirche) oder Puke-Kyrka (Kirche des bösen Geistes, weil in der Christenheit Odin zum Teufel gestempelt ward) genannt wird. Der älteste Tempel der Christen in Westgothland liegt an dem Orte Friggerow (Frigg's Höhle) oder Friggeråker (Frigg's Acker). Also auch unbezweifelt ein wichtiger Opferplatz [49]). Der Sylshöj (alt Sylgs haugr Trinkhügel) bei Snodeloev auf Seeland mit seiner ungeheuern kürzlich erst zersprengten Felsenplatte und andern Trümmern eines Tempels ist als vorzüglicher Sammlungsort zu Opfergelagen hervorzuheben. Den Grundstein legte, wie die Inschrift besagt, der König, und die Söhne des Redners (Priesters) Rugialds zu Sylg (Trank, d. h. Ort der Trankopfer) lieferten die Kunstarbeit auf ihm. Die auf ihm abgebildeten sich umfassenden Hörner bedeuten Trinkhörner, und die Vereinigung derselben hat einen ähnlichen Sinn, als bei uns das Anstoßen der Gläser. Das auf ihm gebildete Zeichen des Thorhammers gibt die Opferbestimmung jenes Hügels kund, indem sie die Gewohnheit, den dem Thor gebrachten vollen Trunk mit dem Zeichen des Thorhammers zu weihen, bildlich darstellt [50]). Von dem nordischen Hlod, Opferstätte, haben wahrscheinlich die heiligen, durch wichtige Opferplätze ausgezeichneten Städte Hlethra auf Seeland, und Hlade in Norwegen ihre Namen. Außer den im Artikel Opfer beiläufig erwähnten Thorstempeln auf Island waren bedeutende

42) Fridthiófs-Saga. Über Haurgr s. Joh. Olavson von Hyrenes bei Finn Magnusen Glossar zur Edda Säm. 2ter Th. S. 658. 3ter Th. Lex. Myth. p. 525. Studach, Sämunds Edda. S. 9. 43) Torstan bei Adam von Bremen. 2tes Bch. c. 97. S. 28. 44) Landnámabór l. c. Bussaga bei Finnus Johannaeus l. c. I. p. 16. 22. 45) *Jamieson* Scott. Dict. unter Odin. Gazetter of Scotland unter Shapinsay. 46) Thor's Gehege; von diesem Tempel sind die Trümmer und ein großer von Menschenhänden bearbeiteter Stein zu sehen. 47) Thor's Hain, im nördlichen Jütland, wurde 1441 bei dem Bauernaufstande gänzlich ausgerottet.

48) *Suhm* Om Odin p. 52. Derselbe, Dan. Hist. II. p. 54. *Worm* Fasti Dan. p. 54. Falke's und Fayn's mündliche Berichte bei Finn Magnusen Lex. Myth. p. 922. 966. Über die Heiligthümer Thor's auf der Mona, der dänischen Insel, s. *Puludan* Möens Beskriv. p. 100. 105 sq. 49) *Siöborg* Forsök till en Nomenclatur för nordiska Förnlemningar p. 60 sq. *Lagerbring* Sveaikes Historia I. p. 589. 50) Das Nähere über diesen merkwürdigen Trankopferhügel s. Skul Thorlak und Finn Magnusen in den Antiquar. Annaler T. I. p. 278 sq. 283 sq. 290 sq. Tab. IV. Fig. III. T. III. p. 205 sq.

Opferplätze die Freyrstempel zu Vatnsdalr und Thvera [51]). Opferte man bei außerordentlichen Gelegenheiten an keiner durch Steingehege geschützten Opferstätte, so verhinderte man künftige Entweihung durch einen Steinhügel, welchen man auf der Stelle errichtete. Um Entdeckung eines großen Todtenopferplatzes hat sich Fr. Aug. Wagner [52]) verdient gemacht. Wenn auch jene Burgwälle oder Burgorte nicht alle heidnische Tempel waren, sondern davon sicher auch welche als Festungen für Fälle des Krieges dienten, wenn auch die Überbleibsel, welche dort gefunden werden, nicht alle Opferreste sind, so bleiben doch noch sehr bedeutende, vielleicht die bedeutendsten Opferplätze der Teutschen übrig, und wahrscheinlich die große Opferstätte im Bundeshaine der Semnonen. Die 13 Burgwälle jener Gegend haben verschiedne Gestalten, doch größtentheils sind es Rund- oder Ringelwälle, innerlich einen schönen, freien, amphitheatralisch gestalteten Platz enthaltend. Eine merkwürdige, wahrscheinlich slavische, Opferstätte in Rhätien bezeugte eine römische Inschrift, wenn sie wirklich gefunden worden, und nicht erdichtet. Ein Schriftsteller des Mittelalters erzählt: Die Völkerschaften der Germanen, welche sich zuerst in den Theilen Rhätiens niederließen, welches nun ein Theil Schwabens ist, erbauten nicht weit von den Alpen in der Ebene, an einem festen Orte, wegen des Zusammenflusses zweier reißender Flüsse eine Stadt (Veste, urbs) und befestigten sie nicht mit Mauern, sondern Gräben, und nannten sie nach dem Namen der Göttin Ziza, welche sie auf das gottesfürchtigste verehrten, Zizeris. Der auf barbarische Art aus Holz erbaute Tempel blieb auch, nachdem die Römer die Stadt zu bewohnen angefangen, unverletzt, und bewahrte, vor Alter zusammengefallen, den Namen dem Hügel, auf welchem nachmals in Stein gehauen diese Verse gefunden worden sind:

Quem male polluerat cultura nefaria dudum,
Gallus monticulum hunc tibi, Ziza! tulit;

weshalb dieser kleine Berg von den Einwohnern bis heute Zizenberg genannt wird. Wurden jene Verse wirklich gefunden, so erhalten wir zwar nicht einen germanischen Opferplatz, denn die Römer trafen hier nicht Germanen, sondern Rhätier, und zwar Vindeliker, wie Augsburgs Name, Augusta Vindelicorum, bezeugt. Die Vindeliker waren vielleicht Wenden, so wie auch Ziza in der slavischen Sprache als Ernährerin ihre Erklärung findet, und wir erhielten hier einen slavischen Opferplatz, auf welchem, wie die Inschrift andeutet, Menschenopfer gebracht wurden. Das große Opferfest der Ziza fiel nach jener Erzählung auf den 30. August [53]). (*Ferd. Wachter.*)

Opferung s. Opfer und Messe.

Opferung Mariae, Fest der, s. Marienfeste.

OPHANNIM (אוֹפַנִּים) ist bei den späteren Juden der Name einer besondern Classe der Engel, welche die Function hat, die himmlischen Sphären zu bewegen und zu leiten. Sie sind die Geister oder gleichsam die Seelen der Himmelskörper. Der Engel, der die Sonne regiert, heißt Galgaliel (גלגליאל, d. i. Rad Gottes), der des Mondes Ophanniel (אופניאל). Jener hat wieder große Heere unter sich, die er befehligt. Nach Andern hat die Sonne 8 solche Engel, deren 5 sie bei Tage, 3 bei Nacht regieren [1]). Die Vorstellung, daß die Gestirne belebte Wesen seien, war durch das ganze Alterthum verbreitet (s. d. Art. Astralgeist 1ste Sect. VI. S. 148.). Unter den späteren Juden behauptet dies z. B. mit großer Confidenz Maimonides [2]). Dieselbe Ansicht wiederholen einige Kirchenväter [3]); und schon im Alten Testamente mag man einen Anklang davon finden in der Vorstellung von einem Heere Gottes, welches öfter mit den Gestirnen selbst parallel gestellt wird. Man sehe besonders Hiob 38, 7. Ps. 103, 20. 21. 148, 2. Ganz belebt erscheint das Firmament und die einzelnen Gestirne im Buche Henoch, besonders Cap. 81. Der Name der Ophannim (d. i. Räder) ist aus Ezechiels Schilderung des göttlichen Wagenthrones entnommen. (Ezech. Cap. 1 und 10.) Die Räder (אוֹפַנִּים) dieses Wagens sind nach Ezechiel mit Augen besetzt; in ihnen ist der Geist der Cherubs (1, 20. 21. 10, 17.). Sie sind ihm Symbol des Sturmes, auf welchem Jehova einherfährt (s. 10, 13.). Nach diesen Andeutungen bildeten die späteren Juden ihre Vorstellung von einer besonderen Classe der Engel unter solchem Namen. Sie betrachten diese Vorstellung als das Arcanum (סוֹד), welches in jenen Stellen des Ezechiel liege. Die Ophannim werden auch im Buche Henoch (60, 13.) neben die Cherubim und Seraphim gestellt. (*E. Rödiger.*)

OPHARUS, alter Name eines Flusses in Asien, hinter dem mäotischen See, ergießt sich in den Fluß Lagous. Nach ihm heißt eine Völkerschaft Opharitae. (Plin. H. N. VI, 7. s. 7.) (*Meier.*)

OPHEIDEN, (Gozewin), ein wenig bekannter Genre-Maler aus Utrecht, dem Anfange des 17. Jahrh. angehörig, von dem sich jedoch im St. Jakobs-Hospital zu Utrecht ein recht gutes Gemälde befindet, welches das Laboratorium eines Alchymisten vorstellt, in dem der Künstler sich zugleich selbst abgebildet hat; es ist mit der Jahreszahl 1634 bezeichnet. (*Frenzel.*)

Ophel s. im Art. Jerusalem (Topographie).

Ophelia s. Myodarii.

OPHELIA, *Savigny.* (Annulata.) Eine Gattung Ringwürmer, von *Cuvier* (Regne animal. ed. 2. III. 205) unter die Annélides dorsibranches, Section Néréides proprement dites, von *Blainville* (Dict. de Scienc. nat. Art. Vers.) unter die Chaetopodo, Ordnung Homocricia, Familie Néréides gestellt. Als Kennzeichen sind ihr eigenthümlich: Der Rüssel an seiner

---

51) Vigalúms Saga c. 19. p. 218. Vatnsdaela Saga p. 140. Droplangasona Macr., *Finn Magnusen* Lex. Myth. p. 370. 52) Die Tempel und Pyramiden der Urbewohner auf dem rechten Elbufer unweit dem Ausflusse der schwarzen Elster. Leipzig 1828. S. 1—20. 74—77. und die Ergebnisse neuer Nachgrabungen mittheilend im Allgem. Anzeiger 1830. Nr. 56. 53) Abbas Urspergensis, Chron. zum J. 1157. S. 308.

1) S. die Stellen in Eisenmenger's entdecktem Judenthume. 2ter Th. S. 383 fg. 2) More nebochim II, 5. 3) z. B. Cosmas Indicopleustes S. 150. B. C. 161. B. 166. D. 310. 313. A. (in *Montfaucon* Nova Collect. Tom. II.)

Mündung mit Tentakeln umgeben, die Fühler gleich lang, die Tentakelcirrhen fehlen, die untern Cirrhen der mittlern Füße sind sehr lang, die übrigen fehlen oder sind sehr kurz; auch bemerkt man keine deutlichen Kiemen. — Der Körper dieser Thiere ist cylindrisch und besteht aus wenigen und undeutlichen Ringen, die beiden ersten zusammengenommen sind an Größe dem dritten gleich, der Kopf ist vorn in zwei vorspringende, auseinanderstehende Hörner getheilt, auf welchen die Fühler sitzen, diese sind unvollständig, d. h. der unpaarige fehlt, die mittlern sind ausnehmend klein, stehen weit auseinander, und bestehen aus zwei Gliedern, von denen das letzte pfriemenförmig ist, und die äußern, die den mittlern nach Gestalt und Größe ähnlich sind, stehen nahe an diesen. Die Augen, an der Zahl vier, sind deutlich und stehen auseinander, und zwar zwei größere nach vorn, die beiden andern nach hinten. Im Munde bemerkt man keine Kiefern, er wird von einem sehr kurzen Rüssel gebildet, der mit einem Kreise von Tentakeln umgeben und mit vorspringenden Falten versehen ist, außerdem bemerkt man an seiner obern Fläche einen fleischigen, angeschwollenen Gaumen, der sich als cylindrische Rippe in das Innere des Rüssels erstreckt und gegen die Mündung desselben als gezähnelter Kamm erscheint; die Füße mit Ausnahme der letztern sind sämmtlich Gangfüße, sehr klein und bestehen aus zwei kurzen Rudern, das Rückenruder ist mit einem einzigen Büschel Borsten versehen, außerdem sind keine einfache Borsten vorhanden. Die untern Cirrhen sind an der Wurzel gegliedert, cylindrisch und an den Füßen des mittlern Theils des Körpers, vom 7ten Fußpaare bis zum 21sten einschließlich, sehr lang, indessen sie an den übrigen wenig vortreten oder ganz verschwinden; die letzten Füße sind in einen kurzen Endfaden vereinigt. — Man kennt von dieser Gattung nur eine einzige Art, welche im Ocean an den französischen Küsten zu Hause ist. O. bicornis, *Savigny* (Syst. des Annelides p. 12 et 38.) Der Körper ist 2 Zoll lang, ziemlich dick, gegen das hintere Ende bedeutend aufgeschwollen, aus 30 Gliedern bestehend, das 31ste und letzte ist kegelförmig, setzt kurz in einen spitzigen Griffel ab, und ist auf der Oberseite mit einem großen After versehen, der 2 Querlippen hat, am Rüssel stehen 14 Tentakeln und ebenso viele Falten, dessen gedachter innerer Kamm hat 7 Zähne, die Kopfhörner sind so lang als die Tentakeln, die Borsten goldfarben, die Nadeln gelb, die allgemeine Farbe ist hellgrau, mit schönem Schiller. (D. *Thon.*)

OPHELION, (Ὠφελίων), griechischer Komiker, dessen im Ganzen wenig gedacht wird. Suidas in W. hat ein Verzeichniß seiner Stücke, in welches jedoch manche ungehörige sich eingeschlichen haben, so wie andere mit Unrecht übergangen sind. Meineke (Quaest. Sc. 3. p. 48.) hat beides berichtigt; von diesem Gelehrten wird er zur mittlern Komödie gerechnet. — Andere Schriftsteller dieses Namens sind zu unbedeutend, als daß sie hier erwähnt werden könnten. (*Meier.*)

OPHELLAS, (Ὀφέλλας; dieses ist die richtige Form des Namens, wofür nur Plutarch Demetr. 14. Ὀφέλτας hat), war Macedonier von Geburt; Ptolemäus, der Sohn des Lagos, schickte ihn mit bedeutender Land- und Seemacht nach Cyrene, als dieses vom lacedämonischen Condottieren Thimbro gefährliche Angriffe zu bestehen hatte, und in bürgerliche Parteien getheilt war, deren eine selbst des Ptolemäus Hülfe sich erbat. Vergebens verbindet sich jetzt Thimbro mit der in Cyrene herrschenden Partei gegen den gemeinschaftlichen Feind; Ophellas schlägt den Thimbro in einer entscheidenden Schlacht und zwingt ihn zur Flucht, auf der er mit Genehmigung des Ophellas in Apollonia gekreuzigt wird; ganz Cyrenaica wird nach und nach erobert und kommt unter die Botmäßigkeit des von den Lagiden beherrschten Ägyptens (v. Chr. G. 322); Ptolemäus legt in die Burg Cyrene's macedonische Besatzung, und stellt diese unter den Befehl des Ophellas. Unzufrieden aber mit dem Verluste der Unabhängigkeit, glaubten die Cyrenäer 9 Jahre später in dem allgemeinen Streite der macedonischen Generale Alexanders untereinander, während namentlich Ptolemäus durch die Waffen des Antigonus beschäftigt war, eine günstige Gelegenheit zu finden, ihre Unabhängigkeit wieder zu erringen, fielen (v. Chr. G. 313) von Ptolemäus ab und belagerten die Burg; vergebens fodert sie Ptolemäus durch Abgesandte auf, von ihrem Beginnen abzustehen; indem sie sich seine Verlegenheit in ihren Vorstellungen vergrößerten, ermordeten sie die Gesandten. Jetzt schickt der König eine bedeutende Land- und Seemacht unter Agis und Epänetus nach Cyrene; Agis unterdrückt schnell die Empörung, zwingt die Einwohner Cyrene's ihre Waffen auszuliefern, und schickt die Rädelsführer zur Bestrafung nach Alexandrien. Ophellas wurde jetzt vielleicht Gouverneur des ganzen Landes. Geschickt benutzte er den Haß der Einwohner gegen Ptolemäus, um sich selbst von diesem unabhängig zu machen, und nahm selbst den Titel eines Königs von Cyrene an. Um seine Herrschaft zu befestigen und zu erweitern, ging er bereitwillig auf die ihm von Agathokles, dem Könige von Syrakus, durch Gesandte gemachten Eröffnungen ein, und verband sich mit diesem, der jetzt selbst nach Afrika gekommen war und hier die Karthager in mehren Schlachten geschlagen hatte, zum Vernichtungskriege gegen Karthago; schlau hatte Agathokles ihn durch das Anerbieten gekirrt, ihm die Herrschaft von Afrika überlassen zu wollen, indem er selbst an Sicilien und Italien genug hätte. Ophellas, schon im Besitze einer nicht unbedeutenden Macht, ließ in Griechenland eine große Zahl Söldlinge sammeln, wobei ihm seine attischen Familienverbindungen besonders förderlich wurden. Mit einem Heere von mehr als 10,000 Mann Fußvolk, 600 Reitern, 100 Streitwagen, mehr als 10,000 sogenannten Ungeordneten und einem Schwarme von Weibern und Kindern, so daß es mehr wie eine Colonie, als ein Heereszug aussah, kam er nach einem zweimonatlichen Marsche, von den ungemeinen Anstrengungen erschöpft, bei seinen Verbündeten an. Agathokles aber, weil er die zu große Macht des Bundesgenossen fürchtete, oder aus welchem Grunde sonst, beschloß bald seinen Untergang, und griff ihn hinterlistiger Weise an; nach muthiger Vertheidigung blieb Ophellas; sein Heer wurde genöthigt, sich dem Agathokles zu unterwerfen (Ol. 118,

1. v. Chr. G. 308.). Die Witwe des Ophellas — er war mit einer Athenienserin, der Eurydice, Tochter des Miltiades, die von dem Feldherrn der Marathonsschlacht abstammte, verheirathet — kehrte nach ihrem Vaterlande zurück und heirathete hier den Demetrius Poliorketes *). (*Meier.*)

OPHELTES, 1) der Sohn des Lykurgos, Königs von Nemea und der Eurydike, gewartet von der als Sklavin dorthin verkauften Hypsipyle, aber von ihr vernachlässigt und von einer Schlange getödtet, während sie dem Heereszuge der Sieben gegen Theben auf deren Begehr den Weg zeigte. Zu Ehren des Kindes, das bei Andern von diesem Geschicke den Namen Archemoros führt, setzten die 7 Fürsten die nemeischen Kampfspiele ein. Sein Grab wurde noch zu Pausanias Zeit gezeigt. *Paus.* II, 15, 2. Arg. *Pind.* Nem. *Apollod.* III. 6, 4. *Hyg.* Fab. 74. *Stat.* Theb. V, 296. 2) Einer der tyrrhenischen Seeräuber, die den Bakchos geraubt hatten und von ihm in Delphine verwandelt wurden. *Hyg.* Fab. 134. (*Klausen.*)

OPHELTIOS (Ὀφέλτιος), ein Trojaner, den Euryalos vor Troja erschlug. *Hom.* Il. VI. 20. (*H.*)

OPHELUS. Diese wenig bekannte, vom Pater Loureiro (Fl. cochinch. ed. Willd. p. 501.) aufgestellte Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Bombaceen (Malvaceen Jussieu's) und aus der letzten Ordnung der 16ten Linné'schen Classe scheint im Wesentlichen mit Adansonia L. übereinzustimmen. Char. Der Kelch glockenförmig, fünfspaltig, mit spitzen, oben zurückgeschlagenen Fetzen; die Corolle besteht aus 5 eiförmigen, dicken Blättchen, welche länger als der Kelch und zurückgeschlagen sind. Gegen 500 Staubfäden mit kleinen, rundlichen Antheren sind an der Basis zu einer Röhre verwachsen, oben zurückgeschlagen. Der Griffel ist fadenförmig, dick, länger, als die Staubfäden, mit einer vielspaltigen Narbe, deren Fetzen fadenförmig und strahlig ausgebreitet sind. Die Frucht ist holzig, zwölffächerig, ablang-eiförmig, mit vielen eckigen Samen. Adansonia scheint sich nur durch den tiefgetheilten Kelch, zusammengewachsene Corollenblättchen und eine zehnfächerige Frucht (wie auch fingerförmig getheilte Blätter) zu unterscheiden. Die einzige Art, O. sitularius Lour. (Adansonia Situla *Spr. syst.* III. p. 124.), wächst an der Ostküste von Afrika als ein Baum mit dickem, nicht hohem Stamme, zurückgeschlagenen Zweigen, ablangen, spitzen, unbehaarten, ganzrandigen, gestielten, zerstreut stehenden Blättern und einzeln am Ende der Zweige befindlicher, weißer Blume. Die glatte, braune, fußlange Frucht wird, nachdem sie ausgehöhlt worden, von den Negern als Wirthschaftsgeräth, nach Art der Calebassen, benutzt. (*A. Sprengel.*)

OPHIACA, (Ὀφιακά). Titel von Schriften oder Gedichten über Schlangen. *Plin.* H. N. XX, 23. s. 96. (*H.*)

Ophianer, s. Ophiten.

---

*) *Diodor.* XVIII, 21. XX, 41. *Arrhian.* ap. Phot. LXXXXII. p. 70. a. Bekk. *Theophr.* Hist. Plant. IV, 3. *Polyän.* V, 3. *Plutarch.* Demetr. XIV. *Justin.* XXII, 7. *Suid.* s. v. Δημήτριος. *Thrige* Res Cyrenensium p. 210 sq.

OPHIASIS, (ὀφίασις), eine schlangenartige Entblößung des Kopfs von Haaren; man bezeichnet damit dasjenige Ausfallen der Haare, wenn sich von dem Hinterhaupte zur Stirne zu zwei kahle Stellen über die Schläfe von beiden Seiten bilden. Kinder sind dem Übel am Häufigsten ausgesetzt. (*H.*)

OPHICEPHALUS, *Bloch*, (Pisces). Eine Fischgattung, welche von *Cuvier* (règne animal ed. 2. II. 229.) in die Abtheilung der Grätenfische (poissons osseux) und deren erste Ordnung Acanthopterygii, demnächst aber an das Ende der 10ten Familie derselben Pharyngiens labyrinthiformes gestellt wird. Sie unterscheidet sich besonders dadurch, daß die Stacheln an den Flossen fehlen, ausgenommen an den Brustflossen, sowie durch vieleckige Kopfschilder. Es sind in vielfältiger Beziehung merkwürdige Fische, wie sich aus folgender näheren Schilderung ergeben wird, bei welcher wir *Cuvier* (Hist. nat. des poissons. VII. 392.) folgen.

Diese Fische haben zwar Verwandtschaft genug mit den Gattungen der genannten Familie, können aber immer nur gleichsam als ein Anhang derselben betrachtet werden, indem sie mit der ganzen Ordnung der Stachelflosser nur durch den einzigen Bauchflossenstachel übereinkommen, und so gleichsam den Übergang zu den Weichflossern machen.

Diese Fische waren schon den Alten bekannt, indem ihrer Theophrast erwähnt, als er von Fischen spricht, welche zeitweise auf dem Lande leben.

Der Körper dieser Fische ist ziemlich lang, nach vorn fast cylindrisch, hinten wenig zusammengedrückt. Der plattgedrückte Kopf ist breiter als der Körper und hat eine sehr kurze breite stumpfe Schnauze. Die Augen stehen ziemlich am Ende desselben. Die beiden Öffnungen der Nasenlöcher stehen etwas weit von einander, das vordere als kurze fleischige Röhre unter dem Rand der Schnauze, das hintere als einfache Öffnung nahe am Auge. Das breite Maul ist Innen auf den beiden Kieferbeinen am Pflugschaarbein und dem Gaumenbein mit sammetartigen Zähnen besetzt, unter denen sich oft starke Hundszähne finden. Die Kiemendeckel sind mit Schuppen besetzt, sowie die Wangen, und zahn- und stachellos. Die untern Augenbogen, die Kiefern und die Kiemenhaut sind nackt. Die Zunge ist glatt, stumpf und ziemlich frei. Die Kiemen sind mittelmäßig gespalten und ihre Haut hat nur 5 Strahlen. Fast den ganzen Rücken ablang steht eine Flosse von ziemlich gleicher Höhe, deren Strahlen gegliedert und etwas ästig sind. Die Afterflosse entspricht den zwei letzten Dritttheilen der Länge der Rückenflossen und besteht aus weichen Strahlen. Die Schwanzflosse ist gerundet. Brust- und Bauchflossen sind klein und an den letztern ist der erste Strahl einfach, das einzige Stück ihrer Organisation, welches sie mit den Stachelflossern verbindet. Alle Schuppen sind groß und körnig, die Seitenlinie läuft ununterbrochen und hat nur an ihrem vordern Viertel eine schwache Biegung. Wie die Fische der Gattung Anabas und Osphromenus haben sie über den Kiemen auf jeder Seite eine durch vorspringende Platten getheilte Höhlung, welche als Wasserbehälter die-

nen, doch sind die Platten viel weniger complicirt als bei jenen Gattungen. Die eigentlichen Kiemenblätter oder Franzen sind ausnehmend zart und kurz. Der Magen ist ein ziemlich langer fleischiger Sack, mit stumpfem Grund, dessen innere Wände sehr gefaltet sind. Zwei zimlich große Blinddärme sitzen am Pylorus. Der Darmcanal macht nur zwei Biegungen und ist schwach. Die Leber ist in zwei Lappen getheilt, deren linker verlängert ist.

Die gedachte Höhle am Schädel, welche als Wasserbehälter dient, gibt diesen Fischen, wie denen der Gattung Anabas, die Möglichkeit, lange auf dem Trocknen zu leben. Nicht allein kann man sie weit transportiren, sondern sie gehen sogar von selbst aus den Sümpfen und Canälen heraus, in denen sie leben, um anderweit Wasser zu suchen, und das unwissende Volk, das sie so auf dem Trocknen sieht, meint sie fallen aus der Luft. Die Gaukler, welche sich in Indien in großer Zahl befinden, führen immer einige mit sich, um das Volk damit zu amüsiren, und selbst die Kinder vergnügen sich an den Bewegungen, welche diese Fische bei dem Kriechen auf dem Boden machen. Nach den Angaben Buchanans (fishes of the river Ganges) haben diese Thiere ein so zähes Leben, daß man ihnen die Eingeweide nimmt und, ohne sie vorher zu tödten, auf dem Markt Stücke von ihnen zum Verkaufe abhackt, wobei noch die Sonderbarkeit herrscht, daß der bleibende Rest viel von seinem Preis verliert, wenn so viel weggenommen worden ist, daß der Fisch sich nicht mehr bewegt. Das Fleisch soll, ohne besondern Geschmack zu haben, doch zart und leicht zu verdauen sein, indessen wird es blos von den Indiern gegessen, auf die Tische der Europäer kommt es nicht, vielleicht wegen der großen Ähnlichkeit des Fisches mit einer Schlange.

Die Arten gleichen einander sehr, weswegen auch wol mancherlei Verwirrung hinsichtlich derselben herrscht.

1) O. punctatus *Bloch* (Ausl. Fische t. 358. — Ophicephale Karouvei *Lacépède*. O. lata, *Buchanan*. Nach diesem Autor heißen die jungen Fische in Bengalen Gorayi, die alten Lata, talmulisch Mota. — In Malabar Coddel — Caddoun; in Tranquebar Karruvei; in Pondichery Koravé.

Dieser Fisch zeigt einige Verschiedenheiten, namentlich in der Färbung. Nach Cuvier sind alle Theile des Kopfes mit Ausnahme der Kiefern und der Kiemenhaut mit ebenso harten Schuppen bedeckt wie der übrige Körper, die Schuppen oben auf dem Kopfe sind verschiedentlich eckig. Die Schuppen sind stark und groß, so daß man der Länge nach von den Kiemen bis an die Schwanzflosse nur 40, von oben nach unten 13 oder 14 auf einer senkrechten Linie zählt. Die Seitenlinie ist fast gerade und entsteht durch eine schwache lange und schmale Erhabenheit auf jeder Schuppe. Auf dem Kopfe stehen mehre sehr deutliche Poren, 2 vorn auf der Schnauze, 3 etwas hinter den Augen, 3 auf einer senkrechten Linie längs jedem Vorkiemendeckel und 3 starke unter jedem Aste des Unterkiefers. Die Strahlenzahl in den Flossen ist folgende: Kiemenhaut 5, Rückenflosse 31, Afterflosse 20, Schwanzflosse 16, Brustflossen 16, Bauchflossen $\frac{1}{5}$. Die in Weingeist bewahrten Exemplare zeigten auf Rükken und Seiten eine dunkle grünlichgraue, unten eine graulichweiße Farbe. 8 schwärzliche wolkige breite Binden ziehen sich auf dem Rücken herabsteigend schräg nach vorn bis auf die Seitenlinie, unter welcher sie, mehr nach hinten gerückt, fortsetzen. Die Flossen sind grau, mit schwärzlichen Punkten zwischen den Strahlen, die Afterflosse ist schmal weißgesäumt, die Bauchflossen sind weißlich ungefleckt. Das 6 Zoll lange Exemplar stammt von Pondichery. Andere Exemplare aus Calcutta haben auf Rücken und Seiten deutlichere Flecken, eins davon hat auf jeder Bauch- und Seitenschuppe einen schwärzlichen Punkt oder eine kleine Linie, wodurch 5—6 Reihen entstehen, auch sieht man auf dem Schlafe und auf der Wange eine schwärzliche wolkige Binde. Bei andern fehlen wieder die Flecken und man zählt theils 29, theils 32 Strahlen in der Rückenflosse. Andre aus dem indischen Flusse Mahe, wenn sie noch zu dieser Art gehören, bilden wenigstens eine deutliche Varietät. Ihr Rücken ist einförmig schwärzlichbraun, welches nach dem Bauche zu schwächer wird, ohne Flecken zu bilden; auch zeigen sich am Bauche keine Punkte. Die Flossen sind braun, so daß man von den schwarzen Punkten wenig gewahr wird. In der Rückenflosse 30, in der Afterflosse 22 Strahlen. Zu einer ähnlichen Varietät scheint Bloch's Fisch zu gehören, der jedoch am Bauche, auf den Kiemendeckeln und an den Seiten der Rückenflosse schwarz punktirt ist. Nach Buchanan hat der erwachsene Fisch schwarze Punkte und schwärzliche Binden, die letzten am hintern Theile und nur bis auf die Seitenlinie, bei dem jungen steigen sie unter dieselbe herab, doch fehlen die Punkte, bei beiden aber findet sich eine Längsbinde, welche vom Auge bis über die Brustflosse geht. Die Strahlenzahl ist nach ihm folgende, womit auch Cuvier's Exemplare stimmen, Rückenflosse 30, Afterflosse 20, Schwanzflosse 12, Brustflossen 16, Bauchflossen 6. Dieser Fisch lebt in den Sümpfen der Umgebung von Calcutta, sehr häufig in den Flüssen und Süßwasserteichen der Umgebung von Pondichery, wo er eine Länge von 18 Zoll erreicht, sein Fleisch wird dort gegessen, auch wird dasselbe auf der Küste Koromandel für sehr gesund gehalten, dort soll er namentlich zur Regenzeit so häufig sein, daß alle Süßwasserteiche, Bäche und Canäle von ihm wimmeln. Er soll im Juli laichen.

2) O. marginatus *Cuvier* (l. c. p. 411. planch. 412. — O. Gachua ? *Buchanan*, Fish. of Gang. pl. 21. f. 21.)

Dem vorigen sehr ähnlich, mit dem er zu Pondichery gleichen Namen führt und verwechselt wird. Er hat aber 34 Strahlen in der Rückenflosse, alle Zähne sind fein und keine langen Eckzähne vorhanden, die allgemeine Farbe scheint ein roströthliches Braun zu sein, das unten blässer ist, die Basis jeder Schuppe ist aber etwas dunkler, die Rücken- und Afterflosse sind schwärzlichbraun, etwas bläulich mit einem hellen Saume, auf der grauen Brustflosse steht an der Basis ein rostbrauner Fleck und hinter demselben 2 braune Querlinien, die sehr kleinen Bauchflossen sind bräunlichweiß, die Schwanzflosse ist

schwärzlich mit dunklern Querlinien, der Rand weiß oder weißlich. So die Farbe der Exemplare in Weingeist, welche 6 Zoll lang sind. Zeichnungen, welche Kuhl und van Hasselt einsandten, und die wol dieser Art angehören, geben den Rücken grünlich, Seiten und Bauch weißlich, die Schwanzflosse gelblich, diese, sowie die Rücken- und Afterflosse schön morgenroth gesäumt an. Buchanan, dessen Fisch wahrscheinlich derselbe ist, beschreibt den Rücken braungrün mit dunklern unregelmäßigen Querbinden, Bauch schmutzigweiß, Rücken-, Schwanz- und Afterflosse grünlich braun mit schwarzer Binde und weißem Saume, die After- und Schwanzflosse aber mit röthlichen, auf der Brustflosse mehren Linien bläulicher Flecken. Nach dem letztern Naturforscher erreicht zwar dieser Fisch mitunter Fußlänge, wird aber meist nur Spannenlang. Er ist in den Teichen und Gräben von Bengalen sehr gemein und eine derjenigen Arten, von denen das Volk am meisten glaubt, daß sie mit dem Regen vom Himmel fielen. In der That sieht man nach den ersten starken Regengüssen der sogenannten schlechten oder Regenzeit solche Fische im Grase kriechen, aber Buchanan glaubt, daß dies hauptsächlich daher komme, daß dem Fisch das verdorbene faulende Wasser in den engen Gräben gegen das Ende der trocknen Jahreszeit zuwider wird, und die ersten Regengüsse, die das Gras der Umgegend benetzen, ihn aus dem traurigen Aufenthalte herauslocken, um reines Wasser, freiere Bewegung und frische Nahrung zu suchen.

Wir übergehen nun die Arten O. cora-mota *Cuvier* (p. 414.), welchen Russel kora-motta (!) nennt (t. II. p. 49.) und den Cuvier mit vorigem sehr ähnlich, wenn nicht identisch glaubt. — O. fuscus *Cuvier* (p. 414.) ebenfalls dem vorigen sehr ähnlich und dem O. aurantiacus *Buchan.*, der ihm als dem Marginatus außerordentlich ähnlich erscheint.

Das Skelett dieser vorstehenden Fische hat 30 und einige Rückenflosstrahlen auf 60 oder 61 Rückenwirbel. Die Bauchhöhle verlängert sich nach hinten über die Afterflosse und zwischen einer Art von Rippen bis nahe an den erweiterten Wirbel, der die Schwanzflosse trägt, so daß es schwer ist zu sagen, wo in dem Skelett der eigentliche Schwanz anfängt. Die Oberseite des Kopfes ist flach, wie bei der Gattung Mugil. Ihre Rippen haben Anhängsel. Man könnte sie in gewisser Hinsicht unter die Abdominalen zählen, wenn man die beiden Stücken ihres Beckens berücksichtigt, oder die Knochen, welche die Bauchflossen tragen, indem diese weder untereinander verbunden, noch unmittelbar an den Kreis der Schulterknochen befestigt sind, sondern im Fleische liegen.

3) O. striatus *Cuvier* (*Bloch?* pl. 359. Sola *Buchanan* pl. 32. f. 17. Muttah *Russel* pl. 162.)

Cuvier vereinigt unter diesem Namen, wie er sich selbst ausdrückt, zwei Sorten, die, obwol etwas in der Strahlenzahl abweichend, übrigens doch in den Formen und Farben einander so ähnlich sind, daß er sie als Arten nicht zu unterscheiden wagte. Sie kamen fast aus allen Theilen Indiens. Die Farben in frischem Zustande werden theils grünlich auf dem Rücken, weiß am Bauche und gelb an den Bauchflossen, theils schwärzlich auf dem Rücken, gelblich an der Wurzel der Brust- und Bauchflossen und um die Schnauze, beschrieben. Ganz junge Individuen haben in der Seite einen gelben Längsstreif. Die Exemplare von der Insel Celebes erreichen eine Länge von 2 Fuß, und haben in der Rückenflosse 40 bis 42 Strahlen. Individuen aus Pondichery hatten 44—45 Strahlen in der Rückenflosse, und hieher mag auch die Bloch'sche Figur gehören; Buchanan beschreibt seinen Fisch oben braungrünlich mit schrägen unregelmäßigen Binden, die Seiten unterhalb der Seitenlinie mit braunen und gelben Binden und den Leib unten weiß, den hintern Theil der Rücken- und Afterflosse gelblich, mit mehren schwarzen Flecken zwischen den Strahlen; nach diesem Naturforscher lebt dieser Fisch in allen Seen und Flüssen Indiens.

Die übrigen von Cuvier noch aufgeführten Arten als die minder wichtigen, alle ausführlich zu beschreiben, würde zu weit führen, wir wollen uns begnügen, die Namenliste derselben zu geben.

Ophic. planiceps, *Kuhl et van Hasselt*. Java. — O. Sowara, *Cuvier*. (*Russel* pl. 163.) Tranquebar. — O. micropeltes, *Kuhl et van Hasselt*. Java. — O. serpentinus, *Cuvier*. Siam. — O. nigricans, *Cuvier*. — O. marulius, *Buchanan* (pl. 17. f. 19.) — O. ocellatus, *Cuvier* (Bostrichoides ocellatus *Lacépède*). Bengalen. — O. grandinosus, *Cuvier*, Moissour. — O. barca, *Buchanan* (pl. 35. f. 20). Bengalen. — O. maculatus, *Lacépède* (unter Bostrichus). Canton. — O. miliaris, *Cuvier*. Canton. — O. iris, *Cuvier*. Canton. (D. *Thon.*)

OPHICHTHYTES, *Dumeril*. (Pisces.) Eine Ordnung der Knochenfische ohne Kiemendeckel, ohne Kiemenhaut und ohne Bauchflossen. Sie umfaßt die Gattungen Muraenophis, Gymnomuraena, Muraenoblenna, Sphagebranchus und Synbranchus. Siehe *Dumeril* analyt. Zoologie, übersetzt von Froriep, S. 152. — (D. *Thon.*)

Ophicidae, s. Ammoniten. (1ste Sect. III. S. 372.)

OPHIDII (Reptilia), (ὄφις). Eine, zuerst von Brongniart (Essai d'une classification naturelle des Reptiles. Paris 1805.) gebrauchte Benennung für die unter dem Namen S c h l a n g e n (Serpentes) bekannten Reptilien, welche mit wenigen Ausnahmen allgemein angenommen worden ist.

So bestimmt auch der Begriff, den man sich im gemeinen Leben von diesen Thieren macht, zu sein scheint, so wenig sind die Naturforscher über die Grenzen desselben und die zu dieser Ordnung der Reptilien gehörenden Thiere einig. Es scheint, als ob es auf den ersten Blick leicht sei, eine Schlange von ähnlichen Thieren zu unterscheiden, man geräth aber bei Aufsuchung desfallsiger Merkmale leicht auf lauter negative, wie z. B. das bekannteste — der M a n g e l d e r F ü ß e, und findet bei näherer Betrachtung, daß einzelne wieder in ihrem ganzen innern Bau, ja selbst im äußeren so wenig, mit Ausnahme der allgemeinen Formen, mit dem anderer übereinstimmen, daß man sie nicht ohne Zwang mit denselben verbinden kann. Deshalb ist die Begrenzung dieser

Ordnung von verschiedenen Naturforschern verschieden angenommen worden, und wir sehen uns genöthigt, um nicht unvollständig zu sein, dieselbe hier in ihrem weitesten Umfange anzunehmen.

Diese ist aber zuerst die Linné'sche, welche auch noch in neuerer Zeit, namentlich von Cuvier, aufrecht erhalten worden ist. Linné gab (Systema naturae ed. XII.) von den Schlangen folgende Definition: sie athmen nur durch Lungen, es fehlen ihnen die Füße, die Schwimmflossen und Ohren. Dieselben Kennzeichen, denen nur noch das: „die Kinnladen mit Zähnen versehen" beigefügt ist, stellte Dumeril (Analytische Zoologie, übersetzt von Froriep) auf. Im gleichen Umfange nahm die Ordnung Cuvier (Règne animal, edit. I. und II.) an. Laurenti (Specimen exhibens Synopsin Reptilium. Viennae 1768.) beachtete den Fußmangel nicht und nahm deswegen Gattungen mit auf, welche durchaus zu den Sauriern gezählt werden müssen, obgleich dieses negative Kennzeichen keinesweges als ein strenges zu betrachten ist, da neuere Untersuchungen gelehrt haben (s. u.), daß mehre echte Schlangen allerdings Rudimente hinterer Extremitäten besitzen. Oken (Lehrbuch der Naturgeschichte 1816.) begrenzte diese Ordnung auf gleiche Weise wie Laurenti. Merrem (Versuche eines Systems der Amphibien 1820.) bildete aus den Schlangen drei Abtheilungen seiner Ordnung Pholidota squamata, nämlich repentia, serpentia und incedentia, welche drei zusammen ebenfalls den nur genannten Umfang haben. Fitzinger (Neue Classification der Reptilien. Wien 1826.) stellte die Schlangen in einzelne Familien gesondert, theils in die Tribus squamata, theils in die nuta. Boie (Isis XIX. S. 981.) behielt den Umfang der Ordnung bei, wie ihn Linné vorgezeichnet hat, jedoch gleich Cuvier mit Aussonderung derjenigen Arten Anguis, welche mit Füßen versehen sind. Oken (Lehrbuch der Naturphilosophie, zweite Auflage 1831.) stellt die Schlangen im Linnéischen Sinne theils in seine erste Ordnung, Aderlurche, eigentliche Schlangen, theils mit einigen Eidechsen in die zweite Ordnung Darmlurche (s. u.). Gray (Synopsis Reptilium. London 1831) zerfällt die Schlangen Linné's in zwei Familien Ophiosauri und Ophidii, von welchen die letztere die eigentlichen echten Schlangen umfaßt. Die vollkommenste richtigste Sonderung hat wol Wagler (Natürliches System der Amphibien. München 1830.) vorgenommen, indem er eine Ordnung Schlangen, welche die eigentlichen echten Schlangen umfaßt, aufstellt, die übrigen Gattungen, welche von Linné noch den Schlangen beigezählt wurden, in zwei andere Ordnungen, Wühlen und Blindwühlen, verweist. Wir können nicht umhin, das über die Kennzeichen der erstern Ordnung von ihm Gesagte wörtlich einzurücken, da ein Auszug es weniger vollkommen geben würde. — „Allgemein fast führt man als Charaktere dieser Ordnung den Mangel der Füße [1]), des Brustbeins, des Beckens, der Augenlieder und eines äußern Gehörganges an: Charaktere, welche nicht blos negativ sind, sondern theilweise auch auf die Echsen bezogen werden können [2]). Andere, welche sich von der Unzulänglichkeit dieser Charaktere überzeugten, wagten es nicht die Schlangen zur eigenen Ordnung zu erheben, sondern verbanden sie mit den Echsen; sie haschten nach äußeren Merkmalen — und fanden sie nicht. Ihre Merkmale muß man aber in ihrem Innern suchen, und da zeigt es sich bald, daß diese Amphibien nicht weniger eine Ordnung für sich bilden, als die Schildkröten, Krokodile und Echsen. — Ihre Merkmale sind: 1) seitlich ausstreckbare Gaumenbögen; 2) ein allen Bewegungen des Unterkiefers untergeordneter Oberkiefer; 3) der Unterkiefer, dessen Äste an ihrem vordern Ende nicht durch Symphyse, sondern nur durch ein dehnbares Band zusammengehalten werden, und deshalb vollkommen von einander entfernt werden können; 4) sie wie die durchaus einfachen (ungegliederten) Rippen. — Das Trommelbein (Quadratbein) steht immer senkrecht und frei, nicht so das Schläfenbein (Kauknochen Cuv., zweites Quadratbein einiger Autoren), welches in den Gattungen der untersten Sippen fast ganz mit dem Schädel verbunden ist (Ilysia, Cylindrophis) und nur in den höher stehenden Sippen frei über die Wände des Schädels hervorragt, und sich an seiner vordern Spitze mit dem obern Ende des Trommelbeins verbindet."

Da wir uns oben über den Umfang, welchen wir der Ordnung der Schlangen geben zu müssen glauben, bereits erklärt haben, so ist es auch nothwendig, die beiden Ordnungen Waglers, welche demnach noch dazu gehören, nach demselben etwas näher zu charakterisiren. Die Wühlen unterscheiden sich von den eigentlichen Schlangen dadurch, daß sie weder den Ober- noch den Unterkiefer seitlich ausdehnen können, daß sie der einen Seite der Kiefer angeheftete Zähne haben, welche kegelförmig und hohl sind, und daß ihre Zunge am Grunde von keiner Scheide umschlossen ist. Durch diese Ausnahmen den Eidechsen einigermaßen nahe stehend, weichen sie doch von diesen wieder dadurch ab, daß sie nur eine einzige vollkommene Lunge, eine sehr lange Luftröhre wie die Schlangen, ein sehr tief im Rumpfe liegendes Herz besitzen, und daß ihre Nasenlöcher an der vordern Spitze der Schnauze ausmünden. Das Gaumengewölbe ist fast vollständig und der Gelenkkopf am Hinterhaupte von stumpf herzförmiger Gestalt, längs seiner Mitte getheilt. Das Schläfenbein ist mit dem Scheitel, wie bisweilen selbst das Trommelbein, gänzlich verbunden. Wo letzteres von dem Schädel getrennt ist, steht es nicht aufrecht,

---

1) Herr Prof. Mayer in Bonn hat bekanntlich in seiner sehr interessanten Abhandlung über die hintern Extremitäten der Ophidier (Nov. Act. phys. med. Acad. Leop. XII. p. 821.) das Dasein einzelner hinterer Fußglieder unter der Haut in vielen Schlangen nachgewiesen, die von ihm aufgefundenen Fußknochen mit den damit in Verbindung stehenden Muskeln beschrieben und abgebildet, und auf das Dasein und den Mangel derselben seine Classification der Schlangen begründet, wobei ich blos erinnern will, daß er unter diese solche Amphibien aufnahm, welche theils zu den Echsen (Anguis), theils zu den Wühlen (Amphisbaena) gehören.

2) So fehlen z. B. den Nattern und Nacktaugen die Augenlieder, den Leierköpfen und Schlußohren der äußere Gehörgang, den Blindschleichen und Schleichechsen die Füße.

sondern hat eine schräge, fast horizontale Lage. Es sind bald vordere und hintere, bald nur vordere oder gar keine Füße vorhanden. Die Zehen sind größtentheils sehr unvollkommen kurz und dick. Einige haben ein Brustbein.

Was die Blindwühlen betrifft, so sind sie schon mehr den Fröschen verwandt, obgleich im Äußern der Form nach noch schlangenähnlich. Alle Blindwühlen haben gleichartige, der Innenseite der Kiefer angeheftete, starke kegelförmige, mit ihrer Spitze etwas zurückgeneigte Zähne (auch am Zwischenkieferbeine) und eine mit ihrer ganzen Unterseite dem Kinne angeheftete, mithin nicht ausstreckbare Zunge. Zähne finden sich in den bis jetzt bekannten Gattungen auch am Gaumen vor, und zwar stehen sie hier in Gestalt eines Hufeisens (also parallel der Kieferzahnreihe). Das Zungenbein wird dadurch höchst merkwürdig, daß es aus drei Bogenpaaren besteht, die auf Kiemen der Wühlen in ihrem jüngsten Zustande und eine Metamorphose schließen lassen [3]). Die äußern Nasenlöcher stehen auf den Seiten oder an der Spitze des Kopfes, die innern gehen hinten am Gaumen aus. Die Augen fehlen entweder gänzlich oder sind von der Haut des Kopfes so bedeckt, daß sie zum Sehen durchaus unbrauchbar sind. Die Ohren sind unter dem Fleische verborgen ohne Trommelfell, und bestehen blos aus einem kleinen Knorpelplättchen, welches auf dem eirunden Fenster liegt. Sehr sonderbar ist der Kopf gebildet, indem die Kiefernbeine die Augenhöhle, die Schläfenbeine die Schläfenhöhle so bedecken, daß er wie eine aus einem einzigen Stücke bestehende schildförmige Knochenmasse erscheint. Die Augen, wenn sie vorhanden, liegen in einer am obern Rande der Kiefernbeine befindlichen, länglich punktförmigen Vertiefung. Die Rückenwirbel der Blindwühlen bewegen sich nicht mehr wie bei den Schlangen mittels Kugelgelenke in und auf einander, sondern sie sind an beiden Enden concav und stehen mit einander durch eine immer zwischen zwei Wirbeln befindliche Knorpelplatte in Verbindung; auch umgeben die Rippen den Rumpf nicht, da sie zu kurz und eigentlich nur noch Rudimente sind, Brustbein, Becken und Extremitäten fehlen gänzlich, und von den Lungen ist, wie noch bei den Schlangen, nur eine vollständig, dadurch unterscheiden sie sich wesentlich von den Fröschen und ihren Verwandten, welche immer zwei große Lungen von fast gleicher Größe besitzen.

Nachdem wir so den Begriff der Schlangen überhaupt erörtert haben, ist über ihre Stellung im Systeme noch zu bemerken, daß man ihnen ihren Platz zwischen den Sauriern und Batrachiern angewiesen hat.

Bevor wir die Organisation dieser Thiere näher betrachten, wollen wir einen flüchtigen Blick auf ihre Geschichte werfen.

Es waren dieselben schon im grauen Alterthume bekannt, wie wir denn kaum an die Schlange in den mosaischen Büchern, an die des Äsculap und an das sehr alte Symbol der Ewigkeit, dargestellt durch eine sich in den Schwanz beißende Schlange, werden erinnern dürfen. Aber auch ihre Naturgeschichte, wenn auch mit mancherlei Fabeln durchwebt, findet sich in den ältern Schriftstellern Aristoteles und Plinius ziemlich vollständig abgehandelt. Der erstere gibt eine ziemlich genaue Beschreibung des äußern und inneren Baues der Schlangen und bringt richtige Nachrichten von ihrer Fortpflanzung, ihrer Nahrung, ihrer Ausdauer ohne solche, ihrer Häutung und ihren Winterschlaf, ihrem giftigen Biß und ihren Feinden. Die von Aristoteles als sehr giftig erwähnte Aspis ist nach Cuvier's Ermittelung wol keine andere Schlange, als die von Geoffroy in der Description de l'Egypte als Coluber Haje beschriebene Art. Plinius erzählt von großen Drachen [4]), welche mit Elephanten kämpfen, und aus der Beschreibung läßt sich die noch jetzt bekannte Weise, wie die Riesenschlangen ihren Raub überwältigen, nicht verkennen. Wenn aber Plinius von der Aspis erzählt, daß ihr Hals anschwelle und ihr Biß nur durch das Abnehmen des beschädigten Gliedes geheilt werden könne, so läßt sich nach diesen Angaben die Brillenschlange und die gedachte Haje nicht verkennen, von welchen Arten es bekannt ist, daß sie die Fähigkeit besitzen, ihren Hals auf eigenthümliche Weise, von welcher weiter unten die Rede sein wird, auszudehnen. Auch über mehres Andere der Naturgeschichte der Schlangen bringt Plinius manche Wahrheiten bei. So sagt er unter andern: „die Aspis hat wie andere Schlangen in der Oberkinnlade links und rechts zwei lange Zähne, die von einem feinen Canale durchbohrt sind und das Gift in die Wunde spritzen. Einige sagen, die Schlangen haben nur einen Giftzahn, er sei krumm und lege sich nach dem Bisse zurück, andere sagen, der Giftzahn breche leicht ab und erneuere sich dann wieder, und er fehle bei denjenigen, welche die Leute in die Hand nehmen und vorzeigen. Die Zähne der Viper verbergen sich im Zahnfleische, auch sie strotzt von Gift und spritzt das Gift durch die Zähne in die Wunden. Die von der Aspis Gebissenen verfallen in Gefühllosigkeit und Schlaf; von allen Schlangen hat sie das tödtlichste Gift. Wenn ihr Gift in das Blut oder in eine frische Wunde kommt, so tödtet es sogleich, in alte Geschwüre gebracht nur langsam. Übrigens kann man davon, so viel man Lust hat, ohne Schaden trinken, in diesem Falle wirkt es nicht verderblich, daher kann man auch durch den Biß der Aspis getödtete Thiere essen [5])."

---

3) Was Wagler hier in diesen Kennzeichen ahnete und noch deutlicher dadurch aussprach, daß er in einer Anmerkung fragt: ob diese Blindwühlen nicht in frühester Jugend ein Kiemenloch haben möchten — hat sich einigermaßen wenigstens und bis auf die Metamorphose durch Müller's Entdeckung der Kiemen an einer Caecilia bestätigt. Das Weitere davon unten.

4) Die Drachen der Vorwelt dürften sich zwar größtentheils auf die großen Riesenschlangen Indiens beziehen, vielleicht aber auch, wenigstens die ältesten Sagen, auf diejenigen urweltlichen Reptilien, von denen sich jetzt so viele Überbleibsel in der Juraformation finden. Die muthmaßlichen Formen derselben, welche leicht an jene Drachenbeschreibung erinnern, finden sich schön dargestellt in dem sinnreichen Tableau, welches Goldfuß in dem dritten Hefte seiner Petrefacten geliefert hat.

5) Wer dasjenige, was Aristoteles und Plinius von den Schlangen beigebracht haben, im Original nicht lesen könnte, findet eine gute Übersetzung in welcher das Wahre besonders hervorgehoben ist, in dem vortrefflichen Werke: Schlangenkunde von Dr. H. O. Lenz. Gotha 1832.

Übrigens haben fast zu allen Zeiten die Schlangen als Bild der Geschwindigkeit, der Zeit, namentlich der Ewigkeit, der Schlauheit und Falschheit, der ärztlichen Kunst u. s. w. gedient. Die außerordentliche Muskelkraft, mit welcher namentlich die größeren Arten unter ihnen begabt sind, gab gleichfalls zu mythologischen Mährchen Veranlassung, besonders wol zu demjenigen, daß Achelaus, um den Herkules zu bekämpfen, sich in eine Schlange verwandelt habe. Von solcher Stärke möchten die Riesenschlangen jener Zeit, damals noch nicht so sehr verfolgt, freilich wol eher einen Begriff geben können, indem namentlich aus der Geschichte des Feldzugs des Regulus in Afrika bekannt ist, wie dieser Feldherr genöthigt war, einige Mannschaft gegen eine solche bedeutend große Schlange auszuschicken, da Einzelne nichts gegen sie vermochten und sie ihm fortwährend Soldaten fraß. Die Schlangen wurden ferner bei den Alten mehr oder weniger verehrt und sind Embleme verschiedener Götter, des Äskulaps, der Hygea, der Furien, der Medusa u. s. w. Sie genießen eine solche göttliche Verehrung noch jetzt bei mehren afrikanischen und indischen Völkerschaften. Auf Ceylon verehren die Eingebornen die Brillenschlange mehr, als sie sie fürchten, sie tödten sie nicht, selbst wenn sie in das Haus kommt, sondern stecken sie in eine Tasche und tragen sie in das Wasser. Auch die Bauern in der Schweiz haben eine eigene Furcht oder Verehrung vor den Schlangen, besonders weil sie alle für mehr oder weniger giftig halten. Jeden, der es wagt, eine Schlange mit bloßer Hand anzugreifen, halten sie für einen Zauberer oder Besitzer eines besondern Geheimnisses, und selbst dargebotenes Geld vermag nicht, ihnen diesen Widerwillen zu benehmen.

Es ist wol hier der geeignete Platz, Einiges über die sogenannten Schlangenbeschwörer beizubringen, von denen nicht blos in ältern und neuern Zeiten mehre Reisende erzählen, sondern die auch schon zur Zeit der Römer bekannt und berüchtigt waren. Vgl. auch d. Art. Ophiogenes.

Zur Zeit der Römer waren es besonders die Marser und die Psyller, welche in dem Rufe standen, Schlangen beschwören und Schlangenbiß heilen zu können. Ob sie diese letztere Geschicklichkeit wirklich besaßen und worauf sich dieselbe gründete, läßt sich jetzt nicht wohl mehr ermitteln. Sie bestand vielleicht blos in dem Aussaugen der Wunde, theils mittels des Mundes, theils mittels einer Art Schröpfköpfe, welches letztere nach Ehrenbergs Angabe die Bewohner Ägyptens und Syriens noch jetzt verstehen. Wir begnügen uns, dasjenige, was man etwa in dieser Beziehung über diese Völker weiß, in ein paar Originalstellen der Schriftsteller jener Zeit beizubringen, indem es zu weit führen würde, alles hierher Gehörige umständlich aufzunehmen.

Die Marser waren ein Volk in Mittelitalien und standen überhaupt in dem Rufe, Giftmischer, Weissager und Zauberer zu sein. Virgil (Aen. VII. 750.) sagt von ihnen, die auf eine eigene Schlangengöttin Anguitia verehrten — Folgendes:

Quin et Marrubia venit de gente sacerdos,
Fronte super galeam et felici comtus oliva,
Archippi regis missu, fortissimus umbro:
Vipereo generi et graviter spirantibus hydris
Spargere qui somnos cantuque manuque solebat,
Mulcebatque iras, et morsus arte levabat.
Sed non Dardaniae medicari cuspidis ictum
Evaluit, neque eum juvere in volnera cantus
Somniferi, et Marsis quaesitae in montibus herbae.
Te nemus Anguitiae, vitrea te Fucinus unda,
Te liquidi flevere lacus.

Und Silius Italicus (VIII, 495.):

Hae bellare acies norant. At Marsica pubes
Et bellare manu, et chelydris cantare soporem,
Vipereumque herbis hebetare et carmine dentem.
Aeetae prolem Anguitiam mala gramina primam
Monstravisse ferunt, tactuque domare venena,
Et lunam excussisse polo, stridoribus amnes
Frenantem ac silvis montes nudassé vocatis.

Noch berühmter, vorzüglich wegen ihrer Art den Schlangenbiß durch Aussaugen zu heilen, waren die Psyller, ein afrikanisches Volk, von denen Lucanus (IX, 891.) erzählt:

— — — Gens unica terras
Incolit, a saevo serpentum innoxia morsu,
Marmaridae Psylli: par lingua potentibus herbis:
Ipse cruor tutus, nullumque admittere virus,
Vel cantu cessante, potest. Natura locorum
Jussit, ut immunes misti serpentibus essent.
Profuit in mediis sedem posuisse venenis.
Pax illis cum morte data est. Fiducia tanta est,
Sanguinis: in terram parvus cum decidit infans,
Ne qua sit externae Veneris mistura timentes,
Letifica dubios explorant aspide partus.
Utque Jovis volucer, calido cum protulit ovo
Implumes natos, solis convertit ad ortus:
Qui potuere pati radios, et lumine recto
Sustinuere diem, coeli servantur in usus;
Qui Phoebo cessere, jacent: sic pignora gentis
Psyllus habet, si quis tactos non horruit angues,
Si quis donatis lusit serpentibus infans.
Nec solum gens illa sua contenta salute,
Excubat hospitibus, contraque nocentia monstra
Psyllus adest populis. Qui tunc Romana secutus
Signa, simul jussit statui tentoria ductor,
Primum quas valli spatium comprendit arenas
Expurgat cantu verbisque fugantibus angues.
Ultima castrorum medicatus circuit ignis.
Sic nox tuta viris. At si quis peste diurna
Fata trahit, tunc sunt magicae miracula gentis,
Psyllorumque ingens et rapti pugna veneni.
Nam primum tacta praesignat membra saliva.
Quae cohibet virus, retinetque in vulnere pestem.
Plurima tum volvit spumanti carmina lingua
Murmure continuo, nec dat suspiria cursus
Vulneris, aut minimum patiuntur fata tacere.
Saepe quidem pestis nigris inserta medullis
Excantata fugit: sed si quod tardius audit
Virus, et elicitum jussumque exire repugnat,
Tunc superincumbens pallentia vulnera lambit,
Ore venena trahens, et siccat dentibus artus,
Extractamque tenens gelido de corpore mortem
Exspuit: et cujus morsus superaverit anguis
Jam promptum Psyllis vel gustu nosse veneni.

Celsus (V, 27. sect. 3.) meint, daß das Kunststück des Aussaugens nichts Besonderes sei, weil das Gift im Magen nicht schade, man dürfe nur auch keine Verletzungen im Munde haben. — Weitere Nachrichten über die

Psyller finden sich noch beim Plinius (H. N. VII, 2—8, 38. XXI, 45. XXV. 76. XXVIII, 6.), beim Sueton (im Aug. 17.), beim Priscianus (10.), bei Älian (Hist. anim. I, 57. XVI, 27. 28.).

Was die neuern Nachrichten über Schlangenbeschwörer betrifft, so sind nur wenige davon durch Reisende mitgetheilt worden, denen man Kenntnisse und vorurtheilsfreie Prüfung der Vorgänge genug zutrauen darf, um anzunehmen, daß sie sich nicht haben täuschen lassen durch Gaukler, deren List und Gewandtheit, namentlich bei den indischen Völkern, bekanntlich so ausnehmend groß ist.

Kämpfer, welcher vom Jahre 1683 an Asien bereiste, erzählt von der Abrichtung der Brillenschlangen in Ostindien Folgendes: „Der Gaukler, welcher die Brillenschlangen dressirt hat, nimmt ein Stück Wurzel, wovon er immer einen guten Vorrath bei sich führt, und versichert zugleich die Zuschauer, daß er unter dem Schutze dieser kräftigen Wurzel die Schlangen angreifen und ihren giftigen Bissen trotzen kann. Darauf läßt er aus einer Schachtel eine Brillenschlange hervorkriechen, reizt sie durch einen Ruthenhieb, und hält ihr die rechte Hand, worin er die Wurzel hat, vor. Sogleich wendet sich die Schlange gegen ihren Feind, richtet sich auf dem Schwanze ruhend empor, bläst sich auf, zischt, streckt ihre Zunge hervor, öffnet den Rachen, und ihr glühendes Auge folgt der Hand des Gauklers. Jetzt beginnt dieser seinen Gesang, bewegt seine Hand nach dem Tacte auf und ab und zwingt so das Thier, welches immerfort der Hand folgt, seinen Kopf beständig zu bewegen, und so etwa acht Minuten lang eine Art von Tanz darzustellen. Der Gaukler sieht den Augenblick voraus, wo die Schlange ermattet sinken würde, Gesang und Handbewegung hören auf, die Schlange senkt sich und kehrt in ihre Schachtel zurück." Über die Art der Abrichtung meldet derselbe Schriftsteller Folgendes: „Der Indier hatte zweiundzwanzig Schlangen in ebenso viel irdenen Gefäßen, welche durch einen Deckel geschlossen und groß genug waren, ihnen die nöthige Bewegung zu gestatten. Wenn die Witterung nicht zu heiß war, ließ er eine Schlange nach der andern aus ihrem Gefängnisse. Sobald die Schlange aus dem Gefäße gekrochen war und entwischen wollte, drehte der Meister ihren Kopf mit einem Rüthchen nach sich zu, und in dem Augenblicke, wo sie nach ihm beißen wollte, hielt er ihr das Gefäß vor, womit er, wie mit einem Schilde, ihre Bisse auffing. Bald sah sie denn ein, daß ihre Wuth nichts ausrichtete und zog sich zurück. Diese Art von Kampf dauerte ¼ oder selbst ½ Stunde und während dieser Zeit folgte die Schlange immerwährend mit aufgeblasenem Halse allen Bewegungen des ihr vorgehaltenen Schildes. So wurde die Schlange allmälig daran gewöhnt, sich, so bald man ihr das Gefäß vorhielt, aufzurichten. Späterhin hielt man ihr statt dessen die Hand vor, aber die Schlange wagte nicht zuzubeißen, weil sie schon so oft von dem Schilde zurückgeprallt war. Der Gaukler begleitete die Bewegungen der Schlange mit einem Gesange, um die Täuschung zu vermehren. Indessen hätte er doch trotz aller Geschicklichkeit und Vorsicht einen Biß bekommen und sterben können, deswegen ließ er die Schlange vorher oftmals in ein Stück Tuch beißen, wobei sie ihr Gift verspritzte. Dies mußte oft von Neuem geschehen, weil sich das Gift sehr bald wieder ersetzte."

Wenn sich Kämpfer nun nicht geirrt hat, wenn die Schlange wirklich ihre Giftzähne noch besaß, so zeigt sich die Sache allerdings von einer andern Seite, als man sie gewöhnlich betrachtet, nämlich nicht mehr fabelhaft. Es mag auch allerdings damit seine Richtigkeit haben, wenigstens bestätigt sie ein neuerer Reisender (1821), Davy, in seinen Mittheilungen über Ceylon, indem er Folgendes erzählt: „Die sogenannten Schlangenzauberer zeigen sich hier auch oft, wie in Indien. Der Zauberer reizt die Schlange durch Schläge und schnelle drohende Bewegungen der Hand, und beruhigt sie wieder durch seine Stimme, durch sanfte Kreisbewegungen der Hand und sanfte Schläge. Wird das Thier böse, so vermeidet er geschickt dessen Angriffe, und spielt nur mit ihm, wann es beruhigt ist, wo er dann das Maul des Thieres an seine Stirne bringt, und damit über das ganze Gesicht fährt. Das Volk glaubt, der Mann besitze wirklich einen Zauber, vermöge dessen er das Thier ohne Gefahr behandeln könne. Der Aufgeklärte lacht darüber und betrachtet den Mann als einen Betrüger, der der Schlange die Giftzähne ausgerissen habe, irrt sich aber und das Volk hat Recht. Ich habe solche gezeigte Schlangen gesehen, und die Giftzähne unversehrt gefunden. Diese Menschen besitzen wirklich einen Zauber, zwar keinen übernatürlichen, aber den des Vertrauens und des Muthes. Sie kennen die Sitten und Neigungen dieser Schlange, und wissen, wie ungern sie ihre tödtliche Waffe braucht, und daß sie nur nach vielen vorhergehenden Drohungen beißt. Wer das Vertrauen und die Hurtigkeit dieser Menschen hat, kann ihr Spiel auch nachahmen, und ich habe es mehr als einmal gethan. Sie können ihr Spiel mit jeder Brillenschlange treiben, sei sie frisch gefangen oder lange eingesperrt gewesen, aber sie wagen es mit keiner andern Giftschlange."

Ähnliches erzählt Menu von Minutoli von den afrikanischen Schlangenbeschwörern, welche außerdem noch in großem Ansehen zu stehen scheinen. Wir führen Folgendes darüber aus seiner Reise an: „Zur Unterhaltung der Fremden pflegt man auch wol in Cairo Schlangenbeschwörer ihre vorgebliche Zauberei anstellen zu lassen. Diese Menschen bilden eine Art erblicher Brüderschaft, bewahren ihre Geheimnisse sehr sorgfältig und keiner von ihnen wird in die höchsten derselben eingeweiht, der nicht vorher gewisse Beweise von Erfahrung und Geschicklichkeit abgelegt hat. Sie sind im ganzen Lande zerstreut, haben besondere Gerechtsame und in Cairo beläuft sich ihre Zahl auf etwa 300. Das Volk hält sie für heilig. Bei gewissen Feierlichkeiten, z. B. am Tage vor dem Abgange der großen Karawane nach der heiligen Stadt ziehen sie in Feierreihen einher mit lebendigen Schlangen um Hals und Arme, wobei sie sich wie Rasende gebehrden, und ihnen der Schaum vor den Mund tritt. Bisweilen zerreißen sie die Schlangen mit den Zähnen. Wenn sie in diesem Zustande sind, drängt das Volk sich herbei, besonders

die Frauen, um sie mit den Händen zu berühren. Die Schlangenbeschwörer unterscheiden sich nach dem Grade ihrer Kunst in Saadze und Besahze. Die Saadze zeigen Kunststücke mit gezähmten Schlangen, die Besahze besitzen Geheimnisse, die Schlange in den Häusern herbeizulocken und zu fangen. Um aber sicher zu gehen, pflegen sie selbst eine Schlange bei sich zu führen, die, wenn die gesuchte ihrer Zauberei nicht gehorchen will, plötzlich von ihnen hervorgezogen wird. Dessen ungeachtet besitzen diese Zauberer nach der Versicherung eines sehr unterrichteten Mannes wirklich eine große Geschicklichkeit Schlangen aufzusuchen und zu fangen. Die Räucherung, besonders mit Mehl, Schwefel, Zwiebelschalen und einem stark riechenden Kraute, welche sie machen, sind den Schlangen angenehm und locken sie hervor. Der Zauberstab, den sie führen, ist ein Palmenschoß, zunächst neben der Krone des Baumes abgeschnitten und voll von dem süßen Marke desselben, wonach die Schlangen sehr lüstern sind. Außerdem wissen die Beschwörer bei den Zauberformeln das Gezisch der Schlangen so natürlich nachzuahmen, daß diese davon getäuscht werden und der Speichel der Zauberer soll durch das Kauen eines narkotischen ätzenden Krautes, wodurch sie denselben auf eine gräßliche Weise vermehren, eine solche betäubende Kraft besitzen, daß die damit benetzten Schlangen sofort einschlafen, und ohne Weiteres in der Gewalt der Zauberer bleiben."

Man sieht es dieser Erzählung leicht an, daß der Reisende kein strenger Naturhistoriker war und sich mit dem äußern Scheine begnügte. Dies geht schon daraus hervor, daß er von ihrer Lüsternheit nach Palmenmark spricht, denn keine Schlange, am wenigsten die giftigen, fressen vegetabilische Substanzen, es wäre also höchstens der Fall denkbar, daß die Schlangenbeschwörer sie an solche Kost gewöhnten, worüber allerdings eine Mittheilung insofern zu wünschen gewesen wäre, als vielleicht die Giftsecretion durch solche Nahrung vermindert, oder verändert werden könnte. Wir können uns aber überhaupt nicht erinnern, daß irgend ein Beobachter des Umstandes Erwähnung thäte, daß dergleichen sogenannte gezähmte Schlangen gefüttert worden wären. Wir sagen mit Willen gezähmte, denn von andern, mit denen man solche Proceduren nicht vornahm, ist es allerdings richtig, daß sie in der Gefangenschaft fressen, wiewol Lenz (i. a. W.) ausdrücklich bemerkt, daß seine gefangenen Kreuzottern nie Nahrung zu sich nahmen. Es dürfte aber doch wol der Fall sein, daß durch längere Entziehung von Nahrung die Kraft des Giftes geschwächt, so wie die Menge desselben vermindert würde.

Anders lauten die Berichte, welche Isidor Geoffroy St. Hilaire nach den Angaben seines Vaters in dem großen Werke Description de l'Egypte: histoire naturelle des Reptiles gibt. Er sagt nämlich: „Die Haje ist diejenige Schlange, von welcher die Gaukler Cairo's den größten Nutzen ziehen. Nachdem sie ihr nämlich die Giftzähne ausgerissen haben (eine Vorsicht, welche die Schlangenbeschwörer Indiens auch rücksichtlich der Klapperschlange beobachten), zähmen sie dieselbe und richten sie zu einer großen Anzahl mehr oder weniger sonderbarer Touren ab. Nachfolger, und vielleicht Abkömmlinge der alten Psyllen, wissen sie Effekte hervorzubringen, welche das lebhafte Erstaunen des unwissenden ägyptischen Volkes erregen und bei den Gelehrten unsers Europa's unstreitig noch ein größeres hervorbringen würden. Sie können, wie sie sagen, die Haje in einen Stock verwandeln, und sie dahin bringen, daß sie sich todt stellt. Wenn sie diese Wirkung hervorbringen wollen, so spukken sie ihr in den Rachen und zwingen sie das Maul zu schließen, und legen sie auf die Erde, dann, gleichsam als ob sie ihr einen letzten Befehl ertheilen, drücken sie die Hand auf den Kopf derselben und sogleich wird die Schlange steif und unbeweglich, und fällt, so zu sagen, in eine Art von Katalepsie. Sie erwecken sie wieder, so bald es ihnen gefällt, indem sie sie bei dem Schwanze ergreifen und stark zwischen den Händen rollen. Mein Vater, der oft in Ägypten Zeuge dieser merkwürdigen Wirkung war, glaubte zu bemerken, daß von allen Handlungen, welche die Praktik dieser modernen Psyllen bilden, eine einzige wirksam war, um, wenn man diesen Ausdruck brauchen will, den Schlaf dieser Thiere hervorzubringen. Zur Bestätigung dieser Meinung foderte er einen solchen Gaukler auf, sich bei der Behandlung der Schlange auf die gedachte Kopfberührung zu beschränken. Dieser aber nahm diesen Vorschlag als ein abscheuliches Sacrilegium auf, und schlug ungeachtet aller Anerbietungen, die man ihm machte, es ab, das ihm bezeigte Verlangen zu befriedigen. Die Muthmaßung meines Vaters war indessen wohl begründet, denn als er den Finger etwas stark auf den Kopf der Haje gedrückt hatte, sah er sogleich alle die Wirkungen hervortreten, welche die gewöhnliche Folge der geheimnißvollen Praktik des Gauklers waren. Dieser, als er eine solche Wirkung sahe, glaubte sowol Zeuge eines Wunders, als auch einer gräßlichen Profanation zu sein, und floh von Schrecken ergriffen. Die Psyllen rühmen sich in der That von ihren Voraltern und allein das Geheimniß zu besitzen, diesen Thieren befehlen zu können; sie fodern Leute aus dem Volke auf, ihnen nachzuahmen und Versuche zu machen, von denen sie wohl wissen, daß sie ohne Erfolg sein werden, wie dies auch immer der Fall ist; denn, da diese Leute nur das nachahmen, was ihnen gewöhnlich in die Augen fällt, so begnügen sie sich damit, der Schlange in den Rachen zu spucken, und gelangen so nie dahin dieselbe einzuschläfern."

Nach dieser Erzählung Geoffroy's kann man nicht umhin, auf den Gedanken zu kommen, daß die Wirkung des Einschläferns der Schlange, vielleicht weniger durch den Druck, als durch eine Art thierischen Magnetismus hervorgebracht wurde. Man wird sich ohne Zweifel hierbei auch der Wirkung erinnern, welche ein künstlicher Magnet, ja selbst schon ein Feuerstahl, auf den Aal hervorbringt. Auch kann der Verfasser dieses Artikels nicht umhin auszusprechen, daß er um so mehr geneigt ist, diese Ansicht zu hegen, als seine eignen Erfahrungen dafür sprechen. Vor längern Jahren nämlich in einer Gegend lebend, wo die gewöhnliche Natter (Coluber Natrix L.) nicht selten ist, ward er durch einen Hand-

lungslehrling, welcher zum Schrecken der Käufer und seines Lehrherrn immer von Reptilien aller Art umgeben war, veranlaßt, ebenfalls den Versuch der Schlangenzähmung vorzunehmen. Ein mäßiger Druck auf den Kopf der Schlange war immer das erste, was vorgenommen und von Zeit zu Zeit wiederholt werden mußte, um sie fügsam zu machen. Damals war Geoffroy's Arbeit noch nicht erschienen, sonst würden mehre und genaue Versuche angestellt worden sein, zu denen es jetzt an jeder Gelegenheit fehlt. Es ist zu bedauern, daß Lenz, der vortreffliche Beobachter, der so vielfältige Versuche aller Art angestellt hat, namentlich auch im Bezug auf die Einwirkung der Elektricität, worauf wir sogleich zu reden kommen werden, nicht auf den Gedanken gekommen ist, dergleichen auch mit dem Magnet oder mittels des thierischen Magnetismus anzustellen. Es würden dieselben um so interessanter gewesen sein, als wir bereits merkwürdige Einwirkungen des animalischen Magnetismus auf Thiere kennen, die wir jedoch hier, als zu unserm Gegenstand nicht gehörig, übergehen, und auf die desfallsige Abhandlung: Observationes biologicae de magnetismo animali caet. auct. *Alfr. Guil. Volkmann*, Lips. 1826. verweisen müssen.

Einen unglücklichen Fall, welcher sich mit einem teutschen sogenannten Schlangenbeschwörer zutrug, und welchen Lenz in seinem Werke mittheilt, werden wir weiter unten berühren.

Man hat auch behauptet, daß die Schlangenbeschwörer sich der Musik bedienten, um auf diese Thiere zu wirken. Mehre Reisende erzählen davon; unter andern will Chateaubriand im Jahre 1791, in Oberkanada in Nordamerika gesehen haben, wie ein Eingeborner den Zorn einer Klapperschlange durch Flötenton beschwichtigte und sie sogar durch diese Töne dahin brachte, ihm zu folgen. Wir wollen dahingestellt sein lassen, welchen Glauben man dieser Erzählung beimessen mag, welche ein Reisender lieferte, der als Dichter ohnedies von dem Aufenthalte in jenem Lande bezaubert war. Fast noch merkwürdiger ist folgende Stelle in der Reisebeschreibung des Major Laing, indem er von seinem Aufenthalte bei den Sulimas südlich vom Gambiaflusse spricht. „Unter den Musikern war auch einer, der sich rühmte, er könne mit seiner Musik Krankheiten heilen, wilde Thiere zähmen, und Schlangen zum Tanze bringen. Er stimmte dabei bald eine muntere Weise an, und eine große Schlange kroch den Hof hinein. Bald veränderte er die Weise und sang: „„Schlange halt ein, du läufst zu schnell!““ und die Schlange hielt ein. Darauf sang er: „„Schlange tanze, denn ein weißer Mann ist nach Falaba gekommen, tanze, denn es ist ein glücklicher Tag!““ Die Schlange wand sich herum, richtete den Kopf auf, machte allerlei Kunststückchen und kroch zuletzt, als der Sänger fertig war, hinter demselben her. Man bemerkte gleich mein Erstaunen und war höchst erfreut darüber, daß ein schwarzer Mann etwas habe machen können, worüber sich ein Weißer gewundert.“

Lenz hat sehr recht, wenn er diesen Erzählungen wenig Glauben schenkt, und indem er mit Grund bemerkt, daß das Ohr dieser Thiere nicht allein sehr unvollkommen, sondern noch überdies unter der Haut verborgen liege (s. w. u.). Indessen hat er doch mit den inländischen Schlangen Versuche angestellt, und wir lassen ihn diese mit seinen eigenen Worten beschreiben. Er sagt: „Ich wählte zu diesem Zwecke eine Spieldose, die einen äußerst angenehmen Klang hatte, und stellte sie auf den Rand der Schlangenkiste. Sie spielte ihr Stückchen und durchdrang mit ihrer Melodie die ganze Kiste sammt den verschiedenartigen darin befindlichen Schlangen. Leider aber waren oder stellten sich alle Schlangen taub, und keine kümmerte sich im geringsten darum. Jetzt setzte ich die Spieldose mitten auf die Scheibe eines großen Glasrahmens, und legte eine Kreuzotter, eine glatte Natter, eine gelbliche Natter und eine Blindschleiche dicht an die Dose, aber auch unter dieser auserwählten Gesellschaft fand sich kein musikalisches Genie. Späterhin wiederholte ich den Versuch durch Flötenspiel; jedoch auch da wurde wieder tauben Ohren vorgeflötet.“

Selbst gegen die Elektricität scheinen die Schlangen gleichgültig zu sein, wenigstens so weit sich dies aus den von Lenz angestellten Versuchen abnehmen läßt, welche er S. 67 seines Werkes mit folgenden Worten mittheilt: „Ich nahm eine lebenskräftige Kreuzotter mit der bloßen Hand an der Schwanzspitze und hielt sie so, daß ihr Kopf, oder wenn sie diesen zurückzog, ihr Leib, 2 Minuten lang von den Fünkchen des Conductors einer Elektrisirmaschine getroffen wurde. Jedoch bemerkte ich keine auffallende Wirkung. Dann nahm ich in die linke Hand eine geladene leydner Flasche und berührte damit ihren Kopf, der elektrische Schlag, welchen ich auf diese Weise mit der Otter zugleich bekam, war ziemlich heftig, und die Otter fuhr stark zusammen. Darauf gab ich ihr auf gleiche Weise noch 2 ebensolche elektrische Schläge, bei denen sie ebenso zusammenfuhr; dann ließ ich sie wieder los, bemerkte aber weiter keine bestimmten Folgen. Daß sie noch eine Zeit lang heftigere Bewegungen machte, als gewöhnlich, war zwar offenbar; doch würde dies auch geschehen sein, wenn ich sie ohne Elektricität geplagt hätte. Darauf nahm ich eine Ringelnatter und verfuhr ganz wie mit der Kreuzotter, auch ganz mit demselben Erfolge. Endlich isolirte ich dieselbe, indem ich sie an einem seidnen Fädchen aufhing, und hielt nun ihren Kopf eine Minute lang an den Conductor, doch ohne eine größere Wirkung hervorzubringen.“

Haben wir nur so eben von der Beschwörung der Schlangen geredet, so wenden wir uns nun zu der Zauberkraft, welche sie selbst besitzen sollen. Nach den Berichten vieler Reisenden nämlich soll der Blick, namentlich der größern Giftschlangen, z. B. der Klapperschlange, eine solche magische Gewalt auf die von ihnen angeschauten Thiere haben, daß dieselben, in gewaltige Unruhe versetzt, ihnen gleichsam von selbst in den Rachen stürzen. Ja, es ist von manchen Berichterstattern sogar behauptet worden, daß diese Kraft selbst auf den Menschen wirke und denselben, wenn er von der Schlange, ihm selbst unbemerkt, angeschauet wird, zwinge sich ihr zu nähern. Man wird leicht sehen, daß allerdings die

ganze Sache den Anschein einer Fabel hat; sie aufzuklären, hat der amerikanische Arzt Barton schon im Jahre 1796 mit Glück versucht in einem eignen Schriftchen, welches den Titel führt: „Memoir concerning the fascinating faculty, which has been ascribed the Rattlesnake. Philadelphia, 1796. Da dasselbe den Gegenstand vollständig genug erörtert, so wollen wir hier einen Auszug daraus folgen lassen.

Die Schlange, von welcher Art sie auch sei, so erzählt man, liegt, wenn sie bezaubern will, neben dem Baume oder dem Busche, worauf sich der Vogel oder das Eichhorn befindet, welches sie zu bezaubern gesonnen ist, und heftet unablässig ihre Augen auf das Thier. Hierdurch fühlt sich letzteres außer Stand gesetzt zu entfliehen. Es erhebt vielmehr ein klägliches Geschrei, welches diejenigen, denen die Zauberkraft bekannt ist, sofort für das Geschrei eines bezauberten Thieres erkennen. Ist letzteres ein Eichhorn, so läuft es bis auf eine kleine Weite den Baum hinan, kommt wieder herab, läuft dann wieder in die Höhe, sodann abermals herab, und erreicht, wie ein leichtgläubiger Schriftsteller sagt, nie wieder die vorige Höhe, sondern kommt stets tiefer gegen die Schlange hin. Während dessen liegt die Schlange, den unverwandten starren Blick auf das Eichhorn geheftet, so unbeweglich unten am Baume, daß man sich ihr unbemerkt nähern kann, ohne daß sie durch das dadurch verursachte Geräusch irre gemacht würde. Endlich stürzt das arme Thierchen mit einem Sprunge der Schlange in den offnen Rachen.

Nach der Meinung vieler Männer, die sich lange in Nordamerika aufgehalten haben, soll dieser lächerliche Glaube unter den nordamerikanischen Wilden seinen Ursprung genommen haben, doch ist es auch andrerseits ausgemacht, daß viele Stämme dieser Wilden keineswegs daran glauben.

Einige Versuche, welche in Philadelphia mit Klapperschlangen angestellt wurden, bestätigen die Zauberkraft derselben keineswegs. Die Vögel, welche zur Schlange in den Käfig gethan wurden, suchten ihr, gleichsam ihrer Gefahr sich bewußt, zu entfliehen. Die Schlange suchte sich ihrer auf mancherlei Weise zu bemächtigen, jedoch nur selten mit glücklichem Erfolge. Ward ein todter Vogel in den Käfig geworfen, so verzehrte ihn die Schlange sogleich, auch fing sie bald einen lebendigen Maulwurf. Ein Schneeammer ward zu einer großen Klapperschlange in den Käfig gesetzt, als man nach einigen Stunden wieder nach ihm sah, zeigte er gar keine Furcht, er hüpfte vielmehr im Käfig umher, sprang auf die Vogelstange und selbst auf den Rücken der Schlange. Auch war seine Stimme nichts weniger als angstvoll, sondern völlig natürlich, und dabei fraß er die hineingestreuten Sämereien. Die Schlange war übrigens matt, und es geschah am 17. Februar, also etwas früher als die dortigen Schlangen ihr Winterquartier zu verlassen pflegen.

Hätte die Klapperschlange wirklich eine so schädliche pestilenzialische Ausdünstung wie Lacépède behauptet, so würde ihre Atmosphäre für mehre Thiere eine wahre Hölle sein müssen. Aber daran ist nicht zu denken. Auch sind gerade die Wohnungen dieser Schlangen der Lieblingsort der Frösche, und oft liegt eine Klapperschlange Tage lang unter einem Baume oder Busche, auf welchen die Drossel oder der karolinische Fliegenstecher ihre Jungen erziehen.

Vögel aus dem Falkengeschlechte schweben oft Stunden lang über der Schlange, stoßen endlich auf sie herab, und führen sie ihren Jungen zum Futter in das Nest.

Außer der Klapperschlange schreibt man auch noch andern Schlangen in Amerika die Zauberkraft zu. Noch sonderbarere Geschichten als von der Klapperschlange erzählt man sich z. B. von der schwarzen Schlange (Coluber constrictor *Linné*), welche nicht giftig ist. Meine Untersuchungen, fährt Barton fort, über die Jahreszeit, in welcher sich das Bezaubern der Vögel besonders ereignen soll, sind genugthuend ausgefallen. Fast in jedem Falle fand es sich, daß dieser vermeinte Zauber der Schlangen zu der Zeit auf die Vögel gewirkt hatte, wo sie brüteten oder ihre Jungen erzogen. Nun fing ich daher an zu vermuthen, daß jenes angstvolle Geschrei der Vögel, welches man für das Zeichen der Bezauberung ansah, lediglich der ängstlichen Fürsorge für die Erhaltung ihrer Jungen zuzuschreiben sei und wirklich bin ich hievon später überzeugt worden.

Die Klapperschlange steigt zwar nicht auf Bäume, wol aber die schwarze Schlange und andere Arten. Wenn diese Hunger fühlen, so schlingen sie sich an Bäumen oder Buschwerk in die Höhe, worauf sich ein Vogelnest befindet. Der Vogel kennt die Absicht der Schlange sehr gut. Er verläßt das Nest, es mag Eier oder Junge enthalten, und sucht sich dem weitern Vordringen des Feindes auf alle Art zu widersetzen. Sein Geschrei ist melancholisch, seine Bewegung zitternd und angstvoll. Er stellt sich der äußersten Gefahr bloß, ja, er kommt dabei zu Zeiten der Schlange so nah, daß er von ihr ergriffen wird; dennoch ist dies nur ein seltner Fall. Oft glückt es ihm wirklich, die Schlange vom Neste hinwegzutreiben.

Wenn die Jungen das Nest verlassen, so ist ihr Flug noch unbehülflich und sie ermüden bald. Sie fallen zu Zeiten zu Boden und bleiben dem Angriffe der Schlangen ausgesetzt. In dieser Lage setzt sich die Alte sodann auf einen Busch in die Nähe der Schlange. Von dort aus schießt sie herab, um ihre Jungen zu schützen. Indeß die Furcht, die Selbstliebe treibt sie dennoch wieder zurück, sie verläßt daher die Schlange, jedoch nur auf sehr kurze Zeit und geht dann von Neuem auf den Feind los. Oftmals gelingt es ihr, durch einen Angriff auf die Schlange mit den Flügeln, dem Schnabel und den Klauen, sie von der Vernichtung ihrer Familie abzuhalten; gelingt es der Schlange, die Jungen zu erhaschen, so ist für die Mutter weniger Gefahr, denn während jene den jungen Vogel verzehrt, fehlt es ihr an Neigung und selbst an Kraft die Mutter zu fangen. Allein der Appetit der Schlangen ist groß, ist daher das Junge verzehrt, so beginnt die Gefahr

der Mutter von Neuem, die Schlange ergreift auch diese und somit endet die Bezauberung.

Als Beispiel dieser Ansicht wird eine Erfahrung eines Herrn Rittenhouse angeführt. Dieser hörte einst das sonderbar melancholische Rufen des rothflügeligen Oriol (Oriolus phoeniceus *Linné*). Er schloß daraus, daß der Vogel sich in einer ängstlichen Lage befinde, und daß eine Schlange in der Nähe sei. Er warf einen Stein nach dem Orte, von welchem das Geschrei des Vogels herkam, wodurch der Vogel sofort verjagt wurde. Da derselbe indeß gleich wieder zurückkehrte, so ging Rittenhouse hin, um selbst nachzusehen, und fand den Vogel auf dem Rücken einer großen schwarzen Schlange sitzend, wie er auf diese mit dem Schnabel loshackte. Die Schlange war gerade im Herunterschlingen eines jungen Vogels begriffen und nach der Dicke ihres Leibes zu urtheilen, hatte sie deren bereits 2—3 verschluckt. Sobald die Schlange getödtet war, flog der Vogel davon.

Es ist hinreichend bekannt, daß die gewöhnliche Nahrung der Klapperschlange in dem großen Frosche (Rana ocellata *Linné*) besteht, der sich an Bächen und Flüssen aufhält. Die Schlange liegt dort im Hinterhalte und lauert auf diese Beute, sie wendet aber dabei keine besondern Kunstgriffe oder gar Zauberei an, sondern sie verläßt sich auf ihre Stärke und List. Einer meiner Freunde, sagt Barton, der viele Klapperschlangen anatomirt hat, bezeugte mir, daß er nur ein einziges Mal in dem Magen der Schlange einen Vogel angetroffen habe, auch kam ihm einmal ein Erdeichhorn darin vor, allein bei allen andern Untersuchungen fanden sich in dem Verdauten, so weit als man die Abstammung noch erkennen konnte, immer nur Überbleibsel des großen Frosches. Hätte nun, was man doch behauptet, die Schlange ihre Zauberkraft, um sich dadurch Nahrung zu verschaffen, so müßte man doch in ihrem Magen gerade die Thiere finden, von denen man annimmt, daß sie von ihr bezaubert werden, nämlich Vögel und Eichhörner, was jedoch nicht der Fall ist.

Die schwarze Schlange ist von weit größerer Thätigkeit, als die Klapperschlange. Letztere ersteigt, wie gesagt, niemals Bäume, allein die erstere selbst die höchsten. Auch bedarf die Klapperschlange keiner besondern Thätigkeit und Gewandtheit, da sie nur vorzüglich von Fröschen und nicht wie die schwarze von Vögeln lebt. Besäße diese nun aber eine Zauberkraft, so hätte sie nicht erst nöthig, die Bäume zu ersteigen, sondern zauberte die Vögel, an der Erde liegend, zu sich herab. Auch ist es ein neuer Beweis gegen ihre Zauberkraft, daß man nur Junge und fast nie alte Vögel in ihrem Magen findet.

Für das Klettervermögen der schwarzen Schlange nur folgendes sehr merkwürdige Beispiel: „Eine solche Schlange wand sich um einen Baum in die Höhe, um die Jungen eines Baltimorvogels aus dem Neste zu holen. Dieser Vogel hängt sein Nest sehr geschickt an die äußersten Zweige auf. Diesmal hing es an einem so dünnen Ende des Zweiges, daß die Schlange es unmöglich fand, sich längs diesem Zweige hinzuschlingen. Sie benutzte daher einen höhern, über dem Neste stehenden Zweig, wand nur einen kleinen Theil des Schwanzes um denselben, ließ den übrigen Theil des Körpers in das Nest des Vogels herabhangen, und verschluckte in dieser Stellung ein Junges nach dem andern."

So weit Barton. Andere Beobachter erzählen, daß die schwarze Schlange oft von kleinen Vögeln, die sie umgeben, gleichsam verfolgt wird, namentlich zeichnet aber auch Audubon in seinem großen schönen Werke über die amerikanischen Vögel eine Klapperschlange ab, wie sie von einem Haufen kleiner Vögel verfolgt wird. Andere Beobachter, wie z. B. der Prinz von Neuwied, leugnen die Zauberkraft der Schlangen geradezu, und betrachten sie als eine Fabel.

Wie eine solche entstehen konnte, setzt Lenz (a. a. O.) durch eine Vergleichung sehr hübsch auseinander. „Viele Reisende," sagt er, „da sie selbst keine Gelegenheit haben, Beobachtungen anzustellen, verlassen sich auf die Aussagen verschiedener anderer Personen, bei denen man zunächst die Kenntniß der Lebensweise der Thiere voraussetzt;" dann fährt er fort: „Wenn jetzt ein Amerikaner nach Europa käme, um die dasigen Amphibien zu studiren, und seine Nachricht bei Jägern, Holzhackern und Bauern einzöge, weil solche Leute den ganzen Tag im Freien zubringen, und somit die Thiere am besten kennen sollten, da würde er Wunderdinge hören, und mit einer merkwürdigen Weisheit ausstaffirt nach Amerika zurückkehren, um seine lieben Landsleute zu belehren; er würde hören, daß es Otternkönige gibt, die ihr goldnes Krönchen, das unendlichen Werth hat, ablegen, wenn man auf ihrem Lieblingsplatze ein weißes Tuch hinbreitet, und daß diese Otternkönige an gewissen Tagen Büsche und Bäume besteigen, und dort schöner flöten als eine Nachtigall; er würde hören, daß alle Schlangen, selbst die Blindschleiche, giftig sind und mit der Zunge stechen, daß auch die Eidechsen giftig sind, daß Ringelnattern sich mit Aalen paarten u. s. w."

Die Zauberkraft läßt sich ferner nach Lenz's Ansichten recht gut noch durch folgende Umstände erklären:

Die Giftschlangen versetzen ihrer Beute einen Biß, lassen sie aber, wie Beobachtungen lehrten, wegen des Baues ihrer Zähne wieder los, warten ab, bis sie halb oder ganz todt ist, und verschlingen sie erst dann. Ein gebissenes Thier stirbt selten augenblicklich, auch wird es ja oft nur vom Zahne gestreift, und kann, selbst wenn es klein ist, noch viele Stunden leben; es kann also, wenn es ein Vogel ist, noch auf einen Zweig fliegen, dort matt und matter werden, und endlich unter Zuckungen auf die unten lauernde Schlange fallen. Es kann aber auch noch andere Veranlassungen zu der Sage gegeben haben. So z. B. sehen wir, daß viele Vögel, auch Säugethiere, wie Hirsche und Rehe, wenn ein Feind sich ihren Eiern oder Jungen naht, indem sie sich matt oder lahm stellen, diesen hinter sich her und von ihrer Brut abzulocken suchen. Wenn nun auf solche Weise ein alter Vogel eine Schlange abzulocken sucht, so kann das freilich, wenn man die Umstände nicht kennt, wie sich aus dem früher Angeführten ergibt, sehr täuschen

Es kann auch die Schlange so eben einen jungen Vogel verschlingen oder verschlungen haben, und der Alte schreit noch ängstlich um sie her, wovon wir oben auch schon Beispiele anführten, dann ist es auch nicht Zauberei zu nennen.

Endlich ist es aber doch nicht unmöglich, daß gewisse Schlangen die Eigenschaft haben sollten, die Vögel insofern anzuziehen, daß diese um sie herumflattern und schreien. Das wäre wenigstens in der Thierwelt nichts Neues; denn man sieht ja oft genug, wie kleine Vögel und Raben die Falken schreiend verfolgen, wie ganze Schwärme von Vögeln sich versammeln, um den Uhu oder andere Eulen zu necken, deren man sich deshalb auch zum Vögelfang bedient; will man aber nun diejenigen Schlangen, an denen man solche anziehende Eigenschaft gewahr wird, der Zauberei zeihen, so müßte man den Uhu in dieselbe Kategorie stellen, woran doch gewiß Niemand denkt.

Was aber nun vollends die inländischen Schlangen betrifft, so sagt Lenz Folgendes von denselben:

„Ich habe durchaus nie, weder in der Freiheit, noch in der Gefangenschaft, irgend etwas, das man Zauberei nennen könnte, an ihnen bemerkt, obgleich ich Versuche genug darüber angestellt habe. Vorzüglich oft habe ich verschiedene kleine zumal Insekten fressende Vögelchen, auch oftmals Mäuse in ihre Kisten gesetzt, habe aber immer mit Erstaunen bemerkt, daß alle diese Thierchen, welche doch den Schlangen zur Nahrung dienen, sich durchaus nicht vor denselben scheuen, so lange jene ruhig sind, ja ohne alle Umstände sorglos auf ihnen herumhüpfen. Sobald aber die Schlangen heftigere Bewegungen machen, oder gar nach ihnen beißen, weichen sie natürlich aus, doch keineswegs mit größerm Schrecken, als wie wenn man ein Rüthchen nach ihnen zu bewegt. Von Mäusen habe ich gesehen, daß sie die Frechheit so weit treiben, daß sie todten oder im Sterben begriffenen Ottern den Kopf sammt dem Giftapparate zernagen, und zwar während sie Weizen genug haben, und also nicht von dem Hunger gequält werden. Ebenso fürchten sich Frösche und Eidechse vor Ringelnattern durchaus nicht mehr, als vor irgend einem andern Thiere gleicher Größe, obgleich sie die Hauptnahrung dieser Natter sind, und ich habe immerwährend Frösche und Eidechsen bei ihnen gesehen, wo sie sich, bis sie verschlungen werden, sehr wohl befinden. Wer diese Versuche nachmachen will, der hat Gelegenheit genug dazu, es muß aber nur mit Vernunft geschehen, denn wenn man eine Schlange in ein Glas oder einen Drathkäfig setzt, und nun einen frischgefangenen Vogel hinzu thut, so wird letzterer ohne Zweifel gewaltig toben, er würde es aber auch ohne die Schlange thun, weil er nach allen Seiten hin einen Ausweg zu sehen glaubt. Setzt man ihn aber mit beschnittenen Flügeln in eine geräumige Kiste, so wird er sehr bald ruhig, weil er eben nach keiner Seite hin einen Ausweg gewahrt, diese Einrichtung, daß die Thiere, welche den Schlangen zur Nahrung dienen, sich vor ihnen nicht fürchten, scheint höchst zweckmäßig, denn wenn sie dieselben verabscheuten, so würden Schlangen bei ihrer großen Faulheit schwerlich genügende Beute machen. Man sieht in der Freiheit allerwärts, daß Frösche, Eidechsen, Vögel, Mäuse, ganz ungescheut ihr Wesen da treiben, wo Schlangen hausen, ja es ist mir selbst ein Fall in der Freiheit vorgekommen, wo eine Eidechse an einem sonnigen Flecke ganz gemächlich auf einer ruhenden Otter sich gelagert hatte, um auf einer weichen Unterlage die Sonne zu genießen. In der Gefangenschaft kann man so etwas täglich sehen."

„Viele Menschen glauben, die Schlangen streckten ihre Zunge so oft hervor, um kleine Vögel dadurch anzulocken, weil sie die Zunge für einen Wurm oder ein Insect hielten. Das klingt an sich sehr wahrscheinlich, ist aber falsch. Die vielen Insecten fressenden Vögel, welche ich bei Schlangen gehabt habe, kümmerten sich nie um deren Zunge, wol aber um die Fliegen, Mehlwürmer, Ameisenpuppen, welche ich ihnen vorwarf, denn sie fraßen alle in Gegenwart der Schlangen so sorglos, als ob kein Feind in der Nähe wäre."

So weit Lenz. Es hat aber in der neuern Zeit der Oberforstrath Dr. Becker Nachricht über Beobachtungen gegeben (Isis XXI. 1133.), welche an einer gefangenen Klapperschlange angestellt wurden. Man steckte mehre Kaninchen zu ihr, welche ungeachtet, daß sie klapperte und mit ihrer Zunge mehrmals die Köpfe der Kaninchen beleckte, dennoch durchaus gar keine Furcht zeigten, sondern vielmehr munter um und gegen ihren Feind hüpften, wobei auffallender Weise ein schwarzes Kaninchen fast augenblicklich, nachdem es in den Käfig gebracht worden war, gebissen wurde, indeß sie die andern verschonte.

Außer der Zauberkraft haben wir noch andrer fabelhafter in der Geschichte der Schlangen vorkommender Dinge zu gedenken.

Hierher gehört vor allen Vipera cerastes, welche nach Fitzingers Beobachtungen (Archiv für Geschichte u. s. w. des österreichischen Kaiserstaats, Wien 1823) oft nichts anderes ist als Hasselquist's Anguis jaculus, welche künstlich entstellt ist, indem industriöse Ägypter ihr einen künstlichen Kamm, Rattenzähne, Vogelkrallen, allerlei Stacheln oder Borsten aufsetzen. Solche künstliche Schlangen haben Veranlassung zu mehren falschen Arten gegeben.

Ferner haben namentlich die Alten vielfach von zwei und mehrköpfigen Schlangen geredet. Sollte es ja der letztern gegeben haben, wiewol nähere Nachweisungen darüber uns nicht bekannt geworden sind, so waren sie unstreitig Monstra, wie man deren von dem Menschen an durch alle Classen der Wirbelthiere hindurch, ja sogar unter den wirbellosen heutiges Tages, wo man diesen Gegenständen mehr Aufmerksamkeit als sonst schenkt, fast mehr als in frühern Zeiten auffindet.

Zweiköpfige Schlangen sind nicht zu den fabelhaften Existenzen zu zählen, indem derselben allerdings aufgefunden wurden. Es findet sich eine solche unter andern auch in Lacépède's Naturgeschichte der Amphibien Taf. 21. der Schlangen abgebildet. In neuerer Zeit aber wird von Mitchill im American Journ. of sc. X.

1825 Oct. p. 48. ein Fall von einer im Jahre 1823 am Jersey getödteten Boa constrictor erzählt, welche eine große Anzahl Junge hatte, unter denen sich 3 Monstra befanden, nämlich eins mit doppelten, deutlichen Köpfen, ein zweites mit einem Doppelkopf und ein drittes mit 2 Körpern, 3 Augen und einem Kiefer.

Eine wahrscheinlich fabelhafte Sage von einer sehr großen Meer- oder Seeschlange hat in der neuern Zeit wieder großes Aufsehen gemacht. Wir können, um nicht zu weitläufig zu werden, die desfallsigen Nachrichten nur auszugsweise mittheilen, woraus sich indessen doch wird beurtheilen lassen, was wahr oder falsch an der Sache ist, und auf welche Thatsachen sich jenes etwa gründen mag. — Schon im 17. Jahrh. sah der Isländer Olaus Magnus an der norwegischen Küste eine 200 Fuß lange Seeschlange; im Jahre 1746 sah das königliche Schiff Commandeur Laurenz von Ferrey eine solche, welche mit dem Kopfe, der einem Pferdekopfe glich, eine Elle hoch über das Wasser hervorragte, und mit dem Körper 8 Bogen, jeden von der Länge eines Fadens (Klafter) machte; im Jahre 1734 hatte der Däne Egede eine solche gesehen, welche sich in die Höhe richtete, und mit dem Kopfe aus dem Wasser bis zur Hälfte des großen Mastes eines grönländischen Schiffes reichte, und noch einmal so lang als ein Dreimastschiff war.

In neueren Zeiten ist im Jahre 1817 die allgemeine Aufmerksamkeit auf dieses Thier gelenkt worden, wo es sich nach dem Bericht der Zeitungen, an den nordamerikanischen Küsten bei dem Vorgebirge Anna sehen ließ.

Im Jahre 1818 zeigte sie sich wieder, worüber Oken's Isis (1818. Heft 12.) folgende wol aus nordamerikanischen Zeitschriften stammende, Erklärung mittheilt:

„Ich Unterzeichneter Joseph Woodward, Capitain des Schooners Adamant von Hingham, habe auf meiner Fahrt von Penobscot nach Hingham, steuernd W. N. W. ungefähr 10 Seemeilen von der Küste, am letzten Sonntag um 2 Uhr Nachmittags etwas auf dem Wasser gesehen, das in der Größe wie ein großes Boot aussah. Ich glaubte, es sei ein Stück von einem Wrack und steuerte darauf zu. Als ich nun noch einige Faden entfernt war, erkannte ich zu meinem und meiner ganzen Schiffsmannschaft großen Erstaunen, daß es eine ungeheure Schlange sei. Als ich mich noch mehr näherte, rollte sie sich auf und zugleich wieder ab, und zog sich plötzlich zurück. Ich ging wieder darauf los, sie rollte sich wieder zusammen, entfernte sich etwa 60 Fuß vom Schiffe, wo sie blieb. Ich hatte eine Kanone mit einer Kanonenkugel und mit Flintenkugeln geladen. Ich schoß sie auf das Ungeheuer ab, meine Leute und ich selbst hörten deutlich die Kanonenkugel und die Flintenkugeln auf dessen Leib schlagen, sie fuhren aber davon zurück, als wenn sie auf einen Felsen gestoßen wären. Die Schlange schüttelte außerordentlich Kopf und Schwanz und kam mit offenem Rachen auf das Schiff los. Ich hatte die Kanone wieder laden lassen und richtete sie auf ihre Kehle, aber sie war schon so nahe, daß wir alle vor Furcht an nichts anderes dachten, als ihr aus dem Wege zu gehen. Sie berührte bereits das Schiff, und hätte ich es nicht umgewandt, so wäre sie sicherlich an Bord gekommen. Sie tauchte unter, aber in einem Augenblicke sahen wir ihren Kopf an der einen Seite des Schiffs hervorkommen, und den Schwanz an der andern, als wenn sie uns aufheben und umwerfen wollte. Wir spürten jedoch keinen Ruck. Sie blieb 5 Stunden bei uns und ging immer vor- und rückwärts. Als sich unsere Furcht gelegt hatte, konnten wir sie aufmerksam betrachten. Ich schätzte ihre Länge wenigstens noch einmal so groß, als die meines Schooners, d. h. 130 Fuß; ihr Kopf mißt wenigstens 12 oder 14, der Durchmesser des Leibes hinter dem Genick nicht weniger als 6, die Ohrlöcher (?) stehen etwa 12 Fuß hinter dem Kopfende, der Leib ist schwärzlich, das Ganze sieht fürchterlich aus. Wenn sie sich aufrollt, bringt sie den Schwanz in eine solche Stellung, daß er ihr mit einer großen Gewalt vorwärts schießen hilft, sie bewegt sich nach allen Richtungen mit der größten Leichtigkeit und mit erstaunlicher Schnelligkeit.

Hingham, den 12. Mai 1818.

Joseph Woodward."

Diese Erklärung ist bezeugt durch Peter Holmes und John Mayo, und zwar vor einem Friedensgericht. Seitdem ist dieses Thier wieder mehrmals bemerkt worden. Am 19. Juni zeigte es sich im Hafen Sag, wo man Wallfischfängern Geld geboten hatte, es zu fangen. Am 2. Juli sahen es J. Webber und Hamilton ungefähr 7 Seemeilen von Portland, zwischen der Spitze der Insel Craech und der Insel Marsh. Der Capitain einer Brigg von Salem erzählt, daß er auf seiner Fahrt vom Cap Henry an ein Wrack kam, wie er glaubte, und ein Boot niederzulassen befahl; aber zu seinem großen Erstaunen merkte er, daß es die Seeschlange war. Er schätzt sie 190 Fuß lang, Maul und Kopf von ungeheurer Größe. Er fuhr davon, aus Furcht, sie möchte an das Schiff kommen.

Über die große Seeschlange wird in den Travels through Sweden, Norway and Finmark to the North Cape in the Summer of 1820. By A. de Capell *Brooke.* London 1823, Folgendes erzählt und in Frorieps Notizen Nr. 18. des 4ten Bandes, als Auszug mitgetheilt: Der Postmeister zu Ostersum in Norwegen, Capitain Schilderup, erzählte Folgendes: Die Schlange erschien zuerst im Monat Juli 1819 in dem Sunde zwischen Ostersum und den ihm gegenüberliegenden Vigten-Inseln. Vor dieser Zeit hatte Capitain Schilderup oft von der Existenz dieser Thiere gehört, aber niemals daran geglaubt. Während des ganzen Monats Juli war das Wetter sehr schwül und still, und die Schlange wurde alle Tage fast an einem und demselben Theile des Sundes gesehen. Sie blieb daselbst, so lange das warme Wetter dauerte, bewegungslos da liegend, als wenn sie in den Sonnenstrahlen schlummerte. Er und etwa 30 Einwohner haben sie während der Zeit oft gesehen. Das erste Mal, als er sie sah, befand er sich in einem Boote, etwa 200 Yards davon entfernt. Er meint,

daß sie etwa 300 Ellen oder 600 Fuß lang gewesen sei. Die Farbe war graulich. In der Entfernung konnte er nicht mit Bestimmtheit erkennen, ob sie mit Schuppen bedeckt war, aber wenn sie sich bewegte, machte sie ein lautes knarrendes Geräusch, was er deutlich vernahm. Der Kopf war wie der einer Schlange gebildet, ob sie aber Zähne gehabt habe oder nicht, konnte er nicht sagen. Er bemerkte noch, daß sie einen sehr starken Geruch von sich gegeben habe. Die Fischer fürchteten sich ihr näher zu kommen, und sahen ihre Ankunft überhaupt als ein übles Zeichen an, da die Fische die Küste verlassen hatten. In Krogoen stimmte man mit der Erzählung des Herrn Schilderup überein. Der Sohn des Kaufmanns Kreger zu Stenesoen erzählte, er habe sie im August 1819 gesehen, als er mit Andern gefischt habe; er sei gerade an dem Ufer gewesen, als sie etwa 60 Yards entfernt bemerkbar geworden. Was von ihr über dem Wasser sichtbar gewesen, sagte er, möge etwa 6 mal so lang als ihr Boot gewesen sein und von grauer Farbe. Das Wetter war sehr heiß und ruhig.

Ein Paar Schiffer, die den Reisenden von Lekon fuhren, hatten die Seeschlange zweimal am Nordkap gesehen, und zwar in keiner großen Entfernung, sie sei von grauer Farbe gewesen, der Kopf schwärzlich mit Zähnen. Was sie davon gesehen hatten, schätzten sie wenigstens 5 mal so lang, als das Boot, was etwa 30 Fuß lang ist. Sie habe sich in großen Krümmungen auf dem Wasser bewegt. Das Wetter war ruhig.

Auch der Bischof von Nordland und Finmark erzählte, daß er zwei Seeschlangen in der Bai von Sorsund, in dem Drontheimfiord in ganz geringer Entfernung und sehr deutlich gesehen habe. Sie hätten mit großen Windungen geschwommen, von denen ein Theil über dem Wasser sichtbar gewesen, und die Länge dessen, was von der größten zum Vorscheine gekommen, schätzte er etwa 100 Fuß. Sie seien von grauer Farbe, die Köpfe aber meist unter dem Wasser und kaum zu unterscheiden gewesen.

Wenn man dies nun mit dem in Verbindung bringt, was Pantoppidan, Olaus Magnus, Egede darüber bekannt gemacht haben, was von Amerika her gemeldet wird, wo 1817 eine Menge Menschen in Gloucester Harbour, und an der benachbarten Küste, vorzüglich bei Cape Aen und Marble Head und 1819 bei Nahant in der Nähe von Boston eine ungeheure Schlange gesehen haben, so scheint über die Existenz eines sehr großen, noch nicht bekannten Seethieres kaum ein Zweifel erhoben werden zu können.

Herr de Capell Brooke versichert noch, daß nach ganz neuen, ihm zugekommenen Nachrichten von achtungswerthen Personen die Seeschlange wieder im Sommer 1822 bei Soroe erschienen und von vielen Eingeborenen gesehen worden sei. Die Dicke des Thieres soll der eines ausgewachsenen Ochsen gleich gewesen sein, die Farbe graubraun. Das Wetter war zu der Zeit ruhig und schön.

Am 17. Sept. 1817 ward endlich in Nordamerika am Strande bei dem Dorfe Sandybay eine sich langsam und nicht wie andere sich bewegende Schlange gesehen und auch getödtet. Da dies nahe in der Gegend war, wo man die große Meerschlange gesehen hatte, so glaubte man die getödtete sei ein Junges davon. Deshalb kaufte sie jemand, um sie sehen zu lassen, legte sie aber vorher der Linnéischen Gesellschaft zu Boston zur Untersuchung vor. Die Gestalt des Leibes und alle äußern Charaktere waren ganz wie bei andern Schlangen, die Länge ziemlich drei Fuß. Ein eigenes Ansehen geben dem Thiere die bleibenden wellenförmigen Erhöhungen, welche bald hinter dem Kopfe anfangen, und 24 an der Zahl über den ganzen Rücken bis zum After, 16 aber von da bis zur Schwanzspitze sich fortsetzend. Diese sonderbaren wellenförmigen Erhöhungen rühren von dem eigenthümlichen Bau der Wirbelsäule her, und in Folge dieser sonderbaren Bildung fand sich die gedachte Gesellschaft veranlaßt unter dem Namen Scoliophis aus dieser Schlange eine neue Gattung zu bilden. Auch gab sie ein besonderes Schriftchen darüber heraus: Report etc. relative to a large marine animal, supposed to be a serpent, seen near Capeann, Massachuseds etc. Boston by Cummings 1817. 8. (Isis IV. S. 114.) Die Freude über diese angebliche Entdeckung eines Jungen der berühmten Seeschlange dauerte jedoch nicht lange, denn Lesueur berichtete in einem Briefe an Blainville (Journal de Physique T. LXXXVI. p. 297.), daß er das fragliche Exemplar des Thieres selbst gesehen, untersucht, einige Zoll davon zerlegt und sich überzeugt habe, daß der Bau dieses Thieres nicht natürlich sei. Nach ihm sind die Wirbel des Skeletts sehr misgestaltet, bei einigen ist der untere Kiel wellenförmig gedrückt, bei andern ganz gerade, daher sie sich auch seitwärts bewegen müssen, die Stachelfortsätze aller Wirbel sind nicht hakenförmig, wie die bostoner Abbildung zeigt, sondern gerade und abgestutzt. Auch die Rippen sind sehr unregelmäßig, gegen die obere Krümmung stehen zwei sehr weit aus einander, während die andern sich sehr nahe liegen, kurz es findet sich manches Widernatürliche bei diesem Thiere. Wahrscheinlich erhielt es in der Jugend mehre Schläge und die verletzten Theile bildeten sich nicht mehr aus. An sich weicht diese Schlange wenig von der sogenannten Schwarzen (Coluber constrictor) ab, und gehört nach des Berichterstatters Meinung mit derselben wenigstens in eine Gattung.

Aber noch mehr ist die Fabel über die Meerschlange durch folgende Mittheilung des bekannten Naturforschers Say aus Philadelphia an Dr. Leach in London aufgeklärt worden, er schreibt: „Ich bedauere, daß viele wissenschaftliche Zeitschriften in Europa die abgeschmackte Geschichte von der großen Meerschlange ernsthaft behandelt haben, die doch nur das Kind schlechter Beobachtung und großer Furcht gewesen. Sie werden schon wissen, daß Capitain Rich die Sache in das Reine gebracht hat; er rüstete eine Fahrt aus, eigens um diesen Leviathan zu fangen. Es gelang ihm, seine Harpune in das Thier zu stechen, welches von seiner ganzen Schiffsmannschaft für die echte Meerschlange erkannt, und das von mehren derselben schon früher gesehen worden war. Als das Ungethüm aus dem Wasser und nahe genug herangezogen war, zeigte es sich, daß die fürchterliche

100 Fuß lange Meerschlange ein harmloser, 9—10 Fuß langer Thunfisch (Scomber Thynnus) war.

Ungeachtet dieser Nachweissungen sind fortwährend neue Nachrichten über die berühmte Meerschlange eingegangen, die man insofern, als hier und da eine Menge Menschen Zeugen waren, zwar nicht ganz verwerfen kann, in welche man aber nach Obigem doch manchen Zweifel zu setzen wohl befugt ist.

W. D. Peck, Professor der Naturgeschichte, erhielt von der nordamerikanischen Akademie der Wissenschaften den Auftrag, die Geschichte von der Seeschlange näher zu prüfen. Er hat in einem Aufsatze, der sich in den Abhandlungen der Akademie (American Philos. Trans. 1818.) befindet (Isis V. S. 1123.), alle vorhandenen älteren und neueren Nachrichten zusammengestellt, und schließt mit der Bemerkung, daß bei den (von ihm) angeführten Zeugnissen die Einbildung keinen Einfluß gehabt zu haben scheine, und daß das Dasein dieses Thieres wol unbestreitbar sei. Da es in verschiedenen Gegenden gesehen worden, so scheine es ein Zugthier zu sein, das wol den Winter in den südamerikanischen Meeren zubringe.

Eine der genauesten Nachrichten ward von Jakob Prince, einem Augenzeugen, in der bostoner Zeitung Daily advertiser 1819 mitgetheilt. Er sah das Thier am nahanter Gestade durch ein gutes Fernrohr so genau, daß er sogar eine Zeichnung davon entworfen hat (Isis V. S. 1754.). Die Größe gibt er zu 50—60 Fuß an. Er hatte siebenmal Gelegenheit eine deutliche Ansicht des Thieres, oft nur in einer Entfernung von 100 englischen Ellen, zu bekommen. Da er Wallfische, Delphine, Haifische u. s. w. aus dem Augenscheine kannte, so vergleicht er es mit allen und findet es sicher von allen abweichend. Es schien furchtsam, da es bei der Annäherung vieler verfolgenden Boote in eine andere Bucht sich begab, wo es einmal so nahe kam, daß Prince's Kutscher rief: Seht einmal sein glänzendes Auge! — Die mitgetheilte Abbildung läßt sich ohne Phantasie dem Urthier, welches Goldfuß (Petrefakten 3tes Heft), als der Juraformation angehörend, in oben gedachtem Gemälde schwimmend darstellt, beilegen.

Noch neuere Nachrichten finden sich von einem Hr. Warburton aus London in *Brewster's* Edinburgh Journal of Science nr. XI. (Frorieps Notizen XI. n. 4.), welcher das Thier auf einer Fahrt nach Amerika 1825 in einer Entfernung von 150 Fuß in der Gegend von St. Georges Banks sahe; zwei Tage später ward sie von einem andern Schiffer bei Cap God gesehen und dann wieder bei Nahant. Man schätzte ihre Länge allgemein auf 60 Fuß.

Im J. 1827 gab die norwegische Handelszeitung wieder Nachricht von derselben. Man hatte sie bei Christianiafiord gesehen, schätzte ihre Länge auf 250 (?!) Ellen, ihre Dicke als die eines Weinfasses und da sie sich mehrmals zeigte, ward eine Belohnung auf ihre Erlegung gesetzt.

Man kann nach allem Vorgetragenen nur noch die Frage aufwerfen: Wäre es möglich, daß ein Urthier, dem Meere angehörig, bei den Erdrevolutionen sich erhalten hätte? daß die Meerschlange ein solches sei? Ganz unwahrscheinlich ist es nicht, denn man fand ja von einem andern, aus der Reihe der lebenden Landthiere ganz verschwundenen Thiere der Vorwelt, dem berühmten Mammouth, ein noch ganz erhaltenes Exemplar mit Haut und Fleisch im Polareis!

Indessen wenden wir uns von dem Geschichtlichen der Schlangen nun zu deren Organisation, von der oben schon im Allgemeinen die Rede war, so daß wir nun nur noch die Einzelnheiten derselben zu betrachten haben, wobei sich die Terminologie schicklich anreiht.

Man unterscheidet an den Schlangen in der Regel Kopf, Körper und Schwanz, dann Oberseite (gastraeum) durch eine in der Mitte der Körperseiten hinlaufende Linie von der Unterseite (notaeum) unterschieden gedacht. Ohne diesen Gegensatz bezieht sich letztere Benennung nur auf die untere Seite des Schwanzes. Des Kopfes Grenze ist meist nahe hinter den Augen, der Schwanz beginnt hinter dem After. Der Ausdruck Körper wird zwar meist für das Ganze gebraucht, öfters aber heißt er Rumpf (truncus), wenn ausschließlich nur von ihm die Rede ist, d. h. von dem Theile, der sich zwischen Kopf und Schwanz befindet.

Der Kopf selbst ist nicht bei allen Schlangen außen deutlich gesondert, sondern hat mit dem Rumpfe gleiche Dicke, heißt dann ungesonderter Kopf (caput indistinctum), im Gegensatze aber gesonderter (c. distinctum), welcher dann breiter ist, als der Rumpf. Der eigenen Gestalt nach ist er namentlich länglich (oblongum) oder dreieckig (trigonum), auch hat er wol eine vierseitige Gestalt (tetragonum), oder ist sehr in die Länge gezogen (longissimum), zugespitzt (acuminatum) oder stumpf (obtusum), lanzetähnlich spitzig (lanceolatum, z. B. bei Oxybelis *Wagler*.). — Man unterscheidet an ihm noch besonders das Gesicht (vultus), die ganze vordere Gegend bis mit den Augen, die Schnauze (rostrum), den vordern mehr verlängerten Theil, in welchem die Nasenlöcher liegen, und der bei einer Gattung (Herpeton) mit zwei fühlerähnlichen Verlängerungen, Tentakeln (tentacula) versehen ist. An der Spitze der Schnauze sitzt bei Vipera Ammodytes eine hornartige Erhöhung (cornu nasale). Hut (pileus) wird die obere hintere Kopffläche genannt, wenn sie sich durch besondere Bedeckung auszeichnet. — Oft stoßen die Kanten der Seiten mit denen der Stirne in so scharfem Winkel zusammen, daß dadurch eine Schärfe entsteht, die Stirnkante (canthus frontalis). Zeichnen sich die Seiten des Kopfes oberhalb der Mundöffnung besonders aus, so bezeichnet man sie auch für sich als Backen (buccae). Rachen (rictus) heißt überhaupt die ganze Mundspaltung, die unmittelbare Umgrenzung derselben heißt die Lippen (labia), obgleich diese nicht so für sich beweglich, wie die fleischigen Lippen der Säugethiere. Zwischen den Augen und den Nasenlöchern steht bei manchen giftigen Schlangen eine eigenthümliche Grube, die Nasengrube (fovea nasalis) auch Thränengrube genannt, von welcher weiter unten mehr die Rede sein wird. Die Nasenlöcher (nares) liegen bald

nach oben gerichtet (superae), bald, und zwar meist seitlich (laterales), mitunter sind sie auch schließbar (clausiles). Die Augen (oculi) sind manchmal sehr groß und vorragend, z. B. bei Telescopus *Wagl.*, oder sie fehlen (oculi nulli), wie bei Rhinophis *Hemprich*; die Pupille ist meist rund (pupilla circularis), welche dann auch wol durch einen Horizontalstrich (stria horizontalis) verlängert erscheint, öfters, namentlich bei Giftschlangen, ist sie vertical (verticalis). Mitunter ist der Kopf gehörnt (cornutum), wie bei der echten Vipera Cerastes, von deren künstlichen Hörnern oben die Rede war.

Wichtig sind am Kopfe dessen verschiedene Gegenden, besonders weil die Bedeckung mit Schuppen und Schildern, eines der Hauptkennzeichen, nach welchen besonders die Gattungen bestimmt werden, darnach ihre Benennung erhält. Man unterscheidet aber das oder die **Wirbelschilder** (scuta vertebralia), zwischen den Augen in und an der Mittellinie des Kopfes gelegen. Hinter denselben liegen die **Hinterhauptsschilder** (scuta occipitalia), neben ihnen die **Augenbrauenschilder** (scuta superciliaria), hinter den Augen, unmittelbar an diese anschließend, die **hintern** (sc. ocularia posteriora), vor denselben die **vordern Augenschilder** (sc. oc. anteriora), hinter jenen und unter den Hinterhauptschildern finden sich die **Schläfenschilder** (sc. temporalia) vor den Wirbel- und Augenbrauenschildern stehen die **Stirn-** (sc. frontalia posteriora), vor diesen die **Schnauzenschilder** (sc. frontalia anteriora), ganz vorn am Oberkiefer in der Mittellinie das **Rüsselschild** (scutum rostrale); die Nasenlöcher sind von den **Nasenlöcherschildern** (sc. nasalia) umgeben, zwischen denen und den vordern Augenschildern die **Zügelschilder** (sc. lorea) stehen, den ganzen Rand des Oberkiefers fassen die **Randschilder der obern Kinnlade** (sc. marginalia labii superioris) ein. — Am Unterkiefer steht dem Rüsselschilde das **Lippenschild** (scutum labiale medium) gegenüber, zunächst hinter diesem finden sich die **Nebenschilder** (scuta labialia accessoria) hinter welchen die **vordern Kinnenschilder** (scuta mentalia anteriora) und weiter nach der Kehle zu die **hintern Kinnenschilder** (sc. ment. posteriora) ihre Stelle haben, dann folgen die **Kehlenschilder** (scuta gularia) und diesen zur Seite die **Kehlschuppen** (squamae gulares), den Rand des untern Kiefers bedecken ebenfalls **Randschilder** (sc. marginalia labii inferioris). Alle diese Schilder sind theils nicht bei allen Schlangengattungen vorhanden, theils verschieden gebildet, namentlich aber in Zahl und Form abweichend.

Dicht hinter dem Kopfe wird der Rumpf, Hals genannt, der in den wenigsten Fällen deutlich (distinctum) gesondert ist, oft mit dem Rumpfe gleiche Dicke hat, manchmal durch einen eigenen innern Bau ausdehnbar (dilatabile) ist, wie namentlich bei der Brillenschlange.

Der eigentliche Körper oder Rumpf wird nicht blos nach seiner allgemeinen Gestalt, sondern auch nach der Figur seines Querdurchschnittes beschrieben. In jener Hinsicht heißt er z. B. **gleichdick** (aequalis), wenn er vom Kopfe bis zum After fast gleiche Stärke hat, **spindelförmig** (fusiformis), wenn der Durchmesser in der Mitte der Leibeslänge größer ist, als am Kopfe und After, **peitschenförmig** (flagelliformis), wenn er sehr dünn und lang ist. Man unterscheidet an demselben besonders auch die **Mittellinie des Rückens** (spina dorsi), welche nicht selten kielförmig (corpus s. truncus carinatus) zugeschärft ist.

Bei wenigen Gattungen der unechten Schlangen finden sich am Rumpfe auch Vordergliedmaßen (antipedes), wie bei Chirodes, oder hintere (scelides), wie bei Chalcis, oder Spuren dieser letztern bei den echten als **Aftersporen** (calcaria) s. unten.

Wichtig zur Charakteristik der Arten ist auch der Schwanz nach Länge, Form und Ende. Er fehlt bei den wahren Schlangen nie, wol aber bei Caecilia. Seine Gestalt ist zwar in der Regel der des Körpers ähnlich, doch aber auch abweichend, namentlich **ruderförmig** (cauda remiformis). Auch unterscheidet man besonders den **Wickelschwanz** (cauda prehensilis) von dem gewöhnlichen (cauda laxa), indem jener dem Thiere dazu dient, sich mit demselben anzuhalten, wie z. B. Boa. Am Ende läuft er meist in eine stumpfe Spitze aus, mitunter in einen Stachel (cauda aculeata), der auch wol gebogen ist, wie bei Acanthophis; endlich kommt am Schwanzende ein merkwürdiges Anhängsel bei der Gattung Crotalus vor, nämlich die sogenannte **Klapper** (crepitaculum) aus hornigen, in einander geschobenen Ringen bestehend (s. d. Art. Crotalus). Die Länge des Schwanzes gibt zum Theil ein gutes Artkennzeichen ab, und Merrem hat darnach folgende Verhältnisse begründet: Um die verhältnißmäßige Länge zu bestimmen, theilt er die ganze Körperlänge, nämlich des Rumpfes, einschließlich des Kopfes, in zwölf gleiche Theile, der Schwanz heißt dann sehr kurz (cauda brevissima), wenn er noch kein Zwölftheil, kurz (uncialis), wenn etwa ein Zwölftheil (zwischen $\frac{1}{12}$ bis $\frac{1}{8}$), sechstelig (sextantalis), wenn er ungefähr ein Sechstheil (zwischen $\frac{1}{8}$ bis $\frac{5}{24}$), viertelig (quadrantalis), wenn er ein Viertheil ($\frac{5}{24}$ bis $\frac{7}{24}$), drittelig (trientalis), wenn er ein Dritttheil ($\frac{7}{24}$ bis $\frac{3}{8}$), fünfzwölftelig (quincuncialis), wenn er fünf Zwölftheile ($\frac{3}{8}$ bis $\frac{11}{24}$), mittelmäßig (mediocris), wenn er sieben Zwölftheile, oder halbe Körperlänge ($\frac{11}{24}$ bis $\frac{13}{24}$), siebenzwölftelig (septuncialis), wenn er sieben Zwölftheile ($\frac{13}{24}$ bis $\frac{5}{8}$), zweidrittelig (bitrientalis), wenn er zwei Drittheile, ($\frac{5}{8}$ bis $\frac{17}{24}$), dreiviertelig (dodrantalis), wenn er drei Viertheile ($\frac{17}{24}$ bis $\frac{19}{24}$), fünfsechstelig (longiuscula), wenn er fünf Sechstheile ($\frac{19}{24}$ bis $\frac{7}{8}$), fastlang (sublonga), wenn er elf Zwölftheile ($\frac{7}{8}$ bis $\frac{23}{24}$) von der Körperlänge mißt; lang (longa), wenn er ebenso lang als der Körper ist; sehr lang (longissima), wenn er die Länge des Körpers ungefähr um ein Viertheil übertrifft; anderthalbig (semiolia), wenn er dieselbe um die Hälfte übersteigt. Bei diesen Maßen ist indessen sehr darauf zu achten, daß der Schwanz auch seine völlige Länge habe, nicht abgebrochen und wieder geheilt sei. Dies kann aber auch nur so scheinen, indem bei Uropeltis *Cuvier* (règne anim. ed. 2. II, 76.) das Schwanzende schräg abgestutzt, diese Abstutzung mit kleinen körnerartigen Erhöhungen besetzt ist.

Die Bedeckung der Schlangen besteht aus einer Haut, welche in der Regel mit verschieden geformten Schuppen (squamae) oder Schildern (scuta), welche letztere nichts als vergrößerte Schuppen sind, bedeckt ist. Die von solchen Schuppen oder Schildern gebildete Bekleidung des ganzen Körpers heißt Beschuppung (Pholidosis). Ungleichartige Beschuppung (Ph. heterogenea) ist eine solche, welche aus Schuppen besteht, die durch Form und Größe von einander verschieden sind; gleichartige Beschuppung (Ph. homogenea) heißt sie dann, wenn die Schuppen einander an Form und Größe ähnlich sind. Die Schuppen selbst bekommen nach Gestalt und Lage verschiedene Benennungen. Aufliegende Schuppen (squamae appressae) sind Schuppen, welche mit ihrer ganzen Grundfläche der Randebene angeheftet sind, Ziegelschuppen oder dachziegelartig liegende Schuppen (sq. imbricatae) sind Schuppen von dachziegelartiger Gestalt und Lage; nachgesetzte Schuppen (sq. postpositae) heißen solche, welche hinter einander folgen, indem nicht, wie bei den vorigen, eine vorangehende Schuppe mit ihrer Spitze den Grundzwischenraum zweier nachfolgenden Schuppen, sondern nur den Grund einer einzigen hinter ihr stehenden berührt oder übergreift. Kornschuppen (sq. granulosae) sind mehr oder weniger kugelige, aufliegende Schuppen, welche gewöhnlich nach allen Richtungen einen fast gleichen Durchmesser haben, regelmäßige Schuppen (sq. regulares) in bestimmten Quer- oder Längsreihen, oder auch in schiefen, aber regelmäßigen Reihen stehend. Bei Beschreibungen irgend einer Art ist nicht blos die Beschaffenheit der Schuppen an sich, sondern besonders auch zu beachten, wie viele in einer Längsreihe, wie viele in einer Querreihe, d. h. von der Mittellinie des Rückens bis zum Bauche — oder ringsherum sich finden.

Bei den uneigentlichen Schlangen — den Ordnungen Angues und Caeciliae *Wagler* — finden sich nicht immer Schuppen; doch da, wo man sie bis jetzt vermißte, sind sie vielleicht nur dem Auge der Beobachter entgangen. Sie wurden der Gattung Caecilia durchaus abgesprochen, dennoch aber hat sie Müller in Bonn (Isis XXI. S. 694.) ganz deutlich vorgefunden. Sie stecken in der Haut.

Höchst merkwürdig ist der Hautwechsel der Schlangen, die sogenannte Häutung, d. h. das Abstreifen der Haut zu manchen Zeiten mit dem Wachsthume. Nach Lenz's Beobachtungen ist die Häutung eins der ersten Geschäfte der Schlangen, denn kaum sind sie dem Ei entschlüpft, so häuten sie sich. Die Häutung besteht in dem Abstreifen einer feinen Oberhaut, welche entweder ganz wasserhell ist, oder eine dunkle Schattirung der Körperfarben trägt. Je heller die abgestreifte Oberhaut ist, je weniger bemerkt man nach der Häutung eine Veränderung der Farbe des Thieres, je düsterer aber die Oberhaut ist, desto heller erscheint die neue Farbe, welche sich dann bis zur nächsten Häutung allmälig wieder verdunkelt; jedoch findet sich nie eine merkliche Veränderung der Zeichnung des Körpers. Die Änderungen in der Körperfarbe, welche z. B. bei dem Kreuzotterweibchen sehr auffallend sind, gehen nach und nach mit zunehmendem Alter, allerdings von den Häutungen unterstützt, vor sich. Vor der Häutung sind die Schlangen ruhiger, nach derselben sogleich aber desto munterer. Die Häutung beginnt, indem die Oberhaut sich an den Lippen ablöst, wodurch wegen der Größe des Rachens eine große Öffnung entsteht. Es entstehen nun zwei Klappen, die eine von dem Oberkopfe, die andere von der Unterkinnlade, welche sie zurückschlagen, und wenn man die Schlange in dem Augenblicke antrifft, wo die Haut des Kopfes helmartig über demselben emporsteht, so gibt ihr das ein ganz abenteuerliches Ansehen. Nun schiebt sich das Thier zwischen Moos, Haide u. s. w. und streift die Haut so nach hinten ab, daß sie wie man einen Strumpf auszieht, links wird. Dieses Abstreifen kann, wenn Alles glücklich geht, in weniger als einer halben Stunde vollendet sein. Die ganze Haut stellt dann ein einziges Stück vor, ist anfangs sehr geschmeidig und fettig anzufühlen, wird aber an der Luft bald trocken und raschelt bei Berührung. In einem glatten Kasten wird die Häutung den Schlangen sehr schwer und dauert lange, wobei die Haut oft zerreißt oder sich unregelmäßig aufrollt, sind aber mehrere Schlangen zusammen, so schiebt sich die mit der Häutung beschäftigte zwischen den andern durch, um sich so das Geschäft zu erleichtern. Die abgestreifte Haut hat nur vier Öffnungen, nämlich von dem Rachen, den beiden Nasenlöchern und der Afteröffnung, denn auch die Augen häuten sich mit, und hinterlassen also keine Öffnungen. Die Haut ist weit größer als das Thier, weil sie sich beim Abstreifen sehr ausdehnt. Daß die Schlangen ihre abgestreifte Haut fräßen, erklärt Lenz für eine Fabel. Wenn eine gesunde Schlange durch vieles Fressen sich kurz vor der Häutung zu dick macht, oder wenn sie von den Eiern sehr stark aufgetrieben ist, so platzt zuweilen noch vor der Häutung die Oberhaut an der aufgetriebenen Stelle. Kann in der Gefangenschaft eine Schlange wegen Kränklichkeit und Mangel an Gelegenheit sich nicht gut häuten, so reißt die Haut oft stückweise ab und einzelne Stücke bleiben fest kleben. Die Häutung der Schlangen war schon den Alten bekannt, und wurde von ihnen als eine Verjüngung betrachtet, die Angabe derselben über die Zeit ist aber falsch. Nach den Beobachtungen von Lenz ist in unsern Gegenden vor Mitte Aprils noch keine Schlange gehäutet, obgleich sie schon im März bei warmen Tagen hervorkommen. Nach der Mitte des Septembers häutet sich keine mehr, obgleich sie bei warmen Tagen sich noch bis in den November außen herum aufhalten. Die erste Häutung geschieht Ende April und Anfang Mai, die zweite Ende Mai und Anfang Juni, die dritte Ende Juni und Anfang Juli, die vierte Ende Juli und Anfang August, die fünfte Ende August und Anfang September. Jährlich also fünf Häutungen, wobei jedoch, was die Zeit betrifft, viel auf die Witterung im Frühjahre ankommt, denn wenn März und April durchaus rauh sind, so verschiebt sich die erste Häutung bis Mitte Mai und später, doch wagt Lenz nicht zu bestimmen, ob dann in solchen Jahren alle fünf Häutungen zu Stande kommen, oder ob es nur bei vieren bleibt. Ehe die

Schlange ihr Winterquartier bezieht, ist schon die neue im Frühjahre abzustreifende Oberhaut vollkommen ausgebildet, liegt aber noch fest an. Wenn eine Schlange sich eben gehäutet hat, so ist auch schon die Oberhaut für die nächste Häutung da, aber noch sehr fein. Auch diese junge Oberhaut löst sich zuweilen ganz oder theilweis im Spiritus ab, wodurch das Thier entstellt wird, indem namentlich seine Farbe viel zu hell erscheint. Da viele Schlangen, welche sich überdies noch im Spiritus hinsichtlich der Farben nicht unbedeutend verändern, in manchen Werken nur nach solchen Exemplaren (sine epidermide) beschrieben sind, so kann es nicht fehlen, daß eben viele Beschreibungen mangelhaft und falsch sind.

Über das Häuten der ausländischen Schlangen haben wir nur noch unvollständige Nachrichten, doch wissen wir, daß es ebenso gut statt hat, und daß namentlich manche Schlangen, z. B. die Klapperschlangen, durch die noch nicht abgestreifte Haut am Sehen gehindert, während dieser Zeit mehr verhindert ist, schädlich zu werden (s. d. Art. Crotalus).

Wir gehen nun zu dem innern Bau der Schlangen und der Physiologie derselben über.

Das Skelett der Schlangen ist das einfachste unter den Skeletten aller Wirbelthiere, indem es aller oder der meisten Gliedmaßen-Knochen entbehrt, alle Wirbel fast durchaus genaue Wiederholungen von einander sind, endlich das Brustbein so gut als immer fehlt. Die Wirbelsäule zeichnet sich vorzüglich durch die große Anzahl, so wie durch die Einförmigkeit der sie zusammensetzenden Knochen aus. Die Brust-Bauchwirbel haben mit Ausnahme der ersten ungefähr dieselbe Größe und meistens auch dieselbe Gestalt, nur die Schwanzwirbel unterscheiden sich von einander, indem sie allmälig, aber gewöhnlich auch nicht sehr bedeutend, an Größe abnehmen. Jene sind breiter und verhältnißmäßig kürzer, oft mit weit kürzern Querfortsätzen versehen, als die Schwanzwirbel. Diese Kürze der Wirbel trägt unstreitig viel zur leichten Beweglichkeit des Körpers bei, demnächst aber auch die Anordnung in der Verbindung derselben unter einander. Es sind nämlich alle Berührungsflächen der Wirbel sehr allgemeine Gelenkflächen und man findet daher gewöhnlich zehn überknorpelte Flächen an einem Ophidierwirbel. Auch haben die meisten dieser Wirbel, namentlich die Brustbauchwirbel und die vordern, selbst bisweilen alle Schwanzwirbel an dem vordern Ende ihrer Körper, dicht unter den vordern äußern Gelenkflächen nicht sehr lange Querfortsätze. Sehr allgemein sind obere Dornenfortsätze, die jedoch nie sehr beträchtlich, sondern meistens gerade von vorn nach hinten gerichtet sind. Auch untere Dornenfortsätze fehlen fast nie und sind selbst gewöhnlich höher als die obern. Die Querfortsätze sind gewöhnlich kurz, dünn, schmal und länglich. Von den einzelnen Wirbeln unterscheiden sich am auffallendsten der erste und zweite, auch als gewöhnlich rippenlos. Alle Ophidier besitzen von den Wirbeln getrennte Rippen. Diese sind im Allgemeinen schwach gewölbt, kurz, dünn und, mit Ausnahme ihrer etwas dickern Grundfläche, überall von ziemlich gleicher Dicke oder sehr länglich zugespitzt. An ihrer Grundfläche sind sie von vorn nach hinten meistentheils platt gedrückt und wo sie von dieser sehr kurzen breiten Stelle aus in ihren dünnen Theil übergehen, mit einem kurzen nach hinten gerichteten Fortsatze versehen. Die vordern und hintern, besonders diese, sind im Allgemeinen kürzer als die übrigen, die meistens gleiche Länge haben. Sie finden sich immer an einer sehr großen Zahl von Wirbeln, so daß sie nur an den zwei, drei bis vier ersten Wirbeln und den Schwanzwirbeln fehlen. Immer sitzen sie nur auf einem Wirbel mittels eines kurzen Querfortsatzes auf. Sie vereinigen sich nie unter einander, oder mit einem zwischen ihnen liegenden Brustbeine. Sie sind zugleich Athmungs- und Bewegungsorgane, indem man deutlich sieht und fühlt, daß sie bei dem Kriechen nach einander vorwärts gehoben werden [6]). Sehr allgemein fehlt, wie schon bemerkt, den Ophidiern jede Spur eines Brustbeins; nur bei Anguis, namentlich A. fragilis, findet sich dicht hinter dem Schlüsselbeinstücke der vordern Gliedmaßen ein verhältnißmäßig zum Körper sehr kleiner, dünner, querer, mit seinen gleichnamigen an der Grundfläche in der Mittellinie zusammenstoßender, länglicher, dreieckig gebildeter, in der Mitte seines vordern Randes etwas vertiefter Knochen, der von einer Seite zur andern bei weitem am längsten ist, offenbar dem an derselben Stelle befindlichen der Batrachier entspricht und Brustbein ist. Nur die höhern Ophidier, welche den Eidechsen am nächsten stehen, besitzen eine Spur der Gliedmaßenknochen. Von den vordern finden sich bei Anguis fragilis auf jeder Seite drei, die dicht vor dem Herzen und hinter dem Kopfe liegen und auf jeder Seite zu einem länglichen Halbringe zusammentreten, der nach vorn ausgehöhlt, nach hinten gewölbt ist. Von diesen vereinigen sich die beiden hintern unter einander genauer als mit den dritten. Unter den Eidechsen findet sich bei Bipes Pallasii dieselbe Bildung. Auch bei Ophisaurus ventralis findet sich im Wesentlichen völlig dieselbe Anordnung, nur sind die Knochen verhältnißmäßig etwas größer und der vordere ist länger und gerader. Dagegen fehlt jede Spur des Brustbeines. Bipes lepidopus hat, im Gegensatze mit Ophisaurus, ein Brustbein, aber keine Spur des vordern Knochens, während hier die übrigen verhältnißmäßig am größten sind. Bei Acontias meleagris findet sich dagegen keine Spur von einem Theile der vordern oder hintern Gliedmaßen, wogegen sich die vordern Rippen durch ihre Knorpel vereinigen.

Das Becken sowol als hintere Gliedmaßen wurden bis in die neuere Zeit den eigentlichen Schlangen abgesprochen und Spuren von jenen nur den höheren, den Eidechsen näher verwandten Gattungen zugestanden, namentlich Anguis fragilis und Typhlops crocotatus. Indessen hat Mayer (Nova Acta Leopoldina XII. p. 821.) nachgewiesen, daß dieses sogenannte Becken nicht sowol ein solches ist, sondern daß die vorhandenen Knöchelchen oder auch nur Knorpelfäden, vielmehr Rudimente

6) *E. Home* observations intended to show the progressive motion of Snakes is partly performed by means of the ribs. Phil. Tr. 1812. p. 163 sq.

von hintern Extremitäten sind. Dieselben treten bei einigen Arten sogar äußerlich hervor und bilden die sogenannten Spornen neben dem After, deren wir oben gedachten. Am deutlichsten und aus mehren Knöchelchen bestehend sind diese Extremitäten bei Boa, äußerlich aber erscheinen sie namentlich nicht blos bei dieser eben genannten Gattung, sondern auch bei Python, Eryx und Tortrix. Weniger ausgebildet und äußerlich nicht sichtbar sind sie bei Anguis, Typhlops und Amphisbaena, sie bestehen aber nur aus einem Knorpelfaden bei mehren Arten Coluber, fehlen bei Crotalus und den untersuchten giftigen Coluberarten. Nach Mayer bemerkt man im Allgemeinen ein gewisses Verhältniß dieser hintern Extremität der Schlangen zu ihrem Schwanze, so daß bei solchen Gattungen, bei welchen ein langer Rollschwanz (cauda prehensilis) vorhanden ist, wie z. B. bei Coluber, das Fußrudiment blos in einem Knorpelfaden besteht; dagegen bei den kurzgeschwänzten Schlangen Tortrix, Boa u. s. w. diese Extremität am vollkommensten entwickelt erscheint. Auf der andern Seite verschwindet aber auch gleichförmig mit dem Schwanze die hintere Extremität, so daß dieselbe bei den stumpf- und kurzgeschwänzten Amphisbänen nur unvollkommen vorhanden ist, bei den schwanzlosen Cäcilien ganz fehlt. Ferner scheint es, daß das Fußrudiment mit den Giftzähnen im Gegensatze stehe, indem dasselbe bei allen giftigen Schlangen, Crotalus Vipera, Berus, Trigonocephalus u. s. w. nicht vorzukommen scheint. Meckel (vgl. Anatomie III. 238.) deutet diese Knochen anders als Mayer und will sie bei Anguis und Typhlops als Beckenrudimente betrachtet wissen.

Wir haben schon oben angedeutet, wie der Bau der eigentlichen Schlangen, namentlich hinsichtlich des Kopfes, von dem der uneigentlichen höhern, die mehr den Eidechsen angehören, verschieden ist. Bei den meisten gewöhnlichen oder eigentlichen sagt Meckel (vergleichende Anatomie II. 1. S. 538.) ist der Schädel verhältnißmäßig klein, platt, länglich viereckig, der Hinterhauptshöcker rundlich oder kleeblattförmig, einfach, oben gerade, oder schwach gewölbt, an den Seiten hinten in der Schlafgegend, etwas angeschwollen, vorn zu einer nach unten und hinten nur unvollkommenen, von der der andern Seite völlig durch eine knöcherne Scheidewand getrennten Augenhöhle vertieft. Die Schlafgrube ist ganz offen. Die Nasenzwischenkiefer- und Pflugscharbeine sind beweglich mit den benachbarten Knochen, unter einander unbeweglich verbunden. Oberkiefer, Gaumenbein und Flügelfortsatz bilden eine zweite, beweglich mit den benachbarten Knochen verbundene Sammlung, die hinten an das hintere Ende des Unterkiefers stößt und sich mit ihm auf dem Gelenktheil des Schlafbeins, der auch mit dem übrigen Schädel beweglich verbunden ist, bewegt. Der Jochbogen fehlt. Der Gaumen ist zwar sehr lang, aber in seiner ganzen Länge weit gespalten, und diese Lücke, da die nicht mit einander vereinigten Gaumenbögen und Flügelbeine beweglich sind, bedeutender Gestalts- und Größenveränderungen fähig. Bei den höhern saurierartigen Ophidiern ist 1) der Schädel verhältnißmäßig größer; 2) sind die, bei den niedrigern beweglich mit den benachbarten verbundenen Stücke, unbeweglicher vereinigt. Vorzüglich gilt dies für Amphisbaena, wo alle Knochen des obern Kopftheiles und die beiden Unterkieferhälften verschmolzen sind. Bei Amphisbaena und Tortrix fehlt jede Spur einer hintern Augenhöhlenwand; bei Typhlops dagegen findet sich eine Spur des hintern Ringes in Gestalt eines kleinen oberen Vorsprunges, der sich bei Eryx und Anguis bis zum Oberkiefer herab erstreckt. Bei Eryx, etwas auch bei Amphisbaena, ist ein Boden der Augenhöhle vorhanden, der bei den übrigen fehlt. Ein Jochbogen findet sich nirgends. Der Gaumen ist meistens in zwei, aber mit Ausnahme von Anguis, wenig bewegliche Seitenhälften getrennt, fehlt aber bei Typhlops ganz.

Es würde zu weit führen, wollten wir hier die Knochen noch mehr im Einzelnen betrachten, ihre merkwürdige Verbindungsweise aber, nach welcher es den eigentlichen Schlangen möglich wird, Thiere von größerm Umfange als sie selbst sind zu verschlingen, müssen wir genauer angeben, um so mehr als mit diesem Bau die eigenthümliche Art des Schlingens dieser Thiere, wovon weiter unten die Rede sein wird, in genauer Verbindung steht.

Die vier oben in dem Rachen befindlichen zahntragenden Knochen (Oberkiefer und Gaumenbeine) und weit mehr noch die zwei Hälften des Unterkiefers sind, wie gesagt, beweglich und da alle diese sechs Knochen seitlich bewegt werden können (am stärksten die zwei Unterkieferhälften), so kann eben dadurch der Rachen außerordentlich erweitert werden. Die Einrichtung dabei ist folgende[7]. Jede Hälfte des Unterkiefers ist nicht am Hirnschädel selbst eingelenkt, sondern es geht von dem Hirnschädel ein meist beweglicher Knochen aus, an welchem wieder beweglich ein zweiter angesetzt ist, und wieder beweglich an diesem zweiten ist die Unterkieferhälfte befestigt. Auf diesen Befestigungspunkt (das Gelenk des Unterkiefers) trifft ferner noch ein Fortsatz des Gaumenbeins, so daß sich also zwei verschiedene Knochen, die beide beweglich sind, mit dem Gelenke des Unterkiefers verbinden. Oben im Rachen ist auf jeder Seite das Oberkiefer- und Gaumenbein beweglich und beide sind vermittels eines beweglichen Knochens so mit einander verbunden, daß, wenn z. B. das Oberkieferbein vorgezogen wird, das Gaumenbein dieser Bewegung folgt und umgekehrt. Man braucht also, wenn man die Giftzähne einer Giftschlange (die am Oberkieferbeine sitzen) vorwärts bringen und aufrichten will, statt das Oberkieferbein vorwärts zu ziehen, nur das Gaumenbein vorwärts zu ziehen, worauf das Oberkieferbein dieser Bewegung folgen muß. Da aber das Gaumenbein, wie gesagt, durch einen Fortsatz auch mit dem Gelenke des Unterkiefers verbunden ist, so haben seine Bewegungen auch auf diesen einigen Einfluß und umgekehrt. Da die Unterkieferhälfte, das Oberkiefer- und Gaumenbein der rechten Kopfseite mit demselben Knochen der linken Kopfseite nicht in genauer Verbindung stehen, so können auch die drei genannten Knochen der rechten

7) Lenz S. 19.

Kopfseite bewegt werden, während die der linken ruhen und umgekehrt. Es kann also z. B. eine Giftschlange, statt mit den Giftzähnen beider Oberkieferbeine zu beißen, blos mit dem des rechten Oberkieferbeins beißen und umgekehrt.

Was die Muskeln der Schlangen betrifft, so unterscheiden sich die Ophidier (Meckel vergl. Anatomie III. S. 130.) von den übrigen Amphibien durch die starke Ausbildung der Muskeln des Stammes, und für sie kann man wenigstens größtentheils mit Recht sagen, daß die Sehnen, zumal hinsichtlich ihrer Länge, vielleicht stärker als irgendwo entwickelt sind.

Zunächst nach oben verläuft neben den Bögen und Dornen der Wirbel ein ansehnlicher Muskel, der mit einer doppelten Reihe von Zipfeln entspringt, die innere stärkere von der Seitenfläche der Dornfortsätze, die äußere mit meistens langen Sehnen von den Querfortsätzen der Wirbel. Der Muskel einer Seite biegt die Wirbelsäule nach seiner Seite, beide zusammen strecken sie. Vorn spaltet sich dieser Muskel zu dem Kopfstrecker. Unter jenen liegt abermals ein vieltheiliger Rückgratsmuskel, der, ebenfalls einseitig wirkend, die Wirbelsäule biegt, indessen beide zusammen sie strecken. Vorn folgt auf diese Muskeln ein ähnlicher dickerer, viel kürzerer, der sich von der Seite der Dornen der 4 vordern Wirbel, allmälig breiter werdend unter dem zweiten an das Hinterhauptsbein setzt und ebenfalls ein Kopfstrecker ist. Unter ihnen liegen die Zwischendornmuskeln, welche gleichfalls die Wirbelsäule nach ihrer Seite wenden und zum Strecken derselben beitragen. Auf den ersten Muskel folgt nach außen und unten ein kleiner Zwischenquerfortsatzmuskel, welcher die Wirbelsäule nach seiner Seite biegt. Nach unten und außen von dem ersten liegt ein vierter weit stärkerer von den Querfortsätzen der Wirbel entspringend, der sich durch seine dünnen Sehnen mit einem folgenden verbindet, selbst aber dicht neben den zweiten an das Hinterhauptsbein anheftet. Dieser folgende, der vielleicht nur der äußere Bauch des vorigen ist, hat auch tiefere Zipfel, die in derselben Richtung verlaufen, oben von einer hintern Rippe entspringen, und sich, etwa 10 Rippen überspringend, an die Mitte einer vordern heften, die sie nach hinten ziehen, oben setzt sich dieser Muskel an den Zitzentheil des Schlafbeins. Beide erstrecken sich bis an das Ende des Schwanzes, bilden die ansehnlichste Muskellage, und ziehen die Rippen und den Kopf nach hinten und zur Seite. Sogleich unter den vorigen liegt auf den Rippen ein schwächerer Muskel, der sie nach vorn zieht. Höher oben unmittelbar auf den vorigen folgend, vom siebenten bedeckt, liegt eine Reihe starker kurzer Muskeln, die nicht nach der Länge, sondern fast senkrecht verlaufen und Rippenheber und Vorwärtszieher dieser Knochen sind. Bei Naja verlängern sie sich an den vordern langen Rippen außerordentlich und setzen sich nahe an das vordere Ende der Rippe, wodurch natürlich ihre Wirkung bedeutend verstärkt wird. Diese Muskeln in Verbindung mit der folgenden Muskellage sind es besonders, welche das dieser Gattung ganz eigenthümliche Erweitern des Halses hervorbringen. Dicht nach unten, von dem siebenten der genannten Muskeln, so daß die obern Enden seiner Fascikel die untern derselben berühren, entspringt hoch oben von den Rippen ein gerade entgegengesetzt von oben und vorn nach hinten und unten verlaufender, dessen Anfangs getrennte, dünne und schlanke Fascikel sich bald zu einer zusammenhängenden, dicht an die Seitenhaut des Körpers gehefteten Muskelhaut verbinden, welche sich äußerlich an die Bauchschuppen in der Tiefe und nach innen, durch von ihr abgehende Fascikeln an die untern Enden der Rippen setzt, daher diese Knochen nach vorn zieht, und die Vorwärtsbewegung des Körpers begünstigt. Dieser Muskel unterliegt großen Verschiedenheiten, bei Naja vergrößern sich indessen besonders die obern Zipfel dieses Muskels in der vordersten Gegend des Stammes, übereinstimmend mit der ansehnlichen Verlängerung der Rippen bedeutend. Dicht unter den vorigen liegt ein immer 9 oder 10 Rippen überspringender längerer vorderer Rippenheber. Außer diesen näher bezeichneten Muskeln finden sich noch Zwischenrippenmuskeln, ein Bauchmuskel an der innern Fläche der Rippen und der untern der Wirbel noch mehre Muskeln, darunter namentlich der Beuger und der Herabzieher des Schwanzes, der zugleich Öffner der Kloaköffnung ist, und mehre andere auch an den oben gedachten Gliedmaßen, von denen wir hier im Einzelnen nicht sprechen können, sondern namentlich auch hinsichtlich der verschiedenen Abweichungen auf Meckel's vergleichende Anatomie verweisen müssen.

Von den Muskeln hängt bekanntermaßen die Bewegung ab. Die Bewegung der Schlangen auf dem Boden besteht in vielen Seitenkrümmungen, wobei hauptsächlich die Rippenmuskeln thätig sind, und wobei die scharfen Ränder der nach hinten gerichteten Schilder oder Schuppen des Bauchs das Vorwärtsschieben sehr erleichtern. Wenn die Schlange den Vordertheil des Körpers emporhebt, um z. B. einen Gegenstand zu besteigen, so wird dies, weil es an sich wegen des Baues der Wirbel schwieriger ist, mehr durch die starken Rückenmuskeln bewirkt. Die Wirkung der Rippen bei der Bewegung am Boden besteht darin, daß die Schlange an denjenigen Theilen des Körpers, welche sie vorwärts zieht, die Rippen senkrecht stellt, dieselben aber, sobald sie den Theil aufstemmt, um den Körper weiter zu schieben, nach hinten bewegt. Wenn sie durch enge Löcher kriecht, wo der Körper keine Seitenbewegung machen kann, so wirkt fast blos das Vorwärtsziehen und Stemmen der Rippen und Schuppen. Die Bewegungen bei dem Schwimmen bestehen ebenfalls aus lauter Seitenkrümmungen. Alle Schlangen können schwimmen, und viele thun dies freiwillig und oft, viele aber nur im Nothfalle. Die größte Erleichterung gewährt ihnen dabei ihre äußerst große Lunge. Da sie aber, um diese stark mit Luft zu füllen, bei dem Schwimmen die Rippen seitlich heben, und doch die gewöhnlichen Bewegungen des Körpers machen müssen, so strengt sie dies an, und diejenigen, welche für gewöhnlich nicht schwimmen, ermüden bald. Auch das Klettern geschieht hauptsächlich durch Seitenbewegungen, indem sie immer seitlich Körper und Schwanz um Stamm

und Äste schlingen. Manche Arten sollen auch springen, indessen bekennt Lenz, daß er dies nie beobachtete, und daß das sogenannte Springen von Bäumen herab doch nichts weiter war, als ein sich fallen lassen. Will eine Schlange beißen, so zieht sie erst den Vorderkörper durch Seitenkrümmungen zusammen, um den Kopf desto geschwinder verschießen zu können, sobald sie gebissen hat, und mit den Zähnen nicht hängen geblieben ist, zieht sie sich schnell ebenso zurück, um den Angriff zu erneuern. Lenz bemerkt, daß die Beschreibung, welche Lacépède und Latreille von der Bewegung der Schlangen geben, ganz falsch ist. Da, sagt er ferner, die schlängelnde Bewegung der Schlangen dem Auge ein unsicheres Bild darbietet, und da wenige Menschen sich die Mühe geben, ihre Schnelligkeit näher zu beobachten, so ist man allgemein von ihrer großen Schnelligkeit überzeugt. Er bemerkt indessen, daß man die von ihm beobachteten Schlangen auf ebenem Boden sehr leicht einholen könne, und daß keine so schnell läuft, daß man nicht, ohne zu laufen, nur mit starken Schritten nebenher gehen könne. Verhältnißmäßig sind sie langsamer als Eidechsen, Frösche, Mäuse u. s. w. Auf Moos und kurzer Haide laufen sie am schnellsten, weil hier die Elasticität der Unterlage mithilft, weniger schnell auf dem Erdboden. Legt man sie auf eine Glasscheibe, so wird es ihnen sehr schwer vorwärts zu kommen. An steilen Bergwänden schießen sie aber gleichsam im Fluge herab. Die Schlangen der heißen Gegenden sollen schneller als die unsrigen sein, indessen meint Lenz, daß, da alle schnellen Bewegungen der Schlangen nicht anhaltend seien, so möchte auch hierin Manches übertrieben sein. Solche Übertreibungen kommen schon bei den Alten vor, und haben sich durch fortwährendes Nachschreiben bis auf uns erhalten.

Von den Muskeln der Schlangen ist noch im Allgemeinen zu berichten, daß sie ihre Reizbarkeit selbst dann noch behalten, wenn das Thier in Stücken geschnitten ist, ja, daß der Kopf einer Giftschlange, in solchem Falle noch Stunden lang tüchtig zu beißen im Stande ist, wenn man nur ein Stückchen Hals an demselben ließ, und daß sie bei manchen Gattungen, z. B. bei Anguis, leicht reißen, so daß der Schwanz dieser Schlange schon bei einem schwachen Schlage abspringt.

Wir kommen nun zu dem Verdauungssystem der Ophidier [8]). Die Mundhöhle der eigentlichen Ophidier ist oben beträchtlich weit gespalten, indem sich die hintern Nasenlöcher sehr weit nach vorn in sie öffnen. Hinter dieser Stelle wird die obere Wand unmittelbar durch die untere Schädelfläche gebildet, welche mit der Mundhaut bekleidet ist. An der untern Fläche befindet sich weit nach vorn der Eingang zur Zungenscheide und dicht dahinter die Öffnung des Kehlkopfes. Bei den übrigen Schlangen liegen die hintern Nasenlöcher weiter nach hinten, die Spaltung ist daher weniger lang. Sehr allgemein ist die Mundöffnung außerordentlich groß, am größten bei den Giftschlangen, weit kleiner bei Tortrix, Amphisbaena, Caecilia, sehr klein bei Typhlops. Man findet bei diesen Thieren die stärkste Entwicklung der Kaumuskeln, und namentlich zeichnen sich hierdurch übereinstimmend mit der Beweglichkeit der Seitenstücke des Keilbeins und des Unterkiefers die eigentlichen niedern Ophidier aus. Die Anordnung der Heber des Unterkiefers ändert bei den Ophidiern bedeutend ab und ist am einfachsten bei den höhern, den Eidechsen sich nähernden, deren Unterkiefer weniger beweglich ist [9]). Besonders ist der vordere Hebemuskel, Behufs des Ausdrückens der Giftdrüse bei allen Giftschlangen auf merkwürdige Weise abgeändert, so daß er sogar bei einigen als größtentheils vom Schädel getrennt, nur locker an die Giftdrüse angeheftet erscheint. Außerdem zeigen sich in der Regel noch ein Paar andere, auch mit der Giftdrüse in Verbindung stehende Muskeln, welche Meckel als Flügelmuskeln bezeichnet. — Der Niederzieher des Unterkiefers ist bei mehren Ophidiern einfach, bei andern doppelt. Bei den Schlangen mit beweglichen Unterkieferhälften und beweglich mit den übrigen Knochen verbundenen Flügel- und Gaumenbeinen, Oberkieferbeinen und Pflugschaarbeinen finden sich weit mehr Muskeln als gewöhnlich, die wieder mehre Verschiedenheiten zeigen.

Die Ophidier besitzen sehr allgemein zahlreiche spizzige obere und untere, stark nach hinten gerichtete Zähne, von denen die obern meistens auf jeder Seite ziemlich dicht in zwei weit von einander getrennten Räumen, die untern nur in einer stehen und die von vorn nach hinten meistens an Größe etwas abnehmen. Die äußere Reihe der obern befindet sich im Oberkieferbein, die innere im Gaumenbein und dem vordern Theile des äußern Flügelblattes, die untere im Unterkiefer. Hiervon machen einige, z. B. Amphisbaena, eine Ausnahme, indem sich die wenigen kegelförmigen Zähne blos in den beiden Kiefern befinden.

Die Schlangen haben ihre Zähne schon, wenn sie dem Ei entschlüpfen. Alle Schlangenzähne bilden ganz einfache, glatte, sehr spitzige, nach hinten gebogene Haken, und nur bei einigen Riesenschlangen (Boa hortulana *Linn.*, B. canina *Linn.*, B. Merremii *Schneid.*) finden sich auch gerade Zähne. Zufolge dieser Einrichtung passen sie sich nur zum Ergreifen, Ertödten und Festhalten der Beute, und werden nie zum Zerreißen oder Zerkauen derselben gebraucht; alle Thiere müssen demnach ganz verschlungen werden.

Die Zähne der giftlosen Schlangen enthalten nur die gewöhnliche beträchtlich lange und verhältnißmäßig große Zahnhöhle; die Giftzähne dagegen außerdem eine zweite längere, welche vor jener liegt, den ganzen Zahn durchläuft und an der vordern Fläche der Wurzel mit einer länglichen Öffnung anfängt, gegen die Spitze gleichfalls an der vordern Fläche mit einer größern gleichfalls länglichen aufhört. Die erste befindet sich der Mündung des Ausführungsganges der Giftdrüse gegenüber, nimmt also das aus der Giftdrüse tretende Gift auf. An die giftlosen schließen sich zunächst in Hinsicht des Zahnbaues

8) Meckel vergleichende Anatomie IV. S. 350.

9) Hinsichtlich der Einzelnheiten müssen wir auf Meckel verweisen.

einige giftige Schlangen an, bei denen sich im Oberkiefer, hinter den gewöhnlichen Zähnen, einzelne Zähne finden, welche an ihrer Vorderseite der Länge nach eine Rinne haben, durch welche das Gift einer darüber befindlichen Drüse in die Wunde geleitet wird. Die bis jetzt bekannten Schlangen von solchem Zahnbaue sind: Dipsas dendrophila, *Reinw.* Coluber irregularis, *Merr.* Dipsas indica, *Laur.* Coluber cenchoa, *Linn.* Coluber Catesbyi, *Weig.* Dryinus nasutus, *Bell.* Dryophis pavoninus, *H. Boie.* Dryophis xanthozonius, *Kuhl.* Dryinus nasutus, *Merr.* Bucephalus typus, *Smith.* Bucephalus lardini, *Smith.* Bucephalus gutturalis, *Smith.* Python molurus, *Merr.* Coluber monilis, *Linn.* Python rhynchops, *Merr.*

Unter den mit Giftzähnen bewaffneten Schlangen zeigen sich hinsichtlich des Standes derselben einige Verschiedenheiten, jedoch stehen die Giftzähne jedesmal auf dem Oberkieferbeine, nicht auf dem Gaumenbeine, wonach man zwei Abtheilungen aufstellen kann:

1) Die Oberkieferbeine sind fast ebenso gebildet und bewaffnet, wie bei den giftlosen Schlangen; allein der vorderste Zahn derselben ist länger als die hinter ihm stehenden Zähne, und von dem giftführenden Canale durchbohrt. Hierher gehören die in den asiatischen Meeren, Flüssen und Teichen lebenden Schlangen, welche man Wasserschlangen oder Hydern (Hydrus) nennt; ferner der Bungarus coeruleus, *Daud.*, beide ebenfalls aus Asien; ferner Acanthophis Brownii, *Leach* und Acanthophis cerastinus, *Daud.*, beide aus Neuholland, Sepedon rhombeatus, *Liechtenst.* und Sepedon haemachaetes, *Merr.*, beide aus Afrika, Trimeresurus leptocephalus, *Lacep.*, aus Neuholland, und endlich die Brillenschlange, Naja tripudians, *Merr.* nebst der Aspis, Naja haje, *Merr.*

2) Die Oberkieferbeine bestehen jedes nur aus einem ganz kurzen, sehr beweglichen Knochen, der nichts als von einem Canale durchbohrte Giftzähne trägt. Dahin gehören die Ottern, Klapperschlangen, Eckenköpfe (Trigonocephalus), und mehre andere Gattungen. Um von dem Zahnbau dieser Abtheilung einen genauern Begriff zu geben mit Ausschluß dessen, was den nähern Bau des Giftsecretionapparates betrifft, von dem weiter unten bei den Drüsen die Rede sein wird, theilen wir das Vollständigste, was wol darüber vorhanden ist, aus Lenz mit, der in seiner Schlangenkunde S. 152 Folgendes über die Giftzähne u. s. w. der Kreuzotter beibringt.

An jeder Seite des Hinterkopfs liegt eine länglicheirunde, bei Erwachsenen etwa 3½ Linien lange, 2 Linien breite Giftdrüse (keineswegs Blase), die desto flacher ist, je weniger Gift sie gerade enthält. Sie verdünnt sich in einen feinen Canal, welcher unter dem Auge hinläuft, sich an das Oberkieferbein anheftet, und dicht über dem Eingange des Canals mündet, welcher den am Oberkieferbeine sitzenden Giftzahn durchbohrt. Auswendig ist die Giftdrüse von Sehnenhautplatten umhüllt, durch deren Druck das Gift durch den Canal entleert werden kann.

Vorn auf jeder Seite der Oberkinnlade, zwischen Auge und Nasenloch, sitzt ein kleiner, sehr beweglicher Knochen, Oberkieferbein genannt. Unten ist er breiter als oben, und hat auf der kleinen Fläche, welche er unten bildet, zwei dicht neben einander stehende, für die Giftzähne bestimmte Gruben. Dieser Knochen ist mit einem kleinen platten Knochen beweglich verbunden, welcher sich nach hinten zieht, und ebenfalls beweglich an das Gaumenbein befestigt, so daß vermittels dieses Verbindungsknochens die Bewegungen des Oberkiefer- und Gaumenbeins vor-, rück- und seitwärts übereinstimmen.

In einer der genannten Gruben des Oberkieferbeins, oder in beiden, sitzt ein Giftzahn. Weil blos 2 Gruben da sind, so können auch nur 2 Giftzähne, die dicht neben einander (nicht hinter einander) stehen, auf jeder Seite der Oberkinnlade sich zum Gebrauche befinden; gewöhnlich aber steht in jedem der Oberkieferbeine nur Einer. Hinter diesem (oder hinter den 2 neben einander stehenden) sitzen noch 1—6 kleinere Giftzähne lose an dem Knochen, welche dazu bestimmt sind, die großen Giftzähne, wenn sie ausfallen, zu ersetzen, indem sie statt ihrer in die Grube einrücken. Man kann sie Reservezähne nennen. Von ihnen ist derjenige der größte und vollkommenste, welcher dem Giftzahne am nächsten steht, je weiter ein Reservezahn noch von diesem entfernt ist, je unvollkommener ist er. Der dem Giftzahne zunächst stehende Reservezahn ist zuweilen schon fast so groß wie jener, und ebenso gebildet. Lenz bemerkt dabei, daß er mehrmals auch gar keine Reservezähne, oder nur ganz kleine unvollkommene vorgefunden habe, zweifelt aber nicht daran, daß sich solche, wenn es nöthig ist, sehr schnell bilden können. An der Bestimmung der Reservezähne, die Giftzähne zu ersetzen, ist nicht zu zweifeln, obgleich die Sache nicht erwiesen ist. Lenz hat 3 Kreuzottern die Giftzähne ausgezogen, um das Nachrücken der Reservezähne zu beobachten; sie starben aber alle 3, noch ehe die Sache in das Klare kam. Das Schlimmste dabei ist, daß die Giftzähne, wie wir gleich sehen werden, in einer Scheide verborgen liegen, wodurch die genauere Beobachtung des Nachrückens der Reservezähne unmöglich wird.

Die Giftzähne sind, je nach der Größe des Thiers, bei der Kreuzotter (Vipera Berus) 1—1¼ Linien lang; sie sind nach hinten gekrümmt, und so fein und spitz, daß sie selbst durch dickes, aber weiches Handschuhleder fast ohne Widerstand durchdringen; durch hartes Stiefelleder aber können sie nicht dringen; wenn sie Lenz mit Gewalt hineindrücken wollte, so glitten sie entweder ab, oder, wenn ihre Spitze auch eindrang, so zersprangen sie doch, weil sie zu spröde sind, wenn er sie tiefer eindrücken wollte, oder brachen auch von dem Knochen, auf dem sie sitzen, ab.

Jeder Giftzahn hat da, wo er am Knochen aufsitzt, auf seiner Vorderseite (converen Seite) ein Loch, welches der Eingang zu einem Canale ist, welcher ihn der Länge nach durchbohrt, und sich ebenfalls auf der Vorderseite des Zahns, etwa ¼ der Zahnlänge vor der Spitze des Zahns mündet, und in eine offene, bis zur Spitze ge-

hende, sehr feine Rinne verläuft. Diesen Canal fand Lenz fast immer bei frischgetödteten kräftigen Exemplaren mit Gift gefüllt, zwischen welchem er oft kleine Luftbläschen sah, die man leicht durch einen Druck auf das Eingangsloch in Bewegung setzen kann. Da der Zahn glasartig und durchsichtig ist, so sieht schon ein scharfes unbewaffnetes Auge das Gift und die Luftbläschen im Canale, wenn der Zahn gegen das Licht gehalten wird. Zerbricht man nun einen solchen Zahn, so spritzt ein Gifttröpfchen hervor. Da der Giftzahn in der Regel mit Gift gefüllt ist, so bleibt auch der Zahn getödteter Ottern, weil das Gift darin eintrocknet, noch gefährlich.

Vorn läuft noch der Länge nach über den Zahn hin eine feine offene Rinne, welche bei dem Eingangsloche des Canals beginnt, und sich mit der Rinne vereint, in welche die Mündung des Canals ausläuft. Sie ist dazu bestimmt, das Gift, welches der Canal nicht aufnimmt, in die Wunde zu leiten.

Die Giftzähne sitzen in der Grube des Oberkieferbeines so fest, daß man einige Gewalt anwenden muß, um sie loszubrechen. Sie sind also an sich durchaus nicht beweglich, sondern der Knochen ist es, auf dem sie sitzen. Sind 2 Giftzähne neben einander, so ist fast ohne Ausnahme der eine mehr oder weniger wackelig, weil er entweder im Begriffe ist, auszufallen, oder weil er ein neu eingetretener Reservezahn ist.

Da das Oberkieferbein 2 neben einander befindliche Zahngruben hat, so ist natürlich Raum für 2 Giftzähne da, die man denn auch oft neben einander findet. Es entsteht aber die Frage: „ist ein Giftzahn, oder sind zwei die Normalzahl? Lenz hat, um der Sache auf den Grund zu kommen, eine sehr große Menge von Alten und Jungen verglichen, und Folgendes gefunden:

1) Frischgeborne Kreuzottern hatten immer in jedem Oberkieferbeine nur einen Giftzahn, daher hält er dies für die Normalzahl, ohne den möglichen Fall leugnen zu wollen, daß mitunter ein Junges mit 2 Giftzähnen einerseits oder beiderseits geboren werden kann. So z. B. hatte ein Junges, welches im August geboren war, im Januar, da es starb, auf der einen Seite einen, auf der andern zwei, ohne daß er wußte, ob es so geboren war, oder erst später den zweiten Zahn bekommen hatte.

2) Im Sommer und Herbste haben die meisten ein- und mehrjährigen Kreuzottern ebenfalls beiderseits nur einen Giftzahn.

3) Im ersten Frühjahre hatten die meisten, welche Lenz fing, in jedem Oberkieferbeine einen festen Giftzahn, und daneben noch einen andern wackeligen, oder statt dessen einen ausgefallenen in der Zahnscheide liegenden, woraus er schließt, daß im ersten Frühjahre ein regelmäßiger Zahnwechsel statt findet.

Er hat in der Mitte Aprils auch Kreuzottern gefangen, die jederseits nur einen Giftzahn hatten, und vorausgesetzt, daß der Zahnwechsel schon vollendet, und die 2 ausgefallenen alten Zähne schon aus der Zahnscheide entfernt seien.

Eben so hat er noch vor Mitte Aprils mehre gefangen, die einerseits nur einen, andrerseits aber noch 2, wovon einer wackelig, hatten, und hat dann für die Seite, welche nur einen hatte, dasselbe vorausgesetzt.

4) Hat Lenz auch zu jeder Zeit des Sommers und Herbstes einzelne gefangen, welche beiderseits 2 hatten, jedoch sehr selten, oder solche, welche einerseits einen und andrerseits 2 hatten, wovon fast immer der eine wackelig, oder schon ausgefallen in der Zahnscheide war. Hieraus kann man schließen, daß auch im Sommer und Herbste ein Zahnwechsel möglich ist, welcher vielleicht nur dann statt findet, wenn der gebrauchte Giftzahn bei dem Bisse beschädigt wird, oder es ist auch bei dem Frühlingszahnwechsel ein Zahn, statt auszufallen, sitzen geblieben.

5) Wenn 2 Giftzähne neben einander sitzen, so sind sie beinahe nie gleich lang; der eine ist etwas kürzer.

6) Hat Lenz mitunter Exemplare gefangen, denen ein Theil des Giftzahnes oder beider Giftzähne abgebrochen war, was bei ihrer Sprödigkeit, wenn sie z. B. auf einen Knochen oder auf den Zahn einer Maus beißen, sehr natürlich ist.

7) Kreuzottern, die man nicht selbst gefangen hat, darf man nicht mit voller Zuversicht untersuchen, weil, wenn sie einen Schlag auf den Kopf bekommen haben, die Giftzähne öfters zerbrochen oder von dem Knochen abgebrochen sind.

Angenommen nun, daß ein bestimmter Zahnwechsel jährlich eintritt, woran Lenz aus den angegebenen Gründen nicht zweifeln will, so findet er die Einrichtung sehr zweckmäßig, daß 2 Zahngruben vorhanden sind, indem sich da in der leeren der neue Zahn schon festsetzen kann, bevor der alte ausfällt, so daß das Thier zu jeder Zeit gewaffnet ist.

„Wie schnell sich übrigens die Zähne der Kreuzotter ausbilden können," fährt Lenz fort, „habe ich aus folgenden Beobachtungen entnommen: „Ich öffnete 6 hochträchtige Weibchen. Alle Junge, welche so weit ausgebildet waren, daß ich mit Gewißheit vermuthen konnte, daß sie in 4—6 Tagen müßten geheckt werden, hatten noch gar keine Giftzähne und andere Zähne; alle Junge aber, die schon so vollkommen waren, daß sie in ein oder zwei Tagen geheckt werden mußten, hatten schon ganz ausgebildete Zähne und namentlich waren die Giftzähne schon ganz vollkommen, hart und spröde."

Dem über den Bau der Giftzähne Gesagten füge ich hier noch bei, daß in jeden derselben, wo er am Knochen ansitzt, eine kleine Höhlung eindringt, welche den Nerv und die den Zahn ernährenden Gefäße enthält. Diese Höhlung ist durch eine Scheidewand vom Giftcanale getrennt, und ich habe sie zweimal mit bloßen Augen sehr deutlich gesehen, da sie in diesen beiden Fällen mit Blut angefüllt war.

Die Giftzähne sind nebst den Reservezähnen von einer zähen häutigen Scheide umschlossen, welche an der Vorderseite (converen Seite) der Giftzähne ziemlich dicht, an der Hinterseite aber nur sehr lose anliegt. Diese Scheide hat da, wo die Spitze der Giftzähne ist, eine Öffnung, aus der die Spitze jener Zähne, wenn sie zum Bisse gehoben sind, ein wenig hervorragt, bei dem Bisse

aber schiebt sich die Scheide sehr leicht zurück, und hindert daher das Eindringen der Zähne nicht. An der Öffnung der Scheide ist der Rand derselben fein gekerbt.

Ist die Kreuzotter in Ruhe, so legt sie die Giftzähne (sammt dem Knochen, woran sie sitzen) so nach hinten, daß sie am Gaumen anliegen. Auf diese Weise sind sie natürlich der sich schließenden Unterkinnlade nicht im Wege. Öffnet die Otter den Rachen, während die Giftzähne so niedergelegt sind, so sieht man von diesen Zähnen selbst nichts, sondern nur die Zahnscheiden als eine röthliche Wulst an jeder Seite der Oberkinnlade. Auf solche Weise öffnet sie z. B. den Rachen, wenn sie die verschluckte Nahrung ausspeien will, oder auch zuweilen, wenn sie Schmerz empfindet. Aus diesem Öffnen des Rachens ersieht man, daß das Heben der Giftzähne keine nothwendige Folge des geöffneten Rachens ist.

Will sie beißen, so öffnet sie den Rachen, und hebt die Giftzähne so, daß sie senkrecht unter der Oberkinnlade stehen. Diese Bewegung geschieht, wenn sie schnell auf einen Feind zufährt, mit unglaublicher Schnelligkeit. Schnell legt sie auch gewöhnlich nach geschehenem Bisse die Zähne wieder nieder und schließt augenblicklich den Rachen.

Da das Oberkiefer- und Gaumenbein der rechten Seite von denselben Knochen der linken Seite unabhängig ist, so kann die Otter auch sehr gut blos mit dem Giftzahne der einen Seite beißen, während der der andern niedergelegt ist und ruht. Dies kann man sehr gut beobachten, wenn man das Thier hinter dem Kopfe packt, worauf es denn gewöhnlich den Rachen weit aufsperrt und zu beißen sucht, und andrerseits findet man auch öfters, daß Wunden, die sie gemacht hat, nur aus einem Stiche bestehen. Dann ist natürlich die Gefahr nur halb so groß, als wenn sie mit dem Giftzahne beider Seiten eingehauen hätte.

Überhaupt ist es der Mühe werth, sich das Schauspiel zu verschaffen, eine dicht hinter dem Kopfe gepackte Kreuzotter mit den Giftzähnen arbeiten zu sehen. Unaufhörlich hebt und senkt sie dieselben, und wenn sie den Kopf links dreht, um der sie haltenden Hand Eins zu versetzen, so wendet sie den links befindlichen Giftzahn so weit als möglich nach dieser Seite hin, so daß er links über die Unterkinnlade vorragt. Will sie rechts hinbeißen, so geht es denn nach dieser Seite hin eben so. Hält man ihr ein Drathstäbchen und dergleichen in den Rachen, so sieht man, wie sie mit den Zähnen wie mit einem Finger darnach greift. Schiebt man ihr aber das Stäbchen gerade von vorn in die Mitte des Rachens (zwischen die beiden Gaumenbeine), so kann sie es mit den Zähnen nicht berühren, weil sie dieselben wol nach außen, nicht aber nach innen bewegen kann.

Die Speicheldrüsen der Ophidier bieten in mehrer Hinsicht bedeutende Verschiedenheiten dar. Die wichtigste bezieht sich auf die Beschaffenheit der abgesonderten Flüssigkeit, indem bei einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Gattungen sich eine eigenthümliche sehr heftig wirkende Giftdrüse findet, welche den meisten übrigen fehlt, und von der gleich weiter die Rede sein wird.

Am allgemeinsten findet sich eine kleine, glatte, ungelappte, dicht unter der untern Fläche der Mundhöhle nahe hinter ihrem vordern Ende sehr oberflächlich liegende Zungen- oder Unterzungendrüse, die sich vorn neben der Mündung der Zungenscheide öffnet, welche jedoch gegen Meckel, Duvernoy für zwei knorpelartige Platten an der Öffnung der Zungenscheide erklärt. (Siehe die Abbildung.) Von der Thränendrüse, von der Desmoulin mit Unrecht behauptet, daß sie alle übrigen Munddrüsen ersetze, wird weiter unten gehandelt werden. Weniger allgemein sind zwei, meistens weit größere Lippendrüsen, eine obere und eine untere dicht unter der Haut, die erste nach außen neben dem Oberkiefer, die zweite neben dem Unterkiefer. Beide öffnen sich durch zahlreiche Mündungen. Im Allgemeinen sind sie bei den nicht giftigen Schlangen weit ansehnlicher als bei den giftigen, denen sie mitunter sogar fehlen.

Die bei weitem ansehnlichste und zusammengesetzte von allen Drüsen ist die Giftdrüse, die allen Giftschlangen, aber nur diesen, zukommt. Meckel (vergleichende Anatomie IV, 361.) sagt von ihr: Sie liegt sehr oberflächlich hinter und unter dem Auge über dem Oberkiefer, ist länglich, dickwandig, aus dichtstehenden Blättern gebildet, enthält eine weite Höhle, wird von einem starken Muskel umgeben, und öffnet sich durch einen langen, an der äußern Fläche des Oberkiefers verlaufenden Ausführungsgang; vor dem vordern Ende desselben in eine häutige Scheide, welche den Eingang zum Kanale des Giftzahns so umschließt, daß die aus dem Ausführungsgange tretende Flüssigkeit in diesen zu treten genöthigt ist. (Siehe obige Beschreibung.)

Brand und Ratzeburg (getreue Darstellung und Beschreibung der Thiere, die in der Arzneimittellehre in Betracht kommen, I. S. 175.) geben von den Speicheldrüsen der Kreuzotter folgende Beschreibung: „Die Zwischenkiefer, der Ober- und der Unterkiefer, sind am freien Rande mit einer etwa ½ bis ⅓ Zoll breiten feinkörnigen Drüse eingefaßt, aus welcher wie bei den Meibomschen Drüsen eine Menge feiner perpendiculärer Ausführungsgänge entstehen, welche sich innerhalb des Maules am innern Rande der Randschuppen der Kiefer endigen. Über den mittlern und hintern Theil jeder Oberkieferdrüse liegt ein 3½ Linie langer, 2 Linien breiter länglich dreieckiger, ziemlich flacher Körper (Giftdrüse), der mit seinem breitern Theile etwas über und vor dem Rachenwinkel anfängt, sich in der Gegend des hintern Augenrandes verdünnt (etwas über die Oberspeicheldrüse erhoben), und mit einem dünnen Gange hinter derselben (unter dem vordern Augenrande) am vordern und obern Theile der Giftzahnscheide mündet, und zwar durch Zellgewebe an die vordere Fläche des Oberkieferknochens geheftet mit einer (oder auch zwei?) Mündung dicht über der obern Öffnung der beiden im Kiefer sitzenden Giftzähne. Die Drüse wird von doppelten silberglänzenden Sehnenhautplatten umhüllt, deren äußerste als sehnige Ausbreitung des von dem Scheitelbein entspringenden Zusammendrückers der Drüse anzusehen ist; nach vorn läuft sie in einen dünnen bis gegen das Nasenloch und

nach hinten in einen bis zur Verbindung beider Kiefern gehenden Fortsatz aus, die innerste Platte der silberglänzenden Sehnenausbreitung setzt sich zwischen die Drüsensubstanz und theilt sie in 4 — 5 Lappen, welche von der Basis der Drüse entspringen, theils gesondert, theils durch Zwischenlappen der Drüse communicirend verlaufen, und in 2—3 getrennte Bündel zusammenlaufen, woraus der häutige Ausführungsgang entspringt [10]). Jedes dieser Bündel erscheint körnig, zottig. Jeder der 5 größern Lappen, der in der Mitte einen Ausführungsgang hat, erscheint aus mehren kleinen Drüsenlappen zusammengesetzt. Die Substanz dieser Lappen zeigt unter dem Mikroskop lauter einzelne, oft sich abtrennende, fast länglich viereckige oder umgekehrt kegelförmige, dicht und zwar parallel an einander liegende Säckchen, welche zuweilen blos ihre 4—6eckigen obern Enden zeigen; diese Säckchen sahen wir einigemal sehr bestimmt gegen eine begrenzende Linie anstoßen, welche wir einmal sogar als Schlauch (gemeinschaftlichen Ausführungsgang) zu erkennen glaubten, öfters sahen wir aber auch die Säckchen frei umherschwimmen. An den einzelnen Säckchen bemerkte man deutlich im Innern eine gelbe Masse."

Müller (de Glandularum secern. structura p. 57.) bemerkt über die Giftdrüsen Folgendes: Dieselben bestehen 1) entweder aus verästelten, zu Blättern verbundenen Säckchen, welche Blätter dem gemeinschaftlichen Ausführungsgang des Stammes angeheftet sind, wie bei Trigonocephalus, oder 2) aus Röhren, inwendig mit zelliger Wand, welche aus einem gemeinschaftlichen unterm Gange fast gerade und parallel gegen die Oberfläche aufsteigen, wo sie weder ästig, noch verdünnt blind enden, oder 3) aus Lappen, welche von dem vordern Theile der Drüse ausgehen, hinten in eigne Fächer getheilt sind, die sich endlich in dünnere Bündel scheiden.

Die Zunge der wahren Ophidier ist lang, dünn, cylindrisch, glatt, vorn in zwei seitliche Spitzen gespalten, und in einer dünnen Scheide einer Verlängerung der Mundhaut eingeschlossen, die sich dicht hinter dem Unterkiefer nach vorn durch eine enge Mündung öffnet, durch welche die Zunge in einem ansehnlichen Theile ihrer Länge hervortreten kann. So verhält sie sich auch noch bei Tortrix und Erix. Dagegen findet sich bei Anguis, Amphisbaena keine solche Scheide, in welche die Zunge treten könnte. In beiden ist die Zunge ansehnlich, länglich viereckig, breit, glatt, an der Spitze stumpf und kurz gespalten, und ebenso läuft sie an der etwas breitern Grundfläche in zwei seitliche, stumpfe Spitzen aus. Bei Amphisbaena ist sie breiter, vorn mehr nach dem gewöhnlichen Schlangentypus in zwei längliche Spitzen ausgezogen, überall mit kleinen, regelmäßigen, dicht stehenden, harten Schuppen besetzt. Bei Anguis dagegen sind die vordern Spitzen stumpf und kurz, die hintere größere Hälfte ist durch viele, weiche, große Warzen, die vordere durch weit kleinere harte Hervorragungen ungleich.

Die Schlangen haben ferner unter den Amphibien das einfachste Zungenbein. Es besteht wenigstens aus zwei länglichen und dünnen in der Längenrichtung verlaufenden, vorn meistens verbundenen Fäden, welche eine knorpelige Beschaffenheit haben. Von den Muskeln der Zungen und des Zungenbeins sind der Vorwärts- und Rückwärtszieher der Zunge sehr länglich. Der erstere entsteht wie gewöhnlich vom vordern Ende des Unterkiefers, legt sich von Außen an die Zunge und kann bis zur Mitte ihrer ganzen Länge verfolgt werden. Der Rückwärtszieher entspringt vom hintern Ende des Zungenbeins, ist in der hintern Hälfte der Länge des ganzen Apparates leicht von dem der vordern Seite, an dem er übrigens im Allgemeinen überall in der Mittellinie dicht anliegt, trennbar, setzt sich aber durch die ganze Länge der Zunge fort, deren Substanz er in der That fast ganz allein bildet. Das Zungenbein der eigentlichen Ophidier hat wenige und schwache Muskeln. Bei den Schlangen, welche die Kieferäste bedeutend weit von einander entfernen können, namentlich bei Crotalus und Trigonocephalus, findet sich noch ein eigenthümlicher Muskel.

Von der Bedeutung der Zunge als Gefühlsorgan wird weiter unten die Rede sein.

Über den Mechanismus des Schlingens können wir uns hier, um nicht zu weitläufig zu werden, nicht verbreiten, sondern müssen auf die Abhandlung *Dugès*, Annales des scienc. nat. 1827 Dec. verweisen.

Die Speiseröhre der Schlangen ist immer sehr lang, wenig durch ihren Durchmesser vom Magen unterschieden, doch schwächer muskulös, im Innern stark der Länge nach gefaltet, da sie sehr ausdehnbar ist. Der sehr längliche Magen der Ophidier ist ganz gerade und bei mehren findet sich eine starke Pförtnerklappe. Der Darmcanal ist in einem weit größern vordern, engern und einen hintern weiten Abschnitt abgetheilt. Von diesen bildet der erstere wegen der Kürze des Gekröses im Allgemeinen eine große Menge kurzer, unter sehr spitzen Winkeln in einander übergehender und einander in ihrer ganzen Länge berührender, selbst durch Zellgewebe zusammengehefteter Windungen. Ausnahmen machen besonders die den Eidechsen näher stehenden Gattungen. An der Übergangsstelle des dünnen Darms in den dicken fehlt im Allgemeinen die Klappe. Bei mehren kommt auch ein Blinddarm vor.

Die Leber ist immer sehr lang und länglich, wenig oder nicht gelappt, immer mit einer rundlichen, oder länglich rundlichen Gallenblase versehen, deren Gang sich in geringer Entfernung von dem Pförtner in den Darmcanal öffnet. Im Allgemeinen liegt die Gallenblase weit von der Leber entfernt.

Was die Bauchspeicheldrüse und die Milz betrifft, so sagt Meckel, daß er die erstere im Allgemeinen rechts und an der Rückenfläche des Anfangsstückes des Darms in geringer Entfernung vom Pförtner gerade an der Insertionsstelle des Gallengangs liegend, den Darm eng

10) Bei einer frisch mit Quecksilber angefüllten, dann getrockneten und wieder etwas aufgeweichten Drüse sahen die Verfasser auf der Durchsichtsfläche fünf durch Scheidewände und Zellgewebe getrennte Canäle, die gegen den Ausführungsgang so zusammenhingen, daß das Quecksilber, wenn es in der einen Höhlung heruntergedrückt wurde, in der andern hinaufstieg.

umschließend gefunden habe. Die Milz scheint im Allgemeinen nur den Ophidiern eigen zu sein, welche sich mehr den Eidechsen nähern.

Über das Gefäßsystem der Ophidier heben wir Folgendes aus Meckel aus:

Das Herz liegt im Allgemeinen weniger weit nach vorn, als bei den übrigen Amphibien, wenigstens gilt dies für mehre der eigentlichen Schlangen. Es ist gleich dem der höhern Amphibien zusammengesetzter, indem sich 1) die Vorkammern sehr allgemein vollständig durch eine senkrechte Scheidewand trennen, 2) von der Spitze gegen die Grundfläche der Kammern eine Scheidewand heraufwächst, so daß im Allgemeinen nur an der Grundfläche eine Verbindungsöffnung zwischen beiden Kammern übrig bleibt. Dies ist die allgemeine Bedingung, doch finden sich mehre Stufen. Das ganze Herz, besonders der arteriöse Theil, ist meistens sehr länglich, länglicher vielleicht als irgendwo, gewöhnlich etwas nach links gewölbt, nach rechts ausgehöhlt. Die linke Kammer oder Hälfte ist sehr wenig ausgebildet, äußerst dickwandig, aber sehr eng, die rechte, viel dünnwandiger beträchtlich weiter. Zwischen den Vorhöfen und Kammern finden sich blos einfache halbmondförmige Klappen, wenigstens zeigt sich dies so bei Boa. Bei dieser Schlange stehen auch am Ursprunge der Pulsadern große halbmondförmige Klappen. Zwei gehören der Lungenpulsader, zwei dem linken, eine dem rechten Aortenstamme an. Die letztere liegt nach unten außen und rechts. Außerdem findet sich hier nach links und innen ein sehr unbedeutendes Rudiment einer zweiten. Mit dem Herzbeutel ist das Herz der Ophidier, wie es scheint, weniger allgemein verwachsen, als bei andern Amphibien.

Bei den Ophidiern findet sich wenigstens bei Boa, Python, Coluber, Naja, Crotalus nach Meckel's Überzeugung, nur ein Aortenstamm, der dicht neben der Lungenpulsader, rechts von ihr aus dem vordern Ende der rechten Kammer neben und unter der unvollkommenen Scheidewand, wodurch diese von der linken abgesondert wird, dicht neben und etwas vor der vordern Mündung der linken, oder der Lücke in der Scheidewand entsteht.

Die Aorta zerfällt zwar sogleich in einen linken und rechten Stamm, die Mündung aber ist vollkommen einfach, und man kann daher durchaus nicht mit Recht von zwei Stämmen reden. Es finden sich nur zwei halbmondförmige Klappen, von denen die eine der linken, die andere der rechten Hälfte der Mündung angehört. Der rechte Stamm liegt etwas weiter nach oben der Öffnung der linken Kammer näher als der linke. Beide wenden sich, wie gewöhnlich, nachdem sie etwas vorwärts verlaufen sind, nach hinten, und fließen, wie immer, auf der Wirbelsäule zu einem Stamme zusammen. Der rechte Stamm schickt vorher erst die rechte, dann die linke Kopfpulsader ab. Der Kranz, welchen beide hintere Äste bilden, indem sie sich um die Luft- und Speiseröhre schlagen, ist meistens größer als bei den geschwänzten, immer dagegen kleiner als bei den ungeschwänzten Batrachiern. Indessen ist diese Anordnung nicht immer ganz dieselbe.

Die Beschreibung des fernern Verlaufs der Körperpulsadern gibt Meckel nach Python tigris, wie folgt: Aus dem rechten Aortenstamme entsteht, indem er sich nach hinten wendet, zuerst ein ansehnliches Gefäß, das links neben der Luftröhre und der linken Halsvene zum Kopfe aufsteigt. Dies ist nach Cuvier[11]) die einfache gemeinschaftliche Kopfpulsader, nach Schlemm[12]), wahrscheinlich richtiger der gemeinschaftliche Stamm der Kopf- und Wirbelpulsader, die er Halspulsader (A. collaris) nennt. Sie gibt sogleich nach ihrem Abgange, wenigstens bei Python, Boa, ein beträchtliches Gefäß ab, das Cuvier[13]) wenigstens bei Python und Boa fälschlich unmittelbar aus dem Stamme ableitet. Dies hat auch außer Boa constrictor schon Schlemm für Coluber natrix und capistratus und für Trigonocephalus mutus angegeben[14]). Cuvier gibt ihm keinen Namen, wahrscheinlich ist es die Schilddrüsenpulsader[15]). Es begibt sich zu zwei ansehnlichen, länglich rundlichen, unten am Halse gelegenen Drüsen. In ihrem fernern Verlaufe schickt sie Zweige an die Speise- und Luftröhre ab, und spaltet sich endlich in der Nähe des Kopfes in einen größern linken und einen kleinern rechten Ast. Jener dringt in die Tiefe, versieht die tiefen vordern Hals- und Kopfmuskeln und tritt in die Schädelhöhle, dieser geht vor der Speise- und Luftröhre weg und verbreitet sich in den oberflächlichen Muskeln der Unterkiefergegend. Jener ist daher innere, dieser äußere Kopfpulsader; der erstere zugleich auch Wirbelpulsader. Hierauf wendet sich der rechte Aortenstamm, einen ansehnlichen Bogen bildend, nach hinten, oben und rechts. Aus dem Ende des Bogens entsteht ein kleineres Gefäß der Wirbelsäule weit näher als das vorige, das in der Mittellinie hinter der Speiseröhre nach vorn verläuft. Zwischen je zwei Halswirbeln schickt es bei Python einen Ast, der sich theilend zu den Halsmuskeln und in die Höhle der Wirbelsäule dringt.

Die einfache hintere Aorta steigt in der Mittellinie vor der Wirbelsäule herab und schickt hintere und seitliche Zweige ab, von denen jene Zwischenrippenpulsadern sind, diese die Verdauungswerkzeuge versehen. Rechterseits geben von diesen 10—12 nach einander folgende an die Leber. Der Magen erhält zwei größere Pulsadern, eine vordere und eine hintere sehr weit von einander getrennt, die auf den beiden Flächen des Magens wieder zusammenfließen. In einiger Entfernung von der hintern Magenpulsader geht die vordere Gekröspulsader zum Anfangstheile des Darmcanals, dann folgen kleinere, welche den hintern Theil desselben bis zum After und die Zeugungstheile versehen. In der Beckengegend geht ein kürzerer Ast an die Kloakentheile.

In den Venen finden sich keine Klappen, außer die oben angegebenen, bei dem Eintritt der Stämme. Es sind zwei vordere und eine hintere Hohlvene vorhanden, von

11) Vorlesungen über vergleichende Anatomie. IV. S. 180. 12) S. Anat. Beschreibung der Blutgefäße der Schlangen, in der Zeitschrift für Physiologie. 1826. I. S. 101 fg. 13) Vorles. IV. S. 180. 14) A. a. O. S. 103. 15) Schlemm a. a. O.

denen diese durch die Substanz der Leber geht und sich hier beträchtlich vergrößert. Sie entsteht vorzüglich durch die vordern Nierenblutadern. Die vordere Bauchpulsader kommt blos von den vordern Bauchmuskeln und geht in die Pfortader und in die Leber. Die Schwanzpulsader spaltet sich in zwei Äste, in die Nierenblutadern, die gar nicht mit den Nierenpulsadern, wol aber mit den vordern Blutadern anastomosiren. Die Schlangen haben nach Meckel immer nur eine Lungenpulsader, selbst diejenigen, welche eine doppelte Lunge haben, nur daß sich diese hier bald in zwei Hauptäste spaltet, von denen der linke kleinere blos die Lunge seiner Seite, der rechte aber auch die linke Lunge mit Ästen versieht. Ebenso findet sich auch nur eine einfache Lungenblutader, welche hauptsächlich der rechten Lunge angehört.

Was das Respirationssystem der Ophidier betrifft [16]), so fängt bei den meisten Schlangen die Luftröhre mit einer wulstigen, ziemlich unter den innern Nasenlöchern liegenden Erhabenheit über der Zungenscheide an, in welcher eine feine Längenspalte als Stimmritze und Eingang zur Luftröhre dient. Die Luftröhre ist zwei- bis viermal so lang als der Kopf und von zarten Knorpelringen gebildet, von welchen indeß nur die obern vollkommen kreisförmig sind (einige mehre entwickelte von diesen bilden eine Art von Kehlkopf), da hingegen die untern nur den Vordertheil derselben umschließen. An der Rückseite nämlich findet sich eine feinere gefäßreiche Haut, welche allmälig sich mehr und mehr erweiternd zum rechten Lungensack sich ausdehnt, in welchem sich daher die Luftröhre spitz zulaufend verliert. Der sehr unvollkommene Kehlkopf ist übrigens ohne alle Stimmbänder und daher wird auch hier bloßes Zischen, aber keine Stimme wahrgenommen. Bevor diese Luftröhre aufhört, findet man namentlich bei der Ringelnatter, außerdem aber auch bei andern links und hinten eine kleine blinde Vertiefung, welche, wie Nitzsch (Comment. de respirat. animal. p. 13.) zuerst bemerkt hat, als Rudiment der linken Lunge anzusehen ist. Was den rechten, hier einzigen, Lungensack insbesondere betrifft, so liegt er unmittelbar unter dem Rückgrate, erstreckt sich bis in die Nierengegend nach hinten, und ist in der Ringelnatter 5—7 Zoll lang, ½—¼ Zoll weit. Da, wo die Luftröhrenringe aufhören, ist die Wand dieses Lungensacks am dicksten, äußerlich mit einem Faserlager bekleidet, innerlich mit feinem gegitterten Netzwerk von Gefäßen überzogen. Weiter nach hinten werden die Wände immer dünner, zuletzt blos häutig, und das ganze Organ einer Schwimmblase immer ähnlicher. In der Blindschleiche (*Anguis fragilis*) sind noch beide Lungen vorhanden, doch ist auch hier die linke schon beträchtlich kleiner als die rechte.

Höchst merkwürdig ist es, daß wenigstens bei den uneigentlichen Schlangen, nämlich bei Caecilia, Kiemen entdeckt worden sind. Wir führen das, was der Entdecker Professor Müller in Bonn darüber sagt, hier wörtlich an (Isis 1831. S. 710) „Bei der Revision der Caecilien, welche sich in dem unendlich reichen Museum der Naturgeschichte befinden, entdeckte ich an einer ganz jungen Caecilia hypocyanea auf jeder Seite des Halses einige Linien von dem Ende der Mundspalte, ein Loch von der Größe einer Linie. Diese Öffnung ist in der Länge etwas größer, als in der Höhe, liegt in dem gelben Streifen, der die Seiten der Caecilia hypocyanea auszeichnet, und dieser gelbe Streifen ist gerade hier viel breiter. Der Saum des Loches ist scharf; im Innern des Loches sind schwarze Franzen bemerklich, welche an den Hörnern des Zungenbeins oder der Kiemenbögen festzusitzen scheinen, aber nicht aus den Löchern hervorhängen. Die Löcher selbst stehen in offner Communication mit der Mundhöhle. Diese junge Caecilia, welche als einziges Exemplar nicht secirt werden konnte, mißt 4½ Zoll Länge; ein ausgewachsenes Exemplar derselben Species, welches keine Spur dieser Löcher zeigt, hat mehr als einen Fuß Länge.

Das Athmen der Schlangen wird bei dem Mangel eines Zwerchfelles lediglich durch die Wirkung der Rippen und Muskeln bewerkstelligt. Herholdt (Froriep Notiz. Nr. 720.) theilt darüber folgendes Nähere mit: Der Kehlkopf der langen Luftröhre der Natter liegt an der Zungenscheide (vagina linguae), so leicht von der Schleimhaut angeheftet, daß er während des Athmens frei bewegt werden kann, und zwar von der Kehle auf gleiche Weise bis zu den hintersten Öffnungen der Nasenlöcher (choanae). Hält das Thier den Mund verschlossen, so sind die Bewegungen genau begrenzt durch die hohle Furche, welche von den zwei innersten Zahnrändern des Oberkiefers gebildet wird. Während jeder Exspiration wird die Luftröhre nach vorwärts bis an die choanae ausgedehnt, und es erweitert sich die Mündung derselben zu einer runden Öffnung (rima glottidis), wodurch dann das Einathmen erfolgt. Nachher wird die Mündung wieder zusammengeschnürt, auch die Kehle zurückgezogen bis hinter die Zahnfurche. Die Natter braucht folglich nicht, wie mehre Physiologen glauben, während sie verschluckt, ihre Zunge über die Oeffnung der Luftröhre zurückzubeugen, um den Mangel der Epiglottis zu ersetzen. Hält man den Rachen der Natter geöffnet, so erkennt man den Rhythmus des Athmens ganz deutlich an der Mündung der Luftröhre. Sobald man die Luftröhre unterbunden hat, so sind alle mechanischen Erscheinungen des Athmens im Munde augenblicklich gehemmt. Versuche mit jungen Schlangen, welche unter Wasser gehalten wurden, ergaben, daß alle neugebornen Schlangen sogar in frischem Wasser von Mitteltemperatur ertrinken, sobald sich nicht im Wasser ein fester Körper befindet, zur Stütze für die Rippen derselben. In Salzwasser und in Wasser von erhöhter Temperatur ertrinken sie schnell. Aus diesen letztern Untersuchungen folgert Herholdt, daß man das Athmen der Schlangen unter vier verschiedenen Modificationen betrachten müsse:

a) als eine unmerklich wogende Bewegung der eingeathmeten Luft zwischen der schwammigen (netzförmigen) und blasenförmigen Lunge des Thieres;

b) als eine kräftigere gleichzeitige Zusammenziehung

16) *Carus* Zootomie. p. 499.

beider Lungenportionen, durch welche die Luft durch die lange Luftröhre ausgetrieben oder ausgeathmet wird;

c) als ein willkürliches Einathmen unter Erweiterung der Brusthöhle mit eigenen Inspirationsmuskeln; und

d) als ein unwillkürliches rhythmisches Ein- und Ausathmen während der locomotiven Bewegungen des Thieres auf einem festen Körper, insofern diese Bewegungen auf den zahlreichen Rippen der Brusthöhle beruhen.

Wir betrachten nun das Gehirn und Nervensystem der Ophidier nebst dem Sinnenorgane. Das Gehirn der Schlangen ist verhältnißmäßig sehr klein, und beträgt dem Gewichte nach kaum mehr $\frac{1}{700}$—$\frac{1}{800}$ Theil des Körpers. Es ist glatt ohne Windung und die beiden Hemisphären zusammen bilden eine mehr breite als lange Masse, hinter ihnen liegen die fast kugeligen hohlen Sehhügel, das kleine Gehirn ist sehr klein und flach. Das Rückenmark läuft von dem Gehirne an durch alle Wirbel bis zur Schwanzspitze und übertrifft an Masse das Gehirn sehr bedeutend; merkwürdig ist an demselben der starke, untere Wulst, für welchen ein eigner Eindruck auf der Schädelgrundfläche bemerkt wird. Über die Nerven ist nicht viel zu sagen, da wegen des einfachen Baues ohne Gliedmaßen viele fehlen müssen; übrigens verbreiten sie sich im Allgemeinen nach der Weise, wie bei den höher organisirten Thieren. Die Riechnerven endigen mit einer keulenförmigen Anschwellung und sind nichts als Verlängerungen des vordern Theiles der Hemisphären. Den sympathischen Nerven sah Carus in der Bauchhöhle unter den innersten Rückenmuskeln ohne bedeutende Ganglien die Intervertebralnerven verknüpfen und zu beiden Seiten des Rückgrats verlaufen.

Die Irritabilität der Ophidier ist bedeutend im Ganzen und in einzelnen Theilen. Eine Verletzung des Gehirns oder Rückenmarks tödtet sie nur sehr langsam. Sie leben nach einem Stich durch das Gehirn noch Tage lang; eine Kreuzotter, welche Lenz so auf den Rücken getreten hatte, daß in der Mitte des Leibes Wirbel und Rückenmark von einander gerissen waren, während Haut und Verdauungscanal unversehrt blieben, lebte noch mehre Wochen. Die einzelnen Stücke einer zerhauenen Schlange zeigen noch lange Beweglichkeit, der Kopf vom Rumpfe getrennt, beißt noch nach mehren Stunden, das Herz schlägt noch lange, nachdem es aus dem Leibe genommen u. s. w.

Als den Hauptsitz des Gefühlsinnes muß man die Zunge ansehen (Carus a. a. O. S. 239.), welche bei andern Thieren Organ des Geschmacksinnes ist. Dieses kann sie aber bei den Schlangen nicht sein, theils weil ihr die betreffenden Drüsen (siehe oben über die Drüsen,) fehlen, theils weil die Schlangen, sowol wenn sie ihre Beute ergreifen, theils wenn sie dieselbe verschlingen, die Zunge eingezogen haben. Zum Fange der Beute kann die Zunge ebenfalls nicht bestimmt sein, theils weil sie viel zu schwach, theils weil sie nicht klebrig ist, noch weniger kann sie bei ihrer Zartheit und Biegsamkeit zum Anspießen oder Verschlingen der Beute dienen, ebenso wenig ist sie als Stimmwerkzeug zu betrachten, theils nach Lage und Bau, theils weil sie bei dem Zischen der Schlangen eingezogen ist. Sie muß vielmehr durchaus nach den genauern Beobachtungen Hellmann's (über den Tastsinn der Schlangen, Göttingen 1817.) als eigenthümliches Gefühlorgan betrachtet werden, um so mehr als Gesicht, Geruch, Gehör und das allgemeine Gefühl des mit Schuppen bedeckten Körpers bei den Schlangen sehr schwach ist. Andern mit schlechtem Gesichte begabten Thieren gab die Natur z. B. einen scharfen Geruch, die Schlange aber muß sich durch das Gefühl ihrer Zunge helfen, welches Gefühl durch vier starke auf jeder Seite nach der Zunge und ihren Bewegungsmuskeln gehende Nervenäste (Hellmann S. 23) erklärbar wird. Der Umstand, daß die Lage ihrer Augen die Schlange verhindert, kleine Dinge, welche gerade vor ihrem Munde oder unter demselben liegen, zu sehen, vermehrt die Wichtigkeit ihrer fühlenden Zunge. Wenn die Schlange nicht gerade ruhet, besonders wenn sie sich an ihr unbekannten Orten befindet, streckt sie fast unaufhörlich die Zunge heraus, und bewegt sie nach allen Richtungen, um die Gegenstände, welche vor ihr sind, zu erforschen. Sie scheint nicht blos das zu fühlen, was sie unmittelbar durch die Zunge berührt, sondern selbst auf eine Entfernung von etwa ½ Zoll durch dieselbe von unberührten Gegenständen Kunde zu erlangen. Recht deutlich kann man sich hievon überzeugen, wenn man eine Schlange aus einem Kasten, Glase u. s. w. steigen läßt. Sobald Kopf und Hals sich über den Rand erheben und sie nun den leeren Raum vor sich bemerkt, streckt sie die Zunge fortwährend so weit als möglich hervor, und bewegt sie bedächtlich, während der Kopf sich ebenfalls nach verschiedenen Seiten bewegt. Findet sie nun keinen Anhaltepunkt, außer der äußeren Wand des Kastens, so senkt sie sich endlich immer züngelnd, an diesem herab. Ebenso deutlich zeigt sich die Sache, wenn man eine Schlange auf Bäume klettern läßt, wo sie Ast für Ast mit der Zunge aufsucht, es jedoch nicht immer für nöthig erachtet, den Ast, auf den sie übergehen will, erst wirklich mit der Zunge zu berühren. Steckt man eine Schlange in eine mit Luftlöchern versehene Schachtel, so streckt sie durch diese zuweilen ihre Zunge weit heraus, weil sie hier einen Ausweg zu finden hofft. Aus diesem Grund ist auch Lenz kein Freund von Sendungen, wo die Schlangen frei in mit Luftlöchern versehenen Schachteln stecken. Indem sie mit der Zunge herausfahren, erschrecken sie furchtsame Leute, und Furchtlose möchten es sich dagegen mitunter einfallen lassen, die Zunge mit einer Scheere wegzuschneiden. Steckt man Schlangen in Gläser, die mit Wasser oder Branntwein gefüllt sind, so sieht man, wie sie ängstlich mit der Zunge an den Wänden des Glases herumsuchen, um einen Ausweg zu finden. Auch die Ringelnatter streckt, wenn sie schwimmt, und dabei den Kopf über der Wasserfläche hält, fortwährend die Zunge heraus, wie wenn sie auf dem Lande kriecht, aber auch wenn sie unter dem Wasser schwimmt, was sie gern thut, züngelt sie häufig. Bei dem Züngeln zieht die Schlange ihre Zunge oft wieder auf Augenblicke ein, ohne Zweifel

um sie in ihrer Scheide wieder schlüpfrig zu machen. Je munterer eine Schlange ist, je mehr und schneller züngelt sie. Die Kreuzotter bewegt, wenn sie wüthend ist, ihre Zunge so schnell, daß manche das dadurch entstehende Flimmern für eine elektrische Erscheinung gehalten haben. Obgleich nun die Schlange, wenn sie einen Feind bemerkt, oder wenn sie ihrem Raube nahe ist, um sich von dem Gegenstande nähere Kunde zu verschaffen, gewaltig züngelt, so ist doch in dem Augenblicke, wo sie zubeißt, die Zunge, um nicht verletzt zu werden, eingezogen.

So wichtig auch die Zunge als Gefühlsorgan für die Schlangen ist, so können sie doch auch, weil sie doch Augen, ein Gemeingefühl des ganzen Körpers, und wahrscheinlich auch einigen Geruchssinn haben, ohne die Zunge bestehen, wovon Lenz folgende Versuche überzeugt haben: Er schnitt einer Ringelnatter mit einer Scheere die Hälfte der Zunge weg. Sie gebrauchte darauf das ihr übrige Stück der Zunge so gut es gehen wollte, und zeigte in ihrem Betragen noch dieselbe Behendigkeit, wie früherhin. Einer Kreuzotter schnitt er die Zunge weg, so daß sie nur noch ein kurzes übrig gebliebenes Stückchen herausstrecken konnte, welches sie jedoch noch zu brauchen suchte. Die Wunde blutete ein wenig, das Thier biß heftig um sich, da er es neckte, und in ihren Bewegungen, theils auf dem Boden, theils im Wasser, in das er sie warf, spürte er keine bestimmte Veränderung.

Ob die Fäden an der Schnauze der Caecilien und Erpeton Gefühlsorgane sind, ist noch unentschieden.

Was das Geruchsorgan der Schlangen betrifft, so scheint auch dies, nach der Kürze der Geruchsnerven zu urtheilen, nicht von großer Stärke zu sein. Des Standes der Nasenlöcher ward schon oben gedacht, und hier werde blos noch bemerkt, daß sie bei den meisten asiatischen Wasserschlangen oben auf der Schnauze stehen und unter dem Wasser geschlossen werden können. Müller (a. a. O. S. 53.) spricht von einer eigenen Nasendrüse, welche seiner Angabe nach, den Raum zwischen Kiefer- und Thränenbein und der Seitenwand der Nasenlöcher ausfüllt, und von ihm sowol an unschädlichen als giftigen Schlangen aufgefunden wurde. Der Ausführungsgang derselben verbinde sich mit dem Thränenkanal zu einer Öffnung im Gaumen. Dieser Angabe nach gehört die blinde Grube, sogenannte Nasen- oder Thränengrube, welche man namentlich an einigen größern Giftschlangen (s. d. Art. Crotalus) zwischen den Nasenlöchern und dem Auge findet, dieser Drüse an. Nach Lenz sollen die Schlangen nie etwas durch den Geruch aufsuchen, ja selbst ihr Geruchsorgan für stärkere Gerüche nicht empfindlich sein, wie er auch mit folgendem Versuche beweist. Er nahm nämlich ein in Tabakssaft getauchtes Hölzchen, und hielt es vielen Kreuzottern, glatten Nattern, gelblichen Nattern, Ringelnattern und Blindschleichen vor die Nase, aber alle kehrten sich nicht daran. Nun ist aber der Tabakssaft nicht nur von starkem Geruche, sondern er hat auch die Eigenschaft, daß er Kreuzottern, glatte und gelbliche Nattern gleich tödtet, Ringelnattern aber und Blindschleichen wenigstens krank macht, und so hätte man wohl erwarten dürfen, daß diese Thiere, wenn ihr Geruchssinn scharf wäre, vor solch einem Riechstoff zurückschaudern würden.

Fast noch unvollkommener ist das Organ des Gehörs gebildet. Es besteht zwar aus einer Art Labyrinth, das aus einem Sack, einer Spur der Schnecke und drei halbcirkelförmigen Canälen, die jedoch nicht nach außen geöffnet sind, gebildet wird. Auch scheint die Trommelhöhle zu mangeln, so wie das Trommelfell, nur ist an dem Deckel des eirunden Fensters ein Knochenstiel angefügt, welcher indessen noch nicht als Steigbügelknochen in ein Trommelfell sich einsenkt, sondern in die Muskeln am Kiefergelenke sich verliert. Davon machen indeß nach Scarpa einige Blindschleichen Ausnahme, indem bei ihnen das Gehörwerkzeug ungefähr wie in Fröschen und Kröten gebildet, das Trommelfell indeß auch noch von Fleisch bedeckt ist. Was die von Lenz über das Gehör der Schlangen angestellten Versuche betrifft, so verweisen wir auf dasjenige, was oben hinsichtlich der Einwirkung der Musik auf dieselben beigebracht wurde. Das Organ des Gesichts, die Augen, fehlen den eigentlichen Schlangen nie, wol aber bei einigen der von Wagler sogenannten Blindwühlen (Caecilia) und liegen bei andern derselben unter der Haut. Die Augenlieder werden im Allgemeinen als fehlend angenommen, doch behauptet Cassini (Dict. des sc. nat. Tom. XXXVI. p. 178.), daß ein einziges sehr großes unbewegliches vorhanden sei, gleichsam eingerahmt in einen vorspringenden Rand, welchen meist 7—8 Schuppen um das Auge bilden. Zwischen diesem Rahmen und dem Augenliede findet sich ein cirkelförmiger Sack (die Thränenkapsel), das Augenlied selbst aber besteht aus drei häutigen über einander liegenden Blättern. Das erste oberste dieser Blätter ist häutig elastisch, dicker im Mittelpunkte, als am Umfange, der sich unmerklich mit dem Oberhäutchen des schuppigen Augenkreises verbindet; dieses Häutchen allein ist es, welches bei der Häutung mit abgeworfen wird. Das zweite ist sehr fein weich, im Mittelpunkte vollkommen durchsichtig. Das dritte wird durch die Conjunctiva gebildet, welche einen großen Beutel ohne äußere Öffnung darstellt. Die Conjunctiva bekleidet die zwei vordern Dritttheile des Augapfels mit dem sie innig verbunden ist, und einen Theil der Augenmuskeln, so wie die Thränendrüse deren Ausführungsgänge, sie von hinten zu durchbohren scheint, vorn und nach unten hat sie ein einziges Thränenloch, welches in einen häutigen dünnen Gang fortsetzt, der in die äußere Wand der Nasengruben dringt, und sich am vordern Theile einer großen gewundenen Höhle öffnet, aus der die Thränen in den Mund treten. Die Thränendrüse, bei mehren Arten sehr umfangreich, liegt hinter dem Auge, außen von der wenig anhängenden Haut bedeckt. Vorn schickt sie zarte durchscheinende Fäden, wahrscheinlich Ausführungsgänge, in die Conjunctiva. Sie ist mit einer sehr zarten zelligen Membran umhüllt, die aus einer Menge weißlicher ziemlich umfangreicher Körnchen, die unter einander durch Gefäße und Nerven verbunden sind, besteht. Bei den meisten Giftschlangen ist das Thränenorgan dergestalt

modificirt, daß der Thränencanal die Thränenfeuchtigkeit unmittelbar in die Nasengruben liefert, ohne sie erst in jenen Sack abzusetzen. Übrigens ist trotz dieses Apparats das Auge außen immer trocken. Die Blindschleichen haben an der Stelle des untern Augenlieds eine Art Nickhaut, welche die Stelle von jenem vertritt.

Der Glanz des Schlangenauges hat nach Lenz zu der Meinung Anlaß gegeben, als ob sie sehr scharfsichtig und klug wären, indeß sehen, nach seinen Versuchen, wenigstens die von ihm beobachteten einheimischen Schlangen schlecht, obgleich das Gesicht nebst dem Gefühle der Zunge, die Sinne sind, denen sie folgen. Ihr Auge scheint ihnen keinen recht deutlichen Begriff von den Gegenständen zu geben, ob sie gleich dieselben wohl bemerken, sie scheinen vorzüglich nur auf deren Bewegungen zu achten. So z. B. laufen sie ganz unbesonnen auf einen sich still verhaltenden Menschen los, und fliehen erst, wenn er sich bewegt. Steckt man sie mit einem Feinde in eine große Kiste, so nähern sie sich ihm, wenn er in einer Ecke ruhig liegt, oft ohne Weiteres und kriechen, wenn es geht, auf ihm herum; rührt er sich aber, und versetzt ihnen vielleicht gar einige Hiebe oder Bisse, so nehmen sie, wenn sie nicht gerade zur Gegenwehr geneigt sind, Reißaus, kehren aber doch oft bald, wenn er sich ruhig verhält, zu ihm zurück, und fliehen dann wieder, wenn es wieder Hiebe gibt. Wüthende Schlangen, giftige und giftlose, beißen sogar oft nach einem Schatten, und sehr oft an dem Gegenstande, wonach sie zielten, wenn er nicht groß ist, vorbei. Doch kann man einwenden, in solchen Fällen macht die Wuth sie blind.

Bevor die Häutung vor sich geht, ist das Auge gleichsam mit einem weißlichen Schleier überzogen, welcher von dem Oberhäutchen, welches sich ablöst, herrührt. Sie sehen in dieser Zeit noch schlechter.

In den Augen der Schlangen liegt etwas Drohendes, das bei den giftigen und boshaften giftlosen wirklich gefährlich aussieht. Ein inneres Leuchten (Phosphorescenz) der Augen, welches man bei Katzen, Füchsen u. s. w. im Dunkeln bemerkt, hat Lenz bei Schlangen nicht gesehen. Im Tode behält das Auge seinen Glanz und Ausdruck, bis Fäulniß eintritt. In Spiritus bekommt das Auge ein düsteres molkiges Ansehen. Bei der Iris herrscht gelbe, oder rothgelbe Farbe vor. Bei einigen Schlangen, z. B. Tortrix Scytale, *Merr.* ist das Auge ganz klein und punktförmig; andere haben gar keine Augen, nämlich Typhlops oxyrhynchos, *Merr.* Acontias lineatus, *Reinw.* Typhlops septemstriatus, *Schneid.* Die Pupille ist bei vielen Schlangen rund (wie bei dem Menschen), bei vielen dagegen bildet sie einen senkrechten Spalt (wie bei der Hauskatze), bei wenigen bildet sie sogar einen wagerechten Spalt (wie den Wiederkäuern). Rund ist sie z. B. bei Sepedon (giftig), bei Naja (giftig), bei Elaps (giftig), bei Bungarus (giftig), bei Hydrus (giftig), bei Coluber (giftlos), bei Tortrix (giftlos). Senkrecht gespalten ist sie z. B. bei Vipera (giftig), bei Crotalus (giftig), bei Trigonocephalus (giftig), bei Boa (giftlos), bei Python (giftlos). Wagerecht gespalten ist sie nur bei folgenden vier asiatischen Giftschlangen: Dryinus nasutus, *Bell.* (Dryophis prasinus, *Reinw.*) Dryophis pavoninus, *H. Boie.* Dryophis xanthozonius, *Kuhl.* Dryinus nasutus, *Merr.* Diese vier Schlangen vereinigt Wagler zu einer Gattung, die er sehr passend Tragops, Ziegenauge, nennt.

Aus dieser kurzen Übersicht ersehen wir, daß sowol bei giftigen als bei giftlosen Schlangen runde und gespaltene Pupillen vorkommen, gegen die Meinung Grays.

Die Pupille der Schlangen kann sich in der Dunkelheit sehr erweitern und dagegen im Lichte sehr zusammenziehen, was für sie um so vortheilhafter ist, da sie abwechselnd im Dunkeln und im Sonnenscheine verweilen. Am stärksten kann sich die senkrecht gespaltene Pupille zu einem kaum merklichen Ritzchen im Sonnenscheine zusammenziehen.

Bringt man eine Schlange in eine solche Lage, daß geraume Zeit das eine Auge dem Sonnenstrahle oder auch nur dem hellen Lichte, das andere aber der Dunkelheit ausgesetzt ist, so findet man dann die Pupille des dem Lichte ausgesetzten Auges sehr verengert, die andere aber sehr erweitert.

Man darf sich übrigens keineswegs zu dem allgemeinen Glauben verleiten lassen, als ob ein Thier durch eine gespaltene Pupille als Nachtthier, durch eine runde dagegen als Tagthier bezeichnet würde. Dies streitet durchaus gegen die Erfahrung. Ohne Rücksicht auf die Gestalt der Pupille gilt hier nur folgende Regel: Eine Pupille, die sich leicht stark erweitern und stark verengen kann, ist für Tag und Nacht geschaffen. Eine Pupille, die sich nicht gehörig erweitern kann, ist nur für den Tag geschaffen. Eine Pupille, die sich nicht gehörig verengen kann, ist nur für die Nacht geschaffen. Sind die Augen ganz blöde, wie z. B. bei dem Maulwurfe, so liebt das Thier ebenfalls die Dunkelheit.

Mit der Betrachtung der Geschlechtsorgane der Ophidier wollen wir zugleich die Art ihrer Fortpflanzung und der Entwickelung der Jungen betrachten.

Bei den männlichen Schlangen liegen die Hoden vor den Nieren, an jeder Seite der Wirbelsäule. Der Nebenhode, der ziemlich klein ist, nimmt bald die Gestalt eines sehr bogenreichen Samencanals an, der sich in der Kloake inmitten einer Warze öffnet, welche manche Autoren mit Unrecht als eine Ruthe betrachtet haben. Es finden sich aber bei den meisten Arten zwei kurze cylindrische meist mit Stacheln besetzte Ruthen, welche im Zustande der Ruhe eingezogen sind, bei der Erection und bei der Begattung aber nach außen vortreten, welches auch mitunter geschieht, wenn die Schlange in Weingeist gesetzt worden ist. Die Samenbläschen fehlen. Bei den Weibchen bemerkt man zwei Eierstöcke, an denen die Eier nicht haufen-, sondern schnurweise ansitzen. Die Eiergänge sind gefaltet, sehr lang und endigen in die Kloake. Nach Herholdt übertrifft bei der Ringelnatter die Zahl der Weibchen die der Männchen, es ist jedoch noch nicht anzunehmen, daß dies bei allen Schlangen der Fall sei. Die Fortpflanzung der Schlangen scheint nicht eher statt zu finden, als bis sie ein gewisses Alter, nach Lenz etwa vier Jahre, erreicht haben. Männchen und Weibchen un-

terscheiden sich äußerlich zuweilen durch die Farbe, in der Regel aber dadurch, daß das Weibchen größer ist.

Die Paarung beginnt bei unsern einheimischen Schlangen, nach Lenz, erst dann im Frühlinge, wenn auch die Nächte warm werden, und findet in der Regel im Sonnenscheine statt, vielleicht auch bei rauherer Witterung unter der Erde. Bei der Paarung winden sie sich der Länge nach um einander, so daß, wenn sie gleich lang sind, Kopf gegen Kopf steht. Das Männchen schiebt dann die beiden aus der Kloake hervortretenden Ruthen in die Kloake des Weibchens, da wo sich die Eiergänge öffnen, und hält es auf diese Weise sehr fest. Nach Lenz Angabe sind nämlich die Ruthen inwendig hohl und haben in ihrer Höhlung harte Stacheln; indem sie nun hervorgeschoben werden, kehrt sich das Innere nach außen, so daß die Stacheln heraustreten und in die Kloake des Weibchens eingreifen. Nach Lenz Beobachtungen dauert die Begattung wenigstens mehre Stunden, denn ob er gleich ihr Beginnen nie beobachten konnte, so kann man doch seiner Angabe nach sie im Freien bei derselben beobachten, wenn man sie nicht stört. So bald man nahe hinzutritt, oder gar nach ihnen tritt oder schlägt, suchen sie zu flüchten. Das geht aber so leicht nicht, weil sie um einander geschlungen und somit zum Kriechen unfähig sind. Erst versuchen sie, vereinigt und umschlungen, wie sie da sind, zu entwischen; sehen sie aber, daß das nicht geht, so wickeln sie sich theilweise oder ganz von einander ab und kriechen nun fort. Da sie aber durch die Stacheln des Männchens noch fest verbunden sind, und jede gewöhnlich ihren eignen Weg einschlagen will, so zerren sie eine die andere, und die kleinste muß der größten folgen. Eine solche Flucht geht dann natürlich sehr langsam. Schlägt man nun tüchtig auf sie los oder tritt auf sie, so reißen sie sich endlich durch einen gewaltsamen Ruck von einander los.

Es ist ein ganz allgemeiner Glaube, daß die Schlangen bei der Paarung überaus wüthend und gefährlich wären. Lenz sagt, daß er nach seiner Erfahrung denselben nicht theilen könne, denn so oft er sie dabei fand, störte und fing, sah er zwar, daß ihre Augen ungewöhnlich lebhaft waren, daß sie ihre Zunge ungewöhnlich heftig bewegten, allein er fand doch weniger Widerstand als sonst oft. Auch bei dem Eierlegen sollen sie, wie man sagt, sehr wüthend sein, im Gegentheile aber fand sie Lenz dabei immer sehr demüthig. Da übrigens hinsichtlich der Fortpflanzung der Schlangen bis jetzt nur Weniges bekannt ist, als daß manche Eier legen, andere lebendige Junge gebären, so lassen wir hier das folgen, was Lenz über die Kreuzotter u. s. w. in dem oft angeführten Werke sagt (S. 117 fg.).

„Je größer das Weibchen ist, je mehr Junge pflegt es auf einmal zu bekommen; doch ist die größte Zahl, die ich bei einem Weibchen (von 2 Fuß 3 Zoll Länge) gefunden habe, 14. Gewöhnlich haben Weibchen, welche etwas über oder unter 2 Fuß lang sind, 9 bis 12 Eier; Weibchen von 1 Fuß 8 Zoll Länge aber nur 5 bis 6. Bei jüngern Weibchen findet man noch keine Eier in den Eiergängen, wol aber sind die Eierstöcke schon da und enthalten, z. B. bei einem Weibchen von 12 Zoll Länge, Eierchen, die an Größe Rübsamenkörnern gleichen. Die Kreuzotter heckt nur einmal des Jahres, was ich durchaus als Regel annehmen muß, da ich im Frühjahre und Herbste nie befruchtete große Eier bei den vielen Weibchen, welche ich gehabt, gefunden habe. Dennoch ist es mir durch folgenden Fall, welcher mir vorgekommen ist, wahrscheinlich geworden, daß es entweder Ausnahmen von dieser Regel gibt, oder, was wahrscheinlicher ist, daß zuweilen auch Weibchen im Frühjahre Junge bekommen, nachdem sie sich im Herbste gepaart haben. Vielleicht ist aber auch eine solche Herbstpaarung unfruchtbar. Es waren nämlich am 18. Dec. Vormittags bei schönem warmen Wetter zwei Kreuzottern in der Paarung begriffen. Ich ließ das Weibchen noch in der Gefangenschaft bis zum 26. Dec. leben, tödtete und öffnete es dann. Das Thier war 1 Fuß 9 Zoll 10 Linien lang und ich fand bei ihm 6 in die Eiergänge übergetretene Eier, welche 5½ Linien lang und etwas über eine Linie dick, jedoch ohne Spur von Befruchtung, waren. Die größten an den Eierstöcken zurückgebliebenen Eierchen waren zwei Linien lang. Mit diesem Falle läßt sich vielleicht ein anderer in Verbindung bringen, wo ich am 6. Juli ein 1 Fuß 11½ Zoll langes wohlbeleibtes Weibchen fing, in dessen Eiergängen sich nur Eier von 1½ Linie Länge befanden. Hier war, da bei andern zu dieser Zeit die Eier schon sehr groß sind, die Möglichkeit vorhanden, daß das Thier schon im Frühjahre geheckt hatte und sich nun erst im Herbste wieder paaren sollte; möglich war es jedoch auch, daß es vor Alter unfruchtbar war, denn seine düstergraue Farbe deutete auf ein hohes Alter, während dagegen die prächtige braune Farbe der vorigen auf ein noch jugendlich kräftiges Alter hindeutete. In der Regel gilt Folgendes über die Beschaffenheit der Eier, wobei man jedoch bedenken muß, daß selbst in demselben Jahre einzelne Ottern fast um einen Monat früher hekken, und daß also das hier Gesagte nicht genau auf jede passen kann: am 6. April fand ich die in den Eiergängen befindlichen Eier 7 bis 11 Linien lang, und 1½ bis 2 Linien dick. Am 14. April schon Eier, welche 1 Zoll 5 Linien lang und 4 Linien dick waren. Am 5. Mai Eier, welche 1 Zoll 5 Linien lang, 5 Linien dick waren. Am 14. Mai Eier, welche 1½ Zoll lang, 5 Linien dick waren. So steigt nun allmälig die Größe der Eier. Anfangs Juli findet man schon solche, die 3 Zoll lange, am Leibe rabenfederkielsdicke, aber weit dickköpfigere weiße Junge, jedoch mit dunkel gefärbten Augen enthalten. Endlich zur Heckzeit (von Mitte August bis Mitte September) haben die Eier ihre volle Größe erreicht, sind reif, und etwa 1½ Zoll lang, 1 Zoll dick. Von dem Augenblicke an, wo das Thier geheckt hat, bis zum Winter finden sich nur ganz kleine Eier."

Bei der Zergliederung eines 2 Fuß ½ Zoll langen Weibchens fand sich Folgendes, wie man es mit Ausschluß der abändernden Eierzahl auch bei andern findet. „An jedem der zwei Eierstöcke sind 12 Eierchen, jedes 1½ Linien lang; sie sind, gleich einer Perlenschnur, an einander gereiht. Die zwei Eiergänge sind ganz mit fast reifen

Eiern gefüllt, die etwa nach sechs Tagen würden gelegt worden sein, und füllen den größten Theil der Bauchhöhle an, so daß das letzte Ei dicht an der Mündung des Darmcanals, durch welche es gelegt werden soll, sitzt. Jedes dieser Eier ist 1½ Zoll lang, 1 Zoll dick, und es sind deren zehn. Die Schale des Eies ist eine sehr feine, weiche, durchsichtige Haut, in der man das zusammengerollte Junge liegen sieht. Einen halben Zoll vor dem Anfange des Schwanzes ist am Bauche ein Loch (Nabel), durch welches die Gefäße aus- und eingehen, welche das Junge mit einem großen, an dem Thierchen anliegenden Dottersacke und mit der das Ei umschließenden Haut in Verbindung setzen. Der Dottergang führt von dem Dottersacke nahe hinter dem Magen in den Darm. Die Jungen sind alle gegen 6 Zoll lang, 4 Linien dick. Sie sind schon deutlich, jedoch matt, gezeichnet und gefärbt. Alle Theile des Körpers sind schon, mit Ausnahme der Zähne, gebildet, das Herz schlägt deutlich; die Lunge ist noch nicht geröthet; Herz, Leber und Nieren sind sehr blaßroth; die Gallenblase sehr dunkelgrün und mit Galle gefüllt; die Iris ist hellbraun. Ich zähle an einem davon 144 Bauchschilder. Wenn die Otter heckt, so liegt sie ausgestreckt da und drückt ein Ei nach dem andern aus der Mündung des Darmcanals (in dessen Mündung sich die Eiergänge münden) hervor, ohne Zweifel abwechselnd, so daß, wenn aus dem einen Eiergange ein Ei gelegt ist, aus dem andern eins folgt. Bei dem Legen hebt sie den Schwanz schief und oft in einem Bogen empor, während ihr Leib auf der Erde ruht. Anfangs ist der Leib bis zu dem Schwanze dick; sobald aber das erste Ei gelegt ist, sieht der Zuschauer sehr deutlich das folgende nachrücken und bemerkt, wie sich jedesmal hinter dem zu legenden Eie der Körper anzieht, um es weiter und endlich herauszupressen. Zwischen dem Erscheinen der Eier vergehen jedesmal mehre Minuten, zuweilen auch Viertel- oder ganze Stunden. Während des Eierlegens ist, nach meinen vielfältigen Beobachtungen, die Kreuzotter ungemein gutmüthig. Kaum ist das Ei gelegt, so dehnt sich auch das darin befindliche Junge, zerreißt die feine Eischale und kriecht hervor. Jetzt hängt ihm aber noch der Dottersack am Leibe; er bleibt aber liegen, indem das Thierchen bei dem Herumkriechen die Nabelgefäße zerreißt und nun, in jeder Hinsicht vollkommen, ohne an Mutter und Vater zu denken, auf eigne Gefahr den argen Lebenslauf beginnt. Öfters habe ich den Dottersack durch einen Scheerenschnitt von dem Thierchen getrennt, und keine üblen Folgen davon gesehen."

Solche Otterchen hörte Lenz, während sie von dem eben verlassenen Ei noch ganz naß waren, oft zischen und sah sie grimmig um sich beißen, doch waren nicht alle so bösartig. Auch das bemerkte er, daß sie gleich, nachdem sie angefangen haben herumzukriechen, gewöhnlich auch nicht vergaßen, den Rachen von Zeit zu Zeit zu öffnen, die Giftzähne dabei empor zu richten, den Hinterkopf in die Breite zu dehnen und sich so auf künftige Bisse vorzubereiten. Bei der Geburt sind sie meist 7 Zoll oder etwas darüber lang und etwa in der Mitte des Körpers 4½ Linie dick. Kopf, Schilder, Schuppen, Zähne, Zahnscheide u. s. w. sind wie bei den Alten gestaltet, sie sind aber mit einer sehr feinen, durchsichtigen, lose anliegenden Oberhaut bekleidet, unter welcher die Farbe weit heller erscheint. Wenige Minuten oder Stunden nach der Geburt streifen sie diese Oberhaut, ganz wie die Alten, ab, und so ist denn die Häutung das erste wichtige Geschäft ihres Lebens. Tödtet man ein Otterchen, das schon eine halbe Stunde gelebt hat, so findet man die Lunge auch schon von Blute geröthet. Da es sogleich, nachdem es das Ei verlassen, zu athmen anfängt, und also die Lunge mit Luft füllt, so kann es auch gleich, wenn man es in das Wasser wirft, schwimmen. Merkwürdig ist es, daß junge Otterchen, wenn man sie 4 bis 5 Monate lang einsperrt, doch ohne etwas gefressen zu haben, ¼ bis 1 Zoll wachsen, wobei sich aber das in ihrem Leibe bei der Geburt befindliche Fett verzehrt. Über sechs Monate hält man sie nicht am Leben. Lenz hat ihnen Insecten aller Art, Maden, Würmer, ganz kleine Eidechsen, Mäuschen u. s. w. angeboten; sie haben aber alle Nahrung verschmäht, wenige Ameisenpuppen ausgenommen, die einige von ihnen gefressen haben.

Unter den bei ihm geborenen Ottern fand Lenz immer nur etwa den fünften Theil Männchen, auch draußen weit mehr junge Weibchen als Männchen, dagegen ebenso viele alte Männchen als alte Weibchen. Was mag die Ursache dieser Erscheinung sein? Wohl mögen von vielen Eiern beschwerte Weibchen öfters ihren Feinden unterliegen, als die immer schlanken Männchen; und sollten vielleicht auch zuweilen Weibchen, deren Eier nicht befruchtet sind, durch diese unbefruchteten Eier zu Grunde gehen? Lenz hat zuweilen zur Zeit, wo alle Eier schon große Junge enthielten, noch einzelne Weibchen gefunden, deren Eier fast eben so groß, aber unbefruchtet waren. Behielt er solche Weibchen, so fand er ihre Eier, wann sie nach einigen Monaten starben und er sie öffnete, zu einer zähen Masse verdickt. Doch könnte es wol sein, daß sie dieselben in der Freiheit gelegt haben würden. Er fand auch, wiewol selten, unter den befruchteten Eiern einzelne unbefruchtete, und bemerkte auch, daß die Ottern, wenn sie Junge bekommen, auch zuweilen solch ein unbefruchtetes Ei mit legen. Einmal ist ihm auch der Fall vorgekommen, daß im April eine frisch gefangene Otter, die er öffnete, mitten unter den kleinen, in den Eiergängen befindlichen Eiern noch ein eingetrocknetes, großes, unbefruchtetes vorjähriges hatte.

Lenz bemerkt, daß er im Innern des Ottereies kein Eiweis vom Dotter habe unterscheiden können, alles sei eine blaßgelbe, gleichsam aus beiden gemischte Masse, umgeben von einer sehr feinen Haut ohne Kalkschale. Dagegen sagt Cassini (Dict. des sc. nat.), daß das Eigelb orangefarben und ölig, das Eiweiß grünlich sei, und daß dieses schwer coagulire.

Nach den Untersuchungen von Bojanus (Isis III. S. 2093.) ergibt sich hinsichtlich der Eitheile bei schon entwickeltem Fötus Folgendes: Der Fötus der Vipera berus hat einen Dottergang. Dieser Dottergang senkt sich in den Darmcanal unweit des Blinddarms; doch nicht an dessen Spitze, sondern dem Grunde näher. Die vasa

omphalomesenterica verhalten sich ziemlich wie in andern Thieren. Die vasa umbilicalia sind von den omphalomesentericis ganz geschieden, und die vena umbilicalis tritt nicht, wie die omphalomesenterica, unterhalb der Leber in die Hohlvene, sondern erst bei dem Herzbeutel, nachdem die Hohlvene aus der Leber herausgetreten ist.

Über die Eier u. s. w. der Ringelnatter sagt Lenz Folgendes: „In der Gefangenschaft legen die Ringelnattern öfters auch Eier, die nicht zusammenhängen. Ihre Eier haben keine Kalkschale, sind weich und elastisch anzufühlen; die äußere Schale, welche sie umgibt, gleicht an weißer Farbe, Dicke und Zähigkeit der Haut, welche unter der Kalkschale der Hühnereier liegt; sie läßt sich ziemlich leicht von der darunter liegenden, etwas mehr in das Gelbliche fallenden trennen, welche lauter feine in einander greifende Längsrunzeln hat und etwa ebenso dick und zäh ist, wie die erste. Inwendig ist das ganze Ei, wenn es kein Junges enthält, mit einer Masse gefüllt, die einer Mischung von Dotter und Eiweiß gleicht. Bei dem Kochen geht das Ei, gleich den Vogeleiern, in eine feste Masse über, wird nur rings unter der Schale weiß, das Innere aber ist gelblich weiß, ohne bestimmte Scheidung von Eiweiß und Dotter. Gekochte und rohe Ringelnattereier werden von vielerlei Vögeln und manchen Säugethieren gern verzehrt. Sie legt, wie alle unsere Schlangen, jährlich nur einmal; nachdem dieses geschehen ist, findet man in ihr an den Eierstöcken bis zu dem Winter nur kleine eiförmige Eierchen, die für das nächste Jahr bestimmt sind. Die Vermehrung ist sehr stark. Bei 3 bis 4 Fuß langen Ringelnattern habe ich gewöhnlich 20 bis 36 zum Legen bestimmte Eier gefunden; bei kleinern Exemplaren weniger; bevor sie über 2 Fuß lang, also schon mehre Jahre alt ist, legt sie nicht."

Viel genauer und wichtiger sind die Beobachtungen, welche Herholdt über das Natterei angestellt hat. Nach ihm (Froriep Notiz. S. 720.) enthält der Bauch der weiblichen Natter seiner ganzen Länge nach zwei (paarige) Eiergänge (oviductus). Als er sie ausmaß, betrug die Länge derselben bei

Nattern von 308 Linien . . . . 115 Linien
Nattern von 504 Linien . . . . 184 Linien
Mittlere Länge aller 8 Nattern (1176 : 8) 147 Linien.

Er fand bei seinen Untersuchungen nie beide Eiergänge zugleich mit entwickelten Eiern angefüllt. Gewöhnlich lagen sie alle längs dem einen Eiergange, seltener in beiden vertheilt; im letztern Falle nahmen einige den vordersten Theil des einen Ganges ein, andere den hintersten Theil des andern, so, daß keine neben einander lagen. Ketten, welche sämmtliche Eier bildeten, wurden endlich in allen trächtigen Nattern angetroffen und zwar 12 bis 14 Linien vor der Kloake. Der hinterste Theil des Eierganges war nämlich immer leer und in einem zusammengezogenen Zustande. Da nun die Mittellänge der Bauchhöhle nur 147 Linien beträgt und jedes reife Ei 12 bis 14 Linien mißt, so beträgt die Mittelzahl der Eier, welche die Eiergänge fassen können, höchstens 13 oder 14, wenn sie gegen das Ende der Trächtigkeit etwas schräg gegen einander gedrückt werden. Hieraus ergibt sich denn, daß die größern Klumpen von 30 bis 50 Nattereiern, welche er ein Jahr früher (Notizen S. 650.) der Gesellschaft der Wissenschaften vorzeigte, unmöglich von einer einzigen Natter gelegt worden sein konnten. Es unterliegt folglich keinem Zweifel, daß je zuweilen mehre Weibchen dieser Thierclasse ihre Eier zu einer und derselben Zeit in ein gemeinschaftliches Nest legen, und daß die Eier, nachdem sie gelegt sind, an einander kleben. In allen seinen trächtigen Schlangen fand er außer den in den Eiergängen (oviductus) enthaltenen größern entwickelten Eiern auch manche kleinere in beiden Eierstöcken (ovaria). Diese kleinern Eier scheinen für das folgende Jahr bestimmt zu sein. Die größern befruchteten lägen ganz frei und außer aller Adernverbindung mit den Eiergängen; sie schwimmen auch nicht, wie Seger beobachtet haben will, in dem Eiweiß. Hängt man eine trächtige Natter am Schwanze auf, so begibt sich die ganze Eierkette während der Bewegungen des Thieres um ein paar Zoll vorwärts in den Bauch, wenn man eine Entzündung in den Eiergängen erregt, so nimmt zwar die Schälhaut eine röthliche Farbe an, jedoch findet man keine Adernverbindung zwischen derselben und dem Eiergange. Die Adern, welche an drei eingetrockneten Eiern zu sehen waren, die er im J. 1829 vorzeigte, gehörten folglich nicht zu den Eiern selbst, sondern zu den Eiergängen. Diese hier waren folglich nicht, wie man damals glaubte, unreif und zu frühzeitig gelegt, sondern müssen aus der Natter sammt ihrer Umhüllung (dem Eiergange) ausgeschnitten worden sein, ehe sie ihm gebracht wurden. Es war nun bewiesen, daß das Natternei keine membrana decidua und keinen organischen Zusammenhang mit dem Mutterkörper hat. Er vergleicht das Hühnerei mit dem Schlangenei und macht darauf aufmerksam, daß jenes in eine spröde Kalkschale, dieses dagegen in eine zähe Pergamenthaut eingehüllt sei; so befindet sich auch in dem Hühnerei eine Luftkammer, in dem Schlangenei dagegen keine. Durch eigene Versuche hat Herholdt gefunden, daß das Schlangenei ausdunstet und während des Brütens, gleich dem Hühnerei, sein ganzes Gewicht verliert. Legt man das Schlangenei in trockene, mittelmäßig warme Luft, so trocknet es in kurzer Zeit ein, seine Hauthülle wird alsdann härter, auch verliert sie ihre glatte Oberfläche, behält aber ihre Zähigkeit, das Eiweiß verschwindet, der Dotter gerinnt und der Embryo stirbt. Legt man das Schlangenei in reines Wasser, so nimmt es an Größe und Gewicht zu, aber dennoch steht die Entwickelung des Embryo still und er stirbt im Verlaufe weniger Tage. Dieselbe Erscheinung zeigt sich, wenn man die kosmische Einwirkung durch die Hauthülle (membrana corticalis) hindurch auf die Weise unterbricht, daß man letztere mit Firniß überzieht. Eine passende Ausdünstung und Einsaugung durch die Hauthülle des Eies sind also ganz wesentliche Bedingungen für die Entwickelung des Embryo in dem Schlangenei. Der Entwickelungsproceß ist nach Herholdts Versuchen bedingt durch eine Temperatur zwischen + 20° und 6° R. In dieser Bedingung, meint er, lägen die Gründe für die Beobachtung, daß man un-

fere Schlange weder in Grönland, Island, auf den Faröern, noch nördlich von Helgoland finde. Endlich ist auch zum Ausbrüten des Schlangeneies erforderlich, daß es ungestört in einer fetten und feuchten Erde liege, die sich beständig in einer schwachen vegetabilischen Gährung befindet. Die Schlange vermehrt sich deshalb am stärksten in sumpfigen Gegenden und legt gewöhnlich ihre Eier in Misthaufen und auf alte Mistgruben. Auf den jütländischen und holsteinischen Haiden findet man keine Schlange, weil der Boden daselbst immer zu dürre ist, ungeachtet die Temperatur zum Ausbrüten der Schlangeneier sehr passend sein würde.

Es folgen nun die speciellen Beobachtungen während des Fortschreitens des Ausbrütens. Den 25. Jul. fand er alle Blasterodermen wie ein feines Netz organisirt und an der innern Fläche der Schalenhaut (membrana corticalis) klebend, dabei versehen mit kleinen Blutadern, die an manchen Stellen in kleine rothe gleichsam schwammige Körper verzweigt waren, welche er mit den Cotyledonen in andern Thierclassen vergleicht. Zwischen der Keimhaut (blasteroderma) und Dotterhaut (membrana vitelli) lag etwas flüssiges Eiweiß, welches noch nicht merklich organisirt war. Die Dotterhaut hatte in allen Eiern mannigfaltige Adern und war auch ganz ausgefüllt mit einem halbflüssigen gelben Dotter (vitellus). In diesen Dottern fand Herholdt weder eine Centralaushöhlung, noch Centraladern. Ungefähr in der Mitte zwischen beiden Längenpolen des Eies lag auswendig auf der Dotterhaut eine kleine kreisrunde zarte und durchsichtige Fruchthaut (matrix s. membr. amnion), in welcher der Embryo nebst einer krystallklaren dünnen Flüssigkeit (liquor matricis s. chrystallinus) eingeschlossen war. Diese Feuchtigkeit, welche bis jetzt noch nicht chemisch analysirt ist, wird von Herholdt als verschieden von dem oben erwähnten flüssigen Eiweiß dargestellt und als höchst wichtig für das beginnende Hervorsprossen des Embryo. Während der Embryo wächst, weicht die Dotterhaut auf die Seite und einwärts nach der Fruchthaut, und bildet dabei nach und nach die Höhle des Keimes (nidulus embryonis), in welcher die Kapsel mit ihrem Embryo die ganze Brutzeit über eine sichere Lage hat. Diese Höhle erweitert sich nach und nach in einem absoluten Verhältnisse zur Entwickelung der Fruchtkapsel nach dem Zuwachse des Embryo. In demselben Verhältnisse wird der Dotter eingesogen, bis er gegen das Ende der Brütung ganz verzehrt wird, und das reife Junge in seiner unveränderten spiralen Lage das ganze Ei ausfüllt. Ganz von dem Anfange der Brütung fand Herholdt, daß der Keimhaut und der Dotterhaut mannigfaltige Blutadern sich um die Höhle des Embryo herum in zwei abgesonderten Gefäßstämmen sammeln, welche den Nabelstrang bilden, der sich durch die Fruchthaut hin nach dem Nabel des Jungen zieht. Wenn das reife Junge aus der membrana corticalis hervorkriecht, so zerreißt die Stammader der Keimhülle und das feine Adernetz derselben bleibt in der Höhle der membrana corticalis zurück; die Adern der Dotterhaut werden dagegen sammt der Frucht wie ein kleines rundes Knäul erzeugt, das mittels eines Nabelstranges von ½ Zoll Länge am Bauche hängt. Es bringt folglich gegen das Ende des Brütens kein Überrest von Dotter in die Frucht durch den Nabel derselben, dessen Bedeckung die Schlange fest umschließt. Auch haben die Jungen der Schlange keine andere placenta, als ihren Eidotter und ihr blasteroderma, jenen zu ihrer Ernährung und dieses für die kosmische Einwirkung; — ein Harnhäutchen (allantois) als Behälter für den Harn; — einen urachus, welcher in die Kloake leitet — und einen ductus vitellarius suchte Herholdt vergebens.

Nach Untersuchungen im folgenden Jahre glaubt derselbe, daß die Befruchtung wol früher erfolge, als er hier angenommen. Über das Fortleben des Embryo nach dem Tode der Mutter theilt er Nachfolgendes mit: Das kleine Herz des Embryos hüpfte noch bis zum dritten Tage in dem todten Mutterbauche und ließ gleichsam die Blutgefäße in dem Ei inzwischen ihre Entwickelung fortsetzen. Dieses gab ihm Veranlassung einen befruchteten Eiergang auszuschneiden, und denselben in seine Mistgrube zu legen; allein die Entwickelung des Embryo und der Pulsschlag des Herzens hörten binnen wenig Tagen auf. Endlich unterband er auch bei zwei trächtigen Nattern den Bauch ganz fest vor der Kloake, um die Nattern zu verhindern, ihre Eier zu legen und zugleich zu erfahren, ob nicht die Jungen im Bauche der Mutter ihre vollständige Entwickelung empfangen und lebendig zur Welt kommen können. Aber auch dieser Versuch mislang an den Nattern ebenso, wie jener, den Geoffroy de St. Hilaire an Hühnern angestellt hat. Die eine dieser Nattern starb den 9., die andere den 15. Tag nach der Unterbindung. Bei der Section fand er die Eiergänge roth von Entzündung; die Eier hatten eine rothgelbe Farbe bekommen. Der Dotter und das Eiweiß waren vertrocknet, oder gleichsam geronnen; die Embryos waren gleichfalls gelblich und todt. Die Harngänge (ureteres) der Mutter waren ihrer ganzen Länge nach bis an das vorderste Ende der Nieren mit einem zähen Harn von schöner Perlfarbe angefüllt. In den Därmen fanden sich keine Excremente.

Was das Ausschliefen der Jungen aus dem Ei betrifft, so sucht Herholdt zu beweisen, daß die jungen Schlangen, deren Eierschale nicht wie diejenige des Huhns und des Crocodils zerbrechlich ist, nothwendig von innen heraus ihre zähe pergamentartige Schalenhaut (membrana corticalis) durchschneiden müssen, ehe sie aus dem Ei herauskommen können. Er zeigte verschiedene reife Schlangeneier vor, welche 4—5 solcher Schnittöffnungen durch die Schalenhaut hindurch hatten. „Oft," fügt er hinzu, „habe ich und mehre meiner Freunde den Kopf einer jungen Schlange mehre Stunden lang aus einem dieser Löcher hervorragen sehen, ehe die Schlange völlig auskroch. Mit welcher organischen Geräthschaft die jungen Schlangen diese Löcher schneiden, darüber ist er noch nicht vollkommen im Reinen. Sobald die junge Schlange aus der Schalenhaut hervorgekrochen ist, läuft sie mit dem Nabelstrange und dem Adernknäuel der Dotterhaut munter umher, und letztere fällt erst nach einigen Stunden ab."

Von der thüringischen oder österreichischen Natter (Coluber austriacus) sagt Lenz: „Ihre Eier haben eine sehr zarte, weiche Schale, die mit hellgelber Flüssigkeit gefüllt ist, worin man Eiweiß und Dotter nicht unterscheiden kann. Mitte Mai fand ich bei großen Exemplaren die Eier 7½ Linien lang, 3 Linien dick; schon in der letzten Hälfte des Juli sind sie über 1 Zoll lang und etwa ½ Zoll breit, und enthalten ganz weiße, dünne, zusammengewundene Junge von 2½ Zoll Länge mit dicken Köpfen und großen, schwarzen Augen. Ende August werden die Eier gelegt und aus ihnen kriecht, wie bei der Kreuzotter, sogleich das ausgebildete 4—5 Zoll lange weiße Junge hervor; ich habe indessen nicht beobachten können, wie und wie schnell dieses in die gewöhnliche braune Farbe übergeht. Bei großen Exemplaren fand ich 13, bei kleinern weniger Eier."

Endlich fügen wir noch das bei, was Lenz über die Fortpflanzung der Blindschleiche sagt: „Die Paarung der Blindschleiche habe ich nie gesehen und beschreibe sie daher nicht. Eier in den Eiergängen, also zum Legen bestimmt, habe ich nur bei Erwachsenen oder doch fast Erwachsenen, also wol schon über 4—5 Jahre alten gefunden. Zum Legen bestimmte Eier fand ich bei verschiedenen Exemplaren 8—16. Daß die an den Eierstöcken befindlichen Eier die Gestalt und Größe kleiner Hirsenkörner haben, ist schon gesagt, die zum Legen bestimmten fand ich Anfangs April wie kleine Hanfkörner — Anfangs Juni gleich großen Erbsen, ohne Junges — Mitte Juni 6—7 Linien lang, gegen 5 Linien dick. Sie enthalten ein sehr zartes, kleines Junge, welches man durch die feine häutige, durchsichtige Eierschale, da es seitlich im Ei liegt, deutlich erblickt. — In der ersten Hälfte des Augusts sind bei manchen die Jungen in den Eiern schon 3 Zoll lang, bewegen sich, wenn man das Ei, in dem sie zusammengeringelt liegen, öffnet, und sind schon gegen 1¼ Linien dick, der Körper ziemlich zäh, der Schwanz aber zerreißt leicht. Farbe weißlich; Kopf und Bauch etwas in das Bläuliche fallend; längs der Mitte des Rückens eine bläuliche Linie; Augenlieder und Kinnladen getrennt. Inneres ausgebildet; Gallenblase dunkelgrün und enthält schon etwas Galle. Drei Linien vor Beginn des Schwanzes liegt der Nabel, durch dessen Gefäße das Junge mit dem Dottersacke, um den es gewickelt liegt, in Verbindung steht. Während bei manchen die Jungen so groß sind, wie eben beschrieben, sind sie zu gleicher Zeit bei andern noch ganz unreif; ein Beweis, daß die Paarung verschiedener Paare zu verschiedener Zeit, vielleicht mit einem Unterschiede von 3—4 Wochen vor sich gehen muß. Die Geburt der Jungen fällt in die zweite Hälfte des Augusts und in die erste des Septembers, die Eier werden in Zwischenräumen von mehren Minuten gelegt und das Junge windet sich sogleich aus der häutigen, dünnen, durchsichtigen Eierschale los. Wie die neugeborenen Jungen aussehen, habe ich gleich Anfangs gesagt. Ich habe deren mehr als hundert in der Gefangenschaft von frisch gefangenen Blindschleichen bekommen, allein sie sind alle in Zeit von 1—6 Wochen verhungert. Von der Zeit des Eierlegens bis zum Winter findet man bei den Weibchen nur die ganz kleinen Eier der Eierstöcke. Das Innere der Eier scheidet sich nicht in Eiweiß und Dotter, sondern gleicht einer Mischung von beiden, und sieht blaßgelb aus. Ich habe häufig zwischen den befruchteten Eiern einzelne unbefruchtete gefunden, auch mitunter Weibchen im August gefangen, deren Eier fast ½ Zoll lang, aber unbefruchtet waren, ein Beweis, daß sich die Eier auch ohne Befruchtung, wie bei den Hühnern, ausbilden; das Innere solcher Eier ist dann zäher."

Im Allgemeinen wird angenommen, daß die Schlangen die Ausbrütung ihrer Eier der atmosphärischen Wärme überlassen; indessen wird ein von Lamarc-Piquot mitgetheilter Fall einer Beobachtung an Python tigris in *Belanger* Voyage aux Indes orientales angeführt, der wenigstens muthmaßen läßt, daß mitunter eine Art Brüten statt findet, sofern Gleiches auch an der Schlange im freien Zustande beobachtet wird. Ein weibliches Individuum dieser Schlange, welches jener Reisende lange lebend hatte, war in Indien befruchtet worden. Eines Tages legte es auf der Insel Bourbon eine große Menge Eier, die es sorgfältig zwischen die Ringe schob, die sein eng spiralförmig zusammengewickelter Körper bildete. Die Schlange, bis dahin ganz kalt, wie gewöhnlich anzufühlen, bekam jetzt eine sehr erhöhte Temperatur, derjenigen sich nähernd, wie man sie bei dem hitzigen Fieber findet und diese Hitze dauerte mehre Tage, um das Ausschliefen der Eier zu befördern. Aber die Fäulniß, welche sich einiger zerbrochener Eier bemächtigte, von denen die Schlange sich nicht hatte frei machen können — sie war durch die lange Reise sehr geschwächt, — führte den Tod des Thieres herbei, ehe die Jungen ausgeschloffen waren.

Ob es bei den Schlangen auch Bastarderzeugungen gäbe, darüber hat v. Bär (in der Isis XXI. S. 923.) die Frage aufgeworfen, zu welcher folgender Fall ihm Veranlassung gab. Es hatte nämlich ein Menageriebesitzer, Lehmann, unter andern auch drei Riesenschlangen, in deren Besitz er schon über drei Jahre war. Die größere derselben, welche Wiegmann später (Isis XXII.) als den Python bivittatus bestimmte, hatte in Moskau befruchtete Eier, d. h. solche, in welchen Fischer einen Fötus fand, gelegt, und konnte also nur von der kleinern einzig männlichen, welche nach Wiegmann Python tigris war, befruchtet worden sein. Der Besitzer einer andern Menagerie, der ebenfalls beide Schlangenarten in mehren Exemplaren besaß, behauptete, daß die Exemplare der erstern Art, Weibchen, die beiden der zweiten, das eine ein Männchen, das andere ein Weibchen sei, und wollte beide letztere in der Begattung getroffen haben. Hiernach also, scheint bei den Schlangen allerdings eine Bastarderzeugung möglich, denn dagegen, daß P. bivittatus und tigris einer Art angehören und nur dem Geschlechte nach verschieden sein sollten, streitet nach Wiegmanns Ansicht die Präsumtion, indem der Unterschied zwischen beiden doch zu bedeutend sei.

So weit bis jetzt die Beobachtungen reichen, scheinen sich die Schlangen um ihre Jungen gar nicht zu bekümmern, wenigstens gibt dies Lenz von denen von ihm

beobachteten teutschen an. Es muß daher dahingestellt bleiben, ob die Erzählung von Bosc, daß die Jungen der Klapperschlange bei Gefahr von der Mutter in ihren Rachen aufgenommen würden (s. d. Art. Crotalus), begründet ist, oder nicht. Zum Schluß dieses Abschnitts geben wir noch einen Überblick der Entwickelung der Geschlechtswerkzeuge der Schlangen nach den neuesten Untersuchungen von Rathke, in seinen: Abhandlungen zur Bildungs- und Entwickelungsgeschichte des Menschen und der Thiere. 1ster Th. Leipzig 1832.

Auch bei den Schlangen erscheinen während des Fruchtlebens (im Ei), gleicherweise wie bei den Vögeln und Säugethieren, zwei auf beide Seitenhälften des Körpers vertheilte Gebilde, aus denen nicht blos die innern Geschlechtswerkzeuge, sondern auch die Nieren zu entstehen scheinen, und die sich einige Zeit nach ihrem Auftreten, theils durch ihre Größe, theils auch durch ihre Röthe vor allen übrigen Eingeweiden auszeichnen. Da sie bei den Schlangen und allen noch höherstehenden Wirbelthieren, wie sich weiterhin überzeugend ergeben wird, in ihrem Baue eine große Ähnlichkeit mit den Nieren der Fische und vieler Amphibien besitzen, so nennt sie Rathke um der Übersicht willen die falschen Nieren.

Entsprechend dem Vorherrschen der Längendimension im Gesammtkörper der Schlangen bilden die falschen Nieren dieser Reptilien nicht allein bald nach ihrer Entstehung, sondern auch durch die ganze übrige Zeit des Fruchtlebens hindurch zwei sehr lang gestreckte, im Verhältniß zu ihrer Länge nur sehr schmale und gleichfalls auch nur wenig dicke Eingeweide. Die Form einer jeden hat in der erstern Hälfte des Fruchtlebens einige Ähnlichkeit mit einem halbirten Cylinder, späterhin wird dieses Organ etwas platter und zugleich auch unregelmäßiger. Vorn übrigens und hinten läuft es etwas verschmälert aus, und ist an beiden Enden mehr oder weniger stumpf abgerundet. Obwol diese Nebennieren während des Fruchtlebens an Länge zunehmen, so geschieht es doch nicht gleichmäßig mit dem Wachsthum der übrigen Gebilde, daher sie um so kleiner erscheinen, je älter und größer der Embryo ist. Anfänglich sind beide gleich lang, später ist die rechte weit länger als die linke, wovon indessen Boa constrictor eine Ausnahme zu machen scheint. Einige Zeit zuvor, ehe die Schlangen-Embryonen ihre Eihülle verlassen, machen die falschen Nieren in ihrem Wachsthum einen Stillstand und erleiden von nun an langsam eine wirkliche Abnahme. Bei allen untersuchten Gattungen haben sie jedoch selbst dann, wenn die Embryonen ihre Eihüllen verlassen, im Vergleiche zu den der übrigen Wirbelthiere noch eine ziemlich beträchtliche Größe. Beide liegen dicht unter der Rückenwand des Körpers, mit ihren ausgehöhlten Flächen den unter und zwischen ihnen befindlichen Darmcanal, nebst dessen Gekröse umfassend. Die obern Ränder beider Eingeweide sind einander so genähert, daß sie die Aorta anfänglich völlig, späterhin, aber nur beinahe berühren, die untern Ränder dagegen stehen ziemlich weit aus einander. Befestigt sind beide durch Schleimgewebe theils an die Aorta, theils an die Rückenwand. Je mehr sich der Embryo verlängert, desto mehr entfernen sich die falschen Nieren sowol von dem vordern als auch von dem hintern Grunde der Bauchhöhle, von jenem jedoch weit mehr als von diesem. Beide reichen anfänglich gleichweit nach vorn und hinten, ändern ihre Lage dann allmälig so, daß die linke und kleinere weit mehr als die rechte in der Nähe der Kloake verbleibt.

An der nach außen gekehrten Seite einer jeden falschen Niere verläuft ursprünglich, und zwar nach der ganzen Länge und ungefähr in der Mitte dieser Seite, bei allen Embryonen ein zarter und hohler Faden, setzt sich über die falsche Niere hinaus bis zu der Kloake fort, und mündet sich endlich, wie es ganz den Anschein hat, in selbige aus. Rathke nennt diese Röhre den falschen Harnleiter. Deutlich sah er denselben bei den weiblichen Embryonen aller von ihm untersuchten Schlangengattungen selbst noch einige Zeit nach deren Geburt. Undeutlich erschien er bei den männlichen Individuen und unter diesen auch nur bei den jüngsten zwei Zoll langen Embryonen von Coluber natrix, bei den ältern war er völlig verschwunden und hatte dem Samenleiter seine Stelle überlassen. Indem aber bei den weiblichen Früchten der falsche Harnleiter bis über die Geburt hinaus andauert, erleidet er in dieser Zeit verschiedene Veränderungen. — Diese bestehen im Allgemeinen darin: 1) daß er an der falschen Niere selbst sich allmälig von vorn nach hinten verkürzt, bis er zu der Zeit, da diese Individuen den mütterlichen Leib oder das Ei verlassen, nur noch über die hintere Hälfte der falschen Niere verläuft; 2) daß sein hinterster, freier, und ursprünglich seiner Kürze halber kaum merkbarer Theil, während die falsche Niere sich immer weiter von dem hintern Grunde der Bauchhöhle entfernt, nicht blos immer länger, sondern zugleich auch, besonders gegen sein Ende, etwas dicker wird; 3) daß er schon geraume Zeit vor der Geburt der Schlangen sich nicht unmittelbar in die Kloake, sondern in einiger Entfernung von derselben in den eigentlichen Harnleiter ausmündet. — Der falsche und der wahre Harnleiter öffnen sich ursprünglich dicht neben einander in die Kloake. Allmälig wird dann derjenige Theil der Kloake, in welchem sie liegen, ausgezogen, und stellt nach einiger Zeit den Stiel einer von jenen beiden Röhren gebildeten Gabel dar.

Der Hode oder Eierstock einer jeden Seitenhälfte kommt unter der Gestalt eines zarten und mäßig langen Fadens aus der untern (oder innern) Seite der falschen Niere, und zwar ganz nahe dem innern Rande derselben, mit welchem er nachher so ziemlich parallel verläuft, hervor, und erstreckt sich bei der Natter und der Viper über die vordere Hälfte dieses Eingeweides bis beinahe an das vordere Ende desselben. Bei der Blindschleiche dagegen, bei der er verhältnißmäßig sehr viel kürzer ist, befindet er sich dicht vor der Mitte der falschen Niere, und in einer beträchtlichen Entfernung von dem vordern Ende dieses Gebildes. Bei sehr jungen und etwas über zwei Zoll langen Nattern schienen beide erst kurz vor deren Tode entstanden zu sein.

Anfänglich läßt sich kein Unterschied zwischen dem

Hoden und dem Eierstocke wahrnehmen, nachher aber nimmt der Eierstock sowol bei der Viper als bei der Natter dermaßen an Länge zu, daß er zur Zeit, wo die falsche Niere ihre größte Ausdehnung erlangt hat, über einen verhältnißmäßig viel größern Theil von ihr, als früher, ausgedehnt ist. Bei der Blindschleiche dagegen nimmt er im Verhältniß zur falschen Niere nur wenig an Länge zu, so daß auch hierin sich eine Ähnlichkeit zwischen der Blindschleiche und den Eidechsen kund gibt. Bei allen Schlangenarten nehmen beide Eierstöcke Anfangs gleich lang, nicht gleichmäßig an Länge zu, indessen herrscht dabei soviel Verschiedenheit, selbst individuelle, daß sich eine Regel nicht angeben läßt. Weit weniger gewinnen sowol bei der Viper als bei der Natter die Eierstöcke an Dicke und stellen am Ende des Fruchtlebens nur dünne an beiden Enden zugespitzte Spindeln dar. Weit dicker werden sie bei der Blindschleiche und erlangen bei derselben in jener Zeit in der Regel die Gestalt von ellypsoidischen kurzen mäßig zugespitzten Körpern, eine Gestalt, welche diese Organe auch bei den Eidechsen annehmen. Anfänglich sind die Eierstöcke ganz dicht und bestehen aus einem weichen, sehr brüchigen Eiweißstoffe. Allmälig werden sie fester und es bildet sich in ihnen eine kleine Längshöhle. Die Eier erscheinen deutlich erst nach der Geburt, gleichfalls bildet sich auch die Öffnung, welche man bei erwachsenen Schlangen in dem vordern Ende des Eierstockes gewahr wird, erst geraume Zeit nach der Geburt.

Der Hode wächst besonders bei der Natter nicht völlig so sehr in die Länge, als der Eierstock, nimmt aber dafür eine größere Dicke, als dieser, an, ohne ihm jedoch bei einer und derselben Schlangenart in der Gesammtform bedeutend unähnlich zu werden. Am wenigsten aber werden hinsichtlich ihrer Dimensionen und ihrer Form bei der Blindschleiche, am meisten noch bei der Natter, Eierstock und Hode einander unähnlich. Ganz anders dagegen verhält es sich mit dem innern Baue dieser Theile. Anstatt daß sich im Eierstocke allmälig eine verhältnißmäßig große Höhle ausbildet, wird im Hoden eine Menge zarter, eigenthümlicher, und unter einander zu einem Stamme zusammenfließender Gefäße erzeugt, die darauf allmälig sich immer mehr verlängern, zugleich auch immer mehr sich zusammen knäueln und zuletzt den männlichen Samen bereiten. Auffallend ist es überdies, daß sich diese Samengefäße schon um die Mitte des Fruchtlebens erkennen lassen, die ihnen entsprechenden Eier aber erst nach der Geburt der Schlangen zum Vorschein kommen. Diese Erscheinung und noch viele andere lassen uns erkennen, daß unter den Wirbelthieren das männliche Geschlecht während des Fruchtlebens weit raschere Fortschritte, als das weibliche, in seiner Entwickelung macht. — Der Eierstock und der Hode entfernen sich allmälig von der falschen Niere, aus der sie ihren Ursprung nahmen, und bleiben mit ihr nur durch ein Band, welches sie aus dem Bauchfelle sich bereiteten, und welches eine von ihnen zur falschen Niere hinübergehende Falte darstellt, verbunden. Obschon zwar dieses Band in beiden Geschlechtern, während des Fruchtlebens derselben, nur eine geringe Breite erlangt, so wird es doch im weiblichen Geschlechte etwas breiter, als im männlichen.

Die Eier und Samenleiter scheinen sich gleichzeitig mit den Eierstöcken und den Hoden zu bilden, namentlich schon dann, wenn die falschen Nieren noch unmittelbar mit der Kloake in Berührung stehen. Ein jeder dieser Theile bildet sich gleich ursprünglich nach der ganzen Länge der falschen Niere, dicht neben der untern Seite des falschen Harnleiters, und zwar in einer ganz geraden Linie aus der falschen Niere heraus, und erscheint bald nach seiner Entstehung als ein höchst zarter Faden, der diesem Organe ganz dicht anliegt, und neben dem falschen Harnleiter in die Kloake übergeht.

Anfänglich ist sowol der Eierleiter mit der falschen Niere innig, obschon nur leicht verwachsen, gleichsam verklebt. Bald aber entfernt sich der Eierleiter von seinem Muttersitze und zieht das ihn damit verbindende Bauchfell zu einer schmalen Falte aus, durch die er fortwährend mit demselben in Verbindung bleibt. Bald erscheint in ihm eine durch seine ganze Länge gehende Höhle, auch wird er immer dicker und die vordere Mündung oder der nachherige Trichter, nimmt nach der Mitte des Fruchtlebens ziemlich rasch an Umfang zu, und erscheint dann als eine mäßig lange gerade gegen die untere Bauchwand gekehrte Spalte.

Der Samenleiter bleibt fortwährend cylinderförmig rund, wird zwar nach hinten allmälig dicker, erhält aber während des Fruchtlebens ungefähr nur eine halb so große Dicke als bei derselben Schlangenart der Eierleiter. Auffallend ist das Verhalten seines vordersten Theiles bei den verschiedenen Schlangenarten, worüber wir jedoch nicht in das Einzelne gehen können.

Die eigentlichen Nieren entstehen später als die falschen Nieren, vielleicht sogar später als die Geschlechtstheile. Sie kommen zum Vorscheine oberhalb der falschen Nieren und liegen dann nahe der Kloake zwischen jenen Eingeweiden und der Rückenwand der Bauchhöhle. Woher sie aber ihren Ursprung nehmen, wagt Rathke mit Gewißheit nicht anzugeben, vielleicht wachsen sie aus den falschen Nieren hervor, wenigstens sind sie mit diesen anfänglich fest verklebt.

Der Harnleiter verläuft gleich ursprünglich nach der ganzen Länge der Niere und mündet sich anfänglich dicht neben dem Ausführungsgange der falschen Niere in die Kloake. Mit dem wachsenden Alter des Embryos fließt namentlich bei den weiblichen Schlangen sein Ende mit dem des falschen Harnleiters zusammen und beide münden sich nach einiger Zeit durch einen gemeinschaftlichen kurzen Gang in die Kloake.

So interessant auch die Angaben Rathke's über den Bau der falschen Nieren und ihre Verbindung mit den Blutgefäßen sind, so müssen wir sie doch, um nicht zu weitläufig zu werden, übergehen, und uns mehr an die eigentlichen Geschlechtstheile halten.

Ungefähr um dieselbe Zeit, da die innern Geschlechtstheile ihren Ursprung nehmen, oder doch wenigstens nicht viel später, entstehen, nach Beobachtungen an Nattern und Blindschleichen zu urtheilen, bei allen Individuen

der Schlangen, und zwar aus den Seitenwänden der Kloake, dicht an dem Rande der Afterspalte, und nahe an den Winkeln dieser Spalte, zwei kleine und warzenförmige Körper nehmen ziemlich rasch an Größe zu, begeben sich aus der Kloake hinaus, gewinnen die Form von Oliven, und stellen sich so, daß sie mit ihrem längsten Durchmesser theils nach hinten und etwas nach unten gerichtet sind, theils auch von vorn nach hinten mäßig aus einander fahren. Einige Zeit vor der Mitte des Fruchtlebens beginnen darauf diese Körper sich bei den weiblichen Individuen wieder zu verkleinern, sinken jetzt wieder zu der Gestalt ganz kleiner Warzen zurück, und verschwinden geraume Zeit vor der Geburt dieser Früchte wieder gänzlich. Bei dem Männchen dagegen nimmt ein jeder dieser Körper fortwährend an Größe zu, plattet sich von oben nach unten etwas ab, spaltet sich an seinem Ende gabelförmig in zwei Äste und krümmt sich hakenförmig nach vorne um, so daß beide dann größtentheils vor der Afterspalte zu liegen kommen, und diese Spalte von ihnen fast völlig verdeckt wird. In jedem ferner bildet sich an der ursprünglich nach oben, späterhin aber nach unten gekehrten Seite eine nach der Länge desselben verlaufende Furche, die schmal und mäßig tief da, wo dieser Körper der Kloake angeheftet ist, beginnt, und gegen die Spalte des in Rede stehenden Körpers immer breiter und flacher ausläuft. In entgegengesetzter Richtung aber geht diese Furche in die Kloake über, setzt sich an der obern Wand der Kloake bis zu der Mündung des Samenleiters fort, und stellt hier eine mäßig tiefe Rinne dar, die sich gegen jene Mündung allmälig abflacht. Auch das ursprünglich gleichartige Gewebe eines jeden Körpers ändert sich allmälig um, und zwar in der Art, daß es an der ursprünglich nach unten gekehrten Seite desselben schwammartig weich, sehr gefäßreich, und einer Schleimhaut ähnlich, in den übrigen Theilen des Körpers aber beträchtlich dicht, fest, weniger gefäßreich und den allgemeinen Hautbedeckungen der Schlangen ähnlich wird.

Die beschriebenen Körper nun sind die männlichen Ruthen. Im Ganzen zwar bleiben sie an Gestalt einander bei den verschiedenen Gattungen und Arten der Schlangen sehr ähnlich, im Einzelnen jedoch bieten sie, je nach diesen verschiedenen Gattungen und Arten der Schlangen, zur Zeit, da diese dem Ende ihres Fruchtlebens nahe gekommen sind, manche Verschiedenheiten dar. Bei der Viper namentlich hat jede eine ziemlich dicke Basis, besitzt auch in ihrem übrigen Theile eine im Verhältnisse zu ihrer Länge beträchtliche Dicke, endigt sich in zwei kurze, dicke, dreiseitige und an den Enden stumpf zugespitzte Äste, und ist nur nahe an ihrem Ursprunge und an ihrer weichen und gefäßreichen Seite ganz glatt, in den übrigen Theilen ihrer Oberfläche dagegen mit vielen Buckeln besetzt, die an Größe einander sehr ungleich sind. Bei der Natter hat jede Ruthe fast dieselbe Form wie bei der Viper, nur sind ihre beiden Arme sowol, als auch ihr Stamm verhältnißmäßig noch kürzer und dicker, und ihre äußere Fläche ist weit weniger uneben, als bei der Viper, vielmehr beinahe ganz glatt. Bei der Blindschleiche bleiben die Ruthen allenthalben ganz glatt, werden sehr platt und allenthalben fast gleich breit, erhalten im Verhältnisse zu ihrer Breite eine etwas größere Länge, als bei der Viper und Natter, und endigen sich in verhältnißmäßig so sehr kurze Aeste, daß sie hinsichtlich dieser schon den Ruthen der Eidechsen sich annähern. Ähnlich den Ruthen der Blindschleiche sind auch die der Boa Constrictor, denn auch bei dieser Schlange sind sie allenthalben ganz glatt, sind von oben und unten sehr platt gedrückt, besitzen im Verhältnisse zu ihrer Breite eine ziemlich beträchtliche Länge und laufen in zwei nur sehr kurze Äste aus.

Nach Beobachtungen, die Rathke an einer nicht unbedeutenden Zahl von Nattern gemacht hat, hängen die Ruthen dieser Schlange — vielleicht auch die aller übrigen — bis zu der Zeit, da sie ihre Eihüllen verlassen will, aus dem Leibe heraus. Bald nach der Geburt aber sind sie von außen nicht mehr sichtbar, begeben sich also entweder in der Stunde der Geburt selbst, oder doch gleich nach derselben in die Kloake hinein.

Bemerkenswerth ist es noch, daß die Ruthen bei den reifen Embryonen im Verhältnisse zu dem Gesammtkörper sehr viel größer sind, als bei den erwachsenen Schlangen.

Wir wenden uns nun zu den besondern Secretionen der Schlangen und gedenken unter diesen zuerst des Giftes, als der wichtigsten. Es ist aber, mit einem Worte gesagt, nichts anderes, als ein potenzirter Speichel, dessen Aussonderungsdrüsen bereits oben beschrieben wurden. Das Gift bringt die meiste Wirkung hervor, wenn es mit dem Blute in Berührung kommt, sei es nun durch den Biß der Schlange selbst, oder durch künstliche Impfung, frisch oder getrocknet. Unschädlich wird das Gift der in Weingeist längere Zeit aufbewahrten Schlangen. Schädliche Wirkungen soll es auch dann zeigen, wenn es an Theile gebracht wird, die nur mit einer sehr feinen empfindlichen Oberhaut bedeckt sind, z. B. zwischen die Augenlider, dagegen will man von ihm nur bei größern Massen unangenehme Zufälle beobachtet haben, wenn es in den Magen kommt. Indessen scheinen die Versuche darüber noch mancher Wiederholungen und sicherer Bestätigung zu bedürfen, indem allerdings die von dem Dr. Hering in Surinam mit nach homöopatischen Principien potenzirten Schlangengifte (Archiv für homöopathische Heilkunde 10ter Bd. 2tes Heft. S. 1.) angestellte Versuche sehr auffallende Resultate ergeben.

Da die Vergiftungen durch Schlangenbiß im Allgemeinen ziemlich mit einander übereinkommen, wir aber im Artikel Crotalus schon manches hierher Gehörige in Beziehung auf die ausländischen Schlangen mitgetheilt haben, so fassen wir uns hier, dorthin verweisend, kürzer und beschränken uns mehr auf die inländischen Schlangen, wobei wir namentlich den Angaben des mehr erwähnten vortrefflichen Beobachters Lenz folgen.

Im Betreff des Bisses selbst und was dahin gehört, bemerkt er Folgendes:

Da eine große Giftschlange in der Regel mehr Gift besitzt, als eine kleine, und da sie weit größere Giftzähne

hat, so ist sie natürlich auch gefährlicher, weil sie mehr Gift in die Wunde bringen und tiefer einbeißen kann. Was Schlangen derselben Art betrifft, so kann man darüber folgende Regel aufstellen:

1) Die größte ist die gefährlichste.

2) Je breiter die Backen des Thieres sind, was darauf hindeutet, daß die Giftdrüsen gefüllt sind, desto gefährlicher ist sie.

3) Je wüthender sie ist, desto gefährlicher.

4) Je länger bei dem Bisse ihre Zähne in der Wunde verweilen, und je tiefer die Wunde ist, desto gefährlicher ist sie.

Da es oftmals geschieht, daß Leute von Schlangen gebissen werden, ohne zu wissen, ob diese giftig sind, oder nicht; da ferner oft Leute gebissen werden, ohne die Schlange zu sehen, so daß sie dann glauben, sich nur an einem Dorne geritzt oder gestochen zu haben, so ist es jedenfalls gut, auf die Wunde wohl zu achten. Kommt dieselbe von einer Giftschlange, so wird sie folgende Eigenschaften haben, wenn die Schlange eine Kreuzotter oder doch von derselben Größe war.

1) Sie besteht aus zwei feinen Ritzchen, die $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{3}$ oder $\frac{1}{2}$ Zoll von einander entfernt sind. Die zwei Ritzchen zeigen an, daß die Schlange mit den Zähnen beider Mundseiten gebissen und getroffen hat, und da ferner nur die Haut geritzt und der Ritz offen ist, so läßt sich das Gift sogleich durch Wasser oder Speichel entfernen. Doch darf man auch in einem solchen Falle nicht unvorsichtig sein, sondern muß untersuchen, ob nicht am Anfange oder Ende der Ritzen tiefer eingestochen ist.

2) Kann die Wunde nur aus einem Ritzchen bestehen, wenn die Schlange nur mit den Zähnen der einen Seite gebissen oder getroffen hat.

3) Besteht die Wunde aus zwei $\frac{1}{4}$, oder $\frac{1}{3}$, oder $\frac{1}{2}$ Zoll von einander entfernten sehr feinen Stichen, welche über eine Linie tief eingedrungen sein können, und aus welchen sehr oft, weil sie so fein sind und gleich sich schließen, gar kein Blutaustritt, zuweilen aber auch aus jedem, oder nur dem einen ein Tröpfchen Blut hervorquillt, was vorzüglich dann der Fall ist, wenn die Schlange auf beiden Seiten, oder nur auf der einen, zwei dicht neben einander stehende Giftzähne (statt eines einzelnen) hatte, wodurch die Wunde größer wird. Hinter den genannten Stichen können auch noch mehre sehr kleine zu sehen sein, und das ist ein übles Zeichen, denn es beweist, daß die Giftzähne so tief eingedrungen sind, daß auch noch die in den Gaumenknochen stehenden, sehr kleinen Zähnchen eingehakt haben. Besteht die Wunde aus Stichen, nicht blos aus Ritzchen, so ist zwar das schnelle Abwaschen derselben auch gut, weil gewöhnlich noch über den Stichen etwas gelbliche Flüssigkeit (Gift) steht, und noch eingesogen werden könnte, jedoch reicht man hier mit dem bloßen Abwaschen nicht aus, weil das meiste Gift schon in den Körper hineingedrungen ist.

4) Kann nur ein einziger Stich da sein, wenn die Schlange nur mit dem Giftzahne der einen Seite gebissen oder getroffen hat.

5) Zuweilen ist gar kein Stich zu sehen, denn er verschwand sogleich, bei seiner außerordentlichen Feinheit, durch die Geschwulst. Er bildet dann den Mittelpunkt derselben, und auf ihm steht oft ein wenig Gift.

6) In jedem Falle verräth sich der Schlangenbiß, wenn wirklich Gift eindrang, durch schnelles Anschwellen der Wunde, wobei sie sich röthet, oder bläulich oder sonst mißfarbig wird.

Das Schlangengift wirkt am heftigsten auf Menschen, Säugethiere und Vögel, also auf Alles, was warmblütig ist, mit wenigen Ausnahmen, indem es z. B. dem Igel und Iltis nicht schadet [17]). Bedenkt man, daß durch den Biß einer Kreuzotter höchstens soviel Gift in die Wunde kommt, als der zehnte Theil eines Wassertropfens beträgt, so muß man staunen, wie durch diese geringe Menge ein Mensch, ja selbst ein Pferd oder ein Ochse in kurzer Zeit getödtet werden kann.

Da der Tod, welchen Schlangengift bewirkt, durch allmäliges Aufhören des Blutumlaufs bewirkt wird, so kann man ihn sanft nennen, wenn der Kranke nicht durch Todesfurcht oder Arzneien gequält wird. Immer ist das schnelle Sinken der Körper- und Geisteskräfte ein Hauptzeichen der Krankheit, entsteht aber lediglich aus dem besagten Erlöschen des Blutumlaufs. Treten, was zuweilen, aber nicht immer geschieht, zuletzt noch Zuckungen ein, so sind sie nicht sowol als Wirkung des Giftes anzusehen, sondern vielmehr als der letzte Kampf des Lebens gegen den Tod.

Schwerer Athem, Erbrechen und Durchfall sind ebenfalls häufige Äußerungen der Krankheit, welche sich aus der durch den erlöschenden Blutumlauf entstehenden Schwäche der betreffenden Theile leicht erklären lassen. Bei Menschen wirkt in dieser Hinsicht auch der plötzliche Schreck und die Todesangst mit.

Wie das Gift die benannten Wirkungen hervorbringt, das wird uns ewig verborgen bleiben; aber warum es gerade so und nicht anders wirkt, das können wir uns sehr leicht erklären. Da nämlich der Hauptzweck nur darin bestehen kann, daß durch die Wirkung des Giftes die zur Beute ausersehenen Thiere schnell in die Gewalt der Schlange gebracht werden, so konnte dies nur dadurch erreicht werden, daß sogleich nach erhaltenem Bisse die Kräfte der Thiere schwinden, und somit weite Flucht oder heftiger Widerstand unmöglich werden.

Selbst nach dem Tode zeigt sich, wie Fontana und Consigliachi durch galvanische Versuche dargethan haben, daß die Reizbarkeit der Muskeln weit schneller schwindet, als wenn das Thier auf andere Weise getödtet worden ist.

Das Gift verbreitet sich schon nach wenigen Augenblicken in den Körper und zwar desto schneller, je größer die Adern sind, welche verletzt wurden. Kleine Thiere, wie Mäuse, Kreuzschnäbel, sterben öfters fast in demselben Augenblicke, wo sie den Biß erhalten, ja selbst bei Tauben ereignet sich dieser Fall zuweilen. Dringt aber nur sehr wenig Gift in das Blut, so kommen selbst dergleichen kleine Thiere öfters mit dem Leben davon.

---

17) Wenn wir nicht irren, wurde in der jüngsten Versammlung der Naturforscher zu Wien dem widersprochen.

Tritt der Tod sehr schnell ein, so sieht man weniger Krankheitszeichen an der Wunde, als wenn der Tod nur langsam erfolgt, und die Krankheit mehr Zeit hat, sich um die Wunde herum zu entwickeln.

Von den Fällen, welche Lenz über Schlangenbiß mittheilt, führen wir, als den merkwürdigsten, nur einen, von ihm selbst vom Anfange an genau beobachteten, an, welcher sich mit dem sogenannten Schlangenbeschwörer Hörselmann zutrug. Dieser Mensch, wurde von einer Kreuzotter, deren Kopf er in den Mund nahm, in Lenz's Gegenwart in die Zunge gebissen. Er spuckte dreimal Blut, und sagte, indem sein Gesicht sich schnell röthete, und seine Augen denen eines Rasenden glichen [18]): „Du infame Bestie u. s. w." Die Zunge wollte der Gebissene nicht zeigen, griff aber mit der Hand nach dem Munde, klagte über Schmerz, und bezeichnete die Stelle des Bisses weit hinten an der Zunge. Er wollte sofort nach Hause, um sich da mit seinen eignen Mitteln zu helfen, von denen sich indeß bei der spätern gerichtlichen Untersuchung so wenig etwas vorfand, als von einem angeblichen Schlangenbeschwörungsbuche, noch Kreuzottern und dergleichen. Lenz wollte ihm Baumöl zu trinken geben, was er indessen anzunehmen verweigerte, sondern auf dem Nachhausegehen bestand. Er ging (kaum waren 3 Minuten nach dem Bisse verflossen) noch ziemlich festen Schrittes nach seinem Hute, der auf einem Tische lag, wo Spiritusgläser standen, hier aber wankte er und fiel mit dem Oberkörper über den Tisch hin. Sein Gesicht hatte indessen wieder die gewöhnliche Farbe angenommen, seine Züge sich nicht verändert. Lenz richtete ihn gleich empor, er sprach wieder mit voller Besinnung von dem Nachhausegehen, stürzte aber nach wenigen Minuten wieder gegen einen Schrank. Lenz schickte nun die Gymnasiasten aus, um den waltershäuser Arzt und den Chirurgen zu rufen, weil Lenz allein nichts mit dem Menschen anfangen konnte, indem er vollauf damit zu thun hatte, darüber zu wachen, daß jener bei dem Stürzen keinen Schaden nahm, und derselbe auch weder den Mund öffnen, noch sich niedersetzen wollte, weil er immerfort weggehen wollte. Die gewünschte Hülfe kam aber leider, da es Sonntags Nachmittag war und schönes Wetter Alles in das Freie gelockt hatte, erst nach einer Stunde, und also zu spät. Jetzt wiederholte es sich oft, daß er niederfiel, wieder aufstand, stille stand, taumelte und wieder fiel, wobei er oft so stark mit dem Kopfe anschlug, daß Lenz dadurch völlig hätte überzeugt werden müssen, daß er sich nicht verstellte, wenn er auch nicht gewußt hätte, daß jener mehrmals im Lande herumgezogen war, Steine auf seiner Brust hatte zerklopfen lassen u. s. w. Lenz hatte sehr viel Mühe zu verhüten, daß Hörselmann nicht in die Schlangenkisten und die Schlangengläser, oder in das Wasser eines großen dastehenden Badekübels fiel. Er sprach noch deutlich, immer sehr sanft, und meist von dem Nachhausegehen und seinen Mitteln, aber von bevorstehendem Tode, den er wol nicht ahnete, kein Wort. Von dem Öltrinken wollte er immer noch nicht hören. Eine Viertelstunde nach dem Bisse war er wieder auf den Boden gefallen und blieb da liegen; sein Gesicht röthete sich, seine Augen waren matter, und die Zunge zeigte sich deutlich vorn an den Zähnen, indem er über Schwere des Kopfes klagte und Lenz bat, ihm eine Unterlage zu geben. Die Zungenspitze, welche Lenz sah, war blaßfarbig und zeigte keine Geschwulst, sowie Lenz denn auch äußerlich an seinem Gesichte kein Zeichen von Geschwulst bemerkte. Lenz kam auf den Gedanken, er möchte vielleicht betrunken sein, was sich später bei der Untersuchung als grundlos bewies, und fürchtete jedenfalls, daß ihm die Lage auf dem Boden mit gesenktem Kopfe schädlich werden könnte; er schob ihm daher eine Unterlage unter diesen und wartete ruhig auf Hülfe. Lenz war der Meinung, wenn er wirklich gebissen wäre, müßte der Kopf schon längst gewaltig angeschwollen sein, und wußte immer noch nicht, ob er betrogen würde, da nun auch schon Speichel aus des Gebissenen Munde floß. Jetzt trat ein herbeigerufener Taglöhner herein, durch den Lenz sogleich den Mund des Kranken so weit öffnen ließ, daß er ihm etwa drei Eßlöffel Baumöl eingießen konnte, was er aber sogleich wieder ausspuckte. Ein zweiter Versuch lief ebenso ab. Lenz schickte den Mann wieder ab, mit der Weisung, nach dem Arzt und Chirurgen zu suchen. Der Kranke blieb in seiner Lage und klagte nur über Schwere des Kopfes. Lenz setzte ihm einen Stuhl zurecht, so daß er sich mit dem einen Arme auf einen Tisch, mit dem andern auf die Stuhllehne und mit dem Rücken an den Schrank lehnen konnte, und foderte ihn auf, sich dahin zu begeben. Er wollte und konnte nicht. Lenz nahm daher seine Kräfte zusammen, hob ihn empor und trug ihn hin. Er blieb ruhig sitzen, klagte Anfangs über Hunger, denn er hatte, wie man später erfuhr, den ganzen Tag noch nichts Festes genossen; Lenz hatte aber nichts Eßbares zur Hand, und wagte nicht, sich zu entfernen; dann verlangte er ein Glas Wasser, das Lenz ihm sogleich reichte. Er aber trank es nicht, sondern senkte den Kopf, fing an zu röcheln und verschied. Es waren 50 Minuten seit dem Bisse verflossen; 10 Minuten nachher kam der Wundarzt Haun und gleich darauf der Doctor Richter aus Waltershausen, allein zu spät; die Leiche war schon kalt.

Lenz ließ sogleich bei dem Gerichte Anzeige von dem Vorfalle machen. „Wir hatten," sagt er, „die Überzeugung gewonnen, daß er, obgleich die Zunge stark geschwollen war, doch nicht erstickt sein konnte, weil, wenn sein Mund geöffnet und mit einem Stäbchen auf die Zunge gedrückt wurde, sich noch Raum genug für den Durchgang der Luft zeigte, und da Lenz es überhaupt nicht für unmöglich hielt, daß er wieder erwachen könnte, so verweilte er noch bis Nachts 11 Uhr bei ihm, aber der Todte rührte sich nicht, und so verließ er denselben. Am folgenden Morgen wurde die gerichtliche Leichenöffnung vom Amtschirurgus Schilling, im Beisein des Amtsphysikus Dr. Braun, des Amtscommissair Langheld

18) Diese Zeichen deuten doch offenbar auch zugleich Schreck und Zorn an, welche Gemüthsstimmungen um so mehr anzunehmen sind, als Hörselmann mit geheimer Wissenschaft sich brüstend, von deren Richtigkeit er vielleicht selbst überzeugt war, den Unfall theils wol nicht vermuthete, theils augenblicklich die Folgen voraussah.

und des Amtsactuar Mälzer vorgenommen, der auch Lenz beiwohnte, und deren Ergebniß er, wie folgt, aus den Acten mittheilt.

Visum repertum.

„Hörselmann, dem Anscheine nach 40 und einige Jahre alt, war von großer und hagerer Statur. Die Leiche verbreitete bereits einen ziemlich starken Leichengeruch. Stirn, Nase, Augenlider und Wangen hatten eine blaue Farbe. Auch die rechte Hand und der linke Unterschenkel waren blau. Übrigens waren auf Brust, Rücken und Unterleib die gewöhnlichen Todtenflecken zu bemerken. Bei dem Umwenden des Körpers fand man, daß eine ziemliche Menge Excremente abgegangen waren. Die Augenlider waren nicht ganz verschlossen, sondern zum Theil geöffnet. Die Pupillen waren erweitert und die Bindehaut der Augen etwas geröthet. Die Kinnladen waren so fest verschlossen, daß sie, um die innern Theile des Mundes betrachten zu können, in beiden Gelenken ausgelöst werden mußten. Es fand sich hierauf die Zunge bedeutend angeschwollen, besonders auf der linken Seite. Auch war die Farbe derselben auf dieser Seite dunkler, und in der Mitte, wo eine kleine, von dem Giftzahne herrührende Öffnung zu bemerken war, fast schwarz. Als hierauf die Zunge ausgelöst wurde, sah man nach gemachten Längeschnitten die Substanz derselben auf der rechten Seite von hellrother, natürlicher, auf der linken Seite aber von dunkler und fast schwärzlicher Farbe. Überhaupt war das aus allen bei dieser Section zerschnittenen Blutgefäßen des Leichnams kommende Blut dunkelfarbig. Die Blutgefäße der harten Hirnhaut strotzten von Blut, ebenso die auf der Oberfläche des großen Gehirns laufenden Blutgefäße, wie auch die Blutgefäße des kleinen Gehirns. In den Hirnhöhlen, so wie in der Grundfläche des Schädels befand sich einiges Blutwasser. Bei der Öffnung der Brusthöhle fand sich die Lunge von etwas ungewöhnlich blauer Farbe. Die rechte Herzkammer war leer; die linke aber mit dunkelm Blute angefüllt. Nach Öffnung der Unterleibshöhle fand sich der Magen mit genossenem Bier und Eiern gefüllt. Leber, Milz, Nieren und Gedärme waren gesund; die letztern von Luft aufgetrieben. In der Höhle des Beckens befand sich etwa ¼ Nösel Blutwasser. Bei so bewandten Umständen ist der Tod einzig dem Bisse der Otter zuzuschreiben."

Lenz fügt noch hinzu, daß bei dem Röcheln kurz vor dem Tode und während der ganzen Krankheit sich keine Beschwerlichkeit des Athmens zeigte. Nachdem das Röcheln verstummt war, trat wol 6 Minuten lang ein ganz eigner Ton ein, der genau demjenigen glich, welchen regelmäßig fallende Tropfen hervorbringen. Gleich nach dem Tode war er schon kalt. Die Pupille war sehr erweitert; Abends 11 Uhr war noch Alles an ihm beweglich, am folgenden Morgen dagegen äußerst steif. Er hatte, mit Ausnahme des anfänglichen Schmerzes an der Zunge, weder über Schmerz noch Übelbefinden geklagt, sondern nur, daß ihm der Kopf schwer wäre. Das klare Bewußtsein schwand zwar, wie es schien, bald, allein fast alle seine Worte waren bis zuletzt, etwas phantasirend in Mitte des Zeitraums abgerechnet, zusammenhängend und verständlich. Über die Bewegungen seines Körpers war er sehr bald nicht mehr Herr, und dessen Kräfte waren bald geschwächt. Zuckungen traten nicht ein, Erbrechen ebenfalls nicht. Der Durchfall war wol in Folge der sitzenden Stellung bei Erschlaffung der Schließmuskeln eingetreten. Der letzte Übergang von dem Leben zum Tode glich einem ruhigen Einschlafen. Fieber hatte sich nicht gezeigt, auch keine auffallende Beängstigung, keine Todesfurcht, keine Ohnmacht. Er sprach nur sehr sanft, ob er gleich sonst wegen Fluchens und Lästerns berüchtigt war. Das Blut, welches er gleich nach dem Bisse gespuckt hatte, war noch ganz hellroth. Äußerlich war an ihm gar keine Geschwulst zu bemerken. Er schwitzte wegen der Tagesschwüle, als er gebissen wurde, gleich nach dem Tode aber waren Hände, Brust und Beine trocken anzufühlen.

Bei der Section bekam der Chirurgus einen starken Schnitt mit dem blutigen Messer in den Finger, die Wunde wurde mit Branntwein und dann mit Baumöl gewaschen; es zeigten sich aber gar keine übeln Folgen. Mit Schleim und Blut von der Bißstelle impfte Lenz ein Paar Vögel, bei denen sich auch keine Spur einer Vergiftung zeigte, so daß man also annehmen darf, daß das inficirte Blut nicht schädlich wirkt.

Einen andern Gebissenen, der sich jedoch am andern Tage von selbst erbrach, auch Durchfall bekam, und auch nur von einem Zahne getroffen worden war, behandelte Lenz mit örtlichen Bähungen von Fliederthee und Trinken desselben, worauf Schweiß erfolgte, später ließ er noch örtliche Einreibungen von warmem Öl machen, worauf denn die Heilung endlich erfolgte. Ein anderer Gebissener ward mit örtlichen Einreibungen von flüchtiger Salmiaksalbe, kaustischem Kali, kalten Umschlägen, zuletzt Kantharidensalbe, innerlich aber mit Senega und Belladonna behandelt, wonach die Genesung binnen 12 Tagen erfolgte. Mehre andere Kuren sind zu unbestimmt erzählt, als daß ihre Mittheilung besonders wichtig sein könnte; wo Heilung erfolgte, ward sie meist durch freiwilliges Erbrechen und schweißtreibende Mittel herbeigeführt. Bei Manchen soll das Auflegen und Einnehmen von Wegebreit geholfen haben, Manche genaßen auch fast ohne Heilmittel.

Nach den Versuchen, die Lenz mit verschiednen Thieren machte, starben Vögel, Eidechsen, Salamander, Blindschleichen schnell nach Otterbissen; Frösche litten keinen Schaden, auch eine Eidechse erholte sich wieder, sowie zwei Blindschleichen, welche er selbst durch Eindrücken der Giftzähne vergiftete. Wenn er eine Kreuzotter sich selbst oder eine andere beißen ließ, so schadete es ihnen nichts. Mäuse, Fledermäuse, kleine Vögel starben schnell; ein von einer matten Kreuzotter in den einen Kehllappen gebissener großer Haushahn erholte sich wieder. Matte und kranke Ottern, oder solche, die man schon zu mehren Versuchen angewendet hat, beißen öfters ganz wirkungslos.

Bei verschiedenen Versuchen von Gegenmitteln, welche Lenz jedoch nie eher anwandte, als bis er sich durch die schnelle Anschwellung und das Röthen der Wunde von

der Vergiftung wirklich überzeugt hatte, ergab sich Folgendes: Einreiben von Salzwasser, Weinessig, Terpentinöl, Tabakssaft halfen nichts. Ammoniak rettete ein Huhn, das jedoch nur von einer matten Otter gebissen worden war. Der innerliche Gebrauch von Ammoniak, Enzianextract leistete nichts. Mercurius gummosus half nur bei einer Taube, äußerliche Anwendung von Chlorwasser half nichts, wol aber das Eingeben desselben, wenn die Hülfe nicht zu spät kam, oder die Wunde zu stark war. Auch Eingeben von Zuckerwasser und äußerliche Anwendung desselben schien zu helfen. Diese Versuche wurden mit jungen Tauben angestellt. Eingeben des Chlorwassers vor dem Bisse half nicht, auch half dieses Mittel nicht, wenn es zu schwach oder zu alt war. Ebenso wenig half das Bestreichen mit Chlorkalk vor dem Bisse, wol aber starb die Otter, die gebissen hatte, nach 6 Stunden. Chlorkalk schien überhaupt nicht zu helfen. Von allen gebissenen und mit Chlor behandelten Hühnern ist nicht ein einziges gestorben. Es scheint nach diesen Versuchen allerdings, als ob das Chlorwasser ein kräftiges Gegengift sei.

Die Neger in Südamerika impfen sich mit dem Safte der Mikania Guaco und sind dann sicher, daß die Schlangen sie zu beißen vermeiden; auch soll dieses Mittel den Biß selbst heilen.

Auch Schwitzmittel, wenn sie wirklich Schweiß hervorbringen, scheinen in den meisten Fällen hülfreich zu sein. Ein reisender Naturforscher, der in Italien von einer Otter gebissen wurde, erzählte dem Verfasser dieses Artikels, daß er nach dem Bisse nur eine große Mattigkeit und Schläfrigkeit empfunden habe, daß aber seine italienischen Reisegefährten ihm eine große Menge starken Wein eingenöthigt, ihn dann zwischen ihre beiden Pferde gebunden und zum schnellen Laufe gezwungen hätten, worauf sofort Schweiß ausgebrochen und die Heilung erfolgt sei. Doch hatte er auf dem einen Auge eine Schwäche behalten.

Nach von Martius wendet man in Brasilien die Wurzeln von Chiococca densifolia und von Ch. anguisuga an. Außerdem werden in Amerika noch folgende Pflanzen empfohlen: Kunthia montana, Aristolochia serpentaria, Uvalaria grandiflora, alle nur nach unsicheren Angaben und Versuchen.

Sehr hülfreich hat sich wenigstens bei Menschen der Arsenik bewiesen, ungeachtet er in der Regel nicht rein, sondern mit andern, zum Theil seine Wirkung störenden, Arzneien, aber auch wieder in so starken Gaben gegeben wurde, daß er auf der andern Seite, wenn jene Schwächung nicht eintrat, zu starke Wirkungen äußern mußte. Vergleicht man seine Wirkungen an Gesunden, wie sie unter andern in Hahnemann's Arzneimittellehre zusammengestellt sind, so kann man nicht umhin zu bemerken, daß die Symptome, welche er erregt, die größte Ähnlichkeit mit dem vom Schlangenbisse haben, wie sie gewöhnlich, wenigstens von ausländischen Schlangen, aber auch von europäischen, mit Ausnahme des Hörselmann'schen Falles, angegeben werden. Abgesehen von der homöopathischen Methode dürfte daher das Mittel nicht zu verwerfen sein; doch würde man wol am besten thun, dasselbe nur in kleinen, in kurzen Zeiträumen wiederholten, aber nicht gesteigerten Dosen innerlich zu reichen, bei gleichzeitiger äußerlicher Anwendung[19]). Beispiele über die Anwendung des Arseniks finden sich in Orfila's Toxikologie.

Auch das Ammoniak, namentlich das sogenannte Eau de luce, ist empfohlen worden, hat jedoch nur in wenigen Fällen geholfen.

Von äußerlichen Mitteln ist das augenblickliche Ausschneiden der Giftstelle, wo es angeht, hülfreich; bei einer blos geritzten Wunde wirkt auch schon sofortiges Abwaschen, am besten mit Chlorwasser. Um das Einsaugen des Giftes zu verhindern ist, bis weitere Hülfe angewendet werden kann, ein isolirter Druck auf die Wunde mittels eines kleinen Steins u. s. w. das Beste. Viel weniger nützt ein Verband oberhalb der Wunde, weil er eines Theils durch Aufhebung des Blutumlaufs schädlich wird, ohne doch die Einsaugung des Giftes zu verhindern, andern Theils nicht immer und überall angebracht werden kann.

Das Aussaugen der Wunde mit dem Munde ist nicht allein selten hinreichend, sondern auch für den Saugenden, bei der geringsten Verletzung im Innern des Mundes, höchst gefährlich. Sehr zweckmäßig ist das Aufsetzen von Schröpfköpfen, doch muß es unmittelbar nach dem Bisse geschehen, ist leider nicht immer anwendbar, und kann selten oder fast nie von dem Gebissenen selbst verrichtet werden; man müßte denn folgende Methode anwenden: Nach Ehrenberg's Berichte nämlich ist in Ägypten und Syrien das Schröpfen ebenfalls in Gebrauch. Jeder trägt in den Gegenden, wo sich giftige Schlangen aufhalten, einen Schröpfkopf bei sich. Der Schlangenbiß wird auf der Stelle stark scarificirt (geritzt) und durch augenblickliches Schröpfen von dem Gifte gereinigt. Dieses Verfahren gilt bei ihnen für untrüglich und sie machen es auf eine sehr einfache, von Alters her übliche Weise. Der orientalische Schröpfkopf ist nämlich eine roh bereitete Hornspitze, oben mit einem kleinen Loche versehen, wodurch die Luft mit dem Munde ausgesogen wird, während man auf der Zungenspitze ein Stückchen Leder bereit hält, um dasselbe damit zu verschließen. Das Ätzen mit Ätz- oder Höllenstein zerstört zwar das Gift, kann aber wegen der Feinheit der Wunde nicht genügend angewendet werden, und ist nach dem Ausschneiden ebenso wol unnöthig als gefährlich durch seine eignen Wirkungen. Zweckmäßiger ist wol die Anwendung des Glüheisens, welches jedoch die Form des Schlangenzahns haben muß. Die Einreibung von reinem Olivenöl, welches man wol nur in den Ländern, wo es producirt wird, findet, ist wol nur als einigermaßen linderndes Palliativmittel zu betrachten.

Über die andern Secretionen der Schlangen, als Thränen u. s. w., ward hinsichtlich der betreffenden Or-

19) Für den praktischen Arzt und Chirurgen fügen wir hinzu, daß er die beste Aufklärung über diese eben von uns angegebene Methode, der Anwendung des Arseniks und anderer Mittel in: Kopp Prüfung der Homöopathie am Krankenbette, Frankfurt 1832. finden kann.

gane, theils oben schon das Erforderliche beigebracht, theils ist darüber noch sehr wenig bekannt. Eine eigentliche Harnblase scheint zu fehlen, wenn man nicht etwa die Erweiterung des Harnleiters vor der Kloake dafür annehmen will.

Was den Aufenthalt und die geographische Verbreitung der Schlangen betrifft, so sind sie in allen Ländern, den höchsten Norden und Süden ausgenommen, einheimisch, doch findet man in den heißen Erdstrichen die meisten, die größten und die giftigsten. Eine specielle Aufzählung nach Gattungen und Arten würde uns zu weit führen, man findet darüber Angaben in Waglers System, welcher bei jeder Gattung das Vaterland derselben namhaft gemacht hat.

Unsere einheimischen Schlangen, sagt Lenz, bewohnen solche Orte, wo sie einerseits Nahrung genug, andererseits aber auch Wärme und gute Schlupfwinkel finden, welche letztere in Gebüschen und vorzüglich natürlichen oder künstlichen Höhlungen bestehen. Es bleibt dabei merkwürdig, daß die verschiedenen Arten ebenso wol auf hohen Bergen, an deren Sommerwänden, als in den Ebenen auf Sumpfmooren vorkommen. Von ihrer Behausung entfernt sich die Schlange nie weit; wird aber der Platz, den sie bewohnt, durch Umarbeitung u. s. w. so verändert, daß ihr Nahrung, Sonne und Schlupfwinkel entzogen werden, so wandert sie aus. Ob menschliche Wohnungen in der Nähe sind, daran kehren sie sich, leider! nicht sonderlich, wenn ihnen nur sonst Alles nach Wunsche ist. Auch auf begangenen und befahrenen Wegen treiben sie sich oft genug ganz frech herum, oder lagern sich daselbst im Sonnenschein; eine Frechheit, die ihnen oft genug verderblich wird, indem sie daselbst durch Wagenräder oder Menschenhand ihren Tod finden.

Was die ausländischen Arten betrifft, so stimmen zwar sehr viele in Rücksicht der Wohnorte mit unsern Schlangen überein, manche bewohnen aber auch das Wasser des Meeres, und der in dasselbe mündenden Flüsse, wie z. B. die asiatischen Wasserschlangen (Hydrus); andere bewohnen nur die süßen Gewässer des Landes und kommen öfters an das Ufer, wie z. B. einige Riesenschlangen (Boa), andere leben größtentheils auf Bäumen, wie einige Riesenschlangen und viele kleinere Schlangen; einige wenige endlich leben blos in der Erde, die sie durchwühlen, und zwar: Typhlops oxyrhynchos, *Merr.* Acontias lineatus, *Reinw.* Typhlops septemstriatus, *Schneid.* nebst den klein- und blödäugigen Typhlops albifrons, *Opp.* und Typhlops leucorrhous, *Opp.* In der heißesten Zeit sollen sich, nach unverbürgten Sagen, Schlangen und andere Amphibien Südamerika's, um der alles ausdörrenden Sonnengluth zu entgehen, in lehmigem Boden verbergen, und dort scheintodt schlummernd verharren, bis die belebende Regenzeit wiederkehrt, den Boden erweicht und sie aus ihrem Schlummer weckt. Vielleicht geschieht dies in den mit bloßem Grase bedeckten Ebenen, wo das Gras während der glühenden Hitze in Staub zerfällt. Wo Flüsse, Seen, Wälder und Gebüsche sind, geschieht es nicht. An solchen Orten bleiben die Schlangen während des ganzen Jahres thätig; woher es sich auch leicht erklären läßt, daß einzelne Arten eine weit beträchtlichere Größe erreichen, als die Schlangen des Nordens, welche eine bedeutende Zeit des Jahres ruhend und ohne Nahrung zubringen. In kälteren Gegenden, wo im Winter das Thermometer unter den Gefrierpunkt herabsinkt, verkriechen sich die Schlangen, so lange die kalte Zeit dauert, wie Jedermann weiß, in die Erde, auch wol in Gegenden, wo der Frost nicht grimmig ist, nur in hohle Baumstämme. Aber in welchem Zustande befinden sie sich da unten? Das ist eine bis jetzt noch unbeantwortete Frage. Man nimmt auf gut Glück an, daß sie erstarrt und scheintodt überwintern, und erinnert sich dabei der Geschichte, die man in seiner Kindheit mit Schaudern gehört hat, von dem Wandrer nämlich, der eine von dem Froste erstarrte Schlange mitleidsvoll emporhob, in den Busen steckte, erwärmte und belebte, zum Dank aber gebissen ward und starb.

Im Freien genügende Beobachtungen über die Winterruhe der Schlangen zu machen, erklärt Lenz geradezu für unmöglich, dagegen hat er eine Reihe von Versuchen angestellt, um zu ermitteln, wie weit diese Thiere die Kälte ertragen können. Dabei hat sich denn ergeben, daß die sämmtliche Schlangengesellschaft bei annahendem Froste sehr unruhig wurde und nach Schlupfwinkeln umhersuchte, wozu sie der Instinct treibt; indem eben die Folge ergab, daß der Frost sie tödte. Die Bisse der in einer Temperatur von 5 Grad schon Erwachenden waren, wenn sonst die Exemplare nicht matt, oder das Gift schon im Herbst erschöpft war, ebenso wirksam als sonst. Betrachtet man im ersten Frühjahre frisch gefangene Schlangen nur äußerlich, so scheinen sie, von oben gesehen, nicht sehr abgemagert; von unten aber sieht der Bauch sehr platt und hungrig aus, was jedoch an den Blindschleichen nicht bemerkbar ist. Im Herbste gehen die Schlangen mit sehr vielem Fette an den Gedärmen zur Ruhe, bei frisch im Frühlinge gefangenen fand Lenz dieses Fett nicht ganz verbraucht, sondern wol noch die Hälfte davon übrig. Blindschleichen aber haben im Frühlinge fast gar kein Fett mehr oder auch gar keines. Bis zum Herbste mästen sie sich wieder. In der Freiheit gehen die Ottern weit kräftiger und giftiger zur Winterruhe, als die, welche Lenz überwinterte, daher kann man wol annehmen, daß sie, wenn man sie im Winter findet, auch zorniger und giftiger sind. Man darf sie also nicht gleich jenem Wanderer sorglos anfassen, um nicht sein Schicksal zu theilen.

Bei warmem Wetter findet man selbst mitten im Winter Kreuzottern im Freien.

Lenz fügt noch die Bemerkung bei, daß er oft darauf geachtet habe, ob die Schlangen zu irgend einer Zeit schlafen. Er hat sie oft bei Tage oder Nachts, bei Mond- oder Lichtschein so leise als möglich beschlichen, sie aber nie bei dem Schlafen ertappt, das heißt, nie gefunden, daß sie von dem, was sich ihnen näherte, nichts bemerkt hätten. Träge Ruhe dient ihnen statt des Schlafes.

Über die Benutzung der Schlangen läßt sich nicht

viel sagen; am besten, meint Lenz, habe sie Hannibal benutzt (Cornelius Nepos, XXIII., 10, 11.), der die Feinde durch Töpfe voll Schlangen, die er auf ihre Schiffe werfen ließ, verscheuchte.

Als Speise kann man vielleicht alle Schlangen benutzen, wobei man Kopf, Haut und Eingeweide wegwirft, und sie dann gebraten oder gekocht verzehrt. Dies thun mehre ausländische Völker, und selbst in Europa thun es einzelne Leute. In Afrika hatte in alten Zeiten ein ganzes Volk, weil es Schlangen zu essen pflegte, die dort äußerst häufig waren, den Namen Schlangenesser, Ophiophagi.

Äußerst wichtig sind die Schlangen schon seit Jahrtausenden für die Arzneiwissenschaft gewesen. Die alten Griechen und Römer bereiteten verschiedene Arzneien aus Vipern und ihre Ärzte verordneten den Kranken gekochte oder gebratene Vipern, auch Wein, worin Vipern lange Zeit gelegen hatten u. s. w. Diese Vipernkuren scheinen auch das ganze Mittelalter hindurch gedauert zu haben, und in den letzten Jahrhunderten sind jährlich Hunderttausende von verschiedenen zur Otterngattung (Viperngattung) gehörige Schlangen in Europa, vorzüglich in Italien und Frankreich, für die Apotheken gesammelt worden, ja es ging so weit, daß, weil man mit den europäischen noch nicht ausreichte, ägyptische Giftschlangen in Unzahl aufgekauft wurden.

Den Römern haben wir es hauptsächlich zu verdanken, daß die Schlangen in den Arzneischatz aufgenommen und demnach alljährlich in großer Zahl eingefangen wurden. Schon der berühmte Arzt des Kaisers Octavianus Augustus, Antonius Musa hatte mit Vipern kurirt, allein erst der Leibarzt des Kaisers Nero, Andromachos aus Kreta, erfand den Theriak, welchen er in einem eigenen, dem Nero gewidmeten Gedichte, das Galenus de antidotis lib. 1. c. 6. aufbewahrt hat, beschrieb, und nun begann das Einfangen und Verarbeiten des Otterngezüchts recht ernstlich. Noch im vorigen Jahrhunderte wurde fast in allen Apotheken Europa's Theriak unter Aufsicht der Physiker und Ärzte, welche alle dazu kommende Dinge untersuchen mußten, bereitet; berühmt war deswegen vorzüglich Venedig, wo er am besten bereitet wurde, ferner Rom, wo ihn die Jesuiten unter einem besondern Privilegio fabricirten, in Teutschland Frankfurt und Leipzig. Der Theriak ist zwar aus fast 70 verschiedenen Arzneimitteln zusammengesetzt, doch machen die Ottern den Hauptstoff aus. Übrigens hat man noch außerdem vielerlei Mittel aus den Ottern gezogen, und deswegen um so mehr diese Thiere verbraucht; der Theriak sowol, als auch die andern aus Ottern bereiteten Arzneien dienten hauptsächlich als Gegenmittel gegen Gifte, zur Reinigung des Blutes bei Flechten, Aussatz, Krätze, Skrofeln, Kropf, und man schrieb die Wirksamkeit dieser Arzneien vorzüglich dem vielen, durchdringenden Salze zu, welches die Ottern enthalten.

Außerdem, daß die Ärzte gesottene und gebratene Ottern, oder Wein, worin sie gelegen hatten, verordneten, gab es noch sehr verschiedene Zubereitungen, als: Suppe, Gallerte, Syrup, Pulver. Dieses Pulver wird bereitet, indem man der Otter das Fell über die Ohren zieht, sie im Schatten trocknet, und dann stößt. Ferner läßt man auch Herz und Leber an der Sonne trocknen und nennt das durch Stoßen davon gewonnene Pulver animalischen Bezoar; es wird mit Fleischbrühe oder Wein vermischt eingegeben. Außer den genannten gibt es noch mehre aus Ottern chemisch gezogene Mittel, als: durch Wasser gewonnenes Destillat, Spiritus, flüchtiges Salz, Öl. Der Spiritus und das flüchtige Salz sind immer am meisten geschätzt worden, als welche die Hauptkraft des Thieres in sich enthalten sollen. Man gebrauchte sie gegen Fieber, Pokken, fallende Sucht, Lähmung, Schlagfluß, Skorbut, Hysterie und gegen den Stich oder Biß aller giftigen Thiere.

Das Fett der Ottern galt bei den Ärzten (ganz wie jetzt noch bei unsern Waldbewohnern) für ein ganz vortreffliches Mittel bei Quetschungen und Wunden. Vorzüglich soll es den Augen außerordentliche Dienste thun. Bei allzugroßer Feuchtigkeit der Augen wird es nur auf die Augenlider gestrichen, in schlimmeren Fällen werden ein oder zwei Tropfen davon hineingebracht. Sehr wohlthätig soll es sein, wenn sich auf den Augen Flecken oder Häute zeigen. In das Auge gestrichen, bildet das Otternfett, indem es sich mit der salzigen Thränenfeuchtigkeit vereint, eine Art von Seife.

Auch gegen Schwindsucht hat man Otternfett gebraucht, ferner als Schönheitsmittel, um die Runzeln des Gesichts zu vertreiben und den Teint zu verbessern, ebenso das Öl, um Schwinden und andere Verunstaltungen der Haut wegzuschaffen.

Im Handel kamen auch sogenannte Trochisci sive Pastilli Viperarum vor, welche vorzüglich von Montpellier und Padua verschickt wurden; es waren Kügelchen, welche vermittels des Tragantgummis aus dem Pulver zerstoßener Ottern geformt und mit peruvianischem Balsam bestrichen waren.

Die Verschickung der lebenden Ottern an Apotheken geschahe in Gefäßen, welche mit Kleien gefüllt waren; die todten dagegen wurden getrocknet dutzendweise verkauft.

Einzelne Ärzte gibt es auch noch in Teutschland, welche von Ottern bereitete Fleischbrühe verordnen; auch kennt Lenz einzelne Gegenden, wo eigene Schlangenfänger Schlangen aller Art fangen, um deren Fett dem gemeinen Manne zu verkaufen. In Italien werden immer noch viele Vipern verbraucht, und in Frankreich muß deren Verbrauch noch immer stark sein, da Moreau de Jonnès versichert, daß daselbst jährlich für eine große Geldsumme Vipern eingebracht werden.

In Hufeland's Journal für die praktische Heilkunde, October 1831, werden mehre Fälle erzählt, in welchen die Galle der österreichischen Natter ein vollständiges Heilmittel gegen Epilepsie gewährte. Von dem, was man vom Schlangengifte als Heilmittel zu erwarten hat, ward schon oben geredet.

Endlich darf man nicht vergessen, daß die Schlangen auch eine Menge anderer, wenn auch nicht schädlicher, Thiere vertilgen, und daß sie also in dieser Beziehung ein Glied in der großen Kette der Wechselwirkungen der

Natur bilden, welches ungestraft nicht vernichtet werden darf.

Was den Schaden betrifft, den die Schlangen anrichten, so ergibt sich derselbe größtentheils aus dem oben hinsichtlich ihres Giftes Gesagten, denn von den nichtgiftigen dürfte wol am Ende kein anderer aufzuführen sein, als der, welchen sie den Unkundigen durch Schreck verursachen. Man muß daher mit der Vernichtung derselben es ebenso wenig übertreiben, als man es wol auch mit andern Thieren, z. B. den Sperlingen, gemacht hat. Die Vertilgung der Schlangen kann man aber hauptsächlich dadurch befördern, daß man die Thiere, welche von ihnen leben, möglichst schont. Unter diesen nennt Lenz für die inländischen Schlangen besonders den Igel, den Dachs, Iltis, Mäusebussard, die Gabelweihe, den Eichelheher, die Nebelkrähe und den Storch. Für diejenigen Menschen, welche sich aus irgend einem Grunde mit der Schlangenjagd, namentlich aber mit dem Einfangen lebendiger Schlangen, befassen wollen, hat Lenz in seinem oft angeführten Werke die nöthigen Vorsichtsmaßregeln angegeben, jedoch nur im Bezug auf die inländischen Schlangen, wiewol sie zum Theil auch hinsichtlich der ausländischen passen dürften. Ebenso hat er über die Aufbewahrung lebendiger (inländischer) Schlangen das Nöthige beigebracht.

Unter den Feinden der Schlangen steht wol der Mensch oben an, der so ziemlich überall, wenn ihn nicht Aberglaube abhält, sie in der Nähe seiner Wohnungen wenigstens zu vertilgen sucht. Hinsichtlich der inländischen Schlangenfeinde verweisen wir auf Lenz, der eine Menge der interessantesten Versuche deshalb anstellte, und außer den oben gedachten Vertilgern noch den Rauchfußbussard, die beiden Wieselarten, das Frett, die Saat- und die Rabenkrähe, den Kolkraben, die Elster, mehre Falken, Eulen u. s. w. nennt. Von den ausländischen Schlangenfeinden sind namentlich zu erwähnen, der Secretair (*Falco serpentarius*) in Afrika, der Ichneumon in Ägypten, der Mungo in Ostindien und der Ibis in Ägypten.

Auch unter den Eingeweidewürmern haben die Schlangen eine Menge Feinde, deren Aufzählung uns indessen zu weit führen würde, man findet sie vollständig genug namhaft gemacht in *Rudolphi* Entozoorum Synopsis, p. 761.

Wir kommen nun zu der systematischen Anordnung der Schlangen und lassen vor allen Oken (Naturphilosophie, 2te Auflage, S. 471.) über das Princip dieser Anordnung reden, wobei wir jedoch bemerken, daß seine Worte blos auf die eigentlichen Schlangen Bezug haben, wie sich weiter unten bei der Mittheilung seines Systems ergeben wird.

„Ob die Schlangen richtig nach den Zähnen geordnet werden, wie es jetzt gewöhnlich geschieht, ist sehr zweifelhaft, theils weil die Giftzähne viel häufiger zu sein scheinen, als man glaubt, theils weil diejenigen, welche sich durch Beschuppung ähnlich sind, weit aus einander gerissen werden. Indessen ist es schwer zu sagen, welche man als die höchsten Schlangen ansehen soll. Die Boen mit Fußstummeln stehen den Wasserschlangen in der Beschuppung so nahe, daß sie entweder zu diesen herunter oder diese zu ihnen hinauf gezogen werden müssen. Die Schlangen mit Bauchschienen scheinen den Amphisbänen zu entsprechen, und daher tiefer zu stehen, während dagegen die Lacertoiden ähnliche Bauchschienen haben und doch wol die obersten ihrer Ordnung sind.

Die Giftzähne scheinen einen niedrigern Charakter anzudeuten, da durch sie der Schädel offenbar von dem gewöhnlichen Baue entfernt, und namentlich der Oberkiefer sehr verkümmert wird. Setzt man aber die geschienten Giftschlangen zu unterst, so werden sie von den geschuppten abgerissen. Übrigens kommen unter den ungiftigen Schienenschlangen die kleinsten vor, und Tortrix schließt sich offenbar an die Blindschleichen an."

Auch Wagler (natürliches System der Amphibien, S. 265.) äußert sich in Beziehung auf die eigentlichen Schlangen in ähnlicher Weise, nur zum Theil bestimmter: „Der einfache, constante Bau der Zähne dieser Thiere vereitelt jeden Versuch, darnach in ihrer Familie Zünfte oder Gruppen zu errichten. Ihre derben Zähne gehen, wie wir gesehen haben, allmälig in die durchbohrten über, und es bleibt daher nichts Anderes übrig, als im Allgemeinen die vorzüglichsten Eigenthümlichkeiten ihres Körpers und ihrer Lebensweise zusammenzufassen, vergleichend gegen einander zu halten, und sie hiernach in gewisse Haufen oder Gruppen zu bringen. Aber auch diese Gruppen lassen sich durch keinen, allen ihren Gliedern constant adhärirenden Charakter bezeichnen und festsetzen, denn überall zeigen sich Übergangsstufen in ihren Formen, die die Bestimmung, ob diese Schlange zu dieser oder zu jener Gruppe gehöre, durchaus unmöglich machen. Daraus aber ergibt sich andrerseits die gleichartige Körperbildung dieser Thiere im Allgemeinen, und der Beweis für meine Ansicht, daß sie nur eine einzige Familie bilden, deren Glieder sich sämmtlich innig berühren, und eine ununterbrochene Kette bilden."

Wir lassen nun die Systeme selbst folgen, mit den Namen der Gattungen, müssen jedoch dabei einzelne fragmentarische Arbeiten, welche blos Angaben neuer Gattungen (z. B. Schneider's Specimen) um so mehr übergehen, als sämmtliche bis jetzt begründete Gattungen in dem (neuesten) Systeme Waglers sich aufgeführt finden.

Linné (Systema Naturae ed. XII.) führt p. 372 in seiner Ordnung Serpentes die Gattungen auf: Crotalus, Boa, Coluber, Anguis, Amphisbaena, Caecilia. — Die giftigen (angenommene oder wirkliche) hat er durch ♂ bezeichnet.

Laurenti (Synopsis Reptilium) hat in seiner Ordnung Serpentia (p. 63.) folgende Gattungen: Chalcides (jetzt mit Recht den Sauriern einverleibt), Caecilia, Amphisbaena, Anguis, Natrix, Cerastes, Coronella, Boa, Dipsas, Naja, Caudisona (Crotalus), Coluber, Vipera, Cobra (Lachesis), Aspis, Constrictor, Laticauda.

Brogniart, der Aufsteller des Namens Ophidii, lieferte folgende Reihe der Gattungen: Anguis, Caeci-

lia, Amphisbaena, Crotalus, Vipera, Coluber, Boa, Langaha, Acrochorda.

Ihm folgte zum großen Theil Oppel (1811) mit Aufstellung einiger neuer Gattungen.

Dumeril (analytische Zoologie) theilte die Ophidier in Homodermi und Heterodermi. Jene umfaßten die Gattungen Caecilia, Amphisbaena, Acrochordus, Ophisaurus, Anguis, Hydrophis. — Diese die Gattungen Eryx, Erpeton, Boa, Coluber, Vipera, Scytale, Crotalus und Platurus.

Merrem (System der Amphibien)[20]) hat in seinen Zünften Repentia und Serpentia, welche unsern Ophidii entsprechen, folgende Gattungen: a) Repentia: Hyalinus, Anguis, Acontias. b) Serpentia: 1. Gulones: a. Innocui, Acrochordus, Rhinopirus (Erpeton), Tortrix, Eryx, Boa, Python, Scytale, Coluber (Hurria, Natrix). —

I. a. Venenati: Bungarus, Trimereserus, Hydrus, Chersydrus, Pelamis, Enhydris. — I. b. Venenati: Platurus, Elaps, Sepedon, Ophryas, Naja, Pelias, Vipera, Echis, Echidna, Cophias, Crotalus, Langaha.

II. Typhlini. Typhlops, Amphisbaena.

Boie gab in der Isis XIX. 981[21]) folgende Übersicht der Familien und Gattungen der Ophidier. I. Fam. Typhlini. Amphisbaena, *Linn.* Leptosternon, *Spix.* Caecilia, *Linn.* II. Fam. Imbricatae. Tortrix, *Oppel,* (Ilysia, *Hempr.*), Typhlops, *Schneid.* Xenopeltis, *Reinw.* Anguis, *Linn.* Ophisaurus, *Daud.* (Hyalmus, *Merr.*) Acontias, *Cuv.* III. Fam. Coronellae, *Laur.*; Erythrolamprus, Calamaria, *H. Boie.*; Brachyorrhos, *Kuhl;* Lycodon, *H. Boie;* Amblycephalus, *Kuhl;* Elapodis, *H. Boie.* IV. Fam. Elapidae. Elaps, *Cuv.;* Naja, *Laur.;* Acanthophis, *Daud.* (Ophryas, *Merr.*); Bungarus, *Daud.* V. Fam. Hydrophidae. Pelamis, *Daud.*; Hydrus, *Schneid.*; Platurus, *Latr.*; Homalopsis, *Kuhl;* Xenodon, *H. Boie;* Acrochordus, *Hornst.* VI. Fam. Colubrini. Tropidonotus, *Kuhl;* Coluber, *Linn.;* Hemorrhois, Scytale, *Gronov.;* Heterodon, *Latr.;* Erpeton, *Lacep.;* Eryx, *Daud.*; Boa, *Linn.;* Python, *Daud.;* Dipsas, *Oppel.* VII. Fam. Dendrophidae. Erpetodrius, *H. Boie;* Dryophis, *Dalm.;* Dendrophis, *H. Boie;* Psammophis, *Id.;* Chrysopelea, *Id.* VIII. Fam. Cophiadae. Crotalus, *Linn.;* Cenchris, *Daud.;* Trigonocephalus, *Oppel;* Lachesis, *Daud.;* Cophias, *Merrem.* IX. Fam. Viperidae. Pelias, *Merrem;* Vipera, *Daud.;* Echis, *Merrem;* Trimeresurus, *Lacépède;* Langaha. *Bruguiere.*

Nach Fitzinger's Classification gehören zu den Ophidiern folgende Familien seines Systems: Anguinoidea, Amphisbaenoidea, Typhlopoidea, Gymnophthalmoidea, Ilysioidea, Pythonoidea, Colubroidea, Bungaroidea, Viperoidea, Crotoloidea, Nuda, Caecilioidea mit folgenden Gattungen: Anguis, Chirotes, Amphisbaena, Leposternon, Typhlops, Rinophis, Ablepharus, Gymnophthalmus, Pygopus, Stenostoma, Ilysia, Eryx, Boa, Xiphosoma, Python, Acrochordus, Pelamis, Erpeton, Disteira, Aipysurus, Homalopsis, Pseudoeryx, Scytale, Xenopeltis, Clelia, Nympha, Duberria, Oligodon, Pseudoelaps, Heterodon, Rhinostoma, Xenodon, Lycodon, Coluber, Coronella, Psammophis, Malpolon, Dipsas, Boiga, Sibon, Dendrophis, Chironius, Syria, Tryophis, Langaha, Chersydrus, Leioselasma, Bungarus, Trimeresurus, Naja, Platurus, Elaps, Sepedon, Vipera, Cobra, Aspis, Acanthophis, Echis, Trigonocephalus, Craspedocephalus, Tisiphone, Lachesis, Caudisona, Crotalus, Caecilia, Ichthyophis.

Cuvier (regne anim. ed. 2.) theilt die Schlangen in drei Familien: I. Anguis, Pseudopus, Ophisaurus, Anguis, Acontias. II. Serpentes A. Amphisbaena, Leposternon, Typhlops. B. Ilysia, Uropeltis, Boa, Scytale, Eryx, Erpeton, Coluber, Python, Cerberus, Xenopeltis, Heterodon, Hurria, Dipsas, Dendrophis (Ahaetulla *Gray*), Dryinus, (Passerita, *Gray*), Dryophis, Oligodon, Acrochordus, Crotalus, Trigonocephalus, Vipera, Naja, Elaps, Micrurus, Platurus, Trimeresurus, Oplocephalus, Acanthophis, Echis, Langaha, Bungarus, Hydrus, (Hydrophis, Pelamis) Chersydrus. III. Nudi. Caecilia.

Oken (l. c.) gibt folgende Anordnung. 1ste Ordnung: Aderlurche, Schlangen, 1ste Zunft: Infusorienlurche, Nattern, Coluber. 2te Zunft: Polypenlurche, Ottern, Vipera, Crotalus, Platurus 3te Zunft: Quallenlurche, Fideln, Hydrus, Acrochordus, Tortrix, Boa. 2te Ordnung: Darmlurche. 4te Zunft: Madenlurche, Amphisbänen. 5te Zunft: Muschellurche, Blindschleichen, Anguis. (Die 6te Zunft: Schneckenlurche, Scincoiden, gehört den Ophidiern nicht mehr an.)

Endlich hat Wagler (Natürl. System der Amphibien) das vollständigste System der Ophidier geliefert, dessen Haupteintheilungen wir schon oben charakterisirten. Wir geben nun die Aufzählung der Gattungen: Ordo. IV. Serpentes. 1ste Gruppe: Hydrophis, *Daud.*[22]) (Disteira, *Lac.*; Enhydris, *Merr.*); Hydrus, *Schneid.*; Enhydris, Platurus, *Latr.*; Pelamys, *Daud.* 2te Gruppe: Enygrus, Eunectes, Xiphosoma, Boa, *Linn.*; Epicrates, Python, *Schneid.*; Constrictor. 3te Gruppe: Chersydrus, *Cuv.*; Acrochordus, *Hornst.*; Herpeton (Erpeton, *Lac.*; Rhinopirus, *Merr.*); Homalopsis, *Kuhl;* (Cerberus, *Cuv.*); Hypsirhina, Hydrops, Helicops, Pseudechis (Acantophis, *Lesson*); 4te Gruppe: Heterodon, *Latr.*; Rhinostoma, *Fitz.*; Xenodon, *H. Boie;* Ophis, Acanthophis, *Daud.*; (Ophryas, *Merr.*); hierher wol auch Hoplocephalus, *Cuv.*; Causus, Sepedon, *Merr.*; Uraeus, (Colub. Ha-

20) Die hier befolgte Ordnung der Systeme bezieht sich auf die Folge der Erscheinung der neuesten Ausgaben der Werke, weshalb *Cuvier* ed. 2. später kommt als *Merrem;* der später kam als *Cuvier* ed. 1. 21) Seine Nachträge einzelner Gattungen und Familien daselbst XX, 289. 782. XXI, 377 müssen wir übergehen.

22) Alle Gattungsnamen, bei denen kein Autor genannt, sind von Wagler aufgestellt.

je, *Hasselq*); Aspis (Naja, *Merr.*); Alecto (Trimeresurus, *Lac.*). 5te Gruppe: Trigonocephalus, *Opp.*; Megaera, Bothrops, Atropos, Tropidolaemus, Lachesis, *Daud.*; Cenchris, *Daud.*; (Tisiphone *Fitz.*); Caudisona, *Fitz.*; (Crotalophorus, *Gray*); Uropsophus, Crotalus, *Linn.*; Echis, *Merr.*; Echidna, *Merr.*; Vipera, *Daud.*; Pelias, *Merr.*; Cerastes. 6te Gruppe: Dasypeltis (Coluber, *Linn.*); Tropidonotus, *Kuhl*; Spilotes, Coluber, *Linn.* 7te Gruppe: Herpetodrus, *H. Boie*; Dipsas, *Id.*; hierher unbestimmt Erymnus und Bucephalus, *Smith*; Pareas, der Amblycephalus *Kuhl* nahe Dryophylax, Thamnodynastes, Macrops, Telescopus, Dendrophis, *H. Boie* Leptophis, *Bell*; ob hierher Ahaetulla, *Gray*; Oxybelis, Dryophis, *H. Boie*; hierher vielleicht Xyphorhynchus, Tragops (Dryinus, *Merr.*); Gonyosoma, Chlorosoma, Philodryas, Oxyrhopus, Lycodon (Nympha, *Fitz*); Ophites, Rhinobotrium. 8te Gruppe: Erythrolamprus, *Fr. Boie.*; Cloelia, *Fitz*; Scytale, *Latr.*; Liophis, Zamenis, Chrysopelea, *H. Boie*; Psammophis, *Id.*; (Macrosoma, *Gray*); Coelopeltis (Malpolon, *Fitz*); Periops (Haemorrhois, *Boie* Isis 1826. p. 982.) Zacholus. 9te Gruppe: Brachyorrhos, *Kuhl*; (früher Atractus, *Wagler*); Homalosoma (Duberria, *Fitz*); Aspidura, Cercaspis (Hurria, *Kuhl*); Oligodon, *H. Boie*; hierher Anodon, *Smith?* Calamaria, *H. Boie*; Eryx, *Daud.*; Gongylophis, Aspidoclonion (Bungarus, *Daud.*); Elaps, *Schneid.*; Ilysia, *Hempr.*; Uropeltis, *Cuv.*; Catostoma, (im Nachtrag Geophis); Elapoidis, *H. Boie*; Xenopeltis, *Id.*; Cylindrophis, Typhlops, *Hempr.*; (Stenostoma, *Wagl.*, *Spix*); Rhinophis, *Hempr.*; Typlina (Acontias, *Cuvier?*).

Ordo V. Angues.

Acontias, *Cuv.*; Chirotes, *Id.*; Chalcis (Chalcides, *Opp.*; Cophias, *Fitz*, *Gray*; Colobus, *Merr.*); Lepidosternon, Amphisbaena, *Linn.*; Blanus.

Ordo VI. Caeciliae.

Siphonops, Caecilia, *Linn.*; Epicrium.

Über die Literatur vergleiche man den Artikel Herpetologie und das oft angezogene Werk von Lenz: Schlangenkunde. (D. *Thon.*)

OPHIDII FOSSILES (Paläozoologie), fossile Ophidier, fossile schlangenartige Thiere, Ophiolithi. Es gab eine Zeit, wo man unter den fossilen Körpern überall Reste von Schlangen zu entdecken glaubte, und erstere überhaupt mehr von fabelhaften Thieren abzuleiten geneigt war. Die versteinerten Schlangentheile waren bald Zähne, insbesondere Haifischzähne, die man für versteinte Schlangenzähne und Zungen ausgab (Ophiotontes und Ophioglossae), bald sah man andre halbkugelförmig gestaltete Fischzähne für Schlangenaugen an (Oculi serpentum), bald glaubte man in gewissen Echiniden ihre Herzen (Spatangus cor anguinum), in andern ihre Eier (Ova serpentum), diese zuweilen auch schon in rohen Steinen (*Gessner* de rerum fossil. fig. fol. 168. fig. 1. 2.) zu erkennen. Selbst der ganze Körper sollte in Stein verwandelt vorkommen (Amphibiolithus totalis serpentis *Linn.*, Amphibiolithus serpentis *Waller.*). Major hat in der Mitte des 17. Jahrh. eine eigne Abhandlung über die versteinten Schlangen geschrieben; doch sind alle diese und andere Schlangenversteinerungen aus dem 16—18. Jahrh. fremdartige Körper, Concretionen u. dgl., die nur zufällig einige Ähnlichkeit mit irgend einem Theile wirklicher Schlangen besitzen. So die versteinten Schlangen in den Steinbrüchen von Somerset (*Cambdenus* Britann. Comitat. Heresford. descript., auch in Annal. Angl. anni 1571. und *Merret* im Pinax rerum Britannic. p. 215.). So die Schlangen oder Aale, deren oft je 2—3 convex auf thüringischem und weimarischem Muschelkalke aufliegen (Baumer Naturgeschichte des Mineralreichs 2ter Th. S. 191.), welche schon Walch für Afterversteinerungen anderen Ursprunges erklärt (Naturgesch. 1ster Th. S. 78., 2ter Th. 2te Abth. S. 193., 3ter Th. S. 233., Suppl. Th. 11.). So die von Stifft beschriebenen Schlangen, welche ½" dick, 16—17" lang in Grauwacke, 2 Stunden östlich von Dillenburg, ½ Stunde N. O. von Herborns-Seelbach im Seidelborn vorkommen und wovon sogar der abgeplattete Kopf unterschieden werden kann! So der Schlangenkopf von Lange'n, den Schröter für ein Naturspiel erklärt (*Lange* histor. lapid. figurator. p. 47. *Bourguet* traité des petrifications t. 59. f. 432.). C. Geßner u. A. verglichen die Ammoniten den Schlangen und ihre Mündung dem Kopfe derselben (Serpens lapideus *Agricola*, Ophiomorphites *Aldrovandi*, *Plott* u. A.). Der von Valisnieri erwähnte Ophites *Gessneri* ist eine aus der Schweiz stammende Versteinerung mit schlangenartiger Oberfläche, auf der sich Schuppen, Warzen, Buckeln und Punkte erkennen lassen. Die oft erwähnten Schlangen Maltas hat schon Titius für Serpuliten erklärt, denen man künstliche Köpfe angesetzt habe (Museum Wormianum f. 90. Titius Gemeinnützige Abhandl. 1ster Th. S. 266. Am häufigsten haben Fischreste zur Angabe von Schlangenversteinerungen Anlaß geboten, wie schon oben bei den Zähnen und Zungen Fälle der Art erwähnt werden. So ist die Seeschlange des Baier (Monumenta rerum petrificat. p. 10. t. VI. f. 4. Serpens marinus) nach Schröter ein versteinter Fisch. So auch die versteinten Schlangen im Glarner Schiefer (*Scheuchzer* Physica sacra t. 750. *Gessner* tractat. de petrificat. p. 65.), deren eine sogar mit dem Genus Caecilia verglichen worden (*Davila* Catal. III, 222.). Erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts hat man einige wirkliche Schlangenreste gefunden und Cuvier hat 1818—1824 gezeigt, wie oft man sich bei Bestimmung der angeblichen fossilen Schlangenreste geirrt habe, und wie günstige Verhältnisse erfoderlich seien, um die im Allgemeinen nur kleinen dünnen und leicht in viele Stücke zerfallenden Knochentheile ganz in Gestein einzuschließen und wieder in kenntlicher Form vor uns darzulegen; da selbst die Zähne sehr klein zu sein pflegen.

Die einzigen wirklichen Schlangentheile, welche fossil beobachtet worden, scheinen demnach folgende zu sein:

1) Geßner besaß aus dem Öninger tertiären Stinkschiefer den Doppelabdruck des Skelettes einer 10" lan-

gen Natter mit deutlich erhaltener Haut des Rückens und des zugespitzten Schwanzes. Sie war grau mit zerstreuten schwärzlichen Flecken, am Bauche heller und mit Schildern, am Schwanze mit Schuppen versehen. Auch waren die getrennten Kinnladen deutlich, sowie die Stelle der Augen, die Wirbelbeilsäule und die Rippen. Er schrieb diese Reste dem Coluber Berus zu. Auch befand sich noch ein anderes Fragment bei demselben. Ein drittes von 8" Länge besaß das Kloster Rheinau. Und noch ein hierzu gezähltes, 1' langes, gerade auslaufendes Petrefakt die fürstl. Meerseburgische Sammlung (Karg). — Doch ehe diese Stücke nicht auf das Neue untersucht worden, wollen wir nicht dafür bürgen, daß sie nicht alle ebenfalls von Fischen abstammen.

2) Ein Schlangenwirbel hat sich im tertiären Süßwassergebilde der Insel Sheppey gefunden (*Cuv.*).

3) Einige andre in der Knochenbreccie von Cette, so groß und so gestaltet, wie bei Coluber natrix *Linn.* (*Cuv.*).

4) Ein Coluber-Wirbel, in der Knochenbreccie von Cagliari (*Wagner.*).

5) In der Braunkohle des Siebengebirges fand sich mit andern Land- und Süßwasserresten auch ein Abdruck, welchen Goldfuß einer Schlange zuzuschreiben geneigt ist und mit dem Namen Ophis dubius belegt. Es scheint der Abdruck von zwei in einander liegenden Umgängen des spiralförmig zusammengerollten Hinterendes zu sein, worauf man schiefreihige Schuppen unterscheidet, die an ihren vorstehenden Enden abgerundet sind. An der Rückenseite der Krümmung beider Stücke ist der Abdruck schwächer, die Schuppen liegen nicht so dicht über einander, so daß ihre Reihen das Ansehen von Strahlen einer Rückenflosse gewinnen. Bei genauer Untersuchung erkennt man jedoch dieselben Schuppen, wie sie den übrigen Körper bedecken. Ihre Reihen divergiren indeß nach der entgegengesetzten Richtung, weshalb es scheint, daß das Thier eine Rückenkante besessen, in welcher die schiefen Reihen an einander stießen. Vielleicht indeß rühren diese Reste auch von einem schlangenartigen Fische her*). (*H. G. Bronn.*)

OPHIDIOLITHUS (Paläozoologie), teutsch Ophidiolith, franz. Ophidiolite (von ὀφίδιον sc. ζῶον, Schlangenartiges Thier, und λίθος, lapis, Stein) ist eine Benennung, welche ältere Oryktographen oft gebraucht haben für fossile Körper mit schlangenartiger Gestalt. (*H. G. Bronn.*)

OPHIDIUM, *Linné* (Pisces), Schlangenfisch. Eine Fischgattung, welche Cuvier (regne animal ed. 2. II. 358.) unter die Malacopterygii apoda, Familie Anguilliformes stellt. Die hierher gehörigen Fische haben, wie die eigentlichen Aale den After weit hinten, eine Rücken- und eine Afterflosse, die sich mit der Schwanzflosse um den spitzig zugehenden Körper vereinigen, der übrigens gestreckt und zusammengedrückt ist. Die Haut ist wie bei den Aalen mit kleinen unregelmäßig in ihr verstreuten Schuppen besetzt. Sie haben ziemlich offene Kiemen, die mit einem deutlichen Deckel und einer kurzstrahligen Kiemenhaut versehen sind. Die Strahlen der Rückenflosse sind gegliedert, aber nicht ästig. Der Kopf ist sehr kurz, die Augen stehen nahe an der Schnauze. Kleine Kartätschenzähne besetzen die Zwischenkiefer, die Kiefer, die Gaumenknochen, das vordere Ende der Pflugschaar. Der Bauch nimmt nur den dritten Theil der Leibeslänge ein, das Skelett unterscheidet sich bedeutend dadurch, daß der dritte Wirbel nach unten drei (zwei) Knochenstücke trägt, welche die Schwimmblase zu halten bestimmt sind. Der ziemlich weite Darm hat zwei Windungen und ist ohne Blinddärme. — Bloch hat mit Unrecht Macrognathus *Lacépède* mit dieser Gattung vereinigt, welche zu den Acanthopterygien gehört, die indessen Schneider (*Blochii* Systema) wieder davon getrennt hat. — Cuvier theilt die Gattung in zwei Untergattungen, Donzellen und Fierasfer.

a. Donzellen, oder eigentliche Ophidien. Sie haben an der Kehle zwei kleine Bartfäden, die an der Spitze des Zungenbeins angeheftet sind.

1) O. barbatum *Linné* (Syst. Nat. ed. XII. Bloch Fische t. 159. f. 1. Donzelle commune franz., Ninfa di mar ital., Gallioto, Galera in Venedig), der Graubart, das Bartmännchen. Fast von einem Fuß Länge, der Körper sehr zusammengedrückt, fleischfarbig, silberglänzend, nach dem Rücken hin azurblau, der Kopf weiß, stumpf, nackt mit einer schlaffen Haut bedeckt, an der untern Kinnlade vier Bartfäden, von welchen die vordern kürzer sind, die obere Kinnlade vortretend, die Augen groß, mit silberfarbener Iris mit einer Nickhaut, die obere Lippe doppelt und dick, viele kleine spitze Zähne in den Kiefernbeinen, am Gaumenbein und Schlund, Zunge schmal, kurz und glatt, zwei Nasenlöcher vor jedem Auge, Seitenlinie gerade braun, dem Rücken näher stehend, der After näher am Kopfe als am Schwanzende, die Flossen graulich, Rücken- und Afterflosse schwarz eingefaßt. Die Leber dieses Fisches ist weißlich, der Magen lang und dünn, der Darmcanal doppelt gebogen, die eiförmige ziemlich große und starke Schwimmblase wird durch die angegebenen drei Knochenstücke, welche etwas breit und schwach gebogen sind und eine Einschnürung haben, gehalten, das mittelste derselben ist durch eigene Muskeln beweglich. Cuvier zählte 63 Rückenwirbel, von

*) *J. D. Majoris* de cancris et serpentibus petrefactis tractatus. Jenae 1664. 8. p. 36—85. *C. Gessner* de rerum fossilium, lapidum, gemmarum figuris. Tiguri 1565. 8. fol. 167. Schröter Lithologisches Real- und Verballexicon. 6ter Bd. Frankf. 1784. 8. S. 237—240. Walch Naturgeschichte der Versteinerungen. Nürnberg. fol. I, 78. II. I, 39. 154. 192—194. II, II. 210—221. III, 232 sq. Karg über den Steinbruch bei Öningen, in der Denkschrift der vaterländischen Gesellschaft der Ärzte und Naturforscher Schwabens. Tübingen. 8. 1ster Th. 1805. S. 30. tab. II. fig. 2. *Cuvier* recherches sur les Ottemens fossiles. Paris pet. in fol. 1823. IV. p. 179. 180.; 1824. V. II. p. 526. Stifft über einige durch Grauwacke versteinte Schlangen. Taschenbuch für Mineralogie. Frankf. 1807. 8. 1ster. Th. S. 3—12. Taf. I. fig. 1—2. Systematisch-Tabellarische Übersicht der Mineralkörper S. 108. u. XII. Jahrbuch der Mineralogie. 1831. S. 113 fg. Wagner in Kastner's Archiv. 1829. XV. S. 10—31. Goldfuß Beiträge zur Kenntniß verschiedener Reptilien der Vorwelt. Nov. Act. Leopold. 1831. XIV. p. 127 sq. taf. XIII. fig. 8.

denen 15 dem Bauch angehören, die Strahlenzahl ist 136 in der Rückenflosse, 95 in der Afterflosse und etwa 20 in der, welche man als Schwanzflosse betrachten kann. Die Brustflossen sind schwach und klein. Das Fleisch dieses Fisches soll sehr schmackhaft sein, und wenn er anders derselbe ist, den Plinius unter diesem Namen aufführt, so stand er schon bei den Römern in großem Ansehen. Er findet sich im mittelländischen Meere, soll aber auch im rothen und indischen vorkommen. Nach Risso und Martens wird er nur im Sommer an den Küsten gefangen.

2) O. Vasallii *Risso* (Ichtyolog. de Nice. pl. 5. f. 2. Donzelle brune.) Röthlich durchscheinend, auf dem Rücken braun, der Kopf gelb, die obere Kinnlade schwärzlich, die Seiten goldfarbig, der Bauch silberfarben, die Iris goldfarben, die Flossen orangefarben, ohne Saum, die Bartfäden von gleicher Länge, die Seitenlinie gerade, die Länge des Fisches 6—8 Zoll. Findet sich das ganze Jahr hindurch häufig im Meere bei Nizza, zwischen den Felsen an der Küste, sein Fleisch ist nicht so gut, als das des vorigen.

3) O. blacodes, *Schneider* (Systema p. 484.). Cuvier führt diesen Fisch in dieser Gattung an und sagt von ihm, daß er sich in der Nordsee finde, ungeachtet in Schneider's Beschreibung, welche aus Forster's Manuscripten gezogen ist, nicht blos gegen den Gattungscharakter, sechs Blinddärme angegeben sind, sondern auch als Vaterland Neuseeland und das Cap der guten Hoffnung genannt ist. Widersprüche, welche Cuvier vielleicht erst in seinem größern Fischwerke aufzuklären sich vorgenommen hatte. Nach Schneider ist der Körper lanzettförmig, rundlich, gegen den Schwanz zusammengedrückt beschuppt, durch dichtstehende längliche ausgehöhlte Punkte rauh, schlüpfrig, blaßroth, oder mit fleischfarbenen Punkten besetzt. (Nach Cuvier, rosenroth und braun gefleckt.) Der Bauch weinfarben silberig. Die Schuppen sind rundlich klein, kaum mit bloßem Auge erkennbar, der plattgedrückte Kopf ist oben etwas flach, abschüssig, spitzig fast viereckig, der Oberkiefer ist etwas länger, ausdehnbar, der Rachen groß, die Lippen einfach, dickwarzig, die Zunge glatt, im Gaumen durch Zähnchen rauh, im Oberkiefer stehen die Zähne in drei Reihen, von denen die äußern groß und spitzig, die innern klein und gebogen sind, die großen Augen stehen hoch, nahe an der Schnauze, sind mit der gemeinschaftlichen Haut (Nickhaut?) bedeckt, und haben eine goldfarbne Iris, die Nasenlöcher sind einfach länglich, nahe an der Schnauzenspitze stehen rundliche Höcker, die Kiemendeckel sind einfach, knöchern, mit einer dicken glatten Haut bedeckt, an jeder Seite stehen auf einer erhabenen Basis oder einem Knöchelchen zwei ungleiche Bartfäden, der Rücken ist gerade, rundlich, der Bauch angeschwollen vorragend, die Seitenlinie läuft dem Rücken gleich, der After steht in der Mitte des Bauches, die lange mit der Schwanzflosse vereinigte Rückenflosse hat 150 einfache Strahlen, die Afterflosse, ebenfalls mit der Schwanzflosse vereinigt, hat 110, die eiförmigen Brustflossen 24, die Kiemenhaut 8 Strahlen.

Dieser Fisch wohnt um Neuseeland und ist ein sehr gefräßiges, träges Thier, das in der Tiefe des Meeres auf dem steinigen Grunde liegt. Sein Fleisch wird zu dem schmackhaftesten gezählt, namentlich am Cap der guten Hoffnung, wo er de Koning van Klipvischen genannt wird, und eine Länge von 6 Fuß erreicht. An einem 4 Fuß langen untersuchten Exemplar waren die Eingeweide mit einem sehr fett- und drüsenreichen Netze umhüllt, und es fanden sich an ihm sechs Blinddärme.

Cuvier rechnet zu dieser Abtheilung noch eine neue Art O. brevibarbe (?) aus Brasilien und O. barbatum *Mitchill* (t. 1. f. 2.), welches ihm eine eigne Art zu sein scheint.

b. Fierasfer. Ohne Bartfäden, die Rückenflosse so klein, daß sie nur eine Hautfalte zu sein scheint. Die Schwimmblase wird nur durch zwei Knöchelchen gestützt, indem der mittelste fehlt.

4) O. imberbe, *Rondelet*. (Gymnotus Acus, *Brumich*, *Gmel.* ed. *Linn.* Gymnotus Fierasfer *Lacépède*, Notopterus Fontanesii, *Risso* t. 4. f. 11. Fierasfer der Marseiller, Aurin in Nizza, Donzelle brune, französ. *Cuvier* Mémoires du Museum. I. pl. daraus in Isis III. 1636. t. 22.) — Der Leib verhältnißmäßig länger als der der ersten Art, und da die Rückenflosse fast gar nicht sichtbar und keine Schwanzflosse vorhanden ist, so ist er viel dünner, der Schwanz endigt in eine Spitze, ohne von einer sichtbaren Flosse umgeben zu sein. Die Rückenflosse ist so niedrig, daß sie nur als eine schwache Hautfalte erscheint, dagegen die Afterflosse besser angezeigt, aber von einer Haut überzogen, die sie zu einer Art von Kiel verdickt, so daß man sie nicht bis unter das Schwanzende verfolgen kann. Der After liegt fast unter den Brustflossen. Die Strahlen sind schwer zu zählen, doch stehen in der Rückenflosse etwa 140, in der Afterflosse 170, in den Brustflossen 18. Eine Haut, auf der man nicht leicht die Schuppen sieht, deckt den Kopf und den Leib dieses Fisches, dessen allgemeine Farbe gelblich, mit goldfarbigem Schimmer ist. Kleine schwarze und mennigrothe Flecken stehen unregelmäßig durch einander gemengt auf Kopf, Rücken und Schwanz. Cuvier zählte 110 Wirbel am Rückgrath, im Schwanzende blieben ihm noch 10—15 nicht unterscheidbare übrig, 17 jener Wirbel gehören dem Bauche an, die übrigen dem Schwanze. Die beiden Fortsätze für die Schwimmblase am dritten Wirbel sind breiter und dünner als an der ersten Art. Die Afterflosse läuft bis an die Brustflossen vor. Dieser Fisch, der im mittelländischen Meer lebt, soll ebenfalls ein sehr schmackhaftes Fleisch haben.

Cuvier führt noch ein O. dentatum aus dem mittelländischen Meere an, über Schonefeld's (*Werner.* Trans. I. t. 2. f. 2.) und Oph. viride *Fabricius* (Fauna grönl.) wagt er nicht zu entscheiden, so wenig als über O. ocellatum *Tilesius* (Mém. de Petersb. III.). (D. *Thon.*)

OPHIDIUM (Paläozoologie). Volta glaubt einen Fisch dieses Geschlechtes, und zwar die Art O. barbatum unter den Versteinerungen des älteren Grobkalkes am Monte Bolca erkannt zu haben. Sie hat im Allgemeinen dieselbe langgestreckte Form, doch nicht in



dem Maße, wie Anguilla und Muraena, und besitzt, wie jenes Geschlecht sieben Strahlen in der Kiemenhaut, wodurch sie sich von Anguilla und Muraena ebenfalls unterscheidet; ferner 17 feine, unter der Lupe erkennbare Strahlen in den Brustflossen. Selbst die vier Bartfäden der genannten Art glaubt Volta in Gestalt von vier dunkeln Linien erkannt zu haben. Auch der kleine kurze Kopf, und die lange Rücken- und Afterflosse sind vorhanden. Aber die Rückenflosse fängt früher, schon unmittelbar hinter dem Nacken an; sie verfließt nach hinten, indem ihre Strahlen immer länger werden, wie die schon in der Mitte des Körpers beginnende Afterflosse, ohne Unterbrechung in die etwas spitze Schwanzflosse, und diese drei Flossen haben zusammen mehr Strahlen, als an jener lebenden Art, nämlich etwa 250. In der Gegend der Brust findet man Spuren kleiner Schuppen, die bei Anguilla nicht vorkommen würden. Daher hat Holl diese Art O. Bolcense genannt. Länge 12″—13½″. Zwei vollständige und einige unvollständige Exemplare befinden sich in der ersten Sammlung des Grafen Gazzola, die nach Paris gekommen ist *). (*H. G. Bronn.*)

OPHIEER, ätolische Völkerschaft, von denen ein Theil die Boiäer, wo der Euonos entspringt. Strab. X, 515. (*Klausen.*)

OPHIEIS (Ὀφιεῖς), eine ätolische Völkerschaft nach Strab. X, 451. 465. (Th. 3. S. 54. 151. Tzsch.), doch ist die Lesart unsicher. (*H.*)

Ophilite s. Ophilites.

Ophilites und Ophimorphites s. Ophiolites und Ophiomorphites.

OPHILITES (Paläozoologie). Der Schiffslieutenant Roulland zu Angoulème legte der Société de Géologie zu Paris Zeichnungen von Rudisten vor, über welche er neue Ansichten in der Société Linnéenne de Bordeaux zu entwickeln gedenkt. Er stellt neben Sphaerulites, Hippurites u. s. w. noch einige neue Geschlechter auf, deren eines den obenstehenden Namen erhält. Eine Art und das Birostrum einer zweiten sind auf Taf. VI. Fig. 1. 2. abgebildet. Siehe Radiolites, Rudisten u. s. w. †) (*H. G. Bronn.*)

OPHIMORPHITES, dasselbe, was Ophiomorphites (Paläozoologie). (*H. G. Bronn.*)

OPHIOCEPHALUS, *Quoy et Gaimard* (Zoophyta). Eine Wurmgattung, welche Blainville (Dictionaire des sc. Nr. 67. p. 574.) zu seiner Unterklasse Parentomozoaires zur Ordnung Aporocephala und der Familie Teretularia, Cuvier (regne animal. ed. 2. III. p. 259.) zu den Intestinaux cavitaires rechnet. Beide Systematiker geben derselben diese Stellen nur zweifelnd, indem der erstere nur Folgendes von derselben sagt, was wir wörtlich wieder geben, da uns genauere Notizen noch nicht zur Hand kamen: „Der Körper lang, cylindrisch, wurmförmig, aber sehr viel gestaltbar, ununterbrochen *). Der Kopf in die Länge gezogen, in eine Art von Schnauze abgeplattet, mit einer Spalte an jeder Seite. Eine Längsspalte für den Mund, weiter nach hinten auf der Stirne zwei eiförmige Öffnungen. Eine Art O. viridis. Diese Gattung wurde durch die genannten Naturforscher in einer der Akademie der Wissenschaften eingereichten Abhandlung für ein oben dunkleres, unten blässer grünes Thier aufgestellt, das auf Fucus in einer großen Tiefe auf der Rhede von Sidney zu Port Jackson in Neuholland gefunden wurde. Wir kennen die Charakteristik, die sie von demselben gegeben haben, nicht genug, nehmen aber als sehr wahrscheinlich an, daß diese Gattung nicht groß von Cerebratula, *Renieri's*, oder der Gattung Borlasia *Oken's*, Nemertes *Cuvier's* verschieden ist." (D. *Thon.*)

OPHIODES (Ὀφιώδης) 1) Fluß im innern Libyen, der zwischen dem Fl. Chusaris und der Stadt Bagazi sich in das atlantische Meer ergießt. (Ptolem.). 2) Eine Insel des arabischen Meerbusens, nachher Topazos genannt; s. Diodor. III, 38. und das. Wesseling. (*H. M.*)

OPHIODONTES (Paläozoologie). Ophiodontes (von ὄφις und ὀδούς = ophis und dens = Schlangenzahn) ist die alte Benennung für die fossilen Haifischzähne, welche schmal, zweischneidig und spitz sind, und mit denen von Squalus ferox und Squalus cornubicus unter den lebenden am meisten übereinstimmen. Synonyme sind: Glottidae, Ophioglossae, Ornithoglossae Schlangen-, Natter- und Vogelzungen. Vgl. diese Artikel, und Squalus †). (*H. G. Bronn.*)

OPHIODONTIUM, (Paläozoologie). Ophiodontium Melitense ist bei Luyd eine Art obiger Ophiodonten. (*H. G. Bronn.*)

Ophioessa s. Ophiussa.

OPHIOGENES, (Ὀφιογενεῖς). „Von Schlangen geboren." So nannte man die Menschen, die es in ihren Familien erblich hatten, daß die Männer unter ihnen vom Biß giftiger Schlangen durch Berührung und Händeauflegen, oder durch ihren Speichel, oder selbst durch ihren Schweiß, oder durch Aussaugen der Wunde heilten, indem sie zuerst das Gift auf sich ablenkten, dann die Entzündung und den Schmerz beruhigten. Man glaubte, daß sie mit den Schlangen verwandt wären, der Urheber ihres Geschlechtes eine Schlange gewesen und in einen Heros verwandelt worden sei. Es gab solche in Parium im Hellespont, desgleichen in Cypern. Man erzählt, daß einer von den cyprischen Ophiogenes, Namens Euagon, als Gesandter nach Rom geschickt und von den Consuln Versuchs halber in ein Schlangenfaß geworfen worden sei, und wirklich hätte man das Wunder gesehen, wie die Schlangen ihn von allen Seiten beleckt hätten, ohne ihn zu verletzen. Die in Parium hatten daher auch ein entscheidendes Mittel hinter die Wahrheit der Abstammung zu kommen, wenn sie irgend wie vermu-

*) *Volta* Ittiolitologia Veronese (Verona 1796. fol.) p. 157—159. taf. 38. fig. 1. 2. de Blainville die versteinten Fische, übers. v. Krüger. Quedlinburg und Leipzig 1823. 8. S. 138. Holl Handbuch der Petrefaktenkunde. Dresden 1830. 12. S. 134.

†) Bulletin de la Société de Géologie de France. I. Paris 1831. p. 189. 190—95.

*) Bei einer andern Gattung erklärt Blainville diesen Ausdruck durch: „oder ungegliedert."

†) Walch Naturgeschichte der Versteinerungen. Nürnb. 1768. fol. II. II, 210.

theten, daß Jemand in ihrem Geschlechte untergeschoben sei; sie lassen ihn nämlich von einer Schlange stechen, indem er leben blieb, wenn er zum Geschlechte gehörte, im Gegentheil daran starb. (Vgl. *Varro* Rer. human. Lib. I. *Plin.* N. H. VII, 2. 28. 3. s. 6. *Strab.* XIII, 588. und oben den Art. Ophidii.) (*M.*)

OPHIOGLOSSEAE. So nannte Robert Brown (Prodr. fl. nov. holl. p. 163.) eine Pflanzenfamilie, welche Swartz zu den Farrnkräutern, Willdenow zu den Stachyopteriden rechneten. Die hierher gehörigen Gewächse sind krautartig, mit kurzem, ausdauerndem Wurzelstocke. Der einfache, einjährige Stengel entwickelt sich nicht spiralförmig, wie das Laub der Farrnkräuter; sondern der des nächsten Jahres ist in der Basis des diesjährigen eingeschlossen schon vorhanden. Das Laub (Blatt) ist gestielt, geadert, ungetheilt oder vielfach getheilt; das untere unfruchtbar, das obere geht in die Früchte über. Die Fruchtkapseln stehen in einfachen oder zusammengesetzten Ähren, sind fest angewachsen, rundlich, ohne Ring und Streifen, halbzweiklappig, an der Spitze aufspringend, nackt, zuweilen mit einander verwachsen. Die Ophioglosseen, zu denen nur drei Gattungen, Ophioglossum Trag., Helminthostachys Kaulf. und Botrychium Sw. zu zählen sind, finden sich über die ganze Erde, mit Ausschluß der Polarländer, verbreitet, in Waldungen, auf sumpfigen und Bergwiesen. Helminthostachys Kaulf. ist auf Ostindien und Meriko und Botrychium Sw. auf die gemäßigte Zone beider Hemisphären beschränkt. Sie enthalten oft süßlichen Schleim und sind bisweilen gelinde adstringirend. Zwei Gewächse dieser kleinen Familie, Ophioglossum vulgatum, *L.* und Botrychium Lunaria, *Sw.* (Herba Lunariae, St. Walpurgiskraut), waren früher officinell. (*A. Sprengel.*)

OPHIOGLOSSUM, (Natterzunge). Eine zuerst von Tragus so genannte Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Ophioglosseen und aus der 5ten Ordnung der 24sten Linné'schen Classe. Char. Die Fruchtkapseln sind fast kugelig, zu einer zweizeiligen gegliederten Ähre zusammengewachsen, einfächerig, queraufspringend, vielsamig, mit eckigen Samen. Die 12 bekannten Arten finden sich in allen Welttheilen; in Europa kommen nur zwei vor: 1) O. vulgatum, *L.* mit einer am Ende des Stengels stehenden Fruchtähre und eiförmig-ablangem, stumpfem, dicht netzförmig-geadertem Laube (Blatt). Abb. Schkuhr Farrnkr. T. 153., Sturm Teutschl. Fl., Fl. dan., t. 147., Engl. bot. t. 108., Lam. ill. t. 864. f. 1. Die gemeine Natterzunge wächst auf feuchten Wiesen und in Wäldern (auch in Nordamerika). Das geruchlose, schleimig-süßliche, etwas zusammenziehende Kraut (Herba Ophioglossi) war ehedem als Wundmittel, bei Geschwüren und Brüchen im Gebrauche. 2) O. lusitanicum. *L.* (Lam. ill. t. 864. f. 3.), die Fruchtähre steht am Ende des Stengels, oder auf einem blattlosen Schafte, das Laub ist lanzettförmig und läuft am Stiele herab. In Portugal, Neapel, Sicilien, Corsica und im nördlichen Afrika. (*A. Sprengel.*)

Ophioglossum, (Paläozoologie), O. petraeum, *Wagner*, aliorumq. auctt. s. Glossopetra.

OPHIOGLOSSUM, (Paläophytologie.) Als zu diesem Pflanzengeschlechte gehörig, möchte Ref. die Marantoidea arenacea *Jäger's*, Taeniopteris vittata var. major *Ad. Brongn.* betrachten, da nicht nur der Umriß des Blattes und der Undulationen seines Randes, sondern auch Form, Theilung und Verlauf der Nerven so genau mit jenem bei Ophioglossum vulgatum, *L.* übereinstimmen, daß man selbst diese zwei Arten nicht von einander zu unterscheiden vermöchte *). (*H. F. Bronn.*)

Ophiognathus s. Sacoopharynx.

Ophioides, dasselbe, was Ophiomorphites (Paläozoologie). (*Bronn.*)

Ophiolatrie, Anbetung der Schlangen.

OPHIOLITHUS (Paläozoologie), (von ὄφις und λίθος = ophis und lapis = Schlangen-Stein), franz. Ophiolite, teutsch Ophiolith, versteinte Schlange, vgl. Ophidii fossiles. (*H. G. Bronn.*)

Ophiologie, Schlangenkunde, s. Ophidii.

Ophiomantie, Vaticination aus Schlangen.

OPHIOMORPHITES, (Paläozoologie). Ophiomorphites, Ophimorphites (von ὄφις und μόρφη = ophis und forma = Schlangen-Gestaltig), auch Ophioides, nannten Aldrovandi u. A. die Ammoniten, besonders jene mit abgerundetem Rücken, wol nicht gerade, weil sie solche immer für wirkliche versteinte Schlangen angesehen, sondern weil sie in der Form Ähnlichkeit mit zusammengerollten Schlangenkörpern hätten, welche Ähnlichkeit eben auch Agricola, C. Geßner, Lange, Merret rc. gefunden und angedeutet haben. Siehe Ophidii fossiles. (*H. G. Bronn.*)

OPHION, (*'Οφίων*), 1) einer der ältesten Titanen, der mit seiner Gemahlin Eurynome, der Tochter des Okeanos, über den Olymp herrschte, bis er dem Kronos, sie der Rhea weichen mußte, und beide in die Wellen des Okeanos herabstürzten. *Appollon. Rhod.* I, 503. *Lycophr.* 1191. und dazu Tzetz.; 2) einer der Giganten, der im Kampfe mit Jupiter umkam. *Claudian.* de Rapt. Proserp. III, 348.; 3) der Vater des Kentaur Amykos, weshalb dieser Ophionides heißt. *Ovid.* Metam. II, 245. (*M.*)

Ophion, (Paläozoologie), s. Insecta fossilia.

OPHION, *Fabricius*, (Insecta). Eine Gattung der Hymenopteren, aus der Tribus Ichneumonides in der Familie Pupivora (*Latreille* et *Cuvier* regne animal. ed. 2. V. p. 286.). Sie hat nach Gravenhorst (Ichneumonologia europaea, Vratislaviae 1829. Tom. III.) folgende Kennzeichen (*Nees v. Esenbeck* in Isis XXIII. p. 1140.): der Hinterleib mehr oder weniger seitlich zusammengedrückt, wenigstens nach hinten mehr hoch als breit, gestielt, die Fühler an der Spitze nicht verdickt, die Mundtheile nicht verlängert. — Nach demselben Monographen aber zerfällt die Gattung in folgende Untergattungen oder Familien:

*) Jäger über die Pflanzenversteinerungen, welche im Bausandsteine von Stuttgart vorkommen. Stuttg. 1827. fol. S. 28. 37. taf. V. fig. 5. *Ad. Brongniart* prodrome d'une histoire des végétaux fossiles. Paris 1828. 8. p. 62. 194.

1) Campoplex. Der hintere Theil des ersten Hinterleibringes gewölbt oder fast kugelig; ein dreieckiges Mittelzellchen (in den Vorderflügeln), welches indeß bei einigen wenigen fehlt, die Fühler und Füße von mittlerer Stärke, der Legestachel kurz oder mittelmäßig, selten lang. Die Arten, deren nicht weniger als 105, nur aus Europa beschrieben sind, zerfallen in vier Sectionen, zwei mit schwarzem Hinterleibe und zwei mit schwarz und braun oder gelbbuntem; von jedem dieser Sectionspaare hat wieder die eine Section ganz schwarze Fühler, bei der andern ist das zweite oder sind auch mehre der untern Glieder auf der untern Seite gelb oder rothbraun. Als Typus können Ichneumon pugillator, *Linn.*, und I. mercator, *Fabr.* dienen.

2) Paniscus; der Hinterleib zum Stiel verjüngt, zusammengedrückt, mit scharfem Rücken, ein dreieckiges Mittelzellchen, ziemlich dünne Fühler und Füße, ein kurzer Legestachel. Von hier an beginnt die röthliche oder gelbe Farbe über die schwarze die Oberhand zu gewinnen, auch der übrige Bau sondert nun eine größere Gruppe ab, und man könnte, meint Nees v. Esenbeck, wenn Campoplex nicht, mit Hülfe der Mundtheile weiter gesondert wird, diese und die nächst folgenden Familien bis zur fünften einschließlich nur vereint, jener ersten zur Seite stellen. Typen Ichneum. luteus, *Jurine* und O. glaucopterus, *Fabr.*

3) Anomalon, der Hinterleib am Grunde in einen feinen Stiel verdünnt, sonst wie bei Paniscus, kein Mittelzellchen und die beiden zurücklaufenden Nerven an die beiden Cubitalzellen vertheilt, dünne lange Füße mit verdickten Hintersohlen. Die Arten zart, fein, zum Theil aber klein und äußerst schlank, zahlreich. Typus O. circumflexus.

4) Ophion, wie vorige Familie, aber die beiden zurücklaufenden Nerven lenken in die erste Cubitalzelle ein, und die Hintertarsen sind dünn. Oph. obscurus, luteus, ramidulus, *Fabr.* und mehre verwandte Arten gehören hierher. Der Bau des Mundes stimmt bei diesen genau mit dem von Paniscus überein, nach Esenbeck's Angabe.

5) Macrus, der Bau der vorhergehenden mit einem dreieckigen Mittelzellchen, der Hinterleib sehr dünn und schlank. Nur vier neue europäische Arten gehören hierher.

6) Trachynotus, der Hinterleib gestielt, sehr lang, schlank, an der Spitze zusammengedrückt, kein Mittelzellchen, und die beiden zurücklaufenden Nerven der ersten Cubitalzelle eingefügt, kurze dünne Fühler, schwache lange Füße, ein kurzer Legestachel. Esenbeck will aus dem hierher gehörenden O. foliator *Fabr.* noch eine eigne Gattung gebildet wissen.

7) Pachymerus, der Hinterleib gestielt, zusammengedrückt; kein Mittelzellchen, ziemlich dünne Vorderfüße, aber dicke oft gezähnte Hinterschenkel, ein langer Legestachel. Die dreieckige langgespitzte Oberlippe und die ziemlich schmale zweispaltige Zunge können nach Esenbeck diese Familien noch näher charakterisiren, zu welcher O. vulnerator und calcitrator gehören.

8) Cremastus, wie vorige, aber der Leibstiel und die Füße sind lang, der Legestachel ist kürzer. Die schmälere Radialzelle läßt diese Arten leicht von den ihm im Äußern ziemlich ähnlichen folgenden unterscheiden.

9) Porizon (*Fallén* specimen novam Hymenoptera disponendi methodum exh. p. 18.), Hinterleib gestielt, bei dem Männchen zusammengedrückt, bei dem Weibchen nur etwas zusammengedrückt oder rundlich, eine große dreieckige rectangulare Radialzelle, ein großes Flügelmahl, das Mittelzellchen fehlt, der Stachel aufwärts gekrümmt.

Bei der großen Menge hierher gehöriger Arten müssen wir auf obiges Werk verweisen, indem wir nur einer einzigen, besonders merkwürdigen gedenken. Übrigens ist die Lebensweise vieler nicht bekannt, manche leben aber in größerer Anzahl in einer einzigen Raupe.

O. luteus, *L.* (*Reaumur* Mem. Ins. VI. t. 30. f. 9—12.) Über 10 Linien lang, rostgelb mit grünen Augen. Das Weibchen legt seine Eier auf mehre Raupen, namentlich der Gattung Harpyia. Sie sitzen auf einem langen dünnen Stiel. — In Teutschland nicht selten. (D. *Thon.*)

OPHIONEA, *Klug*, (Insecta.) Eine Käfergattung zur Ordnung der Pentameren der Familie Carnivora, der Tribus Carabici, und der Section Truncatipennes, *Latr.* (*Cuvier* regne animal. ed. 2. IV. p. 371.) gehörig, von Klug 1820 im 10ten Bande der Verhandlungen der Leopoldinischen Akademie der Naturforscher aufgestellt, von Latreille Casnonia genannt, welchem Namen die Franzosen den Vorzug geben wollen, ungeachtet derselbe öffentlich nur erst 1821 in Dejean's Katalog zum erstenmal gedruckt erschien, im Dictionnaire classique d'histoire naturelle, vom Jahre 1823 (Tom. III.), noch nicht einmal zu finden ist. Deshalb, meinen wir, muß der Gattung, wenn man nicht der Willkür Thor und Thür öffnen will, der Klug'sche Name bleiben.

Die Kennzeichen sind folgende: Das letzte Glied der Palpen ist eiförmig und endigt fast in eine Spitze, die Fühler sind viel kürzer als der Körper und haben fast gleiche Glieder, das erste ist kürzer als der Kopf, die Tarsen sind fadenförmig und höchstens (nur bei einer Art) das vorletzte Glied gespalten, der Thorax bildet einen verlängerten Hals, ist cylindrisch und vorn stark eingeschnürt. Linné brachte die ihm bekannten Arten unter seine Gattung Attelabus, Fabricius und Herbst unter Odacantha, Latreille, früher unter Agra. Sie gleichen allerdings in mehren Charakteren der Gattung Odacantha, weichen aber ab, durch ihren nach hinten bei weitem mehr verschmälerten und stark verlängerten Kopf, der hinten einen kurzen, durch eine deutliche Einschnürung getrennten, fast kugeligen Hals hat, durch den Thorax, der sehr lang cylindrisch und vorn verschmälert ist, und durch die Flügeldecken, die breiter und weniger lang sind. Dejean, species générale de Coléoptères, I. 170. V. 280. zählt acht Arten auf, von denen vier aus Amerika, eine aus Ostindien, und drei aus Afrika stammen.

Als Typus kann gelten O. pensylvanica (Attelabus pensylvanicus, *Linné*, Syst. Nat. ed. XII. p. 620. Herbst's Käfer X. Taf. 173. Fig. 12.). Der Kopf ist

groß, zwischen den Augen breit, glatt und schwarz glänzend, die Kiefern springen wenig vor und sind rostfarben. Die Fühler sind nicht viel länger als Kopf und Thorax zusammengenommen; ihre vier ersten Glieder sind rostgelb; die übrigen dunkel. Die Augen sind groß, und wenig vorspringend. Der Thorax, vorn und hinten gerandet, ist schwarz glänzend oben glatt, an den Seiten stark punktirt. Das Schildchen ist sehr klein, dreieckig und von der Farbe der Flügeldecken. Diese sind breiter als der Kopf, weniger lang als Kopf und Thorax zusammen, hinten etwas zugerundet und am Ende schräg abgestutzt, sie sind von der Wurzel bis in die Mitte reihenweis mit starken, vertieften Punkten besetzt, gegen das Ende glatt, ihre Farbe ist rostroth und sie haben fast in der Mitte einen schwarzen zugerundeten Fleck, der an den äußern Rand anstößt, und einen andern etwas größern auf der Naht, das Ende ist ebenfalls schwarz und verbindet sich mit den Randflecken. Die Unterseite des Körpers ist schwarzbraun, die Füße sind blaß rostfarben, mit dunkelbraunen Schenkelenden. Dieser Käfer findet sich in Nordamerika.

Dejean führt noch auf rufipes, rugicollis, inaequalis, aus Amerika, lineola pustulata, Senegalensis vom Senegal, cyanocephala aus Ostindien. (D. *Thon.*)

OPHIONEIS, (Ὀφιονεῖς), so nennt Thucydides III, 94. a. E. die ätolische Völkerschaft, welche bei Strabo Ὀφιεῖς heißt; s. Ophieis. (*M.*)

OPHIONEUS, (Ὀφιονεύς), 1) der Philosoph Pherekydes aus der Insel Syros, nahm in seinem kosmogonisch-theologischen Werke „Heptamychos" einen Gott des Namens Ὀφιονεύς oder Ὀφιωνεύς an, der mit Kronos und den Göttern im Streite lebe. Christliche Schriftsteller wollen in demselben einen heidnischen Teufel erkennen. Vergl. *Sturz* de Pherecyd. Syr. p. 54 sq. 2) Der Name eines von Jugend auf erblindeten messenischen Sehers, der aber für kurze Zeit das Gesicht wieder erhielt, was als Vorbedeutung auf den Ausgang des ersten messenischen Krieges angesehen wurde. *Pausan.* IV, 9, 5 sq. 12, 10. 13, 3. (*M.*)

OPHIOPHAGI, (Schlangenesser). Diesen Beinamen hatte von der That ein Volk am rothen Meere, welches nach *Pomponius Mela* III, 8, 8. Panchaei, nach *Plin.* H. N. VI. 34. s. 29. Cardaei hieß. (*M.*)

OPHIOPHAGI, *Vieillot,* (Aves), eine Familie der sperlingsartigen Vögel, welche die einzige Gattung Opisthocomus enthält, welche alle die meisten andern Systematiker zu den Gallinaceen stellen. Sie ward später von Vieillot Dysodes genannt. (D. *Thon.*)

OPHIOPOGON. Eine von Ker aufgestellte Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Sarmentaceen (Smilaceae R. Br.) und aus der ersten Ordnung der 6ten Linné'schen Classe. Char. Der Kelch corollinisch, halb über dem Fruchtknoten stehend, mit sechstheiligem, offenstehendem Saume; die Staubfäden auf dem Fruchtknoten eingefügt, sehr kurz, mit aufrechten, herzlinienförmigen Antheren; der Griffel dreieckig, mit dreilappiger Narbe; die Beere ein- bis dreisamig. Die drei bekannten Arten, O. japonicus, *Ker.* (Convallaria japonica *Thunb.*, Flüggea *Cl. Rich.* in Schrad. n. J. II., 1. S. 1. T. 1. A., Slateria Desv. journ. de bot. I. p. 243.) in Japan, O. spicatus, *Ker.* (Bot. mag. 1063., Bot. reg. 593., Conv. spicata, *Thunb.*, Liriope, *Lour.*) in Japan, China und Cochinchina, und O. intermedius, *Don* (Prodr. fl. nep. p. 48.) in Nepal, sind niedrige, ausdauernde Kräuter mit linienförmigen Blättern, eckigem Blüthenschafte und weißen, traubenförmigen Blüthen. (*A. Sprengel.*)

OPHIORRHIZA, *L.* Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Hedyotideen der natürlichen Familie der Rubiaceen und aus der ersten Ordnung der 5ten Linné'schen Classe. Char. Der Kelch kreiselförmig, fünfzähnig; die Corolle röhrig, bauchig, innen steifbehaart, mit fünfspaltigem Saume, die Staubfäden in der Corollenröhre eingefügt, mit pfeilförmigen, zweifächerigen Antheren; der Griffel fadenförmig, an der Spitze gespalten, mit kugeligen Narben; auf dem Fruchtknoten steht eine zweilappige, bleibende Scheibe; die Fruchtkapsel ist breit, zweilappig, mit abstehenden Lappen, zweifächerig, vielsamig; die Mutterkuchen sind auf der Scheidewand befestigt, sonst frei; die Samen klein, eckig. Die 20 Arten, welche Candolle (Prodr. IV. p. 415.) aufzählt, wachsen als perennirende Kräuter, selten als Staudengewächse mit gestielten, gegenüberstehenden, häutigen, oft ungleichen Blättern, kleinen Afterblättchen und afterdoldigen Blüthen in Ostindien, besonders in Java, zwei auf den Philippinen und eine auf Otaheiti. Die besten Abbildungen haben A. Richard (Mém. de la soc. d'hist. nat. de Par. I. t. 2.) von O. Mungos, *L.* und Gaudichaud (Voy. de Freycin. bot. t. 97.) von O. *Richardiana Gaud.* gegeben. Die sehr bittere Wurzel von O. Mungos, L. (Schlangenwurzel; L. mat. med. t. 1., *Gärtn.* de fruct. t. 55? Lam. ill. t. 107. f. 1., *A. Rich.* l. c.) steht in Ostindien als Mittel gegen den Schlangenbiß in hohem Rufe; sie soll auch wurmtreibend sein. — Ophiorrhiza Mitreola, *L.* ist Mitreola ophiorrhizoides, *A. Rich.*, und O. lanceolata, *Forsk.*, Mussaenda luteola, *Delil.* (*A. Sprengel.*)

OPHIOSAURUS oder Ophisaurus, *Daudin*, (Reptilia), Schleicheidechse. Eine Gattung der Eidechsen, welche von Linné zu der Gattung Anguis gerechnet wurde, weil ihr die Füße fehlen, von Wagler aber, wegen ihres ganzen Baues, wol nicht mit Unrecht zu den Eidechsen, von Cuvier aber noch unter die erste Familie seiner Schlangen gezählt wird. Der Schwanz ist kegelförmig rund, von dem übrigen Körper nicht unterschieden, man erkennt die Ohren äußerlich an dem Trommelfell, die Nasenlöcher liegen unter der Spitze der Schnauzenkante in einer kleinen Schuppe, die nachgesetzten Schuppen der Körperbedeckung bilden einfache Längsreihen, der Kopf ist mit glatten Schildern bedeckt, das Auge hat drei Augenlider, die Zunge ist ausdehnbar, vorn halbmondförmig ausgerandet, längs jeder Seite des Bauchs findet sich eine Falte, in jedem Kiefer stehen kleine spitzige Zähne und zwei Gruppen dergleichen im Gaumen. Von den 3 oder 4 Arten der Gattung ist O. ventralis *Linné* die bekannteste. Der Körper ist vollkommen

cylindrisch, nur vorn etwas stärker, der Schwanz länger als der Körper, die Farbe im Allgemeinen gelbgrün, der Rücken braun oder schwarzblau, die Seiten des Kopfes und des Halses sind mit schwarzen Punkten und Flecken besetzt, und auf jeder Schuppe der obern Körper- und Schwanzseite stehen zwei hellgrüne Punkte. Das Thier erreicht eine Länge von drei Fuß und lebt in den Wäldern der vereinigten Staaten von Nordamerika an feuchten sandigen Stellen. Die Bewohner jener Gegenden bezeichnen es mit dem Namen **Glasschlange**, wegen der außerordentlichen Zerbrechlichkeit seines Schwanzes. (D. *Thon.*)

Ophiospermum, s. Ophispermum.

Ophiostachys, *Red.* s. Veratrum *L.*

OPHIOSTOMA, *Rudolphi*, (Helmintha). Eine Gattung Eingeweidewürmer aus der Ordnung Nematoidea, von Bosc Fissula genannt, von Bruguière mit unter Proboscidea begriffen. Ihr Körper ist cylindrisch, elastisch, an beiden Enden verdünnt, der Kopf zweilippig mit einer obern und untern Lippe, die nicht immer von gleicher Länge sind. Der Darmcanal zeigt einige Anschwellungen und Einziehungen, die Geschlechtstheile scheinen weiß durch die Haut durch. Es sind nur wenig Arten bekannt, von denen eine lebendig gebährend, die andern Eier legend sind. Als Typus dient O. cristatum (Rictularia cristata, *Fröhlich*) mit helmförmiger oberer Lippe, die untere platt abgestutzt, der Hals gezähnelt, das Schwanzende des Weibchens stumpf spitzig. Lebt in dem Dünndarm der verschiedenen Myoxusarten. — Andere Arten leben in verschiedenen Fledermäusen, in Robben, im Stör und in andern Fischen. — Von O. mucronatum findet sich eine Abbildung in *Rudolphi* Entozoorum historia, Taf. III. f. 13. 14. (D. *Thon.*)

Ophiotheres, *Vieillot*, (Aves), siehe Gypogetranus.

OPHIOXYLON, *L.* Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Apocyneen der natürlichen Familie der Contortae und aus der ersten Ordnung der 23sten Linné'schen Classe. **Char.** Die Zwitterblüthe besteht aus einem fünfspaltigen Kelche, einer trichterförmigen, oben höckerig-aufgeblasenen Corolle mit fünfspaltigem Saume, fünf kurzen, fadenförmigen Staubfäden, mit eiförmigen, aufrechten, zweifächerigen Antheren und einem fadenförmigen Griffel mit knopfförmiger Narbe. Die zweisamige Zwillingsbeere steht über dem Kelche. Die männliche Blüthe hat einen zweispaltigen Kelch, eine trichterförmige Corolle, an deren Mündung sich ein cylindrisches Nektarwerkzeug befindet, und zwei Staubfäden. Die einzige bekannte Art O. serpentinum. *L.* (Schlangenholz; **Wendl.** im röm. Arch. I. t. 7. f. 2., Bot. mag. 784., *Lam.* ill. t. 842. *Jacq. Schönbr.* III. t. 389., O. trifoliatum *Gärtn.* de fruct. t. 109. f. 2.?), ein strauchartiges Gewächs mit gegenüberstehenden oder wirbelförmigen, gestielten lanzettförmigen, ganzrandigen Blättern, rothen Doldentrauben und ziegelrothen oder schwärzlichen Beeren, wächst auf Ceylon und Java, wo die sehr bittere, tonische Wurzel für ein kräftiges Mittel gegen Schlangenbiß und Wechselfieber gilt. — Ophioxylon Ochrosia, *Pers.* ist Cerbera borbonica, *Spr.* (Ochrosia borbonica, *Juss.*) (*A. Sprengel.*)

OPHIR, (אוֹפִיר, אוֹפִר 1 M. 10, 29. auch אֹפִיר 1 Kön. 10, 11.), das berühmte Goldland der alten Hebräer, welches Salomo's Schiffe in Verbindung mit phönizischen von den idumäischen Häfen Elath und Eziongeber aus befuhren, und von dort nach dreijähriger Reise Gold, Edelsteine und Sandelholz (1 Kön. 9, 28. 10, 11. 2 Chron. 8, 18. 9, 10.), nach 1 Kön. 10, 22 (wo Ophir zwar nicht genannt, aber ebenfalls gemeint ist) auch Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen zurückbrachten. Das bei weitem wichtigste Product oder der wichtigste Handelsartikel muß indessen Gold und zwar eine besonders feine und geläuterte Art des Goldes gewesen sein, da „Gold von Ophir" wiederholt als das kostbarste Gold genannt wird (Hiob 28, 16. Ps. 45, 10. Jes. 13, 12. 1 Chr. 29, 4.), und einmal (Hiob 22, 24.) sogar Ophir dichterisch für ophiritisches Gold und Gold überhaupt gesetzt wird. Als eine blos verschiedene Form für Ophir hat man wahrscheinlich den Namen **Uphas** (אוּפָז) zu betrachten*), welches Jer. 10, 9. Dan. 10, 5. als Name eines Landes erwähnt wird, aus welchem viel Gold gebracht wird; zweifelhafter ist dieses mit **Parwaim** (פַּרְוָיִם), 2 Chron. 3, 6., welches vielmehr ein allgemeiner Name für „Ostgegenden" zu sein scheint, nach dem Sanskritischen: pûrva, vorn, östlich.

Die Untersuchungen der Gelehrten über die Lage dieses hebräischen Eldorado haben zu den verschiedensten, zum Theil abenteuerlichen Resultaten geführt, von denen wir nur anführen wollen, daß Calmet (Dissertation sur le pays d'Ophir, in den Traités geographiques, à la Haye 1730. S. 287—325., und bibl. Untersuchungen, deutsche Übers. von Mosheim I. no. 5.) dasselbe in **Armenien**, A. J. v. d. Hardt (Diss. de Ophir. Helmst. 1746.) in **Phrygien**, Oldermann (Diss. de regione Ophir. Helmst. 1716.) in **Iberien**, Arias Montanus, Wilh. Postellus u. A. aber (gestützt auf die Ähnlichkeit mit פַּרְוָיִם) in **Peru** suchte. Ja als Christoph Columbus 1492 auf Hispaniola ankam, und dort tiefe unter der Erde fortgehende Höhlen bemerkte, glaubte er das Salomonische Ophir gefunden zu haben, und es fehlte nicht an Gelehrten, die auch dafür noch weitere Gründe beizubringen wußten (s. Fr. Vatablus in den Criticis sacris). Abgesehen von diesen Grillen bleibt der unbefangenen Untersuchung nur die Wahl zwischen einer Provinz des südlichen Arabien und zwischen Indien, da sowol Bochart's Meinung (Phaleg. II. 27., vergl. Michaelis Spicileg. II. 185.), der ein doppeltes Ophir, eins in Arabien und eins in Indien, annahm, als die von Bruce wiederaufgenommene Vermuthung des Grotius und Huetius, wonach Ophir an der Ostküste von Afrika, dem arabischen Sofala, dem heutigen Zanguebar und Mozambique, woselbst die Goldgegend Fura, zu wenig Wahrscheinlichkeit für sich haben; die letztere schon deswegen, weil die Gold-

*) ר und ז wechseln in den semitischen Sprachen nicht selten, s. Lex. manuale ling. hebr. p. 911. 912.

gruben jener Gegend an 200 spanische Meilen landeinwärts liegen (s. *Huet* Commentaire sur les navigations de Salomon, in den Traités geographiques II., p. 65 sq., *d'Anville* in den Mémoires de l'Académie XXX. p. 83 sq., Bruce's Reise nach Abyssinien, Th. I. S. 479 d. teutsch. Übers., Schultheß Paradies S. 86. 296. 309 fg.; dagegen Salt, Voyage to Abyssinia, p. 102, welcher die Gegend selbst besucht, und seine Gegengründe besonders aus der Beschaffenheit der Localität hergenommen hat, Vincent zum Nearchus II. S. 352, Tychsen zu Bruce's Reisen, B. 5, 329. der götting. Ausg.). Zwischen Arabien und Indien ist indessen schwer zu entscheiden, wie die folgende Darstellung der Gründe für das eine und das andere zeigen wird.

Für Indien, wofür sich unter andern Vitringa (Geogr. s. p. 114 sq.), Varerius (de Ophira, in Criticis sacris VI, 459 sq.), Lipenius (Diss. de Ophir, in fasc. dissert. 1678. no. 3), Reland (Diss. miscellan. I, 4.) erklärt haben, lassen sich sowol gewichtige alte Auctoritäten, als auch Gründe aus der Natur der Sache hergenommen anführen. Die älteste Auctorität gewährt die LXX, welche für אוֹפִיר mit Ausnahme von 1 M. 10, 29. überall *Σουφίρ*, *Σουφείρ*, *Σωφίρ*, *Σωφείρ*, *Σωφαρά*, *Σωφηρά* setzt. Nun aber ist Sophir (ⲤⲞⲪⲒⲢ) nach einheimischen koptischen Lexikographen der koptische Name für Indien (s. *Ath. Kircheri* Lex. copt. p. 210, *Champollion* l'Egypte sous les Pharaons I. p. 68.), und auch der arabische Übersetzer hat Jes. 13, 11. das griechische *Σουφίρ* der LXX. durch (الهند) Indien gegeben. Noch bestimmter erklärt der von jenem verschiedene arabische Übersetzer der historischen Bücher das syrische ܐܘܦܝܪ, welches er vor Augen hatte, 1 Kön. 9, 28. durch „Dahlak, welches zu Indien gehört," und versteht darunter die Insel dieses Namens zwischen dem südlichen Arabien und Indien (s. *Roediger* de origine et indole arabicae versionis bibl. hist. V. T. p. 32.). Den LXX. folgt aber Josephus (Archäol. VIII. 6. §. 4): .... *Σωφίραν*, *νῦν δὲ χρυσῆν γῆν* (er meint wol die Chersonesus aurea) *καλουμένην*, *τῆς Ἰνδικῆς ἐστὶν αὕτη* ... — Die inneren Gründe, welche diese Meinung bestätigen, sind hauptsächlich: 1) daß alle jene aus Ophir kommenden Producte in Indien, und zwar in Überfluß, einheimisch sind, und zum Theil, z. B. Ebenholz, Sandelholz, nur in Indien (nicht in Arabien) gefunden werden; ja, was besonders wichtig ist, daß mehre derselben in der hebräischen Sprache mit indischen Namen benannt werden. Der Affe, hebräisch Koph (קוֹף), heißt im Sanskrit und Malabarischen Kapi (eigentl. der hurtige), woher auch das griechische *κῆπος*, *κῆβος*, *κεῖβος*, besonders für geschwänzte Affenarten, entlehnt ist; der Pfau, im Hebräischen, Plur. תֻּכִּיִּים, heißt im Malabarischen togei, im Sanskrit sikhi. das Sandelholz, hebr. אַלְגּוּמִּים, sanskr. mocha (al ist der arab. Artikel). 2) Die dreijährige Dauer der Reise setzt jedenfalls, wenn man auch die Schifffahrt jener Zeit ziemlich unvollkommen denkt, ein etwas entfernteres Ziel derselben voraus, und macht es wahrscheinlicher, daß die Phönizier jene Producte und Waaren unmittelbar aus ihrer indischen Heimath abholten, als aus einem näher gelegenen arabischen Hafen, in welchen die indischen Producte dann durch Zwischenhandel gekommen sein mußten. Durch dieses letzte würden sich die obigen indischen Benennungen ebenfalls erklären, aber man müßte dann eine schifffahrende Nation im südlichen Arabien oder in Indien annehmen, wovon sich außerdem keine sichern Spuren finden. 3) In Indien, und zwar in demjenigen Theile Indiens, welcher den hebräisch-phönizischen aus dem erythräischen Meere kommenden Schiffen zunächst zugekehrt war, auf der Malabarküste, findet sich eine alte Hafenstadt, an deren einheimischen Namen sich sowol der hebräische Name Ophir, als der griechische Sophir, Suphir, mit Leichtigkeit anknüpfen konnte, und welcher, wenn sie der wichtigste oder einzige Stapelplatz der Phönizier war, sehr leicht zu einem allgemeinen Namen für Indien werden konnte. Wir meinen *Σουπάρα* des Ptolemäus, *Οὔππαρα* des Arrian (Geogr. min. I. p. 30.) *), Sofâra, auch Sofâla des Abulfeda, jetzt Sefer in der Gegend von Goa. Die Stelle des Abulfeda darüber, welche J. D. Michaelis (Spicileg. a. a. O. S. 201.) ungenau gelesen und übersetzt hat, lautet nach dem dresdener Codex wörtlich übersetzt **) also: „Auch Indien hat ein Sofâla, wie Nigritien. Nach Edrisi ist Sufâra (سُوفَارَة) eine an Häusern und Einwohnern reiche Stadt mit Märkten und Wassercanälen. Sie hat einen Hafen am indischen Meere mit Fischfang und Perlenfischerei. Zwischen ihr und Sindan sind fünf Tagereisen." Die echte, richtige Form war die mit r. Die Araber aber sprechen dafür auch Sofâla, سُفَالَة weil sie dabei an die Bedeutung: Niederung, Meeresufer dachten. — Zwar haben Andere den Namen Ophir selbst ohne alle Veränderung in Indien nachweisen wollen, z. B. als Name einer Insel, auch die rothe Insel genannt, an der Halbinsel jenseit des Ganges (s. *Corn. le Bruyn* Voyage en Perse et aux Indes, II. p. 361.), oder eines goldreichen Berges auf Sumatra und eines andern bei Malacca; ja Macdonald gibt an, daß Ophir in der malaiischen Sprache Goldberg bedeute, aber letzteres wird von Andern bestimmt geleugnet, und jene Insel sowol als diese Berge haben ihren Namen höchst wahrscheinlich erst von den Europäern erhalten (s. *Marsden* history of Sumatra p. 2. Recherches asiatiques I. p. 366., und daselbst Langlés Note).

Nicht unbedeutende Gründe lassen sich dagegen auch für eine arabische Provinz aufstellen, wofür sich auch die Mehrzahl der neuern Geographen und Schriftforscher erklärt hat, als J. D. Michaelis (Spicileg. II. p. 184 fg.), Vincent (zum Nearchus II. S. 237. 404. 412.), Bredow (hist. Untersuchungen II. S. 253), Th. Chr. Tychsen (Comment. Societ. Gott. XVI. S. 150), U. J. H. Seetzen (über

*) Sanskr. wahrsch. Uppara, superior. **) Das Original s. b. *Gesenii* thes. p. 142.

Ophir, in v. Zach monatl. Correspondenz XIX. S. 331 fg.), *Volney* (Ruines not. 1. und an mehrern Stellen), Niebuhr u. A., wiewol dieselben in Bestimmung dieser Provinz sehr unter einander abweichen, oder sie auch unbestimmt lassen. Die wichtigsten Gründe sind: 1) in der geographischen Urkunde 1 Mos. 10 steht Ophir V. 29. mitten unter andern Völkern und Provinzen der Joktaniten, welche, soweit sie uns bekannt sind, alle im südlichen Arabien liegen, und namentlich zwischen zwei andern Goldländern, Seba (s. 1 Kön. 10, 2. Jes. 60, 6. Ezech. 27, 22. Ps. 72, 15.) und Chavila (1 M. 2, 11.), von denen das erste sicher in Arabien zu suchen ist. Indessen ist nicht zu leugnen, daß auch die Lage Ophir's in Indien sich mit der Stelle in jener Genealogie vereinbaren ließe, wenn der Verfasser nämlich Ophir als eine von Joktaniten abstammende Colonie in Indien betrachtete, gerade so wie er Torsis (V. 5.) mitten unter griechischen Ortschaften aufführt, und Babylon (V. 7 fg.) als kuschitische Pflanzung betrachtet. 2) Von den oben angeführten Producten sind zwar allerdings nur einige, nämlich Edelsteine und Affen, in Arabien einheimisch, und Gold hat Arabien heut zu Tage gar nicht. Doch schreibt nicht allein das A. T. mehren arabischen Völkerschaften großen Reichthum an Gold zu (4 M. 31, 22. 50. Richt. 8, 24. 26., und oben die Stellen über Saba), sondern Diodor (II, 50., III, 44.), Agatharchides (bei Photius, cod. 250), Artemidor (bei Strabo XVI, 4. §. 22.), Plinius (VI, 28. 32.) erwähnen, daß in der Nähe von Saba (Strabo a. a. O.) in dem Sande gediegenes Gold in Klumpen bis zur Größe einer Kastanie gefunden werde, was sich doch nicht geradezu leugnen läßt: denn der Goldreichthum kann erschöpft und die Kenntniß der alten Fundorte verloren gegangen sein. 3) Auch in Arabien hat man Ortsnamen nachgewiesen, welche dem Namen sehr nahe kommen und geradezu damit zusammentreffen. In einem Fragmente des Eupolemus beim Eusebius (praep. evang. IX, 30.) heißt es, „David (welcher hier mit Salomo verwechselt scheint) habe Bergleute nach der an Goldgruben reichen Insel Urphe (*Οὐρφῆ*, wahrscheinlich zu lesen *Οὐφρῆ*, *Οὐφὶρ*) im rothen Meere gesandt, welche das Gold von da nach Judäa gebracht hätten," und Seetzen (a. a. O.) hat einen Ort el Ophir im Lande Oman, 2 Meilen südlich von der Stadt Sohar, nachgewiesen. Man kann 4) hinzufügen, daß auch bei den oben (unter Nr. 1) angeführten Zeugnissen für Indien man nach einem bekannten Sprachgebrauche des arabischen هند sowol als des griechischen India, zum Theil vielleicht das südliche Arabien im Auge hatte, — und so ließe sich fast jedes der einzelnen Argumente noch von mehren Seiten betrachten. Da indessen die Untersuchung hier keineswegs erschöpft, geschweige bei den vielfachen Möglichkeiten zur sichern Entscheidung gebracht werden konnte, haben wir uns begnügt, die wichtigsten dabei zu berücksichtigenden Gründe hier in einen Überblick zu bringen, und die wichtigsten Schriften, in welchen das Einzelne besprochen ist, nachzuweisen.

(Gesenius.)

OPHIR der Europäer, Gunong Pasaman der Malayen, ein sehr bedeutender Berg auf Sumatra, dessen Gipfel in 0° 6′ N. und nach Nairne eine Höhe von 13,842 engl. Fuß hat. Seine Spitze ist weithin sichtbar, und dient den Schiffern als Merkzeichen. Er ist ein thätiger Vulcan. (Buch's physik. Beschreib. der canarischen Inseln, S. 374.) *(L. F. Kämtz.)*

OPHIRA. So nannte Linné eine sehr zweifelhafte Pflanzengattung, wahrscheinlich aus der natürlichen Familie der Thymeläen (nach Jussieu aus der Familie der Onagren) und aus der ersten Ordnung der 8ten Linne'schen Classe. Char. Die zweiblätterige, dreiblumige Blüthenhülle hat nierenförmige, ausgeschweifte, stehenbleibende Blättchen; die Blüthen sind knopfförmig; die vier Corollenblättchen ablang, zusammenstoßend; die Staubfäden mit der Corolle von gleicher Länge, mit elliptischen Antheren; der Fruchtknoten ist kreiselförmig, behaart, mit fadenförmigem Griffel, welcher, kürzer als die Staubfäden, eine ausgerandete Narbe trägt; die Beere ist einfächerig, zweisamig. Der einzige Unterschied zwischen den Gattungen Ophira *L.* und Grubbia *Berg.* besteht darin, daß bei Ophira die Corolle über, bei Grubbia unter dem Fruchtknoten steht, ein Unterschied, welcher bei genauerer Untersuchung vielleicht verschwindet. — Die einzige bekannte Art, O. stricta, *L.* (*Lam.* ill. t. 293.), wächst im südlichen Afrika als ein kleiner Strauch mit vierkantigen, aschgrauen Zweigen, gegenüberstehenden, linien-lanzettförmigen, lederartigen, steifen, unten seidenhaarig-filzigen, kurzgestielten Blättern, und in den Blattachseln stehenden weißen Blüthen. *(A. Sprengel.)*

OPHIS, *Ὄφις* (alte Geographie), Fluß bei Mantinea in Arkadien. *Pausan.* VIII, 8, 5 fg. Vergleiche *Xenoph.* Hellen. V. 2. 5. *Diodor.* XV. 11. *(H.)*

Ophis, (Paläozoologie), s. Ophidii fossiles.

Ophisauri, s. Ophiosauri.

OPHISAUROIDEA, (Reptilia). Unter diesem Namen stellt Fitzinger (Neue Classification der Reptilien S. 20.) eine Familie seiner Tribus Squamata (welche die Eidechsen und Schlangen vereinigt) eidechsenartige Thiere umfassend, auf, welche nach der Übersicht S. 11 folgende Kennzeichen hat: Maxilla inferior conjuncta, Oculi palpebris muniti, palpebris duabus, gula non dilatabilis, corpus verticillatum, tympanum apertum, lingua furcata brevis. Sie umfaßt die Gattungen Saurophis, Pseudopus und Ophisaurus, welche, selbst in einander übergehend, einen vollkommenen Übergang zu den Schlangen bilden. (D. *Thon.*)

OPHISPERMUM. Diese von Loureiro (Fl. cochinch. p. 344.) gestiftete Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 10ten Linne'schen Classe bildet, nach R. Brown (Tuckey's Voy. p. 443.), mit Aquilaria, *Lam.* und der zweifelhaften Gattung Gyrinops *Gärtn.* eine eigne kleine Familie, Aquilarieae, deren Verwandtschaft noch unbekannt ist. Char. Der Kelch ist glockenförmig, sechstheilig (bei Aquilaria kreiselförmig, fünflappig); das Pistill umgibt ein krugförmiges, zehnlappiges, filziges Organ (bei Aquilaria sind die 10 Einschnitte

abwechselnd tiefer); die sehr kurzen, auf dem Fruchtboden eingefügten Staubfäden (bei Aquilaria stehen sie innerhalb des krugförmigen Organs, unter den Einschnitten desselben) tragen ablange, aufrechte Antheren; der Griffel ist länger als die Staubfäden (bei Aquilaria fehlt er), mit gespaltener (bei Aquilaria einfacher) Narbe; die zusammengedrückte, zweiklappige Fruchtkapsel springt an der Spitze auf und enthält einen eiförmigen Samen mit seitlichem, langem, drehrundlichem, buchtigem Flügel (bei Aquilaria enthält die birnförmige, zweifächerige Kapsel zwei, außen schwammige, ungeflügelte Samen.) Die einzige bekannte Art. O. sinense, *Lour.* (Aquilaria chinensis, *Spr.* syst. II. p. 356.) ist ein im südlichen China einheimischer, hoher Baum mit abstehenden Zweigen, abwechselnden, lanzettförmigen, ganzrandigen, wellenförmigen, glänzenden Blättern und am Ende der Zweige stehenden, einzelnen Blüthen. (*A. Sprengel.*)

OPHISURUS, *Lacépède* (Pisces), Schlangenaal. Eine Fischgattung zur Ordnung Malacopterygii Apodes gehörig und aus Linné's Gattung Muraena gesondert. Sie unterscheidet sich von den eigentlichen Aalen dadurch, daß ihre Rücken- und Afterflosse schon vor dem Ende des Schwanzes aufhören, der sich deshalb ohne Flosse befindet, und wie eine Pfrieme endigt. Die hintere Öffnung der Nasenlöcher steht am Rande der Lippen selbst und die äußere Öffnung derselben ist röhrenförmig. Die Eingeweide gleichen denen der Aale, aber ein Theil derselben dringt bis in die Schwanzwurzel weiter zurück als der After. Der Körper ist lang, schmächtig, cylindrisch, die Haut ist dick, und die Schuppen wenig bemerkbar, die Brustflossen stehen unter der Kiemenöffnung. Die bekannteste Art, welche zugleich als Typus dienen kann, ist O. serpens, *Linné* (*Salviani* Aquatilium historia, Taf. 57.), welche im mittelländischen Meere lebt, über 6 Fuß lang und armsdick wird. Die Farbe ist oben goldbraun, unten silberfarben, der Körper mit kleinen Pünktchen besetzt, die Schnauze dünn und zugespitzt. (D. *Thon.*)

Ophit s. Serpentin.

OPHITEA, (Ὀφιτεία), Name der Stadt Amphikleia in Phokis nach amphiktyonischem Beschluß, *Pausan.* X. 33. 9., woselbst eine Legende zur Erklärung dieser Benennung; Herodot nennt die Stadt Amphikaia. (*H.*)

OPHITEN, ὀφῖται, Schlangenverehrer, Schlangenbrüder, eine gnostisch-christliche Secte aus den ersten fünf Jahrhunderten der Kirche. Ihr Name entsteht durch die seltsame Combination, womit sie der paradiesischen Schlange in ihrem Systeme eine Rolle anweisen; doch ist diese so unbedeutend, und andere der Gnosis weit wesentlichere Punkte, woher ein Parteiname hätte entlehnt werden können, ragen so bestimmt hervor, daß man diesen Namen wegen des Menschenfeindlichen der Schlange fast für eine Erfindung der Gegner halten sollte. Allein dagegen streitet doch die bestimmte Stellung, die sogar im äußern Cultus dieser Secte der Schlange eingeräumt war; außerdem, daß eine Anzahl derselben von ihnen eigens ernährt wurde, mußte das Brot zum Nachtmahl durch Umkreisen und Belecken einer Schlange förmlich geweiht werden. Wenn wir darum den Parteinamen nicht daher erklären wollen, daß eine bestimmte Untersecte der Ophiten die Bedeutung der Schlange noch höher trieb, als die im Paradiese von ihr gespielte Rolle berechtigt, indem sie in derselben geradezu die Erscheinung der höhern Weisheit erblickte (sie lehrte ja die Stammältern sich die Erkenntniß des Guten und Bösen verschaffen); so beweiset die von ihr hergenommene Benennung nur, wie Parteinamen oft aus Nebenumständen entlehnt werden. Der Ursprung der Secte ist zweifelhaft, ob sie vorchristlich, oder erst mit den übrigen Gebilden der christlichen Gnosis entstanden ist. Mosheim, der sorgfältige Forscher auf diesem Gebiete, erklärte sie für unchristlich, jedoch so, daß eine Partei aus ihnen gläubig wurde, und die altophitischen Lehren durch christliche Dogmen wesentlich modificirt habe. Allein in der Entwickelung ihres Systems wird sich zeigen, wie der Zusammenhang desselben deutlich das christliche Dogma von der Trinität voraussetzt; zu bestimmt treten in der Evolution des göttlichen Urprincips Vater, Sohn und heiliger Geist hervor, daß wir entweder das uns überlieferte ophitische System blos für die christliche Modification jener vorchristlichen Satzung, und diese selbst also für uns unbekannt erklären, oder den christlichen Ursprung dieser ganzen Gnosis anerkennen müssen. Dazu beruht die Annahme eines vorchristlichen Ursprungs wol nur auf einer mißdeuteten Stelle des Origenes (Ctr. *Celsum* VI. §. 28. ed. Spenc. p. 294.), wonach die Ophiten Niemand zu ihrer Versammlung lassen, der nicht Jesum verfluche. Indeß Origenes sucht hier einer Ungerechtigkeit des Celsus zu begegnen, der alle mißgestalteten Ausgeburten der Gnosis dem Christenthume selbst zur Last legt; das apologetische Verfahren des großen Kirchenlehrers besteht nun darin, die Differenz zwischen dem Ophitischen und Kirchlichen möglichst weit zu machen. Dazu kann nach der Ansicht eines unserer ausgezeichnetsten Kirchenhistoriker (Dr. Gieseler) jenes geforderte Verfluchen Jesu recht gut aus dem beabsichtigten Kampfe dieser Gnostiker (die nur den pneumatischen Christus anerkennen) gegen den psychischen Messias, den Menschen Jesus, verstanden werden; wie sie dem Judengotte sich widersetzten, so konnten sie auch recht gut Verfluchung und Lossagung von dessen vermeintem Werkzeuge, dem psychischen Jesus, zur Pflicht machen. Nicht also der vorchristliche Ursprung der Secte, sondern allein ihr gnostischer Hochmuth würde demnach hierdurch bewiesen werden. Als Stifter der Secte wird ein gewisser Euphrates genannt, über den uns aber jede weitere Kunde mangelt; jüdischer Abkunft ist derselbe schwerlich gewesen, weil die Richtung des Systems zu bestimmt antijüdisch ist. Gewiß verdankt die Secte jener wunderbaren Mischung ihren Ursprung, die unter dem Namen der Gnosis im vordern Orient und besonders in Alexandrien, zur Zeit der Entstehung des Christenthums, aus orientalischem Pantheismus, einigen platonischen Elementen und jüdischer Theosophie sich zusammenfügte. Zu Origenes Zeit waren die Ophiten zu einer elenden Secte herabgesunken; wegen ihrer gänzlichen Opposition gegen

die alttestamentliche Ökonomie erlitten sie recht bald Verfolgung; Theokrit, Bischof von Chalcedon, und Evander von Nikomedien sollen ihre Versammlung überfallen, die Priester verjagt, die heiligen Schlangen getödtet, das Volk aber der kirchlichen Gemeinschaft zugewandt haben. Als die Kirche durch Gelangung auf den römischen Thron die Erlaubniß zu nachdrücklicher Verfolgung jeder ihr misfälligen Secte erhielt, wurden schärfere Maßregeln gegen sie ergriffen. Theodosius und Valentinian proscribirten sie 428, Justinian wiederholte das Edict 530, und obgleich diese Secte sich länger als die übrigen Gnostiker hielt, verschwindet ihre Spur dennoch im 6ten Jahrhunderte gänzlich.

Tritt man in das dogmatische System der Ophiten ein, so bieten die Einzelnheiten desselben so viel Seltsames dar, daß in der That die frühere, mechanische Ansicht nicht zu verwundern ist, wornach sämmtliche gnostische Ideen entweder für Ausgeburten einer schwärmenden Phantasie, oder für ebenso viel Hieroglyphen gehalten wurden, deren Schlüssel uns verloren sei. Allein bei richtigem Erfassen des gnostischen Wesens überhaupt ist eine eigenthümliche Lösung des philosophischen Problems über den Ursprung der Welt und des Übels in ihr, verbunden mit den christlichen Dogmen der Trinität und der Erlösung durch Christum, hier nicht zu verkennen. Die *γνῶσις* will ja sich über den Kirchenglauben, die psychische *πίστις* eben dadurch erheben, daß sie das hier blos Geglaubte in seiner höhern Bedeutung auffaßt, und gerade das Excentrische, von der vulgären Ansicht Abweichende hebt am besten den hohen Standpunct der Pneumatiker hervor. Nimmt man dazu eine Hinneigung zum Pantheismus, der Alles als Entfaltung des einen göttlichen Urprincips betrachtet, und vereinigt, damit die antijüdische Tendenz der Secte, die in der alttestamentlichen Ökonomie nicht ein Werk des höchsten Gottes, sondern des beschränkten, böswilligen Weltschöpfers erblickt; so werden sich an diesen leitenden Ideen die ophitischen Sätze ziemlich in ihrer genetischen Entwickelung begreifen lassen.

Unter den übrigen gnostischen Systemen steht das Ophitische mit dem Valentinianischen in der nächsten Verwandtschaft, nur tritt das Antijüdische in demselben noch mehr hervor. Sonst ist hier ebenso theils die Neigung zum Pantheismus vorhanden, theils ist die Evolution der göttlichen und kosmischen Erscheinungen aus dem Urgrunde (dem *βύθος*) auf dieselbe Art, wie bei Valentinus, durch männliche und weibliche Mittelwesen, durch das Erzeugende und Empfangende, vermittelt. Oft sind die Ausdrücke für den Productionsactus sehr sinnlich gehalten, ohne daß wir dabei die symbolische Bezeichnung verkennen dürfen. Ungeachtet jenes Pantheismus kann aber dem Systeme auch ein gewisser Dualismus zum Grunde zu liegen scheinen, indem außer dem göttlichen Urgrunde, dem Principe der Lichtwelt, auch die Materie als ursprünglich vorhanden gedacht, wenigstens nicht als aus jenem Urgrunde hervorgegangen bezeichnet wird; ihr bestimmter Gegensatz gegen die Lichtwelt berechtigt uns fast, die Materie geradezu für Ahrimanisch zu erklären. Allein um vollständig dualistisch zu erscheinen, müßte doch das System der Materie ein eigenes Leben und eigene Selbstbestimmung zusprechen, wodurch ja der Kampf gegen die Lichtwelt erst möglich wird; dessen entbehrt nun aber die Materie gänzlich: sie ist an und für sich todt, nur als Masse die Negation der Lichtwelt, das an sich Leere. Steht sie dennoch als etwas Ursprüngliches, nicht aus dem allgemeinen Lebensprincip Hervorgegangenes da, so kann dies nur als eine Lücke im System betrachtet, nicht aber ein eigentlich dualistischer Gegensatz des guten und bösen Princips daraus gefolgert werden.

Die erste durch Zeugung bestimmte Gestaltung des Urwesens (des *βύθος*) ist nun das Urlicht, der Vater Aller, ein seliges in sich vollkommenes Lichtwesen, das in der Tiefe der Gottheit wohnt. Sonderbarer Weise heißt dieses Princip auch der **erste Mensch**; gewiß nicht deswegen, weil, wie Mosheim vermuthet, Christus, der Sohn dieses Urlichts, sich auch den Menschensohn nannte, und so jenen Namen auch für den Vater nothwendig machte, dabei würde doch vorauszusetzen sein, daß jener Vater an und für sich, also früher als der Sohn den Namen **Mensch** trägt, und die Frage, warum er so heiße, bleibt dieselbe. Ähnliche Benennungen finden sich im Valentinianischen Systeme wieder, wo der *αἰὼν ἄνθρωπος* eine bedeutende Stufe einnimmt; gewiß soll dadurch die Idee ausgedrückt werden, daß der Mensch seiner pneumatischen Natur nach mit dem Urlichte verwandt, und deshalb das Urprincip zugleich als das rein Menschliche zu betrachten ist. Dieser Allvater, der *πρῶτος ἄνθρωπος*, erzeugte nun den Sohn, den *δεύτερος ἄνθρωπος*, der zugleich die Verstandeskraft des Vaters, dessen *ἔννοια* ist. Gewiß ist ziemlich platonisirend, wie in der mehr kirchlichen, alexandrinischen Gnosis der *λόγος*, so auch hier die aus dem ursprünglichen verborgenen Gotte emanirte Verstandeskraft zur eigenen Hypostase geworden. Die dritte Zeugung, jedoch unbestimmt, ob aus dem zweiten Princip allein, oder aus den beiden ersten hervorgegangen, bringt das *πνεῦμα ἅγιον* hervor, die Mutter aller Lebenden, die alle Lebenskeime in sich erfaßt, und sich so über die Materie ausbreitet. Dies Princip wird weiblich gedacht: gewiß ebenso sehr deswegen, weil רוּחַ weiblichen Geschlechts ist, als weil von hier aus das zu empfangende zeitliche Leben weiter verbreitet werden soll. Die beiden ersten männlichen Principe, entzückt von der Schönheit dieses weiblichen Wesens, befruchten sie mit ihrem göttlichen Lichte und erzeugen so zwei ungleiche Naturen, die erste männlichen Geschlechts aus der rechten Seite der Mutter hervorgegangen, die vollkommene Lichtnatur *χρίστος*, die andere weiblichen Geschlechts links hervorgegangen enthält nur einen Thau des höhern Lichts (*ἴκμας τοῦ φωτός*); sie ist die untere *σοφία, ἀχαμώθ* (הַחָכְמוֹת) der Materie schon näher verwandt, und zur Einwirkung auf dieselbe geschickter. Sie heißt auch *προύνεικος*, wol weniger im schlimmen Sinne rebus venereis dedita, als vielmehr wegen ihres bald zu unternehmenden Abfalles aus der Lichtwelt zur *ὕλη*, der ja als *πορνεία* gedacht werden kann. War außerdem die Zeugung einmal zu dem Symbole der göttlichen Ema-

nation genommen, (und wie weit der Orient die Übertragung des Procreationsactus sogar auf den Cultus trieb, zeigt ja der Phallosdienst hinlänglich), — so war die weitere Benutzung dieser Begriffe nur ein nicht aus der Metapher Fallen. Diese niedere, aus Mangel des höhern Lichtes der Materie zugewandte σοφία stürzte sich nun, ohne die Natur der Materie zu kennen, muthwillig (ἄπλως) in dieselbe hinab; dagegen wird der Χρίστος nebst seiner Mutter, dem πνεῦμα ἅγιον, sofort in den βύθος zurückgezogen, woselbst sie nebst dem ersten und zweiten Menschen die himmlische Gemeinschaft, die ἁγία ἐκκλησία bildet. So findet sich zwar statt der christlichen Trinität eine tetractys, der aber dennoch offenbar jenes christliche Dogma zum Grunde liegt; die Vierzahl tritt nur deshalb nothwendig hervor, weil das Princip Χρίστος, dessen Erzeugung nach der Schrift ja von dem πνεῦμα ἅγιον abgeleitet werden mußte (Luc. 1, 35.) nicht mit dem Sohne Gottes (dem δεύτερος ἄνθρωπος) identificirt wurde.

Unterdessen gefiel sich die σοφία darin, die Materie zu durchschwimmen, die ihr innewohnenden Lichttheile übten ihre anziehende Kraft, die Materie sammelt sich um sie her, sie wird dem Lichtreich mehr entfremdet, der Hochmuth treibt sie an, um dem höchsten Gotte gleich zu kommen, ihre Schöpferkraft eigenthümlich zu entfalten, sie producirt den als Judengott verehrten Weltschöpfer, dem hier der Name Ἰαλδαβαώθ zu Theil wird. Ihr damaliger Zustand bestimmt dessen Eigenthümlichkeit; er ist der Lichtwelt entfremdet, hochmüthig nach eigenem Reiche strebend. Endlich kommt die σοφία zur Besinnung; das Gefühl, von der Materie stets mächtiger hinabgezogen zu werden, erregt ihre Sehnsucht nach dem höhern Lichte. Am völligen Aufsteigen in das Lichtreich wird sie durch die umhüllende Materie verhindert, allein der Schein des Urlichts von oben stärkt sie doch so, daß sie zwischen dem obern Lichtreiche und der untern ὕλη wenigstens eine Scheidewand errichtet, um das Emporsteigen dieser nach jener zu verhindern. Die aus der Materie sie umhüllenden feinern Theile breitet sie zu einer Decke, dem Lufthimmel aus, der beide Welten trennt, das Firmament muß ja in jeder Kosmogonie seine Entstehung erhalten. Indeß der Geist des Hochmuths und des Strebens nach einem eigenen Reiche war von der Mutter auch dem Jaldabaoth angeerbt; er wird der Stammvater einer neuen Generation, der sechs Planetenfürsten, (er selbst beherrscht den Saturn), die mit ihm und der σοφία zusammen die heilige Ogdoas bilden. Jaldabaoth, von seiner Mutter über die höhere Lichtwelt belehrt, sucht diese Kunde dem übrigen Planetenfürsten (Adonai, Jao, Sabaoth, Astaphaios, Ailoaios, Horaios) zu verbergen; doch die ihm von der Mutter wegen seines Strebens nach eigener Herrschaft und Verleugnung des der höhern Lichtwelt schuldigen Gehorsams gemachten Vorwürfe leiten die Aufmerksamkeit jener Engel auf diesen Punkt hin; um sie wieder davon ab, ganz auf sein Reich zurück zu lenken, sucht er sie mit andern Dingen zu beschäftigen, bewegt sie, ein Geschöpf nach seinem Ebenbilde zu verfertigen — den Menschen. Nur ungestaltet auf dem Boden kriechend vermögen sie das Gebilde zu formen; so führen sie es dem Jaldabaoth vor, er theilt ihm von seiner Willenskraft (ἐνθύμησις) mit, beraubt aber dadurch sich selbst der himmlischen Lichtkraft, die ihm von der Mutter zu Theil geworden, sich jetzt in dem Menschen concentrirt. Schon hierdurch wird das Streben des Menschen nach dem Pneumatischen, Lichtvollen, erweckt, so daß er gegen den Willen des Jaldabaoth sich zum Bewußtsein der obern Tetractys erhebt. Voll Unmuth über den mislungenen Plan auf eine abgeschlossene Herrschaft im Luftreiche, blickt Jaldabaoth in die tief unten liegende Materie hinab, und aus dem Wiederschein entwickelt sich ein Wesen aus Haß und Neid gebildet, der schlangengestaltene (ὀφιόμορφος) Nus, der die List des Vaters mit der Bosheit der Mutter, der Materie, vereint. Dieser erzeugt sofort wieder aus der Materie die niedern Lebenskräfte, den thierischen Lebensgeist, die psychische Seele mit den blinden, leidenschaftlichen Trieben, zugleich auch Thiere, Pflanzen, kurz die übrige Welt. Auf das Neue beginnt jetzt der Kampf zwischen Jaldabaoth, der sich selbst als höchsten Gott geltend machen will, und seiner Mutter, die diesem eigenmächtigen Beginnen entgegen tritt. Jener schafft das Weib, um durch dessen Umgang den Menschen zu schwächen, ihm die höhere Lebenskraft zu entziehen; allein die Sophia begegnet diesem Beginnen: zuvörderst entzieht sie der Eva die Lichtnatur, um sie so für das Pneumatische in Adam minder anziehend und so ihm minder gefährlich zu machen; in derselben Absicht verleitet sie dieselben sogar zum Ehebruche mit den sechs Planetenfürsten, die so eine neue Engelgeneration stiften. Jaldabaoth ahnet diese Hinterlist nicht, glaubt sich fortwährend von den Menschen als höchsten Gott anerkannt, und um ihnen und den Planetenfürsten jeden Ausblick in die Lichtwelt zu wehren, baut er das Paradies, wohin er das Menschenpaar versetzt; aus jener Besorgniß war ebenfalls das Verbot des Erkenntnißbaumes hervorgegangen. Allein auch hier tritt ihm die σοφία entgegen; durch den Ὀφιόμορφος verleitet sie den Menschen zur Übertretung jenes Verbots, die Baumfrucht belehrt ihn plötzlich über seine ganze Lage, seine Verwandtschaft zum Lichtreiche und die Existenz der höhern Tetractys. Ergrimmt hierüber raubt Jaldabaoth dem Menschen den ätherischen Körper; die σοφία, um das ihm inwohnende Pneumatische vor Beschimpfung zu bewahren, entzieht es ihm. Der Fluch des Weltschöpfers treibt ihn auf die finstere Erde in einen groben Körper. Auch der ὀφιόμορφος aus Zorn auf die Erde hinabgeschleudert, erzeugt als Gegensatz gegen die höhere Ogdoas sechs Söhne, die bösen Weltgeister, die mit ihm als Hebdomas das Menschengeschlecht befeinden; der Mensch, den Mühen und Beschwerden des Lebens Preis gegeben, erhält von der σοφία aus Erbarmen einen pneumatischen Lichtfunken zurück, er bedeckt jetzt seine Blöße, wird gegen das Elend erfinderisch und zugleich seiner höhern Bestimmung eingedenk. So ist der Mensch jetzt zwei Gewalten hingegeben; Jaldabaoth mit seinen Planetengeistern verlangt von ihm seine Verehrung, den Jehovahdienst, um ihn stets mehr der Licht-

welt zu entfremden; der Schlangenförmige, jetzt geradezu der Satan (Michael, auch Sammael genannt), verleitet ihn mit seinen Weltgeistern aus Haß gegen jene zum Götzendienste, dennoch verläßt ihn die σοφία nicht ganz, sendet zuweilen einige pneumatische Männer, die an die höhere Lichtwelt erinnern müssen, so den Seth, den Stammvater der Pneumatischen bei fast allen Gnostikern, und Adams Tochter Norea. Wegen Mangels der verlangten Verehrung sendet Jaldabaoth die Sündfluth, woraus die σοφία nur den pneumatischen Noah rettet. Darauf schließt jener einen Bund mit Abraham und dessen Stamm, zu seiner Verehrung, rettet das Volk aus Ägypten. Während die σοφία ihre Einwirkung auf die Menschheit fortsetzt, suchen auch die übrigen Planetengeister ihren Einfluß geltend zu machen, und so stehen die jetzt auftretenden Propheten unter dem Einflusse verschiedener Mächte; Jaldabaoth wirkt durch vier Männer, Moses, Josua, Amos und Habakuk, der zweite Planetenfürst Jao sendet den Samuel, Jonas und Micha; der dritte Sabaoth den Elias, Joel und Zacharias u. s. w. Indessen die List der σοφία überbietet sie Alle: selbst in die Predigt dieser Gesandten weiß sie Andeutungen aus der höhern Lichtwelt einzumischen. Sie läßt durch den Mund der Propheten dunkele Kunde von dem obersten Gotte mittheilen, und auf die Erscheinung einer Hülfe aus dem Lichtreiche des Messias hindeuten. Selbst Jaldabaoth und die Seinen voll Entsetzen wagen nicht, die untergeschobene Rede der Propheten zu unterdrücken; hier war dann im System der passendste Platz, die Prophetenverfolgungen zu motiviren. Um endlich dem armen Menschen die volle Kunde des Lichtreichs zu verschaffen, flüchtet die σοφία zu ihrer Mutter, dem πνεῦμα ἅγιον, und erbittet durch sie vom ersten Menschen, daß der himmlische Christus dem Menschengeschlecht zu Hülfe gesandt werde. Um aus der Lichtwelt in die Menschenwelt hinabzusteigen, muß dieser die Reiche der sieben Planetenfürsten durchwandeln; um von ihnen keinen Widerstand zu erfahren, tritt er in jedes dieser Reiche in der Gestalt eines demselben angehörenden Bürgers ein, wobei er die dort etwa noch vorhandene Lichtmaterie zu seiner Stärkung und zur Schwächung jener Fürsten an sich zieht. Auf Erden hatte die σοφία ihm trefflich vorgearbeitet, theils durch die stets rege erhaltene Messiaserwartung, theils benutzte sie wiederum einen Plan des Jaldabaoth zu dessen eignem Verderben. Auch er hatte beschlossen, einen Messias zu erwecken, natürlich einen psychischen, weltlichen. Zu dessen Verkündigung ließ er den Johannes auftreten, und besorgte die Erzeugung des Menschen Jesus in der Jungfrau. Gerade dieses von ihm bereiteten Organes bediente sich nun die Sophia gegen ihn, vereinigte sich mit dem vom Himmel herabgestiegenen Christus und bezog so den Leib des Menschen Jesus im Momente seiner von Jaldabaoth veranstalteten Taufe. Durch dieses Organ belehrte Christus die Menschen von ihrer eigentlichen Bestimmung zum Lichtreiche. Unwillig über den abermals verfehlten Plan erregte Jaldabaoth ihm die Verfolgung der Juden; allein im Augenblicke der Leiden erhob Christus und die Sophia sich in das Lichtreich, wo jetzt auch diese ihren spätern Aufenthalt findet. Aus Dankbarkeit erweckte sie aber den getödteten Menschen Jesus, bekleidete ihn mit einem ätherischen Körper, worin ihn selbst seine Jünger nicht erkannten. Auch jetzt wirkte aber eine gewisse Kraft von oben auf ihn, so daß er die vertrauteren Jünger über seine Religion belehrte. Zum Beweis aber, daß weder vor der Taufe noch nach der Auferstehung der Christus in ihm weilte, diente der Umstand, daß nur in der dazwischen liegenden Zeit von ihm Wunder bewirkt werden konnten. Nach achtzehnmonatlichem Aufenthalte auf Erden wurde Jesus in den Lufthimmel entrückt, und sitzt zur Rechten nicht des höchsten Gottes, sondern Jaldabaoths, und hat hier, von diesem unbemerkt, das Geschäft, allen Lichtseelen, die durch den Tod aus der Materie befreit von Jaldabaoth wieder in die Welt zurückgesandt werden, heimlich das Aufsteigen in die Lichtwelt zu erleichtern: so wird allmählig alles Pneumatische der Welt entzogen, und diese natürlich dadurch stets schlechter, psychischer.

Wie überall aus den gnostischen Sätzen konnte auch aus dieser Theorie sich die Praxis doppelt gestalten, entweder streng asketisch, so daß sogar die Ehe verabscheut wurde, um nicht durch neue Zeugung das Pneumatische abermals der Gewalt des Jaldabaoth anheim zu geben, oder wild und zügellos, indem vorsätzlich das Moralgesetz, als Gebot Jaldabaoths, übertreten wurde. Einzelne Sectennamen, aus diesen Grundsätzen hervorgegangen, erklären sich leicht: so die Sethianer, die in dem frommen Seth den ersten Repräsentanten der Pneumatiker erblikken. Ein Beispiel der zügellosen Moral geben die Kainiten, die in Kain, wie in Cham und den Sodomiten ein Widerstreben gegen die beschränkte Moral des Judengottes erblicken, auch den Judas Ischarioth für den einzigen gnostischen Apostel erklären, der die höhere Bestimmung Christi erkannt, und deshalb dessen Tod befördert habe.

Zusammengefaßt war das ophitische System in eine tabellarische Übersicht gebracht, das ophitische Diagramma, von dem man sich jedoch aus der Beschreibung des Origenes keine klare Vorstellung machen kann; schwerlich hat er selbst es gesehen. Es war eine Tafel, die in der Mitte durchgetheilt auf der einen Seite das speculative System durch Kreise und Figuren andeutete; die drei Reiche, die Lichtwelt, der Lufthimmel und das Reich der Finsterniß war darauf mit den verschiedenen Angaben verzeichnet. Die andere Seite enthielt 7 Gebets- oder vielmehr Beschwörungsformeln, deren sich die Seele bedienen muß, um durch die Reiche der 7 Planetenfürsten aufwärts in das Lichtreich zu gelangen; als Probe diene die erste angegebene Formel, Orig. contra Celsum VI, 27., wodurch die Reise durch das Gebiet des ersten Fürsten Adonai eröffnet wird: „Ich grüße den einförmigen König, das Band der Blindheit, die unbesonnene Vergessenheit (die λήθη ἀπερίσκεπτος; die Unbekanntschaft mit dem Lichtreiche bleibt ja bei dem Aufsteigen schon in diesem ersten Gebiete zurück), die erste Macht, die durch den Geist der Vorsehung und die Weisheit bewahret wird; rein gehe ich von hier aus, ein Theil des Lichts

des Vaters und Sohnes; die Gnade stehe mir bei, ja Vater, sie stehe mir bei!" (*F. W. Rettberg.*)

OPHITES *Wagler* (Reptilia). Diese von Wagler (System der Amphibien S. 186.) aufgestellte Schlangengattung ist Lycodon (s. d. Art.) nahe verwandt, und wird von Boie (Isis XX. S. 551.) dazu gerechnet. Sie unterscheidet sich durch den Mangel des vordern Augenschildes, durch das verlängerte Ziegelschild, durch die kleinen Augen, die rhombenförmigen, an der Spitze abgestutzten Schuppen, von denen einige auf dem Hinterrücken gekielt sind. Als einzige Art ist am gedachten Orte aufgeführt O. subcinctus *H. Boie* (l. c. *Seba* Thes. I. t. 209. f. 7. *Russel* Serp. 2. t. 41.). Die Augen sind klein, der Schwanz $\frac{1}{11}$, die Schuppen stehen in siebenzehn Längsreihen, die Farbe ist braunroth, unten blässer, ein unterbrochenes Halsband unter dem Kopfe und einige verloschene Binden sind weißlich. An dem skelettirten Kopfe fand Boie den dritten Zahn im Oberkiefer einzeln stehend und viel größer als alle übrigen, in dem Unterkiefer sind der dritte und vierte Zahn größer. Das os mastoideum ist sehr klein. Das Vaterland ist Java. (D. *Thon.*)

Ophites *Nallisn.* s. Ophidii fossiles.

OPHITES (Ὀφίτης), 1) eine Gattung Marmor mit Schlangenflecken. *Plin.* H. N. XXXVI, 22. 2) Ein Sohn des Herakles von der Megara. *Hygin.* fab. 32. (*H.*)

OPHIUCHOS oder Schlangenträger, ist ein ansehnliches Sternbild am nördlichen Theile des Himmels. Es stellt einen aufrechtstehenden Mann dar, welcher eine Schlange in den Händen hält, die ihm zwischen den Beinen liegt, und steht südlich unter Hercules, östlich von der Wage, westlich von dem Adler und Antinoos, und nördlich von dem Scorpion. Behält man die von Bayer eingeführte Bezeichnung der Sterne mit griechischen Buchstaben bei, so steht der Stern α von der zweiten Größe im Kopfe (sein arabischer Name ist Ras el-hamra, oder Ras-Alhague, Kopf des Schlangenträgers) dicht neben α Herculis; südöstlich von ihm zeigen sich β, (arab. Celbalrei) von der dritten, und γ von der vierten Größe an der rechten, südwestlich $\varkappa$ und ι von der vierten Größe an der linken Schulter. In der Linie von α durch $\varkappa$ findet man λ von der vierten Größe am linken Arme, und δ und ε (Yed prior und Yed posterior) von der dritten Größe an der linken Hand. Mit β und ε in einem gleichschenkligen Dreiecke steht η von der zweiten bis dritten Größe in der Grundlinie desselben am rechten Knie; unter η zeigen sich am rechten Fuße ϱ von vierter bis fünfter, und ϑ von dritter bis vierter Größe, am linken hingegen φ von der vierten bis fünften, ψ und ω von der fünften Größe. Die Schlange bildet ein besonderes Sternbild (s. d. Art.). — Unter dem Schlangenträger stellte man gewöhnlich den Asklepios, Sohn des Apollon und der Koronis vor, und die Schlange, die ihm ein Kraut reichte, vermittels dessen er die Halbtodten wieder gesund, und die Todten lebendig machte, ist dann das Sinnbild der Klugheit und Wachsamkeit. Die verschiedenen Namen jedoch, welche die Alten diesem Sternbilde gegeben haben, zeigen hinlänglich, daß sie es nicht stets und überall auf eine und dieselbe Person bezogen, oder daß sie vielmehr derselben Constellation verschiedene Geschichten unterlegten. Der Ophiuchos hieß nämlich auch Serpentarius anguifer, anguiferens, Aesculapius, Carnabas, Triopas (Triopas war ein König in Thessalien, der einen Cerestempel verwüstete, und deshalb von dem Carnabas ermordet wurde), Hercules, Caesius oder Glaucus, Phorbas, Cadmus, Jason, Laocoon, Aristaeus und Aesacus. (*Scherk.*)

OPHIURA *Lamarck* (Zoophyta). Eine Gattung Strahlthiere aus der Familie der Seesterne, aus Linné's Gattung Asterias gesondert, mit folgenden Kennzeichen, der Körper rund, platt, fünftheilig mit einer lederartigen Haut bekleidet und an seinem Umfange mit meist fünf Strahlen versehen, welche sehr lang, sehr fein und gegliedert sind und unten keine Furche haben; der Mund sitzt in der Mitte von fünf kurzen Spalten, welche nicht über den Durchmesser des Körpers hinausreichen und an ihren Rändern mit wenigen warzenförmigen Saugnäpfen besetzt sind. Die Strahlen sind immer sehr lang, so daß man sie mit Schlangenschwänzen vergleichen kann, sie sind mit Schuppen oder Höckern bedeckt, auch wol an jeder Seite ihrer ganzen Länge nach mit einer Reihe wenig vortretender Warzen oder Stacheln besetzt, wodurch sie wie gekämmt erscheinen. — Die Thiere bedienen sich dieser Strahlen zum Kriechen, nicht aber zum Fangen und Halten der Nahrung.

Die kleine Menge der Arten zerfällt in zwei Abtheilungen, je nachdem die Strahlen auf der Rückenseite rund oder platt sind. Als Typus der ersten Abtheilung dient O. lacertata *Lamarck* (Enc. meth. planche 122. fig. 4. und 123. fig. 3.) ziemlich groß, die Strahlen lang pfriemenförmig cylindrisch, fast glatt, mit dachziegelartigen Schuppen besetzt, seitlich mit ganz kurzen Warzen. Rostförmig oder orangefarben und braun, kommt in den europäischen Meeren vor, so wie die folgende. Zur zweiten Abtheilung gehört O. squamata (Zool. Dan. taf. 99.). Die Scheibe kreisrund ziemlich glatt, die Strahlen oben mit breiten dachziegelartigen Schuppen bedeckt, mit vier Reihen Stacheln, die kürzer sind, als die Breite der Strahlen. Die Farbe weißlich. (D. *Thon.*)

OPHIURA (Paläozoologie). Asteritae spp. *Blumenb.* Asteriacitae spp. *v. Schloth.* Von dem Geschlechte Ophiura kennt man einige Arten auch im fossilen Zustande theils mit Sicherheit, theils noch ungewiß; andere gehören zu dem neuerlich daneben aufgestellten Geschlechte Comatula. In jenem Zustande wird ihnen der Name Ophiurites. Ophiurit, franz. Ophiurite beigelegt, obschon von Schlotheim insbesondere diese Benennung fast nur wieder auf Comatulaarten anwendet (Petrefaktenkunde. Nachtrag 2ter Th. S. 47.). Der Geschlechtscharakter ist am vollständigsten bei Goldfuß angegeben. Die fossilen eigentlichen Ophiuraarten sind auf den Muschel-, Lias- und Jurakalk beschränkt, finden sich vielleicht auch in der Kreide.

1) Speciosa *v. Münst.*, *Goldf.* p. 206. taf. 62. fig. 4. O. disco nudo? brachiis lineari-lanceolatis; scutis inferioribus octogonis, tentaculis ovatis gemi-

natis; aculeis subulatis, tri- vel quadrii-fariis, diametro transversali radii longioribus. Mund groß, fünfstrahlig, mit rechtwinkelig abgeschnittenen Strahlen. Arme lang, linienlanzettförmig, mit achtseitigen Bauchschildern und fünfseitigen, an den langen Seiten eingebogenen Rückenschildern. Seitenschilder an ihren vordern Seitenrändern mit paarigen elliptischen Tentakeln, neben welchen nach dem Rücken zu 3—4 pfriemenförmige Stacheln mit verdickten Gelenkflächen eingelenkt sind, welche an Länge den Querdurchmesser der Arme übertreffen, die nach der Abbildung selbst über 3" lang werden.

Im lithographischen Jurakalke Solenhofen's. Sammlung v. Münster's.

2) O. carinata *v. Münst.*, *Goldf.* p. 206. taf. 62. fig. 5. Ophiura *Bronn.* Zeitschrift f. Min. 1828. S. 614. O. disco nudo brachiis subulatis, scutis carinatis, carina dorsali gibbosa; tentaculis ...; aculeis acicularibus diametro transversali radii longitudine aequalibus. Etwas kleiner als vorige. Scheibe im Umkreis fünfeckig. Arme pfriemenförmig mit lanzettförmigen Rücken- und Seitenschildern bedeckt. Erstre bilden einen erhabenen höckerigen Kiel; letztre sind mit Reihen feiner Stacheln besetzt, deren Länge der Breite der Arme gleichkommt.

Ebendaselbst. Sammlungen v. Münster, Bronn u. s. w.

3) O. Libanotica *Koenig.* Icon. sectil. I. p. 2. nr. 26. Nicht näher beschrieben; doch sehr ähnlich der vorigen, obschon in der Zeichnung weder Tentakeln noch Stacheln sichtbar sind. Arme über 1" lang.

In dem, den lithographischen Juraschiefern durch Ansehen und mitvorkommende Versteinerungen so durchaus ähnlichen Gesteine des Libanon; — von Lady Stanhope mitgebracht. Im Museum Britannicum.

4) Im berliner Museum glaubt Ref. noch eine andere Art von daher, mit kurzen dicken Armen beobachtet zu haben, welche Ehrenberg mitgebracht hat.

5) O. prisca *v. Münst.*, *Goldf.* p. 206. taf. 62. fig. 6. O. disco scutato, brachiis subulatis, subteretibus, brevibus, inermibus; scutis inferioribus subhexagonis, tentaculis ovalibus seriatis. ? Asteriacites ophiurus *v. Schloth.* Petref. p. 325. tab. 29. fig. 6. Ophiura Schlotheimii, Holl Handb. S. 385. Kleinere Art mit großer runder Scheibe und stielrunden, pfriemenförmigen, etwa ½" langen, unbewehrten Armen. Bauchschilder derselben mitten am vordern und hintern Rande mit einer vortretenden Spitze, doppelt so lang als breit, an den Seitenrändern eingebogen. Kleine Tentakeln sitzen reihenweise an den Seitenschildern.

Im Muschelkalke zu Baireuth und ? Teutleben. Sammlung v. Münster's und ? v. Schlotheim's.

6) O. loricata *Goldf.* p. 207. taf. 62. fig. 7. O. disco utrinque scutato, brachiis lanceolatis, subteretibus, brevibus, inermibus; tentaculis .... Asterites scutellatus *Blumenb.* Archaeol. I. p. 24. taf. II. fig. 10. Kleine Art, mit großer runder Scheibe, und nur ½" langen, starken, lanzettförmigen, stielrunden, nur auf der Bauchseite etwas flachen Armen, welche mit kurzen drei- bis fast fünfeckigen, auf der Rückenseite rhomboidalen Schuppen bedeckt sind. Rückenseite der Scheibe mit kleinen unregelmäßig vier- bis fünfseitigen Täfelchen, welche einen doppelten Kreis um ein sechsseitiges Schildchen des Mittelpunktes bilden. Bauchseite ganz bedeckt mit lanzettförmigen Täfelchen, welche rasenförmig um den Mund stehen.

Im Muschelkalke des Heinberges bei Göttingen, und zu Schwenningen in Würtemberg. Sammlungen von Alberti's, von Althaus's.

7) O. Milleri *Phill.* taf. XIII. fig. 20. Im Lias zu Straites, Yorkshire, kenne ich nicht genauer.

8) Parkinson citirt nach a) *Bourguet* traité des petrifications pl. 59. fig. 438. als Scheibe einer Ophiura; dann soll nach ihm b) Donovan ein sehr vollständiges Exemplar dieses Geschlechtes aus der Kreide bei dem Verkaufe des Lever'schen Museums erhalten haben*).

(*H. G. Bronn.*)

OPHIURIDE ist eine krumme Linie des dritten Grades, welche mehre eigenthümliche Eigenschaften hat. Ihre Gleichung ist, wie im Art. geometrischer Ort bewiesen werden wird, $x(x^2+\eta^2)\,y\,(ax+b\eta)=o$. Hieraus folgt augenblicklich, daß die krumme Linie in einen Kreis übergeht, wenn $b=o$ ist. Sie hat einen völlig umschlossenen Theil, dessen Flächenraum angegeben werden kann (s. Brandes, Lehrb. der höhern Geometrie. Leipzig 1824. 2ter Th. S. 48 fg.; die dortige Rechnung läßt sich jedoch sehr vereinfachen), und zwei unendliche Äste, die sich an eine gradlinigte Asymptote anschließen (s. Uhlhorn's Entdeckungen in der höhern Geometrie. Oldenburg 1809. S. 11.). (*Scherk.*)

Ophiurit, Ophiurite (Franz.), Ophiurites, s. Ophiura (Paläozoologie). (*Bronn.*)

Ophiurus *Gärtn.*, s. Rottbölla *L.* fil.

OPHIUSA. 1) Eine der pityusischen Inseln (*Mel.* II. 7. *Plin.* III. 5. 11. *Strab.* III. 176.), jetzt Montcolibre, bei den Römern Colubraria. 2) Insel bei Kreta (*Plin.* IV. 12.). 3) Stadt am linken Ufer des Tyras, im europäischen Scythien (*Scyl.* 69. a. *Plin.* IV. 12, 26. *Strab.* VII. 354.). 4) Insel in der Propontis (*Plin.* V, 32, 44.). 5) Mythischer Name der Kyklade Tenos und von Rhodos (*Steph. Byz. Plin.* IV, 12, 22. V, 31, 36. *Strab.* XIV, 751.). (*Klausen.*)

OPHIUSA. *Ochsenheimer* (Insecta). Eine Schmetterlingsgattung aus der Familie der Eulen (Noctua *L.*) von Hübner Ascalapha genannt. Die Kennzeichen sind nach Ochsenheimer (Schmetterlinge von Europa V. 3. S. 288.) folgende. Die Schmetterlinge haben lange, schlanke Körper, schwach gekerbte, lange Fühler (mit Ausnahme des Mannes der letzten Art), breite, fast dreieckige,

---

*) *Blumenbach* Specimen Archaeologiae telluris. I. Goett. 1803. 4. v. Schlotheim, die Petrefactenkunde. Gotha 1820. 8. Nachträge I. u. II. *Parkinson* Outlines of Oryctology. London 1822. 8. p. 101. *Koenig* Icones sectiles. Londini 1825. Centuria I. fol. *Phillips* Geology of the Yorkshire Coast. London 1828. 4. Holl, Handbuch der Petrefactenkunde. Dresden 1830. 12. Goldfuß Beschreibung und Abbildung der Petrefacten Teutschlands. fol. 3tes Heft. Düsseldorf 1831.

gegen das äußere Ende zugespitzte, Vorderflügel, und Hinterflügel mit bindenartig dunklerem Rande und breiten Franzen. Sie nähern sich in ihrem Bau den Spannern, fliegen bei Nacht, schwärmen aber auch, abgesetzt bogenartig, bei Tage. Die Raupen haben zwölf vollkommene Füße, die ersteren Paare der Bauchfüße mangeln ganz, oder sind unausgebildet. Sie gehen spannerartig und sind nackt und schlank. — Die Verwandlung erfolgt in der Erde oder auf derselben, in einem mit Erdkörnern, Moos oder Blättern vermengten Gewebe. — Die Gattung zerfällt in drei Familien. A. Spannerförmige Schmetterlinge mit ausgezeichnetem braunem oder schwarzem Halskragen und eben solcher Nierenmakel. B. Stärker gebaute Schmetterlinge; die runde Makel wie ein Punkt, die Nierenmakel unausgebildet, die Vorderflügel wie die hinteren mit Binden am Außenrande, der Halskragen einfach. C. Schmetterlinge zart und schlank, ohne Makeln, mit ausgezeichneten Querbinden und Linien.

Als Typus der ersten Familie führen wir auf: O. lusoria. Wien. Verz. (*Hübner* Noct. tab. 65. fig. 318. [foem.] N. Lusoria — Larv. Lep. IV. Noct. III. Semigeometr. G. a. fig. 1. a.). Lusoria ist von mittlerer Größe, ungefähr wie Noct. pyramidea, jedoch im Körper und Flügelbaue sehr zart und mehr spannerartig geformt. Der Kopf und der schwachgekämmte Rücken sind weißgrau, mit einzelnen braunen Punkten, die Fühler hellbraun, weiß beschuppt, bei dem Manne zart gekämmt. Der Hinterleib des Mannes ist lang und schmal, weißgrau mit gelblichem Afterbüschel, jener des Weibes walzenförmig. Die Füße sind grau, lang, stark bedornt. Die Vorderflügel haben eine fast dreieckige Form und weichen dadurch von der nächst verwandten Ludicra ab, daß sie gegen die Franzen viel breiter werden, auch am Flügelende zugespitzt sind. Ihr Grund ist bläulichgrau, ohne deutliche Zeichnungen, nur mit vielem braunen Staube und kleinen gleichen Strichen bedeckt. Die erste Querlinie zeigt sich unbestimmt, einfach oder doppelt, hinter ihr stehen, statt der runden Makel, ein dunkelbrauner Punkt, statt der Nierenmakel aber ein ansehnlicher kaffeebrauner Fleck, wie ein Nagel gestaltet, der Lusoria sehr kenntlich macht, von Hübner aber ganz falsch gezeichnet ist. Hinter diesem zeigt schwarzer Staub einige Spuren der zweiten Querlinie, dann folgt die gewässerte Binde, erst hellgrau, dann bräunlich, vornehmlich von dem Vorderrande her. Die Franzen sind mit dem Grunde einfarbig, mit brauner Punktreihe vor dem Anfange. Die Hinterflügel sind gelbgrau, der Außenrand und die Franzen gehen in das Bräunliche über. Die ganze Unterseite ist gelbgrau, nach Innen weißlicher. Auf den Hinterflügeln erscheint meistens der Mondfleck. Die Raupe lebt im Juni und Anfangs Juli an der Leckritzwicke oder süßblättrigen Tragant (Astragalus glycyphyllos). Sie hat nur zwei Paar vollständige Bauchfüße und schreitet spannerartig. Übrigens ist sie nackt, bläulich aschgrau, mit vielen schwarzen Pünktchen bestreut. Mitten über den Rücken läuft eine abgesetzte gelbe und an den Seiten desselben eine schwarze Längslinie herab. Sie verwandelt sich in der Erde, in einem damit vermengten Gewebe. Der Schmetterling erscheint Ende Juli oder Anfangs August nach einer Puppenruhe von ungefähr drei Wochen. Er ist in Ungarn und Österreich einheimisch, wird auch in anderen Gegenden von Teutschland, nirgends häufig gefunden.

Als Typus der zweiten Familie kann O. lunaris. Wien. Verz. (*Hübner* Noct. tab. 66. fig. 322. [foem.] N. Lunaris. Beiträge. 1ster Bd. 1ster Th. Tab. 2. I. S. 16. Larv. Lep. IV. Noct. III. Semigeometr. G. b. fig. 1. a. b.) dienen. Ausgespannt ziemlich drei Zoll messend. Sie erscheint, rücksichtlich ihrer Färbung in den abweichendsten Varietäten, vom Grünlichgrauen bis in tiefes Rothbraun oder Schwarzbraun übergehend. Aus der ersteren, die sich durch Übergänge mit den folgenden fest verbindet, haben Fabricius und Andere nach ihm eine eigne Art unter dem Namen Meretrix irrig gebildet. Kopf, Halskragen und Rücken sind wie die Vorderflügel abändernd, grünlich grau, heller oder dunkler braun. Der Hinterleib ist lichter, der Afterbüschel wieder dunkel. Die Fühler sind gelblich, gegen die Spitzen hin dunkler, bei dem Manne gekerbt; die Füße weißgrau oder bräunlichgrau. — Das erste Feld der Vorderflügel nächst der Wurzel ist am hellsten; gegen den Vorderrand, bei der Einlenkung, steht ein brauner Punkt. Die zwei ganzen Querlinien sind gelblich, braun eingefaßt, sie laufen am Innenrande bald mehr bald weniger gegeneinander. Anstatt der runden Makel steht wieder ein tief brauner Punkt, und die kleine Nierenmakel hat meistens eine halbmondartige Form. Die folgende Binde wird von einer gelblichen Zackenlinie begränzt, sie ist nach Innen am dunkelsten. Vor den gezähnten, mit dem Grunde gleichfarbigen, Franzen steht eine schwärzliche Punktreihe. Die Hinterflügel sind gegen die Wurzel gelblich, gegen außen breit bindenartig schwarzbraun. Die Franzen hellbraun, mit einer dunkeln geschlängelten Linie eingefaßt. Die Unterseite ist fast zeichnungslos, gelbbraun, heller oder dunkler, nach Maßgabe der Oberseite. Der Adernlauf ist stark erhaben; auf allen Flügeln finden sich braune Mittelflecke. Die Raupe findet sich im Juli und August auf der Eiche (Quercus Robur), zuweilen auch auf der Espe (Populus tremula). Ihre Bauchfüße sind vom ersten zum letzten Paare allmählig verlängert. Die vorderen beiden Paare gleichen nur Anfängen von Füßen, die Raupe kann sich ihrer nicht bedienen und dadurch entsteht ein spannerförmiger Gang. Der Kopf ist flach und ziemlich groß im Verhältnisse zum Körper, von Farbe rothgelb, mit gelben Linien. Vor der letzten Häutung hat sie eine dunkelgrüne Grundfarbe und ist mit weißen Punkten besetzt. In jeder Seite, nahe über den Füßen, läuft eine rothe Linie. Auf dem vierten Ringe stehen zwei rothe erhabene Punkte, und auf dem vorletzten Ringe zwei rothe ziemlich erhöhete Spitzen. Die Schwanzklappe ist sehr verlängert. Nach der letzten Häutung erscheint der Körper röthlichbraun, die Seitenlinie aber sehr blaß. Die Spitzen auf dem vorletzten Ringe werden rothgelb, ebenso die Flecken auf dem vierten. Varietäten in mehr grauer oder schwärzlicher Farbe kommen auch vor. Sie verwandelt sich in der Erde mit leichtem Gespinnste, oder

außerhalb zwischen dürren Blättern und Moos. Ihre Entwickelung erfolgt gewöhnlich im nächsten Mai. Die frühesten Raupen sollen zuweilen noch im nämlichen Herbst den Schmetterling geben, welches andern mehrjährigen Erfahrungen widerspricht. Lunaris ist in Ungern, Dalmatien und Frankreich nicht selten, zeigt sich aber auch in Österreich und mehren Gegenden von Südteutschland. Sie fliegt bei Tage im Sonnenschein.

Zur dritten Familie gehört die bekannte O. Algira (*Hübner* Noct. tab. 66. fig. 323. [foem.] N. triangularis.). Als ihr Vaterland ward von Linné Algier, von Cramer (Capellen III. taf. 273. fig. E. und 288. fig. A. Noct. Achatina., welches Synonym nach Boisduval nicht hierher gehört.) Koromandel angegeben, sie findet sich aber auch in Italien, Südfrankreich und Dalmatien. Sie hat die Größe von Lusoria. Kopf, Halskragen und der kaum merklich gekämmte Rücken sind dunkelbraun. Der Körper ist aschgrau, schmal und lang. Der Afterbüschel des Mannes grau und bräunlich gemischt. Die Fühler sind lang, fein, rostfarbig, weiß beschuppt, vorzüglich gegen die Wurzel, bei dem Manne gekerbt. Die Füße braungrau. Die Vorderflügel haben ein dunkles, mit feinem Olivengrün gemischtes Braun zur Grundfarbe. Das Feld nächst der Wurzel ist ohne Zeichnung. Hierauf folgt eine weißliche, blaß fleischfarbig bestäubte und nach beiden Seiten hohl ausgeschnittene Mittelbinde, die in ihrer Breite sehr abwechselt. Man bemerkt in ihr zuweilen einen kleinen grünlichen oder braunen Halbmond, als Anzeige der Nierenmakel. Dann ist der Grund wieder dunkelbraun bis zu einer gelblichgezackten Linie, hinter welcher der Farbeton weißlichbraun, in das Fleischfarbige übergehend bis zu den Franzen wird. An der Flügelspitze stehen zwei große tief braune, weiß eingefaßte Flecke, vor den grauen Franzen aber eine Punktreihe, zwischen hellern Aderstrichen. Die Hinterflügel sind dunkelbraun, mit grünlichem Schiller und einer blaßfleischfarbigen, nicht scharf begrenzten, Mittelbinde. Eine hellaschgraue Einfassung von kleinen Halbmonden trennt die braunen Franzen von der Fläche. Unten zeigen sich alle Flügel gelbbraun, die Zeichnungen von oben, besonders die Mittelbinden, scheinen hellgelblich durch. Gegen die Franzen liegt weißlich röthlicher Staub, nach innen aber sind dunklere grobe Atome, welche mehre Bogenstreife bilden. Der Halbmond der Nierenmakel scheint auf den Vorderflügeln als ein Punkt durch. Varietäten haben in den hellen Stellen der Vorderflügel bald mehr Weiß, bald lebhafter röthliche Fleischfarbe, auch Gelb und Weiß. Die dunkeln Felder sind schwärzlicher, oder heller braun. Die Raupe fand sich im Sommer auf Haselstauden (Corylus Avellana), auch auf Brombeeren (Rubus fruticosus). Die Schmetterlinge erschienen im Juli und August. Aber auch im ersten Frühjahre kamen Puppen derselben unter Steinen vor; es gibt also zwei Generationen. Die Raupen waren aschgrau, ohne alle Zeichnung, in Gestalt wie jene der vorigen Arten, ihre Puppen blau bereift und ruheten in geleimten Geweben zwischen Moos und Pflanzen verborgen. (D. *Thon.*)

Ophiussa, s. Ophiusa.

Ophla, s. Jerusalem (Topographie).

Ophlias, s. Jacobus der Apostel.

OPHNI (עָפְנִי), war der Name einer Stadt Palästinas, im Stamme Benjamin gelegen. Jos. 18, 24. (*E. R.*)

OPHONUS, *Ziegler* (Insecta). Eine Laufkäfergattung aus Harpalus (s. d. Art.) gesondert, von welcher Latreille (*Cuvier* règne animal ed. 2. IV. p. 391.) folgende Kennzeichen angibt: Bei den Männchen sind die Tarsen der vier Vorderbeine stark erweitert, oder werden nach und nach auffallend breiter, und sind unten meist mit vielen dicht stehenden Haaren besetzt, welche eine ununterbrochene Bürste bilden, das letzte Tarsenglied ist nicht gelappt, das letzte Glied der äußern Palpen ist abgestutzt, oder sehr stumpf, oben ist der Körper sehr fein punktirt, und der Thorax ist oft herzförmig hinten abgestutzt.

Dejean (Spec. des coléoptères IV. p. 191.) hat diese Gattung wieder mit Harpalus vereinigt, indem er sie blos als Abtheilung derselben bestehen läßt, die noch überdies, wie er sagt, nicht scharf gesondert ist. Er rechtfertigt diese Vereinigung durch folgende Angaben: „Die Insekten, welche diese Gattung bilden würden, haben mir keinen echten Charakter dargeboten, durch welchen man sie von den andern Harpalusarten unterscheiden könnte, sie haben wie diese einen einfachen und deutlichen Zahn in der Mitte des Kinnes, die Lefze, die Mandibeln, die Palpen und die Fühler haben mir keine Verschiedenheit gezeigt; bei einigen Arten findet man zwar die vier vordern Tarsen der Männchen unten mit zahlreichen dicht stehenden Haaren, welche eine ununterbrochene Bürste bilden, besetzt, aber dieses Kennzeichen mangelt bei mehreren Arten und man trifft es bei einigen echten Harpalusarten an; es würde also, um die Ophonus zu unterscheiden, nichts übrig bleiben als die Punktirung, welche indessen nicht hinreichen kann, eine Gattung zu charakterisiren." Typus ist übrigens Harpalus sabulicola, *Panzer* (Fauna 30.). (D. *Thon.*)

Ophonus (Paläozoologie), s. Insecta fossilia.

OPHRA (עָפְרָה). 1) Eine Stadt Palästinas im Gebiete des Stammes Benjamin (Josua 18, 23. 1 Sam. 13, 17.). Der Name bedeutet vermuthlich „junge Gazelle." Der Ort lag nach Eusebius fünf Meilen östlich von Bethel. Es ist wahrscheinlich derselbe, welchen Micha (1, 10.) vollständiger Beth-leaphra (בֵּית לְעַפְרָה Haus der Gazelle) nennt. 2) Eine gleichnamige Stadt im Stamme Manasse, der Geburtsort des Richters Gideon, wo dieser ein Götzenbild (אֵפוֹד) aufstellte (Richter 6, 11. 8, 27.), und wo dessen Sohn Abimelech seine siebenzig Brüder ermordete bis auf den einzigen Jotham (Richt. 9, 5.). Josephus schreibt den Namen dieser Stadt Ἐφρά, Hieronymus aber ganz falsch Ephrata. (*E. Rödiger.*)

OPHRYAS, *Merrem* (Reptilia). Hochbraune*). Eine Schlangengattung mit folgenden Kennzeichen (System der Amphib. 146.): Unterleib mit ganzen Schildern. Schwanz rund, mit hakenförmiger Spitze, unten mit ganzen und getheilten Schildern. Kopf mit neun Schildern, kleinen Hinterhauptsschildern, kammförmigen

*) Richtiger Hochbraue.

Augenbraunschildern; keiner Grube vor den Augen. Keine Spornen am After. Wagler vereinigt die Gattung wieder mit Acanthophis. Typus der Gattung ist O. Acanthophis. Schlingende Natter. Merrem Beitr. II. S. 20. T. 9. Acanthophis cerastinus, *Dand.* rept. V. p. 289. t. 67. (Merrem.) Boa palpebrosa, *Shaw* Gen. Zool. III. p. 362. Lacep. in Ann. du Mus. d'h. n. IV. p. 200. (D. *Thon.*)

OPHRYDIA, *Bory de St. Vincent* (Zoophyta). Eine Gattung Infusionsthierchen nach Bory zur Familie der Mystacineen und der Ordnung der Trichoden gehörig, charakterisirt durch Bündel entgegengesetzter Haare, welche auf beiden Seiten des vordern Theils eines runden cylindrischen oder kreiselförmigen Körpers sitzen. Die Thiere, aus welcher sie besteht, zeigen die äußern Formen der echten Uricolarien und die Haarbündel auf dieselbe Weise gestellt, um einen Übergang zu letztern zu bilden, aber sie sind nicht in Form eines Kelches ausgehöhlt und ihre Haare vibriren nicht so deutlich. Man begreift daher, warum man mehre Arten aus der ungeordneten Gattung Trichoda hierher ziehen konnte, aber man sieht keinen Grund, warum der scharfsichtige Müller einige für Vorticellen nehmen konnte, da doch ihr Körper keine Aushöhlung zeigt, welche man als das Rudiment eines Verdauungssackes betrachten könnte. Alle Arten sind unter einander sehr ähnlich und finden sich mit Ausnahme einer einzigen alle im süßen Wasser, keine kommt in eigentlichen Infusionen vor.

Als Typus dient die gemeinste Art O. Lagenula *B.*; Trichoda Diota, *Müll.* (Inf. p. 168. Tab. 24. fig. 3—4. Encycl. Vers. pl. 12. fig. 24. 25.). Dieses Thierchen findet sich unter den Wasserlinsen stehender Gewässer und besteht aus durchscheinenden gelblichen Theilchen, ist aber nicht trichterförmig, wie Müller angibt, sondern vielmehr eine ganz volle Kugel, deren vorderer Theil ungefähr so verlängert ist, wie an den Flaschen, welche man Bocksbeutel zu nennen pflegt, welchen Flaschen seine Gestalt auch vollkommen gleicht. An beiden Seiten des vorn gestutzten Halses zeigen sich die Haarbündel immer getrennt, wie auch das Thier sie bewegen mag, bisweilen läßt es nur einen einzigen sehen. Oft zieht es sich vollkommen kugelförmig zusammen und sieht dann ganz aus wie ein Volver.

Die andern Arten dieser Gattung sind: 2) O. Gyrinus *B.*; Trichoda Gyrinus, *Müll.* tab. 23. fig. 10—12. Encycl. pl. 12. fig. 10—12. 3) O. Trochus *B.*; Trichoda *Müll.* tab. 23. fig. 8. 9. Encycl. pl. 12. fig. 8. 9. 4) O. Clavata *B.*; Vorticella albinea *Müll.* tab. 38. fig. 9. 10. Encycl. pl. 20. fig. 29. 30. 5) O. nasuta *B.*; Vorticella versatilis *Müll.* tab. 39. fig. 17. 14—16 excl.). Encycl. pl. 21. fig. 4 (1—3. excl.). — *Bory de St. Vincent* im Dictionaire classiq. d'hist. nat. XII. p. 245. (D. *Thon.*)

OPHRYDINA, *Ehrenberg* (Zoophyta). Eine Familie der Infusorien, oder wie sie Ehrenberg nennt (Symbolae physicae. Animalia evertebrata fasc. I.) Polygastrica, aus dem zweiten Cirkel Enterodela, dessen vierter Section Anopisthia und deren zweiter Reihe, Loricata, noch nicht charakterisirt. Sie enthält nach dem im angeführten Werke (Bogen i) mitgetheilten Conspectus folgende Gattungsaufstellung:

a) corpore gelatina involuto, nec pedicellato:
Gen. Ophrydium, 1 Species!
b) corpore vagina membranacea incluso:
α) pedicellato:
†) vagina sessili, corpore pedicellato:
Gen. Tintinnus;
††) vagina pedicellata:
Gen. Cothurnia, 2 Species.
β) corpore non pedicellato:
Gen. Vaginicola, 4 Species! (D. *Thon.*)

OPHRYDIUM, *Ehrenberg* (Zoophyta). Eine Gattung der Familie Ophrydina (s. d. Art.), welche durch den ungestielten, mit einer Gallerte umgebenen Körper charakterisirt ist. Sie fällt wol einigermaßen mit Ophrydia *Bory's* zusammen, indem Ehrenberg (Organisation, Systematik und geographisches Verhältniß der Infusionsthierchen. S. 61.) als einzige Art, die in jenem mit begriffene Vorticella versatilis aufführt. (D. *Thon.*)

OPHRYESSA, richtiger (Ὀφρυοεις) Ophryoëssa, *H. Boie* (Reptilia). Braunen (Brauen)-Echse. Eine Eidechsengattung, welche Cuvier unter die Leguans (zweite Abtheilung der Igueniden) rechnet. Als Kennzeichen gelten: die Nasenlöcher stehen in der Nasenkante in einer höckerigen Schuppe, der Scheitel ist mit höckerigen Schüppchen besetzt, die Kehle ist einfach, etwas aufblasbar, die Zehen sind einfach, der Schwanz ist zusammengedrückt, die Körperbedeckung besteht aus kleinen dachziegelförmig liegenden Schuppen, der Rückenkamm steht vor, gezähnelte Maxillarzähne und Zähne im Gaumen. Typus und einzige Art bis jetzt ist O. superciliosa *Linné* (Agama stellaris *Daudin. Seba* thes. I. tab. 92. fig. 2. Lophyrus xiphosurus *Spix.* Anim. nov. Lacert. tab. 10. Id. Loph. auronitens taf. 13. a. pullus.). Hat ihren Namen davon, weil die Augenlider durch eine gekielte Haut gebildet werden. Die Farbe braungelb mit dunkelbrauner gezackter Seitenbinde. In Amerika (Brasilien). Merrem gibt fälschlich Java als Vaterland an. (D. *Thon.*)

OPHRYNEION (Ὀφρύνειον), Ort in Troas. *Herodot.* VII. 43. (*H.*)

OPHRYOCERCINA, *Ehrenberg* (Infusoria). Die neunte Familie der Section Allotreta, Cirkel Enterodela, der Classe Polygastrica (Infusorien) (Symbolae physicae. Anim. evertebr. fasc. I. Bogen i) charakterisirt: ano infero, ore terminali — die einzige Gattung Ophryocercus umfassend. (D. *Thon.*)

Ophryocercus, s. d. Art. Ophryocercina.

Ophryoglena *Ehrenberg* (Zoophyta), s. d. Art. Infusoria.

OPHRYS, (Ragwurz). Unter diesem Namen, welcher sich schon bei Plinius für ein unbestimmbares Gewächs gebraucht findet (Hist. nat. XXVI. 93.), begriff Linné eine Pflanzengattung der natürlichen Familie der Orchideen und aus der ersten Ordnung der 20. Linnéischen Classe. Char. Fünf Kelchblättchen, von denen die drei obern helmförmigen zusammenstoßen, die beiden seit-

lichen weit offen stehen; das Corollenlippchen ist eben, oft kielförmig gelappt, ohne Sporn; das Befruchtungssäulchen kurz, stumpf, trägt am oberen Ende die Anthere, an der Basis die concave Narbe; die Pollenkörper bilden elastisch zusammenhängende Läppchen und sind durch parallele Halter in getrennten Käppchen befestigt. Die 19 bekannten Arten (mehre früher hierher gerechnete, gehören zu andern Gattungen) wachsen als Kräuter mit wenigen, breiten Blättern an der Basis des niedrigen mit Scheiden versehenen Stengels und mit perennirenden, rundlichen Wurzelknollen im gemäßigten, besonders im südlichen Europa, im nördlichen Afrika, in Kleinasien, in der Krimm und am Kaukasus, meist auf waldigen Bergwiesen. Sie haben sonderbar gestaltete Blüthen, welche oft manchen Insecten an Form und Farbe ähneln, z. B. O. myodes *Jacq.*, O. aranifera *Huds.* (Engl. bot. t. 65.), O. apifera *Huds.* (Engl. bot. t. 383.), O. oestrifera *Marsch. Bieberst.*, O. tabanifera *Willd.*, O. sphegifera *Willd.*, O. arachnites *All.* (Hall. stirp. t. 24.) und O. tenthredinifera *Willd.* (Bot. reg. t. 205. t. 1093.). Die schönste ist O. Ferrum equinum *Desf.* (Ann. du Mus. X. p. 226. t. 15., Choix t. 5., Sprengel's Gesch. d. Bot. I. S. 114. t. 2., wo die Färbung des Corollenlippchens unrichtig ist) mit breiten, ablangen, spitzen, nervenreichen Blättern, rosenrothen Kelchblättchen und convexem dunkelpurpurnem Corollenlippchen, dessen Mitte ein hufeisenförmiger, hellblauer Fleck einnimmt. Diese Art, welche bisher nur im Peloponnes gefunden worden, ist höchst wahrscheinlich das κοσμοσάνδαλον, dessen sich die Spartaner zu Kränzen bedienten (*Athenaeus* l. 15. c. 8.). Am häufigsten in Europa, auch im nördlichen Teutschland, besonders in Wäldern mit Kalkboden nicht selten, findet sich O. myodes *Jacqu.* (Ic. rar. t. 184. Sturm Teutschl. Fl. Fl. dan. t. 1398. O. insectifera var. *a. L.* O. muscifera *Huds.* Engl. bot. t. 64.) mit fußhohem, beblättertem Stengel, lanzettförmigen, stumpfen, glatten, nervigen Blättern, schlaff ährenförmigen Blüthen, linienförmigen Kelchblättchen und convexem, feinbehaartem, dreitheiligem, schwarzpurpurnem Corollenlippchen, dessen Mittellappen gespalten und dessen Mitte mit einem helleren Fleck bezeichnet ist. (*A. Sprengel.*)

OPHTHALMIA, von Ὀφθαλμός, das Auge. Die griechischen Ärzte, und überhaupt die Ärzte des Alterthums verstanden unter Ophthalmie: das Augentriefen, Lippitudo; bisweilen verbanden sie aber auch mit diesem Worte den allgemeinen Begriff: „Augenkrankheit, Augenübel." In unserer Zeit heißt Ophthalmia nichts anders als eine Augenentzündung. Der Begriff Augenentzündung ist nun deshalb sehr weit, weil das Auge aus einer Menge sehr feiner und sehr verschiedenartiger Organsysteme zusammengesetzt ist, die einzeln, für sich, von Entzündungen befallen werden können. Die Entzündungen der einzelnen Theile des Auges, die den Forschern des Alterthums zum größten Theile unbekannt waren, haben jetzt bestimmte Namen erhalten, und so gebraucht man in unsern Tagen den Namen Ophthalmia fast nur von der Entzündung äußerer Theile des Auges und fast nur von der Entzündung der Bindehaut des Augapfels und der Augenlider. Daher denn sehr häufig die Namen Ophthalmia catarrhalis, scrophulosa u. s. w. gehört werden. Ausnahmsweise geschieht es jedoch, daß man Entzündung tieferer Gebilde des Auges, z. B. die Entzündung der Sclerotica, mit dem Namen Ophthalmia rheumatica, oder arthritica belegt, eine Benennung, die dann statt findet, wenn man die specielle Augenentzündung nicht nach ihrem Sitze, sondern nach ihrer Ursache aufführt, z. B. gichtische, skrophulöse Augenentzündung. Im Allgemeinen betrachtet ist die Ophthalmie der Mittelpunkt und die Quelle aller Augenkrankheiten. So viel Mühe bis jetzt auf die Erkenntniß der Entzündung im Auge überhaupt verwendet worden ist, so wenig sind doch die Ärzte unserer Zeit am Ziele; denn die Natur der Entzündung mancher Theile des Auges, z. B. der innern Fläche der Sclerotica, der Choroidea, der Netzhaut, des Glaskörpers, der Linse, des Orbiculus ciliaris, selbst der Iris und Hornhaut, sind zum Theil in ihren Wirkungen noch unerkannt, zum Theil in ihren Erscheinungen falsch gedeutet. Daher denn auch die bessern Ärzte und Wundärzte unsrer Zeit ihre Beobachtung diesem wichtigen Theile der Augenheilkunde zuwenden, dessen Aufklärung von dem größten Einflusse auf die Behandlung vieler jetzt noch unerkannten Augenkrankheiten, und sonach auf die Erhaltung des schönsten Organs des belebten Körpers ist. Allgemeine Heilmethode der Ophthalmie überhaupt gibt es nicht. Die Entzündung eines jeden einzelnen Theiles des Auges will nach den Ursachen, die sie hervorrief, nach dem Grade und nach dem Stadium der Krankheit, nach der Individualität des Kranken behandelt sein. Das darf jedoch nicht mit Stillschweigen übergangen werden, daß, so wichtig jene Individualisirung bei Behandlung der einzelen Ophthalmien auch ist, bei der Behandlung keines anderen entzündeten Theils des Organismus die Anwendung der sogenannten entzündungswidrigen Methode von so großer Wichtigkeit ist, als bei der Behandlung entzündeter Augen. Es ist dieses ein Hauptpunkt, wodurch sich die Ophthalmotherapie von der Behandlung der übrigen Krankheiten unterscheidet, daß die Krankheit im Entstehen unterdrückt werde, weil sonst, wenn die Entzündung ihre Stadien, ohne daß sie aufgehalten oder doch vermindert wäre, durchläuft, die größte Gefahr für die Integrität und vorzüglich für die Pelluciditat der einzelnen Theile des Auges vorhanden ist. Daher sich denn auch in keinem Theile der Heilkunde die Vernachlässigung der antiphlogistischen Heilmethode mehr rächt, als in der Ophthalmotherapie. Aber so wichtig diese Ansicht auch ist, so falsch ist es doch, sich dem Glauben hinzugeben, auf antiphlogistischem Wege bei Behandlung der Ophthalmien Alles machen zu können. Jeder Theil des Auges, der sich in einem entzündeten Zustande befindet und Anfangs antiphlogistisch behandelt worden ist, verlangt, wenn diese Methode nicht ausreicht, die ihm verwandten Heilmittel; ein Gegenstand, der praktisch wichtig, aber leider nichts weniger als bekannt ist. So läßt es sich z. B. nicht leugnen, daß der Sublimat zur entzündeten Cornea in

einem heilenden Verhältnisse steht, daß der salzsaure Baryt, die Aqua Laurocerasi, die Cicuta eine Wahlverwandtschaft zur entzündeten Conjunctiva haben, daß Senega nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf die entzündete membrana serosa Iridis, Scleroticae und Choroideae ist, und daß Belladonna und Hyoscyamus mit der entzündeten Retina in heilender Beziehung stehen; Andeutungen, die hier nicht weiter ausgeführt werden können, sondern in eine Materia ophthalmiatrica gehören. (Dr. *v. Ammon.*)

Ägyptische Ophthalmie, die epidemisch-contagiöse Augenblennorrhöe Ägyptens, contagiöse Augenentzündung, die Augenpest Ägyptens.

Geschichte der ägyptischen Ophthalmie. Epidemische Augenentzündungen herrschten schon im grauen Alterthume. Das beweisen Stellen bei dem Hippokrates sehr deutlich, wo von Ophthalmien die Rede ist, deren verschiedene Ausgänge, glückliche durch Crisen, unglückliche durch Bersten des Augapfels, durch Geschwüre, Trübungen, Augenliderumstülpungen u. s. w., dort trefflich geschildert werden. Einmal heißt es sogar, daß die Ophthalmie als eine alle befallende Krankheit vorkomme, und an einer anderen Stelle empfiehlt Hippokrates die antiphlogistische Behandlung, in ihrer ganzen Ausdehnung, gegen dieses Übel. Bei Platon kommen Stellen vor, die bestimmt beweisen, daß zu jener Zeit die Entstehung von Augenübeln durch Übertragung eines Ansteckungsstoffes nicht bezweifelt wurde. *Phaedrus* ed. Steph. p. 256. wird von einem Menschen, der von einer Empfindung ergriffen worden ist, die er als von Außen in ihn verpflanzt betrachten muß, weil er keine innere Quelle derselben kennt, die Behauptung aufgestellt: „er sei wie einer, der durch einen andern eine Augenkrankheit bekommen hat," woraus wol hervorgeht, daß zu Platon's Zeit die Entstehung von Augenübeln durch Übertragung von Menschen auf Menschen, als keinem Zweifel unterworfen, betrachtet worden ist (s. Lichtenstädt Platon's Lehren aus dem Gebiete der Naturforschung und der Heilkunde. Leipzig 1826. 8.). Xenophon erzählt von einem heftigen Augenübel, welches unter dem griechischen Heere während seines Rückzuges über den Euphrat und Tigris ausbrach und viele Individuen ergriff. Celsus unterscheidet mehre Grade und Absonderungsperioden der Ophthalmie, und Galen achtet das Contagium der Ophthalmie dem der bösartigen Fieber gleich. Aetius hat ein Fragment des Theodotius Severus, eines wahrscheinlich dem dritten oder vierten Jahrhunderte angehörigen Ophthalmologen, aufbewahrt, in welchem derselbe erzählt, daß Auflockerungen und Verdickungen (*δασύματα*) auf der innern Augenlidfläche aus verschiedenen Ursachen, aber auch aus langwierigen Schleimflüssen entstehen; man sieht nach ihm kleine Hervorragungen wie Hirsen- oder Kokoskörner, und das Übel ist schwer zu behandeln. Alexander von Tralles wirft schon die Frage auf, warum ein Augenkranker (*ὀφθαλμιῶν*) sein Übel leicht den Augen eines Gesunden mittheilt, und derselbe Schriftsteller sagt, daß die Ansteckungskraft der Ophthalmie der der Schwindsucht und der Krätze gleich sei. Was Avicenna zu Ende des zehnten Jahrhunderts mittheilt, spricht ebenfalls für das Vorkommen contagiöser Ophthalmien in jener Zeit, und wenn die spätern ärztlichen Schriftsteller Europens zum Theil gar keine, zum Theil nur sehr fragmentarische Nachrichten über die in Rede stehende Krankheit geben, so währte eine contagiöse-epidemische oder vielmehr endemische Augenkrankheit im Oriente fort, welche nach den Berichten eines Prosper Alpinus (Medic. Aegypt. L. B. 1718. p. 22.) und Volney (Voyage en Syrie et en Aegypte. T. I. p. 215.) mit der später in Europa herrschenden contagiösen Ophthalmie die auffallendste Übereinstimmung zeigt. Allein an Beschreibungen von furchtbar schnell verlaufenden Ophthalmien, die meistens das Auge ganz zerstörten, oder von solchen, die epidemisch auftraten, fehlt es keinesweges. Der Aberglaube des Mittelalters nannte dieselbe die hitzige Zauberei der Augen (fascinatio calida. Bartisch's Augendienst. Sulzbach 1686. 4.) und daß in einzelnen Ländern durch die Lage derselben u. s. w. contagiöse Augenblennorrhöen hervorgerufen wurden, darüber fehlt es nicht an sichern Nachrichten (*Baglio* opera omnia. Antw. 1719. p. 523. 568. Historia morborum, qui annis 1690—1701. Vratislaviae grassati sunt a Coll. Arnd. Cerp. Urat. in lucem edit. p. 15. 67. 271.). Allein aus dem Allem geht doch keinesweges hervor, daß man schon vor dem Bonaparteschen-Ägyptischen Feldzuge (1798) die Augenentzündung, welche zu jener Zeit die ägyptische oder auch die contagiöse genannt ward, gekannt habe, daß die von den frühsten und spätern Schriftstellern beschriebenen Ophthalmien mit der in Rede stehenden identisch seien. Die Geschichte spricht zwar dafür, daß sich zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Ländern epidemisch-contagiöse Augenentzündungen ausbildeten, sie thut aber keinesweges bestimmt dar, daß dieselben immer einer und derselben Natur gewesen sind. Zu Ende des vergangenen Jahrhunderts (1798—1800) hatten englische, französische und italische Ärzte, Larrey, Assalini, Frank, Vetsch u. a. m. Gelegenheit, bei dem Feldzuge Napoleons in Ägypten eine contagiöse Augenentzündung daselbst zu beobachten. Im Wesentlichen stimmen die Schilderungen, welche diese Ärzte von der genannten Krankheit geliefert haben, überein. Kaum war das ungefähr 30,000 Mann starke Heer Napoleons im Jahre 1798 in Ägypten gelandet, als die dort endemisch-contagiöse Ophthalmie mehre Regimenter befiel und mit zunehmender, beinah allgemeiner Ausbreitung, während des ganzen Aufenthaltes der Armee in Ägypten bis zum August 1801 ununterbrochen fortdauerte. Man sah sich genöthigt, zu Kairo, Gizeh und Rosette mehre besondre Hospitäler für Augenkranke zu errichten. Binnen drittehalb Monaten erkrankten an 3000 Soldaten an der Ophthalmie. Je enger die Truppenabtheilungen zusammengezogen wurden, je mehr sie den Einflüssen des ausgetretenen Nils ausgesetzt, je mehr sie durch rasche Märsche ermüdet worden waren, desto schneller und heftiger verbreitete sich die Ophthalmie. Während der Rückkehr der Truppen aus Ägypten sank das Übel beträchtlich; schon während der Überfahrt nach Frankreich wurden viele von der lästigen Krankheit und ihren Folgen befreit, und durch diese Krankheit invalid gewor-

dene Krieger konnten, nachdem sie einige Zeit in Frankreich gelebt hatten, als dienstfähige Soldaten wieder in die Armee treten; Larrey bemerkt ausdrücklich, daß die von den Ufern des Nils nach Frankreich gebrachte Augenkrankheit, nach erfolgter Rückkunft der Mannschaft, als Seuche sich zwar verlor, daß jedoch das einmal aufgenommene Leiden bei manchen Individuen von jener Zeit her in steter Entwickelung fortglimmte; eine Bemerkung, die auch von Gräfe und Adams später in Teutschland, Frankreich und England zu machen Gelegenheit fanden.

Wie es dem französischen Heere in Ägypten ging, so wurde auch das englische, von Abercrombie befehligte, im Jahre 1800 zu Abukir ausgeschiffte Heer bald von den Augenschleimflüssen befallen. Als später nach der Räumung Ägyptens (1803) das englische Heer getrennt ward und sehr verschiedenen Bestimmungen entgegenging, ward diese Ophthalmie an viele Orte verpflanzt; wohin die verschiedenen Truppen gingen, mittelbar oder unmittelbar, nach Malta, Sicilien, Gibraltar, Portugal, Spanien, dahin folgte das Augenübel, und beträchtlicher als irgendwo, brach die Krankheit in England aus. Zuerst bemerkte man sie unter den irländischen Truppen; von diesen ging sie im Jahre 1804 nach England über, und von hier aus ward sie fast allen Heeresabtheilungen mitgetheilt. Die Zahl der erblindeten Soldaten wuchs schnell bis auf 5000, und die Regierung setzte jährlich an hunderttausend Pfund Sterling zur Unterstützung jener Unglücklichen aus. Von der Armee ging die Ophthalmie auf das Volk über, und gar bald wüthete dieselbe im ganzen Lande. Bis zum Jahre 1818 erhielt sich das aus Ägypten durch die Soldaten nach England mitgebrachte Augenübel unverändert heftig, denn noch in dem genannten Jahre ergriff diese Ophthalmie in einem öffentlichen Arbeitshause 150 Erwachsene auf Einmal.

Aber auch in Italien ward vom Jahre 1801—13 dieselbe ansteckende Ophthalmie mit allen ihren eigenthümlichen Erscheinungen, Ausgängen und Folgen nach Omodei's Erzählung beobachtet. Zuerst unter den Truppenabtheilungen, die längs den Küsten aufgestellt, und die großen Strapatzen ausgesetzt waren; gar bald ging das Übel auch auf die Bewohner über, und verbreitete sich hauptsächlich unter den Einwohnern der Seestädte. Scarpa hielt die Beschränkung der Seuche nur durch solche Mittel für möglich, welche gegen die Pest selbst angezeigt sind. Die italienische Epidemie nahm ihren Gang von zwei Punkten, von Livorno und von der Insel Elba aus, kurze Zeit nachdem 1801 französische Truppen, aus Ägypten zurückkehrend, auf den genannten Punkten gelandet waren. Das Übel ging zuerst nach Chiavari und Genua, und später nach Parma, Mantua, Padua, Vicenza, Cremona, Lodi und Mailand, und erst als ein in Elba angestecktes italienisches Regiment, bei welchem blennorrhöische Augenaffecte sieben Jahre hindurch nicht aufgehört hatten, vom spanischen Feldzuge zurückkam, brachte es die Augenseuche auf das entgegengesetzte Ufer, zu den Küsten des adriatischen Meeres mit, das sich mehr und mehr verbreitend im Jahre 1812 bis zur höchsten Bösartigkeit entwickelte und von Ancona aus nach Sinigaglia, Rimini und landeinwärts über Loretto und Macerata nach Ascoli vordrang. Mit dem Jahre 1813 endete diese Epidemie. Aber auch im Befreiungsheere der Verbündeten durch Teutschland, Frankreich, Holland, Belgien, Schweden und Norwegen verbreitete sich in den denkwürdigen Jahren 1813—15 eine furchtbare Augenseuche, die durch ihre Erscheinungen bei dem Anfange und während der Akme, wie durch ihre Ausgänge eine völlige Identität mit den eben genannten Epidemien außer allen Zweifel setzt. Nicht auf allen Punkten brach diese Epidemie in gleichem Grade aus, allein sie nahm doch hier oder dort so überhand, daß während der Dauer der beiden Feldzüge von 1813—15 gegen dreißigtausend Krieger an dieser epidemischen Ophthalmie litten. Der Verlauf dieser Epidemie verhielt sich übrigens ganz jenen Gesetzen gemäß, nach welchen Seuchen im Allgemeinen erscheinen. Anfangs sah man nur wenige und leichte Krankheitsfälle; späterhin traten große Anomalien auf, und das Übel ward hartnäckiger; endlich zeigte sich das Leiden am heftigsten und am meisten ausgedehnt, und nach erlangter Höhe nahm die Krankheit mehr und mehr ab und erlosch endlich ganz.

Das von dem General York befehligte und zu Anfange des Jahres 1813 aus Rußland nach Berlin zurückkehrende preußische Armeecorps brachte die ersten Triefäugigen mit. Die Anzahl derselben war nicht gering, das Übel selbst aber war leicht zu beseitigen. Später, als Napoleon (1813) die Saale und Elbe mit neuen Truppenmassen überschritt, und die Kranken der preußischen und russischen Armee über die Oder zurückgebracht wurden, befanden sich bei den Transporten der Kranken auch viele Triefäugige, deren Leiden sich auf den Schiffen, in welche jene Kranken gebracht wurden, sehr verschlimmerte, aber später, als die Ausschiffung beendet war, sich wieder sehr zur Besserung anschickte; nur bei denen, welche der Seeluft ausgesetzt waren, zu Wollin und Cammin, widerstrebte das Übel hartnäckiger und ergriff Individuen, die früher nicht an den Augen gelitten hatten. Später, im Juni desselben Jahres, fanden sich von den Yorkischen und Barclaischen Colonnen, die im Mai in der Gegend der Elbe gegen Franzosen und Italiener gefochten hatten, Triefäugige ein; während des Waffenstillstandes im Juli verminderte sich die Zahl der Augenkranken; mit der Wiedereröffnung des Feldzuges nach den Schlachten bei Großbeeren, Dresden und Leipzig, mit eintretendem Herbste, vermehrte sich die Zahl der Triefäugigen, vorzüglich unter den Truppenabtheilungen, die auf sumpfigen Wiesen, an den Ufern großer Flüsse lange zu bivouakiren genöthigt waren, und Augenblennorrhöen dauerten in allen Elb- und Oderstädten am hartnäckigsten fort.

Das Kriegsglück führte die Verbündeten über den Rhein und nach Paris, nachdem ihre Armeen vom August 1813 bis zum März 1814 die Länder von der Elbe bis zur Seine in beständigen größern und kleinern Schlachten erobert hatten. Auf einen kalten Winter folgte ein heißer Sommer, und der größte Theil der siegreichen Armee mußte nach eingetretenem Frieden in schnellen

Rückmärschen das eroberte Frankreich verlassen. Jetzt erreichte die Augenseuche einen hohen Grad, und gar bald waren alle Hospitäler in Belgien, Frankreich, im Elsaß und am Rhein mit Augenkranken überfüllt, ja die nach Norden heimkehrenden Schweden brachten das Übel selbst dorthin zurück.

Die zurückgekehrte, dem Soldaten nun gegönnte Ruhe trug jetzt nicht wenig dazu bei, die Seuche zu verringern, allein ganz hörte sie nicht auf, und nachdem Napoleon's Rückkehr aus Elba ein neues Signal zum Kriege gegeben hatte, und die Heere der Verbündeten in großen Massen rasch gegen Frankreich rückten, stieg die Krankheit bedeutend, so daß eine nicht geringe Anzahl Soldaten von diesem Augenübel ergriffen, längs des Rheins hinter der Armee zurückbleiben mußte, und als zur Schlacht bei Belle Alliance Preußen und Engländer zusammenrückten, verbreitete und verschlimmerte sich das Augenübel noch mehr; im Sommer und Herbst 1815 erreichte die Epidemie ihre Akme. Von der vereinigten Armee aus verbreitete sich das Übel unter Städtern und Landleuten an vielen Orten, hauptsächlich aber am Rheine, in den Niederlanden und in Westfalen. Im Jahre 1816 war das Übel beinahe gänzlich verschwunden und erhielt sich nur noch an solchen Orten, wo sich viele kranke Soldaten befanden; allein später trat dasselbe hier und dort, hauptsächlich in der Rheingegend und in einem Theile von Österreich, selbst in Berlin, furchtbar auflodernd wieder empor, befiel ganze Familien und steckte von hier aus ganze Dörfer und Flecken an, ja es entwickelte sich hauptsächlich in Arbeitsanstalten, Casernen u. s. w., wo eine größere Menschenmasse zusammenwohnte, mit furchtbarer Schnelligkeit. Seit jener Zeit scheint die Wuth dieser furchtbaren Augenkrankheit gebrochen.

Was die Erscheinungen betrifft, unter welchen diese Krankheit beginnt, wächst und schwindet, so sind sie folgende: Sehr oft befällt das Übel das rechte Auge zuerst, manchmal auch ganz allein, und geht dann erst später auf das linke über. Bei einer leichten blassen Röthung des untern und später auch des obern Augenlides fangen die Kranken an ein lästiges, zum Reiben nöthigendes Jucken in denselben zu empfinden, und bei der Empfindung von Rauhigkeit und Trockniß im Auge glauben dieselben, es sei ihnen Staub oder Sand zwischen die Augenlider gekommen; das Licht verursacht ihnen Schmerzen, daher sie das Auge nicht weit öffnen, im Gegentheile die Augenlider stark zusammenziehen; sie suchen dunkle Orte auf, indem ihnen der Anblick heller oder glänzender Gegenstände einen stärkern Serumerguß und großen Schmerz verursacht; manche Kranke haben das Gefühl vermehrter Wärme in den Augenlidern. Ist das Übel im Zunehmen, so sondert sich bald ein Schleim ab, mit welchem das Gefühl von Trockenheit und Rauhigkeit nach und nach aufhört und nur bei schnellem Öffnen des Augenlides bemerkt wird; allein dafür steigern sich die Schmerzen in den Augenlidern, an die Stelle des Juckens tritt ein lästiges stechendes Brennen, und die Lichtscheu erreicht einen hohen Grad; gegen Abend tritt eine Exacerbation ein, welche mit heftigen Schmerzen verbunden ist. Mit steigender Krankheit steigen die Empfindungen des Kranken. Die Zufälle der Photophobie nehmen ungemein zu; das heftige, früher nur in Augenlidern empfundene Brennen geht auf die Oberfläche des Bulbus über, und dauert ununterbrochen fort; flüchtige, heftig schmerzende Stiche durchzucken den Augapfel, die Augenhöhlen und die Stirn, und machen gegen Morgen eine Remission und exacerbiren bis gegen Mitternacht, von den Abendstunden an, auf das fürchterlichste. Erreichen die Schmerzen ihren höchsten Grad, so haben die Kranken selbst in den dunkelsten Zimmern deutliche Lichterscheinungen, und das Gefühl der Augenhitze nimmt dergestalt überhand, daß die Empfindung entsteht, als lägen feurige Kohlen mitten in der orbita, als würden die Augenhöhlenwände in ihrer Tiefe mit einem glühenden Eisen durchbohrt. Damit ist ein furchtbares Angstgefühl, nicht selten bis zu Delirien sich steigernd, verbunden. Dabei das Gefühl, als habe der bulbus keinen Platz mehr in der orbita, als dehne er sich fortwährend mehr und mehr aus; und alle diese furchtbaren Schmerzen lassen gewöhnlich erst dann nach, wenn der bulbus geplatzt ist. Während der Kranke von diesen furchtbaren Schmerzen geplagt wird, nimmt man am Auge bedeutende Veränderungen wahr, die sich in gewisse Abstufungen bringen lassen; daher hat man verschiedene Grade der contagiösen Augenentzündung angenommen, die verschiedene Schriftsteller auf eine verschiedene Weise bestimmt haben. Wir folgen hier von Gräfe, welcher drei Grade und Formen der Krankheit unterschied, zwischen denen es aber zahlreich verschiedene Mittelstufen gibt. Bei dem ersten Grade ist der Entzündungsproceß auf die conjunctiva palpebralis eingeschränkt, und es äußert sich nur eine geringe Mitleidenschaft der übrigen Palpebralgebilde, so wie des Augapfels selbst. Bei dem zweiten und dritten Grade ist diese Mitleidenschaft sehr groß, die Bindehaut des Auges schwillt heftig an, und die Augenentzündung gewinnt die chemotische Form. Das ist der chemotische Grad der Krankheit. In diesen drei Stadien erleidet aber die conjunctiva des Augenlides und des bulbus sehr verschiedene Metamorphosen, deren Ursachen oder Producte höchst verschiedene Secrete sind; v. Gräfe unterscheidet deren drei.

I. Die Hydrorrhöe, d. h. Serumfluß (ὑδρόῤῥοια von ὕδωρ, serum, aqua und ῥέω, fluere.). Auf der Oberfläche der Bindehaut scheidet sich ohne Theilnahme der Thränenorgane eine wasserhelle Flüssigkeit aus, welche innerhalb gewisser Grenzen, sowol der Quantität als der Qualität nach, variirt; der Augapfel wie die Augenwimpern sind ungewöhnlich naß, oder das Serum entströmt stoßweise den Augen, bald ist dasselbe mild, bald scharf, und excoriirend. Dabei heben sich aus allen Theilen der Palpebralconjunctive, sowol der obern wie der untern, kleine Spitzchen, durch welche diese Membran für unbewaffnete Augen ein mattes, völlig glanzloses Ansehen bekommt. Die natürliche gelblich-blaßrothe Färbung geht in ein scheinbar gleichmäßig verbreitetes, stärker saturirtes Roth über, welches aus kleinen, leichtern und dunklern Punkten zusammengesetzt ist; dabei ist die

Augapfelbindehaut auffallend schmutzig und von einzeln ausgedehnten Blutgefäßen durchzogen. Die Dauer dieser Erscheinung ist sehr verschieden; mit ihr beginnt das Augenübel, mit ihr endigt es bisweilen. Gewöhnlich geht die Hydrorrhöe über in die

II. Phlegmatorrhöe, die Schleimabsonderung (φλεγματοῤῥοία, von φλέγμα, pituita, und ῥεῖν, fluere.). Diese besteht in Erzeugung eines zähen, etwas dicken, weißgrauen, halbdurchsichtigen Schleimes, der in Berührung mit der Luft, an den Tarsalrändern zu gelblichen, schmutzigen Krusten eintrocknet und Augenwimpern und Augenlider sehr leicht unter einander verklebt. Die innere Augenlidseite nimmt jetzt einen bläulichen Schimmer an, ist um vieles dunkler gefärbt und wird sammetartig; die Papillen auf derselben werden hervorragender, sind eng an einander gedrängt, zugerundet, und ähneln kleinen Fleischhügelchen; die ganze Palpebralconjunctiva wird wulstig, die Ophthalmoconjunctiva wird undurchsichtig, matt, glanzlos, schmutzig blaßroth, und schlägt während der Bewegung des bulbi lauter dickliche Falten. Die Augenlidränder werden bläulich geröthet, und bekommen eine wulstige Gestalt.

Die Dauer der Phlegmatorrhöe ist sehr verschieden. Übrigens steht sie zwischen dem untersten und höchsten Krankheitsgrad, sie folgt bei steigender Krankheit der Hydrorrhöe, und bei nachlassender der Pyorrhöe; sie ist daher ein Übergangsmoment zur Verschlimmerung und ein Vorläufer der Genesung.

III. Die Pyorrhöe, Eiterfluß (πυόῤῥοια von πύον, pus, und ῥεῖν fluere.). Ist die höchste Evolutionsstufe des durch die Entzündung angefachten kranken Prozesses in der Bindehaut des Auges und des Augenlides, die einmal entstanden, rasch sich steigernd, von der Palpebralconjunctiva zur Augapfelbindehaut und selbst zu den innern Theilen des bulbus übergeht; die Conjunctiva geht dabei ganz in Papillenbildung unter; nach ihren verschiedenen Localitäten kann man die Pyorrhöe in Blepharopyorrhöe und in Ophthalmopyorrhöe eintheilen. Findet die erstere statt, so ist die ganze Oberfläche der Palpebralconjunctiva mit vorragenden, zugerundeten, größern und kleinern Fleischpapillen bedeckt und vollkommen blutroth gefärbt; der Eiter schwitzt aus den Papillen wie aus den Mündungen eines Schwammes hervor. Findet eine Ophthalmopyorrhöe statt, d. h. tritt die Papillarkörperbildung von der innern Augenlidseite auf den Bulbus, erscheint die Conjunctiva bis zur cornea mittels runder kleiner Granulationen, warzenähnlich gestaltet, blutroth gefärbt, stellenweise mit hellgelben Punkten durchstreuet und so geschwollen, daß sie einen sehr wulstigen, die Hornhaut meist ganz verbergenden Kreiswall bildet; jetzt dehnt sich die Pyorrhöe auch auf die cornea aus, diese wird undurchsichtig, träge, welk, schmuziggrau, ja kreideweiß; endlich erhebt sie sich aus der Tiefe des beschriebenen Kreiswalles, bekommt eine Spaltung, aus der Anfangs nur Serum, gar bald aber auch die Linse hervortritt. Geht die Ausbildung der Hydrorrhöe im Innern des Auges rasch vor sich, entsteht gleichsam ein hydrops acutus bulbi, so berstet die cornea oft plötzlich mit einem den Kranken erschütternden Geräusche und einem Vorfall der Linse. Bleibt die Pyorrhöe nicht auf der cornea stehen, sondern pflanzt sich dieselbe durch die Ruptur des Auges bis in die Tiefe des bulbus fort, so werden cornea, sclerotica, choroidea, iris, retina zu einem unförmlichen, schwammigen, blutrothen Fleischklumpen, der sich nach und nach als ein blaßrother, von fester Epidermis gedeckter Knopf, tief in den Hintergrund der orbita zurückzieht (Ophthalmoblennorrhoea consumata). Bleibt die Entzündung auf den Grenzen der Hornhaut stehen, so entsteht eine Atrophie des Auges mit gänzlichem Schwinden der Hornhaut. Neigt die Krankheit, von der eben beschriebenen furchtbaren Zerstörung des Augapfels sich zum Rückgange, bleibt sie an den Grenzen der cornea stehen; so kehrt sie aber keineswegens direct zum Normalzustande zurück, sondern bevor gänzliche Genesung erfolgt, geht die Pyorrhöe in die Phlegmatorrhöe, und diese in die Hydrorrhöe zurück. In Folge dieses Verlaufs der contagiösen Ophthalmie bleiben aber auch hauptsächlich, wenn das pyorrhöische Stadium längere Zeit gedauert hatte, viele und schlimme Secundairkrankheiten zurück. Da die Krankheit in der Palpebralconjunctiva wuchert, hier beginnt und gewöhnlich hier auch aufhört, so sind Nachkrankheiten in diesem Gebilde auch wol die vorzüglichsten. Das sind hauptsächlich consecutive Auflockerungen der Palpebralconjunctiva, sarkomatöse Ektropien (die nach dieser Krankheit in den scheußlichsten Formen zurückbleiben), Entropien und Ptosen; allein auch auf der Ophthalmoconjunctiva fehlt es nicht als Folgekrankheiten an sogenannten Augenfellen (Pterygium und Pannus), an Ulcerationen, auf der Sclerotical- und Hornhautconjunctiva, an Verdunkelungen der Hornhaut, Hornhauttrübungen mancher Art, an verschiedenen Staphylomarten, an Irisentzündungen, Irisanwachsungen und Irisstaphylomen; ferner bleiben nicht selten Katarakte, Glaukome, Photophobien, amaurotische Affecte, hydropische und atropische Zustände des bulbus als Folgeleiden der contagiösen Ophthalmie zurück.

Der Verlauf der ägyptischen Augenentzündung, welcher bald durch alle drei angegebenen Stadien geht, bald in dem einen oder dem andern stehen bleibt, was jedoch selten geschieht, ist sehr verschieden. Von Gräfe bezeichnet diese verschiedenen Arten mit folgenden Ausdrücken: der peracute Verlauf, der acute Cyclus, der subacute Decurs und die chronische Abwickelung. Der peracute Verlauf des Übels ist derjenige, wo die Krankheit von ihrem Entstehen an schon gegen den dritten Tag durch Bersten des Auges die Akme erreicht und gegen den siebenten Tag hin mit allen wesentlichen Phänomenen aufhört. Dieser Fall pflegt nur dann einzutreten, wenn sehr verderbliche Einflüsse, ungemein nachtheilige Complicationen, und eine hohe Bösartigkeit obwalteten. Der acute Cyclus ist derjenige, wo die Augenblennorrhöe mit günstigem oder ungünstigem Ausgange innerhalb 14 Tagen ihren Verlauf macht; derselbe kommt jedoch nur dann vor, wenn das erwähnte Leiden auf besondere Weise beschleunigt wird. Der gewöhnliche Verlauf des Übels ist der subacute, und dauert, wenn alle drei Stadien durch-

laufen werden, vier, sechs oder acht Wochen. Was endlich die chronische Abwickelung betrifft, so wird hiermit der unglückliche Fall bezeichnet, wo der bis zur Pyorrhöe gediehene Augenschleimfluß sehr lange Zeit, drei, vier Monate, ja selbst Jahre anhält. Man sieht diesen chronischen Verlauf nur da, wo regressiv gewordene Blennorrhöen hartnäckig auf einer niedern Stufe beharren, wo sie durch unbesiegbare Schädlichkeiten, oder durch erweckte Secundairleiden fortwährend zu intercurrenden Exacerbationen angeregt werden. Durch dieselben Ursachen treten auch oft Recidive der Augenblennorrhöe auf, denn es dauert sehr lange Zeit bis nach dieser Entzündung die krankhafte Schleimabsonderung im Auge ganz erlischt und die Palpebralconjunctiva ihre ganz natürliche Beschaffenheit wieder annimmt; im Gegentheile bleibt in so vielen Fällen an der innern Palpebralfläche eine körnige sammetartige Auflockerung zurück, die bei der geringsten Veranlassung und nicht ohne bekannte Ursache zu Recidiven Veranlassung gibt.

Der Sitz und das Wesen der ägyptischen Augenentzündung. Die Blepharoconjunctiva ist das Organ, in welchem die in Frage stehende Krankheit ihren Anfang nimmt, auf derselben entspinnt sie sich, und verbreitet sich von hier aus im ferneren Verlaufe auf das ganze Gewebe des Augenlides als die Ophthalmoconjunctiva, die dann der Herd des Übels bleibt; allein in schlimmeren Fällen der Krankheit als Übergangspunkte zu den Häuten und Feuchtigkeiten des Auges dient, wie dies Sectionen deutlichst dargethan haben. Das Wesen des Übels besteht in einer eigenthümlichen Entzündung, mit vorwaltender Neigung zur Papillarbildung und zur Ausscheidung eines eigenthümlichen, in verschiedenen Stadien der Krankheit verschiedenartigen Secrets. Dieses Secret hat hauptsächlich in seiner pyorrhöischen Form ansteckende Eigenschaften; dies beweisen so viele Versuche an Thieren, so viele Beispiele von Ansteckung durch unvorsichtige Übertragung des Schleimflusses afficirter Augen auf gesunde u. s. w. auf das bestimmteste. Allein man will auch beobachtet haben, daß das pyorrhöische Secret in distans Ansteckung bewirke; das erzählen nicht blos teutsche, auch englische und italienische Ärzte, und da auch Beobachter aus frühern Jahrhunderten Ophthalmien erwähnen, welche per distans ansteckten, so glaubte man zwischen jenen Ophthalmien und der in Rede stehenden Analogien gefunden zu haben. Von Gräfe's Untersuchungen über die Ansteckungsfähigkeit des bei der ägyptischen Ophthalmie ausgeschiedenen Secrets geben folgendes Resultat. Nur durch Pyorrhöen, welche vermöge asthenischer Gefäßfieber den gesammten Organismus in Mitleidenschaft setzen, wird ein wahrhaft verflüchtigtes, ein deutlich in distans wirkendes Contagium hervorgebracht. Vollkommen fieberlose Pyorrhöen erzeugen kein in distans wirkendes, wol aber, so lange ihnen die Fülle der Entwickelung nicht abgeht, ein per contact die Krankheit fortpflanzendes Miasma. Vollkommen regressive Pyorrhöen, deren Secret nicht mehr überschüssiges, specifisch-anomales Leben enthält, besitzen gar kein Ansteckungsvermögen. Übrigens hat die Erfahrung dargethan, daß äußere Einflüsse, z. B. die der Atmosphäre, des Klimas u. s. w., das blennorrhöische Contagium sehr modificiren. Dasselbe steht übrigens als ein Contagium sui generis da. Es wirkt bald schnell, bald langsam auf das inficirte Auge ein; man sah inficirte Augen oft schon nach 12 Stunden erröthen und heftig erkranken, ebenso oft aber auch erst nach vielen Tagen das Contagium die eigenthümliche Krankheit erzeugen.

Eine eigenthümliche Wechselwirkung zwischen der ägyptischen Ophthalmie und großen Wunden hat man wahrgenommen. Mit größeren Geschwüren überhaupt, vornehmlich aber mit ausgedehnten, veralteten Fußgeschwüren behaftete Subjecte wurden von der in Frage stehenden Ophthalmie fast nie ergriffen; ferner beschränkten Wunden, welche von einem gelinden Grade der Augenblennorrhöe befallene Subjecte trafen, dasselbe so sehr, daß es fast ganz verschwand. Minderten sich die Suppurationen, so kehrte das Augenübel gewöhnlich zurück. Auch erzählen italienische Ärzte, daß, wenn blennorrhöische Augenkranke von der Ruhr oder von Diarrhöen in der Cholera u. s. w. ergriffen wurden, das Augenleiden auf einige Zeit still zu stehen begann; dagegen sah von Walther bei der contagiösen Ophthalmie hiervon nichts; keine intercurrente Krankheit, sie mochte Namen haben, welchen sie wollte, schützte nach seiner Erfahrung gegen das contagiöse Augenleiden, oder verminderte die Intensität dieses Übels, wenn sie den Augenkranken befiel. Selbst Augenentzündungsformen scheinen nach demselben berühmten Arzte durch die hinzutretende contagiöse Augenentzündung eine Complication zu erleiden und in ihrer ursprünglichen Gestalt getrübt und mehr oder weniger unkenntlich gemacht zu werden; die contagiöse Ophthalmie bleibt die vorherrschende und kann sich bei Arthritischen, Skrophulösen u. s. w. entwickeln; auch mit der Lippitudo senilis verbindet sich die contagiöse Ophthalmie, und wird hierdurch besonders heftig und hartnäckig. Nur zu deutlich thut dieses dar, daß die contagiöse Augenentzündung nicht das Product gewöhnlicher krankmachender Schädlichkeiten, sondern eines unsichtbaren Princips ist, welches, so lange es nicht zerstört wird, nach Gesetzen einer unabänderlichen Nothwendigkeit, die in ihm selbst begründet ist, seine Wirkungen und stets dieselben hervorbringt.

Diagnose der contagiösen Ophthalmie von andern Augenentzündungen. Den charakteristischen Kennzeichen zufolge, welche die contagiöse Ophthalmie in allen ihren Stadien begleiten und auszeichnen, scheint es beinahe nicht möglich, sie mit irgend einer andern entzündlichen Affection des Auges zu verwechseln. Nichts desto weniger hat man oft behauptet, die contagiöse Ophthalmie habe in ihrem ersten Stadium viele Ähnlichkeit mit der Ophthalmia catarrhalis, und in der That ist sie schon oft mit dieser verwechselt worden; ja es ist hierdurch sogar die Behauptung veranlaßt worden, die contagiöse Ophthalmie sei nichts als eine epidemisch herrschende, eigenthümlich modificirte catarrhalische Augenentzündung. Kaum gibt es, wie v. Walther dagegen sagt, zwei andere Ophthalmien, zwischen denen eine so auffallende Differenz der Form besteht, als zwischen der

catarrhalischen und contagiösen; will man einmal eine Vergleichung anstellen, so muß man nach dem eben genannten berühmten Schriftsteller die Ähnlichkeit mit der morbillösen Augenentzündung anerkennen; dem im ersten Stadium der contagiösen Ophthalmie findet sich dasselbe blaßröthliche, lichtscheue, mattglänzende, in Thränen schwimmende (hydrorrhöische) Auge, wie vor und bei dem Ausbruche der Masern.

Die in dem ersten hydrorrhöischen Stadio befindliche contagiöse Ophthalmie unterscheidet sich aber von der Ophthalmia catarrhalis durch folgende Merkmale.

Während die contagiöse Augenentzündung in ihrem hydrorrhöischen Stadio schon jene eigenthümliche, sammetartige, körnige, dunkel und schmutzig gefärbte Umänderung der Palpebralconjunctiva hervorruft, apyretisch zu verlaufen pflegt, keine dem Wechsel der Tageszeiten entsprechende Exacerbationen und Remissionen erleidet, sondern eine gewisse Stetigkeit in der Heftigkeit der Krankheitserscheinungen hat, während sie ferner fast immer eine pannusartige Verdunkelung des Bindehautblättchens der cornea zurückläßt und ansteckend ist, einen sehr hartnäkkigen, Monate, selbst Jahre, anhaltenden Verlauf hat, und allen Heilmitteln trotzt, die bei catarrhalischen Augenentzündungen Nutzen schaffen, hauptsächlich den warmen, und nur bei kalter und feuchter Witterung sich bessert, und bei trockner, warmer Luft und während der Sonnenhitze sich verschlimmert, finden wir bei der catarrhalischen Augenentzündung in allen das Gegentheil; denn diese zeigt deutliche Gefäßanfüllungen auf der Conjunctiva, erzeugt auf der Bindehaut der sclerotica und cornea eigenthümliche Phlyktänen, erleidet von dem Wechsel der Tag- und Nachtzeit regelmäßige Exacerbationen und Remissionen, hat nur selten einen schlimmen Ausgang, und nur dann, wenn sie dyskratische Subjecte befällt, oder solche, die in einem sehr verdorbenen Luftkreise sich befinden, aber auch dann nie in dem Grade, wie die contagiöse Augenentzündung; sie steckt nicht an, hat sehr oft einen febrilischen Verlauf, und zwar den eines Catarrhalfiebers, heilt endlich bei warmer Witterung und verträgt sehr gut topische Arzneimittel.

Das oben geschilderte pyorrhöische Stadium der contagiösen Ophthalmie hat gewisse Ähnlichkeit mit der chemosis inflammatoria, und dann mit dem sogenannten Augentripper, und ist oft mit diesen Krankheiten verwechselt worden. Das sogenannte Stadium der contagiösen Augenentzündung ist nach v. Walther gleichsam eine Zwischenform zwischen den genannten Kopfaffectionen.

Während bei dem Augentripper eine große Menge von Schleim abgesondert wird, der consistent, dick, gelblichgrün und mit Blut oder untermischter Blutmasse vermengt ist, während bei dem Augentripper die conjunctiva bulbi um die cornea herum wallähnlich, dieselbe fast ganz verbergend, aufgelockert, hingegen die conjunctiva palpebrarum nicht in so hohem Grade angeschwollen ist, und die Auflockerung der ganzen Conjunctiva durchaus nicht jenes sammetartige Ansehen hat, während der Augentripper nur sporadisch und bei solchen vorkommt, die an einer gonorrhoea urethrae oder vaginae leiden oder litten, keine miasmatische Kraft hat, und immer mit einer großen Heftigkeit der Krankheitserscheinungen auftritt, einen furchtbar schnellen Verlauf hat, fast nie einen Rückfall macht, gewöhnlich nur ein Auge befällt, und das andere, wenn es geschieht, nur gering in Mitleidenschaft zieht, während durch den Augentripper die Zerstörung der cornea oft von sphacelöser Beschaffenheit ist, und derselbe meistens eigenthümliche Nachkrankheiten des bulbus zurückläßt, verhält sich das pyorrhöische Stadium der contagiösen Augenentzündung ganz anders.

Hier ist die eiterförmige Schleimabsonderung, wenn auch beträchtlich, doch nicht so copiös wie dort, dieselbe ist weniger consistent, dünnflüssiger, molkiger, nicht gelblich, nicht grünlich gefärbt, und fast nie mit Blut untermischt; hier ist die eigenthümliche papillaire, sammetartige Auftreibung der conjunctiva palpebralis größer als die der Ophthalmoconjunctiva; die Ophthalmia contagiosa zeigt sich an demselben Orte und unter denselben gemeinschaftlichen Lebensverhältnissen immer epidemisch, und der ausfließende Schleim ist ansteckend; gewöhnlich ist der Verlauf langsam, die hydrorrhöischen, phlegmatorrhöischen und pyorrhöischen Stadien folgen nicht schnell auf einander und dauern einzeln, längere Zeit, das Contagium der contagiösen Ophthalmie wirkt nicht so schnell ein, als dies dort der Fall war, sondern es nistet sich, um mit v. Walther zu sprechen, erst ein, schlägt aber um so tiefere Wurzeln, und erst, nachdem dies geschehen ist, beginnt plötzlich die zerstörende Gegenwirkung; hier ist der Kranke jeden Augenblick in Gefahr, ein Recidiv zu erleiden, und die Krankheit bleibt gern sehr lange auf einem niedern Grade stehen; die contagiöse Ophthalmie ergreift gewöhnlich beide Augen zugleich; die Zerstörungen der cornea, in Folge dieser Ophthalmie, sind meistens ulcerös, und dieses Augenleiden läßt die scheußlichsten Nachkrankheiten der Augenlider zurück. Was nun die Zeichen betrifft, durch welche das pyorrhöische Stadium der contagiösen Ophthalmie sich von der rein entzündlichen Chemosis unterscheidet, so ist hier Folgendes nach v. Walther anzumerken.

Die rein entzündliche Chemosis hat einen sehr regelmäßigen Verlauf, das ganze Auge ist von derselben ergriffen; das Auge wird nach vorhergegangener auffallender Gelegenheitsursache in kurzer Zeit sehr schmerzhaft, gleichmäßig im Weißen geröthet, trocken, lichtscheu und der Rand des obern Augenlides schwillt an; diese Erscheinungen nehmen ungeheuer schnell zu und zwar gleichmäßig an Heftigkeit; der Schmerz ist Anfangs spannend und drückend, später brennend, endlich klopfend, zuerst im Auge selbst, dann in dessen nähern, endlich in den entferntern Umgebungen; die Anfangs gleich sehr dunkle Röthe der Bindehaut und der unterliegenden Sclerotica wird immer saturirter und stärker aufgetragen, und die Bindehaut des Augapfels erhebt sich bald in einer rothen harten Geschwulst. Gleichzeitig verbreitet sich aber auch die Augenlidergeschwulst, von dem Augenlidrande ausgehend, immer mehr über die ganze äußere Oberfläche derselben, ja oft sogar bis über die Augenbraunen hinauf sich ausdehnend, und ist dabei hart und derb anzufühlen. Dabei ist bei der rein entzündlichen Chemosis eine spar-

same eiterförmige Schleimabsonderung, bei welcher die cornea oft schon in Eiterung übergehen und durch diese zerstört werden kann.

Dem pyorrhöischen Stadium der contagiösen Ophthalmie, von dem hier nur in diagnostischer Hinsicht mit der entzündlichen Chemosis die Rede sein kann, geht dagegen Tage, meistens Wochen lang, das hydrorrhöische vorher; der Schmerz wüthet hier weniger im Auge, als in der Stirn-, Scheitel- und Hinterhauptgegend. Das Auge bleibt nur kurze Zeit trocken, und bald darauf tritt eine profuse Schleimabsonderung ein, die ihren Grund in der Papillarmetamorphose der Augenlid- und Augenbindehaut hat, welche ihr ganz eigenthümlich ist.

Die größte Ähnlichkeit hat übrigens die ägyptische Augenentzündung mit der Augenentzündung der Neugebornen (Ophthalmia neonatorum). Bei beiden Ophthalmien dasselbe Beginnen der Krankheit von der Palpebralconjunctiva aus, dieselbe Neigung zur Papillarbildung, dieselbe Absonderung der verschiedenen Secrete aus denselben, dasselbe Verfallen der äußern Hautbedeckungen während der verschiedenen Stadien, dieselbe schnelle Zerstörung des Bulbus in einzelnen Fällen, dieselben Nachkrankheiten des Augenlides, dieselben anatomisch-pathologischen Verhältnisse des Auges endlich nach dem Tode. (Das pathologische Verhalten des Augapfels und seiner Häute während des Verlaufs der sogenannten Augenentzündung neugeborner Kinder, von Dr. v. Ammon. Hecker's literarische Annalen. 1ster Bd. 2tes Heft, und dessen Zeitschrift für die Ophthalmologie. 2ter Bd. 4tes Heft.). Wunderbar überraschend ist endlich das gleiche Verhalten der beiden Augenentzündungen, wenn sie bei einzelnen Individuen vorkommen, oder wenn sie die Augen einer größern Menge Menschen, die auf einem engen Raume zusammenleben, befallen.

Ätiologie der Krankheit. Das Hauptmoment zur Erzeugung der contagiösen Ophthalmie ist ein durch eine eigenthümliche Krankheit erzeugtes specifikes Contagium, welches einem andern Individuo mitgetheilt, in ihm eine gleiche Krankheit, und als Product derselben ein Contagium der nämlichen Art hervorruft. Über die Entstehung desselben herrscht ein Dunkel; einige leiten das Contagium unmittelbar aus Ägypten her, andere glauben, daß unter gewissen Umständen dieses specifike Contagium sich entwickeln könne, und daß dieses auch in Ägypten der Fall gewesen sei, als die europäischen Truppen unter Napoleon dort Krieg führten.

Die vorbereitenden Ursachen betreffend, so sind dies ungefähr folgende: übermäßiger Lichtreiz verschiedener Art, Congestionen nach dem Kopfe durch fest anliegende Kleidung, Tragen schwerer Lasten, starker Genuß spirituöser Getränke, Einfallen von Staub in die Augen, kurzes Verschneiden des Haupthaares; jugendliche, zarte, schwächliche Individuen von bleichem Ansehen, schlaffer Faser und engem Brustbaue erkranken leicht an der Ophthalmoblennorrhöe; ferner die untern Volksstände und die Gemeinen in der Armee, an Kriegsanstrengungen noch nicht Gewöhnte, und Subjecte von dyskratischen und kakochymischen Anlagen u. s. w. Gelegentliche Ursachen dieses Übels sind animalische Ausdünstungen in engen Räumen, muriatische Dünste, ferner alle solche Vorgänge, welche die Verringerungen der Secretion im Darmcanale verursachen, Harnröhrensecretionen unterdrücken und die Ausdünstungen der Haut verhindern, als Beiwachte, schlechte Bekleidung, Aufenthalt in wasserreichen Orten, Wetterveränderungen, die späten Jahreszeiten u. s. w.

Die Prognose bei der contagiösen Ophthalmie ist nur dadurch zu bestimmen, daß man jedesmal die obwaltenden ursächlichen Verhältnisse, den vorhandenen Krankheitsgrad und die daraus entstehenden Nachkrankheiten in das Auge faßt. Die Menge von Nachkrankheiten, die oben erwähnt wurden, und die hauptsächlich in den Augenlidern, an der conjunctiva oculi, an der cornea, der Iris, Krystalllinse, dem Glaskörper und der Retina so leicht zurückbleiben, wenn die Krankheit einmal das pyorrhöische Stadium erreicht hat, müssen zur Vorsicht und zur Möglichkeit des traurigsten Ausgangs anleiten.

Die Behandlung des Übels zerfällt in die prophylaktische und die therapeutische. Da man das Übel bis jetzt am häufigsten in den Armeen beobachtet hat, so muß man zur Verhütung dieses Übels hinsichtlich der Wahl der zum Kriegsdienste zu gebrauchenden Individuen, in der Bekleidung der Soldaten, in der Schonung der Kräfte u. s. w. die größte Umsicht anwenden. Hierher gehört ferner ein sanftes Waschen der Augenlider mit frischem Quellwasser in heißem Wetter auf großen Märschen; ferner die bekannten prophylaktischen Maßregeln durch Räucherungen, Isolirung der Mannschaften, zweckmäßige Einrichtung der Krankenhäuser gegen die Ansteckung u. s. w. Sind welche von Augenübeln angesteckt, so entferne man sie sogleich von allen Umgebungen, und isolire dieselben auf das strengste; man wende in der Pflege derselben die strengste, größte Reinlichkeit und Sorgfalt an, und hindere auf das strengste die Verschleppung des blennorrhöischen Contagiums durch zu frühe Entlassung der Reconvalescenten u. s. w. Den Reconvalescenten widme der Militairarzt seine ungetheilte Aufmerksamkeit, und suche sie durch zweckmäßige Mittel vor jeder so leicht eintretenden Recidive zu schützen.

Die therapeutische Behandlung der contagiösen Ophthalmie besteht keinesweges in der Anwendung specifiker Mittel, sondern lediglich in der Erfüllung der individuell gegebenen Anzeigen. Hätte man das bedacht, so würde nicht so viel sich Widersprechendes über die Behandlung der contagiösen Ophthalmie bekannt geworden sein. Nach v. Gräfe zerfällt die therapeutische Behandlung in die sogenannte ätiologische Kur, in die Kur hinsichtlich der Charaktere, in die Kur nach dem Ausbildungsgrade der Ophthalmie.

Ätiologische Kur. Man sorge vor allem den mit der Augenblennorrhöe Behafteten in zweckmäßig eingerichtete Krankenstuben zu bringen, versorge den Kranken mit einem zweckmäßigen Augenschirme, ohne den Kopf zu warm zu halten, sorge selbst, wenn der Kranke bettlägrig ist, für warme Strümpfe, ferner für eine leichte und milde Kost, und für kunstgemäße sehr subtile Reinigung der Augen von dem blennorrhöischen Secrete. Um Blutcongestionen nach dem Kopfe zu heben, empfehle man

dem Kranken eine aufrechte Stellung des Oberkörpers, vermeide warme Federkopfkissen, sorge für tägliche Leibesöffnung, lasse dem Kranken lauwarme Fußbäder gebrauchen, veranstalte nach den Umständen Blutentziehungen, allgemeine und örtliche, wende kühlende Mittelsalze oder stärkere Purgantien aus Calomel und Jalappenwurzel oder Jalappenseife an; oft thun Mineralsäuren, im Getränke gegeben, gute Dienste, oder öfters sind auch Narcotica, und unter diesen hauptsächlich das Opium, indicirt; muß man dieses seiner obstruirenden Eigenschaft wegen aussetzen, so thun der hyoscyamus, die digitalis purpur. oder die aqua laurocerasi gute Dienste. Treten mit den steigenden entzündlichen Affectionen der Augen gastrische Symptome ein, die aber mit der Verminderung derselben wieder abnehmen, so sind sie als sympathisch zu betrachten und werden am besten durch Blutentziehung beseitigt, sind dagegen die gastrischen Symptome idiopathisch, so müssen emetica, ferner der Salmiak, der tartarus tartarisatus u. s. w. ihre Anwendung finden. Treten starke Stuhlverhaltungen nach vorausgegangenen, von selbst entstandenen oder durch die Kunst herbeigeführten Diarrhöen ein, so müssen den Umständen nach angemessene Mittel gereicht werden; sind zurückgetretene Gonorrhöen, Unterdrückung der Hautausdünstung, zu schnelle Heilung stark eiternder Geschwüre oder Wunden, veranlassende Ursachen, so müssen alle diese unterdrückten und gehemmten Secrete auf das schnellste wieder hervorgerufen werden. Auch dürfen die scrophulösen, syphilitischen, arthritischen und psorischen Complicationen nicht übersehen werden.

Die Behandlung der contagiösen Ophthalmoblennorrhöe nach den Charakteren. Der synochöse Charakter der Ophthalmoblennorrhöe erfordert starke Blutentziehungen, oft in zwei bis drei Tagen sechs bis acht Pfund; so lange der Puls hart bleibt, oder so lange die örtlichen Erscheinungen, selbst bei kleinem Puls, exacerbiren, muß man das Blut nicht schonen. Am besten bleibt immer die Venaesectio; die Arterietomie leistet nicht mehr, als jene und hat viele Nachtheile, allein in den Fällen, wo durch die Vene nicht schnell eine große Menge Bluts entzogen werden kann, muß die Temporalarterie indicirt werden. Blutegel in der Orbitalgegend zu 12 Stück angelegt, sind bei steigenden Affekten mehre Male zu wiederholen, jedoch nur nach allgemeinen Blutentziehungen. Zugleich ist hier der Gebrauch antiphlogistischer Salze, das Kali nitricum, und der cremor tartari in hohen Gaben, das erste bis zu zwei Drachmen, der zweite bis zu zwei Unzen täglich zu gebrauchen. Sind Ableitungen durch den Darmcanal mit angezeigt, so verfehlen Tamarinden, das schwefelsaure Natrum, die schwefelsaure Magnesia u. s. w. ihre Wirkung nicht.

Bei der örtlichen Behandlung ist das wiederholte Ansetzen von 10—12 Blutegeln an jedes der ungeheuer aufgetriebenen Augenlider nach v. Gräfe ein Hauptmittel; er setzte die Application derselben so lange fort, bis ein gleichförmiges und beharrliches Sinken aller Krankheitsphänomene eintrat, dagegen hält er weder von der Scarification der Augenlider und der Conjunctiva, noch von der Excision derselben etwas, und versichert, davon nur Nachtheil gesehen zu haben. Von Walther sah dagegen von der Excision eines möglichst großen Stückes aus der Bindehaut des Auges und der Augenlider, nach Scarpa's zuerst empfohlner Angabe, ganz entschiedenen Nutzen; er glaubt, daß vielleicht durch nichts der Verlauf der contagiösen Augenentzündung so sehr abgekürzt, und eitrigen, partiellen und totalen Zerstörungen der cornea und der innern Theile des Augapfels so wirksam vorgebeugt werde, als durch die angegebene Operation. Dieselbe kann selbst in noch ziemlich hohem Stande der entzündlichen Reizung vorgenommen werden, und da auf diese Weise jedes Mal mehre Drachmen, oft mehr als eine halbe Unze Blutes aus dem Auge entleert wird, so ist sie von den besten Folgen. Ist die Hitze der Augen sehr groß, so thun Umschläge von reinem kalten Wasser treffliche Dienste. Alle reizende Augenwasser und andere Mittel schaden bei diesem Charakter der Krankheit. Die Diät sei eine kühlende und magere.

Die erethische Stimmung der Ophthalmoblennorrhöe erfordert Anfangs ebenfalls örtliche und allgemeine Blutentziehungen, allein vorsichtig; ebenso verfehlen die kühlenden Mittelsalze hier ihre wohlthätige Wirkung nicht. Zeigt sich der Erethismus rein, als Mittelstufe zwischen Synocha und Torpor, so ist das Opium zu ein bis zwei Gran täglich von der wohlthätigsten Wirkung; man verbindet es am besten mit Calomel, und zwar so, daß der Kranke stündlich ein Pulver aus einem Gran Calomel und $\frac{1}{8}$ Gran Opium mit etwas Magnesia bekommt; die digitalis purpurea bringt wenig Nutzen, günstige Wirkung leistet dagegen der hyoscyamus, die aqua laurocerasi und das oleum laurocerasi, auch zeigt sich die Vauquelin'sche Blausäure zu 6—8 Tropfen in refracta dosi heilsam. Die Diät sei mager und kühlend.

Als örtliche Mittel empfehlen sich hauptsächlich der rothe Fingerhut, die Blausäure, die Belladonna und das Opium. Von Walther sah Fomentationen aus 10—12 Tropfen der Vauquelin'schen Blausäure in 6 Unzen destillirtem Wasser aufgelöst, trefflich wirken. Von Gräfe sah von Belladonnainfusum, als Fomentation, großen Nutzen. Oder er ließ 20—30 Tropfen der alkoholischen Opiumtinctur mit Nutzen in die Orbitalgegend einreiben. Auch bewährte sich ein Pulver aus gleichen Theilen Opium und getrocknetem Extractum Belladonnae, von welchem eine Messerspitze mit Speichel in die Orbitalgegend eingerieben wurde; auch graue Quecksilbersalbe, mit Opiumpulver versetzt, that gute Dienste. Neigt sich der Erethismus der Ophthalmoblennorrhöe zum Torpor hin, so müssen innerlich roborantia gegeben werden. Äußerlich thun Mischungen aus Sublimat, Opiumtinctur und Rosenwasser treffliche Dienste. Nur muß auch hier der rechte Zeitpunkt abgewartet, und nach Umständen die Collyrien vor dem Gebrauche gewärmt werden. In diesen Fällen schaffen ableitende Hautreize in den Nacken und auf die Arme gute Dienste.

Dagegen erfodert die torpide Stimmung der Ophthalmoblennorrhöe ein roborirendes Verfahren; daher innerlich China, Arnica, Valeriana, Senega, Serpenta-

ria u. s. w. Die äußern Mittel sind hier Auflösungen von lapis divinus, römischem Vitriol, essigsaurem Blei u. s. w., jedoch dürfen sie nicht ununterbrochen auf dem Auge liegen; zwischen durch können auch Einträufelungen oder Einpinselungen leichter alkoholischer Opiumpräparate oder metallsalziger Auflösungen gewählt werden. Die Diät sei hier kräftig nährend, und selbst durch den Genuß von Wein und Branntwein unterstützt.

Kur der Ophthalmoblennorrhöe nach den Stadien. Hydrorrhöe. Wenn keine katarrhalischen, arthritischen, syphilitischen, psorischen Complicationen vorhanden sind, und wenn dieses erste Stadium der Ophthalmoblennorrhöe mit erhöhter Gefäßthätigkeit, örtlicher Hitze u. s. w. verbunden ist, haben örtliche kalte Fomentationen entschiedenen Nutzen. Auch thun schwache Solutionen von Mineralsäuren (Schwefel- und Salzsäure zu 1—2 Tropfen in 4 Quentchen Wasser gelöst), oder besser noch schwache Auflösungen von lapis divinus, von Zinkvitriol und vom Sublimat, großen Nutzen. Nur müssen Zeit, Verhältnisse, der Charakter des Übels, die Constitution des Kranken immer im Auge behalten werden.

Die Ophthalmopyorrhöe wird nach derselben Weise behandelt, nur kommen hier Excisionen der Conjunctiva, Hornhautpunkturen, ableitende Escherotica auf den Wirbel des Kopfes u. s. w., die oben erwähnten Blutentziehungen, Derivationen durch den Darmcanal u. s. w. in Anwendung. Die Kur der Folgekrankheiten, die hier so häufig sind, können fast alle Theile des Auges befallen. Nur bleibt uns hier noch Einiges über die selbst in den glücklichsten Heilungen zurückbleibenden consecutiven Auflockerungen der Palpebralconjunctiva zu sagen übrig. Diese dauert selbst in den glücklichsten Fällen sehr lange Zeit; man behauptet sogar, daß die Palpebralconjunctiva nie ihre ganz natürliche Beschaffenheit wieder erlange. Für ganz geheilt und frei von der Gefahr der Recidive sind nur diejenigen zu erklären, bei welchen nach verschwundener Entzündung auch die innere Palpebralfläche ganz glatt geworden ist, ihr körniges Ansehen verloren hat, und nicht mehr an Gefäßvereiterungen leidet. In diesen Fällen scheint die tinctura opii vinosa oder das Laudanum liquidum Sydenhami doch das beste Heilmittel zu sein, welches täglich einigemal auf die kranke Palpebralfläche zu bringen ist. Häufig sind aber diese Granulationen unheilbar. Großen Nutzen gewähren manchmal Solutionen von Chlorkalk und Argentum nitricum.

Synon. Lat. Ophthalmia, Ophthalmitis contagiosa, Ophthalmia bellica, militaris, Ophthalmia aegyptiaca, Ophthalmoblennorrhoea aegyptiaca, Blepharoblennorrhoea aegyptiaca, Ophthalmoblennorrhoea epidemico-contagiosa aegyptiaca, Ophthalmia catarrhalis bellica, Logadoblennorrhoea, Blepharophthalmitis, Blepharotis glandulosa, Blepharodenitis. Franz. Ophthalmie contagieuse. Ophthalmie d'Egypte. Ital. Ottalmia contagiosa d'Egitto. Engl. The Egyptian ophthalmia. Holl. Agyptische Oogoutsteeking *).

(Dr. *v. Ammon.*)

Ophthalmiater, Augenarzt, und Ophthalmiatrik, Augenheilkunde, s. Auge 1ste Sect. VI. S. 350 fg. Alle übrigen Composita von Ophthalmos, die sich hier nicht finden, siehe unter Auge und dessen Composita. (*H.*)

Ophthalmica medicamenta, Augenmittel, s. Augenarzneien und Collyria.

OPHTHALMICUS, *Schilling* (Insecta). Eine Wanzengattung aus der Familie Lygaeïdes, aufgestellt in den Beiträgen zur Entomologie ꝛc. 1stes Heft. Breslau 1827. S. 37 und 62. der Gattung Geocoris *Fallens* ziemlich entsprechend. Die Kennzeichen sind: die Endhaut an den Flügeldecken ist entweder unvollkommen oder fehlt ganz, bei den Weibchen sind die drei letzten Hinterleibsringe unten gespalten; die Augen treten hinten eiförmig hervor, so daß sie über die Seitenspitze des Thorax vorstehen; die Fühler sind nach außen dicker.

Typus der Gattung ist O. grylloïdes (*Salda gryll. Fabric.* l. c. taf. VIII. fig. 7.), schwarz mit eingedrückten Punkten besetzt, die Ränder des Thorax und der Flügeldecken weiß, die Füße blaß, die Länge des Körpers beträgt ungefähr 2¼ Linie, und es findet sich das

*) *Assalini* Observations sur la maladie appellée Peste, le flux dyssentérique, l'ophthalmie d'Egypte, etc. Edit. Par. 1805. 8. *Kluysken* Diss. sur l'ophthalmie contagieuse etc. Gand. 1819. 8. *St. Pruant* Notice sur l'ophthalmie regnante en Egypte. Mémoir. sur l'Egypte. T. I. p. 95. La Decade Egyptienne. Vol. I. p. 58. *A. Savaresi* Description et traitement de l'ophthalmie d'Egypte. Mémoir. sur l'Egypte. T. 2. p. 314. La Decade Egyptienne. Vol. 2. p. 159. *J. Vetch* An account of the ophthalmia which has appeard in England since the return of the British army from Egypt. London 1807. 8. Teutsch übersetzt von Michaelis. Berlin 1817. 8. *Mr. Adams* Official papers etc. and the Egyptian Ophthalmia. Lond. 1814. 8. *Power* an Attempt to investigate the cause of the Egyptian Ophthalm. Lond. 1803. *C. Farrel* Observations on Ophthalmia and its consequences. Lond. 1811. 8. *Edmonston* Observations on the varieties and consequences of Ophthalmia, with a preliminary inquiry into its contagious nature. Edinb. 1816. 8. *Vasani* Storia dell' ottalmia contagiosa dello spedale militare d'Ancona, origine e natura di quel contagio etc. Veron. 1816. *Omodei* Cenni sull' ottalmia contagiosa d'Egitto e sulla sua propagazione in Italia. Milano 1816. Aus dem Italienischen übersetzt von E. Wolf. Frankf. a. M. 1820. 8. Die drei Hauptschriften in Teutschland sind die von Rust, von Walther und von Gräfe unter folgendem Titel: Die ägyptische Augenentzündung unter der königl. preuß. Besatzung in Mainz ꝛc. von Dr. J. N. Rust. Berlin 1820. 8. Die contagiöse Augenentzündung am Niederrhein ꝛc. von Philipp v. Walther. (In dessen und von Gräfe's Journal der Chirurgie und Augenheilkunde. 2ter Bd. 1stes Heft. S. 36—165. Die epidemisch-contagiöse Augenblennorrhöe Ägyptens in den europäischen Befreiungsheeren; ihre Entstehung, Erkenntniß, Vorbeugung und Heilart ꝛc. von Dr. Karl Ferd. Gräfe. Mit 5 Kupfertafeln. Berlin 1823. Fol. Übrigens ist eine zahllose Menge Schriften über die contagiöse Augenentzündung in Teutschland erschienen, denen das Verdienst gebührt, die gründlichsten Forschungen angestellt zu haben, als die von Baltz, J. B. Müller, F. Lehmann, J. H. Lenw, und endlich die Actenstücke über die contagiöse Augenentzündung; auf Veranlassung des Ministeriums der geistlichen Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten herausgegeben. Berlin 1822. 8. Vergl. Refer. ägyptische Ophthalmie in der berliner med. chirurg. Encyklopädie. 1ster Bd. S. 457—486. Sentrup über die Augenkrankheiten in den verschiedenen Jahreszeiten, ein Versuch zur Beurtheilung der sogenannten contagiösen Augenkrankheit. Münster 1832. 8.

Insect in sandigen Gegenden Teutschlands, namentlich in Schlesien, nicht selten.

Am gedachten Orte sind noch angeführt O. ater (Salda atra *Fabr.*) und O. Lonicerae (nov. Spec.). (D. *Thon.*)

Ophthalmidium *Eschw.* (Ocellularia *Meyer*) f. Thelotrema *Ach.* (*Sprengel.*)

OPHTHALMITEN, Ophthalmitae, Bildsteine oder Naturspiele, größtentheils aus dem Geschlechte der Stalactiten, die eine zufällige Ähnlichkeit mit einem menschlichen Auge haben. (*Wiegand.*)

Ophthalmitis, die innere Augenentzündung, Phlegmone oculi f. Ophthalmia.

OPHTHALMOBLENNORRHÖE, Ophthalmoblennorrhoea. Blennorrhoea oculi, der Augenschleimfluß, das Schleimauge, ein meist sehr langwieriges, zuweilen habituelles, in vermehrter Absonderung einer schleimigen Flüssigkeit bestehendes Übel, welches als Begleiter und Folge der Augenliderdrüsen-Entzündung (Blepharophthalmitis s. Blepharophthalmia glandulosa) meist von dem zweiten Zeitraume dieser Krankheit an auftritt, und früher unter dem Namen Lippitudo als eigne Krankheitsform aufgeführt wurde. Die Consistenz, Farbe und Menge des Secrets ist zu verschiedenen Zeiten verschieden. Anfangs ist der Schleim weißlich oder weißgrau, mehr oder weniger dünn und halbdurchsichtig, später hingegen wird er gelblich, undurchsichtig, dick, zähe, fettig, ölig, körnig und eiterartig (Blepharophthalmia s. Ophthalmia puriformis, Epiphora sebacea, eiterförmiger Augenliderfluß), ohne jedoch wahrer, unvermischter Eiter zu sein, wiewol Eiterung zuweilen hinzukommt. Bei längerer Dauer der Entzündung und zunehmender Schwäche wird die Absonderung wieder dünn, wäßrig, bräunlichgelb oder grünlich. Die Hauptquelle dieser schleimigen Feuchtigkeit ist die innere Fläche der Augenlider (Blepharoblennorrhoea, Augenlidtripper), oft auch die Augenwinkel (Lippitudo angularis, Lippitudo, Lemositas, Lema, Augentriefen, Augenwinkelunreinigkeit); die Quantität des Schleimes ist um so größer, je heftiger die Entzündung war; zuweilen wird die Schleimabsonderung bei Vernachlässigung und besonders bei schmuzigen, leukophlegmatischen Subjecten so copiös, daß sich derselbe über die Wange ergießt und eine wirkliche Blennorrhöe der Augenlider eintritt.

Dieser Schleim macht die Augenlidränder schmierig, legt sich in beweglichen Flocken an die innere Lidfläche, in den Nasenwinkel und vor die Pupille, überziehet und umschleiert gleichsam das Auge zeitweise, und erregt bei dem Kerzenlichte, welches lästig ist, einen runden Nebel, oft einen regenbogenfarbigen Hof, welche Erscheinung aus dem die Hornhaut überziehenden Schleime und der dadurch verursachten vielfachen Lichtstrahlenbrechung entsteht. Des Nachts wird er dick, früh sind die Augenlider zusammengeklebt und der aufmerksame Kranke sieht bei dem schnellen Öffnen der Lider vor seinen Augen auf einige Momente bäumchenartig verzweigte graue Gestalten, bis der dieses Phänomen verursachende Schleim durch die Thränen von der Hornhaut abgespühlt wird. Zuweilen, zumal bei veraltetem Übel, sind die Wimpern mit einer gelblichen, bernsteinartigen, schmuzigen Kruste bedeckt (Lippitudo sicca. crystallifera). Einige Stunden nach dem Essen und nach geistigen Getränken ist die Absonderung reichlicher. Häufig werden auch bei veränderter Qualität des Schleimes, meist bei gleichzeitiger qualitativer Veränderung der Thränen Excoriationen der Augenlidränder und der an diese grenzenden Augenlideroberfläche erzeugt, welche bei Unreinigkeit und Vernachlässigung selbst in Geschwürchen übergehen und ein Anchyloblepharonipartiale erzeugen können. Auch kann die häufig mit der Ophthalmoblennorrhöe verbundene Geschwulst der Bindehaut der Augenlider zu einem Ektropium Gelegenheit geben; sowie auch die Augenwimpern nicht selten hierbei eine fehlerhafte Richtung erhalten und selbst ausfallen.

Bei der Behandlung des Augenschleimflusses hat man vorzüglich auf die die Augenliderentzündung hervorgerufenen ursächlichen Momente Rücksicht zu nehmen und diesen gemäß die Kur einzurichten; außerdem aber werden, da ein beträchtlicher Grad von örtlicher Schwäche der Schleimhaut und von allgemeinem Mangel an Energie als die Ursache des Schleimflusses wol immer anzunehmen ist, örtliche Reizmittel mit gleichzeitiger Anwendung innerer flüchtig reizender Mittel besonders geeignet sein, die Krankheit am schnellsten zu heben. (*Wiegand.*)

OPHTHALMODYNIA, fälschlich auch Ophthalmodinia, der Augenschmerz, Neuralgia frontalis s. supraorbitalis, ein Schmerz des Oberaugenhöhlennerven, der sich wie der Fothergill'sche Gesichtsschmerz verhält. S. Neuralgien. (*Wiegand.*)

OPHTHALMOLITHEN, steinige Concremente in dem Auge, welche entweder in einer steinartigen Verhärtung einzelner Theile desselben bestehen oder wirkliche steinige Ablagerungen zwischen einzelnen Theilen dieses Organs (zwischen der Netz- und Aderhaut) sind, ohne daß diese eine Umwandlung erlitten haben. (*Wiegand.*)

OPHTHALMOLYMA, eine Verderbniß, eine Zerstörung des Augapfels; auch Ophthalmolyme und Ophthalmolymasis. (*Wiegand.*)

OPHTHALMOMYOSITIS, die Augenmuskelentzündung, eine nur höchst selten für sich, zuweilen aus rheumatischer Ursache, vorkommende Krankheit der den Augapfel bewegenden Muskeln, welche sich durch seitlichen Schmerz nach dem Laufe des Muskels, Schwerbeweglichkeit und Verstellung des Augapfels und leichte Röthung der Bindehaut charakterisiren soll. (*Wiegand.*)

OPHTHALMOPHYMA, Geschwulst des Augapfels, ein Auswuchs oder Anschwellung der Augenhäute, entweder von Ausdehnung derselben und Vortreten innerer Theile oder von Ergießung von Flüssigkeiten in demselben oder von Substanzwucherung. (*Wiegand.*)

OPHTHALMOPLANIS, *Bory de St. Vincent* (Zoophyta). Eine Gattung Infusionsthierchen aus der Familie der Monadarien in der Ordnung Gymnodeen, mit folgenden Kennzeichen: der Körper einfach, vollkommen oder schwach eiförmig mit einem Punkte im Mittelpunkte oder an einem der Enden. Dieser Punkt, welcher die Gattung von den eigentlichen Monaden unterschei-

det, zeigt schon ein Streben nach einer höhern Organisation. Von den drei von Bory aufgenommenen Arten lebt die letzte in reinem, die zwei ersten in stehenden Wässern. Sie sind 1) O. Ocellus *B.* Monas Ocellus *Müll.* Inf. tab. I. fig. 7. 8. Encycl. Meth. Vers. III. pl. I. fig. 4. 2) O. Cyclopus *B.* Monas Atomus *Müll.* tab. I. fig. 2. 3. Encycl. pl. I. fig. 2. 3) O. Polyphemus *B.* Monas Mica *Müll.* tab. I. fig. 14. 15. Encycl. pl. I. fig. 6. (D. *Thon.*)

OPHTHALMOPLEGIE, Ophthalmoplegia, die Lähmung der den Augapfel bewegenden Muskeln, wobei, wenn alle Augapfelmuskeln zugleich gelähmt sind, das Auge, wie todt aussehend, aus der Augenhöhle vorfällt. (*Wiegand.*)

OPHTHALMOPTOSIS, der Augenvorfall (Exophthalmia, Exorbitismus, Exophthalmus), das wirkliche Herausfallen des Augapfels aus der Augengrube, welches von Lähmung der Augapfelmuskeln [s. Ophthalmoplegie] (Ophthalmoptosis paralitica), oder von einer Zerreißung mehrer derselben bedingt sein kann, ohne daß der Bulbus selbst angeschwollen und verletzt zu sein braucht. Nach Weller darf Ophthalmoptosis nicht, wie es zu geschehen pflegt, mit Exophthalmie verwechselt werden, da letztere nur dasjenige Hervortreten des Augapfels über die gewöhnliche Grenze bezeichnet, welches durch irgend einen acuten oder chronisch entzündlichen Zustand oder durch eine andere krankhafte Vergrößerung des Augapfels verursacht wird. Ebenso ist Exophthalmos von jenen beiden Zuständen dadurch verschieden, daß dies jene regelwidrige Lage des Augapfels bedeutet, wo derselbe durch Geschwülste und Auswüchse in und außer der Augenhöhle aus letzterer verdrängt worden ist, ohne daß sich gerade der Augapfel in seiner Structur geändert hat. (*Wiegand.*)

OPHTHALMORRHÖE, Ophthalmorrhoea, eigentlich der Augenfluß, bezeichnet eine Ergießung einer Flüssigkeit am Auge, entweder äußerlich unter den Augenhäuten, in Form des Ödems, des Hygroms oder einer Wasserblase, ohne Ausdehnung und Anschwellung des ganzen Augapfels (Ophthalmorrhoea externa), oder im Innern desselben mit Auftreibung dieses und Schwächung oder völligem Mangel des Gesichts (O. interna). (*Wiegand.*)

OPHTHALMOSCOPIE, Ophthalmoscopia, die Augenschau, die Untersuchung des Auges, auch die Erkenntniß eines innern Körperzustandes aus den Augen. (*Wiegand.*)

OPHTHALMOSPASMUS, der Augenkrampf, die krampfhafte Affection des Augapfels, welche entweder in einer vorübergehenden Unbeweglichkeit (Tetanus oculi, Augenstarre), oder in einem krampfhaften Hin- und Herbewegen oder unwillkürlichen Rollen des Augapfels (Nyctagmus bulbi, Tortura oculorum, Augenrollen, Augenverdrehen) besteht, mit lästigem Drucke und Zusammenpressen oder Schmerz. (*Wiegand.*)

OPHTHALMOSTAT (Instrumentum ophthalmostatum, Ophthalmostatum, Speculum oculi), der Augenhalter, ein Instrument, dessen man sich zur Fixirung des Auges bei Operationen bedient. (*Wiegand.*)

OPHTHALMOXYSIS, die Scarification, das Scarificiren, das Kratzen des Auges, eine schon von Hippokrates angedeutete, später von Woolhouse, Mauchart und Platner empfohlene chirurgische Hülfsleistung zur Entziehung von Blut aus dem entzündeten Auge. Das Manoeuver war verschieden, nach dem Werkzeuge, das man gebrauchte. Die Alten bedienten sich hierzu eines eignen Instrumentes, das sie Blepharoxyston, Blepharoxystum, Blepharoxystrum (Augenlidkratzer), Ophthalmoxyster, Ophthalmoxysterion (Augenkratzer) nannten. Es war löffelartig gestaltet, so daß die convexe Seite mit kleinen Erhabenheiten besetzt war oder daß zwei auf einander befestigte Löffel durch Zusammendrücken sich so verhielten, daß die Erhabenheiten des einen durch die Öffnungen des andern hervortraten. Woolhouse verfertigte einen Pinsel aus Kornähren, in dem er zehn bis funfzehn Stück Kornährenhülsen, die eine mit einem Stachel versehene Ecke hatten, mit einem gewichsten Faden zusammen band und diese am äußersten Ende beschnitt. Wollte man das Instrument anwenden, so kehrte man das Augenlid um und führte diese Bürste auf der innern Fläche desselben oder auf der Bindehaut des Augapfels herum, je nachdem man hier oder dort Blut entziehen wollte, und unterhielt dann die Blutung durch warmes Wasser. Alle diese quetschenden und zerreißenden Instrumente, womit man den erwähnten Zweck zu erreichen suchte, sind aber mit Recht der Vergessenheit übergeben worden, da sie viel zu unzart auf das so reizbare Auge eingriffen, die Entzündung vermehrten und Eiterung, sowie noch sonstige Nachkrankheiten hervorriefen.

Jetzt wendet man noch die Scarification am Auge vorzüglich bei sehr heftigen Entzündungen an, wenn dem allgemeinen entzündlichen Zustande schon durch passende Blutausleerungen begegnet und die rothe Geschwulst der Bindehaut nur als topisch-entzündliches Symptom zurückgeblieben ist, wenn anders letztere nicht so bedeutend ist, daß sie sich über die Hornhaut herübergelegt hat, indem sonst das Ausschneiden der entzündeten Wulst den Vorzug verdient.

Am besten verrichtet man die Scarification mittels eines scharfen Staarmessers oder einer Lanzette, indem man hinlänglich tiefe, sich durchkreuzende, die Sclerotica nicht verletzende Einschnitte macht und die entstehende Blutung durch Auflegen von warmem Wasser unterstützt. (*Wiegand.*)

Ophthalmoxyster, Ophthalmoxysterion, s. Ophthalmoxysis.

Ophthalmydrorrhoea, Augenwasserfluß, s. Thränenfluss.

OPHTHALMYMENITIS, die Entzündung der Augapfelhäute, äußere Augapfelentzündung, Ophthalmia membranalis, ist diejenige Entzündung des Auges, wo zunächst und vorzüglich die Conjunctiva und Sclerotica des Bulbus ergriffen sind. (*Wiegand.*)

Ophus, Name des Sternbildes der Wallfisch, s. Wallfisch (Sternbild).

Ophyra, s. Myodarii.

OPIAE ist eine Station der nördlichsten Reiseroute der Peutingerschen Tafel, nach der Zeichnung auf dem südlichen Donauufer zwischen Aquileja und Septemiaci gelegen. Die Entfernung von dem erstern Orte beträgt 18 Millien ($3\frac{1}{2}$ Meilen) und von dem letztern 7 Millien ($1\frac{1}{4}$ Meile). Über den Abschnitt der nördlichen Straße der Peutingerschen Tafel von Aris Flavis bis Arusena (verschrieben für Abusena, Rothweil bis Abensberg), sind nun aber die Meinungen der Alterthumsforscher sehr getheilt, indem einige, und unter diesen besonders Mannert, Kruse und ich früher, sich streng an das gegebene Bild auf der Tafel hielten, und demgemäß alle jene Zwischenstationen auf dem südlichen Ufer der Donau suchten. Zwischen den Stationen Aris Flavis und Samulocenis (Rothweil und Mühlheim) wendet sich nämlich die nördliche Straße, und zwar kurz vor Samulocenis, welches durch das Hinzumalen zweier Häuser als ein bedeutender Ort besonders hervorgehoben ist, auf das südliche Donauufer, und verläßt dasselbe nicht eher wieder, als bis sie in die römische Provinz Dacien auf das nördliche hinübergeht. Andere Geographen hingegen, wie Leichtlen, von Raiser, Buchner, v. Wersebe und Reichard banden sich weniger an das durch die Zeichnung gegebene Bild*), und verfolgten die Spuren der alten römischen Straße und der an derselben noch jetzt bemerkbaren römischen Ansiedelungen in dem durch jene umfassende Befestigungslinie, die als Pfahlhecke, Pfahlrain oder Teufelsmauer allgemein bekannt ist, auf dem nördlichen Donauufer umschlossenen, zu dem alten Zehntlande (Agri Decumates) gehörenden Gebiete, und dadurch entstand nun natürlich eine große Verschiedenheit in der Bestimmung der einzelnen Orte. So suchte Kruse Opiae auf dem rechten Donauufer bei dem Orte Offingen, östlich von Günzburg, und ich und Mannert glaubten es etwas weiter ostwärts, Dillingen gegenüber, gefunden zu haben. Buchner, Leichtlen, Reichard und Wersebe halten das Städtchen Bopfingen zwischen Aalen und Nördlingen für das alte Opiae; dieser Meinung bin ich jetzt auch und verweise auf den Artikel Decumates Agri, wo meine Gründe ausführlicher aus einander gesetzt sind. Über die Schreibart des Namens, den wir bei den neueren Geographen bald Opie, Opia und Opiae geschrieben finden, bemerke ich nur noch, daß die letztere nach dem Originale der Peutingerschen Tafel auf der kaiserl. Bibliothek zu Wien die richtige ist. Zwar finden wir auch hier Opie geschrieben; aber der Schlußvokal e ist durch ein am Ende herabgezogenes Strichelchen, den longobardischen Schriftzügen gemäß, von dem copirenden Mönch als Diphthong ae deutlich genug markirt worden. Mannert**) hat auf diese Verbesserung in seinem neuesten Verzeichnisse der auf der Tafel vorkommenden Namen bereits Rücksicht genommen. (*Aug. Wilhelm.*)

*) Julius Leichtlen, Schwaben unter den Römern. Freiburg 1825. **) Tabula Itineraria Peutingeriana, primum aeri incisa et edita a Franc. Chr. de Scheyb MDCCLIII. denuo cum Cod. Vindob. collata, emendata et nova *Conr. Mannerti* introductione instructa, studio et opera Academ. lit. Regiae Monacensis. Lips. 1824. p. 57.

OPIAN (Narkotin), Sertürner's Morphioidin, Derosne's Sel d'opium, Opiumsalz, 1804 entdeckt, bildet $\frac{1}{16}$ vom Mohnsafte, worin es unter andern mit einer Säure vorkommt, durch welche Verbindung dasselbe in flüchtigem Terpentinöl unauflöslich, und sauer reagirend wird. Vom Morphin unterscheidet es sich nach Duflos (s. a. u. a. O.) vorzüglich dadurch, daß seine Auflösung in sehr verdünnter Schwefelsäure bei dem Verdampfen zur Trockne, nach zuvorigem Durchgang durch Gelb und Roth, eine schöne grüne Farbe annimmt, während die entsprechende Morphinauflösung dabei keine Farbenänderung zeigt. Von concentrirter Schwefelsäure wird das Opian mit gelblich rother Farbe aufgelöst, die endlich purpurroth erscheint.

Aus dem Mohnsafte kann man es rein erhalten (nach Robiquet und Sertürner), durch fünfmaliges Ausziehen desselben mit siedendem Schwefeläther, durch Filtriren und Destilliren des Äthers bis auf $\frac{1}{4}$ des ausgezogenen Opium. Die zurückbleibende, aus säurehaltendem Opian bestehende Salzkruste a) befreit man durch erhitztes flüchtiges Terpentinöl vom anhängenden Balsam und Kautschuk, wäscht das Ganze mit kaltem Weingeist ab, löst es im heißen auf, und fället das Opian durch Ammonium aus der Auflösung. Die von a) abgegossene Flüssigkeit b) dampft man nun ab, zieht den Rückstand mit kochendem Wasser aus, welches den braunen, bittern, sauern Balsam zurückläßt, und schlägt aus der wäßrigen Flüssigkeit das Opian durch Ammonium nieder. Beide Niederschläge von a und b löst man endlich in möglichst wenig erhitzter Salzsäure auf, und scheidet sie wieder durch Ammonium. Bailly will es weniger umständlich aus dem kalt bereiteten Opiumextract durch Äther ausgezogen haben (s. Revue méd. franç. et étrang. 1825. T. II. 365 sq.). Carpenter's Bereitungsart s. im Quarterly Journ. of Sc. 1827. p. 483. Tilloy will es aus den Samenkapseln des Mohns mit Vortheil dargestellt haben, was aber Trommsdorff u. A. wenigstens bei ganz reifen alten Mohnköpfen nicht gelang.

Das aus einer sauern Auflösung gefällete Opian erscheint als ein weißes, lockeres, der Magnesia ähnliches Pulver, schießt aus der Auflösung in Weingeist und Äther prismatisch an, ist schwerer, als Wasser, geschmack- und geruchlos, löst sich nicht in kaltem Wasser, das unreine aber in 400 kochendem auf, sowie, wenn gleich in geringerer Menge, als das Morphin, in fast allen mineralischen und organischen Säuren (in der Essigsäure ꝛc.). Auch nehmen die Kalilaugen etwas mehr davon auf, als das reine Wasser, und lassen es mit Säure genau neutralisirt wieder fallen. Der Weingeist löst kalt $\frac{1}{100}$, siedend $\frac{1}{24}$ Opian auf; die heiße Auflösung, welche bitterer als die des Morphins schmeckt, krystallisirt bei dem Erkalten; Wasser schlägt das Opian daraus nieder. Heißer Äther löst solches reichlich auf, und läßt es bei dem Erkalten wieder anschießen. Ebenso verhalten sich die ätherischen Öle. Auch gelöst reagirt das Opian auf Pflanzenfarben weder sauer noch kalisch. Wenn ein Tropfen Salpetersäure, auf Morphin gebracht, dieses nach einem Tage, unter Schäumen, hyacinthroth färbt, so bleiben die Krystalle des Opians ungefärbt. Es schmilzt in der Wärme wie Wachs;

bei der trocknen Destillation schäumt es, und liefert kohlensaures und brennbares Gas, kohlensaures Ammonium, ein zähes, dunkles, würzig riechendes, scharf und stechend schmeckendes brenzliches Öl und eine leichte Schwammkohle. Auf Glühkohlen bricht es in Flamme aus; von erwärmter Salpetersäure wird es unter Bildung von Oxalsäure und Welter'schem Kunstbitter aufgelöst. Die sauern Opiansalze schmecken zwar nicht sauer, röthen aber doch immer das Lackmus; sämmtliche Kalien fällen das Opian aus diesen sauern Auflösungen in weißen Flocken. Das salzsaure Opian bildet keine Krystalle. Übrigens scheint, nach Caillot's Beobachtung (i. d. Ann. de Ch. et de Ph. XLII. p. 265.), das Narcotin durch Gegenwart von Ätzsublimat (Quecksilberchlorid) disponirt zu werden, basische Eigenschaften anzunehmen, und mit der Hydrochlorsäure, und der Hydroïodsäure sich zu verbinden, vgl. Schweigger-Seidel's Jahrb. d. Ch. rc. 1830. V. S. 105 rc. 113.

Nach Derosne und Sertürner bringen 7—18 Gr. vom Opian bei Hunden Schwindel, Erbrechen und Convulsionen hervor, 2 Gr. und nach einer halben Stunde noch 4 Gr. mit etwas Essig gewürzt, erregten bei einem Hunde rasende Unruhe, dann Taumel, Zuckungen, Abgang von Koth rc., welche Zufälle durch kohlensaures Ammonium, als Fällungsmittel der essigsauren Auflösung, gehoben wurden. Dagegen will Bailly nur von sehr großen Gaben, und dies nicht immer, Schwindel und andere Wirkungen auf das Hirn beobachtet haben, und hält das Opian überhaupt auch in arzneilicher Hinsicht für ganz unwirksam*). (*Th. Schreger.*)

OPIAT, Opiatum, zeigt überhaupt eine Latwerge, insbesondere aber eine solche an, welche Mohnsaft enthält, wie z. B. der Theriak, Mithridat, das Diascordium, Philonium, Requies Nicolai u. a. m. Auch nennt man Opiat ein innerliches Arzneimittel von Latwergenconsistenz, welches aus verschiedenen Substanzen besteht, die mit Zuckersaft, oder geläutertem Honig vermischt werden. (*Th. Schreger.*)

Opiatpflaster, Opiatsyrup, Opiattincturen, s. Opium.

OPIE (John), ein berühmter Bildniß- und Geschichtsmaler der neuern Zeit in England, geboren in der Provinz Cornwallis 1761, gestorben in London gegen 1807. Sein Vater wünschte, daß er ein Zimmermann würde, aber der bekannte Dichter Wollcott, genannt Peter Pindar, entdeckte seine Talente, nahm sich seiner an und verschaffte ihm einen Lehrer, so daß er bei guter Zeit schon etwas Tüchtiges leistete. Besonders rühmte man eine von seinen frühern Arbeiten, das Bildniß eines Bettlers, welches mit großer Naturtreue aufgefaßt war.

Im 19. Jahre ging er nach London, wo er sich trefflich ausbildete und bald bekannt wurde, auch beiseinen Studien übrigens einen außerordentlichen Fleiß und viel Thätigkeit zeigte. Im Jahre 1786 erlangte er nach der Ausstellung die Mitgliedschaft der londoner Akademie, sowie 1805 die Professur der Malerei.

Seine Compositionen sind kräftig und geistig, sein Styl der Zeichnung kühn, und was überhaupt den englischen Künstlern eigen, die Ausführung aller seiner Werke mit einem schönen Effect und guter Haltung.

Opie's Colorit war zuweilen dem des Rembrandt ähnlich und er hatte sich besonders für seine Bildnisse jenen Meister zum Vorbilde genommen, wobei aber jedoch meist eine gewisse Zartheit des Pinsels mit einem feinen Vortrage verbunden hervorgeht, welches ihm bei seinen weiblichen Bildnissen sehr zu Statten kam und er darin den berühmten Reynolds als das schönste Muster vor sich hatte, welcher für diese Gemäldegattung einen besondern eigenthümlichen Reiz besaß. Zugleich zeigte Opie in seinen historischen Darstellungen einen großen Ausdruck der Handlung und die Köpfe entsprechen dadurch um so mehr dem Ganzen.

Es darf noch berührt werden, daß Opie außer seiner Kunstsphäre ein sehr gebildeter und belesener Mann war, welches ihm bei seinen historischen Werken trefflich zu Statten kam.

Als Hauptwerke von ihm, welche auch auf den öffentlichen Ausstellungen gesehen wurden, nennt man: 1) die Ermordung des David Rizzio*) in Gegenwart der Maria Stuart; in Kupfer gestochen von Isaak Taylor s. gr. real qu. Fol. 2) Zur Shakesspeare-Galerie: Heinrich VI., Timon von Athen, das Wintermährchen, gestochen in Schwarzkunst von Val. Green, Romeo und Julie, gest. von Farius, s. gr. real qu. Fol. 3) Mortimers Verhaftung, von J. Fittler gest. s. gr. real qu. Fol. 4) Alter und Jugend von J. R. Smith. gr. Fol. 5) The minstrel von W. Ward. gr. Fol. 6) Bildniß der Marie Wallstonekrafft Godwin, von Ansins. gr. Fol. 7) Besonders schön das Bildniß von James Fox, ganze Figur in Schwarzkunst von S. W. Reynolds. s. gr. imper. Fol. Wol eins der herrlichsten Gemälde, was den großen Mann in seinem wahren geraden Charakter schildert; ein Bild von dem herrlichsten, großartigsten Effect. Noch erwähnt man das Bildniß des Wunderknaben Roscius und als eine der letzten Arbeiten, welche kurz vor dem Tode des Künstlers vollendet worden und ihn in seiner schönsten Künstlerkraft zeigt, das Bildniß des Herzogs von Gloucester. (*Frenzel.*)

Opie's Gattin, eine Tochter des Dr. Alderson zu

---

*) Indeß haben neuere Versuche von Dieffenbach (im Archiv für Anat. und Ph. Jan. 1829. S. 9 fg.), und jene von A. Ure (in Schweigger-Seidel's Jahrb. d. Ch. rc. 1830. VI. S. 232 fg.) die Giftigkeit des Narkotins allerdings bestätiget. Vergl. C. Wilmer's Versuche bei Buchner a. a. O. 1830. XXXVI. 2. S. 213 fg. Derosne in Trommsdorff's Journal für Pharm. XII. 1. S. 223 fg. Robiquet in Gilbert's Ann. d. Physik rc. LVII. S. 163 fg. Sertürner ebendas. LIX. S. 50 fg. Bailly a. o. a. O. Nees v. Esenbeck d. j. in Buchner's Repert. f. die Pharm. rc. 1826. XXIII. 3. Dieffenbach u. A. Ure a. a. O. über Verhältnisse der Eigenschaften des Opians oder Narkotins und des Morphins s. Witting's Toxicologie II. S. 96 fg. Ed. Merk in Trommsdorff's neuem Journ. d. Pharm. XX 1. S. 184. Düflos in Schweigger-Seidels Jahrb. d. Ch. u. Ph. 1831. I. 1. S. 114 fg. 2tes Heft. S. 217 rc., wo auch die Gegenwart des Opians und Morphins in damit vergifteten Flüssigkeiten: im Caffee, Biere rc., nachgewiesen wird.

*) Das Bildniß des Rizzio soll das des satyrischen Dichters Pindar enthalten.

Norwich 1771 geboren, gab nach seinem Tode ein von ihm hinterlassenes Manuscript über die Malerei heraus, mit kurzer Nachricht von seinem Leben. Sie selbst schrieb: The father and daughter, a tale, in prose, with an epistle from the maid of Corinth to her lover and other poëtical pieces, 1801. 8. übersetzt Leipz. 1803. 8. An elegy to the memory of the late Duke of Bedford. 1802. 4. Poems 1802. 12. 2te Ausg. 1804. 8. (Fortsetzung von Reuß gel. England. 2ter Th. S. 153. Morgenblatt 183. St.) Adeline Mowbray. 3 Bände. 1804. und mehre andere Werke, die alle mit Beifall aufgenommen wurden. Ihre Gedichte sind voll von tiefem Gefühle. (*Rotermund.*)

OPIKA und Opiker. Der Name Opika begriff im ältesten südlichen Italien die Länder Samnium, Campanien und Latium, an der Westseite des Landes vom Silarus bis zur Tiber *). Es ist dieses der Strich Landes, der auch Ausonien heißt. Nämlich Ausonier und Opiker sind dasselbe Volk, oder nach anderen Alten die ersteren ein Theil der letzteren **). Der Name Opiker ist aber auch nach römischen Grammatikern eins mit Oscern, jenes die griechische, letzteres die lateinische Benennung, und so erklärt sich, wie die Geographen die Oscer in dieselben Wohnsitze der Opiker und Ausonier verlegen. Zu demselben Volksstamme gehören auch nach den Forschungen Niebuhrs (a. a. O.) die Apuler, Aurunker, Volscer, Äquer, Falisker, Sidicener und Saticuler. (*Völcker.*)

OPILIA. Eine von Roxburgh aufgestellte, vielleicht nach dem Schriftsteller Opilius, dessen Plinius (Hist. Nat. XXVIII, 7.) Erwähnung thut, so genannte Pflanzengattung der natürlichen Familie der Rhamneen und aus der ersten Ordnung der fünften Linne'schen Classe. Char. Der Kelch klein, fünfzähnig; die fünf Corollenblättchen ablang; um die Basis des Fruchtknotens stehen, abwechselnd mit den Staubfäden, keulenförmige Drüsen; der Griffel fehlt; die Narbe ist knopfförmig; die Beere kugelig, einsamig. Die einzige bekannte Art, O. amontacea *Roxb.* (Fl. corom. II. p. 31. t. 158.) ist ein ostindisches Bäumchen mit abwechselnden, zweizeiligen, einfachen, ablangen, glatten, glänzenden, meist ganzrandigen Blättern, traubenförmigen, kleinen, grünlichen Blüthen und nierenförmigen, gewimperten Stützblättchen. (*A. Sprengel.*)

OPILIO (Flavius), Sohn des Aetius, Consul a. u. c. 1206., n. Chr. Geb. 453., mit Flavius Vincomalus; und ein andrer Consul a. u. c. 1277., n. Chr. Geb. 524. (*H. M.*)

OPILIUS (Aurelius) †), Freigelassener eines Epikureer, lehrte in Rom zuerst Philosophie, dann Rhetorik, zuletzt Grammatik; darauf gab er seine Schule auf und ging mit P. Rutilius Rufus, — jenem hochgebildeten und von Charakter vortrefflichen Manne, den man den besten nicht nur seiner, sondern jeder Zeit nannte, der in der Jugend den Panätius gehört, und von ihm in den Grundsätzen der Stoa gebildet war, darauf als Redner und Rechtsgelehrter sich Ruhm erworben, a. u. c. 649. v. Chr. Geb. 105. das Consulat bekleidet hatte und durch einen höchst ungerechten Urtheilsspruch wegen Erpressungen (repetundarum) a. u. c. 662. v. Chr. Geb. 92. verurtheilt als Verbannter sich nach Smyrna begab, die höchste Würde auch in der Verbannung zeigend; — mit diesem also ging Opilius nach Smyrna und lebte daselbst bis in das höhere Alter. Opilius schrieb neun Bücher Musarum, die über verschiedene Zweige der Literatur und grammatischen Gelehrsamkeit handelten. *Sueton.* de illustr. Gr. 6. *Gellius* I, 25. 17. u. a. (*Meier.*)

Opilius Diadumenus Macrinus, und Opilius Severus Macrinus, s. Macrinus.

OPILO, *Latreille* (Insecta). Eine Käfergattung aus der Ordnung der Pentameren, der Familie der Serricornes, der Section Malacodermi und der Tribus Clerii, mit folgenden Kennzeichen: Der Körper ist lang, die Fühler sind fadenförmig, von der Länge des Thorax, die letzten Glieder etwas stärker als die übrigen und deutlich gesondert, die Palpen endigen in ein breites, beilförmiges Glied, das erste Tarsenglied ist sehr kurz und von oben durch die Wurzel des zweiten verdeckt. Diese Käfer wurden von Linné unter Attelabus geordnet, Fabricius gab ihm Anfangs den Namen Notoxus, sie sind aber mit dessen Gattung Clerus und Tillus am nächsten verwandt. Ihr Kopf steckt etwas in dem Thorax, die Augen springen ziemlich vor, sind ungetheilt und rund. Die Lefze ist kurz, breit, hornartig, vorn ausgerandet. Das Kopfschild, was sich von ihr deutlich unterscheidet, tritt wenig vor und ist ebenfalls schwach ausgerandet. Die Mandibeln sind gebogen, spitzig und in der Mitte ihrer innern Seite mit einem Zahne bewaffnet. Die Kiefern sind an der Basis hornartig, von der Mitte an lederartig und gespalten, der innere Theil ist kurz, klein, spitzig, innen schwach gerandet, der äußere ist groß, fast zugerundet, am innern Rande stark gefranzt. Die Maxillarpalpen sind etwas länger, als die Labialpalpen und bestehen aus vier Gliedern, von denen das erste kurz, das zweite sehr lang, das dritte kurz und kegelförmig, das vierte keilförmig ist. Die Lippe tritt vor und ist zweispaltig, ihre Theile stehen aus einander und sind zugerundet, innen sind sie mit einigen Franzen besetzt. Die Labialpalpen sind ziemlich lang, dreigliedrig, das erste Glied ist sehr kurz, das zweite etwas länger, das dritte beilförmig. Der Thorax ist vorn fast so breit, als der Kopf, hinten etwas schmäler, rundlich und ohne Ränder, das Schildchen ist sehr klein und rundlich, die Flügeldecken sind ziemlich hart, wenig biegsam, fast von gleicher Breite, und bedecken zwei häutige Flügel. Die Füße sind von mittlerer Länge, das zweite, dritte und vierte Tarsenglied sind unten schwammig, zweilappig, ziemlich breit, das letzte trägt zwei Klauen.

Die unvollkommenen Zustände dieser Käfer sind noch unbekannt, das vollkommene Insekt findet sich an Baumstämmen, namentlich an frisch gefällten, woraus man schließt, daß die Larven in abgestorbenem Holze leben.

*) Niebuhr's röm. Gesch. 1ster Bd. S. 65 fg. **) *Aristot.* Pol. VII. 10. *Strab.* V. p. 242.

†) Sueton bemerkt, daß er selbst seinen Namen Opillius, andere aber Opilius schrieben.

Typus der Gattung ist O. mollis, *Linné* (Attelabus. *Panzer* Fauna V. fig. 8.). Dieser Käfer ist etwa 4 Linien lang, weichhaarig, Kopf, Thorax und Flügeldekken sind braunroth, von den letztern hat jede drei gelbliche Flecken, der erste ist klein und steht an der Basis und am äußern Rande, der zweite in der Mitte der Länge ist breiter, erreicht aber die Naht nicht; der dritte am Ende ist klein und rundlich. Die Füße sind an der Wurzel blässer, gegen die Gliederenden dunkler. Dieser Käfer findet sich in den Wäldern Teutschlands, Frankreichs, Schwedens rc., doch nicht häufig. (D. *Thon.*)

OPIMA SPOLIA. So hießen bei den Römern streng genommen nur die Waffen, die ein Feldherr in eigner Person in der Schlacht dem feindlich ihm entgegenstehenden Feldherrn abgenommen hatte; dann auch die Waffen, die der gemeine Soldat aber immer dem feindlichen Feldherrn abgenommen. Die ersten waren höchst selten, so daß in Zeit von etwa 530 Jahren nur drei dieses Glück erlebten. Die opima spolia wurden im Tempel des Jupiter Feretrius aufgehängt. Fest. s. v. Opim. spol. (*H.*)

Opimia gens und Opimius s. Opeimia u. Opeimius. S. 38 fg.

Opinati, s. Doketen.

OPINATORES. So hießen in den Zeiten der spätern römischen Kaiser die Soldaten, die als exactores annonae militaris Getreide und andere Naturalien von den Grundbesitzern in den Provinzen einzogen, was für die Subsistenz der Truppen bestimmt war. *Theodos.* Cod. VII, 4, 26. XI, 7, 16. *Justin.* Cod. XII, 38. 1. (*H.*)

OPINGOË oder Poapintal. Ein alter Gau des Herzogthums Baiern, der in der ersten Namensform von dem Erzbischofe Arno zu Salzburg erwähnt wird[1]). Der Verf. der Chron. Gottwicens. ist der Meinung[2]), daß unter dem Pagus Opingoë das jetzige Oberinnthal in der Grafschaft Tyrol, am Innflusse verstanden werden müsse. Der Ort Roppen oberhalb Innspruck, bei Starkenberg, nach Telfs zu, am linken Ufer des Inns, scheint die in der Urkunde erwähnte Villa Opinga zu sein. Die zweite Namensform, Poapintal, kommt zuerst in der Charta Kajonis aus dem Jahre 747, dem 12. der Herrschaft des Baiernherzogs Odilo, vor, welche Urkunde für das Kloster Stechdorf ausgestellt wurde[3]). In der bezeichneten Gegend, oberhalb Innspruck, zwei Meilen entfernt, liegt das Dorf Zirle am Zirleberge, auf der linken Seite des Inn, welches ohne Zweifel jenes Cyreola der Urkunde ist, und ebenso auf der rechten Seite Oberhofen, das alte Oparinhofe. In dem Bestätigungsbriefe Karls des Großen[4]) werden noch die Orte Scarantia (der Paß Scharnitz bei Innspruck) cum appendiciis suis in Flurmig, in Polling etc. (Flauring und Polling bei Oberhofen am Inn) erwähnt, die keinen Zweifel über die Lage des alten Gaues Opingoë oder Poapintal übrig lassen. Bestimmtere Grenzen lassen sich nicht angeben; aber in den beiden urkundlichen Namensformen ist der heutige Name Oberinnthal nicht zu verkennen. (*Aug. Wilhelm.*)

1) *Canisius* Tom. II. p. 486. *Gerwoldus* Tom. I. ad Metrop. Salisburg. p. 27. Tradidit memoratus Dux (Theodbertus Dux Boioariae) in Pago Opingoë Villam nuncupatam Opinga. 2) Chron. Gottwicens. L. IV. p. 723. 731. 3) *Meichelbeck* Chron. Frising. Tom. II. p. 149. num. 274. Villas nuncupatas in Pago, qui cognominatur Poapintal, id est Oparinhofe et in Cyreola seu foras montes. 4) Gewold. Addid. ad Metrop. Salisburg. Tom. III. p. 222.

Opintschen, s. Opanken.

OPINUM oder Oppinum, Stadt 1) in Corsika; 2) in Mauritania Tingitana. (*H.*)

OPIPTERUS, *Rafinesque* (Mollusca). Unter diesem Namen ist im Journal de Phys. T. LXXXIX. p. 151. ein nacktes Weichthier folgendermaßen charakterisirt: Der Körper schwimmend, glatt, kopflos, hinten ein großer flügelförmiger horizontaler Anhang, zwei lange ungleiche Tentakeln, die nicht zurückziehbar und zwischen denen der Mund. Von den verwandten Pteropoden weicht es durch den Mangel des Kopfes und der Kiemen ab. Typus O. bicolor, zwei Zoll lang durchscheinend, die Flügel röthlich, Fundort das Meer um Sicilien. Dieses Thier ist wahrscheinlich nichts anders als die Gattung Gasteropteron Meckels. (D. *Thon.*)

OPIS ist der Name einer hyperboreischen Jungfrau, welche zugleich mit ihrer Genossin Arge und den delischen Göttern Apollo und Artemis nach einer uralten Sage der Delier auf ihre heilige Insel gekommen sein soll. Die Grabstätte beider Jungfrauen befand sich auf Delos hinter dem Artemisheiligthume, zunächst dem Festsaale der Keer. Auf dieses Grabmal wurde bei den Opfern die dem Altare entnommene Asche der Schenkelstücke ausgestreut. Die delischen Weiber priesen noch zu Herodot's Zeit den Ruhm der beiden Jungfrauen in einem uralten Hymnus, der von Olen dem Lykier, oder, wie andere wollen, dem Hyperboreer gedichtet war. Auch andere Inselbewohner und die Jonier sollen, die Delier nachahmend, in heiligen Gesängen die Arge und Opis verherrlichet haben[1]). Anstatt der die Opis begleitenden Hyperboreerin Arge nennen andere Schriftsteller[2]) die Hekaerge; auch kennen sie noch eine dritte Jungfrau Loxo. Alle diese Namen sind als Beinamen auch den beiden Gottheiten, denen die Jungfrauen dienten, beigelegt worden. Jedenfalls deutet diese uralte Mythe von den mit den Göttern angekommenen hyperboreischen Jungfrauen darauf hin, daß der Apollo- und Artemisdienst aus nördlichen Gegenden nach Griechenland eingewandert ist[3]). Vergl. den Art. Hyperoche. S. auch Ops. (*Aug. Wilhelm.*)

OPIS, König der Japyger. Über ihn und die von Onatas verfertigte Bildsäule desselben ist unter Onatas das Nöthige gesagt. (*G. Rathgeber.*)

OPIS, 1) Stadt in Persien, in der Landschaft Apolloniatis am Tigris (*Herod.* I, 189. *Strab.* II, 82. XI, 629. XVI, 855. *Arrian.* Exped. Alex. VII, 7, 11.).

1) *Herod.* Hist. IV, 35. 2) *Callim.* Hym. in Del. 292. *Paus.* I, 43. *Claud.* in laud. Stilich. III, 253. *Aeschin.* Dial. III, 19. *Fisch.* Ind. Ωπις. 3) Fr. Creuzer Symbolik und Mythologie rc. 2ter Th. S. 117—122.

2) Stadt in Persien am Flusse Physkos (*Xen.* Anab. II, 4, 25.) (*Klausen.*)

OPIS (Paläozoologie). Ist ein von Defrance nach dem Bruchstücke einer Muschelart aus der Familie der Trigonieen aufgestelltes Geschlecht, welches Lamarck nur als Art, de Blainville als Subgenus bei Trigonia erwähnt. Die Unvollständigkeit jenes Exemplars gestattet dann auch nicht den Geschlechtscharakter ganz vollständig zu geben. Er ist: Testa cordata, lateribus depressis, valvis dorso carina compresso, apicibus elevatis, valde incurvis. Dens cardinalis magnus complanatus, striis laxis tectus, et fovea juxta posita pro dente valvae oppositae recipiendo. O. cardissoides *Defr.* Dict. XXXVI, 219. 220. mit Abbildung im Atlas, Heft 42. Fig. 3. und Heft 47. *Blainville* Malacol. p. 546. taf. 64. fig. 3. Trigonia cardissoides *Lamarck* hist. VI. I. p. 63. Das Bruchstück ist ockerig, und scheint aus einer Formation älter als die Kreide. Die ganze Schale möchte 2—3" Länge haben*). (*H. G. Bronn.*)

OPISANA, Stadt in Thracien, zwischen den Bergen Hämus und Rhodope, bei Ptolemäus. (*H.*)

OPISMA, Opismus, Ὄπισμα, das Auffangen und Eindicken von Pflanzensäften. (*Wiegand.*)

OPISTHOCOMUS, *Hoffmannsegg* (Aves), Schopfhuhn. Der Vogel, welcher dieser Gattung als Typus dient, hat das Schicksal gehabt, im Systeme vielfach versetzt zu werden. Latham stellte ihn unter Phasianus, also unter die Hühnerartigen, Temminck (Manuel ed. 2. I. p. XLIX.) stellte ihn an die Spitze der Omnivores, Vieillot unter seine Ophiophagi, Lesson ließ ihn im Manuel d'Ornithologie unter den Hühnerartigen, brachte ihn aber im Traité d'Ornithologie unter die Passereaux und die dritte Familie Dysodes, welche nur aus dieser Gattung besteht; Cuvier läßt ihn an seinem ersten Platze, Boie stellte ihn (Isis XIX. S. 978.) mit Vigors an das Ende von dessen Familie Cracidae in der Ordnung Rasores Illigers.

Der Schnabel dick, stark, kurz, gewölbt, an der Spitze gebogen, die Wurzel seitlich erweitert, die Spitze aber nicht plötzlich zusammengedrückt, die Unterkinnlade stark, an der Spitze eckig, die Nasenlöcher in der Mitte der Oberfläche des Schnabels, durchgehend, oben mit einer Haut bedeckt. Die Füße stark, muskulös, der Tarsus viel kürzer als die Mittelzehe, die Seitenzehen lang, gleich lang, ganz gespalten, der Zehenrücken getäfelt, die Kralle der Hinterzehe länger, die Zehen mit Spuren von Häuten gesäumt. Die Flügel von mittler Größe, die erste Schwungfeder sehr kurz, die vier folgenden stufenförmig, die sechste die längste.

Einzige Art ist O. cristatus *Latr.* (Faisan de Guiane Planch. enl. 337.). Die obern Theile sind schwärzlichbraun, der Scheitel rostfarben, der Nacken mit einer Haube von langen dünnen Federn besetzt, welche an der Wurzel rostfarben, an der Spitze schwarz sind, die hintere Seite des Halses ist schwärzlich, mit einem weißlichen Streif längs den Federschäften, die großen und mittlern Deckfedern der Flügel sind weiß gerandet und gespitzt, die kleinen auswendig weißlich, innen braun, die vier ersten Schwungfedern sind rostfarben in das Weinröthliche ziehend, mit braunen Spitzen, die folgenden sind außen braun gerandet, die dem Körper zunächst stehenden sind ganz schwärzlich braun, die Steuerfedern sind schwärzlich grün mit weißlichen Spitzen, das Kinn ist bräunlich, die Vorderseite des Halses und die Brust sind roströthlich weiß, der Unterleib rostroth in das Weinfarbene ziehend, der Schnabel ist braun, Füße und Zehen roth mit schwarzen Nägeln. Die Haltung des Vogels ist die eines Pfaues, seine Größe beträgt 23 Zoll. Wenn er leidenschaftlich wird, streckt er den Kopfbusch horizontal aus, kann ihn aber nicht weiter erheben, auch breitet er dann die Schwanzfedern fächerförmig aus.

Sonnini hat diese Vögel nur in kleiner Anzahl in den Gegenden von Guiana, die er durchreiste, angetroffen, und zwar bald paarweise, oder in kleinen Haufen von sechs bis acht Stück, doch nie in großen Wäldern nach im Hochlande, sie ziehen vielmehr die überschwemmten Savannen als Aufenthalt vor, weil sie sich von den Blättern und Beeren einer großen Arumart (Arum arborescens) nähren, welche häufig an diesen Stellen wächst. Da sie diese Nahrung immer nur in der Höhe finden, auf der Pflanze selbst sitzend, so gehen sie nie auf die Erde herunter. Zur Ruhe wählen sie die benachbarten Sträuche an dem Rand der Gewässer. Sie sind nicht scheu, offenbar wol deswegen, weil sie in diesen Gegenden wenig gesucht werden, und weil ihr Fleisch nach Bibergeil riecht, weshalb man es auch zu nichts anders verwendet, als zu Fischköder, namentlich um den Mugil maximus zu fangen. (*D. Thon.*)

OPISTHOCYPHOSE, Opisthocyphosis, bedeutet die Bildung und Entstehung eines Buckels (Cyphosis), auch den Buckel selbst (Cyphoma); zuweilen wird es synonym mit Opisthotonus genommen (s. Opisthotonus.). (*Wiegand.*)

OPISTHODOMOS. Die mehrsten antiken Tempel bestanden in ihren wesentlichen Theilen nur aus zweien mit einander durch eine Thüröffnung verbundenen Räumen, nämlich aus der Vorhalle (Pronaos) und der Zella (Naos), dem eigentlichen innern Tempelraume, der die Götterstatue enthielt. Der mehre oder mindere Säulenschmuck rund herum — von einfacher bis zu dreifacher Säulenreihe — war unwesentlich, und nur zu der Vorhalle gehörten auch bei den einfachsten Tempeln immer wenigstens zwei Säulen in der Stellung wie Fig. I. zeigt. Ein solcher einfacher Tempel ist z. B. der dorische der Themis zu Rhamnus in Attika, dessen Grundriß in Fig. I. dargestellt ist. Hier ist A Pronaos und B Naos. Ließ man bei dieser einfachen Form die Seitenmauern der Zella an der Hinterfronte des Gebäudes gleichwie in der Vorhalle heraustreten, so stellte man ebenfalls wie bei dieser zwei Säulen dazwischen und es bildete sich also hier ein Raum, gleich dem des Pronaos, eine Hinter-

*) *De Lamarck* Histoire naturelle des Animaux sans vertèbres. VI. 1. Paris 1819. 8. *Defrance* im Dictionnaire des sciences d'histoire naturelle. Vol. XXXVI. Paris 1825. 8. *Ducrotay de Blainville* Manuel de Malacologie. Paris 1825. 8.

halle oder Opisthodomos. Ein Beispiel hiervon aus vielen gibt der ionische Tempel der Artemis Propyläa zu Eleusis, Fig. II. Hier ist der Raum a Pronaos, b Naos und c Opisthodomos. Gleiche Grundgestalt hat unter andern auch der dorische Tempel der Nemesis zu Rhamnus, nur ziert ihn noch rund herum eine besondere Säulenstellung. Eine so eingerichtete Hinterhalle konnte aber für den Cultus nicht wol wesentlich sein, da sie mit dem übrigen Tempelraume keine Verbindung hatte. Bei manchen Tempeln führte nun noch aus diesem Hinterbau eine Thüre in die Zella, wie es wahrscheinlich bei dem dorischen Tempel des Theseus zu Athen, bei dem ionischen Tempel der Athene Polias zu Priene, bei dem dorischen des Zeus Panhellenios auf Ägina — alle fast von gleicher Grundgestalt mit Fig. II. — und dem größten Tempel zu Pästum u. a. m. Statt findet, und dann wurde wahrscheinlich der Opisthodomos mit für die Gebräuche des Cultus benutzt und es wurden in ihm, sowie in der Vorhalle, Weihgeschenke und andere Kostbarkeiten aufgestellt.

Die allerbedeutendsten Tempel des Alterthums hatten nun meistens noch einen besondern Raum, den heiligsten, zwischen der Zella und dem eben geschilderten Hinterraum — Opisthodomos —. Hier war in diesem Falle die Tempelstatue aufgestellt und hier wurden die Tempelschätze verwahrt. Oft wird dieser Raum allein nur Opisthodomos genannt, und wo er vorhanden war, mag auch wol der früher geschilderte und also genannte Raum seine besondere Bedeutung verloren haben. Ein Beispiel von solchem Allerheiligsten gibt unter andern der Tempel des olympischen Jupiters zu Olympia und der Tempel der Diana zu Ephesus nach den Beschreibungen der Alten; augenscheinlich und ziemlich vollständig aber der Parthenon (Tempel der Minerva) zu Athen und der mit diesem von demselben Meister erbaute dorische Tempel des Apollon Epikurios zu Phigalia (jetzt Paulitza) in Arkadien, der einer der allerschönsten Griechenlands war. Fig. III. gibt den Grundriß des Parthenons, A. die Vorhalle, B. die Zella, C. das Heiligthum — hier vorzugsweise Opisthodom genannt — und D. die Hinterhalle. Ähnlich diesem in den Verhältnissen, jedoch nur mit sechs Säulen in der Fronte und funfzehn auf den Seiten ist der letztgenannte Apollotempel. Dieser Bau hat die Eigenthümlichkeit, daß statt der Säulen, wie im Innern des Parthenons, hier Wandsäulen aus der Zellenmauer an beiden Seiten vortreten, deren letztes Paar aber schräg in die Zella hinein steht und so, mit den Seiten und der Hinterwand einen fünfseitigen Raum, dem Raume c. in Fig. III. entsprechend, bildet, welcher die Statue Apolls umschloß. Hinter diesem Allerheiligsten liegt nun wieder der dem Pronaos ähnliche Raum, der eigentliche Opisthodomos. (*Stapel.*)

Wenn man in Athen von Opisthodomos (Nachzelle) schlechthin spricht, so versteht man darunter den des Parthenon, über welchen wir richtigere Vorstellungen Boeckh's Darstellung verdanken (Staatshaush. der Ath. I. S. 473. Corp. Inscr. Gr. I. 1717.). Hiernach heißt zwar der ganze Tempel *Παρθενών* und *Ἑκατόμπεδος νεώς*, aber der genauere Sprachgebrauch unterscheidet folgende Theile: Pronaos oder Proneïon, Naos oder richtiger Neos und Opisthodomos. Der Neos ist eigentlich *Ἑκατόμπεδος*; denn während der ganze Tempel eine Länge von 225 Fuß hat, hat der Neos eine von 100 F.; der hintere Theil des Neos, der unmittelbar vor dem Opisthodomos war, hieß, weil hier die Statue der jungfräulichen Göttin stand, eigentlich Parthenon, und war durch eine Art Schranken von dem übrigen Theile des Neos getrennt. Der Opisthodomos war durch eine Wand vom Parthenon und durch eine andere sehr feste Wand von der hintern Säulenhalle geschieden. Hier lagen zum Theil in Kammern, zum Theil in unterirdischen Kellern, außer einem Theile der Tempelgelder und Kleinodien, der Staatsschatz, zu dem der tägliche Epistates den Schlüssel hatte, sowie er die Aufsicht über ihn führte. In der Demosthenischen Zeit brannte der Opisthodomos ab, wurde aber bald wieder hergestellt. Dem Demetrius Poliorketes wiesen die Athener aus übertriebener Schmeichelei den Opisthodomos des Parthenon als Wohnung an, und er lebte daselbst in einer Art, die sich keineswegs für das Haus einer Jungfrau geziemte. Plutarch Demetr. 23. Vrgl. Leake's Topographie von Athen. S. 280 fg. d. t. Übers. Bröndsted Reisen u. Unters. in Griechenland 2ter Bd. Taf. 38 und Seite 292 fg. (*Meier.*)

OPISTHOGNATHUS, *Cuvier* (Pisces). Eine Fischgattung, aus Blennius *Linn.* gesondert und mit dieser zur Abtheilung Acanthopterygii, Familie Gobioïdei gehörig. Die einzige hierher gehörige Art O. Sonneratii, aus dem indischen Ocean, hat die Gestalt der eigentlichen Blenniusarten, vorzüglich deren kurze Schnauze, unterscheidet sich aber durch ihre sehr großen und nach hinten in eine Art langen, platten Schnurrbarts verlängerten Unterkinnladen. Ihre Zähne in jeder Kinnlade sind raspelförmig, die äußere Reihe stärker. Man zählt drei Strahlen in den Bauchflossen, die genau unter den Brustflossen stehen. (D. *Thon.*)

Opistholophus, s. Parra.

OPISTHOTONUS, Opisthotonos, *Ὀπισθότονος*, Tetanus posticus, T. dorsalis, T. posterganeus, Opisthocyphosis, der Starrkrampf mit Rückbiegung des Körpers, der Rückentodtenkrampf, der Rückenkrampf, der Rückwärtsdreher, ein Starrkrampf der den Kopf und Rücken nach hinten ziehenden Muskeln, wodurch der Körper gewaltsam nach hinten gezogen und zuweilen in einem so hohen Grade gekrümmt wird, daß er einen halben, mit seiner Convexität nach vorn gerichteten Bogen beschreibt (s. unter Starrkrampf). (*Wiegand.*)

OPITERGIUM. Das Gebiet der alten Heneter oder Veneter an der äußersten Bucht des adriatischen Meeres, war mit zahlreichen Städten bedeckt, deren erste Anlage bei den meisten die Periode der Römerherrschaft in diesen Gegenden weit übersteigt. In diese Zahl gehört auch Opitergium, das heutige Oderzo am Flusse Montegnana, zwischen den Städten la Motta und Treviso, Concordia und Conegliano und den Flüssen Piave und Livenza gelegen. Die alten Geographen, die Geschichtschreiber und die Itinerarien geben uns zu gleicher

Zeit Nachricht von diesem Orte; und dennoch würde es sehr schwer sein, nach den Berichten der Alten seine ehemalige Lage wieder aufzufinden, wenn uns nicht in Oderzo ein unbezweifelter Überrest des alten Namens geblieben wäre.

Strabo zählt Opitergium, das er fälschlich 'Επίτεργον nennt [1]), unter die kleinern Landstädte Venetiens, und Plinius läßt den Fluß Liquentia (Livenza) aus dem über Opitergium gelegenen Gebirge (Ex montibus Opiterginis) entspringen [2]). Claudius Ptolemäus gibt seinem 'Οπιτέργιον 32° 40′ der Länge und 44° 45′ der Breite und stellt es auf der sechsten Tafel Europas zwischen Altinum (an der Mündung des Sile-Flusses) und Bellunum (Belluno), was richtig ist; nur hat er die Orte, anstatt dieselben von Süden nach Norden in eine Reihe zu stellen, von Osten nach Westen angesetzt [3]).

Unter den Geschichtschreibern hat zuerst Livius durch die Erzählung einer Heldenthat der Opiterginer in den Bürgerkriegen Cäsars von dieser Stadt Nachricht gegeben [4]). Da des Livius Bericht von jener Begebenheit jedoch nur in dem kurzen Auszuge des Epitomators auf uns gekommen ist, so müssen wir uns an Florus halten, der in seiner Erzählung etwas ausführlicher ist [5]). Cäsars Legat, C. Antonius, der auf der Insel Veglia bei Fiume (Curictico litore) ein Lager bezogen hatte, mußte sich aus Mangel an Lebensmitteln an den Legaten des Pompejus, Octavius Libo, ergeben. Unter den dem Antonius zu Hülfe geschickten Schiffen der Cäsarianer waren zwei der Kriegslist der Feinde, welche die Schiffe durch unter dem Wasser gespannte Taue wie in einer Umgarnung zu fangen suchten, durch die Fluth glücklich entgangen; aber das eine, welches die Opiterginer trug, war auf Untiefen gerathen, und wurde hier von dem Feinde umzingelt. Die Bemannung bestand kaum aus tausend Jünglingen, und doch widerstanden diese Tapfern einen ganzen Tag lang dem Andrange und den Geschossen der feindlichen Armee; und endlich, da alle Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg ihrer Tapferkeit entschwunden war, gab sich der Rest der Mannschaft auf den Rath des Tribunen Vulteius gegenseitig den Tod, um nicht in die Gefangenschaft der Sieger zu kommen. — Auch in dem Bürgerkriege zwischen Vespasian und Vitellius wird Opitergiums gedacht. Mit Freuden wurden hier und zu Altinum die von Antonius Primus und Varus geführten, aus dem Orient über Aquileia gegen Italien vorrückenden Legionen Vespasians aufgenommen [6]). In dem marcomannischen Kriege, unter Marcus Aurelius Antoninus, war Opitergium von den über Aquileia in Italien eingefallenen Quaden zerstört worden [7]).

Die römischen Wegcharten, die Tabula Peutingeriana und das Itinerarium Antonini, haben beide die Stadt Opitergium aufgezeichnet. Sie lag nach der Peuting. Tafel [8]) an der Hauptstraße, welche von Aquileia über Concordia und Vicentia (Vicenza) in gerader Richtung nach Verona führte. Eine zweite Straße mit einer südlichen Abbeugung brachte den Reisenden ebenfalls, aber ohne daß er Opitergium berührte, von Concordia über Altinum, Patavium (Padua) und Vicentia nach Verona. Die ganze Summe des Weges von Concordia nach Vicentia beträgt auf der geraden nördlichen Straße der Peuting. Tafel 73 römische Millien (14⅗ Meilen), was mit der jetzigen Weglänge, wenn wir einige geringe Abbeugungen abziehen, ziemlich genau übereinstimmt. Aber die Tafel setzt als einzigen Zwischenort die Stadt Opitergium an, und zwar in einer Entfernung von 40 Millien (8 Meilen) von Concordia und von 33 Millien (6⅗ Meilen) von Vicentia. Durch diese Wegmaße werden wir jedoch nicht nach Oderzo, dem alten Opitergium, geführt, sondern auf einen Punkt der Landstraße zwischen Castelfranco und Treviso; und so müssen wir annehmen, daß hier in den angegebenen Zahlen ein Irrthum obwaltet, der sich nicht gut berichtigen läßt, da wahrscheinlich ein Zwischenort, vielleicht Tarvisium (Treviso), ausgefallen und Opitergium durch einen Fehler des Copisten an dessen Stelle gesetzt worden ist. Leider hat das Itinerarium Antonini, welches in ähnlichen Fällen sehr gut zur Berichtigung der Peuting. Tafel zu brauchen ist, diese Straße nicht mehr. Hier [9]) finden wir Opitergium als den Endpunkt einer Reiseroute, welche in 110 Millien (22 Meilen) über Feltre, an den Ufer der Brenta und Piave, von Trident zu den östlichen Städten Venetiens führte. Die Zwischenorte sind: Ausugo 24 Millien (4⅘ Meilen) von Trident, das heutige Borgo Valsugana an der Brenta; Feltria 30 Millien (6 Meilen) vom vorigen Orte, Feltre an der Piave; Ad Cepasias 28 Millien (5⅗ Meile) von Feltre, bei dem Dorfe Abbazzia an der Piave, und von hier bringt uns die Straße ebenfalls in 28 Millien (5⅗ Meile) nach Opitergium, dem heutigen Oderzo. Auf jeden Fall hat diese Route mit den früher angeführten Hauptstraßen der Peuting. Tafel in Verbindung gestanden. Da wir nun dieselbe jetzt so ganz isolirt finden, und von Opitergium die Fortsetzung und alle Verbindung mangelt, so müssen wir mit Recht, wie schon Mannert vermuthete, auf eine Lücke in dem Itinerarium Antonini schließen. (*Aug. Wilhelm.*)

Opithaeus, fälschlich für Opaethus. (*H.*)

OPITZ (Heinrich), Consistorialrath und Professor der Theologie zu Kiel, Sohn eines Seidenhändlers zu Altenburg, wo er den 24. Februar 1642 geboren war. In frommer Eingezogenheit herangewachsen, hatte er die Bibel schon zehendhalbmal durchgelesen, als er 1662 zuerst in Wittenberg, und dann in Jena sich zum gelehrten Theologen bildete. Um in den morgenländischen Sprachen weitere Fortschritte zu machen, begab er sich

---

1) *Strab.* Geogr. V. c. 1. §. 8. p. 214. Cas. 'Επίτεργον — καὶ ἄλλα τοιαῦτα πολισμάτια. 2) *Plin.* Hist. Nat. III, 22. 23. edit. Bipont. 3) *Ptolem.* Geogr. Lib. III. cap. I. p. 65. edit. Gerh. Mercatoris et Pet. Montani. Francof. 1605. 'Οπιτέργιον λβ̄. γό: μδ̄. C δ΄. 4) *Livii* Epit. Lib. CX. 5) *Flori* Epit. Rer. Rom. Lib. IV. c. 2. 6) *Tacit.* Hist. Lib. III, 6. 7) *Ammian. Marcell.* Rer. Gest. Lib. XXIX, 6.

8) Tabula Itineraria Peutingeriana. Ed. Conr. Mannert. Lips. 1824. Segm. IV. 9) Itinerarium Antonini in Pet. Bertii Theat. Geogr. Vet. Tom. II. p. 18.

1667 nach Kiel, und machte 1670 eine Reise nach Holland und England, auf welcher er in Utrecht, Leiden und Oxford den Unterricht der berühmtesten morgenländischen Sprachgelehrten benutzte. Nach seiner Rückkehr wurde er Adjunct der philosophischen Facultät in Jena, las daselbst binnen vier Jahren 53 philosophische und philologische Collegien, und gab mehre Schriften heraus. Er verließ Jena 1675, ging als Professor der griechischen Sprache nach Kiel, erhielt 1678 den Lehrstuhl der morgenländischen Sprachen und 1695 der Theologie, wurde 1704 zugleich Consistorialrath und starb den 24. Januar 1712. Als dogmatischer Theolog hat er nie viel Beifall gefunden, und seine Theologia thetica, methodo analytica proposita et XXXV tabulis comprehensa. Kil. 1698 seq. Theologia exegetica, analytica methodo proposita, et tabulis X succincte comprehensa Ib. 1704; Lips. 1708 u. a. m. sind längst nicht unverdient in Vergessenheit gerathen. In den morgenländischen Sprachen besaß er eine umfassende Gelehrsamkeit, schadete aber seinem Ruhme durch eine seltsame Hypothese, die er mit Eifer vertheidigte. Sein Lehrer Matthias Wasmuth (Professor der morgenländischen Sprachen und Theologie zu Kiel, gest. 1688) hatte nämlich in seinem Hebraismus restitutus die enge Verbindung zwischen allen morgenländischen Dialekten, als eine neue Entdeckung zu beweisen gesucht. Opitz gab dem Systeme seines Lehrers eine weitere Ausdehnung, indem er in seinem Graecismus facilitati suae restitutus, methodo nova, eaque cum Orientalibus suis quam proxime harmonica. Kil. 1676; Lips. 1687; 1697. 8. eine unverkennbare Analogie zwischen dem Griechischen, Hebräischen, Arabischen, Syrischen rc. annahm. Viele Gelehrte widerlegten ihn, aber er beharrte bei seiner Meinung, und vertheidigte sie in mehren Abhandlungen und Dissertationen. Sein Hauptwerk, und das Product eines dreißigjährigen mühsamen Fleißes ist seine sehr correcte (auch wegen ihres groben Druckes geschätzte) Ausgabe des hebräischen Bibeltextes: Biblia hebraica cum optimis impressis et msptis codicibus, in et extra Germaniam, per plurimos annos incredibili labore et diligentia collata et juxta Masoram, Or thora, Schaor hanneginoth, aliaque Hebraeorum principia critica sollicite examinata accuratissime et emendata, et fideliter recensita etc. Kil. 1709. Fcf. et Lips. (blos ein neuer Titel) 1712. gr. 4. Was der Titel verheißt, hat Opitz treulich geleistet, der jeden gedruckten Bogen wenigstens sechsmal corrigirte. Er benutzte nicht nur die vorzüglichsten ältern Ausgaben, sondern auch einige Handschriften zur Berichtigung des Textes, und übertraf an Genauigkeit alle früheren Herausgeber; allein seine Arbeit wurde durch die von J. H. Michaelis zu Halle 1720 in 4. und 8 besorgte Ausgabe weit übertroffen. Auch nahm Opitz mit den Vokalpunkten und Accenten, nach dem von ihm angenommenen Wasmuthischen Systeme, manche Änderungen vor, die mit Recht getadelt wurden [1]). Eine günstige Aufnahme fand seine Biblia parva hebraeo-latina in usum theol. et sacratioris philologiae cultorum adornata. Hamb. 1673; sehr oft, Lips. 1772. 12. Von seinen übrigen zahlreichen Schriften bemerken wir: Satellitium Davidis et Salomonis. Jen. 1672; 1684. 4. und in Crenii dissertt. hist. crit. philol. Fasc. I. Institutiones accentuationis hebraea, tabulis mnemonicis illustr. Jen. 1674. 4. Atrium linguae sanctae. Hamb. 1671. 4; sehr oft zuletzt besorgt von Degenkolbe. Leipz. 1769. 4. Lexicon hebraeo-chaldaicobiblicum. Lips. 1692; Hamb. 1705; 1714. 4. (hat für Anfänger den Vortheil, daß sie die Formen in alphabetischer Ordnung, ohne das Stammwort zu wissen, finden, und dadurch dieses entdecken können). Synopsis linguae chaldaicae. Jen. 1674. 4. Psalmodiae Davidicae exercitatt. II. Jen. 1673. 4. De Hebraeorum jejuniis. Kil. 1680. 4. Novum test. syriacum cum vers. lat. Hamb. 1704. 8. [2]). Syriasmus facilitati et integritati suae restitutus. Lips. 1678. 4. Ed. 2. 1691. 4. Chaldaismus Targumico-Rabbinicus. Kilon. 1682. 4. (letztere beide Werke, Wasmuth's Methode genau angepaßt, für ihre Zeit nicht ohne Verdienst). — Opitz hinterließ zwei Söhne: 1) Josias Heinrich, der 1719 als Prediger zu Tönningen starb. Er hatte vor, die ganze Masora in alphabetische Ordnung zu bringen [3]); 2) Paul Friedrich, gestorben d. 5. October 1747 als Professor der Theologie, der griechischen und morgenländischen Sprachen zu Kiel. Die kleinen Schriften, welche er gelegentlich drucken ließ, sind unerheblich [4]). *(Baur.)*

OPITZ (Hieronymus) war Professor der heiligen Schrift zu Jena, und des Elias Hutter Lehrer in den morgenländischen Sprachen. Er starb im Jahre 1577, und ist Verf. einer Methodus de indaganda radice in lingua hebraea. *(E. Rödiger.)*

OPITZ (Martin) geboren den 23. December [1]) 1597 zu Bunzlau in Schlesien, verdankte seinem Vater, einem dortigen Rathsherrn und nicht unbemittelten Manne, eine sehr sorgfältige Erziehung. In der Schule zu Bunzlau beschäftigte er sich vorzüglich mit den ältern Sprachen, unter der Leitung seines Oheims Christoph Opitz, der damals Rector an jener Schule war. Durch Sanftleben, seinen Nachfolger im Amte, der sich der wissenschaftlichen Bildung des talentvollen Knaben mit Eifer annahm, scheinen auch dessen poetische Anlagen zuerst geweckt worden zu sein. Im Jahre 1614 bezog Opitz das Magdalenen-Gymnasium zu Breslau. Als er diese Lehranstalt nach zwei Jahren verließ, sprach er seine Er-

---

1) *Jac. le Long* bibl. sacra ed. Masch. P. I. p. 51. Meyers Gesch. der Schrifterklärung. 4ter Bd. S. 147. E. F. K. Rosenmüller's Handb. für die Literat. der bibl. Krit. und Exegese. 1ster Bd S. 231.

2) Schwarze's Nachr. v. Kiel. S. 324. *Chaufepie* Dict. T. III. Thieß gel. Gesch. der Univ. Kiel. 1ster Bd. 92—124. Hezel's Gesch. der hebr. Sprache u. Lit. S. 280. 3) Eichhorn's Geschichte der neuern Sprachkunde. 1ste Abth. S. 480. 4) *Moelleri* Cimbr. liter. Tom. I. p. 471. Schwarze a. a. O. S. 325. Thieß a. a. O. S. 278—234.

1) Nach Andern den 25. September.

kenntlichkeit gegen seine Lehrer, Freunde und Wohlthäter in einer Sammlung von lateinischen Gedichten aus, die er unter dem Titel *Strenae* drucken ließ. Er beendigte seine Schulstudien auf dem damals berühmten Gymnasium zu Beuthen an der Oder, und nutzte seine Kenntnisse als Erzieher eines Sohnes des kaiserl. Kammerfiscals Tobias Scultetus von Schwanensee und Bregoschütz. Als Schriftsteller zeigte er sich während seines Aufenthalts zu Beuthen durch seinen *Aristarchus, seu de contemptu linguae teutonicae*, eine Abhandlung, in welcher er die teutsche Sprache gegen ihre Verächter in Schutz nahm. Im Jahre 1618 bezog er die Universität zu Frankfurt an der Oder. Das Studium der Jurisprudenz, welchem er sich, dem väterlichen Wunsche gemäß, widmen sollte, vernachlässigte er bald und widmete sich fast ausschließlich der Philosophie, Geschichte, Beredsamkeit und Dichtkunst. Sein erster Versuch in teutschen Versen fällt in jene Zeit. Es waren zwei Brautlieder. Im J. 1619 ging Opitz nach Heidelberg. Dort machte er die Bekanntschaft Gruter's und anderer ausgezeichneter Gelehrten. Durch den Geh.-Rath Lingelsheim, dessen Kinder er unterrichtete, ward er bei dem kurpfälzischen Hofe vorgestellt.

Gegen das Ende des Jahres 1620 reiste Opitz, nach einem kurzen Aufenthalte in Straßburg, durch die Kriegsunruhen und eine in der Pfalz herrschende Seuche aus seinem Vaterlande vertrieben, mit seinem Freunde Hamilton, einem reichen Dänen, nach den Niederlanden. Zu Leiden kam er mit Scriver, Voßius, Daniel Heinsius u. a. Gelehrten in wünschenswerthe Berührung. Er gewann dadurch an gelehrter Bildung, während die steife Correctheit der niederländischen Poesie auf die Entwickelung seiner eignen dichterischen Anlagen nicht den günstigsten Einfluß geäußert zu haben scheint.

Zurückgekehrt aus den Niederlanden schrieb Opitz während eines siebenmonatlichen Aufenthalts im Holsteinischen in stiller Zurückgezogenheit sein Trostgedicht in den Widerwärtigkeiten des Kriegs, das aber erst mehre Jahre später (1633) gedruckt ward. Zu Ende des Jahres 1621 war Opitz, als sich die Kriegsstürme allmälig gelegt hatten, nach Schlesien zurückgegangen. Der Herzog Georg Rudolf von Liegnitz rief ihn an seinen Hof. Opitz verließ denselben aber bereits im J. 1622, als er durch den Fürsten von Siebenbürgen Bethlen Gabor als Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften nach Weißenburg berufen ward. Er fühlte sich nicht glücklich in diesen Verhältnissen, ungeachtet der Gunst des Fürsten, die ihm ein glänzendes Leben verschaffte. Mitten unter literarischen Arbeiten, zu denen besonders sein unvollendet gebliebenes Werk: *Dacia antiqua*, gehörte, ergriff ihn die Sehnsucht nach seinem Vaterlande, ein unwiderstehliches Heimweh, von welchem sich in seinem Gedichte: „Zlatna" mehre Anklänge finden. Er bat um seine Entlassung und ging (1623) an den Hof des Herzogs von Liegnitz zurück, der ihn späterhin zu seinem Rathe ernannte. Auf Veranlassung dieses Fürsten übertrug er die Sonn- und Festtagsepisteln in teutsche Verse. In jene Zeit (1624) fällt auch sein verdienstliches Werk: „Von der teutschen Poeterei," in welchem Opitz die Regeln, welche er selbst mit Erfolg in seinen Gedichten angewandt, zu einer Art von Poetik vereinigte. Im J. 1623 erschien auch die erste Sammlung seiner Gedichte, zu der er sich durch die Unzufriedenheit mit einer frühern, von seinem Freunde Zinkgraf besorgten, Ausgabe veranlaßt fand. Länger als ein Jahr verweilte Opitz aber auch in Liegnitz nicht. Er unternahm (1624) eine Reise nach Sachsen und hielt sich einige Zeit in Wittenberg auf. Am Hofe des Fürsten Ludwig von Anhalt-Köthen ward er, unter dem Namen des „Gekrönten," in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen. Über Dresden kehrte er (1625) nach Schlesien zurück, und ging dann, in Begleitung seines Freundes Kirchner, der in Aufträgen des Herzogs von Liegnitz an den kaiserlichen Hof gesandt ward, nach Wien. Sein Name war schon so geehrt, daß Kaiser Ferdinand II. kein Bedenken trug, ein von Opitz auf den Tod des Erzherzogs Karl verfertigtes Trauergedicht mit dem poetischen Lorbeerkranze zu belohnen. Der Rang eines kaiserlichen gekrönten Poeten brachte keine Veränderung in der unstäten Lebensweise hervor, welche Opitz bisher geführt hatte. Er hielt sich bald in Schlesien, bald an Höfen, bald in stiller Zurückgezogenheit unter gelehrten Freunden auf, bis er 1626 als Secretair in die Dienste des Burggrafen Karl Hannibal von Dohna trat, der als Krieger, Staatsmann und Gelehrter sich auszeichnete. Die Religionsstreitigkeiten, welche damals fast alle Gemüther in Teutschland bewegten, hatten keinen nachtheiligen Einfluß auf den Dichter. Opitz, der Lutheraner, und sein katholischer Gönner und Principal lebten in dem besten Einverständnisse. Der Dichter zeigte sich auch als ein brauchbarer Geschäftsmann, als der Graf Dohna sich seiner in mehren Unterhandlungen mit fremden Höfen bediente. Nur zum Helden schien er nicht geboren. Er gab keine Beweise von militairischer Tapferkeit, als er einem Ausfall unter dem General Pechmann beiwohnte, und mußte sich wegen seines Mangels an Muth und persönlicher Tapferkeit mit Horaz trösten [2]).

Ununterbrochen thätig in seinen poetischen Studien, stieg Opitz auch immer höher in der bürgerlichen Welt.

---

2) Wie jener römische Dichter spottete Opitz über seinen Feldzug, mit dem festen Entschlusse, nie wieder einen Beruf zu ergreifen, für den er nicht geboren sei. In seinem Lobe des Kriegsgottes heißt es:

> — — — — — Der ist auch ein Mann,
> Der seinem Lande sich zu gut erhalten kann,
> Damit er oftermals zur Schlacht mag wiederkommen.
> Daß aber etwan ich den sichern Weg genommen,
> Und aus dem Letzten, Mars, der Erste worden bin,
> Mein Roß dazu gezählt: so wisse, daß mein Sinn
> Gar nie gewesen sei, dem Feinde Stand zu halten.
> Wer jung erschossen wird, der pfleget nicht zu alten,
> Und stirbt zu Tode hin. Es wird mir auch gesagt,
> Der Vorwitz sei ein Ding, das einem, der sich wagt,
> Nicht allzeit wohl bekömmt, und wird ihm gar zu theuer.
> Poetenvolk ist heiß, ist leichter wie ein Feuer,
> Geht durch reißt aus ihm selbst, ist wie ein edles Pferd,
> Das nie kann stille stehn und allzeit fort begehrt.

S. Martini Opitii weltliche Poemata. Frankf. a. M. 1644. 1ster Th. S. 154 fg. (Lob des Kriegsgottes. V. 433—496.)

Im J. 1628 erhob der Kaiser Ferdinand den Dichter aus eigenem Antriebe in den Adelstand, unter dem von dem schlesischen Flüßchen Bober gebildeten Namen von Boberfeld. Mit Aufträgen von dem Burggrafen von Dohna machte er 1630 eine Reise nach Paris. Zu den interessanten Bekanntschaften, die er dort anknüpfte, gehörte besonders Hugo Grotius. Jenem berühmten Staatsmann und Gelehrten bewies Opitz seine Achtung und Zuneigung unter andern auch dadurch, daß er ein kleines Buch von der Wahrheit des Christenthums, von Hugo Grotius in holländischen Versen verfaßt, in teutsche Verse übertrug.

Opitz war nicht lange von Paris nach Breslau zurückgekehrt, als sein Gönner, der Burggraf von Dohna, (1633) starb. In den damaligen stürmischen Zeiten eines hohen Schutzes bedürftig lebte der Dichter seitdem abwechselnd an den Höfen zu Liegnitz und Brieg. Damals gab er sein Lehrgedicht „Vesuv" und das schon in Holstein verfaßte „Trostgedicht in den Widerwärtigkeiten des Kriegs" heraus. Im J. 1634 begleitete er den Herzog Johann Christian von Brieg nach Thorn, und suchte, nicht an den Hof gefesselt, von dort aus einen sichern Zufluchtsort in Danzig. Dort ward er 1638 von dem Könige von Polen Wladislaus IV., den er früher in einem Lobgesange verherrlicht hatte, unter ehrenvollen und vortheilhaften Bedingungen zu seinem Secretair und Historiographen ernannt. Mit diesem Charakter lebte er mehre Jahre in Danzig, immer thätig in seiner poetischen und literarischen Bestimmung. Aber in der vollen Kraft seines männlichen Alters ward er in seinem 42sten Lebensjahre den 20. August 1639 dahingerafft von der Pest, die ihre Verwüstungen bis in die Gegenden an der Ostsee verbreitete.

Selten ward ein teutscher Dichter von seinen Zeitgenossen mehr gefeiert und gepriesen als Opitz. Zahllose Gedichte in lateinischer und teutscher Sprache, die gesammelt einen mäßigen Band füllen würden, sagten dem teutschen Publicum, was es an Opitz verloren habe. Zehn Ausgaben seiner Gedichte erschienen noch vor dem Ablaufe des siebzehnten Jahrhunderts [3]). Aber dieser von seinen Zeitgenossen angestaunte Dichter war kein genialer Kopf, der mit schöpferischer Phantasie die Kunst und das Leben von einer neuen Seite auffaßte. Schon die didaktische Gattung, zu der sich sein poetisches Talent neigte, gab ihm wenig Anlaß, aus dem unendlichen Reichthume der Natur Stoff zu Darstellungen zu schöpfen, in denen sich eine tiefere Menschenkenntniß offenbart. Originell war es blos in der Sprache und dem Style, nachdem er durch ein fleißiges Studium der Classiker früh seinen Geschmack gebildet und selbst eine große Gewandtheit im poetischen Ausdrucke der lateinischen Sprache erlangt hatte. In eben dieser Sprache schilderte er seinen Zeitgenossen das dringende Bedürfniß einer Verbesserung der vaterländischen Poesie, mit edler Begeisterung für die Würde des teutschen Volks und seiner Sprache [4]). Ihre Reinheit lag ihm sehr am Herzen, so wenig er sich des Latinisirens im Geschmacke seiner Zeit ganz enthalten konnte [5]). So sehr es ihm als Dichter an schöpferischem Geiste und an Eigenthümlichkeit in Erfindung und Darstellung fehlte, so war er doch für seine Zeit Schöpfer eines neuen poetischen Styls und einer prosodischen und metrischen Form. Genauer, als irgend ein teutscher Dichter vor ihm, unterschied Opitz Jamben und Trochäen, ohne dadurch zu gesuchten oder schwerfälligen Ausdrücken genöthigt zu werden. Er foderte zuerst, statt einer bloßen Sylbenzählung, eine Sylbenmessung für den Vers. Es fehlte ihm nicht an den Wendungen, um eine Idee, die er für poetisch *hielt*, auf das Mannigfachste zu gestalten. Daß er selbst nicht ohne dichterischen Geist war, beweisen seine Werke. Aber so ernstlich er auch das Studium der alten Classiker betrieben hatte, so huldigte er doch in der Poesie vorzugsweise dem französischen und holländischen Geschmacke. In einer an seinen Freund Zinkgräf gerichteten Epistel prophezeihte er der französischen Dichtkunst nichts Gutes, weil sie anfange sich über mehre Poeten zu erheben, die ihm als Muster galten [6]). Aus dieser Vorliebe für die französische Poesie floß auch seine Vorliebe für den Alexandriner. In dieser Versart schrieb er außer seinen didaktischen Poesien, die von seinen Zeitgenossen vorzüglich bewundert wurden, auch seine Lobgedichte, Trostschreiben, zum Theil auch die Glückwünschungsschreiben. Aber in so vielen Dichtungsarten er sich auch versuchte, die epische ließ er unberührt. Er mochte fühlen, daß sein Talent so weit nicht reichte. Die didaktische Richtung, die es größtentheils nahm, tritt am

---

3) Unter diesen Ausgaben, von denen Jördens in seinem Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten. 4ter Bd. S. 113 fg. und Raßmann in seinem literär. Handwörterbuche verstorbener teutscher Dichter. S. 50 fg. ein vollständiges Verzeichniß geliefert haben, sind vorzugsweise zu nennen: die von Zinkgräf besorgte Ausgabe. Straßburg 1624. 4.; die von Opitz selbst herausgegebenen Sammlungen: Breslau 1625, 4. Ebd. 1629. 8. Ebd. 1637. 8. und Danzig 1641. 2 Bde. 8. Nach diesem sind die zu Frankf. a. M. 1628, 1644 und 1648 in 4. erschienenen Ausgaben und die amsterdamer 1646. 3 Bde. 12. abgedruckt worden. Am vollständigsten ist die breslauer Ausgabe von 1690. 3 Bde. 8., die auch mit einem neuen Titel zu Frankf. und Leipzig 1724 erschien. Die von Bodmer und Breitinger besorgte kritische Ausgabe (Zürich 1745. 8.) wurde mit dem ersten Bande abgebrochen, da ihn die Gottschedisirte von Triller (Frankf. 1746. 4 Bde. 8.) in den Weg trat.

4) S. die bereits erwähnte Abhandlung: *Aristarchus* seu de contemptu linguae teutonicae (in der Bodmerschen Ausgabe von Opitzen's Gedichten. 1ster Bd. S. 71 fg.). 5) Selbst nicht bei den Ausgaben seiner Gedichte, die fast ohne Ausnahme den Titel: Martini Opitii teutsche Poemata führen. 6) Diese poetische Warnung lautet:

— — — — Es sagt mir's kein Prophete,
Hier seh' ich's zu Paris, da Ronhard nicht Poete
Mehr heißet, wie vorhin; da Bellay betteln geht;
Da Bartes unklar ist; da Marot nicht versteht,
Was recht Französisch sei; da Jodell de Baif
Nicht also reine sind, wie jetzt der neue Griff
Und Hofesmuster will. Heißt dieses nicht, entlaufen
Dem Wasser, wo es quillt, und aus der Pfütze saufen?

S. Martini Opitii weltliche Poemata. Frankf. a. M. 1644. 2ter Th. S. 33.

entschiedensten hervor in den Gedichten: Vielgut, Zlatna oder von der Ruhe des Gemüths und in den vier Büchern seiner Trostgründe bei den Widerwärtigkeiten des Kriegs. In dem Gedichte Vielgut schilderte Opitz als höchstes Gut einen moralischen Lebensgenuß, der mit der Befriedigung der Leidenschaften, durch welche die meisten Menschen glücklich zu werden suchen, nichts gemein hat. Dieselbe Wahrheit brachte er in seinen Zlatna, das von einem Landgute in Siebenbürgen den Namen trägt. In beiden Gedichten erhob er die Freuden des Landlebens, und schilderte den Contrast, den sie mit den gewöhnlichen Sitten der Städte und des Hofes bilden. Das leidenschaftliche Streben nach Ehre, Reichthum und Genuß rügte er mit ernsten Strafworten und mit treffendem Spotte über die Thorheiten der großen Welt. Die Trostgründe bei den Widerwärtigkeiten des Kriegs athmen religiöse Gesinnung und fromme Resignation; ein warmes und frisches Colorit, besonders die Schilderung der Schrecken des Kriegs, welche er aus eigner Erfahrung kannte. Die didaktische Richtung, welche er in den ebengenannten poetischen Producten nahm, zeigt sich auch in seinem beschreibenden Gedichte, Vesuv betitelt. Das Werk trägt das Gepräge des sorgsamsten Kunstfleißes und ist besonders in physikalischer Hinsicht von Interesse. Eine gewisse Trockenheit läßt sich zwar der ganzen Composition nicht absprechen, aber den beschreibenden Partien fehlt es nicht an Wahrheit und Leben; besonders macht es einen überraschenden Effect, wenn am Schlusse die Vorbedeutungen zu Teutschlands Kriegselende sich in fromme Wünsche für die Befreiung des Vaterlandes auflösen. Den didaktischen Charakter seiner übrigen, in Alexandrinern geschriebenen Werke haben auch die beiden Gedichte: das Lob des Feldlebens und das Lob des Kriegsgottes. Der Gegenstand des ersten Gedichts war ihm Angelegenheit des Herzens. Mit der zweiten Lobrede war es ihm offenbar kein rechter Ernst gewesen, und nur aus Gefälligkeit gegen den Burggrafen von Dohna, dem er sein Lob des Kriegsgottes zueignete, scheint er die guten Wirkungen, die der von ihm verabscheute Krieg mitunter auch hervorbringt, in einer mehr rhetorischen als dichterischen Schilderung zusammengestellt zu haben [7]).

Am genießbarsten für unsere Zeit sind offenbar die lyrischen Gedichte, deren größerer Theil unter dem Titel: Oden und Gesänge im vierten Buche seiner poetischen Wälder enthalten ist. Mehre dieser Gedichte haben neben den grammatischen und metrischen Vorzügen, durch welche sie sich vor ähnlichen Poesien jenes Zeitraums auszeichnen, auch einen innern lyrischen Gehalt. Man ahnet in mehren dieser Lieder einen Geist, der es in der lyrischen Poesie sehr weit hätte bringen können, wenn eine mehr schöpferische Einbildungskraft sein warmes und inniges Gefühl und sein Talent, die Sprache zu behandeln, unterstützt hätte. Das Veraltete der Sprache muß man übersehen, wenn man über den poetischen Werth dieser Lieder gerecht urtheilen will [8]). Zu der höhern lyrischen Begeisterung, welche die Ode verlangt, konnte sich Opitz in den Gedichten, die er mit diesem Namen bezeichnete, nicht erheben. Aber auch unter seinen Oden, die er nach Pindar's Muster, in Strophen, Antistrophen und Epoden abtheilte, finden sich manche sehr gelungene Producte. Zu bedauern ist, daß Opitz, der Sitte seines Zeitalters gemäß, sein poetisches Talent auch oft zu Gelegenheitsgedichten misbrauchte, zu denen ihn Hochzeiten, Kindtaufen und ähnliche Ereignisse Anlaß gaben. Auch einigen Freunden oder großen Herren glaubte er in seinen Episteln, welche, wenn auch nicht unter diesem Titel, in seinen poetischen Wäldern abgedruckt sind, Artigkeiten sagen zu müssen. Er verschwendete einen großen Theil seiner lyrischen Kunst an Producte dieser Art, und nach diesem Gesichtspunkte sind mehre lyrische Gedichte in seinen poetischen Wäldern zusammengeordnet mit den in Alexandrinern gereimten von gleicher Tendenz, namentlich als Hochzeitgedichte und als Gedichte bei Leichenbegängnissen. Jene füllen das zweite, diese das dritte Buch der poetischen Wälder. Die didaktische Strenge in seinen poetischen Bestrebungen entfernte ihn von aller Schwärmerei; seine Lieder der Liebe sind daher fast bloße Spiele des Witzes und der Kunst. Mehr Sinn schien er für die religiöse Poesie zu haben. Unverkennbare Spuren eines unermüdeten Fleißes trägt seine Bearbeitung der Psalmen in 150 Liedern oder Oden; aber dieses poetische Product ist zugleich in einem reinen, kräftigen und würdevollen Style abgefaßt und musterhaft versificirt. Ausgezeichnet, was die Sprache

7) Arm an poetischem Geiste und matt ist gleich der Anfang des Gedichts:

O Mars, ich singe dich, du starker Gott der Kriege,
Du Schutz der Billigkeit, du Geber aller Siege,
Bezwinger der Gewalt; komm her, ich singe dich,
Du Feldherr dieser Welt: mein Geist, der reget sich
Zu fliegen in dein Lob. Leg jetzt ein wenig nieder,
Thu' ab Helm, Spieß und Schild und höre meine Lieder,
So dir gedichtet sind, daß Pallas nicht allein
Sich rühme nächst der Schlacht den Büchern hold zu sein.
Was thu' ich aber doch? Wer will dich recht beschreiben,
Und deine kühne Kraft? Wo wird mein Schiff verbleiben
In dieser hohen See? Ich nehme meinen Weg
Auf Ort und Stelle zu, wo weder Bahn noch Steg
Zuvor gebrochen sind ꝛc.

S. Martini Opitii weltliche Poemata. Frankf. a. M. 1644. 1ster Th. S. 156.

8) Wie einfach und anmuthig ist unter andern Liebesliedchen:

Schöne glänzt der Mondenschein;
Und die güldnen Sternelein;
Froh ist alles weit und breit,
Ich nur bin in Traurigkeit.

Zweene mangeln überall
An der schönen Sternen Zahl,
Diese Sternen, die ich mein',
Ist der Liebsten Augenschein.

Nach den Monden frag ich nicht,
Dunkel ist der Sternen Licht,
Weil sich von mir weggewendt
Asteris, mein Firmament.

Wenn sich aber neigt zu mir
Dieser meiner Sonnen Zier,
Acht' ich es das Beste sein,
Daß kein Stern noch Monde schein.

und metrische Form anlangt, sind auch die von Opitz gedichteten Sonette, obgleich diejenigen, welche zärtlich sein sollen, dem Dichter, der keiner Schwärmerei fähig war, am wenigsten gelingen konnten. Von dem Versuche, nach Art der italienischen Dichter im Sonett die jambischen Sylbenfüße auf fünf zu beschränken, kehrte er bald wieder zu dem ihm lieb gewordenen Alexandriner zurück. Auch im Epigramm versuchte sich Opitz; aber abgesehen davon, daß die meisten seiner Epigramme, die man im vierten Buche seiner poetischen Wälder findet, nur Nachahmungen und Übersetzungen sind, ist ihr poetischer Werth nur gering [9]). Vereinzelte Reflexionen schienen dem Dichter nicht gelingen zu wollen, der sonst das Sententiöse und Präcise so sehr liebte.

Auch in der idyllischen Poesie versuchte sich Opitz, ohne eigentlich Beruf für diese Gattung zu haben. Durch sein bukolisches Gedicht von der Nymphe Hercynia, das er eine Schäferei nannte, vermuthlich nach dem französischen Bergerie in der Bedeutung, die das Wort damals hatte, wollte er eine bei andern Nationen beliebte Dichtungsart in die teutsche Literatur einführen. In der an seinen Gönner, einen Grafen von Schafgotsch, gerichteten Zueignung hielt er für nöthig, sich gegen die Vermuthung zu verwahren, daß er in seinem Leben jemals so verliebt gewesen sei, wie er sich, als Schäfer verkleidet, in diesem Gedichte habe stellen müssen. Die ganze Composition, eine Schilderung des schönen Thals bei Warmbrunn am Fuße des Riesengebirges, ist trocken. Aber die Sprache, Prosa mit Versen wechselnd, erhebt sich in diesem Werke zu einem seltenen Grade von Vollendung.

Der Mangel an poetischer Schöpfungskraft ward Opitz nie fühlbarer, als bei seinem Versuche, auch die dramatische Poesie der Teutschen in Aufnahme zu bringen. Er vermochte nur ausländische Stücke in seiner Manier umzuarbeiten und zu übersetzen. Aus dem Griechischen wählte er die Antigone des Sophokles, aus dem Lateinischen die Trojanerinnen des Seneca [10]), und nach dem Italienischen bearbeitete er die beiden Singspiele Daphne und Judith. Die Monologen und Dialogen in diesen Stücken sind in gereimten Alexandrinern, der Chor in gereimten lyrischen Versen, Jamben mit Trochäen wechselnd, abgefaßt. Auch außer diesen, für unsre Zeit nicht mehr genießbaren dramatischen Bearbeitungen, beschäftigte sich Opitz mehr als irgend ein teutscher Dichter seines Zeitalters mit dem Übersetzen poetischer Werke des Auslandes. In der Wahl führte ihn sein Geschmack oft irre, besonders als er außer mehren Sonetten und Liedern, von seinem verehrten Lehrer Heinsius in holländischer Sprache gedichtet, auch dessen Lob des Bacchus und einen ebenso langen und ermüdenden Lobgesang auf Jesus Christus in teutsche Alexandrinerverse übertrug. Die biblischen Sonn- und Festtagsepisteln auf das ganze Jahr in teutsche Lieder, nach Art der Psalmen, zu verwandeln, war ebenfalls keine glückliche Idee. Am vorzüglichsten gelang ihm unter seinen poetischen Übersetzungen eine metrische Bearbeitung des Hohen Liedes in lyrischen Strophen.

Wie verschieden auch das Urtheil über die Eigenthümlichkeit dieses von seinen Zeitgenossen hochgefeierten Mannes ausfallen mag; so können seine Verdienste um die teutsche Sprache und Literatur nie genugsam anerkannt werden. Für die Anerkennung ihres Werths hatte er schon als Gymnasiast zu Beuthen in seiner bereits erwähnten Abhandlung: Aristarchus geeifert. Wie genau er mit den Denkmälern der altteutschen Literatur bekannt war, zeigt die Ausgabe, welche er von dem durch ihn entdeckten Lobgesang auf den heiligen Anno (Danzig 1639. 8) veranstaltete [11]). Der teutschen Sprache Freunde und Verehrer zu erwerben, ihren Kunstwerken Eingang zu verschaffen in die gebildetern Kreise blieb ihm Hauptangelegenheit seines rastlos thätigen Lebens. Ungleich höher als sein poetischer Styl steht die Prosa, welche Opitz schrieb. Sie ist gedrängt, hell, gedankenreich und wohllautend, selten mit Wort- oder Gedankenwitz spielend. Lesenswerth, wenn auch blos um der Sprache willen, sind die Vorreden, Zueignungen und Anmerkungen zu seinen Gedichten. In ihnen, wie in allem, was aus seiner Feder floß, spricht sich ein kräftiger männlicher Geist aus, ein treues Herz, ein biederer Sinn und ein ernstes, rüstiges Streben nach dem Höhern, verbunden mit einer oft wahrhaft rührenden Bescheidenheit. Opitz liebte sein Vaterland warm und innig; er wollte ihm gern etwas sein und leisten. Aber während er in begeisterter Entzückung die teutsche Poesie durch sich erhoben und verherrlicht zu sehen glaubte, konnte er das Geständniß nicht unterdrücken, daß er noch so wenig geliefert habe, was des Nachruhms würdig sei.

Proben von Opitzen's Gedichten sind enthalten in Zachariä's auserlesenen Stücken der besten teutschen Dichter (1ster Bd. S. 37 fg.), in Ramler's lyrischer Blumenlese (3ter und 6ter Bd.), in Matthison's lyrischer Anthologie (1ster Th. S. 29 fg., 18ter Th. S. 213 fg.), in Gramberg's Blumen teutscher Dichter des 17ten Jahrhunderts (S. 3 fg.), in Herder's sämmtlichen Werken zur schönen Literatur und Kunst (8ter Th. S. 483 fg.), in des Knaben Wunderhorn. Altteutsche Lieder, herausgegeben von Arnim und Brentano (1ster Bd. S. 121 fg.), in Jördens Blumenlese teutscher Sinngedichte (S. 65 fg.), in K. J. Schütz epigrammatischer Anthologie (S. 1 fg.), in Haug und Weißer's epigrammatischer Anthologie (1ster Th. S. 27 fg.), in Nasser's Vorlesungen über die Geschichte der teutschen Poesie (2ter Bd. S. 14 fg.), in W. Müller's Bibliothek teutscher Dichter des 17ten Jahrhunderts (1ster Bd. S. 3—214) und in dem von J. G. Kunisch herausgegebenen Handbuche der teutschen Sprache und Literatur (3ter Th. S. 267 fg. 356 fg.).

9) Opitzens bisher ungedruckte Epigramme auf die Eroberung von Magdeburg findet man in F. A. Ebert's Überlieferungen zur Geschichte, Literatur ꝛc. Dresden 1826. 1ster Bd. 1stes St. S. 27. 10) Eine ausführliche Beurtheilung dieser Bearbeitung enthält Fr. Horn's Einleitung zu seiner Übersetzung der Trojanerinnen. Penig 1803.

11) Die neueste Ausgabe dieses Gedichtes besorgte G. A. F. Goldmann. Leipzig u. Altenburg 1816. 8.

Die ausführlichsten Nachrichten von des Dichters Leben hat sein Freund Christoph Coler, der als Professor der Geschichte und Beredsamkeit im J. 1658 zu Breslau starb, in einer 1639 gehaltenen Rede geliefert [12]). Aus dieser Quelle, mit welcher die von Jasky herausgegebene Briefsammlung verbunden werden muß [13]), schöpften Gottsched [14]) und C. G. Lindner [15]).

Die geistreichsten Urtheile über Opitz und den Charakter seiner Poesie haben Bouterwek [16]), Wachler [17]) und Fr. v. Schlegel gefällt [18]). *(Heinr. Döring.)*

---

12) Sie führt den Titel: Laudatio honori et memoriae v. cl. Martini Opitii paulo post obitum ejus A. MDCXXXIX in Actu apud Vratislavienses publico sollenniter dicta a Christophoro Colero, praeter continuam Opitianae vitae narrationem complectens multorum quoque Principum atque celebrium virorum, cum quibus Opitio consuetudo et amicitia fuit, memorabiles notitiae. Publici juris fecit Melchior Weise, Greifenberg. Lipsiae A. MDCLXV. 4. (Diese Rede befindet sich auch in *H. Wittenii* Memoriis Philosophorum, Oratorum, Poetarum etc. Francof. 1677. p. 439 sq., im ersten Theile der breslauischen Ausgabe von Opitzens Gedichten vom J. 1690 und in Lindner's Nachricht von des Dichters Leben. 1ster Th. S. 35 fg. wieder abgedruckt.) 13) *Andreae Jasky* magnorum quorundam eruditissimorumque virorum Epistolae ad Mart. Opitium. Dantisci 1670. 12. Die in dieser Sammlung enthaltenen 70 Briefe sind von Venator, Buchner, Coler, Mochinger, Hugo Grotius, Zinkgräf, Tscherning u. a. Gelehrten. Sie enthalten schätzbare Beiträge zu des Dichters Leben, und es ist zu bedauern, daß er den größten Theil seiner sehr ausgebreiteten Correspondenz kurz vor seinem Tode verbrannte. Auch in *A. Buchneri* Epistolis. P. I. II. (Dresdae 1679. 1680) in dem Parte posteriori Epistolarum *Buchneri* (Ibid. 1712.) und in *Hugonis Grotii* Epistolis (Amstelod. 1680.) befinden sich Briefe von Opitz. 14) Lob- und Gedächtnißrede auf den Vater der teutschen Dichtkunst, Martin Opitzen von Boberfeld, nachdem selbiger vor hundert Jahren in Danzig Todes verblichen, zur Erneuerung seines Andenkens im 1739sten Jahre den 20. Aug. auf dem philosophischen Katheder gehalten von J. C. Gottscheden. Leipzig 1739. gr. 8. Mit Opitzens Bildniß. (Nach einem Gemälde von Strobel in Danzig). Diese Lob- und Gedächtnißrede ließ Gottsched späterhin in seinen gesammelten Reden, Leipzig 1749. S. 178 fg., wieder abdrucken. 15) Umständliche Nachricht von des weltberühmten Schlesiers Martin Opitz von Boberfeld Leben, Tode und Schriften, nebst einigen alten und neuen Lobgedichten auf ihn. Herausgegeben von K. G. Lindnern. Hirschberg 1740—1741. 2 Theile. 8. (Vor dem ersten Theile befindet sich das Bildniß des Dichters, nach einem von Jakob Heyden zu Straßburg 1631 verfertigten Kupfer gestochen, vor dem zweiten Theile Opitzens Wappen.) Vergl. Beiträge zur krit. Historie der teutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit. 7ter Bd. St. 27. S. 512 fg. 16) S. dessen Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. 10ter Bd. S. 89—118. 398—401. 17) S. dessen Vorlesungen über die Geschichte der teutschen Nationalliteratur. 2ter Th. S. 21—28., vergl. Wachler's Handb. der Geschichte der Literatur. 3ter Th. S. 280 fg. 18) Im teutschen Museum. Wien 1812. 2ter Bd. S. 116 fg. 235 fg. Außerdem liefern die nachfolgenden Schriften Nachrichten von des Dichters Lebensumständen und Urtheile über seine Werke: (Küttner's) Charaktere teutscher Dichter und Prosaisten. S. 126 fg. Nachträge zu Sulzer's Allgem. Theorie der schönen Künste. 1ster Bd. St. 12. S. 235—240. 6ter Bd. St. 1. S. 141—178. Schlesische Monatsschrift. 1792, März. S. 192 fg. Juni. S. 364 fg. 382. Literar. Beilage zu den schles. Provinzialblättern. 1793, Februar. S. 35 fg. März. S. 71. 1795. Febr. S. 86. Flögel's Geschichte der komischen Literatur. 4ter Bd. S. 312 fg. Schottel's ausführliche Arbeit von der teutschen Hauptsprache. S. 1174 fg. Hannöversches Magazin 1767. St. 8. S. 113 fg. Leipziger Musenalmanach auf d. J. 1782. S. 38 fg. *N. Fischeri* Florilegium latinum anni aerae christianae MDCCLXXXVI. p. 51 sq. Schriften der kurfürstl. teutschen Gesellschaft in Mannheim. 3ter Bd. S. 180 fg. 193 fg. Gottsched's Vorübungen zum Gebrauche der Gymnasien und größern Schulen. S. 122 fg. Nachrichten und Anmerkungen der teutschen Gesellschaft in Leipzig, welche die Sprache, Beredsamkeit und Dichtkunst der Teutschen betreffen. St 4. S. 625 fg. Beiträge zur kritischen Historie der teutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit. 7ter Bd. St. 25. S. 54 fg. Brucker's Ehrentempel der teutschen Gelehrsamkeit. 4tes Zehend. S. 154 fg. (Gottsched's) Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freien Künste. 7ter Bd. St. 4. S. 319 fg. Wetzel's Hymnopoeographia. 2ter Th. S. 271 fg. C. H. Schmid's Nekrolog teutscher Dichter. 1ster Bd. S. 51 fg. Dessen Chronologie des teutschen Theaters. S. 25 fg. Olla Potrida. 1785. St. 2. S. 84 fg. 1789. St. 3. S. 84. Kurze Nachrichten von den vornehmsten schles. Gelehrten rc. (Grottkau 1788.) S. 85 fg. Jöcher's Allgem. Gelehrtenlexikon. 3ter Th. S. 1081 fg. Zedler's Universallexikon. 25ster Bd. S. 1658 fg. Nasser's Vorlesungen über die Geschichte der teutschen Poesie. 2ter Bd. S. 10 fg. 38 fg 48 fg. Vetterlein's Handbuch der poetischen Literatur der Teutschen. S. 227 fg. 277 fg. Heerwegen's Literaturgeschichte der evangelischen Kirchenlieder. 1ster Th. S. 23 fg. Richter's Lexikon geistl. Liederdichter. S. 265 fg. Eunomia. 1802. Nr. 6. S. 54—62. L. Meister's Charakteristik teutscher Dichter. 1ster Bd. S. 145 fg. Jördens Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten. 4ter Bd. S. 99 fg. Fr. Horn: Die Poesie und Beredsamkeit der Teutschen. 1ster. Bd. S. 166 fg. Raßmann's literarisches Handwörterbuch der verstorbenen teutschen Dichter rc. S. 50 fg. Fr. Schlegel's sämmtliche Werke. 2ter Bd. S. 252 fg.

OPITZ (Paul Friedrich) oder Opitius, wie er sich nach der Sitte seines Zeitalters nannte, zweiter Sohn des Professors der Theologie in Kiel, Heinrich Opitz, war daselbst den 26. März 1684 geboren. In Kiel eröffnete Opitz auch, nachdem er den ersten Unterricht in der dortigen Stadtschule genossen hatte (1700), seine akademische Laufbahn. May, Kortholt und Pasch unterwiesen ihn in der Rhetorik und Philosophie. Theils durch seinen Vater, theils durch einen gelehrten Juden ward er mit dem Talmud und den Rabbinen bekannt. Für die orientalischen Sprachen blieb ihm ein entschiedenes Interesse. Um sich aber auch im mündlichen Ausdrucke des Lateinischen zu üben, trat er in mehren Dissertationen: de philosophia characteristica; de humili et mirabili nativitate Messiae ad Esr. 53, 2. u. a. m. als Respondent auf. Im J. 1711 wandte er sich nach Jena, wo Förtsch, Buddeus, Danz und Rus seine Hauptführer im Gebiete der Theologie und der orientalischen Sprachen waren. Eine damals beabsichtigte Reise nach Holland und England unterblieb, als er die Nachricht von dem Tode seiner Ältern erhielt. Noch ehe er in seiner Heimath eintraf, hatte Opitz 1712 zu Leipzig die Magisterwürde erlangt. Die damalige Besitznahme Kiels durch die dänischen Truppen führte für ihn manche Widerwärtigkeiten herbei. Er beschäftigte sich in seiner Vaterstadt eine Zeitlang mit Privatvorlesungen und Disputirübungen, bis er (1721) ordentlicher Professor der griechischen und morgenländischen Sprachen ward. Diese Professur behielt er bei, als er 1725 zum ordentlichen Professor der Theologie ernannt wurde und zwei Jahre später von der philosophischen Facultät in die theologische überging. Seine Gesundheit

war heftig erschüttert worden durch die Nachricht von dem Selbstmorde seines jüngern Bruders, und durch manche Irrungen, in die er mit seinem Collegen, dem Professor Friese, gerieth. Doch genas er wieder von einer langwierigen Krankheit, welche im J. 1745 den höchsten Grad erreichte, und übernahm noch in dem genannten Jahre das akademische Prorectorat. Seit jener Zeit aber schwanden seine Kräfte sichtbar, und der Tod setzte den 5. Oktober 1747 seinem thätigen Leben ein Ziel.

Mit vieler Lebhaftigkeit des Geistes vereinigte Opitz sehr gründliche Kenntnisse in den einzelnen Zweigen des theologischen Wissens, und besonders in den ältern Sprachen. Vor manchem andern zum akademischen Docenten geeignet, würde er ohne seine überwiegende Neigung zur Unabhängigkeit und zum frohen Lebensgenusse noch weit mehr durch seine öffentlichen und Privatvorlesungen genützt haben. Diese betrafen den Brief an die Hebräer, das Hebräische und die übrigen orientalischen Sprachen, das Rabbinische und den Talmud mit eingerechnet. Aus den hebräischen Alterthümern, über die er nach Roland's Compendium las, erklärte er die Passionsgeschichte. Dogmatik trug er nach Baier vor und nach den von seinem Vater verfaßten Tabellen. Er erläuterte außerdem Pfeiffer's Critica sacra, einzelne schwere Stellen des Alten und Neuen Testaments, den Hoseas, nebst den übrigen kleinen Propheten, den Jesaias, das Hohelied und andere Bücher des Alten Testaments. Aus dem Neuen Testamente erklärte er außer der Passionsgeschichte noch den Brief an die Römer und den ersten Brief des Petrus. In spätern Jahren war er Willens, Lucians Dialogen und das erste Buch der Ilias zu interpretiren, gab aber diese Idee wieder auf.

Unter seinen Schriften, größtentheils Dissertationen exegetischen und kritischen Inhalts, von denen Thieß ein vollständiges Verzeichniß geliefert hat *), verdienen, außer dem Programme: De Christo Apostolo et Pontifice confessionis nostrae ad Hebr. 3, 1. besonders zwei lateinische Abhandlungen hervorgehoben zu werden, in denen er den Charakter, die Geistesanlagen, Tugenden und Laster des Kaisers Hadrian und besonders dessen gelehrte Streitigkeiten schilderte. In der ersten jener Dissertationen machte er Hoffnung, diesen Stoff weiter auszuführen. Es ward aber seit jener Zeit (1723) nichts mehr von ihm durch den Druck bekannt **). (*Heinr. Döring.*)

OPIUM, oder Mohnsäure (acidum Meconicum), heißt die von Sertürner (s. Trommsdorff's Journ. für Pharm. rc. XIII. 1. S. 47 fg.) und Gilbert's (Ann. der Phys. u. Ch. LV. S. 72 fg., LVII. S. 183 fg.), sogenannte Mekonsäure, welche mit dem Morphin im Opiumextract verbunden vorkommt. Nach Choulant und Lange ist sie auch im Milchsafte der übrigen Mohnarten enthalten, z. B. des Papaver Argemone, dubium etc.

Schon Neumann, Haller und Tralles hielten ein bei dem Übergießen des Mohnsaftes mit siedendem Wasser und Warmfiltriren dieses Aufgusses, als er erkaltete, in kubischen Krystallen daraus anschießendes Salz für reine Mohnsäure? — Reiner läßt sich diese, nach Sertürner, gewinnen, wenn man sie aus dem unlöslichen, durch basisches essigsaures Blei, und ein mekonisches Salz dargestellten basischen mekonsauren Blei durch Schwefelsäure abscheidet, doch so, daß man durch diese das Salz nur in das lösliche saure mekonsaure Blei umwandelt, und die letzten Antheile Blei durch Schwefelwasserstoff wegschafft. In kürzerer Zeit und schwefelsäurefrei will sie Choulant (s. Gilbert's Annal. rc. LVI. S. 349 fg.) durch Zusammenreiben mit gleichviel glasartiger Boraxsäure und Sublimiren in einem Kolben, bei nach und nach verstärkter Hitze dargestellt haben. A. Vogel schlägt vor, statt sie zu sublimiren, wobei viele Säure verloren gehe, solle man die Krystalle noch einmal mit so wenig wie möglich Wasser kochen, und die Auflösung noch heiß durchseihen, um die Säure in glimmerähnlichen Krystallchen anschießen zu lassen. Hare's leichte Darstellungsart s. in Kastner's Archiv der ges. Naturlehre XII. 2., und andere Bereitungsarten in Schweigger-Seidel's Jahrb. d. Ch. rc. 1830, 6. unter *) S. 233 fg.

Die von dem sauren Extractivstoffe des Opium wohl gereinigte, verschiedentlich krystallisirte flüchtige Mekonsäure, eine Verbindung aus Kohlenstoff, Wasser- und Sauerstoff, ist weiß, schmeckt Anfangs sauer und kühlend, später widrig bitter, löst sich in Wasser, Weingeist und Äther gleich leicht auf, röthet die meisten blauen Pflanzensäfte und färbt die Auflösungen der Eisensalze, für die sie überhaupt, namentlich für das salzsaure Eisen, nach einer schwachen mit Weinessig angesäuerten Lösung des essigsauren Bleies (s. Ure bei Schweigger-Seidel a. a. O. S. 234 fg.) das wirksamste Reagens neben dem blausauren Kali ist, intensiv kirsch- oder blutroth, welche, erst erwärmt, das Eisen als unvollkommenes Oxyd fallen lassen. Daher auch Schwarztinte durch die Mekonsäure roth wird, aber durch die Kalien, kalischen Erden, die Chlorsäure und andere starke Mineralsäuren, durch Schwefelwasserstoffgas und durch die Sonnenstrahlen ihr Roth wieder ganz verliert. Das schwefelsaure Kupfer wird, nach Robiquet, durch Mekonsäure sehr schön smaragdgrün und gibt mit der Zeit erst einen blaßgelben pulverigen Niederschlag. Auch trübt sich dadurch nach längerer Zeit die Quecksilbersublimatauflösung. Endlich schmilzt die Mekonsäure in einer Wärme von 120—25°, und sublimirt sich dann sogleich unzersetzt, wenn die Hitze genug gemäßiget wird. Wegen ihrer Empfindlichkeit gegen die Wärme muß man sie, und diejenigen ihrer Salze, welche wenig Wasser enthalten, blos an warmer Luft trocknen. Aber eben weil sich Robiquet und Choulant, nach Sertürner, einer Säure sollen bedient haben, welche durch die Wärme bedeutend zersetzt war, und der Mekonsäure nur darin ähnelte, daß sie die Eisenhyperoxyde röthete, so weichen die Resultate aus den Ver-

---

*) S. dessen Gelehrtengeschichte der Universität Kiel. 1ster Th. S. 282 fg. **) S. Schwarze's Nachrichten von Kiel. S. 325 fg. *Molleri* Cimbria Litterata. T. I. p. 471. J. O. Thieß Gelehrtengeschichte der Universität Kiel. 1ster Th. S. 278—284. Heinr. Döring die gelehrten Theologen Teutschlands. 3ter Bd. S. 154—157. (wo man ebenfalls ein vollständiges Verzeichniß der von Opitz verfaßten Schriften findet.)

suchen der genannten Chemiker von den Sertürnerschen ab. Übrigens fand die reine Mekonsäure Lange zu 3 Gr. ebenso wenig, als Sömmerring der Sohn, zu 8—10 Gr. für Hunde giftig, gleich unschädlich Fenoglio auch das mekonsaure Kali und Natron, zu mehr als 10 Gran, wogegen diese Salze, nach Sertürner, heftiger, als ihre Säure für sich, und unter andern auch starke Stuhlausleerung bewirken sollen? —

Die Mekonsäure verbindet sich mit den leicht auflöslichen Salzbasen zu körnig polyedrischen, im Wasser schwer und in Weingeist fast gar nicht auflöslichen Neutralsalzen. Die Neigung der Salzbasen zu ihr ist nach Sertürner so groß, daß sie, verbunden mit derselben, ihre ganze Natur fast einbüßen. Deshalb haben die mekonsauren Salze auch wenig oder gar kein Hydratwasser, sondern sehen staubig aus. 1) Das mekonsaure Kali löst sich, nach Choulant, in 2 Wasser auf und besteht in 100 aus 27 Säure, 60 Kali und 13 Wasser; wird im Feuer zersetzt. 2) Das mekonsaure Natron von blendend weißer Farbe ist in 5 Wasser löslich, scheint leicht zu verwittern, wird im Feuer zersetzt, und enthält 32 Säure, 40 Natron und 28 Wasser. Das saure mekonsaure Natron verdankt seine Bildung der wechselseitigen Zersetzung des bei der Analyse angewandten Kochsalzes. 3) Das mekonsaure Ammonium erhält man nach Choulant sogleich durch Sublimation, wenn man 2 salzsaures Ammonium mit 3 mekonsaurem Baryt vermengt; es löst sich in 1½ destillirten Wassers auf, und besteht aus 40 Säure, 42 Ammon. und 18 Wasser. 4) Der mekonsaure Kalk ist, nach Choulant, in 8 Wasser löslich und aus 34 Säure, 42 Kalk und 24 Wasser zusammengesetzt, nach Sertürner aber ein saures, prismatisches, schwerlösliches Salz. 5) Der mekonsaure Baryt ist, nach Sertürner, ein schwer auflösliches, nicht krystallisirbares Salz. Nach Robiquet fället die Mekonsäure nicht einmal das Barytwasser, und die Schwerlöslichkeit des aus dem Opiumdecoct niedergeschlagenen mekonsauren Baryts rührt von dem Hinzutreten einer andern Materie her. 6) Von den mekonsauren Metallsalzen ist bis jetzt die obige Einwirkung der Säure auf Quecksilber-, Kupfer- und Eisensalze, und Langen's Bemerkung ausgenommen, daß das Goldoxyd zu der Mekonsäure eine noch größere Anziehung besitze, als das Eisen, und diese Verbindung intensiv blau erscheine, das mekonsaure Blei aber eine unauflösliche Verbindung bilde, nichts weiter bekannt. 7) Mekonsaures Morphin ist, nach Sertürner, die unter dem Namen Derosne's Opiumsalz bekannt gewordene Verbindung, welche nach dem mehrmaligen Übergießen des rohen Opium mit siedendem Weingeiste, in der erkaltenden Flüssigkeit prismatisch krystallisirt. Allein beide Salze sind nach Robiquet, vielmehr ganz verschieden und unabhängig von einander. Das mekonsaure Opium ist nämlich nach demselben äußerst auflöslich in Wasser und Weingeist, krystallisirt nicht, behält stets die für die Mekonsäure charakteristische Eigenheit, die Eisensalze stark zu färben, und wird von den Kalien zersetzt, so daß das Morphin sich allmälig in Form mehr oder minder glänzender krystallinischer Körner trennt. Ebenso wenig sollen die, nach Pagenstecher, aus dem mit Essig digerirten und dann mit Kali neutralisirten Rückstande der Opiumtinctur in der Auflösung niederfallenden spitzen Krystalle, die sich durch Auflösen in Weingeist regelmäßig krystallisiren lassen, reines mekonsaures Morphin sein. Dagegen läßt sich das basische mekonsaure Morphin, nach Lange, direct durch das Verfaulen des Opium darstellen. Allein das Salz, welches Menici (s. bei Schweigger a. a. O. XV, 2. S. 155) mittels Alkohols aus dem Opium abschied, ist kein mekonsaures Morphin, sondern nach Mulder, Narkotin oder Opian (vergl. Morphium, Opian und Opium).

Übrigens bleibt die von Ure vorgegebene Reaction des salzsauren Eisenoxyds auf Mekonsäure, oder auf jede verdünnte Opiumlösung namentlich im Porterbiere rc. hier unsicher und mißlich (s. Schweiggers Journ. rc. LX. S. 485 fg.). *(Th. Schreger.)*

OPIUM CRUDUM, Mohnsaft[1]), (chem., pharmacolog. und toxicol.) ist der aus den vollkommenen ausgebildeten noch grünen Samenkapseln des Schlafmohns (Papaver somniferum *L.*), einer im Oriente, vorzüglich in der Türkei, in Persien und Arabien, sowie in Ostindien einheimischen [s. Webster üb. ostind. Opium in The London med. and phys. Journ. Juny 1829.[2])], auch bei uns cultivirten Sommergewächses durch darein gemachte Einschnitte hervorgequollene Anfangs weiße, aber in der Sonne bräunlich erstarrte, und in Mohnkopfschalen gesammelte Milchsaft (im Lande Maslai genannt). Auch soll man bisweilen bei dem Aufblühen den ganzen Samenkopf mit der Blume abschneiden, so, daß dann der noch kräftigere Saft tropfenweise an der Schnittwunde sich ansetzt, verdickt und in der Luft eintrocknet. Vermuthlich kommen beide orientalische Sorten selten oder gar nicht rein zu uns, sondern vielmehr verfälscht mit dem aus der zerstoßenen ganzen Mohnpflanze ausgepreßten und eingedickten Safte (Mekonium) oder wol gar mit Birnmuß, wie Erfahrung lehrt. Das Australopium aus in Neusüdwallis gebautem Mohne soll an Güte dem orientalischen gleichkommen, dieses aber wieder das hindostanische übertreffen. Sonst hielt man das thebaische Opium, d. i. jenes in der Gegend von Theben in Ägypten gebaute, für das beste. Das Thal von Dodipor ist ein Mohngarten von jeder Farbe und Varietät für den Hindu.

Rein und gut muß das ausländische Opium, fest, dicht, außen schönrothbraun, zerbröcklich, im Bruche glänzend, gleichstoffig, und selbst auf dem Rande der dünnsten Klümpchen nicht durchscheinend sein, nur äußerst wenige zufällig beigemengte fremdartige Theile enthalten, bei dem Zerschneiden salzige Flitterchen zeigen, und

1) S. Wolfg. Webel's Opiologie rc. Opium, historice, chemice et physiologice investigatum per *A. H. Christen*. Vindob. 1820. 8. Hufeland in dessen und E. Osann's Journ. der prakt. Heilkunde. 1829. I. Jul. S. 7 fg. 2) Nach Webster sieht das ostindische Opium ziemlich so aus, wie Aloë, nur ist es etwas dunkler und röther; im Geschmacke und Geruche gleicht es dem türkischen. Nach Thurner liefern 400 Gr. desselben 15 vollkommen krystallis. Morphin, und auch Narkotin.

dabei gern in Stückchen zerspringen, zwischen den Fingern weich werden, am Lichte sich leicht entzünden und fortbrennen, angefeuchtet auf dem Papiere einen hellbraunen, oft abgesetzten Strich machen, und weder im Wasser, noch im Weingeist ganz auflöslich sein. Das Pulver davon muß lichtbraun ausfallen, und leicht wieder zusammenbacken, den Speichel bei dem Kauen gelbbräunlich, in das Grünliche spielend, färben, und zum Schäumen bringen, stark durchdringend, eigen betäubend riechen, und widrig bitter, scharf, beißend, zuletzt etwas brennend schmecken. Außerdem muß es auf seinen Morphingehalt geprüft werden, weil erst neulich dergleichen seines Morphins trügerisch beraubtes im Handel vorgekommen ist, (s. E. Bischoff in Geiger's Magaz. f. Pharm. ꝛc. 1829. Aug. S. 132 fg.).

Das europäische oder abendländische Opium, namentlich das teutsche (O. nostras), soll nach A. Vogel und Buchner gleich dem genfer ꝛc. nach Beschier, wenig oder gar kein mekonsaures Morphin enthalten, welcher Angabe jedoch Petit, Vauquelin, Tilloy, Geiger u. A. aus Erfahrung widersprechen. Auch fand Hennel in 500 Gran engländ. Opium 35 Gr. Morphin. Nach Dronsart soll das franz. mehr Narkotin oder Opian enthalten, daher es ebenso beruhigend wirke, als das exotische, ohne wie dieses zu betäuben, was aber von Mélier bestritten wird. Dublanc d. jüngere will ebenfalls im inländischen Opium mehr Narkotin (Opian) und wenig Morphin, Caventou dagegen mehr vom letzten, nämlich in 36 Gr. 8—10 Gr. Morphin gefunden, und Petit aus 2½ Dr. des Opiumextracts 10 Gr. Morphin erhalten haben. Nach Bilz soll das von unserm blauen Mohn genommene Opium nicht nur das aus unserm weißen Mohn, sondern auch das beste orientalische Opium an Morphingehalt weit übertreffen. Méliers Erfahrungen über die gefährlichen Wirkungen der Samenkapseln unsers Gartenmohns, s. im Arch. génér. de Médec. XIV. p. 406 sq.

Nach den neueren Analysen von Buchholz, Seguin, Derosne, Sertürner, Geyer, Robiquet, Robinet, A. Vogel, Magendie, Orfila, Murray, Dumas, Caventou und Pelletier, Battley, A. Lindbergson, Pagenstecher, Vauquelin, J. Jeston, Duglas, Dublanc, Staberoh u. A. besteht das reine Opium aus einem flüchtigen narkotischen Princip, aus Morphin nach Sertürner (s. oben Morphin), und zwar 100 Gr. des orientalischen aus 48 Gr., ebensoviel des englischen aus 35 Gr., ferner aus dem Derosneschen krystallinischen Salze, einer, nach Robiquet, vom Morphin ganz verschiedenen und unabhängigen Substanz, dem Narkotin oder Opian (s. Opian), aus der Robiquet'schen nicht flüchtigen, wenig gefärbten, höchst sauern, die Eisenauflösungen nicht röthenden Säure, nach Sertürner aus einer Opiumhalbsäure, und einer vollkommenen Opiumsäure (s. Mekonsäure), die sich beide, jede eigenthümlich krystallisiren, nach Demselben aus einem wesentlichen, nicht giftigen Balsam von brauner Farbe. Fast terpentinartiger Consistenz, ohne auffallenden Geschmack, frisch von Opiumgeruche, und leicht auflöslich in absolutem Alkohol, Schwefel, Äther und in ätherischen Ölen; aus Sertürner's sogenanntem zweiten, Morphoxyd von blendend weißer Farbe, aus Extractivstoff (einem problematischen Stoffe), aus Gummi, und einer harzartigen Substanz (Kaoutchouk nach Buchholz), aus einem kleberartigen Stoffe, aus schwefelsaurem Kalk, Wasser und Unreinigkeiten. Noch will Robinet im Opium eine neue Säure gefunden haben, welche Guibourt Acidum codeicum benamte, Robiquet aber und Mulder nicht entdecken konnten; Pelletier u. A. halten sie für ein Muriate. Nach Olivier soll dies saure Salz zu 40 Gr. wie essigsaures Morphin wirken. Ganz neuerlich will Mayer zu Würzburg in einer Opiumart mekonsaures Kali und äpfelsaure Bittererde gefunden haben (s. Buchner's Repert. 1831. XXXVII. 1. S. 121 fg.) [3]).

Alle diese Bestandtheile sind, nebst einem fixen Öle, auch in unreifen, getrockneten Mohnköpfen enthalten. Nur muß man, um die Niederschläge reiner und schneller zu erhalten, den Schleim des wäßrigen Extracts zuvor durch angehende Fäulniß zerstören.

Für den sedativen Hauptbestandtheil des Opium nimmt man jetzt das Morphin an, und wünschenswerth wäre es, daß dieses, nebst einigen seiner Salze, überall officinell würde. Schon in ältern Zeiten empfahl man, besonders in England, das Opium, durch die saure Gährung umgeändert, vorzugsweise, denn durch diesen Gährungsproceß wird die Mekonsäure zerstört, und essigsaures Morphin erzeugt. (Vergl. den Art. Morphin.)

Das Opium steht unter allen narkotischen Mitteln in der engsten unmittelbaren Beziehung mit Hirn und Nerven. Wie es diese erregt, ebenso scheint es die Thätigkeit des Herzens und der Arterien zu mäßigen. Alle auf Respiration und Circulation sich beziehende Functionen erleiden dadurch fast keine bemerkliche Veränderung. Primair wirkt es Vermehrung der Lebensthätigkeit, mit Stuhlverstopfung, es wirkt analeptisch, secundair aber betäubend, krampf- und schmerzstillend, diaphoretisch. Nach Orfila soll es anders, als Weingeist in großen Gaben, aber in kleinen weder narkotisch, noch erregend, sondern ganz eigenthümlich auf das Nervensystem wirken. Indeß scheinen doch viele Ausnahmen dabei statt zu finden, und oft hängt seine Wirkung von der Idiosynkrasie des Individuums ab. Nach Andern wirkt das Opium vorzugsweise positiv — erweckend, wenn es mit Kampher, und vorzugsweise negativ — schlafmachend, wenn es mit Salzen, die seine positive Wirkung beschränken, gegeben wird. Überhaupt dürfte die Wirksamkeit desselben abhängen von dem Zustande seiner Zusammensetzung, von der Verbindung eines öl- oder margarinsauren Narkotins mit dem Morphin. Die Mekonsäure besitzt an und für

3) Vergl. Sm. Crumpe's Unters. d. Nat. u. Eigensch. des Opiums, a. d. E. Kopenh. 1796. 8. Leipz. 1796. 8. K. Engerer's Bekanntm. der Erfind. ein gutes Opium im Inlande anzufertigen. Nürnberg 1812 12. Vergl. Schweigger's Jahrb. der Ch. u. Ph. ꝛc. Neue Reihe. XII. 3. S. 303 fg. Robinet, Ebend. 1825. S. 242 fg. und Trommsdorff's neues Journ. der Pharm. ꝛc. XII. 1. über engländ. Opium s. med. chir. Zeitung. 1829. II. S. 201 fg.; über französisches: *Dronsar* im Bullet. des Sc. medic. Fevr. 1829 p. 323 sq.; über russisches: Graßmann in Buchner's Repertorium ꝛc. XXXI. 2. S. 274 fg. Vergl. A. Ure in Schweigger-Seidel's Jahrb. der Ch. u. Ph. 1830. 6. S. 230 fg.

sich keine narkotische Kräfte, mag aber wol die Wirksamkeit des Morphins sehr fördern (vergl. *L. Tralles* Usus opii salubr. et noxius in morbb. medela etc. Bresl. 1757—62. 4ter Th. 4. — Ebenders. Übers. d. Heilkraft des Opiums; nach d. Lat. i. Ausz. m. Anm. v. H. Walther. Lpz. l. 1803. gr. 8. — G. Young's Abh. v. Opium, auf prakt. Erfahrung gegr. a. d. E. Bair. 1760. 8. — J. Leigh's Erfahrungsm. Unters. d. Eigensch. des Opiums &c. Lpz. 1787. 8. — A. P. Wilson über d. Wirkungsart des Opiums auf den thier. Organ. a. d. E. Lpz. 1812. 8. — Die Wirkung des Opiums auf die thier. Oekon. &c. dargestellt von Charvet, a. d. Franz. Lpz. 1827. 8. — Vergl. J. C. Brachet's Preisschrift: De l'emploi de l'Opium dans les phlegmaties des membran. muqueuses, sereuses, et fibreuses etc. Bruxelles 1828. 8. — Purkinge über d. Wirkung des Opium nostras i. d. neuen bresl. Sammlungen a. d. Gebiete der Heilkunde. I. Nr. XVII. 2. C. Wilmer i. Buchner's Repertor. 1830. XXXVI. 2. S. 204.

Vom Opium, als Berauschungs- und Arzneimittel, verbrauchte Europa im Jahre 1800 nicht weniger als 48,000 Pfund. Nirgends aber wird davon, und zwar zum ersten Behuf, mehr verschwelgt, als im Orient[4]). Unter dem Namen: Achem Begui verkauft man in Persien die stärkste und vorzüglichste Sorte verdickten Mohnsaftes in Pillen. Die reichen Perser nehmen diese in verschiedener Größe und Anzahl, je nachdem sie daran gewöhnt sind. Die Wirkung erfolgt gemeiniglich eine Stunde darauf, und besteht in der höchsten Exaltation der Sinne. Diesen entzückenden Rausch empfindet aber der Opiumesser (Theriaki) nur 1—1½ Stunden, dann versinkt er wieder in Abspannung, Düsterheit und Erstarrung. Der Achem Begui dient auch als Mittel zum Selbstmord bei dem Perser, wenn er ein kleines Glas Weinessig darauf trinkt; nach einigen höchst genußvollen Stunden schlummert er süß und sanft auf ewig ein. Jedoch vermindert Gewohnheit bedeutend die Wirkung des Opiums. — In Konstantinopel ist der Markt Theachissi, zunächst der Solimanschen Moschée, der Platz, wo die Opiumesser sich dem Genusse dieses wollüstigen Giftes hingeben. Die Kaffeehäuser, in denen sie sich versammeln, liegen in einem großen Viereck, und auf einer Bank außer dem Hause harret Jeder der Träumereien, welche seiner in Gluth gesetzten Einbildungskraft die Gestalten der himmlischen Houris und die Seligkeiten des Paradieses nach ihrer Vorstellung in voller Üppigkeit vorführen. Die Geberdung solcher Theriakis ist schauderhaft. Diejenigen, die schon unter der völligen Einwirkung des Opiums stehen, sprechen unzusammenhängend, ihre Gesichter glühen, ihre Augen funkeln und der Gesammtausdruck ihrer Physiognomien ist furchtbar wild. Gleich schrecklich ist die mit dieser Überreizung verknüpfte moralische und physische Entkräftung; die Eßlust verliert sich bald, jede Fiber am Leibe zittert, die Halsnerven werden gelähmt, die Muskeln steif und spröde &c. Einmal daran gewöhnt, sind die Theriakis bis zur Stunde, wo sie ihre tägliche Dosis (zwischen 12 Gran bis zu 1 Drachme) nehmen, elend und hinfällig; wenn diese aber zu wirken anfängt, so glüht und lebt Alles an ihnen. Einige machen Verse, Andere declamiren hochtrabende Reden, halten sich für Kaiser, und wähnen im Besitze aller Harems der Welt zu sein. — Doch sollen in Constantinopel die Opiophagen jetzt nicht mehr so häufig, ja gebrandmarkt sein, wie unsere Trunkenbolde (nach den neuesten Reiseberichten des Graf. Ed. Raczynski). Selten werden sie über dreißig Jahre alt (vergl. Froriep's Notizen a. d. Geb. der Natur- u. Heilk. 1829[5]) Nr. 551. S. 13.), und Greise finden sich nur wenige unter denselben.

Auch in Radschastan, sowie in Hindostan und China, wo man das Opium sogar unter dem Namen Dreck, trotz des Verbots der Regierung, wie Tabak gern schmaucht, ist er durchaus Luxusartikel. Binnen 5 Jahren (von 1820—25) schmuggelte man hier aus Ostindien für fast 40 Millionen Piaster (à 1 Thlr. 8 Gr.) beinahe 30,000 Kisten voll ein (vergl. P. E. Botta in Froriep's Notizen 1829. Nr. 561. S. 167).

In England soll die Zahl der Opiumesser immer mehr zunehmen und vom Mohnsafte selbst unter den bessern Ständen Londons bis zu 1—2 Dr. täglich verzehrt werden! — Auch in Teutschland gibt es, wiewol nur selten, starke Opiophagen; vergl. Heidelberger kritische Annalen. 1828. IV. Supplementheft. II.

Bei Opiumvergiftung, wozu die verschmitztesten Diebe in der Welt, die chinesischen, sich sogar der Opiumräucherungen bedienen sollen, sind: freie, frische Luft, Übergießungen mit eiskaltem Wasser oder dergleichen Umschläge über den Kopf, Nacken &c. am wirksamsten, nebst vielem Kaltwasser-Trinken und dem zeitigen Gebrauch eines Brechmittels: vom Ipecacuanhawein alle Stunden 1 Unze, und warme Weinessigmolken zum Nachtrinken, oder ½ bis 1½ u. m. Drachmen Zinkvitriol auf einmal, und vieles warmes Wasser zum Nachtrinken. Die Brechmittel werden bei erschwertem Schlingen mittels einer biegsamen Röhre beigebracht. Aus der Schlummersucht läßt man den Vergifteten stets mit Gewalt er-

---

4) S. Kleinert's allgem. Repert. der gesammten teutschen medic. chirurg. Journalist. 2tes Supplementheft. 1829. S. 223 fg.

5) Schon vor 300 Jahren war der Opiumgenuß, nach J. Wier, (s. dessen Schrift: de Praestigiis Daemonum. 1556. 2te Aufl. 1568. 4.) in der Türkei und in Persien ganz gewöhnlich. Man verschlang schon damals das Opium, um die Gefahren des Krieges minder zu fürchten. Wenn die Türken ein Heer zusammengezogen, so ward das Opium des ganzen Landes zu dessen Verbrauch zusammengeschafft, obschon eine unglaubliche Menge jährlich aus dem weißen Mohn gewonnen wurde, den man in den Ländern Kleinasiens säete. Es gab kaum einen Türken, der nicht Opium kaufte, und wenn er nur einen einzigen Asper in der Tasche hatte, so gab er die Hälfte für Opium hin, und verzehrte es im Frieden, wie im Kriege. Daran Gewöhnte konnten ein ganzes Quentchen und mehr ohne Schaden zu sich nehmen. Es war dort eine gewöhnliche Redensart: „Du hast Opium gegessen!" wie man anderswo sagt: „Du hast zu viel getrunken!" (Über die Wirkung des Opiumgenusses in den Rajpoot-Staaten vergl. *Tod* Annals of Rajpootana. Lond. 1830. 4.

muntern, ihn grünen Thee, Essigwasser, Galläpfelaufguß, Citronenlimonade, Zuckerwasser mit schleimigen Absuden trinken, daraus Klystiere ihm geben und mit Essig das Antlitz und den Leib fleißig waschen. Chlorsäure, Kampher, Terpentin nebst starkem schwarzem Kaffee rc. durch Mund und After eingebracht, sollen nach Orfila die Wirkung des Opiums eher vermehren? — Bei sehr kräftigen Naturen und bei starkem Blutandrang nach Oben dienen Aderlässe und Schröpfköpfe. — Zuletzt nimmt man noch excitirende Mittel: Ammonialsalze, und äußerlich Blasenzüge zu Hülfe. Auf dem kürzesten Wege läßt sich das Gift sogleich im Anfange mittels einer Patentspritze oder Magenpumpe (einer Saugmaschine) namentlich der Weiss'schen durch den Mund ausziehen, was schon G. Gratarolus im 16ten Jahrhunderte angerathen hatte. Bei Kindern soll, nach Ogilvie, die narkotischen Wirkungen des Opiums das künstliche Athmen durch Lufteinblasen aufheben. — Außerdem ist für die Narcosis desselben ein echtes Castoreum das beste Corrigens. Auch läßt sich das Gift durch Digestion in Äther denarcotisiren. —

Leider soll manches englische Bier wie der echte Porter mit Opium vergiftet sein, um es berauschender zu machen. Die Entdeckung desselben, nach Ure a. a. O. S. 236 rc., durch salzsaures Eisenoxyd, hält Marx für unsicher und mißlich. — —

Zufällige Vergiftungen können geschehen durch die mancherlei Opiate (s. oben), durch einen Theeaufguß von grünen Mohnköpfen, durch die übelberüchtigten Kinderruhpulver rc. — Über absichtliche Opiumvergiftung s. unten.

Arzneilich benutzt man den Mohnsaft vorzugsweise in Asthenie des Hirn- und Nervenlebens, somit in allen Formen von Unordnungen in der Mischung und Thätigkeit der Nerven und des Gehirns, sie mögen allgemein oder partiell sein, dessen Nachwirkungen aber vorzüglich bei abnormen Secretionen. Zu widerrathen ist es bei großer Muskelschwäche, bei rein entzündlicher Diathesis und Blutüberfüllung besonders des Hirns und der Brust. Nöthig wird dessen Anwendung bei der Febris nervosa versatilis, und überhaupt bei allen asthenischen Fiebern, zumal in der spätern Periode, und zwar nach Umständen bald in kleinen, oft wiederholten, bald in größeren Gaben und in längeren Zwischenräumen. Nur mit großer Vorsicht und Einschränkung dient es beim typhösen Scharlachfieber, hier immer mit Kampher, Moschus rc.; beim Typhus mit örtlichen Entzündungen äußerer Theile und der innern Brust- und Unterleibsorgane darf man, wenn der Schmerz heftig, und das leidende Organ sehr empfindlich ist, davon weder zu viel, noch zu wenig geben, was sich im Allgemeinen nicht bestimmen läßt. Bei asthenischer Lungenentzündung verbindet man es mit Baldrian, Senega, Pilsenkraut und Kampher, bei dergleichen Leberentzündung mit Kampher und Quecksilber, bei Rothlauf und Rheumatalgien mit Kampher, Ipecacuanha, Antimonialien rc. Im Typhus mit Hautexanthem, z. B. bei bösartigen Menschenpocken ist es anwendbarer, als bei dergleichen Masern- und Scharlachexanthemen, häufiger angezeigt bei asthenischen Entzündungen [6]) des Hirns, noch mehr aber der Därme, als bei allen andern Entzündungen, am wenigsten im Allgemeinen bei reinen Hypersthenien. Ein großes Heilmittel bleibt es beim dreitägigen Wechselfieber, kurz vor oder während des Frostes mit und ohne China. Bei chronischen Krankheiten des Nerven- und Cerebralsystems mit dem Charakter der Lähmung, namentlich bei asthen. Apoplexien, Schwindel rc. gibt man es in kleinen Dosen öfter, mit den flüchtigsten in- und äußerlichen Erregungsmitteln, bei Epilepsie von $1\frac{1}{2}$—3 Gran steigend, nach Neumann, um den Blödsinn zu verhüten. Als sedativ (schmerz- und krampfstillend) wirkendes Mittel gebraucht man es bei rein nervöser Manie, immaterieller Melancholie, nervöser Schlaflosigkeit; beim Tetanus, Trismus rc. Anfangs in kleinen, dann in großen Dosen, mit andern Nervenmitteln oder, nach Stütz, wechselsweise innerlich und äußerlich (in die Mundhöhle, auf das Zahnfleisch u. a. Theile mit feiner Oberhaut eingerieben), mit Mildkali; sowie bei nervösen Krämpfen überhaupt. Im Delirium tremens, Säufer-Wahnsinn, einer Nevrose des Hirns soll es specifisch, nach Andern nur palliativ wirken. Anwendbar ist es hier mit Mineralsäuren nur gegen die profusen Schweiße. Schnell, aber meist nur palliativ, lindert es das Harnbrennen und Schmerzen aller Art, zumal von einem örtlichen und materiellen Reize. Als Schwitzmittel räth man es in Pillenform und in beträchtlichen Gaben (stündlich 1 Gr. u. m.) in Erkaltungskrankheiten: hartnäckigen Katarrhen, acuten und chronischen einfachen Rheumatismen und Gicht, wenn sie nicht mit Hypersthenie verbunden sind, oder erst, nachdem diese beseitigt ist, mit Ipecacuanha (Dower's Pulver), Guajak, Antimonialien, Mercurialien rc. In symptomatischen, colliquativen und allen Durchfällen von Erkältung und erhöhter Darmreizbarkeit, gibt man es mit Schleim und Aromen oder geistigen Mitteln, mit Öl, Eigelb rc. in Klystieren, und läßt es mit geistigen Dingen in den Unterleib einreiben, oder mit Aromen hier warm überschlagen. In der nervösen Cholera ohne Materie muß es insgemein zeitig innerlich in nicht kleinen Dosen und, wieder ausgebrochen, in Klystieren gebraucht werden, sowie bei langwierigen und schwächenden Durchfällen kleiner Kinder, bei Verdacht von Magenerweichung derselben (nach C. Vogel), auch in katarrhalischen, rheumatischen sehr schmerzhaften Krampfruhren Erwachsener bei Synochus- oder Typhuscharakter, mit Einschränkung aber in gastrischem Zustande. — Schwarze will im Opium ein Gegengift der Blausäure gefunden haben! — In der Bleikolik ist es ein unentbehrliches Beimittel. — Auf das Dringendste fordern es Schwangere, Kreisende und Kindbetterinnen bei Erbrechen, öfterm krampfigen Stuhlzwange, Blutungen, Neigung zum Abortiren rc. mit Zimmttinctur, bei Krampf- und Nachwehen, Zuckungen rc. Bei asthenischen Blutflüssen aller Art leistet es innerlich und in Klystieren gemeiniglich die schnellste Hülfe. In asthen.

6) S. J. Armstrong i. d. neuen Samml. auserl. Abhandl. zum Gebr. prakt. Ärzte. Leipzig 1825. VIII.

Wassersuchten verbindet man es mit Squilla, Digitalis, bittern Extracten, Calomel, Spiesglanzmitteln rc. Nicht leicht zu entbehren ist es bei schlaffen, besonders sehr schmerzhaften Geschwüren, und bei dergleichen Gangränen, hier aber durchaus in kleinen Gaben mit Ammonium, Kampher, Moschus, Äther, Wein, China, Calmus rc. Gegen dringendes Erbrechen hilft noch eine 2—3 Gran Pille aus gleichviel Calomel und Opium. Endlich ist der Mohnsaft auch in starken Gaben ein wichtiges innerliches und äußerliches Nebenmittel in verschiedenen Formen der Syphilis. — Den Opiophagen im Orient ist es in Rauchform ein beruhigendes Mittel, um sich in einen wollüstigen Schlaf zu bringen. — Opiumräucherungen (10—20 Gran auf ein Glüheisen gestreut), dienen bei hysterischen Zufällen, bei Melancholie der Kindbetterinnen, für Wahnsinnige überhaupt, in tumultuarischen Nervenfiebern, bei heftigen Krämpfen rc. Außerdem ist es, in flüssiger und in Salbenform für sich oder mit andern Augenarzneien ein äußerliches Hauptmittel in skrophulöser und jeder asthen. Augen- und Augenliderentzündung [7]; auf Breiumschlägen oder, mit Bleiwasser, Ätzsteinauflösung rc. geschärft, bei phagedänischen und brandigen Geschwüren, zu Waschungen und Bähungen mit Bleiwasser gegen gefährliche Verletzungen bei Leichenöffnungen rc.; als Injection mit Schleim oder mit Bleimitteln, Ätzkali rc., beim Tripper, Nachtripper, scharfem weißem Flusse, bei Scirrhus und Krebs der Gebärmutter rc., bei Strangurie, Ischurie und Dysurie in die Nierengegend, oder das Mittelfleisch eingerieben, oder in Umschlägen, Klystieren rc. angewendet, desgleichen bei syphilitischen Hodengeschwülsten, Phimosis und Paraphimosis rc., bei schmerzenden Gichtknoten und Drüsenverhärtungen; bei Zahnweh an das Zahnfleisch oder in den hohlen Zahn gebracht, bei Ohrenschmerzen in das Ohr rc., in Klystieren bei Kamphervergiftung, bei hartnäckigen Durchfällen, Ruhren, krampfhaften Blähungsbeschwerden, bei starkem Erbrechen mit einem schleimigen Vehikel rc., bei Krämpfen und Schmerzen von einem dynamischen Leiden des Rückenmarks oder seiner Nerven rc. Überhaupt wirkt dasselbe äußerlich ebenso, wie innerlich, weshalb man es auf diese Art bei den meisten obengenannten Krankheiten zum Theil als Unterstützungsmittel der innerlichen Kur, zum Theil bei Localleiden einzelner Organe, zum Theil da, wo es innerlich nicht beizubringen ist, in äußerlichen Gebrauch zieht.

Noch gilt bei der Gabenbestimmung des Opiums die Regel, daß man es in Krankheiten, die sich mehr der Lähmung nähern, in kleinen oft wiederholten Dosen anwenden und mit $\frac{1}{8}$ oder $\frac{1}{6}$ Gran des Pulvers anfangen, aber im entgegengesetzten Zustande mit größern zu $\frac{1}{2}$—1 Gr., und in beiden Fällen nach und nach steige von 2—20 Gr., doch mit aller Vorsicht auch in Klystieren rc., zumal bei Kindern und Greisen.

Von den Combinationen war oben schon die Rede. Die sicherste Gebrauchsform bleibt jene in Pulver mit Milchzucker rc., übrigens behält der Magen substantielles Opium in Pillen besser, wenn sie vor einiger Zeit bereitet waren.

Opium-Präparate (vergl. darüber *G. W. Carpenter* in The Philadelph. Journ. of the med. and phys. sc. Vol. V. 1827. August.): 1) Pulvis opiatus Bor., wo von 10 Gr. 1 Gr. Opium oder 4 Unzen, 192 Gran Morphin enthalten, einfach und bequem. 2) Pulv. Ipecacuanhae compositus Bor. (pulvis Doweri), enthält in 10 Gran 1 Gr. Opium und ebensoviel Ipecac. 3) Extractum Opii aquosum Bor., in 3—4facher Gabe gegen das reine Opium anwendbar. 4) Extr. Op. vinosum Hass., wirksamer, als Nr. 3., aber nie gleichmäßig in seinem Gehalte, und nur in stärkern Gaben, als das reine Opium zu geben. 5) Extract. Capsular. Papaveris Angl., zu 6—8 Gr. gegen 1 Gr. von reinem Opium, aber weniger sicher, als dieses in seinen sedativen Wirkungen. — Noch schwächer wirkt das morphinfreie Extract, nämlich: 4 Gr. desselben noch nicht gleich 1 Gr. von Nr. 3 rc., und $\frac{1}{4}$ Gran Morphin. Ebenso schwach wirkt das vom zweiten Morphinoxyd, und das durch Einwirkung von Äther auf das Opium in einem verschlossenen Apparate mittels der Wärme vom Narkotin vollkommen befreite Opiumextract. — 6) Aqua Opii destillata, wozu 1 Pfd. zerkleinertes Opium mit 10 Pfd. reinen Wassers in einem Wasserbade übergossen, und 6 Pfd. davon abgezogen werden. Es riecht weit narkotischer, als Opium selbst und dessen Präparate. In folgender Zusammensetzung schmeckt es weniger nach Opium, und soll auch dessen widrige Nebenwirkung auf Kopf und Magen verlieren:

℞. Extr. Glycyrrhizae
— Opii aa Unc. $\frac{1}{2}$
Kali carbon. Dr. i.
Aquae destill. Libr. iii. M.

Das Ganze wird bis auf 2 Pfd. eingekocht, die helle Flüssigkeit dann abgegossen, bis auf 12 Unzen verdunstet, und 4 Unz. Spirit. pimenti, nebst $\frac{1}{2}$ Dr. fein gepulverter Cochenille zugesetzt. Die Gabe kann bis 100 Tropfen steigen. 7) Vinum opiatum soll in 12 Tropfen 1 Gr. Opium enthalten, und wird am sichersten zur Bereitung des Syrup. opiatus verwendet. 8) Tinctura Opii simplex Bor. (Tinct. thebaica), der man concentr. Essig und 1 Unze Wasser weniger zusetzen sollte. Eine Drachme davon enthält dann 6 Gr. Opium oder 1 Unze davon 4, 8—9 Gr. Morphium. Sie dient zu flüssigen Arzneiformen, innerlich und äußerlich, hier z. B. auch bei Ohrpolypen rc. 9) Tinct. Opii *Eccardi* soll in 10 Tropfen immer 1 Gran Opium haben (?), ist aber um nichts gleichförmiger und zuverlässiger als die übrigen Tincturen. 10) Tinctura Opii *Hass.* soll ebenso viel Opium bei sich führen, wie Nr. 9. (?) — 11) Tinct. Op. crocata Bor. (Laudanum liqu. *Sydenh.*), worin die Äpfelsäure des Weins das Morphin in sich aufnimmt. Eine Drachme enthält nach der neuesten preuß. Pharmac., 6 Gr. Opium. Vorzüglich ist deren Bereitungsart nach Dörffurt, Piepenbring rc. Sie wird äußerlich besonders gegen Nasenpolypen und, anhaltend

7) Nach Wutzer und von Ammon erregt Opium, auf kranke Augen gebracht, in dem einen Falle Schlafsucht, in dem andern Verstopfung und dann Schwindel.

gebraucht, bei Lippenkrebs rc. empfohlen. 12) Tinct. Op. benzoica Bor. (camphorata), ein benzoesaur. Morphin im gelösten Zustande, wovon jede Unze $1\frac{1}{4}$ Gr. Opium und ebenso viel Benzoë, Kampher und äther. Anisöl enthalten soll. Man gibt sie zu 10—100 Tropfen. — Überhaupt sind die Tincturen aus rohem Opium jenen aus dem Extract vorzuziehen. — Eine mit Essig bereitete soll fast drei Mal so stark wie Laudanum wirken. — Bremer fand in den sich ablagernden Niederschlägen der Opiumtincturen harzigen Färbestoff, äpfels., phosphors. und mekonsauren Kalk nebst Opian. Nach Ruhe schied Wittstock aus denselben Opian, Kalk und Talksalze nebst harzigem Pigment. — 13) Liquor Opii acetior, ein neues, nach Houlton vorzügliches Opiumpräparat, aus 1 Unze Acidi acetici concentr., 9 Unzen Aquae destill. und $2\frac{1}{2}$ Unzen Opium, durch viertägige Digestion in gelinder Wärme bereitet. Die Tinctur enthält in 4 Tropfen das Lösliche von 1 Gr. Opium und wirkt weniger erhitzend als die Tincturen. Man gibt sie zu 6—10 Tropfen. — 14) Syrupus opiatus, sonst Syrup. Diacodii, wovon jede Unze 1 Gr. Extract. Op. enthalten soll; er ist sicherer mit Vinum opiatum zu bereiten (vergl. Guéranger i. Pharmac. Centralblatt. 1831. Nr. 8. S. 124 rc.). — 15) Electuarium Theriacale Bor. sollte durchaus verbannt sein. 16) Emplastrum opiatum Bor. ist meist ganz entbehrlich. 17) Morphin (s. diesen Artikel oben). 18) Opian (s. vorher und vergl. *Carpenter* in The Philadelphia Journ. of the medic. and phys. Sc. 1827. Aug. Nr. X.).

Was endlich die Nachtheile und Gefahren des Opium-Gebrauchs oder Misbrauchs anlangt (vergl. *E. Horn* de opii abusu etc. Vitebr. 1804. 8.); so gehören dahin (nach Hufeland a. a. O. St. 7. S. 67 rc.): 1) dessen täuschende Wirkung, als die größte Gefahr, welche es bringt. — Es beschwichtigt, besänftigt Schmerzen, Unruhe, Krämpfe u. a. quälende Empfindungen, bemächtigt sich selbst der Gemüthsstimmung und Einbildungskraft, und weiß so der Seele selbst so viel Muth und Hoffnung einzuflößen, daß es sowol den Kranken als den Arzt über den wahren Stand der Sachen täuschen, ihnen die Gefahr verbergen und sie sorgenfrei und hoffnungsvoll die Tage verträumen lassen kann, wo die thätigste Hülfe anzuwenden, und wo sie allein noch möglich ist. Die 2te Gefahr ist die einer apoplektischen Gehirnaffection, zumal bei kleinen Kindern im ersten Lebensjahre, denen man nur in dringender Noth und Gefahr, z. B. bei erschöpfendem Durchfalle, das Opium lieber noch in Klystieren geben kann, innerlich aber den vierten Theil eines Tropfens Opiumtinctur, mit Zucker abgerieben, auf einmal. Die 3te Gefahr ist bei activen Entzündungen: Vermehrung der Entzündung und Beschleunigung ihres Übergangs in Eiterung und Brand; die 4te: Einsperrung gastrischer Unreinigkeiten, Fixirung der Infarcten und Unterleibsstockungen, Vermehrung der Blutcongestion im Pfortadersysteme; die 5te: Vermehrung der Colliquation und Putrescenz im Blute, die colliquativen Schweiße, Erzeugung von Friesel, Petechien, Aphthen, — ist bei allen Fiebern durch unzeitigen, zu starken oder zu anhaltenden Gebrauch zu fürchten, am meisten bei gastrischen Fiebern; die letzte endlich: Verwöhnung, so daß der lange Fortgebrauch des Opiums bei chronischen Übeln tägliches Bedürfniß wird, auch nach gehobenem Leiden, zur Erhebung des Gemeingefühls auf den Punkt des Wohlseins, der Lebendigkeit, der physischen und geistigen Brauchbarkeit, — ganz auf dieselbe Weise, wie sich der Branntweintrinker endlich an den Branntwein gewöhnt und er ihm zuletzt unentbehrlich wird, — aber auch mit der nämlichen Folge, dem Bedürfniß immer höherer Gaben, — die Opiumsucht, — ganz analog der Trunksucht und ihren Wirkungen immer größerer Nervenschwächung, Zittern, Zerstörung der Verdauungs- und Ernährungskraft, zuletzt Önomanie, Stumpfheit der Sinne und des Geistes, Blutungen, Entmischung des Blutes, Abzehrung und Darrsucht. — Vergl. Diss. sist. novam de Opii viribus eiusque antidotis theoriam, auct. *C. A. Fr. Koepke*. Berol. 1829. 8.).

Toxicologisch gehört das Opium zu den rein narkotischen Pflanzengiften. Es wirkt in kleinen Gaben des Pulvers, schon zu 2 Gran Trockenheit im Munde, Schlunde und Darmcanal, Leibesverstopfung, Reizung der Harn- und Geschlechtsorgane. Diese Wirkungen dauern 4—8 Stunden fort; ihnen folgt Trägheit, Schläfrigkeit, Mattigkeit. Manche sinken nach auf *einmal* genommenen 2 Unzen Opiumtinctur bald in einen tiefen comatösen Zustand rc. — Bei Andern wirkt sie gleich dem Wein, Branntwein und andern flüchtigen Reizmitteln, Anfangs berauschend, erhöht jede organische Thätigkeit, hebt den Puls, vermehrt die Wärme, erheitert das Gemüth. Mehr davon verursacht erst höchste Aufregung mit heftiger Angst, eine Art von Trunkenheit, Wildheit, Unruhe, Flimmern vor den Augen und Doppeltsehen, Augenverdrehen, gewaltsames Athemholen, Raserei und Wuth; dann folgen Ekel, Würgen, Neigung zum Erbrechen, Schwindel, Schlummersucht, Apoplexie oder Katalepsie und langsamer Tod bei Lähmung des Afterdarmes. Erfolgt dieser nicht, so bleibt große Schwäche und Fühllosigkeit mit lähmungsartigem Zustande zurück.

An den Leichen findet man ungewöhnlich früh schon alle Zeichen der Verwesung. Der Körper, besonders die äußern Gliedmaßen, sind unbiegsam, das Antlitz ist aufgedunsen, braun, blau, verzerrt, die Augen stehen halb offen, die Augensterne sind erweitert. Die Blutadern des Hirns und seiner Häute strotzen von Blut, das Hirn zeigt schon anfangende Entmischung. Der Unterkiefer ist gelähmt. Die Lungen sind schwärzer, dichter, fester, gefleckt, knistern beim Darüberhinstreichen wenig und haben eine Überfülle von schwarzem Blute. Das Herz ist welk, alles Venenblut bald sehr dünnflüssig, bald kurz nach dem Tode geronnen. Der Bauch ist aufgetrieben, und in seine Höhle, wie fast in allen Höhlen, Blutserum angesammelt. Die Magenmündungen sind krampfhaft geschlossen, Magen und Gedärme ungemein von Luft ausgedehnt und ihre Venen voll Bluts. Einige Stellen des innern Magens, der Därme, Gekröse und Netze sind braun gefärbt und bald mürbe, bald leicht entzündet, wie besonders das blinde Magenende, die rechte

und linke Magenmündung. Die schwarzbraun gefleckte Leber und Milz verrathen meist schon faulichte Zersetzung. Die Abdominalvenen strotzen von schwarzem Blute rc.

Um auch kleine Mengen von Opium im Mageninhalt und in andern Flüssigkeiten zu entdecken, soll man nach Christison, die mit Essigsäure versetzte Flüssigkeit filtriren, zur Syrupsdicke verdampfen und mit starkem Alkohol ausziehen, den Auszug filtriren, wieder abdampfen und in Wasser auflösen, dann essigsaures Blei zugeben. Der Niederschlag enthält mekonsaures Blei, die Flüssigkeit essigsauren Morphin. Um dieses zu erkennen, wird das eingedampfte Liquidum durch Schwefelwasserstoffgas vom überschüssigen Blei befreit, und dann geprüft, ob der Geschmack sehr bitter ist, ob salzsaures Eisenoxyd eine indigblaue, und ob Salpetersäure eine orangerothe Färbung bewirkt. Sodann wird auch der Bleiniederschlag mit Schwefelwasserstoff behandelt, filtrirt und eingekocht. Ist Meconsäure da, so gibt sie mit salzsaurem Eisenoxyd eine blutrothe Farbe; auch verräth sie sich durch ihre krystallinische Form bei der Sublimation in einer Glasröhre. (Vergl. Hare in Geiger's Magazin f. Pharmacie rc. 1828. I. S. 45 rc.; Orfila Ebend. Septbrheft S. 225. und Ure bei Schweigger-Seidel a. o. a. O.) Indeß wird das Opium sehr leicht im Thierkörper zersetzt, so daß sich nach einigen Stunden nur wenig davon chemisch darstellen läßt, noch weniger, wenn Milch oder Porterbier damit in Berührung war. Über Opiumvergiftung, s. Metzger's Syst. der gerichtl. Arzneik. §. 249. Note b. und Dessen medic. Abhandlung. Königsb. 1804. II. S. 41 rc. Beispiele davon s. in Pyl's Beobacht. I. 8. 9. S. 101 rc.; in Münch's Abhandl. v. d. Belladonna. I. 2. Vergl. H. Meyer in Rust's Magaz. f. d. ges. Heilk. III. 1. u. a. m. a. O; A. Ure a. o. a. O. S. 241 rc. *H. Ward* in The Edinb. med. and surgic. Journal. 1830. Jan. I.) (*Th. Schreger.*)

Opiumextract, -pflaster, -säure, -syrup, -tinctur, -wasser, s. Opium.

OPIUS, nach Ptolemäus Stadt in Kolchis, doch ist die Lesart unsicher und man vermuthet dafür Pityus, wofür auch die Handschriften sprechen. (*H.*)

Opland, s. Upland.

OPLEUS (Ὀπλεύς), Sohn der Kanake und des Poseidon. *Apollodor.* I, 7, 4. (*H.*)

Oplismenus. *P. B.* s. Orthopogon *R. Br.*

OPLOCEPHALA, *Laborde-Brullé* (Insecta), (ὅπλον-κεφαλή). Eine in den Annales des sciences naturelles. T. XXIII. p. 338 aufgestellte, von Brullé zu seiner Familie Diaperiales gerechnete Käfergattung, aus Diaperis gesondert und mit dieser zur Section Taxicornes, Ordnung Heteromera (*Latreille* in Cuvier règne animal ed. 2. V. p. 28.) gehörig. Als Kennzeichen sind angegeben: die Fühler gegen die Spitze allmälig dicker werdend, das erste Glied derselben kurz, verdickt, die drei folgenden kurz, schwach, die übrigen erweitert oder durchblättert, etwas kegelförmig, das letzte kreisrund. Der Kopf der Männchen ist gehörnt oder mit Höckern besetzt, der Körper gewölbt, lang, an der Spitze zugerundet, glänzend. Thorax quer, vorn ausgerandet, das Schildchen dreieckig, hinten gerundet, die Flügeldecken sind punktstreifig, die Füße einfach. Die Arten zerfallen in folgende Abtheilungen:

a) Die Kopfhörner lang, schwach.

†) gerade — Arten: O. haemorrhoidalis, viridipennis, chalybea, virescens, cornigera, janthina, picea —

††) gekrümmte — Arten: O. capra, armata, Hoffmannseggii. —

b) Der Kopf des Männchens mit zwei Höckern. — O. collaris, bituberculata, Goryi. Als Beispiele aus derselben führen wir an:

1) O. haemorrhoidalis, *Fabr.* (unter Ips — Diaperis haem. *Dejean*, *Paykull*, *Panzer* fauna 13. f. 16. — Tenebrio cornifrons *Rossi* — Neomida haem. *Ziegler* in Dahl's Katalog). Lang, punktirt, glänzend, roth, Flügeldecken gestreift, schwarz, jede an der Wurzel mit einem rothen Fleck. — Variirt röthlich. — 2¼ Linien lang. In Steiermark, Kroatien, in der Schweiz, in Schweden an Baumwurzeln in Schwämmen.

2) O. Hoffmannseggii, *Brullé* (Phaleria vaccina *Hoffmannseggii* im Museo Oliverii. Diaperis castanea (Weibchen) und bicornis (Männchen) im Museo Dejeanii. Annal. l. c. t. 10. f. 2.). Etwas länglich, etwas gewölbt, fein punktirt, dunkelbraun, der Kopf des Männchens hinten mit zwei Hörnern, Mund und Fühler rostfarben, der Vorderrand des Thorax und das Schildchen rothbräunlich, Flügeldecken punktstreifig, der Körper unten nebst den Füßen blässer. Länge 2¼, Breite 1¼ Linien. Im französischen Guiana.

3) O. bituberculata *Olivier* (Col. III. t. 1. f. 6. a. b.). Lang, schwach punktirt, glänzend, blaß rostfarben, der Kopf des Männchens vorn mit zwei Höckern, hinten mit zwei Hörnern, Mund, Fühler, Füße ziegelbräunlich, Flügeldecken zerstreut, nicht reihig punktirt. Selten bei Paris unter Rinden. (D. *Thon.*)

OPLOCEPHALUS, (Reptilia). Eine von Cuvier (Règne animal ed. 2. II. 95.) zu den Vipern in die Nähe der Gattung Trimeresurus gestellte Schlangengattung, welche a. a. O. nur durch große Schilder auf dem Kopfe und einfache Schwanzschilder charakterisirt wird. Arten sind nicht angeführt. (D. *Thon.*)

Oplognathus, s. Rutela.

Oplometer, s. Hufmesser.

OPLOPHORI, *Duméril* (Pisces). Eine Familie der Gräthenfische (*Duméril* Analyt. Zool., übers. von Froriep S. 140.) aus der Ordnung Holobranchii, Bauchflosser mit vollkommenen Kiemen, einem konischen Körper und stacheligen, oft gezähnten ersten Strahl der Brustflosse. Sie enthält die Gattungen Silurus, Macropteronotus, Malapterurus, Pimelodus, Doras, Pogonathus, Cataphractus, Plotosus, Ageneiosus, Macroramphosus, Centronodon, Loricaria, Hypostomus, Corydoras, Tachysurus. (D. *Thon.*)

Oplotheca *Nutt.*, s. Hoplotheca.

Oplurus, s. Tropidurus.

OPMEER (Peter van), ein reicher Holländer, der

1526 zu Amsterdam geboren war, niemals ein Amt bekleidete, sondern seine glückliche Unabhängigkeit benutzte, um sich mit den Wissenschaften zu beschäftigen. Abwechselnd studirte er Jurisprudenz, Medicin und Theologie, lernte im vierzigsten Jahre noch die griechische Sprache, und war mit den römischen Classikern so vertraut, daß er noch als siebenzigjähriger Greis die Komödien des Terenz und die Oden des Horaz aus dem Gedächtnisse recitirte. Unter den Drangsalen des Krieges und innerlicher Unruhen war seine Wohnung eine Freistätte vieler Unglücklichen, aber als Eiferer für den katholischen Glauben überschritt er die Grenzen der Mäßigung. Er selbst mußte zuletzt, wegen Verfolgungen, nach Leyden und dann nach Delft fliehen, wo er den 10. Nov. 1595 starb. Seine Assertio historica de officio missae ist vergessen, aber nicht ohne Werth ist sein in einem fließenden lateinischen Style, oft rednerisch geschriebenes Opus chronographicum orbis universi a mundi exordio usque ad annum 1570; fortgesetzt und herausgegeben von Lorenz Beyerlinck (Kanonicus zu Antwerpen) Antw. 1611. fol. Die Fortsetzung geht bis 1611. Ohne Fortsetzung erschien das Werk zu Köln 1625. 8., dagegen ist dieser Ausgabe Opmeers Historia martyrum Batavorum beigefügt. Oft erzählt der Verfasser oberflächlich und unbefriedigend, zuweilen aber benutzt er, nicht ohne Kritik, gute Quellen, und ertheilt schätzbare Nachrichten von den berühmtesten Gelehrten, die seit der Wiederherstellung der Wissenschaften gelebt haben*). (*Baur.*)

OPOBALSAMUM (s. oben Balsamus) germanicum nennen Einige das geistige Extract aus den Knospen der weißen Pappel, welches in asthenischen Lungenkrankheiten (ohne Entzündung), und äußerlich bei Verletzung äußerer Theile heilsam sein soll. Trommsdorff fand in 500 Theilen des lufttrocknen Opobalsams 440 trockenes Harz, 60 Benzoësäure und 1 äther. Öl. Mithin läßt sich daraus fast ebenso viel Benzoësäure gewinnen, als aus der Benzoë selbst (s. Trommsdorff's n. Journ. f. d. Pharm. II. 1.). (*Th. Schreger.*)

OPOCZNA, Opotschna, Städtchen und Hauptort einer Herrschaft in Böhmen, im königgrätzer Kreise, mit 205 Häusern, einem herrschaftlichen Schlosse, einer Kattunmanufactur, einer großen Bleiche, bedeutendem Handel mit Flachs, Garn und Leinwand. (*Rumy.*)

OPODELDOCH (Balsamum Opodeldoc) nannte 1) Paracelsus ein stopfendes Wund- oder Stichpflaster, das Wunden und Geschwüre zuverlässig heilen sollte; 2) legte diesen Namen ein Engländer seinem von ihm erfundenen Campherpräparat (Saponatus ammoniato-camphoratus), dem Linimentum saponato-camphoratum Boruss. bei, welches aus 2 Unzen geschabter medic. Seife, 1 Dr. geriebenen Camphers, 1½ Unze weiniger Ammoniumflüssigkeit und 60 Tropfen Rosmarinöl besteht, die man in einem verschlossenen Glaskolben auf warmem Sande vereinigt. Nach Thiemann geben 3 Dr. gemeiner Seife aus Rindstalg, ½ Dr. Campher, 13 Dr. Majorangeist, im Glaskolben siedend aufgelöst, durchgeseiht, mit 4 Tropfen Thymianöl vermischt, und in kaltem Wasser abgekühlt, ein dem englischen ganz gleiches Opodeldoc (s. Trommsdorff's Journ. d. Pharm. XII. S. 41. vergl. Michaelis ebend. S. 45. und C. Enzmann in O. L. Erdmann's Journ. f. d. techn. u. ökonom. Chemie. I. 2. S. 153 fg.).

Das salbenähnliche, gelatinöse, in verschlossenen Gläsern wohl zu verwahrende Präparat, muß die Seife gleichsam aufgelöst in sich enthalten, darf nicht schmuzig gelb, sondern im durchscheinenden Lichte kaum gelblich, bei auffallendem milchweiß, und von aller mit bloßen Augen sichtbaren Krystallisation frei erscheinen. Der Geruch muß angenehm campherartig sein. Im Brennen muß es aufflammen, wie Weingeist, sich ohne Rückstand auflösen und nicht in seine Bestandtheile trennen lassen. Rennamt's in Hamburg käufliches Opodeldoc ist dem englischen, oder Steerschen immer vorzuziehen, wie auch das durchaus klare und ungetrübt bleibende, fast farblose von Kinast in Erlangen, (s. Kastner's Arch. f. d. ges. N.L. XI. 1827. S. 503 fg.).

Man benutzt es äußerlich zum Einreiben bei asthenischen Entzündungen innerer und äußerer Theile, gegen Schmerzen aller Art, rheumatische, gichtische, entzündliche, krampfhafte rc. von Schwäche; bei Koliken, hypochondrischen und hysterischen Krämpfen, bei Lähmungen innerer und äußerer Organe, bei Harnverhaltungen, unwillkürlichem Harnabgange, paralytischen Harnblasenkrämpfen; bei Contracturen und Steifigkeiten der Glieder, besonders nach Rheumatalgien und Gicht, nach Quetschungen, Verrenkungen; Verletzungen, Zerreißungen; Knochenbrüchen; nach Erfrierungen und Verbrennungen; zur Zertheilung von Blut-Extravasaten und Sugillationen, von Lymphabscessen, Überbeinen, Gelenkgeschwülsten, Ödemen, Gelenkwassersuchten rc. Es wird oft von Laien als Hausmittel gebraucht. Endlich gehört es auch zu den Cosmeticis (vergl. Camphora). (*Th. Schreger.*)

Opodeocele, s. Oodeocele.

OPOEIS, die gewöhnlich Opus benannte Stadt der opuntischen Lokrer, s. Opus. (*G. Rathgeber.*)

OPOEIS, ein Vorgebirge. In einer römischen, zu Delphi befindlichen Inschrift (abgefaßt G. Avidio Nigrino Leg. Aug. Propr.), die einen Streit über die Grenzen von Anticyra und Delphi betrifft, in welchem der römische Imperator den streitenden Parteien einen Schiedsrichter gegeben hatte, liest man: Opoentam in mari, quod Anticyram vergit, quam primam in determinatione Hieromnemones nominaverunt, eam esse constitit, quae nunc ab aliis Opus, ab aliis Opoënta dicitur, promunturium, quod est a Cirrha Anticyram navigantibus citra nonam*). (*G. Rathgeber.*)

*) *Adami* vitae philosoph. p. 187. *Chaufepié* Dict. T. III. Biogr. univ. T. XXXII. (von Weiß). Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 1ster Bd. 2te Abth. S. 731.

*) *Murator.* Nov. Thes. v. inscr. T. II. N. 1740. p. 598. n. 1. *Fr. Graefe* Inscr. Graecae P. II. in Mémoires de l'Acad. Imper. d. sc. de Petersb. T. VIII. St. Pét. 1822. 4. p. 681. *Boeckh.* Corp. Inscr. Gr. Vol. I. n. 1711. p. 838. et 842. Inscript. select. ampl. coll. ed. J. C. Orellius. Vol. II. Turici. 1828. 8. p. 144. n. 3671.

Opoethus, s. Opaethus.

OPOMYZA, *Fallén* (Insecta). Eine Gattung der Zweiflügler zur Familie Muscides (Meigen systemat. Beschreibung. VI. 100. Taf. 59. Fig. 16—23.) gehörig. Kennzeichen: Untergesicht kaum unter die Augen herabgehend, etwas vertieft, zurückgedrückt, nackt oder kaum mit einigen Borsten besetzt. Stirne breit, borstig, auf dem Scheitel mit drei Punktaugen. Netzaugen rund. Fühler niedergedrückt, fast aufliegend, kürzer als das Untergesicht, dreigliedrig; die beiden ersten Glieder kurz, das dritte elliptisch oder tellerförmig, zusammengedrückt, an der Wurzel mit kurzgefiederter oder fast nackter Rückenborste. Öffnung des Mundes klein, eirund; Rüssel zurückziehbar gekniet; Lippe fleischig, kurz, walzenförmig, oben flach rinnenförmig, vorn mit zweitheiligem, gefranztem, fein schiefgefurchtem Kopfe; Lefze hornartig, spitzig, so lang als die Lippe; Zunge fein, hornartig, spitzig, etwas kürzer als die Lefze, und nebst dieser oben am Knie des Rüssels angewachsen; Taster so lang als die Lippe, keilförmig, flach, am Vorderrande borstig, vor dem Knie des Rüssels eingelenkt. Rückenschild länglich, borstig, ohne Quernaht. Hinterleib verlängert oder eirund, kurzhaarig oder nackt, sechsringelig. Schwinger unbedeckt; Schuppen sehr klein, einfach, oder scheinen auch ganz zu mangeln. Flügel mikroskopisch behaart, länger als der Hinterleib, im Ruhestande parallel aufliegend, die erste Längsader kurz, kaum bis zum vierten Theile des Vorderrandes reichend, kleine Querader auf der Mitte des Flügels; die gewöhnliche meistens dicht am Hinterrande.

Man findet diese Arten auf feuchten, grasreichen Plätzen, besonders in Wäldern und an Gestaden. Die ersten Stände sind noch unbekannt. Fallén theilt diese Gattung in zwei; diejenigen Arten, welche einige Borsten am Munde haben, zählt er zu Geomyza, andere Arten, denen solche fehlen, heißt er Opomyza. Der Unterschied scheint Meigen aber zu unbedeutend, um sie zu trennen.

Als Typus mag dienen O. germinationis *Linné* (Musca germ. Fauna suecica 1874. Dacus germ. *Fabr.* Syst. Antl.). Lichtgraugelb. Untergesicht und Taster weiß. Rückenschild mit brauner Doppellinie, die sich hinten vereinigt und dann über das Schildchen fortsetzt. Hinterleib mit brauner, abgesetzter Strieme, die sich bisweilen so sehr erweitert, daß sie den ganzen Hinterleib bedeckt; die Legeröhre des Weibchens gelb. Beine gelb. Schwinger weiß; Flügel fast glashelle, braunaderig; längs dem Vorderrand zieht sich ein brauner Schatten bis um die Spitze herum, die Queradern sind dunkelbraun. Vom Juni bis October auf feuchten Grasstellen in Wäldern sehr gemein. 1½ Linie.

Als Typus von Geomyza: O. combinata *Fabr.* (Musca germinationis *Schrank.*). Taster und Rüssel weiß. Kopf, Fühler, Mittelleib und Beine ziemlich lebhaft glänzend rothgelb. Hinterleib bei dem Männchen linienförmig, glänzend schwarz, an der Wurzel rothgelb, bei dem Weibchen mehr elliptisch, flach, rothgelb, mit schwarzen Binden an den Einschnitten. Schwinger weiß; Flügel schmal glashelle, die Queradern und ein Flecken an der Spitze dunkelbraun. Im Juni und Juli auf Wiesen und Grasplätzen in Wäldern nicht selten. 1½ Linie. (D. *Thon.*)

OPONE, nach Ptolemäos Emporium in Libyen, am sogenannten sinus Barbaricus. (*H*)

Opopanax, s. Panaxgummi.

OPORA. Die Nymphe des Frühherbstes, ὀπώρα, kommt in der Mythologie wenig vor, in der Kunst öfters in Bacchischen Bildwerken (*Creuz.* Symb. III. p. 100.). (*Völcker.*)

Die Jahreszeit ὀπώρα ist nach Ideler (Handb. der Chronologie. I. S. 244 fg.) von weit größerem Umfange als unser Herbst, sie reicht nämlich vom heißesten Sommer bis zum χειμών, etwa vom Frühaufgange des Sirius bis zu dem Frühuntergange der Plejaden. Seitdem man aber anfing einen eigentlichen Herbst unter dem Namen μετόπωρον und φθινόπωρον zu unterscheiden, wurde ὀπώρα auf die heißeste Periode des Sommers, auf die Zeit, welche die Sonne im Löwen zubringt, beschränkt. (*H.*)

OPORIN (Joachim), Professor der Theologie in Göttingen, eines Predigers Sohn, geboren zu Neumünster im Holsteinischen den 12. Sept. 1695. Seine Familie stammte aus Basel, und zu seinen Vorfahren gehört der berühmte Buchdrucker Johann Oporin (s. d. Art.). Nachdem er auf den Hochschulen zu Kiel und Wittenberg den theologischen Cursus vollendet hatte, besuchte er zu seiner weitern Ausbildung Leipzig, Jena und Halle, und hielt dann in Kiel Privatvorlesungen, wo er auch 1733 ein außerordentliches Lehramt der Theologie und den Beisitz im Oberconsistorium erhielt. Er wurde 1735 als ordentlicher Professor der Theologie auf die neuerrichtete Hochschule zu Göttingen berufen, und hier starb er den 5. Sept. 1753. Durch seine gründlichen Vorlesungen stiftete er vielen Nutzen, und sein wahrhaft frommer Wandel, seine Sanftmuth und Bescheidenheit erwarben ihm allgemeine Achtung. In Schriften vertheidigte er mit Eifer, doch ohne Zanksucht und polemische Rechthaberei, den orthodoxen Lehrbegriff, und widersetzte sich dem Unglauben neuerer Freidenker. Dies that er nicht nur in seinen akademischen Schriften, sondern auch in größern Werken, von denen wir bemerken: Historia critica doctrinae de immortalitate mortalium. Hamb. 1735. 8. (brauchbar zur historischen Übersicht der verschiedenen Ideen roher und cultivirter Völker der ältern und neuern Zeit, über die Unsterblichkeit und die damit in Verbindung stehenden Lehren). Lehre der Hebräer und Christen von guten und bösen Engeln. Hamb. 1735. 8. (enthält manche nützliche Bemerkungen über den Ursprung und Fortgang dieser Lehre und die verschiedenen Darstellungen derselben bei Juden und Christen). Die Kette der Weissagungen und vorbildlichen Opfer im A. Test. Göttingen 1745. 4. 1752. 8. Ganzes Schicksal des aus Babel zum Theil herausgehenden, zum Theil aber daselbst zurückbleibenden jüdischen Volks, d. i. der Prophet Zacharias auf das Neue übersetzt, umschrieben, zergliedert und mit Anm. begleitet. Ebend. 1747. 4. Die Geschichte

des auf göttliches Ansehen jederzeit gegründeten Glaubens an den Weltheiland erläutert. Hannov. 1749. 8. Jesus in der Kirche bis ans Ende der Welt, überzeugend gezeiget, aus dem Büchlein der Offenbarung vom 10. bis zum 22. Capitel, und dessen bisheriger augenscheinlicher Erfüllung. Ebend. 1753. 8. Meditationum exeget. triga, in den Miscellan. Groning. T. II. p. 519. Er war auch einer der ersten, der vor dem Misbrauche der damals herrschenden Wolfischen Philosophie auf der Kanzel warnte, und die textmäßigen und biblischen Predigten aus allen Kräften vertheidigte, in seiner Schrift: Die alte und einzige Richtschnur, überzeugend und erwecklich zu predigen. Gött. 1736; 1737; 1750. 8. u. a. O. Nicht den Gebrauch, sondern den Misbrauch der Vernunft wollte er von der Kanzel verbannen. Man sehe davon Schuler's Gesch. des Geschmacks im Predigen 2ter Thl. S. 189—192 und Stäudlin's Gesch. der theol. Wissensch. 2ter Bd. S. 722 *). (*Baur.*)

OPORINA. Unter diesem Namen hat D. Don (New Edinb. phil. Journ. 1829. p. 306.) die bekannte Apargia autumnalis *Willd.* als eigene Pflanzengattung, aus der Gruppe der Cichorien der natürlichen Familie der Compositae und aus der zweiten Ordnung der 19. Linnéischen Classe aufgestellt. Sie soll sich von Apargia *Scop.* (bei welcher nur A. Taraxaci *Willd.* bleibt) unterscheiden: durch einfache, federige Samenkrone, deren Federchen an der Basis breit und trockenhäutig sind, während bei Apargia die Blättchen der doppelten Samenkrone federig oder gezähnelt, schmal und linienförmig genannt werden. Lessing (Syn. comp. p. 132.) fügt eine zweite Art O. pratensis (Apargia *Link.*) hinzu. (*A. Sprengel.*)

OPORINUS (Johannes), geb. zu Basel den 25. Jan. 1507, gest. den 6. Juli 1568, einer der gelehrten baseler Buchdrucker, welche sich im 16. Jahrh. so große Verdienste um die Wissenschaften erworben haben. Sein Vater Johannes Herbst oder Herbster (diesen Namen übersetzte der Sohn nach damaliger Sitte in das Griechische) war der Sohn eines vornehmen Bürgers zu Strasburg, wurde aber wegen des Hasses der Stiefmutter außer dem Hause erzogen, und als er sich wider den Willen des Vaters der Malerkunst widmete, von ihm verstoßen. Er begab sich nach Basel, und sein dortiger Meister, der den geschickten und fleißigen Arbeiter nicht verlieren wollte, soll verhindert haben, daß er eine Kunde von dem Tode seines Vaters erhielt; wenigstens wurde ihm nichts von dem Erbgute zu Theil und er lebte, nachdem er sich verheirathet hatte, und ihm ein Sohn und drei Töchter geboren worden, zu Basel in sehr eingeschränkten Umständen. Seinem Sohne ertheilte er den ersten Unterricht selbst, und als dieser hierauf die Schule zu Basel besuchte, wiederholte der Vater täglich mit ihm, was er in der Schule gehört hatte. Dann sandte er ihn nach Strasburg, wo der Knabe vier Jahre lang mit andern armen Schülern von öffentlichen Stipendien lebte. Während dieser Zeit machte er besonders in der lateinischen Sprache gute Fortschritte, so daß er dieselbe mit vieler Leichtigkeit sprach und schrieb. Auch im Griechischen hatte er gute Anfänge gemacht. Er kehrte nun nach Basel zurück, um sich auf der Universität weiter auszubilden. Bald aber nöthigte ihn die Armuth seines Vaters auf eigenen Erwerb zu denken. Er übernahm daher in der luzernischen Cisterzienser-Abtei St. Urban den Unterricht der Anfänger, bis sie in die Schule eintreten konnten. Hier wurde er mit dem luzernischen Chorherrn Xylotectus (Zimmermann), dem Lehrer Collin's (s. d. Art.) bekannt, und als dieser aus Neigung für die Kirchenverbesserung seine Stelle aufgab und nach Basel ging, folgte ihm Oporinus, seines Wirkungskreises müde, der seinen Kentnissen wenig angemessen war. Jetzt beschäftigte er sich zuerst mit Abschreiben griechischer Kirchenväter für Froben's Druckerei; zugleich schrieb er wegen Mangels an Büchern lateinische Dichter für seinen eigenen Gebrauch ab. Er kam dadurch mit Erasmus in Verbindung, der ihn bald sehr schätzte, und zur Fortsetzung seiner Studien aufmunterte. Nach Xylotectus Tode heirathete Oporinus im J. 1527 dessen Witwe, man weiß nicht, ob aus Anhänglichkeit für seinen Freund, oder in der Hoffnung, eine sorgenfreiere Existenz zu finden, oder als unerfahrener Jüngling von dem schon alten Weibe überlistet. Er sah sich aber in seinen Erwartungen getäuscht, und hatte von der Herrschsucht und der üblen Laune seiner Frau acht Jahre lang so viel zu leiden, daß er selbst sagte, er habe wie Sokrates von seiner Xantippe philosophiren gelernt. Als sie im J. 1535 zu Luzern starb, wohin sie jährlich zur Besorgung ihrer ökonomischen Angelegenheiten reisete, erhielt er nicht nur keinen Theil an ihrer Verlassenschaft, sondern er opferte noch vergeblich Geld auf in Processen mit ihren Verwandten. Im J. 1529 hatte er die Schulmeisterstelle bei der Schule am Münster erhalten. Er bekleidete dieselbe mit gutem Erfolge; da er aber höher strebte, so rieth ihm Ökolampadius Medicin zu studiren, wozu seine Kenntniß des Griechischen und Lateinischen eine treffliche Vorbereitung war. Theophrastus Paracelsus, der gerade damals zu Basel mit großem Aufsehen lehrte, versprach ihm nach seiner prahlerischen Art, ihn in Zeit von einem Jahre in alle Geheimnisse der Wissenschaft einzuweihen. Oporinus schloß sich auf das Engste an ihn an und diente ihm als Famulus; was der Meister, der der lateinischen Sprache nicht mächtig war, teutsch dictirte, mußte er lateinisch niederschreiben. Ein großer Theil der Schriften des Paracelsus sind auf diese Weise entstanden und er rühmt den Oporinus als seinen einzigen treuen Famulus. Dabei war aber seine Lage nicht besser als in der Nähe seiner Frau. Oporinus sagt selbst in einem Briefe (bei *Brucker* Hist. crit. Philos. T. IV. P. I. p. 660.) Paracelsus sei während der zwei Jahre, die er bei ihm zu-

*) Göttens gel. Europa. 1ster Bd. S. 612. 2ter Bd. S. 816. 3ter Bd. S. 788. Moser's Lex. der Theol. S. 627. *Gesneri* biograph. acad. Vol. I. p. 31. Leipziger gel. Zeit. 1753. S. 925. Tüb. gel. Zeit. 1753. S. 692. *Molleri* Cimbria lit. T. I. p. 472. Hannövr. Magaz. 1754. S. 161. Schmersahl's neue Nachr. von verst. Gel. 1ster Bd. S. 579. Pütter's Gel. Gesch. v. Gött. 1ster Thl. S. 24. Thieß Gel. Gesch. v. Kiel. 1ster Thl. S. 322.

gebracht, beinahe Tag und Nacht betrunken gewesen, besonders während seines Aufenthaltes im Elsaß (wohin Oporinus ihm folgte), oft sei er ganz betrunken nach Hause gekommen und habe ihm dann dictirt; nie habe er sich anders als angekleidet schlafen gelegt, und zwar gewöhnlich erst gegen Morgen; immer lag dann sein Schwert neben ihm, das nach seiner Behauptung einem Henker gehört hatte, und oft sprang er mitten in der Nacht auf, rannte wie wüthend im Zimmer herum und setzte durch seine Hiebe gegen die Wände und den Fußboden seinen Famulus in die größte Lebensgefahr. Einst machte er ihm weis, das Temperament eines Menschen könne aus seinem Urin erkannt werden, wenn er sich drei Tage lang aller Nahrung enthalten habe. Als der leichtgläubige Schüler dieser Vorschrift folgte und ihm dann seinen Urin brachte, wurde er von ihm ausgelacht. Besonders hielt er ihn aber immer mit der Hoffnung hin, ihm das Recept seines gepriesenen Laudanum zu geben. (Man findet dasselbe bei *Chaufepié* art. Oporin not. B. aus Oswald Crollius; vergl. *Brucker* l. c. p. 653.) Endlich überzeugte sich aber Oporinus von der Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen und kehrte zu seiner Frau nach Basel zurück; zum Abschiede gab ihm Paracelsus noch eine Anzahl Pillen seines Laudanum, die ihm bald nachher das Leben sollen gerettet haben. Denn als er ein Abführungsmittel von präcipitirtem Quecksilber genommen, in der Nacht aber vor seiner streitsüchtigen Frau aus dem Hause geflohen war, auf der Straße dann viel Wasser getrunken und sich vor die Thüre seines Vaters, den er nicht beunruhigen wollte, gesetzt hatte, erkältete er sich so, daß er am ganzen Körper geschwollen und man an seiner Herstellung verzweifelte. Allein drei von seinen Pillen, die er heimlich verschlang, brachten eine wohlthätige Krisis hervor, die ihn rettete. Im Jahre 1536 schien sich endlich sein Loos zu verbessern; der Tod hatte ihn von seiner Frau befreit, und als der berühmte Grynäus zum theologischen Lehrstuhl befördert wurde, bewirkte er, daß ihm Oporinus zum Nachfolger auf dem Lehrstuhle der griechischen Sprache und in der Aufsicht und Verwaltung des obern Collegiums bei den Augustinern gegeben wurde. Er verheirathete sich nun zum zweiten Male. Nach einigen Nachrichten soll diese zweite Gattin durch ihren Aufwand zu seiner nachherigen ökonomischen Verlegenheit beigetragen haben; Chaufepié hingegen glaubt, dies sei eine Verwechselung mit der verschwenderischen Frau von Robert Winter, seinem Genossen in der Buchdruckerkunst (s. unten). Oporin's Vorlesungen über griechische Classiker werden in Rücksicht auf Gründlichkeit und Klarheit sehr gelobt; zugleich widmete er seinen Schülern auch neben den Lectionen viele Zeit. Als aber im J. 1539 *) vom Rathe die Verordnung gemacht wurde, daß alle ordentliche Professoren den Doctorgrad annehmen sollten, weigerte sich Oporinus mit mehren Andern, die schon über dreißig Jahre alt waren, sich noch den erforderlichen Prüfungen zu unterwerfen, und nahm lieber seine Entlassung. Man suchte ihn zwar zu bereden, die Jurisprudenz zu studiren, da er schon früher unter Amerbach juristische Collegien gehört hatte; allein er zog vor, sich mit seinem Verwandten, dem Buchdrucker Robert Winter (Chimerinus) zu verbinden. Für die Wissenschaften war dies allerdings ein wichtiger Gewinn; denn seine vielen Verlagsartikel zeichneten sich durch Correctheit und Reinlichkeit aus. Die Correcturen machte er immer selbst mit der größten Sorgfalt, und sein Name wurde bald so bekannt, daß die Gelehrten ihre Werke ganz vorzüglich aus seiner Druckerei hervorgehen zu sehen wünschten. Von seiner außerordentlichen Thätigkeit zeugt die Menge von Schriften, die er gedruckt hat; allein seine gutmüthige Dienstfertigkeit verleitete ihn oft, mehr zu übernehmen, als zu liefern möglich war. Daher beklagt sich Hadrianus Junius (Epist. 136.), daß sein Commentar zu den Oden des Horatius, den er vier Jahre früher an Oporinus gesandt habe, noch immer ungedruckt sei. So sehr er aber den Vortheil des Publikums zu befördern suchte, so sehr vergaß er dabei seinen eigenen. Denn so stark auch der Absatz der Producte seiner Presse war, so stürzte er sich doch nach und nach in immer größere Schulden. Schon die Einrichtung der Druckerei hatte Schulden verursacht, und als er sich von Winter trennte, der durch den Aufwand seiner Gattin zu Grunde gerichtet war und seinen Handelsgesellschafter auf betrügerische Weise verkürzte, sah sich Oporinus genöthigt, die Werkstätte um eine übertriebene Summe aus den Händen der Gläubiger zu lösen. Auch diese mußte er entlehnen, und da er überdies oft unbesonnen für seine Freunde Bürgschaft leistete, so mußte er zuweilen zwanzig, ja sogar dreißig vom Hundert Interessen bezahlen. Er war auch in Führung seiner Rechnungen sehr nachlässig, so daß ihm manche Schuldfoderung nicht bezahlt wurde, weil er die Namen der Schuldner nicht aufgeschrieben hatte. Die vielen Arbeiter, die er beständig unterhielt, bezahlte er auch zu freigebig und nahm sogar aus übertriebener Gutmüthigkeit solche auf, die von andern verabschiedet wurden, ohne gerade Beschäftigung für sie zu haben. Daher hatte er oft an funfzig Arbeiter zu unterhalten. Alles dies macht die Zerrüttung begreiflich, in welcher sich sein Hauswesen bei seinem Tode befand. Doch wurde sein Muth und seine Thätigkeit durch diese Verlegenheit nicht geschwächt; und immer darauf bedacht, seinen Artikeln die möglichste Vollkommenheit zu geben, fand er von dem mühsamen Geschäfte der Correcturen seine Erholung in fortgesetztem Studium der Classiker. Anfänglich erscheint nur Winters Name auf den von ihm gedruckten Werken; daß aber Oporinus schon 1539 Theil hatte, zeigt sich aus einem Briefe von Grynäus vor den Geoponicis (sumptibus Roberti Winter. Basil. 1539.), worin es heißt: Vale, ac Oporini nostri singularem in conquirendis et usui studiosorum publico consecrandis veterum monumentis diligentiam — — alere fovereque pergite. Im J. 1541 erschien dann (Sumptu et cura Joannis Oporini) Theonis Sophistae Progymnasmata, gr. et lat., Joach. Camerario interprete.

*) S. Ochs Geschichte der Stadt und Landschaft Basel. 6ter Bd. S. 140 fg.

Das Verzeichniß der aus seiner Officin hervorgegangenen Schriften findet sich unter dem Titel *Jo. Oporini* Exuviae, bei *Andreae Jocisci* Oratio de ortu, vita et obitu Jo. Oporini. Argentorat. 1569 und 1571., und in *Gryphii* Vitae eruditiss. virorum. Vratislav. 1711. 8. Auch mit Peter Perna druckte er zuweilen gemeinschaftlich, wie die Kassandra von Lykophron. 1566. 4. Sein Druckerzeichen ist Arion auf einem Delphin mitten im Meere, mit der Umschrift: Invia virtuti nulla est via. Fata viam invenient. Arion; zuweilen auch Winters Zeichen: Minerva mit Helm und Lanze. Als 1564 seine zweite Gattin starb, heirathete er die Witwe des Buchdruckers Johannes Herwagen. Diese schien ganz geeignet, Ordnung in seine zerrüttete Ökonomie zu bringen; aber schon nach vier Monaten wurde sie ihm durch den Tod entrissen. Jetzt entschloß er sich zur vierten Ehe, weil sein Hauswesen durchaus einer Leiterin bedurfte. Er verband sich mit der Witwe des Juristen Ulrich Iselin, einer Tochter des berühmten Bonifacius Amerbach, welcher die Zeitgenossen ein sehr günstiges Zeugniß geben. Nach ihrem Rathe entschloß er sich, obgleich ungern, seine Druckerei zu verkaufen, da sein Alter und die große Schuldenlast ihm die Fortsetzung unmöglich machten. Sein letztes Lebensjahr erfreute noch die Geburt seines einzigen Sohnes; mit den drei ersten Gattinnen hatte er keine Kinder erzeugt. Allein wenige Monate nachher wurde er von einer epidemischen Krankheit ergriffen; er starb den 6. Juli 1568 in seinem 61. Jahre und wurde in der Hauptkirche bei seinen Freunden Erasmus, Grynäus und Ökolampadius bestattet. Seine Grabschrift findet man bei Chaufepié und in Adami vitis, und sehr wahr sagt Joach. Camerarius in einem Briefe an ihn mit Rücksicht auf seine bedrängte Lage: Memoria profecto grati animi a posteritate persolvetur meritis tuis. So drückend seine Lage fast immer war, und so hart er auch vom Schicksale geprüft wurde, so findet sich doch keine Spur von Bitterkeit in seinem liebreichen und duldsamen Gemüthe. Ungeachtet eigner Verlegenheit unterstützte er den unglücklichen Castellio, und da der Vater aus Besorgniß, daß seine Bilder den Götzendienst gegen die Heiligen befördern könnten, die Malerei aufgegeben hatte, so bewies er auch gegen ihn und seine Schwestern durch die That aufrichtige Liebe. Einen merkwürdigen Brief von ihm an den bernerischen Theologen Ampelander (Rebmann) vom Febr. 1565 findet man in Meisters berühmten Helvetiern (1ster Bd. S. 35.). Ampelander hatte eine Schrift: De Christi regno. an die Wittwe Herwagen (bald nachher Oporin's dritte Gattin) gesandt. Von ihr war Oporin um Rath gefragt worden (quod in hujusmodi rebus neminem habet, cujus consilio tuto possit uti), dies veranlaßte ihn von der damaligen baseler Censur zu sprechen, welche sehr streng gegen Alles war, was mehr der reinen helvetischen als der damaligen mystischen, zum lutherischen Lehrbegriffe hinneigenden Abendmahlslehre der Baseler gemäß war (s. d. Art. Helvetische Confession). Profecto, sagt er, nobis hic non luditur de cassa nuce dum ab istis Aristarchis pendendum, aut prorsus functione nostra cessandum, aut urbe cedendum est; quorum postrema duo ita nobis incommoda essent futura, ut quidvis potius quam hoc arripiendum esse nobis facile statueremus. Der Teufel hat uns mit dem neuen Papstthume beschissen (d. h. betrogen), quod libertatem evangelii renovati doctrina primum vix partam prorsus evertit; ut in veteri Papatu jam plus libertatis sit, quam in rebus publicis evangelicae doctrinae restitutis. Wie sehr er an seiner Vaterstadt hing, beweiset seine Weigerung, der Aufforderung des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz zu folgen, der ihn unter sehr vortheilhaften Bedingungen nach Heidelberg zu ziehen suchte. Auch vom Kaiser wurde er geschätzt, und es wurde ihm völlige Zollfreiheit zu Breysach für alle seine Verlagsartikel angeboten. Neben den Verdiensten, die er sich als Verleger und Buchdrucker erwarb, dürfen auch diejenigen nicht vergessen werden, die ihm seine eignen Schriften verschafften. Dahin gehören vorzüglich seine Commentare und Scholien zu Solinus, Cicero, Demosthenes ꝛc. Man findet das Verzeichniß derselben bei Chaufepié, Niceron, Adamus (Vit. Philos. p. 114.) und Maittaire (Annal. Typogr. T. III. p. 208.). Ein Bildniß Oporin's ist in *Boissardi* Biblioth. Chalcographica und im ersten Bande von Meister's berühmten Helvetiern. (*Escher.*)

Oporto s. Porto.

OPOTSCHKA, (unter 56° 37¼′ Br.) eine kleine Kreisstadt in dem pleskowschen Gouvernement des europäischen Rußlands, auf einer Insel des Welikajaflusses, 70 Meilen von St. Petersburg, mit 200 Häusern, 2 Kirchen und 1100 Einwohnern, die einen einträglichen Flachshandel nach Narwa treiben. Wann sie erbaut wurde und woher der Name kommt, ist unbekannt. Sie ist mit einem hohen und starken Walle umgeben und hat in ihrem Gebiete viele Birken- und Fichtenwälder, welche eine Menge Balken und Bretter nach Narwa liefern. (*J. C. Petri.*)

OPOTSCHNO (Opoczno), Obwod in dem westlichen Theile der Woiwodschaft Sandomir im Königreiche Polen, mit dem Hauptorte gleiches Namens an der Drzewicka, mit 4 Kirchen und 1500 Einw., worunter viele Juden, welche einen ausgebreiteten Handel treiben. (*L. F. Kämtz.*)

OPOUN, die südöstlichste Insel in der Gruppe der Navigators-Inseln in 14° 7′ südlicher Breite und 169° 7′ östl. Länge (von Greenwich), aus einem hohen runden Berge bestehend. (*L. F. Kämtz.*)

OPPACH Alt-, Neu- und Ober-Oppach, Dorf im Kreise Bautzen der königl. sächs. Oberlausitz, hat mit den eingepfarrten Ortschaften 1600 Einwohner, worunter viele Leinweber. (*G. F. Winkler.*)

Oppatowitz s. Opatowitz S. 37.

OPPEDE, Marktflecken des Vaucluse-Departements, unweit der Durance, wurde vom Papst Alexander VI. an Accursius von Meynier zu Lehen gegeben, und am 23. März 1529 von Papst Clemens VII. zu einer Baronie erhoben. Johann Meynier, Baron von Oppede, eben derjenige, der bei der Pfarrkirche in Op-

pede einen Propst und fünf Chorherrn stiftete, folgte dem berühmten Rechtsgelehrten Chassenenz in dem Amte eines ersten Präsidenten bei dem Parlament der Provence. Chassenenz hatte in Betracht der Gährung, welche sich seit dem Beginnen der Reformation unter den früher wenig beachteten Waldensern zu Cabrieres und Merindol äußerte, zum Theil wider Willen, ein rechtliches Verfahren gegen sie eingeleitet. Es wurde ihnen zur Last gelegt, daß sie sich von dem Reformator Luther Prediger zuschicken lassen, daß sie sich in Cabrieres, Merindol und andern Orten der Nachbarschaft des Rechtes, öffentlichen Gottesdienst zu haben, anmaßten, daß sie gegen ihre katholischen Nachbarn argen Frevel verübten und sogar eine Empörung beabsichtigten. Ihre Häupter wurden zu dreien Malen vorgeladen, und da sie zu erscheinen sich weigerten, erging am 18. November 1540 ein Urtheil, wodurch 17 Hausväter von Merindol zum Feuertode verurtheilt, ihre Weiber und Kinder aus dem Königreiche verbannt, ihre Güter confiscirt wurden; die Häuser des Fleckens sollten niedergerissen, die Bäume in den Gärten, die Rebstöcke und selbst die anstoßenden Holzungen, bis auf die Entfernung von 200 Schritten von dem Orte ausgerottet werden. Chassenenz dachte aber nicht, ein solches Urtheil zu vollstrecken, vielmehr erwirkte er, von Wilhelm von Langei unterstützt, die königlichen Briefe von 8. Februar 1541, wodurch den Verurtheilten allgemeine Verzeihung zugesichert wurde, wenn sie binnen drei Monaten ihre Irrthümer erkennen und abschwören wollten. Sogleich schickten sie zwei Deputirte nach Aix, um das Parlament zu bitten, daß es ihre religiöse Meinungen untersuchen und das Irrige darin andeuten möge. Chassenenz entgegnete, daß es unnöthig sein würde, eine so notorische Ketzerei zu untersuchen, und rieth ihnen vielmehr, ihr zu entsagen, damit das Parlament nicht genöthigt werde, Strenge gegen Verirrte anzuwenden. Doch stehe es ihnen frei, setzte er hinzu, ihr Glaubensbekenntniß einzureichen, und werde der Gerichtshof sich darüber aussprechen. Dieses Glaubensbekenntniß wurde wirklich am 7. April 1541 übergeben, die Untersuchung war aber, wegen der vielen zu prüfenden Artikel, noch wenig vorgerückt, als Chassenenz dieser Welt entrückt wurde (1542); wie man glaubt, starb er an den Folgen einer Vergiftung, welche das Werk derjenigen war, denen seine Nachsicht für die Waldenser misfiel.

Eine solche Nachsicht lag aber keineswegs in den Absichten von Chassenenz Nachfolger, der durch mancherlei Händel mit seinen Nachbarn von Cabrieres schon längst ihr erbitterter Gegner geworden war. Doch zögerte er, bis der Gouverneur der Provence, der von Grignan, nach dem Auslande versendet, und dessen Functionen ihm interimistisch übertragen worden. Jetzt beeilte er sich, dem Hofe einige neue Bewegungen unter den Waldensern als höchst gefahrvoll zu schildern und sie sogar eines verrätherischen Anschlags auf das wichtige Marseille zu bezüchtigen. Der König, an sich schon mit Besorgnissen erfüllt über das, was in Teutschland vorging, und noch besonders durch den Cardinal von Tournon bearbeitet, gab Befehl, das Urtheil vom J. 1540 zu vollstrecken. Oppede traf sogleich die nöthigen Anstalten, aber obgleich er alle mögliche Vorsicht gebrauchte, um den Zweck dieser Anstalten zu verheimlichen, wurde er dennoch verrathen. Die Waldenser klagten ihre Besorgnisse den protestantischen Fürsten in Teutschland und den reformirten Cantonen der Schweiz, und diese schickten Abgeordnete an den König von Frankreich, um ihn zu bitten, daß er die armen Leute von ihren kahlen Bergen nicht vertreiben, ihnen auch Gewissensfreiheit verstatten möge, wogegen sie, die Vermittler, sich verbürgen wollten, daß durch ihre Schützlinge keine Unruhe im Reiche entstehen werde. Der König empfing indessen die Abgeordneten sehr ungnädig, und erinnerte sie höhnisch, daß er sich in ihrer Herren Angelegenheiten nicht mische, darum aber auch sie der Sorge um die seinen freigebe. Mittlerweile war der Baron de la Garde, der ein Truppencorps aus Piemont nach dem nördlichen Frankreich führte, und mit dem, gleichwie mit dem Legaten zu Avignon (Cabrieres war nämlich päpstlich wie Oppede), der von Oppede bereits das Nöthige verabredet hatte, in der Nähe von Aix angekommen. Jetzt, am 12. April 1545, ließ Oppede das Parlament zusammentreten und den Befehl des Königs zur Vollstreckung des Urtheils verlesen; sodann gab er den Truppen den Befehl zum Ausmarsch. Zu Cadenet, als dem Sammelplatze seiner Colonnen, hielt Oppede Musterung über 6000 Mann, und es begann der Greuel der Verwüstung. Die Dörfer la Motte, Martignac, Vilhlaure, Lurmarin, Genbon und einige andere, wo Lutheraner und Waldenser ihren Gottesdienst gehabt, standen gänzlich verlassen und wurden abgebrannt. Zu Mussi angelangt, bildete Oppede abermals zwei Colonnen, die eine hatte die Weisung, die Flüchtlinge aus den niedergebrannten Dörfern zu verfolgen, die andere sollte Merindol angreifen, wo man sich eines hartnäckigen Widerstandes versah. Dazu waren auch die Einwohner entschlossen, aber der Muth verließ sie, als sie rings um der Nachbarn Wohnungen in Flammen erblickten, und sie ergriffen die Flucht, um sich in Wäldern und Klüften zu verbergen. Merindol wurde niedergebrannt, so daß auch nicht Ein Haus stehen blieb, und Oppede verbreitete seine Truppen gleich einem Netze über die ganze Landschaft. Alles, was in ihre Hände fiel, und nur wenigen glückte es nach Genf zu entkommen, mußte sterben, Männer, Weiber, Kinder ohne Unterschied. In einer Scheuer wurden 40, mehrentheils schwangere Frauen verbrannt, und überhaupt mehr denn 3000 Menschen (nach einer andern Angabe doch nur 800) getödtet, die ungerechnet, die aus Mangel an Nahrung in den Wäldern verschmachteten. Auch andere Grausamkeiten wurden verübt, die der Mensch nicht erzählen kann, noch soll. Auf gleiche Weise wurde das Kirchdorf Cabrieres, wo man ebenso wenig Widerstand gefunden hatte, behandelt. Beide Gebiete wurden völlig verwüstet, und überhaupt 22 Flecken oder Dörfer in die Asche gelegt. Zum Beschlusse wurden die wenigen Gefangenen, die man gemacht, auf die Galeeren geschickt.

Ganz Frankreich wiederhallte von einem Schrei des

Entsetzens und des Abscheues über diese Greuel, und unter der folgenden Regierung, wo der Cardinal von Tournon nicht mehr so mächtig war, hatten das Parlament von Aix, insonderheit der Präsident und der General-Advocat Guerin, dann der Baron de la Garde, einen schweren Rechtshandel zu bestehen. Als Kläger traten die Einwohner von Merindol, dann der Herr und die Frau von Cental, denen viele der abgebrannten Dörfer zugehörten, auf. Oppede, der den ganzen Handel getrieben und bei der tumultuarischen und ausschweifenden Vollstreckung des Urtheils, den Vorsitz gehabt hatte, zog sich gleich dem Baron de la Garde, durch seine Freunde am Hofe aus der Sache, der General-Advocat aber, ein Plebejer ohne Namen und Freunde, mußte für Alle büßen, und wurde, in Gefolge Urtheils der grande chambre des pariser Parlaments, am 13. Februar 1552 enthauptet. Auch Oppede entging der wohlverdienten Strafe nicht gänzlich, er starb im Wahnsinne. Durch sein Testament vom 2. Juni 1558, wurde seiner zweiten Tochter, Anna Meynier, die an Franz Perussis verheirathet gewesen, Kind, Clara Perussis, berufen, seine Güter zu besitzen und der Meynier Namen und Wappen zu führen. Clara heirathete den ersten Bürgermeister der Stadt Aix, den Johann von Forbin, auf la Fare und die Forbin-Meynier besaßen Oppede bis auf die Zeiten der Revolution. (*v. Stramberg.*)

OPPELN, Hauptstadt des Regierungsbezirkes und Kreises gleichen Namens in Schlesien, an der Oder in 50° 36′ 30″ nördl. und 35° 37′ östlicher Länge. Sie ist mit starken Mauern umgeben, hat 4 Thore, ein altes befestigtes Schloß auf einer Oderinsel, 8 katholische Kirchen und etwa 6000 Einwohner. Hier befindet sich eine patriotische Bienengesellschaft, welche 1777 unter Anleitung des königlichen Oberbieneninspectors Riem gestiftet wurde; außerdem sind hier ein Gymnasium, eine Hebammenschule. Bedeutend ist die Leinweberei, Gerberei, Brennerei und der Handel mit Eisenwaaren.

Diese Stadt ist eine der ältesten in Schlesien und schon 1024 ein beträchtlicher Ort. Es bildete dann die Hauptstadt des Fürstenthumes Oppeln, welches mehre Jahrhunderte hindurch unter Herzogen aus dem Hause der Piasten stand. Uladislaus, welcher über ganz Ober-Schlesien herrschte, gab seinem Sohne Boleslaus I. dieses Fürstenthum als Antheil und dieser schlug seine Residenz zu Oppeln auf. Nach 41jähriger Regierung starb er 1313. Ihm folgten seine drei Söhne, von denen Albert zu Strehlitz residirte und 1365 ohne Kinder starb; sein jüngerer Bruder Boleslaus III. wohnte zu Falkenberg und hinterließ bei seinem Tode (1341) zwei Söhne, von denen Heinrich 1388 und Bernhard 1396 ohne Erben starb. Boleslaus II., der älteste Sohn von Boleslaus I., welcher Herzog zu Oppeln geworden war, hinterließ zwei Söhne, von denen Boleslaus IV. Herzog zu Oppeln war; die Söhne seines Bruders Uladislaus starben ohne Erben. Auf Boleslaus IV. (gest. 1382), folgte sein älterer Sohn Boleslaus V., welcher sich für die Hussiten erklärte, aber 1433 in einem Treffen mit dem Herzoge Nicolaus zu Ratibor blieb. Ihm folgten seine Söhne Nicolaus I., Heinrich, Johann und Boleslaus VI., mirabiles genannt. Von diesen hinterließ nur Nicolaus I. bei seinem Tode (1463) Kinder. Ihm folgten seine drei Söhne Nicolaus II., Johann und Heinrich, von denen letzterer 1494 starb. Nicolaus ging 1496 auf den Fürstentag zu Neisse; hier empfing der Herzog Casimir IV. einen Brief und gab diesen dem Bischofe zu Breslau zu lesen. Nicolaus, welcher glaubte, es stände darin etwas wider ihn, zog den Degen und verwundete den Herzog Casimir an der Stirn, den Bischof aber am Nabel, flüchtete sodann in die St. Jakobskirche, wurde mit Erlaubniß des Bischofs aus derselben geholt und am folgenden Tage (27. Juni 1496) enthauptet. Sein Bruder Johann erbte 1516 Ratibor und starb 1532 ohne Erben, und so fielen beide Fürstenthümer an Böhmen. Bald darauf wurden sie an den Markgrafen Georg von Brandenburg zu Jägerndorf verpfändet. Im Jahre 1550 vertauschte Kaiser Ferdinand I. beide Fürstenthümer gegen Siebenbürgen an Johann Siegmund Bathori; eben dieses that Rudolf II. mit Siegmund Bathori, welcher jedoch nach zwei Monaten wieder nach Siebenbürgen zurückkehrte. Im Jahre 1621 bekam Bethlem Gabor in Siebenbürgen diese beiden Fürstenthümer von Ferdinand III., damit er von der ungarischen Krone abstehen möchte, er nahm sie aber nicht an. Sodann verpfändete Ferdinand III. im Jahre 1645 beide Fürstenthümer an Uladislaus IV. von Polen, erhielt sie aber 1664 als Entschädigung für die Hülfe zurück, welche er 1658 gegen die Schweden geleistet hatte. So blieb es bis zum Jahre 1742 mit Böhmen vereinigt, worauf es an Preußen kam.

Oppeln bildete nun unter dem Namen eines Fürstenthums einen Theil des preußischen Staates. Es grenzte gegen Osten an Polen, und die Standesherrschaft Beuthen, gegen Süden an Ratibor, Jägerndorf und Troppau, gegen Westen an Neiße und Brieg, gegen Norden an Brieg, Breslau, Öls und Polen. Mit Inbegriff der Standesherrschaft Ober-Beuthen hatte es 169 Quadratmeilen und darauf lebten im Jahre 1783: 189,222, im Jahre 1805: 200,000 Menschen; diese lebten in 3 Immediat- und 17 Mediat-Städten, 8 Marktflecken und 812 Dörfern, welche alle unter der Kriegs- und Domänenkammer zu Breslau standen. Es enthielt 8 Kreise, nämlich Oppeln, Falkenberg, Lublinitz, Rosenberg, Groß-Strehlitz, Kosel, Tost und Neustadt.

Im Jahre 1815 wurde Oppeln der Hauptort des gleichnamigen Regierungsbezirkes, welcher den südöstlichen Theil von Schlesien ausmacht, und in Osten von Krakau und Polen, in Südost von Galizien, in Süden und Südwesten von Mähren, in Westen von dem Regierungsbezirke Reichenbach und in Norden und Nordwesten von Breslau begrenzt wird. Sein Flächeninhalt beträgt 247¾ Quadratmeilen und er enthält gegen 680,000 Einwohner. Der Regierungsbezirk zerfällt in 16 Kreise, nämlich Beuthen, Grottkau, Falkenberg, Kosel, Kreutzburg, Leobschütz, Lublinitz, Neiße, Neustadt, Oppeln, Pleß, Ratibor, Rosenberg, Rybnik, Groß-Strehlitz und Tost. Es befinden sich darin zwei Festungen, 38 Städte,

19 Marktflecken, 1830 Dörfer und Colonien, 600 einzelne Wirthschaften, 666 Kirchen, Capellen und Bethäuser und 26 Synagogen. Die kirchlichen Verhältnisse sind für den katholischen Cultus unter 25 Erzpriester mit dem Decanat, unter dem Erzbischofe von Olmütz und 2 Decanaten, unter dem Erzbischofe von Breslau, für den evangelischen Cultus unter 3 Superintendenten gestellt. Außerdem befindet sich im Kreise ein Schullehrer-Seminar, ein theologisch-herrnhutisches Seminar, eine Hebammenschule, 3 Gymnasien, 653 katholische und 130 evangelische Elementarschulen. Sitz des Oberlandesgerichtes ist Ratibor.

Der Kreis Oppeln grenzt in Nordwesten an den Regierungsbezirk Breslau, in Nordosten an Rosenberg, in Südosten an Groß-Strehlitz, in Süden an Neustadt, in Westen an Falkenberg. Der Flächenraum beträgt 27¼ Quadratmeilen und er enthält 157,200 Einwohner. Er wird von der Oder durchflossen, welche hier die Malapane und Prinitze aufnimmt. Der Boden ist größtentheils sandig und bewaldet. An bedeutenderen Fabriketablissements hat der Kreis 3 Hochöfen, 21 Frischfeuer, 2 Zainhämmer, 2 Glashütten, eine Fayancefabrik, 7 Theerofen und 4 Potaschsiedereien. Sehr viele Bewohner beschäftigen sich mit Garnspinnerei und Leinweberei. *(L. F. Kämtz.)*

OPPELSBOHM, ein Pfarrdorf im Königreiche Würtemberg, im Neckarkreise und Oberamte Waiblingen mit 501 evangelischen Einwohnern. *(Memminger.)*

OPPENAU, Stadt im Kreise Oberkirch in Baden am Fuße des Kniebis und am Rench gelegen; sie ist ummauert, hat 3 Thore, 2 Vorstädte und 2 Kirchen, und 1500 Einwohner. Hier wird sehr viel Kirschwasser verfertigt und ausgeführt. *(L. F. Kämtz.)*

OPPENHEIM, Kanton in Rheinhessen. Derselbe liegt zwischen dem 49° 46′ und 49° 57′ nördl. Br. und zwischen dem 25° 52′ und 26° 8′ östl. Länge. Die Grenzen sind östlich der Rhein, südlich der Kanton Osthofen, westlich die Kantone Alzei, Wörrstadt und Niederolen, nördlich der Kanton Niederolen. Die Oberfläche des Landes ist meist wellenförmig; jedoch werden die Hügel gegen den Rhein stärker, und verflächen sich schneller. Von Bodenheim bis an den Rhein und oberhalb Oppenheim ist das Meiste eben. Die Fruchtbarkeit ist, mit weniger Ausnahme, bedeutend groß. Die vorkommenden Gewässer sind: der Rhein, die Selze, der Wedelgraben und die Flügel- oder Schechenbach. Der Kanton besteht in administrativer Hinsicht in 18 Bürgermeistereien, wozu 1 Stadt, 1 Marktflecken, 18 Dörfer, 23 Höfe und Mühlen gehören. Die Bevölkerung beträgt 18,674 Seelen. Hierunter sind: 9960 Evangelische, 7979 Katholiken, 48 Mennoniten, 687 Juden, welche überhaupt 2768 Häuser bewohnen. Pferde zählt man im Cantone 1193, Ochsen 140, Kühe 2450, Rinder 1641, Schafe 330 und Schweine 4730. Der Fruchtbau ist vorzüglich, ebenso sind die Weine, besonders zu Nierstein, Dierheim, Bodenheim, Nackenheim, Oppenheim. Der berühmteste unter diesen ist der Niersteiner oder Nierensteiner. Sauerwasser findet man zu Nierstein und Dienheim. Bei ersterem Orte ist das Sironabad. Oppenheim hat bedeutende Kalksteinbrüche, auch Töpferthon. Gewerbe und Handel sind: Acker- und Weinbau, Frucht- und Weinhandel; Handwerke, Schifffahrt, Fischerei, Straßengewerbe. Die fliegende Brücke bei Oppenheim setzt den Kanton mit der Provinz Starkenburg und der Stadt Frankfurt in Verbindung. Die Straße von Mainz nach Worms ꝛc. geht durch die Orte Bodenheim, Nackenheim, Nierstein, Oppenheim, Dienheim, Guntersblum; die Straße von Oppenheim nach Wörrstadt zieht durch Derheim und Köngernheim. Die Justiz wird durch das Friedensgericht zu Oppenheim verwaltet. Das Rentamt für die Kantone Oppenheim und Wörrstadt ist ebenfalls an ersterem Orte. In Ansehung der kirchlichen Verfassung ist zu bemerken, daß der Kanton 11 evangelische Pfarreien enthält, welche dem Inspectorate Oppenheim zugetheilt sind. Dagegen zählt man nur 7 katholische Pfarreien, welche in das Decanat Oppenheim gehören. *(Dahl.)*

OPPENHEIM, Stadt in der großherzogl. hessischen Provinz Rheinhessen, liegt am Rhein und an der Landstraße von Mainz nach Straßburg, 4 Stunden südlich von Mainz am Abhange eines Berges. Bei den Römern hieß dieser Ort Bauconica oder Bouconica, und war vermuthlich eins von den 50 Castellen, welche Drusus am Rheinstrome angelegt hat. Das berühmte Kloster Lorsch an der Bergstraße erhielt schon im ersten Jahre seiner Stiftung, 764, einige Güterstücke in bemeldetem Orte, die gar bald mit einer Menge von andern Gütern vermehrt wurden. Ja, es schenkte Karl der Große sogar im J. 774 die ganze Villa Obbenheim im Wormsgau, mit allem Zugehör, dem genannten Kloster, und es ließ der Abt desselben, Theodorich im J. 865 die Kirche zu Obbenheim, welche man 774 schon urkundlich findet, von Grund aus neu erbauen. Im J. 1008 verlieh Kaiser Heinrich II. dem Abte Boppo von Lorsch das Recht, alle Samstage einen Handelsmarkt in Oppenheim zu halten, mit beigefügter Bann- und Zollgerechtigkeit [1]); was diesem Orte bald einen bedeutenden Ruf verschaffte, und die Ursache war, daß schon im J. 1076 ein Reichstag in Oppenheim gehalten wurde, wobei der Kaiser zu einem nicht gar rühmlichen Vergleiche genöthiget wurde [2]). Inzwischen gerieth das reiche Kloster Lorsch in Schulden und konnte die an die königliche Kammer jährlich zu zahlenden 100 Pfund nicht mehr bezahlen; deswegen veräußerte im J. 1147 der Abt Folknand die drei Klosterhöfe Oppenheim, Gingen und Wibelingen an K. Konrad III., und behielt sich nur dasjenige vor, was des Klosters Vasallen von Alters her lehnweise im Besitze hatten [3]). In der Folge erhielt der Ort immer mehr Freiheiten, hatte schon im Anfange des 13. Jahrh. das Ansehen einer Reichsstadt, und erhielt von K. Friedrich II. im J. 1234 die Freiheiten der Stadt Frankfurt.

Im J. 1252 verpfändete König Wilhelm (von Hol-

1) v. Cod. Lauresh. T. I. N. 7. et T. II. n. 1048. 1414. 1527 bis 1592, sodann p. 67. 2) Trith. Chron. Hirs. ad an. 1077. 3) Cod. Lauresh. T. I. p. 214 sq. N. 150.

land) dem Erzbischofe Gerhard zu Mainz die Stadt Oppenheim und die Burg daselbst mit allen Zugehörungen um 2000 Mark Silber[4]). Diese Pfandschaft scheint jedoch bald wieder aufgehört und die Stadt an Kaiser und Reich zurückgegeben worden zu sein. Hingegen verpfändete K. Ludwig IV. im J. 1315 die Stadt und Burg Oppenheim, sammt Odernheim, Schwabsburg, Ingelheim und Nierstein, an den Erzbischof Peter von Mainz um 10,020 Pfund Heller, und erst Erzbischof Gerlach gab im J. 1353 die Städte Oppenheim und Odernheim dem Kaiser und Reiche zurück. Doch schon im J. 1356 verpfändete K. Karl IV. die obgenannten Burgen, Städte und Dörfer zur Hälfte der Stadt Mainz um 33,000 Goldgulden. Allein im J. 1375 ertheilte Kaiser Karl dem Pfalzgrafen Ruprecht dem jüngern die Vollmacht, alle der Bürgerschaft von Mainz verpfändeten Orte, mit Namen Oppenheim, Odernheim, Schwabsburg, Nierstein, beide Ingelheim, Winternheim und Lautern einzulösen, und soll auch schon im folgenden Jahre die Pfandschaft dem Pfalzgrafen wirklich eingeräumt worden sein, was auch aus der erfolgten Huldigung im J. 1379 deutlich genug hervorgeht[5]). In der Folge kam die Stadt Oppenheim nach und nach ganz an Kurpfalz, und die reichsstädtischen Rechte verschwanden allmälig. In dem dreißigjährigen sowol als auch in dem orleanischen Erbfolgekriege hatte die Stadt und Burg Oppenheim vieles Ungemach auszustehen, wie dann die Stadt im J. 1689 von den Franzosen verbrannt, die Burg aber sammt allen Festungswerken gesprengt worden ist. Sie soll damals drei große Vorstädte gehabt haben, und mit 16 hohen Thürmen befestigt gewesen sein. Man hat sogar Oppenheim mit der Stadt Jerusalem verglichen, da das Schloß Landskron für die Burg Davids oder Sion, die St. Katharinenkirche für den Tempel Salomon's, andere Gebäude für Häuser des Pilatus, Kaiphas, Herodes rc. angesehen worden sind.

Die durch die alten Ringmauern mit der Stadt verbundene Burg Landskron lag oben auf dem Berge, und ist nur noch in Ruinen sichtbar. Ihre Besatzung bestand ehemals in vielen Rittern und Edelknechten, die man Burgmänner hieß. Ausführliche Nachricht von ihnen, ihren Rechten und Obliegenheiten hat der obbemeldete Widder a. a. O. S. 280 fg. ertheilt, wohin Kürze halber verwiesen wird.

In Oppenheim war auch ehemals eine Münzstätte, in welcher die Pfalzgrafen Ruprecht I. und Ludwig III. Goldgulden geprägt haben. Auch die Buchdruckerei wurde hier über 100 Jahre getrieben, und noch kennt man mehre aus dieser Druckerei hervorgegangene Werke.

Die Stadt Oppenheim mit der Vorstadt zählt gegenwärtig 372 Häuser mit 2358 Bewohnern, unter welchen sich 1106 Evangelische, 1088 Katholische, 1 Mennonit und 163 Juden befinden. Man findet 3 Kirchen, 2 Capellen (im Privatgebrauche), 4 Schulhäuser, 1 Synagoge, 1 Hospital, 1 Burg, 1 Rathhaus rc. Unter den kirchlichen Gebäuden sind zu bemerken: 1) die evangelische erste Pfarrkirche zur h. Katharina. Diese ist eine der schönsten Kirchen, in gothischem Style erbauet, und zwar zwischen 1262 und 1317. Der westliche oder neue Chor wurde erst im J. 1439 der ältern Kirche beigefügt, aber im J. 1689 von den Franzosen zerstört, seit welcher Zeit er nicht wieder hergestellt worden ist. Herr Galeriedirector Dr. Müller zu Darmstadt hat von dieser schönen Kirche ein vortreffliches und kostbares Werk geliefert, welches einzig in seiner Art genannt werden kann. Dasselbe enthält in größtem Maßstabe 40 theils colorirte, theils schwarze Blätter in Kupferstich von inneren und äußeren Ansichten der Kirche, ihren Constructionen und Fenstern. Dazu ist gegeben eine gedruckte Beschreibung und Erklärung von 22 Bogen in größtem Folioformate. Das Ganze kostet 200 Gulden. Bemeldete Kirche war ehemals eine Stiftskirche, welche durch den osnabrückischen Friedensschluß den Reformirten zufiel, und nun die erste evangelische Pfarrkirche ist. Hinter der Kirche sind zwei Gewölbe, ganz mit menschlichen Gerippen angefüllt, die reihenweise aufgestellt sind, und aus dem Orte ausgegraben sein sollen, wo die Schweden bei Erstürmung der Stadt (1631) zuerst eindrangen. 2) Die zweite evangelische Kirche ist die St. Sebastianskirche, eine der ältesten in Teutschland, und soll dieselbe sein, welche der Abt Theodorich von Lorsch im J. 865 erbauet hat. 3) Die ehemalige Franziskanerkirche ist die dritte Kirche, und gehört den Katholiken als Pfarrkirche; dieselbe oder vielmehr das Kloster soll im J. 1211 von K. Otto IV. zu bauen angefangen worden, und Anfangs mit Minoriten besetzt gewesen sein. Eingeäschert wurden Kirche und Kloster in den Jahren 1622 und 1689. Kurfürst Philipp Wilhelm stellte aber alles schön wieder her, und übergab es neuerdings den Franziskanern. Von ältern und ruinirten Klöstern und Kirchen sind zu bemerken: a) das Nonnenkloster Marienkron in der mainzer Vorstadt; dieses soll schon im J. 814 von K. Ludwig dem Frommen erbaut und gestiftet worden sein. Es war ein adeliges Frauenkloster, welches unter dem Kurfürsten Friedrich III. eingezogen worden ist. b) Das Antoniterhaus, vor der Gaupforte, dieses soll unter Kaiser Rudolf I. im J. 1287 errichtet worden sein. Es wurde späterhin der hohen Schule zu Heidelberg einverleibt, und endlich gegen andere Gefälle der kurfürstlichen Kammer abgetreten.

Die Einwohner von Oppenheim treiben Feld- und Weinbau, Viehzucht und Handwerke. Die besten Weinlagen sind der Sackträger, die Riesenscheuer, der neue Weg und das Kreuz. In der Gemarkung befinden sich große Kalk- und Pflastersteinbrüche; auch Töpferthon wird hier gegraben. In dem Hofe des Rathhauses befindet sich eine schöne Syenitsäule; wie diese aber dahin gekommen, weiß man nicht. *(Dahl.)*

OPPENHEIMER (David Ben Abraham), ein gelehrter Rabbiner aus Worms, der in früher Jugend nach Nikolsburg in Mähren kam, und daselbst in der rabbinischen Gelehrsamkeit unterrichtet wurde. Er erhielt das

4) *Guden.* C. d. T. II. p. 103 sq. 5) *Guden* l. c. T. III. p. 111. *Joan.* S. R. M. T. I. p. 669. Lehmann, speyer. Chron. c. 50. Widder Beschreibung der Pfalz. 3ter Th. S. 278.

Amt eines Vorstehers der dortigen zahlreichen Schule, war auch Rabbiner bei einer Gemeinde in Litthauen, unternahm eine Reise nach Palästina und starb 1737 als Oberrabbiner der Synagoge zu Prag, in einem Alter von 70 Jahren. Er hat in hebräischer Sprache über mannigfaltige Gegenstände, vornehmlich aber über das Recht der Juden und den Talmud, mehre Werke hinterlassen, durch die er sich unter seinen Glaubensgenossen einen berühmten Namen erwarb, von denen jedoch die wenigsten gedruckt sind. Zu dem Pentateuch, der 1705 zu Berlin in 5 Bänden gedruckt wurde, schrieb er eine ausführliche Vorrede, und für seine Glaubensgenossen ließ er 1713 zu Prag in 4. einige Gebete drucken, auf Veranlassung der damals herrschenden Pest. Unter den Schriften, die er im Manuscript hinterließ, sind die bekanntesten: יד־דויד (die Hand Davids) ein Commentar über die heil. Schrift und den Talmud. בית דויד (das Haus Davids) oder Erläuterung verschiedener Nachrichten im Talmud, von verschiedenen Orten, und den dort vorgefallenen Ereignissen. כשאל דויד (David wurde gefragt) oder Fragen und Antworten. עד דויד (Die Beute Davids) oder verschiedene Briefe an ihn. ויקן דויד (Und es kaufte David) ein Verzeichniß seiner Bibliothek, einer der kostbarsten und reichhaltigsten an gedruckten hebräischen Werken und Handschriften, die jemals ein Privatmann besessen hat, und deren Werth auf 40,000 Thlr. geschätzt wurde*). Wegen der Strenge der prager Censur mußte diese Bibliothek in Hannover aufgestellt werden. Von da kam sie nach Hamburg in den Besitz des Isaak Seligmann Berend-Salomon, der ein sehr gutes Verzeichniß von derselben (Catalogus. Hamb. 1785. 176 Seiten in 4.) drucken ließ**). (*Baur.*)

OPPENHEIMER RHEINFAHRT. Dieses ist sehr alt und es besteht schon seit der Periode des rheinischen Städtebundes, wovon die Stadt Oppenheim ein Mitglied war, für dieses Rheinfahrt eine Actiengesellschaft, und werden mehre Actien von milden Stiftungen erbbeständlich besessen. Die pfälzischen Kurfürsten ließen diese auf privatrechtlichen Verhältnissen ruhende Einrichtung bestehen. Im J. 1824 war der Erbbestand in 21 Actien vertheilt. Früher kostete eine dieser Actien 1500 fl., später sollen sie auf 900 herunter gefallen sein. Die ganze Actiengesellschaft trat in der Folge ihre Gerechtsame mit Schiff und Geschirr an den Staat ab, und machte dafür eine Foderung von 27,330 Gulden. Für diese Summe erhielt der großherzogl. hessische Staat die Überfahrt; im J. 1828 wurde desfalls ein neuer Tarif festgesetzt, und gegenwärtig besteht für diese Überfahrt eine fliegende Brücke, welche den Handel ungemein befördert. Bei dieser Brücke stehen mehre schöne Häuser, namentlich Wirthshäuser, worunter das vorzüglichste das gelbe Haus ist, in welchem man sehr gut bewirthet wird. Nicht weit von der Überfahrt ist das bekannte Sironabad, von welchem an einem andern Orte die Rede sein wird. (*Dahl.*)

*) Nachrichten von ihr findet man in den Actis hist. eccles. T. IV. p. 877., und in *J. Ch. Wolfii* biblioth. hebraea. Hamb. Vol. IV. 1715—33. 4. Wolf benutzte diese Bibliothek während der Herausgabe seines Werkes sehr fleißig, und versichert, er habe bei jedem Besuche neue Schätze entdeckt. **) (Voigts a S. Germano) Abbildungen böhmischer und mähr. Gelehrten und Künstler. 1ster Thl. S. 121. Biogr. univ. T. XXXII. (von Labouderie).

OPPENORT (Egidius Maria), Architekt und Decorateur, geboren zu Paris 1672, war der Sohn eines Kunsttischlers oder Ebenisten; da sein Vater, von dem er den ersten Unterricht im Zeichnen erhielt, sein Talent schon früh bemerkte, ließ er ihn in der Mathematik und bei dem berühmten Architekt Mansard in der Baukunst unterrichten, wo er mehre Jahre verblieb.

Später ging er nach Italien, bereisete daselbst alle Hauptstädte, hielt sich aber besonders viele Jahre in Rom auf, wo er dann überall den größten Fleiß auf seine Studien verwendete und die dortigen Monumente der Baukunst trefflich zur Erweiterung seiner Ideen, weniger aber zur Bildung eines schönen Styles benutzte. Denn es ist nicht zu leugnen, daß wol kaum ein größerer Reichthum an Ideen zu architektonischen Verzierungen von irgend einem andern Künstler des vorigen Jahrhunderts hervorgegangen, daß aber auch dabei sich ein sehr ausgearteter Geschmack zeigt, wie er sich schon vom 17. Jahrhunderte an verbreitete, und durch Überladung von Zierathen in ausgeschweiftem Blätterwerke, getrennten Simsgliedern, unnütz angebrachten Figuren oder übertriebenen Allegorien u. dgl., zu erkennen gibt, wodurch im Allgemeinen der gute Geschmack für Verzierungen, den wir außer bei den Alten, noch so schön im 15. und 16. Jahrhunderte durch Morta da Feltre, Rafael, Giovi Nanni da Udine und andere wieder emporkommen sahen, niedergedrückt ward. Ein Landsmann von Oppenort, der Kunstautor d'Argensville, nennt ihn nicht mit Unrecht den französischen Borromini.

Wenn gleich aber Oppenort seinen Reichthum an Ideen in nicht schönem Geschmacke beurkundete, so waltete in ihnen doch ein enger Geist und besonders bemerkt man für den Plan des Ganzen ein großartiges Verhältniß, etwas, wodurch ein Haupteindruck im Allgemeinen bewirkt wird.

Oppenort erhielt nach der Rückkehr in seine Vaterstadt mehre Aufträge zu großen Bauten, die ihm einen bedeutenden Namen verschafften; später wurde ihm die Stelle eines Directors der Manufacturen und die eines Intendanten über die königlichen Gärten und Häuser übertragen. Unter den Hauptarbeiten nennt man besonders den reich ausgestatteten großen Altar der Abtei St. Germain de Près, dann die Kirche in mehren ihrer Umformungen zu St. Sulpice, mehre der königlichen Gartenschlösser und auch einige Paläste der Großen, die Façade der großen Kathedrale zu Meaux u. a.

Der für die Ausbreitung des damaligen herrschenden überladenen Geschmacks thätige Kupferstecher und Kunstverleger zu Paris, Huquier, gab nach Oppenort's Zeichnungen und Entwürfen ein großes aus 402 Blatt bestehendes Kupferwerk heraus, an dessen Spitze sich das Bildniß des Künstlers befindet. Es enthält: 10 livres: Différens morceaux à l'usage qui s'appliquent aux beaux arts; worin wieder einzelne Abtheilungen zu Verzierungen von Thüren, Leuchtern, Grabmälern, Fon-

tainen, Kaminen und alles, was zur Architektur gehört, vorkommen; ferner 1 livre d'autels, 1 différens fragmens, 1 différens decorations, 1 grands autels, 1 livre des recueils d'architecture dessinés à Rome*), 14 Suites d'études, 1 nouveau livre des fontaines, ferner zu den kleinen von Cochin und le Clerc gestochenen Werkchen: Actes glorieuses du Duc de Lorraine, die sehr reichen und mit Geschmack ersundenen Einfassungen der Blätter, welche schön zu nennen sind. (*Frenzel.*)

OPPENWEILER, ein Pfarrdorf im Königr. Würtemberg, im Neckarkreise und Oberamte Backnang, mit 595 evangel. und 115 kathol. Einw. und einem Schlosse; Rittergut und Sitz der von Sturmfeder. (*Memminger.*)

OPPERSDORF, Grafen in Böhmen, Mähren und Schlesien. Spener, Bucelinus, Balbinus, Hübner wollen sie von den alten und berühmten Herren von Ebersdorf, in Österreich unter der Enns herleiten, wissen aber für diese Herleitung keinen andern Beweis, als eine ziemlich entfernte Stammesähnlichkeit beizubringen. Es ist hingegen gewiß, daß die von Oppersdorf, deren Wappen von dem des Freiherrn von Ebersdorf durchaus verschieden, ursprünglich nur ritterbürtig gewesen sind, wie denn die Linie zu Heydau, in dem olau'schen Kreise des Fürstenthums Brieg, bis zu ihrem Erlöschen, Anfangs des 17. Jahrhunderts, in dem Ritterstande verharrte; und es ist sehr wahrscheinlich, daß die rittermäßige Scholthisey zu Oppersdorf in dem Fürstenthume Neiße, der Familie wahres Stammhaus gewesen ist. Ihre Erhebung beginnt mit Johann Roll von Oppersdorf, der, nachdem er dem Kaiser Sigismund als Hofjunker gedient, im J. 1445 das Zeitliche gesegnet und in dem Dome zu Breslau seine Ruhestätte fand. Johanns Sohn, Heinrich, besaß Heydau, Hünern und Teutsch-Breyle in dem olau'schen Kreise des Fürstenthums Brieg, starb im J. 1513 und wurde in der Kirche zu Heydau beerdigt. Seine Gemalin, Anna Borschnitz von Praus, hatte ihm mehre Söhne geboren. Einer, Wenceslaus, wurde der Ahnherr der Linie in Heydau, ein anderer, Friedrich I., trat, nachdem er sich vielfältig in den ungarischen Kriegen versucht, als Landeshauptmann in des Fürsten von Brieg Dienste, und starb im J. 1544, mit Hinterlassung der Söhne Johann, Georg I. und Wilhelm I. Der jüngste, Wilhelm I., machte einige Feldzüge in Ungarn mit, bekleidete von 1577—1587 das Amt eines Obrist-Münzmeisters von Böhmen, und starb im J. 1588, aus seiner Ehe mit Ursula von Hacke einen Sohn hinterlassend. Dieser, Wilhelm II., besaß vermuthlich aus der Erbschaft seines Oheims die große Herrschaft Kosel in dem Fürstenthume Oppeln, Herzman-Miestecz und Herzmanicz, privilegirte die Bürger von Herzman-Miestecz und setzte im J. 1598 zu besserer Betreibung des Tuchmachergewerks einige Schönfärber in Kosel an, galt für einen der gelehrtesten Herren des schon damals durch die seltene Bildung seiner Großen so ausgezeichneten Königreichs Böhmen, war in erster Ehe mit Katharina von Kollowrat, in anderer Ehe mit der Gräfin Maria Susanna von Hardeck verheirathet und starb zu Prag im J. 1598, mit Hinterlassung mehrer Söhne, die späterhin sämmtlich, wegen ihrer Theilnahme an den böhmischen Unruhen, nach Sachsen exuliren mußten. Der älteste, Bernhard Wilhelm, starb daselbst im J. 1665; dem zweiten, Johann Friedrich, wurde das Gut Herzmanicz, königgrätzer Kreises, abgeschätzt zu 19,775 Schock 55 Gr., dem dritten, Heinrich, das zu 53,785 Schock 42 Gr. 6 Pf. abgeschätzte Gut Markersdorf, im leutmeritzer Kreise, weggenommen. Johann, der älteste von Friedrichs I. Söhnen, geb. 1514, widmete sich dem Waffenwerke, diente zuerst dem Könige von Frankreich, dann dem Kaiser als Feldmarschalk besonders in Ungarn, endlich als oberster Feldmarschalk, und verdient in jeder Hinsicht den bedeutendern Kriegern des Jahrhunderts beigezählt zu werden. Aber nicht nur Ehre erntete Johann in seinen vielen Kriegszügen, sie brachten ihm auch Reichthümer, die er mit großer Umsicht zu vortheilhaftem Güterkaufe benutzte. Er erkaufte z. B. die große Herrschaft Böhmisch-Eiche, im bunzlauer Kreise von Böhmen, ferner um 85,000 fl. die Herrschaften Czastalowitz mit Tinischt im königgrätzer, und Herzman-Miestecz im chrudimer Kreise; er schoß den größten Theil der Summe her, mit welcher K. Ferdinand I. im J. 1551 das Fürstenthum Münsterberg aus der Herzoge von Liegnitz Händen lösete, er erneuerte das Schloß in Böhmisch-Eiche, den sogenannten Raben, erwarb für sich und seine Brüder die Freiherrnwürde und starb im J. 1584 ohne Kinder von zwei Frauen, Christina von Zedlitz (mit ihr hat er die Pfandschaften Ober-Glogau und Kosel erheirathet), und Margaretha von Lobkowitz, zu hinterlassen, daher ihn seiner Brüder Söhne beerbten. Georg I, derjenige dieser Brüder, von dem wir noch zu sprechen haben, geb. 1516, diente in Lithauen gegen die Moskowiter, baute das Schloß in Czastalowitz, erkaufte die große Herrschaft Polnisch-Neukirch, in dem koseler Kreise des Fürstenthums Oppeln, und starb zu Neiße im J. 1577, aus seiner Ehe mit Hedwig von Kalkreuth die Söhne Friedrich II. und Georg II. hinterlassend. Friedrich II., geb. 1547, Edelknabe, dann Truchseß Kaiser Maximilians II., übernahm in der Theilung über die Verlassenschaft seines Oheims die Herrschaft Czastalowitz, mit Tinischt, im Anschlag von 23,000 fl., erkaufte im J. 1589 das jetzt der Herrschaft Kostelitz, königgrätzer Kreises, einverleibte Gut Przesstawlk, dann im J. 1626 von Johann Wotik Bukowsky von Hustirzan, um 24,091 Schock 35 Gr. 5 Pf. das ebenfalls im königgrätzer Kreise gelegene Gut Zampach, welches er zwar zum Theile mit dem tauschweise hingegebenen Gute Przesstawlk bezahlte, war in erster Ehe mit Katharina Pückler (oder wie man damals noch schrieb, Pichler) von Graditz, in anderer Ehe mit der Burggräfin Magdalena von Dohna, endlich mit Katharina von Lobkowitz verheirathet, und hinterließ bei seinem am 14. Febr. 1615 erfolgten Ableben die Söhne Otto und Friedrich III. Friedrich III., Maltheserritter und des Erzherzogs Karl Bischof zu Breslau Kämmerer, stiftete im J. 1629

*) In diesem Artikel sieht man den französischen Geschmack mehr als zu sehr vorleuchten und wenig oder nichts des römischen Styls.

das Jesuitercollegium zu Königgrätz, welches er insbesondere mit der ererbten väterlichen Herrschaft Zampach dotirte, auch mit dem echten Portrait des Königs Ladislaus (starb 1457) beschenkte, erlebte aber die im J. 1636 erfolgte Eröffnung des Collegiums nicht, sondern starb auf der Burg zu Zampach den 18. Mai 1633 und wurde in der Jesuiterkirche zu Glatz beigesetzt. Sein Bruder, Otto von Oppersdorf, Freiherr von Duba und Friedstein (diese Prädicate blieben dem Hause, obgleich Otto selbst, wie es scheint, die Herrschaften Böhmisch-Eiche, Czesky Dub, und das zu ihr gehörige Schloß Friedstein verkaufte), Herr der Herrschaft Czastalowitz, k. k. Kämmerer und Lehenrechtsbeisitzer, Hauptmann des königgrätzer Kreises (gest. den 6. Jan. 1646), war mit Anna von Rabenhaupt verheirathet, und durch sie Vater von zehn Kindern, von denen doch nur der jüngste Sohn die Linie fortpflanzte. Dieser, Johann Wenceslaus Ignatius, k. k. Rath und Lehenrechtsbeisitzer, auch Inhaber der Herrschaft Czastalowitz, war mit Anna Eleonora von Kollowrat-Krakowsky verheirathet und Vater von Johann Wenceslaus Sebastian und Johann Joseph Marcellinus, die, wie es scheint, nach Anfang des 18. Jahrh. diese im Freiherrenstande verbliebene Linie beschlossen haben.

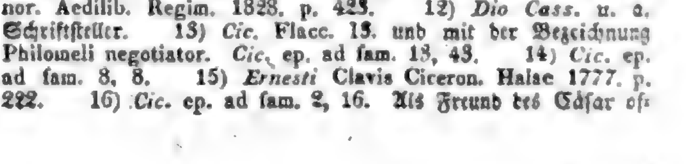
Georg II., Georgs I. jüngerer Sohn, geb. 1555, focht unter seines Oheims Fahnen gegen die Türken, bereisete Italien, wurde Kaiser Rudolfs II. Truchseß oder Fürschneider, mit einer monatlichen Besoldung von 40 fl., dann Landeshauptmann der Fürstenthümer Oppeln und Ratibor, erkaufte laut Contract, d. d. Oppeln, 16. Aug. 1595, von Kaiser Rudolf II. um 100,000 Thlr. Stadt und Herrschaft Ober-Glogau, besaß auch die nicht minder bedeutende Herrschaft Polnisch-Neukirch und starb den 15. Dec. 1606, aus seiner zweiten Ehe mit Isalda von Waldstein, verm. 1585, die Söhne Georg III., Wenceslaus, Friedrich und Rudolf hinterlassend. Georg III., Herr auf Ober-Glogau und Polnisch-Neukirch, k. k. Rath und Kämmerer, ist der in der schlesischen Kirchengeschichte, vorzüglich durch die Reformation des Fürstenthums Glogau vom J. 1628, so bekannt gewordene Graf von Oppersdorf. In dem besagten Jahre war er Landeshauptmann zu Glogau mit den ausgedehntesten Vollmachten, früher Landvogt der Oberlausitz, sowie zuletzt Landeshauptmann der Fürstenthümer Oppeln und Ratibor. Er brachte zuerst die reichsgräfliche Würde an sein Haus, erkaufte im J. 1612 die Herrschaft Ratibor und 1636 die Minderherrschaft Friedeck, und errichtete am 20. Febr. 1642 aus der höchst wichtigen Herrschaft Ober-Glogau ein Majorat, zu dessen Executoren er, neben drei Edelleuten für ewige Zeiten auch den Magistrat und die Ältesten der Stadt bestellte. Er ruhet in der Todtencapelle bei der Pfarrkirche zu Ober-Glogau, woselbst sein Sohn ihm ein ebenso prachtvolles als kunstreiches Monument errichtet hat. Seine erste und dritte Ehe, mit Benigna Polyxena von Promnitz und mit Elisabeth Constantia Pellinger, blieben kinderlos, in der zweiten, mit der Gräfin Esther von Meggau, erzeugte er sieben Söhne, von denen doch nur der einzige Franz Euseb sich, und zwar in erster Ehe mit Anna Susanna Theresia Bessis, und zum andermale mit der Gräfin Franzisca von Brandis verheirathete. Franz Euseb verkaufte Ratibor im J. 1712 und starb den 17. Juni 1715; mit seinen Söhnen, Johann Georg und Franz, erlosch die von Georg III. abstammende Linie. Ihre Allodien, besonders die Minderherrschaft Friedeck, brachte des Franz Euseb Tochter Ludovica Maria an ihren Gemal, den Grafen Stephan von Praschma; das Majorat Ober-Glogau hingegen fiel an die von Friedrich IV. abstammende Linie. Wenceslaus, Georgs II. anderer Sohn, Landeshauptmann der Fürstenthümer Troppau und Jägerndorf, starb im J. 1646, mit Hinterlassung eines Sohnes, ebenfalls Wenceslaus genannt, der im J. 1676 das olmützer Bisthumslehen Großpetrowitz, in dem Bezirke von Katscher, um 13,000 fl. erkaufte, und solches 1693 seinem Sohne, dem Grafen Karl Joseph, hinterließ; mit letzterm, dem Hofrichter zu Schweidnitz, der in dem schweidnitzischen Fürstenthume die Güter Domannze und Hohenposeritz besessen hatte, ging auch diese Linie zu Grabe. Friedrich IV. endlich, Georgs II. dritter Sohn, war gleich wie sein Bruder Wenceslaus, Landeshauptmann zu Troppau, und wurde in seiner Ehe mit der Gräfin Anna Maria von Wrbna Vater von zwei Söhnen. Der älteste, Graf Friedrich V., k. k. Geheimerath, auch von 1680 an Oberstlandrichter in Mähren, fand durch seine Vermälung mit der reichen Witwe des Grafen Leo Wilhelm von Kauniz, mit der Gräfin Eleonora von Dietrichstein, Gelegenheit zu den wichtigsten Erwerbungen in Mähren. Außer der ungeheuern Herrschaft Göding, die er zwar wieder im J. 1692 sammt Paulowitz, um 720,000 fl. an den Fürsten Johann Adam Andreas von Lichtenstein verkaufte, erwarb er zwischen 1680 und 1690 das bedeutende Gut Paskau, prerauer Kreises, im J. 1693 um 46,000 fl. das Gut Domazelitz, und im J. 1694 um 89,000 fl. das schöne Gut Drzewohostitz, prerauer Kreises, welchem seitdem Domazelitz einverleibt blieb. Er starb im J. 1699 und also in Einem Jahre mit seiner Gemalin. Letztere überraschte der Tod in dem von ihr erbauten Schlosse zu Krzizanau, brünner Kreises; das Gut selbst hatte sie im J. 1675 um 40,000 fl. angekauft, und es blieb ihrem Sohne erster Ehe, dem Grafen Maximilian Ulrich von Kauniz. Aus ihrer zweiten Ehe kamen die Söhne Georg Friedrich und Franz Joseph. Franz Joseph, dem in der Theilung mit seinem Bruder das Gut Paskau anheimgefallen war, erbaute in dessen Grenzen das Dorf Neu-Oppersdorf, bekleidete vom J. 1704 bis zu seinem Tode das Amt eines Landeshauptmanns von Mähren, war mit Anna Franzisca, Gräfin von Henkel, verheirathet, und starb den 22. Mai 1714 ohne Kinder, worauf das Gut Paskau um 74,000 fl. verkauft wurde. Georg Friedrich, der ältere von Friedrichs V. Söhnen, auf Drzewohostitz, war k. k. Geheimerath, und seit 1703 Landeshauptmann der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer, erbte nach dem Abgange der von Georg III. abstammenden Linie, die Majoratsherrschaft Ober-Glogau, war in erster Ehe mit der Gräfin Barbara Theresia von Waldstein (gest. den 7. Nov. 1719), in anderer Ehe mit der Gräfin Maria Josepha von Sereny vermält, und starb

über 90 Jahre alt zu Ober-Glogau den 31. Juli 1743. Weil er ohne Kinder war, so beerbte ihn der Graf Heinrich Joseph von Oppersdorf aus einer jüngern Linie, von der uns aber alle Nachrichten abgehen. Nur wissen wir, daß sich aus derselben ein Graf Heinrich besondere Verdienste um das Majorat erworben hat, und daß sich diese Linie noch heute im Besitze von Ober-Glogau befindet, wogegen aber Drzewohostitz nach des Grafen Heinrich Ferdinand Tod von dessen Tochter, der Gräfin Josepha, in der Taxe von 200,000 fl. übernommen wurde. Franz, Graf von Oppersdorf, erbte von seiner Mutter, Renata von Schirnding und Elsch, vor dem J. 1789 das längst wieder verkaufte Gut Kopetzen oder Prostibor, klattauer Kreises. Auch einige andere Besitzungen des Grafen wurden veräußert, wie z. B. bald nach 1760 die Herrschaft Chotieborz und Nemojow, czaslauer Kreises, wie 1784 die Herrschaft Sukohrad und Schnedowitz, leutmeritzer Kreises. Letztere erkaufte der Graf von Klarstein um 84,000 fl. — Der Oppersdorfe Wappen ist geviertet, 1. und 4. ein silberner, goldgekrönter Adlerkopf, 2. und 3. ein geharnischter bewaffneter Arm im goldenen Felde; der Herren von Ebersdorf in Österreich Wappen hingegen, war eine stehende Hirschkuh im silbernen Felde. (*v. Stramberg.*)

OPPERSHOFEN, katholisches Pfarrdorf in der Wetterau, und im großh. hess. Landrathsbezirke Friedberg, 2 Stunden von dieser Stadt, ist ein alter Ort, der in Urkunden Hopperhouen genannt wird und der Geburtsort des mainzischen Erzbischofes Bardo ist, welcher im J. 1031 zu dieser Würde kam, und dessen seliges Lebensende im J. 1051 erfolgte. Oppershofen hat 100 Häuser und 590 Einwohner, welche mit geringer Ausnahme katholisch sind. Der Bau einer neuen Kirche hat im J. 1826 begonnen. — Der Geschichte zufolge war dieser Ort den Herrn von Eppenstein zugehörig, von welchen Wernher von Baldersheim einen Theil der Vogtei zu Oppershofen zu Lehen trug, solchen aber im J. 1278 mit Bewilligung Godfrids, Herrn von Eppenstein, an Wernher von Falkenstein gegen die Vogtei zu Birnkheim vertauschte (*Joann. Spic.* p. 308.). Mit der Grafschaft Königstein kam diese Vogtei und der ganze Ort an Kurmainz und von diesem 1803 an den Landgrafen, nachherigen Großherzog, von Hessen. (*Dahl.*)

OPPIA. Die plebejische Gens Oppia gehörte zur Tribus Terentina[1]), die im J. R. 454 errichtet wurde[2]). Den Namen Q. Oppius führten drei Personen, unter denen der Enkel im Jahre 652 die Quästura provincialis verwaltete, 657 Volkstribun, 663 Prätor urbanus und im folgenden Jahre Prätor provincialis war. Mit proconsularischer Gewalt verweilte er zur Zeit des Krieges gegen Mithridates in Asien. Von ihm handelt Appian[3]). — Freund des Julius Cäsar war C. Oppius[4]). Als Cäsar einst durch schlimmes Wetter in die Hütte eines armen Mannes getrieben wurde und hier weiter nichts fand als eine Kammer, die kaum für Einen Menschen groß genug war, sagte er zu seinen Freunden: Ehrenplätze muß man den Vornehmsten, die nothwendigsten den Schwächsten überlassen. Dann befahl er dem Oppius darin zu schlafen, er selbst aber schlief mit den übrigen in der Hausflur vor der Thür[5]). Unter den Briefen des Cicero an den Attikus haben sich erhalten ein Brief des Cäsar an den Oppius Cornelius[6]) und ein anderer des Balbus und Oppius an den M. Cicero[7]). — P. Oppius war Quästor des M. Cotta, der mit L. Lucullus das Consulat verwaltete, dann nach Bithynien gesendet wurde und den Krieg gegen Mithridates mit Unglück führte. Für P. Oppius hielt Cicero eine Rede, aus der Quinctilian einige Fragmente erhalten hat[8]). — Den M. Oppius erwähnt der Senatsbeschluß in dem unter den Ciceronianischen stehenden Briefe des M. Cölius[9]). An einen M. Oppius, vermuthlich den Sohn des eben Genannten, schrieb Cicero nach Cäsars Ermordung einen Brief. Einen Zug seiner kindlichen Liebe erzählt Appian[10]). Als M. Oppius, der auch Volkstribun war, das Ädilenamt aus Armuth niederlegen wollte (denn er sowol als sein Vater waren unter den Verbannten gewesen), so gab es doch das Volk nicht zu, und legte nicht nur zur Bestreitung seiner häuslichen Bedürfnisse, sondern auch zu dem in seinem Amte erforderlichen Aufwande Geld zusammen. Man erzählt sogar, einige seiner Feinde wären maskirt als Schauspieler aufs Theater gekommen, um ihm auch einen Beitrag zu geben. So ehrte das Volk den Mann bei seinem Leben, und nach seinem Tode trug man ihn aufs Marsfeld, wo man ihn verbrannte und seine Asche beisetzte. Der Senat, unwillig, den Mann vom Volke überall so geehrt zu sehen, ließ auf Einreden der Oberpriester seine Gebeine, die an einem den Göttern gewidmeten Orte ohne Entweihung nicht liegen durften, ausgraben, ob man gleich vielen andern vor und nach seinen Zeiten das Begräbniß ebendaselbst bewilligte[11]). Diesem M. Oppius ertheilt Vaillant die Münzen, welche des M. Antonius oder auch zugleich der Kleopatra, so wie des Sohnes des Antonius Bildnisse zeigen. Sie sollen wenigstens zum Theile im Jahre 716 (717) oder 717 (718) geprägt sein. Oppius Statianus, Feldherr des Antonius im parthischen Kriege, wurde im Jahre 718 von den Parthern getödtet[12]). — Sonst werden noch in Cicero's Schriften erwähnt: L. Oppius M. F., ein römischer Ritter[13]), M. Oppius M. F. Terentina[14]), Cn. Oppius[15]), Oppius[16]), mehre als foeneratores

1) *Cic.* ep. ad fam. 8, 8. 2) Schulze v. d. Volksversf. d. Römer. S. 41. 3) *App.* Mithrid. 17. 20 et 112. 4) *Sueton.* vit. Jul. 72.



5) *Plut.* Jul. Caes. 17. Vol. IV. p. 201. vergl. diese Encykl. unter Oppius. 6) *Cic.* ep. ad Att. IX, 6. p. 790. ed. Ern. 7) ib. p. 791. 8) *Cic.* Op. ed. Ern. Vol. IV. P. II. p. 1040. Patritius ad fr. or. pro Oppio. 9) *Cic.* ep. ad fam. 8, 8. 10) *Appian.* civ. 41. A. U. 711 sq. 11) *Dio Cass.* 48, 53. P. I. p. 567. A. U. C. 717. vergl. *Fr. G. Schubert* de Romanor. Aedilib. Regim. 1828. p. 423. 12) *Dio Cass.* u. a. Schriftsteller. 13) *Cic.* Flacc. 13. und mit der Bezeichnung Philomeli negotiator. *Cic.* ep. ad fam. 13, 43. 14) *Cic.* ep. ad fam. 8, 8. 15) *Ernesti* Clavis Ciceron. Halae 1777. p. 222. 16) *Cic.* ep. ad fam. 2, 16. Als Freund des Cäsar of-

bezeichnete Oppii[17]). Ein römischer Geschichtschreiber Cajus Oppius und der Grammatiker Oppius Chares werden in der Enc. in besondern Artikeln aufgeführt. — Oppia hieß eine lebendig begrabene Vestalin[18]) und auch die Gattin des Mindus[19]).

Münzen. Die Gens Oppia hat eherne Münzen[20]) aufzuweisen, worauf die Zunamen Capito und Salinator sich finden.

Auf Erzmünzen mit dem ganz gewöhnlichen Typus des Januskopfes und des Schiffvordertheiles liest man C. CASSI. L. SALIN. und auf dem Schiffe selbst DSS.[21]). Das Cognomen Salinator führte aber auch ein C. Livius. Hinsichtlich der Buchstaben DSS. zeigte Borghesi[22]), dem Marini[23]) folgend, daß sie de senatus sententia bedeuten.

M. OPPIUS. CAPITO. PROPR. PR. CLAS. F. C. ist die Inschrift auf vielerlei ehernen Münzen des Triumvir M. Antonius[24]), die zu den seltenern zu gehören scheinen. Dies glaube ich aus dem Umstande schließen zu können, daß im Kab. zu Gotha nur eine kleinere, sehr abgeriebene, mit dem Schiffe und den Köpfen des Antonius und der Kleopatra vorhanden ist.

Oppius incertus: Kopf der Venus; auf einigen Exemplaren dahinter der Steinbock. — Q. OPPIUS. PR. Schreitende Siegesgöttinnen. aen. 2. — Erst vor Kurzem wurde folgende Münze herausgegeben: Weiblicher Kopf mit einem Modius auf dem Scheitel, z. R. — OPPIA[25]). (*G. Rathgeber.*)

OPPIA, Name römischer Frauen. S. den voranstehenden Art. (*H.*)

OPPIA LEX. Im Jahre 541 der Stadt, 213 v. Chr. Geburt, wurde auf Antrag des Volkstribun C. Oppius ein Gesetz gegeben, was den Luxus der Frauen beschränkte; es entbielt folgende Bestimmungen: 1) solle keine Frau mehr goldnen Schmuck als bis auf den Werth einer halben Uncia, 2) solle keine Frau bunte Kleider tragen; 3) keine in Rom oder einer andern Stadt und in einer Entfernung von weniger als 1000 Schritte davon in einem Wagen anders als zu gottesdienstlichen Zwecken fahren. Zwanzig Jahre später wurde dieses Gesetz auf den Antrag der Tribunen M. Fundanius und L. Valerius abgeschafft, indem die Matronen selbst sich mit den dringendsten Sollicitationen um Abschaffung des Gesetzes bemühten. *Livius* 34, 1. *Tacitus* A. 3, 33. (*Meier.*)

fenbar mit dem obigen aus Sueton und Plutarch erwähnten Oppius identisch.

17) *Cic.* ad Att. 7, 13. 8, 7. 10, 4. 18) *Juvenal.* 4, 9. 19) *Cic.* ep. ad fam. 13, 28. 20) Über diese s. im Allgem. *J. Vaillant* Numi ant. fam. Rom. Vol. II. Amst. 1703. p. 193—7. *Haverc.* Thes. Morell. s. fam. R. n. Amst. 1734. p. 303. 21) *Stieglitz* Distrib. n. f. R. p. 112. 22) Osservaz. numism. Oss. VI. della Dec. IV. Giornale Arcadico. T. XXV. 23) Gli atti e monum. de' fratelli Arvali. P. II. in R. 1795. 4. p. 557 et 628. 24) *Eckh.* D. N. Vol. VI. p. 55 sq. Descrizione della serie Consolare del Museo di C. d' Ott. Fontana. Fir. 1827. 4. p. 12 sq. 25) Descr. d. ser. Cons. etc. p. 93. tav. II. fig. 12.

OPPIANICUS war das Cognomen des Statius Albinus. Cic. or. pro Cluentio 4. etc. (*G. Rathgeber.*)

OPPIANOS. Über die äußeren Lebensverhältnisse dieses Dichters wird uns nur Weniges berichtet, und selbst dieses Wenige müssen wir zum großen Theile nach einer genauern Prüfung von dem Verfasser des lehrreichen und mit Geschmacke angelegten und ausgeführten didaktischen Epos über den Fischfang ohne weiteres zurückweisen. Ein anonymer Biograph berichtet uns über Oppianus Folgendes: „Der Dichter Oppianus war der Sohn des Agesilaus und der Zenodote; seine Ältern stammen aus Corycus oder Anazarbus in Cilicien. Sein Vater, der ein großes Vermögen besaß und unter den Staatsmännern seines Vaterlandes als der erste galt, von vortrefflicher Bildung und philosophischer Lebensweise, übte den Sohn durch eine gleiche Jugendbildung, ließ ihn unterrichten in den Schulwissenschaften, der Musik und Geometrie und in den übrigen Kenntnissen, am meisten aber in der Grammatik. Als Oppianus schon gegen dreißig Jahre alt war, besuchte Anazarbus oder die Stadt der Corycier Severus, der Beherrscher der Römer. Da nun alle Beamten dem Könige entgegenkommen mußten, so versäumte dieses Agesilaus, weil er philosophisch lebte und leeres Gepränge verachtete. Der König darüber erzürnt, verbannte ihn nach Melite, einer Insel im hadriatischen Meere. Der Dichter aber, der seinen Vater begleitete, schrieb diese allervortrefflichsten Gedichte[1]). Da er mit denselben nach Rom gekommen unter dem Antoninus (denn Severus war bereits gestorben), und sie vorgelesen hatte, wurde ihm die Gewogenheit zu Theil, sich auszubitten, was er wolle. Er aber erbat sich die Heimkehr des Vaters; bekam aber auch noch ein Goldstück für jeden Vers. Er kehrte mit seinem Vater nach Hause zurück, und bei dem Ausbruche einer Pest starb er bald nachher, Kinder zurücklassend, die noch leben." Dann führt der anonyme Verfasser an, wie den Dichter seine Mitbürger beerdigt und ihm ein Denkmal errichtet hätten mit einer Inschrift, worin sie seinen frühen Tod beklagten. Darauf fährt der Biograph also fort: „Er schrieb andere Gedichte, die Bewunderung verdienen, noch als Knabe, besonders aber die Werke über die Jagd (*Κυνηγετικά*) und über den Vogelfang (*Ἰξευτικά*), jedes derselben in fünf Büchern. In diesen aber (d. h. in den beiden zuletzt genannten) zeichnete er sich am meisten aus, weil er schon zum höchsten Gipfel der Bildung gekommen war."

Von Allem, was hier erzählt wird, darf kaum mehr als einige Worte auf denjenigen Oppianus, welcher das Epos über den Fischfang (*Ἁλιευτικά*) verfaßt hat, bezogen werden, und da wir hier eine ganz neue Behauptung aussprechen, so wollen wir diesen Satz zuerst beweisen. Vor allem steht es sicher, daß der Urheber des aus fünf Büchern bestehenden Epos über den Fischfang Oppianus hieß. Dafür haben wir einen weit bessern

1) Welche? Offenbar meint der anonyme Biograph das Gedicht über die Jagd und den Vogelfang und nicht das Epos über den Fischfang. Dies erhellet aus dem, was bald nachher folgt.

Gewährsmann als den eben angeführten unzuverlässigen Biographen, wir haben dafür folgendes Zeugniß des Athenäus (I. p. 13. B. C.): „So kennt er (Homer) auch diese Kunst (die Kunst Fische zu fangen) besser als diejenigen, welche in besonderen Gedichten oder Abhandlungen darüber geschrieben haben, ich meine den Cäcilius aus Argos und den Numenius aus Heraklea, den Arkader Pankrates, den Posidonius aus Korinth und den Oppianus aus Cilicien, der nur um ein Weniges vor uns lebte [2])." Dieses Zeugniß des Athenäus ist in dem gegenwärtigen Falle ebenso gewichtig als z. B. die Erwähnung eines platonischen Dialogs bei Aristoteles; und der Umstand, daß diese Stelle zufällig in dem Auszuge des Athenäus steht, ist von keiner Bedeutung; denn jener Epitomator kürzt nur ab, macht aber keine Zusätze zu seinem Originale. Nachdem wir uns durch dieses Zeugniß über den Namen und das Vaterland desjenigen, welcher die *Ἁλιευτικά* geschrieben, vergewissert haben, gehen wir zum Werke gleich selbst über, um aus einzelnen Stellen desselben zu zeigen, wie fast nichts von Allem, was jener Ungenannte berichtet, auf den Urheber dieses Epos bezogen werden darf.

Oppianus [3]) widmet sein Lehrgedicht einem Antoninus B. I. Vs. 1—3.

> *Ἔθνεά τοι πόντοιο πολυσπερέας τε φάλαγγας*
> *παντοίων νεπόδων, πλωτὸν γένος Ἀμφιτρίτης,*
> *ἐξερέω, γαίης ὕπατον κράτος, Ἀντωνῖνε.*

und bezeichnet denselben als römischen Kaiser, ohne hier noch von einem Andern zu reden; bald nachher V. 56—72 spricht er von dem Vergnügen, was sich der Kaiser durch den Fischfang in seinen großen meerartigen Teichen machen könne, und dabei ist er so artig, auch des „ruhmvollen Sohnes" (Vs. 66.) zu erwähnen, für welchen, sowie für seinen Vater, köstliche Fische in den Teichen aufgezogen werden. Bald nachher V. 78 werden Vater und Sohn noch einmal zusammen genannt. Wer sich nun hier an die Erzählungen des anonymen Biographen erinnert und die Sache nicht genau nimmt, der kann sich unter dem angeredeten Antoninus den Caracalla denken, welcher noch bei Lebzeiten und auf Veranlassung seines Vaters Severus den ehrwürdigen Namen Antoninus annehmen mußte. Der „ruhmvolle Sohn" kann alsdann kein anderer sein, als ein Sohn des Caracalla. Aber hatte auch Caracalla einen Sohn? Kein Mensch weiß etwas davon, ja der gelehrte Reimarus zu Dio Cassius S. 1276 hat mehre Gründe dafür beigebracht, daß Caracalla mit seiner Gemahlin Plautilla keinen Sohn gezeugt habe. Aber wenn wir auch das Gegentheil mit Schneider (Animadvers. in Oppiani de Venatione librum primum p. 346.) ohne einen Schein von Grund annehmen wollten, so ist dadurch noch nichts gewonnen, sondern wir verwickeln uns durch eine so willkührliche Annahme nur noch in weit größere Schwierigkeiten, weil uns der Dichter über den Vater und Sohn noch mehr berichtet, was auf Caracalla und dessen angenommenen Sohn durchaus nicht paßt. Damit meinen wir die Stelle B. II. Vs. 664—688. Dort sagt der Dichter: „Es ist nicht zu verwundern, daß Dike fern vom Meere wohnt; denn es ist noch nicht lange her, daß diese Göttin bei den Menschen gar keinen Thron mehr hatte, wo nur Kriegslärm, Ares, Ate und Eris das menschliche Geschlecht vernichteten. Das dauerte so lange, bis Zeus das zerschmetterte Geschlecht bemitleidete, und auch den Äneaden die Erde zu regieren überließ." Nach einigen Versen sagt der Dichter weiter: „Jetzt (Vs. 680) sehe ich dich, Dike, wie du unter den Sterblichen wohnst, seitdem regieren und den Thron bestiegen haben beide, der göttliche Vater und der glänzende Sprößling." Zum Schlusse folgen noch Gebote und Wünsche, daß beide noch viele Dekaden glücklich regieren möchten. Kann das von Caracalla und seinem angeblichen Sohne gesagt werden? Nimmermehr. Caracalla hat nie einen Sohn zum Mitregenten aufgenommen, sondern seine wenigen Jahre allein grausam und despotisch regiert. Die einzige Ausflucht, um sich aus diesen Widersprüchen zu retten, wäre, daß man mit Schneider (p. 346.) annähme, hier rede der Dichter von Severus und seinem Sohne Caracalla: denn Severus nahm den Caracalla und später den Geta als Mitregenten auf; auch gingen der Regierung des Severus große Stürme vorher. Freilich dürfte man sich alsdann an die sonderbare Inconsequenz nicht stoßen, nach welcher der Dichter im Proömium dem Caracalla sein Werk dedicirt, hernach diesem aber immer nur die zweite Stelle eingeräumt, bisweilen ihn sogar ganz ignorirt hätte, wie III, 1. Gewiß müßte man sich auch darüber wundern, wie der Dichter den Mitregenten Caracalla I, 3. *γαίης ὕπατον κράτος* nennen könnte; allein wenn man über alles das auch hinwegsehen wollte, so ist diese Annahme ganz unstatthaft wegen der Stelle IV, 4—6.

> *Ἀλλὰ σύ μοι, κάρτιστε πολισσούχων βασιλήων,*
> *αὐτός τ', Ἀντωνῖνε, καὶ υἱέος ἠγάθεον κῆρ,*
> *πρόφρονες εἰσαΐοιτε.*

Demnach führen uns alle Indicien von Severus und Antoninus Caracalla ab, dagegen müssen uns alle jene Stellen nothwendig leiten auf Marcus Aurelius Antoninus und auf dessen Sohn Lucius Aurelius Commodus Antoninus, und zwar ist das Gedicht geschrieben zwischen 177—180 nach Chr., das heißt während der vier letzten Jahre der Regierung des Marcus Aurelius, während

---

2) *Καὶ τὸν ὀλίγῳ πρὸ ἡμῶν γενόμενον Ὀππιανὸν τὸν Κίλικα.* 3) Manches in der nächsten Untersuchung verdanken wir den Anmerkungen von J. G. Schneider zu Cynegetica p. 345—348. 404. Schneider erkannte ganz richtig, daß die Cynegetica einen andern Verfasser haben als die Halieutica, allein er hat diese Ansicht verwirrt vorgetragen und nicht gehörig entwickelt. Daher trat als Gegner der neuen Entdeckung auf ein französischer Herausgeber der Cynegetica, Belin de Ballu. Straßburg 1786. Obgleich dieser mit einer übermüthigen, aber völlig ohnmächtigen, Dreistigkeit gegen Schneider declamirt hatte, so ließ sich dieser dadurch zwar nicht irre machen, gestand aber selbst in der Vorrede zu seiner zweiten Ausgabe p. XIV., daß er auf historischem Wege nichts Sicheres über die Zeit der beiden Gedichte auszumitteln wisse, und daß er sich daher bei der Behauptung seines Satzes vorzüglich auf die innere Verschiedenheit beider Gedichte stütze.

welcher Zeit dieser seinen Sohn zum Mitregenten angenommen hat. Damals waren die schrecklichen Stürme, welche kurz vorher durch den Einbruch der germanischen Völker das römische Reich zu zertrümmern drohten, wieder beschwichtigt; die römische Welt war wieder beruhigt, und fühlte sich mit Recht glücklich unter dem vortrefflichen M. Aurelius und dem rüstigen, damals keineswegs entarteten Commodus. Also jetzt „wohnte die früher verscheuchte Dike wieder bei den Sterblichen, da der göttliche Vater und der strahlende Sprößling", wie zwei gute Dämonen die ermüdete Welt erquickten. Daraus wird auch erklärlich, warum der Dichter bisweilen den Antoninus allein anredet mit Übergehung des minder bedeutenden Commodus, bald aber beide zusammen anredet, wie an den schon erwähnten Stellen und V, 45. Schneider hat allerdings auch hieran gedacht, wußte aber seinen Satz nicht durch eine gehörige Combination zu beweisen, und stützte sich mehr auf äußere Zeugnisse, als auf die sicherern Spuren, die in dem Werke selbst enthalten sind. Jene Zeugnisse, die wir jetzt nur zur weitern Begründung erwähnen, sind folgende. Athenäus a. a. O. sagt von Oppianus, „der um ein weniges vor uns lebte." Das Zeitalter des Athenäus läßt sich, wie auch Schneider bemerkt, am besten errathen aus dessen Werke, XII. p. 537. F. Dort sagt Athenäus: „Wenn Alexander, der Schüler des Aristoteles, so vielen Göttern, ja selbst der Artemis, sich gleich stellte, was liegt[4]) alsdann Auffallendes darin, wenn in unserem Zeitalter der Kaiser Commodus in seinem Wagen die herculische Keule neben sich liegen hatte, auf einer Löwenhaut ruhete und Hercules genannt werden wollte?" Aus dieser Stelle ist offenbar, daß Athenäus den Commodus in seiner herculischen Tracht noch gesehen, obgleich derselbe, da Athenäus dieses schrieb, schon lange gestorben sein konnte. Denn wir haben gar nichts dagegen, wenn man das Leben des Athenäus noch bis zur Regierung des Severus und Caracalla oder auch noch weiter ausdehnen will. Auf jeden Fall muß dieser Sammler, der allein 800 Stücke der mittleren griechischen Komödie gelesen und excerpirt hatte, sehr lange gelebt haben. Nun paßt aber des Athenäus Erwähnung von Oppianus sehr wohl, wenn wir uns erinnern, daß dieser während der letzten vier Jahre der Regierung des M. Aurelius die *Ἁλιευτικά* geschrieben hat. Zum Überfluß kommt zu diesem allen noch die Auctorität des Eusebius und des Suidas, die den Oppianus ebenfalls unter M. Aurelius setzen.

Demnach bleibt aus jenem Aggregat von Nachrichten des anonymen Biographen nichts übrig, was auf den Oppianus, den Verfasser des Werkes über den Fischfang, paßte, als die Angabe des Vaterlandes. Denn daß Oppianus aus Cilicien gebürtig sei, wissen wir nicht allein durch Athenäus, sondern auch aus dem Werke des Dichters selbst. Dahin gehören folgende zwei Stellen III, 7—9.

σοὶ δ' ἐμὲ τερπωλήν τε καὶ ὑμνητῆρ' ἀνέηκαν
δαίμονες ἐν Κιλίκεσσιν ὑφ' Ἑρμαίοις ἀδύτοισιν.
Ἑρμεία σὺ δέ μοι πατρώϊε, κτλ.

III, 205—209.

Ἀνθιέων δὲ πρῶτα περίφρονα πεύθεο θήρην,
οἵην ἡμετέρης ἐρικυδέος ἐντύνονται
πάτρης ἐνναετῆρες ὑπὲρ Σαρπηδόνος ἄκρην,
ὅσσοι θ' Ἑρμείαο πόλιν, ναυσίκλυτον ἄστυ
Κωρύκιον, ναίουσι καὶ ἀμφιρύτην Ἐλεοῦσαν.

Athenäus scheint von Oppianus dem Cilicier kein anderes Epos zu kennen als die *Ἁλιευτικά*, dagegen kennt der anonyme Biograph diese gar nicht als ein Werk von seinem Oppianus, sondern nennt als dessen vortrefflichste Werke die *Κυνηγετικά* und die *Ἰξευτικά*, obgleich die *Ἁλιευτικά* bei weitem den Vorzug verdienen und gewiß von dem Biographen vor allen andern genannt wären, wenn er sie gekannt oder für ein Werk seines Oppianus angesehen hätte. Das führt schon zur Vermuthung, daß der Verfasser der *Κυνηγετικά* und der *Ἰξευτικά* ein ganz anderer sei, und diese Vermuthung wird durch innere aus dem erstern Werke zu entnehmende Gründe, worauf Schneider zuerst aufmerksam gemacht hat, zur vollen Gewißheit erhoben. Der Verfasser der *Κυνηγετικά* widmet sein Werk dem Antoninus Caracalla, und zwar ganz gewiß zu einer Zeit, wo dessen Vater Severus schon gestorben und dessen Bruder Geta schon ermordet war, also nach dem Jahre 212 nach Chr. Geb. Ihn redet der weitschweifige Verfasser also an (I, 1—5.):

Σοὶ μάκαρ ἀείδω, γαίης ἐρικυδὲς ἔρεισμα,
φέγγος ἐνυαλίων πολυήρατον Αἰνεαδάων,
Αὐσονίου Ζηνὸς γλυκερὸν θάλος, Ἀντωνῖνε,
τὸν μεγάλη μεγάλῳ φιτύσατο Δόμνα Σεβήρῳ
ὀλβίῳ εὐνηθεῖσα, καὶ ὄλβιον ὠδίνασα.

Diese Bezeichnung des Caracalla ist so bestimmt, daß darüber gar kein Zweifel erhoben werden kann; daß aber der angeredete Caracalla auch schon Alleinherrscher ist, geht hervor aus der Anrede *γαίης ἐρικυδὲς ἔρεισμα;* denn es wäre doch etwas stark, wenn der Dichter den Caracalla so hätte nennen wollen zu einer Zeit, wo Caracalla und sein Bruder Geta zu Mitregenten des Severus aufgenommen waren. Allein weit deutlicher erhellet dieses aus den gleich folgenden Versen (10—15.):

σοὶ ῥα πατήρ, μεγάλῃσι πονησάμενος παλάμῃσιν,
δῶκεν ἔχειν πᾶσαν τραφερὴν πᾶσαν δὲ καὶ ὑγρήν.

Der Dichter sagt nicht etwa *μετέδωκεν*, sondern schlechtweg *δῶκεν*. Die Worte *μεγάλῃσι πονησάμενος παλάμῃσιν* übersetzen wir: „nachdem er sich mit seinen gewaltigen Armen abgemüdet hatte," nicht wie Schneider, validis cum acquisivisset brachiis (imperium). Auch ist kein Grund vorhanden *μεγάλῃσι* in *κρατερῇσι* mit Schneider zu ändern. Daher sagt auch der Dichter in den vier nächsten Versen: „Dir blühet und trägt das allbegabte Gefilde, dir nähret seine Geschlechter das stille Meer, für dich strömen alle Flüsse vom Ocean aus, für dich wandelt die heitere, lachende Erigeneia." Das konnte er bei Lebzeiten des Severus und Geta nicht schreiben, und daraus ziehen wir den untrüglichen Schluß daß die *Κυνηγετικά* wenigstens 32 oder 36 Jahre spä-

---

4) *Τί οὖν θαυμαστόν, εἰ καὶ καθ' ἡμᾶς Κόμμοδος ὁ αὐτοκράτωρ ἐπὶ τῶν ὀχημάτων παρακείμενον εἶχε τὸ Ἡράκλειον ῥόπαλον, κτλ.*

ter abgefaßt sind als die *Ἀλιευτικά* [5]). Daß beide Gedichte demselben Verfasser angehören, wird schon daraus höchst unwahrscheinlich, aber das Gegentheil wird zur Evidenz erhoben durch die schon erwähnte Stelle des Athenäus XII. p. 537 F., welcher über Oppianus so nicht schreiben konnte, wenn dieser nach 212 nach Chr. Geb. noch lebte; noch mehr aber wird diese Gewißheit begründet durch mehrere von Schneider schon aus dem Gedichte der Cynegetica angeführte Stellen, welche wir einer abermaligen Prüfung unterwerfen wollen. B. II. Vers 100 fg. beschreibt der Dichter die syrischen Stiere, wie sie in der Umgegend von Pella oder dem nachherigen Apamea weiden; das führt ihn auf einen Mythus von Hercules, nach welchem dieser dem Flusse Orontes, der früher das ganze Gebiet von Apamea überschwemmte, zwischen der diocleischen Höhe und dem Berge Emblonus hart an der Stadt Apamea vorbei in das Meer eine Bahn öffnete. Hier nennt der Dichter **Apamea** als sein Vaterland in der Stelle 123—128.

Ἤιεν ἀντολίηθε Διόκλειον δέμας αἰπύ,
ἐκ δ' ἄρα δυσμάων λαιὸν κέρας Ἐμβλωνοῖο,
αὐτὸς (Ὀρόντης) δ' ἐν μεσάτοισιν ἐπαιγίζων πεδίοισιν,
αἰὲν ἀεξόμενος καὶ τείχεος ἐγγὺς ὁδεύων,
χέρσον ὁμοῦ καὶ νῆσον, ἐ μ ὴ ν π ό λ ι ν, ὕδασι χεύων.

Wir haben diese Stelle wörtlich hierher geschrieben, einmal um darauf aufmerksam zu machen, mit welcher Bestimmtheit der Dichter über die Lage von seiner Vaterstadt Aufschluß zu geben weiß, besonders aber, um gegen alle Verbesserungsvorschläge, welche das aus diesen Worten zu ziehende Resultat unsicher machen könnten, Einspruch einzulegen. Das Verbum finitum, welches dem ganzen Satze seine Haltung gibt, ist *ἤιεν*; das ist aus dem ersten Verse im Anfange des dritten zu assumiren, und daran schließen sich alle Participien, *ἐπαιγίζων*, *ἀεξόμενος*, *ὁδεύων*, *χεύων*, ganz nach der Art dieses Dichters, dem eine Häufung von Adjectiven oder Participien bei seinen ausführlichen und dürren Beschreibungen gut zu Statten kommt. Daher sind die Vermuthungen von Schneider, *ἐπαιγίζει* und *χεύει*, welche er in seiner ersten Ausgabe sogar in den Text setzte, unbedenklich zu verwerfen. Schneider wurde irre geführt durch die stärkere Interpunction, welche nach *Ἐμβλωνοῖο* in den bisherigen Ausgaben gesetzt wird. Aus dieser Darlegung ergibt sich zugleich, wie so ganz unhaltbar die Conjectur des Belin de Ballu ist, welcher *ἔβη* statt *ἐμὴν* schreiben wollte, und dadurch leichten Kaufes von der Stelle abzukommen gedachte. Dieses *ἔβη* ließe sich selbst nach der alten Interpunction nicht einmal rechtfertigen. Etwas weiter herunter erwähnt der Dichter auch des Memnonstempels in der Nähe von Apamea, und verspricht alsdann in einem eigenen Werke die Merkwürdigkeiten seines Vaterlandes zu besingen (Vs. 156. 157.).

Ἀλλὰ τὰ μὲν κατὰ κόσμον ἀείσομεν εὔρεα κάλλη
π ά τ ρ η ς ἡ μ ε τ έ ρ η ς ἐρατῇ Πιμπληίδι μολπῇ.

Das sichere Resultat der bisherigen Untersuchung ist dieses: der Verfasser der *Κυνηγετικά* schrieb unter Antoninus Caracalla, wenigstens 32 oder 36 Jahre später, als Oppianus der Cilicier sein Epos über den Fischfang abfaßte; ferner ist der Urheber des Jagdgedichtes gebürtig aus Apamea in Syrien, und eine ganz verschiedene Person von Oppianus aus Corycus in Cilicien. Aber wie ist das Zusammenwerfen von zweien so ganz verschiedenen Dichtern entstanden? Darüber lassen sich nur Vermuthungen anstellen. Wir glauben, daß der Verfasser des Jagdgedichtes wirklich ebenfalls Oppianus geheißen, mochte das nun sein eigentlicher Name sein, oder mochte er diesen als einen Ehrennamen annehmen, indem er seinem Muster und Vorgänger auf jede Weise gleich zu sein strebte. Nicht wenig mag zu dieser ungehörigen Vermengung auch der Umstand beigetragen haben, daß beide Werke, freilich ganz zufällig, mit einer Weihe an einen Antoninus beginnen.

Es wirft sich uns hier die Frage auf, welchem Oppianus, dem früheren oder dem sogenannten späteren, wir ein drittes Werk, die *Ἰξευτικά* [6]), beilegen sollen. An innere Gründe ist hier nicht zu denken, da wir das Werk nicht selbst mehr besitzen, sondern nur eine elende prosaische Paraphrase von einem gewissen Eutecnius. Allein da der anonyme Biograph die *Κυνηγετικά* und die *Ἰξευτικά* als die vortrefflichsten Gedichte seines Oppianus hervorhebt, und da Alles, was er über die Zeit ihrer Abfassung und ihrer Recitation berichtet, nur auf den späteren Oppianus paßt: so wird man den Verfasser beider für eine und dieselbe Person halten müssen. Das wird auch wahrscheinlich durch den Umstand, daß der frühere Oppianus schon in einem Alter von dreißig Jahren starb, welche Nachricht man dem anonymen Biographen glauben und auch auf den ersten Oppianus beziehen kann, weil der Inhalt eines von demselben Gewährsmanne angeführten Epigrammes, welches die Cilicier ihrem Dichter setzten, damit übereinstimmt [7]).

Nachdem wir auf diese Weise beinahe ausschließlich aus den beiden Gedichten selbst über die Zeit und die Lebensverhältnisse der beiden verschiedenen Dichter Aufschluß gewonnen haben, ist es Zeit jene räthselhafte Lebensbeschreibung eines Unbekannten etwas näher zu betrachten. Dieser anonyme Biograph hat theils Nachrichten, welche sich auf den früheren Oppianus beziehen,

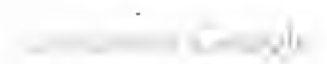
---

5) Jetzt erst kann mit Sicherheit entschieden werden über die Schreibung der Stelle Cyneg. IV, 20.

αὐτὰρ ἐγὼν ἐρέω τά τ' ἐμοῖς ἴδον ὀφθαλμοῖσιν,
— — — —
αἰόλα παντοίης ἐρατῆς μυστήρια τέχνης,
ἱμείρων τάδε πάντα Σ ε β ή ρ ο υ Διὸς υἱῷ
ἀείδειν.

Alle Handschriften und alten Ausgaben geben hier *Σεβήρῳ*, was die Interpolation eines Abschreibers oder Grammatikers ist, der nicht wußte, was er mit *Σεβῆρος Ζεύς* anfangen sollte; ganz richtig verlangte Brodäus den Genitiv und diesen hat auch Brunck aufgenommen. *Σεβῆρος Ζεύς* ist weiter nichts als ein starker und ungeschickter Ausdruck für Divus Severus, gerade wie dieser Dichter I, 3. den Caracalle *Αὐσονίου Ζηνὸς γλυκερὸν θάλος* nennt.

6) *Ἰξός*, lat. viscus, ist Vogelleim. Von einer besondern Art, die Vögel an einer mit Leim bestrichenen Gerte einzufangen, wurde das ganze Werk über den Vogelfang genannt. 7) Auch daraus erhellet, daß Oppianus der Cilicier die *Κυνηγετικά* nicht verfaßt hat.



theils und vorzüglich solche, die den späteren angehen, in eins zusammengeworfen, und diese Nachrichten sind abermals theils geschöpft aus einer verworrenen Tradition, oder entnommen aus den Gedichten selbst. Den früheren Oppianus betrifft die Angabe, daß der Dichter aus Cilicien stamme; die Namen seines Vaters und seiner Mutter mögen auch die richtigen sein. Auf ihn geht auch das Epigramm, worin die Cilicier den frühen Tod ihres Dichters beklagen. Obgleich dieses aus 5 Hexametern besteht, so ist doch nicht die geringste Andeutung darin enthalten, welche Gedichte der früh hingeschiedene Jüngling geschrieben habe. Dahingegen kann Alles, was von der Beleidigung des Severus durch den Vater des Dichters, von dessen Verbannung auf eine Insel des adriatischen Meeres, und wie hier Oppianus seine Gedichte geschrieben, dieselben zu Rom vorgelesen und dafür so reichlich von Caracalla beschenkt worden sei, das Alles kann nur auf den Oppianus aus Apamea bezogen werden. Ob diese Berichte wahr oder erlogen seien, läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden. Wohl ist es möglich, daß der Verfasser der *Κυνηγετικά* für seine plumpe Schmeichelei, I, 1—15. von dem rasenden Caracalla sehr reichlich beschenkt worden ist, mag dieser nun wirklich, etwa um das Beispiel Alexanders des Großen nachzuahmen, dem Dichter für jeden Vers ein Goldstück geschenkt haben, oder mögen unzuverlässige Berichterstatter die Freigebigkeit des Caracalla willkürlich so dargestellt haben, indem ihnen die Beschenkung des Chörilus durch Alexander den Großen vorschwebte. Der älteste Berichterstatter über diese Beschenkung ist Sozomenus, der in seiner Vorrede an den jüngern Theodosius sagt: „Severus habe dem Oppianus, dem Verfasser des Gedichtes über die Fische, für jeden Vers ein Goldstück zahlen lassen." Also schon zweihundert Jahre nach dem Tode der beiden Dichter wußte man nichts Bestimmtes mehr über dieselben, und verwechselte den einen mit dem andern. Denn Sozomenus irrt einmal darin, daß er den Severus zu jenem freigebigen Beschenker macht, obgleich dieser mit keinem der beiden Dichter etwas zu thun hat; dann darin, daß das Geschenk demjenigen soll zu Theil geworden sein, der unter Severus schon nicht mehr leben konnte. Nach Suidas endlich hätte Marcus Aurelius Antoninus dem Dichter jenes ungewöhnliche Geschenk zukommen lassen, und das ist abermals sehr unwahrscheinlich. Denn wer will eine so unsinnige Verschwendung einem so verständigen Kaiser aufbürden? — Doch wir kommen zurück auf den anonymen Biographen. Dieser, so haben wir oben behauptet, kennt von seinem Oppianus nicht einmal das Gedicht über die Fische. Wir schließen das theils aus seinem Stillschweigen darüber, theils aus folgender Stelle: *Ἔγραψε δὲ καὶ ἄλλα ποιήματα θαυμαστὰ παῖς ὢν ἔτι, τά τε Ἰξευτικὰ καὶ Κυνηγετικά, ἑκάτερα ἐν πέντε βιβλίοις παρὰ μέρος περιλαβών. ἐν τούτοις δὲ μάλιστα διέπρεψεν, ἅτε δὴ περὶ τὴν ἀκμὴν τοῦ φρονεῖν γεγενημένος.* Auf eine sonderbare Weise hat sich an dieser Stelle J. G. Schneider in seinen Animadvers. zum Oppian p. 347 versehen. Ohne sich an das *τε* hinter *τά τε* zu stoßen, nahm er die Worte *τά τε Ἰξευτικὰ καὶ Κυνηγετικά* für eine Apposition zu *καὶ ἄλλα ποιήματα*, obgleich *καί* und *τε* sich entgegenstehen, und die beiden namhaften Werke den unbenannten Jugendschriften durch *τε* entgegengesetzt werden. Wegen dieser falschen Auffassung bezog Schneider das Folgende *ἐν τούτοις* nicht, wie es der Zusammenhang erheischt, auf das unmittelbar Vorhergehende *Ἰξευτικὰ καὶ Κυνηγετικά*, sondern auf die gar nicht genannten *Ἁλιευτικά*, und glaubte, diese habe der anonyme Biograph gerade in den Händen gehabt, da er jenes schrieb. Auch ist es gar nicht schwer zu errathen, woher der anonyme Biograph Kunde hatte über die bewunderungswürdigen Jugendgedichte des (syrischen) Oppianus. Schwerlich hatte er dafür einen andern Gewährsmann als den Dichter selbst. Denn dieser erwähnt in der Einleitung zu dem Jagdgedichte an zwei Stellen seiner früheren Arbeiten, wo ihn die Artemis auffodert, jetzt über die Jagd zu schreiben. Die erste Stelle ist I, 24—27.

> *Ἀρτ.* *Οὐκ ἐθέλω τριετῆ σε τανῦν Ὀρίβακχον ἀείδειν,*
> *οὐ χορὸν Ἀονίου παρὰ βένθεσιν Ἀσωποῖο.*
> *Ὀππ.* *Λείψομεν, ὡς κέλεαι, τὰ Σαβάζια νύκτερα θύσθλα.*
> *δηθάκις ἀμφεχόρευσα Θυωναίῳ Διονύσῳ.*

Der Dichter erwähnt hier ein Gedicht auf den Dionysus, wie dieser nämlich schon als Knabe von drei Jahren auf den Bergen umherschweifte und an den Gewässern des Asopus mit seinen Mänaden Chöre aufführte. Dergleichen nun zu unterlassen räth Artemis dem Dichter, und dieser, willig gegen die Göttin, sagt: „häufig genug habe ich umtanzt den thyonäischen Dionysus." Nur ein Belin de Ballu konnte in diesen Worten die Erwähnung eines Epos auf den Dionysus nicht anerkennen wollen. Die zweite Stelle ist I, 28—31.

> *Ἀρτ.* *Μὴ γένος ἡρώων εἴπῃς, μὴ ναυτίλον Ἀργώ,*
> *μηδὲ μόθους μερόπων, μή μοι βροτολοιγὸν ἀείδῃς.*
> *Ὀππ.* *Οὐκ ἐρέω πολέμους, οὐκ Ἄρεος ἔργα κάκιστα.*
> *ἐγρασάμην Πάρθων τε δίας καὶ Κτησιφόωντα.*

Auf den Rath der Artemis, keine Kriegsbegebenheiten zum Stoffe eines neuen Epos zu wählen, erwiedert der folgsame Dichter: „Nicht will ich Kriege besingen und die Werke des Ares: schon habe ich kennen gelernt die Niederlagen der Parther und ihre Hauptstadt." Dieser Oppianus hatte also ein Epos gedichtet, dessen Stoff aus der Geschichte der Parther entnommen war. Und das sind die Werke, welche der syrische Oppianus in seiner Jugend verfaßt hatte, welche aber der anonyme Biograph nicht zu nennen wußte, weil die Bezeichnung des Dichters etwas unbestimmt ist.

Wir mußten über die Verfasser der beiden Gedichte uns etwas ausführlich verbreiten, weil wir hier meistens noch auf einem ungebahnten Felde wandeln mußten. Über den Charakter der Gedichte können wir uns schon kürzer fassen. Beide Oppiani haben sich in einer eigenen Gattung des didaktischen Epos versucht, welche schon mehre Jahrhunderte vor ihnen durch die Alexandriner, besonders durch Aratus und Nicander, aufgekommen war. Diese nämlich verließen das philosophische Lehrgedicht, worin Xenophanes, Parmenides und Empedocles, so Bedeutendes und jenem spätern Zeitalter Unerreichbares geleistet hatten, und wählten zum Gegenstande ihres Ge-

fanges meistens specielle Producte der Natur, oft solche, die mit genauer Noth einer poetischen Darstellung fähig waren, wie Jagd, Fischfang, Kräuter, Steine, Gifte rc. Doch ließ sich auch diesen Gegenständen noch eine poetische Seite abgewinnen, indem man den Mythus mit ihnen in Verbindung brachte, und das ging um so eher an, da der Mythus mit jeder Wissenschaft bei den Alten in Verbindung stand. Dadurch, daß man diese mythische Seite hervorhob, suchte man trockene und schwierige Gegenstände genießbar und populär zu machen. Das Scientivische blieb immer Hauptsache und Hauptzweck solcher Werke. Auf diese Weise ließ sich auch der Fischfang zu einem poetischen Stoffe erheben, und zwar um so leichter, da eine große Masse griechischer Mythen auf das Meer oder die darin lebenden Gestalten sich beziehen. Diesen Stoff wählte sich der ältere Oppianus, nachdem schon viele Andere denselben behandelt hatten, deren Ruhm er indessen verdunkelt zu haben scheint. Und in der That zeigt er in der Bearbeitung eines dürren Materials viel Geschick und weiß das Mythische mit dem Naturhistorischen auf eine gewandte Weise zu verbinden. In der Naturhistorie mag er indessen wie fast alle diese Dichter keine sehr tief reichenden Studien gemacht haben: er hielt sich hierin meistens an Aristoteles und dessen Schüler. Einen andern Charakter hat das Jagdgedicht. In diesem hat freilich das Mythische ebenfalls eine Hauptstelle, aber es wird mühsam herbeigesucht, und nicht geschickt mit dem Naturhistorischen verbunden. Dieser Dichter hat es mehr abgesehen auf sorgfältige und lange Beschreibungen als auf eine anschauliche und interessante Darstellung. Daher die langweilige, bei jedem Thiere wiederkehrende Anhäufung von Epitheten, wodurch diese wie durch Steckbriefe recht kenntlich gemacht werden. Demnach zeugt auch diese innere Verschiedenheit von einem andern Verfasser als demjenigen, welcher das Fischgedicht geschrieben. Und das hat auch Schneider in der Vorrede zur ersten Ausgabe dieser Gedichte sehr richtig bemerkt und also geltend gemacht (p. III. IV.): Per utrumque carmen tanta ingenii dictionisque diversitas cum in toto corporis habitu, tum in singularum partium conformatione apparet, ut equidem nulla unquam ratione a sensu judicioque meo impetrare potuerim, ut libros de Venatione et Piscatione ab eodem auctore profectos esse crederem. Illi enim genere orationis horrido, duro et sicco scripti, vernaculo graecae linguae sapore prorsus carent; sunt veluti magnae picturae lineamenta, quibus pigmentorum poeticorum color et flos nativus deest. Praeter magnam in describenda animalium forma et enarranda eorum natura fidem et diligentiam, quae non facile poterat exspectari ab eo homine, qui Dianae Nympharumque colloquiis interfuerat, et in tricipite (bicipite) Parnasso somniasse sibi visus erat, nihil est in iis, quod admireris; plurima quae reprehendas; tota denique forma dictionis ab exemplo latinae linguae expressa esse videtur. Weit vortheilhafter äußert sich Schneider an derselben Stelle über den Verfasser des Fischgedichtes: Hi (de Piscatione libri) enim laeto floridoque orationis genere scripti, cum miro verborum splendore nitent, tum multa sententiarum festivitate delectant. Est tamen ubi carminis auctor in captandis rerum similitudinibus, et aucupandis sententiarum argutiis magis ingenii foecundam luxuriem sectatus esse, quam lectoris satietatem fugisse videtur. Dies letztere geht wol auf die dürren Beschreibungen und die dabei angebrachten Bilder. Darin aber möchten wir nicht mit Schneider eine ingenii foecunda luxuries, als vielmehr ein sonderbares Streben nach Bestimmtheit und Sorgfalt erkennen.

Die Ἁλιευτικά erschienen zuerst zu Florenz 1515, 8., nach der Recension von Junta; zwei Jahre später erschien die Aldina zu Venedig 1517, 8., welche auch die Κυνηγετικά enthielt, dann die Bearbeitung von Adrianus Turnebus, Paris 1555, 4. und des Conradus Rittershusius, Leyden 1597, 8. In neuern Zeiten hat J. G. Schneider eine vortreffliche Ausgabe der beiden Gedichte und der Paraphrase des Eutecnius geliefert, Straßburg 1776, 8. Die Kritik ist darin etwas willkürlich nach der Manier von Brunck gehandhabt, aber desto schätzbarer ist der Commentar und die verbesserte lateinische Übersetzung des Turnebus. Weit umsichtiger ist die Kritik geübt in einer zweiten Auflage, Leipzig 1813, 8. Aber hier fehlt der Commentar und die Paraphrase der Ἰξευτικά von Eutecnius. Die Cynegetica hat besonders edirt Jo. Nic. Belin de Ballu, Straßburg 1786, 4., eine kaum mittelmäßige Arbeit. Eine neue Bearbeitung dieser Werke wäre sehr zu wünschen. (*Franz Ritter.*)

OPPIDO, 1) Stadt und Bischofssitz in der Provinz Calabria ulteriore I. in Neapel, auf einem Hügel, zwischen den Flüssen Modema und Trecosto gelegen, mit einer Kathedrale, hat mit den Vorörtern gegen 6000 Einwohner. In der Gegend wird viel Wein und Öl gebaut. Wann das Bisthum gestiftet wurde, ist unbekannt; es gehörte früher der griechischen Kirche, Sixtus IV. verband es 1472 mit Geraci, aber Paul III. sonderte es davon ab und vereinigte es mit Reggio. — Bei dem Erdbeben von 1783 waren in der Umgegend die Wirkungen am fürchterlichsten; ganze Districte wurden zerstört und von den 2371 Einw., welche die Stadt hatte, verloren 1813 das Leben. — 2) Stadt in der Provinz Basilicata in Neapel, nordwestlich von Potenza gelegen, mit 2000 Einw. (*L. F. Kämtz.*)

OPPIUS. Dieser aus Sueton bekannte[1]) und auch in dieser Encykl. unter Oppia aufgeführte Freund des Jul. Cäsar, C. Oppius, soll nach einer Stelle Suetons[2]) die den erhaltenen Büchern des Julius Cäsar beigefügten Commentarii de bello Alexandrino, Commentarii de bello Africano und Commentarii de bello Hispaniensi verfaßt haben, welche schon im Alterthume von Andern dem Hirtius (A. Hirtius Pansa) zugeschrieben wur-

1) *Sueton.* Jul. 52. 53. 72. 2) *Sueton.* Jul. 56. Nam Alexandrini, Africique et Hispaniensis incertus auctor est. Alii enim Oppium putant, alii Hirtium etc. Vergl. *Vossii* de hist. Lat. I, 13. p. 67.

den. Es ist nicht nöthig, hierüber ausführlicher zu handeln. (*G. Rathgeber.*)

OPPIUS CHARES, oder Cares, ein römischer Grammatiker, der in Gallia Togata lehrte, sogar noch dann, als er nicht mehr gehen und sehen konnte. *Sueton.* de ill. Gramm. lib. cap. III. (*G. Rathgeber.*)

OPPIUS SABINUS, erwähnt von *Sueton.* Domit. 6., wo jedoch Andere Appio Sabino lesen. (*G. Rathgeber.*)

OPPIUS hieß einer der beiden Gipfel des Berges Esquilinus in Rom. Der andere hatte den Namen Cispius *). (*G. Rathgeber.*)

OPPONENT, Opponiren, Opposition, Oppositionspartei. Im Allgemeinen bedeutet Opponiren irgend einem Gesetzten Etwas entgegensetzen, speciell aber bedeutet es bei Disputationen die Sätze des Gegners angreifen, wobei es gerade nicht nöthig ist, daß ihnen andere Sätze entgegengestellt werden; denn es genügt schon, wenn nur die Unhaltbarkeit der gegnerischen nachgewiesen wird. Bei Disputationen heißt der, welcher Streitsätze aufstellt, deren öffentliche Vertheidigung er übernimmt, Respondent, der, welcher dieselben angreift, Opponent, und die Handlung des letztern Opposition. Man spricht aber auch von Opposition in andern, namentlich in politischen Verhältnissen; ganz besonders wird in den constitutionellen Staaten, die eine repräsentative oder auch ständische Verfassung haben, von einer Oppositionspartei gesprochen, die der ministeriellen oder der Regierungspartei entgegensteht und die Maßregeln und Vorschläge dieser angreift. Man unterscheidet hier eine doppelte Opposition, eine systematische, die Alles oder fast Alles von der Regierung, d. h. dem Ministerium, ausgehende blos dieses seines Ursprungs wegen angreift, und eine beschränkte, die überall das Gute, was von ihren Gegnern kommt, anerkennt. Jene hat ein ziemlich leichtes Geschäft, in wiefern überall Tadeln leichter ist als Besser machen, und auf dieses läßt sie sich nicht leicht ein; ihr letztes Ziel pflegt in der Regel zu sein, die Partei, welche im Besitze des Ministeriums ist, aus demselben zu verdrängen, und es sich zu verschaffen. Zu diesem Ziele bedarf sie in der Regel der Popularität, die sie meist dadurch erlangt, daß sie dieser oder jener Leidenschaft, dem einen oder dem andern Vorurtheile des Volkes schmeichelt, wobei es oft gleichgültig ist, ob sie ihren Ansichten nach demokratischer, oder monarchischer, oder selbst aristokratischer, als die ministerielle Partei gesinnt ist. Wenn eine solche systematische Opposition, ausgehend von Verschiedenheit der Ansicht über Vitalverhältnisse des politischen Lebens, nur immer bona fide verfährt, so hat sie stets einen großen Nutzen, indem sie überall, da jede Sache mehr als eine Seite hat, Einseitigkeit verhütet und das, was sich von der andern Seite aufstellen läßt, vertritt. Eine solche Oppositionspartei wird auch in der Stunde der Gefahr nicht verschmähen, die Regierung kräftigst zu unterstützen, wenn auch dadurch die Gegenpartei im Amte erhalten wird, um nur das Gemeinwesen zu retten; ist aber ihre Schadenfreude über die Verlegenheit der Gegner, über ihr Mißgeschick oder ihre Unfähigkeit und die üblen Folgen derselben größer als ihre eigne Theilnahme am Gemeinwesen, dann wird sie erst wahrhaft verderblich.

Da ein jedes Regierungssystem sich aber von mehr als einer und oft von entgegengesetzten Seiten angreifen läßt, so kann auch mehr als eine Oppositionspartei sein, wie in England dem whigistischen Systeme die Torys und die Radikalen, in Frankreich der sogenannten „rechten Mitte" Legitimisten oder Karlisten, Napoleonisten und Republikaner entgegen stehen. Diese verschiedenen Oppositionen vereinigen sich zuweilen, vergessend des bei weitem größern Gegensatzes, der sie von einander trennt, um den Sturz der ministeriellen Partei herbeizuführen; haben sie aber den gemeinschaftlich verhaßten Gegner gestürzt, dann wenden die Sieger sich wieder gegen einander. In England und nach seinem Vorgange auch in Frankreich pflegt die Opposition zusammen und auf andern Bänken zu sitzen, als die ministerielle Partei; so heißen in England die ministeriellen Bänke die Bänke der Schatzkammer, weil der erste Lord der Schatzkammer (the first Lord of the treasury) Chef des Ministeriums ist, und diese Bänke sind im Oberhause rechts von dem Sitze des Lord-Kanzlers, im Unterhause rechts von dem Sitze des Sprechers; ihnen gegenüber sind die Bänke der Opposition. In Frankreich pflegte lange Zeit die ministerielle Partei die Bänke des Centrums, die ultraroyalistische Opposition die Bänke rechts, die liberale die Bänke links von dem Centrum einzunehmen, und wie einer sich in seinen Ansichten von dem Ministerium mehr oder weniger entfernte, so auch seinen Platz mehr oder weniger entfernt von dem Centrum zu nehmen; da unterschied man denn äußerste Rechte, äußerste Linke von der Rechten und Linken, und bald ebenso rechtes und linkes Centrum, welches zwar ministerielle, aber in einigen Stücken ultraistische oder liberale Schattirungen zulassende Mitglieder umfaßte, vom eigentlichen Centrum, wo die rein ministeriellen saßen. Vergl. wegen genauerer Begründung des Obigen die Artikel Repräsentative Regierung und Verfassung. (*M.*)

OPPOSITION, wird in der Astronomie diejenige gegenseitige Stellung zweier Gestirne genannt, bei welcher sie einander diametral entgegengesetzt zu stehen scheinen, wo folglich der Unterschied ihrer geocentrischen Länge 180 Grad, oder einen Halbkreis beträgt. So ist z. B. der Mond zur Zeit seines größten Glanzes, wo die Sonnenstrahlen die ganze uns zugekehrte Halbkugel desselben treffen, also zur Zeit des Vollmondes in Opposition mit der Sonne. Befindet er sich dann auch nahe an einem der Knoten der Ekliptik, d. h. an einem derjenigen Punkte, wo seine Bahn die Erdbahn durchschneidet, so tritt plötzlich die Erde zwischen ihn und die Sonne, und wir haben eine mehr oder weniger vollkommene Mondfinsterniß, eine je mehr oder weniger vollkommene gerade Linie die drei Gestirne: Mond, Erde, Sonne bilden. Eine

*) *Festus* ex Varrone: Oppius appellatus est ab Opita Oppio Tusculano etc. *Alex. Donati* Roma vet. ac rec. Amst. 1695. 4. p. 199. Roma antica di Fam. Nardini. in R. 1666. 4. p. 156. *Venuti* Acc. e succ. Descr. top. d. ant. di Roma. P. I. in R. 1803. 4. p. 186.

Mondfinsterniß entsteht folglich zu keiner andern Zeit, als wenn der Mond in Opposition mit der Sonne ist, umgekehrt aber ist der Mond sehr häufig in Opposition mit der Sonne, ohne daß eine Mondfinsterniß entsteht. Die Oppositionen der obern, d. i. derjenigen Planeten, welche von der Sonne einen größern Abstand als die Erde haben, werden von den Astronomen sehr sorgfältig beobachtet, weil diese verschiedener, hier nicht leicht zu erklärender Umstände wegen, sehr geeignet sind, die heliocentrischen Bewegungen dieser Planeten zu bestimmen. In der Astrologie spielte die Opposition eine bedeutende Rolle. Standen zwei Gestirne in Opposition oder im Gevierttschein, so sahen sie einander mit unfreundlichen Strahlen an, und waren deshalb in einem „bösen Adspect;" standen sie im Gedritt- oder Sechsschein, so war die Richtung ihrer Strahlen eine befreundete; die Conjunction endlich war an sich weder gut noch böse. (*Scherk.*)

OPPOSITUM AUGIS, wurde in der alten Astronomie derselbe Punkt in der Bahn eines Planeten, des Mondes oder der Sonne genannt, der jetzt **Perigäum** heißt, also der Punkt in der Bahn eines Weltkörpers, in welchem er der Erde am nächsten kömmt. Die beiden Absiden- oder Scheitelpunkte in einer solchen elliptischen Bahn hießen nämlich **Auges**. (*Scherk.*)

OPPURG, 1) Fürstlich-Hohenlohisches Gericht im neustädter Kreise des Großherzogthums Sachsen-Weimar, enthält 15 Ortschaften, 2500 Einw. 2) Hauptort hierin, Dorf an der Orla, hat schönes Schloß und Garten, 400 Einwohner. (*G. F. Winkler.*)

OPS. Eine der alten lateinischen Gottheiten, über deren ursprüngliche Bedeutung sich mit Bestimmtheit nichts sagen läßt. Die Alten nannten sie **Terra** und verwechselten sie mit Ceres, Rhea und der phrygischen Cybele (*Varro* l. l. IV, 10. und bei *August.* de Civit. Dei VII, 24.). Macrobius (Saturn. I. c. 6.) sagt, man halte sie für die Gemalin des Saturnus und ihr Fest, **Opalia**, sei anfänglich mit den Saturnalien zugleich an denselben Tagen im Januar gefeiert worden. Man bete sitzend zu ihr, indem man dabei die Erde berühre. Nach Philochorus habe Cecrops ihren Dienst (als der Terra) in Attika eingeführt. An einer andern Stelle (Sat. I, 9.) identificirt sie Macrobius mit den andern italischen Gottheiten Bona Dea, Fauna, Fatua und Maja. (*Völcker.*)

OPSLO, die alte Hauptstadt Norwegens, von König Harald Haardraade (sprich: Hördröde) im J. 1060 gegründet. Im J. 1624 brannte sie ab, und ward vom König Christian IV. unter dem Namen **Christiania** wieder hergestellt (s. Christiania). Vor der Reformation ward nach Opslo ein Bisthum benannt, welches, angeblich 1537, mit dem Bisthume (Stift) Hammer vereiniget ward. Jetzt bildet das alte Opslo die südliche Vorstadt von Christiania, mit mehren freundlichen ländlichen Wohnungen und der alten steinernen Residenz der Bischöfe von Opslo (jetzt Bischöfe von Aggerhuus), auch einer Kirche und einem Armen-, Zucht-, oder eigentlich Zwangsarbeits- und Irrenhause. In der Nähe von Opslo liegt ein Alaunwerk. (*v. Schubert.*)

Opsopoeus, (Johann) und Opsopoeus, (Vincent) s. Obsopoeus 3te Sect. I. S. 231 fg.

OPSTAL (Gerhard van) geb. 1595, gest. 1668, ein Bildhauer von Brüssel, welcher vortreffliche Kunstwerke, besonders in Elfenbeinschnitzwerken, lieferte. Er arbeitete lange Zeit in Paris, wo er für Ludwig XIV. sehr beschäftigt war. Ebenso war er der Fertiger des vortrefflichen Schnitzwerkes an der schönen Galerie des Hotel de Lambert. Das in der Revolution weggenommene Bildniß Ludwig XIV. auf der Porte St. Antoine zu Paris war auch von seiner Hand vollendet.

Er radirte ein sehr schönes, mit vielem Geiste vollendetes Blatt: Triton, welcher die Amymone liebkoset, neben ihr mehre Amoretten in gr. quer Folio Format*). Louis Ferdinand radirte ebenfalls nach seinen Werken mehre schöne Blätter, besonders in 9 Blättern, die Tugenden und verschiedene Amoretten; alles Blätter, welche mehres von den schönen Schnitzwerken enthalten.

Seines Bruders Sohn Caspar (?) war ein guter Historien- und Bildnißmaler zu Antwerpen; er copirte 1704 die Kreuzabnahme nach Rubens. Unter der Sammlung von Künstlerbildnissen nach van Dyck befindet sich das sehr artige Bildniß von Anton v. Opstal. (*Frenzel.*)

OPSTRAET (Johann), ein katholischer Gottesgelehrter, zu Berington im Lüttichschen den 3. Oct. 1651 geboren. Er studirte zu Löwen, erhielt daselbst ein theologisches Lehramt und kam dann in derselben Eigenschaft an das Seminar zu Malines. Der Erzbischof dieser Stadt entzog ihm aber, als einem Anhänger von Jansenius und Quesnel seine Gunst, und entfernte ihn als einen gefährlichen Mann. Auch aus Löwen, wohin er sich begab, wurde er theologischer Streitigkeiten wegen verbannt, und Philipp V. verbot ihm 1704 den Aufenthalt in den gesammten spanischen Niederlanden. Zwei Jahre darauf, da das Land (nach der Schlacht bei Ramelies) in die Gewalt Österreichs kam, kehrte er nach Löwen zurück, wurde daselbst Principal des Collegiums von Faucon, und starb den 29. Nov. 1720. Er war das Haupt und Muster der Jansenisten in Holland, ein Mann von Talenten und in der Theologie aufgeklärter, als viele seiner Zeitgenossen, ein Bestreiter der päpstlichen Unfehlbarkeit und einiger andrer Dogmen. An den zu seiner Zeit herrschenden theologischen Zwistigkeiten nahm er einen lebhaften Antheil, und man hat von ihm viele Streitschriften gegen die niederländischen Theologen Mayer, Daelmann, Stegaert, Parmentier, Desirant Denys u. a. Am bekanntesten wurde er durch die beiden oft gedruckten und noch immer lesenswerthen Schriften: Pastor bonus seu idea, officium et praxis pastorum. 1687. 12., und nach mehren andern Ausgaben: Vicet. 1770. 12. Bamberg. 1776. 1785. 8. Franz. von Hermant, 2 Thle. 12. Ratio studiorum ac vitae theologi christiani. Lovan. 1692. 1697. 12. Passav. 1762. Bamberg. 1775. 1776. Madr. 1788. Florent. 1789. 8. Frei in das Franz. übers. von St. André de Beauchesne. Paris 1723. 12. In beiden Schriften bestreitet

*) Dieses Blatt gehört unter die Zahl der nicht gewöhnlichen.

er mehre irreleitende jesuitische Maximen und in der ersten stellt er ein schönes, gut angelegtes und trefflich ausgeführtes Gemälde eines guten Hirten auf. Von seinen übrigen zahlreichen Schriften bemerken wir: Dissertatio theologica de conversione peccatoris. Lov. 1697. Franz. von de Natte. Paris 1731. Diss. theol. de praxi administrandi sacramentum poenitentiae. 1692. 4.; der verführerischen jesuitischen Moral entgegengesetzt. Institutiones theologicae de actibus humanis. 1709. Vol. III. 12. Theologiae dogmaticae et moralis pars prima. Lov. 1726. Vol. III. 12. Die Fortsetzung erschien nicht. De locis theologicis dissertationes decem. 1738. Vol. III. 12. *) (*Baur.*)

Optatianus, s. Porphyrius.

OPTATIV. Der Optativ [1]) (modus optativus, ἡ εὐκτική) enthält die Bezeichnung einer bestimmten Form des Seins, ist aber nur nach einem Theile seiner gesammten Bedeutung benannt worden: denn der Gebrauch desselben ist besonders in der griechischen Sprache über den Ausdruck eines Wunsches hinaus erweitert, und der Wunsch selbst ist nur eine einzelne Form des Möglichkeitssatzes, für dessen eine Hälfte der Optativ bestimmt ist. Um dieses klar zu machen, müssen wir etwas weiter ausholen. Die sprachlichen Modi sind Bezeichnungen für die verschiedenen Formen oder Modificationen des Seins. Dieser Formen gibt es drei, ein wirkliches Sein, ein mögliches, ein nothwendiges. Für diese Hauptformen des Seins muß demnach auch jede Sprache besondere sprachliche Formen haben; jede Sprache hat also einen Indicativus zur Bezeichnung eines wirklichen Seins, einen Subjunctivus für das mögliche Sein, einen Imperativus für das nothwendige Sein [2]). Infinitivus und Participium werden von einigen ohne Grund zu den Modi gerechnet. Schon aus dieser einfachen Darlegung erhellt, daß der Optativ kein nothwendiges Erzeugniß der Sprache sein kann; noch mehr aber erhellt dasselbe aus der historischen Betrachtung: denn die meisten Sprachen haben sich damit begnügt, das gesammte Gebiet der Möglichkeit durch einen einzigen Modus, den Conjunctivus oder Subjunctivus, zu bezeichnen. Allein bei denjenigen Sprachen, deren Verba besonders geeignet sind, in ihren Endungen die mannigfaltigsten Formen auszuprägen, stellt sich das Bedürfniß ein, für die beiden Arten des gesammten Gebietes der Möglichkeit zwei verschiedene Formen auszuprägen. Denn bekannt ist es, daß die Bezeichnung des Möglichen eine doppelte ist. Denn entweder erscheint etwas als möglich durch die Umstände, d. h. aus der besonderen Beschaffenheit der Objecte geht eine Möglichkeit hervor, oder es wird etwas blos als möglich gedacht, d. h. es ist etwas möglich nach der Vorstellung des denkenden Subjects. Im ersten Falle haben wir eine objective Möglichkeit, im zweiten eine subjective. Zur Bezeichnung der subjectiven Möglichkeit wird nun der Optativus angewendet in denjenigen Sprachen, welche für diese eine Art des Möglichen jenen Modus herausgebildet haben. Wo dieses nicht der Fall ist, da muß der Conjunctiv für beide Arten der Möglichkeitsbezeichnung dienen, oder es werden gewisse Umschreibungen gebraucht, um dadurch die subjective Möglichkeit auszudrücken. In keiner Sprache ist der Gebrauch des Optativs so ausgebildet, und seine Verschiedenheit von dem Conjunctiv, dem Modus zur Bezeichnung der objectiven Möglichkeit, so bestimmt hervorgehoben, als in der griechischen. Günstig wirkte hier die eigenthümliche Form, welche schon in der frühesten Zeit von der Form des Conjunctivs streng geschieden war. Daher glauben wir das Wesen des Optativs dadurch am besten aufzuzeigen, wenn wir eine ganz kurze Übersicht von dem Gebrauche dieses Modus in der griechischen Sprache hier mittheilen. Die Annahme eines Möglichen kann auf zweifache Art zu Stande kommen, entweder durch das redende Subject oder durch ein anderes von diesem eingeführtes. Daraus aber ergeben sich vier Arten von Bezeichnungen durch den Optativ: 1) Es wird ein Wunsch ausgesprochen. 2) Es wird die Annahme eines Möglichen unter der Voraussetzung einer Bedingung aufgestellt. 3) Der Optativ enthält ein Urtheil mit dem Ausdrucke, daß dieses nur eine willkürliche Annahme sei. 4) Der Optativ enthält den Ausdruck der Gedanken eines andern Subjects.

1) **Optativ zur Bezeichnung eines Wunsches.** Durch den Optativ wird ein Wunsch, daß etwas sein oder werden möge, rein hingestellt, ohne dabei zu bezeichnen, ob das Gewünschte in Erfüllung gehen wird oder nicht. Der Wunsch selbst ist nichts anderes als die Annahme eines Möglichen, wozu sich die ethische Neigung gesellt hat, das als möglich Angenommene möge wirklich sein. Alle solche Sätze sind grammatisch und logisch freie Sätze. Z. B. *ἐμοὶ θεοὶ ὄλβον δοῖεν*, möchten mir die Götter Reichthumsglanz verleihen; sie besitzen die Kraft dazu. Gern schließen sich an solche Optative gewisse Partikeln an, wodurch die ethische Neigung mehr hervorgehoben wird, besonders *οὕτως*, *εἴθε*, *εἰ γάρ*, *εἰ*. Auch ein Indicativ kann diesen Wunsch ausdrücken, aber damit ist zugleich gesagt, daß dem Gewünschten alle Realität fehle: z. B. *εἴθε ἐνίκησα*, utinam vicissem. Dasselbe bezeichnet die Periphrasis vermittelst *ὤφελον*; z. B. *ὤφελον νικῆσαι*, ich hätte siegen sollen.

2) **Der Optativ nebst der Voraussetzung einer Bedingung.** Solche Sätze sind grammatisch frei, logisch aber abhängig von der nicht ausgedrückten aber hinzugedachten Bedingung. Wenn wir den Satz *εἰ γένοιτο* aussprechen, so ist der vollständige Gedanke: *εἰ γένοιτο, εὖ γένοιτο*, wenn es geschähe, so würde es glücklich gehen. Die Annahme der Bedingung ist nicht von Außen begründet, sondern ist nur eine im Sub-

*) *Petr. Franc. Agricolae* saeculi XVIII bibliotheca ecclesiast. T. IV. p. 111. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. XXXII. (von Picot). Stäudlin's Gesch. der theol. Wissenschaften. 2ter Bd. S. 691.

1) Vergl. auch den Art. Modi. 2) Durch den Imperativus wird indessen nur ein subjectiv-nothwendiges Sein ausgedrückt, denn ein Befehl entsteht durch die subjective Überzeugung von der Nothwendigkeit dessen, was befohlen wird. Die objective Nothwendigkeit wird durch eigene Hülfszeitwörter bezeichnet, wie durch δεῖ, χρή, oportet, opus est, müssen, sollen.

jecte liegende Voraussetzung. Vgl. *Sophocl.* Oed. C. 42. und 43.

> *τὰς πάνθ᾽ ὁρώσας Εὐμενίδας ὅ γ᾽ ἐνθάδε*
> *εἴποι λεώς νιν· ἄλλα δ᾽ ἀλλαχοῦ καλά.*

Aristoph. Av. 181.

> *ὥσπερ εἴποι τις, τόπος.*

Wird der Conditionalsatz wirklich hinzugesetzt, so steht ebenfalls der Optativ und zwar ohne die Partikel *ἄν*, welche nur in wenigen Fällen bei solchen Sätzen stattfindet. Darüber vgl. Reisig's Commentatio de vi et usu *Ἄν* particulae, p. 124.

3) Der Optativ enthält ein Urtheil mit dem Ausdrucke, daß dieses nur eine willkürliche Annahme sei. Dies ist meistens der Fall bei hyperbolischen Redensarten. Vgl. Reisig a. a. O. pag. 131, 132. Als Beispiel führen wir nach ihm die Stelle des *Theocrit.* XVII, 60. an. Hier sagt eine Geliebte zu ihrem Liebhaber:

> *φῇς μοι πάντα δόμεν· τάχα δ᾽ ὕστερον οὐδ᾽ ἅλα δοίης.*

Du versprichst mir Alles zu geben; am Ende gibst du mir gar nichts. *Hom.* Il. *K*, 246.

> *τούτου γ᾽ ἑσπομένοιο καὶ ἐκ πυρὸς αἰθομένοιο*
> *ἄμφω νοστήσαιμεν, ἐπεὶ περίοιδε νοῆσαι.*

4) Optativ zur Bezeichnung des Gedankens eines andern Subjects. In grammatisch freien Sätzen kann eine solche Bezeichnung nur unter der Form einer Frage gegeben werden. Z. B. *τί γένοιτο?* was sollte geschehen? d. h., was stellt man sich als möglich vor? Vgl. *Aristoph.* Plut. Vs. 375. *φέρε ποῖ τις οὖν τράποιτο;* Reisig a. a. O. pag. 132—134. In grammatisch abhängigen Sätzen kann dieselbe Bedeutung stattfinden, z. B. bei *Sophocl.* Oed. C. 1168.

> *καὶ τίς ποτ᾽ ἐστίν, ὅν γ᾽ ἐγὼ ψέγοιμί τι;*

Vgl. Reisig a. a. O. pag. 135. Besondere Anwendung wird von diesen Bezeichnungen des Optativs auf die Conditionalsätze und Finalsätze gemacht, welchen Punkt wir hier übergehen, weil es uns nur auf eine allgemeine und kurze Übersicht ankommt.

Vermittels des Optativus und der Partikel *ἄν* wird gleichsam ein neuer Modus, ein modus periphrasticus, gebildet. Darüber können wir auf zwei ebenso gründliche als ausführliche Abhandlungen verweisen. Die erste davon ist die schon erwähnte von Reisig, welche seiner Ausgabe der Wolken des Aristophanes beigefügt ist; die andere ist *Godofredi Hermanni* de particula *ἄν* libri duo. S. Classical Journal. Vol. 34. 35. Dieselbe Abhandlung ist abgedruckt im letzten Bande der englischen Ausgabe des Thesaurus von H. Stephanus. (Auch *G. H.* de part. *ἄν* libri IV. L. 1813. 8.). Der neueste Urheber einer griechischen Syntax, G. Bernhardy, unterscheidet einen unmittelbaren, einen mittelbaren und einen hypothetischen Optativ. Vgl. S. 401—414. (*Franz Ritter.*)

OPTATUS Milevitanus, ein Afrikaner, Bischof von Milevis in der Provinz Numidien, der Partei der Katholiken angehörig, verfaßte unter Valentinianus I. und Valens sechs Bücher gegen die Donatisten, um ihre Verleumdungen der katholischen Kirche zurückzuweisen [1]). Diese Schrift hat sich in Handschriften fortgepflanzt unter der Überschrift: S. Optati Afri Episcopi Milevitani de schismate Donatistarum adversus Parmenianum, und zwar beendigen sie die meisten Handschriften mit dem sechsten Buche, drei aber fügen ein siebentes Buch hinzu [2]). Die Abfassungszeit liegt angedeutet in den Worten (L. I, 13): ferme ante annos sexaginta, et quod excurrit, per totam Africam persecutionis divagata est tempestas, quae alios fecit martyres, alios confessores etc., womit die diocletianische Christenverfolgung beschrieben wird, welche Afrika von 303—305 verwüstete, so daß also der Verfasser, welcher sechzig Jahre und drüber seit Ablauf derselben zählte, dies um das Jahr 370 muß geschrieben haben. Auch redet er L. IV, 5. de Photino praesentis temporis haeretico, qui Filium Dei ausus est dicere tantummodo hominem fuisse, non Deum. Dieser Photinus aber starb nach Hieron. im Chronicon im Jahre 376. Endlich die gemeinschaftliche Regierung des Valentinianus und Valens, in welche Hieronymus diese Schrift setzt, fällt in die Jahre 364—375. Dagegen wird die Reihenfolge der römischen Bischöfe L. II, 3. bis auf Siricius, welcher erst im Jahre 384 zur Regierung gelangte, herabgeführt mit den Worten: Damaso (successit) Siricius, hodie qui noster est socius. Die Übereinstimmung der Handschriften gestattet nicht, die Worte: Damaso Siricius als Zusatz eines Spätern auszumerzen, um diesen chronologischen Widerspruch zu heben. Auch zeigt die §. 4. sich anschließende Reihenfolge der Donatistischen Bischöfe zu Rom eine ähnliche Abweichung. Denn nachdem zuvor ein Macrobius sehr deutlich als derjenige war bezeichnet worden, welcher damals die Donatistischen Schismatiker zu Rom regiert habe, werden ihm in diesem Verzeichnisse noch zwei Nachfolger, Lucianus und Claudianus, gegeben, mit welchen also auch diese Reihenfolge später müßte ergänzt worden sein. Da nun auch hier die Handschriften nicht an Interpolation zu denken gestatten, so gewinnt Dupin's Vermuthung, daß diese Ergänzungen von Optatus selbst herrühren möchten, welcher sie einer späteren Umarbeitung seiner früheren Schrift beifügte, nicht geringe Wahrscheinlichkeit. Unter dieser Voraussetzung aber lesen wir das Wort jetzt in einer zweiten unter Siricius, oder nach 384, veranstalteten Ausgabe des Verfassers. In dieser war denn auch wahrscheinlich das in einigen Handschriften befindliche sogenannte siebente Buch, welches in den ursprünglichen Plan (L. I, 7.) nicht aufgenommen und dem Hieronymus nicht bekannt geworden war, hinzugetreten. Denn es enthält nur Nachträge und Berichtigungen zu den früheren Büchern [3]), welche abgerissen stehen [4]) und

---

1) *Hieron.* Catal. Script. Ecclesiast. c. 110. 2) Vergl. *E. G. Cyprianus* Annott. ad Hieron. l. c. *Schönemann* Bibl. Patrum Latinorum. T. I. p. 356 sq., welcher die verglichenen Handschriften verzeichnet und beschreibt. 3) So erklären sich L. VII, 1—3. genauer über eine allgemein gefaßte Anklage im ersten Buche; §. 4. 5. holen Donatistische Einwürfe nach, denen ähnlich, welche das vierte Buch enthielt. 4) So besonders der letzte

wol der zweiten Ausgabe ursprünglich als Supplement waren angehängt worden. Die Nachlässigkeit späterer Abschreiber ließ diese Zusätze bisweilen wegfallen, während andere daraus ein eigenes Buch machten; Hieronymus aber fand sie in seinem Exemplar noch als bloße Beilagen vor, welche er nicht ausdrücklich glaubte erwähnen zu dürfen. Von Anderen endlich wurden sie willkürlich und im Geiste der späteren Kirche erweitert [5]). Diese Interpolationen, welche eben sowol von der dogmatischen Ansicht als von dem Style des Optatus abweichen, verbunden mit der willkürlichen Überschrift: Liber septimus, wurden die Veranlassung, daß man auch die echten Supplemente bezweifelte.

Der Parmenianus, an welchen diese Bücher gerichtet sind, war von den carthaginiensischen Donatisten, obwol er einer andern Diöcese angehörte, gewählt worden, um in die Stelle ihres um das Jahr 360 verstorbenen schismatischen Bischofs Donatus einzutreten. So zum kirchlichen Oberhaupte des schismatischen Afrika erhoben, welches er bis an seinen Tod im Jahre 392 regierte, führte er die Sache seiner Partei in mehren Streitschriften, und ihm verdankte das Schisma vornehmlich seine rasche Ausbreitung über alle Sprengel Afrikas. In dem Tractat, auf welchen Optatus antwortete, hatte er, wie sein Gegner referirt, aus Mangel an Sachkenntniß, da ihm die kirchlichen Verhältnisse des Sprengels nicht genau bekannt waren, einiges unüberlegt beigebracht, was die Katholiken weit leichter als die Donatisten sich aneignen und zu ihrem Vortheile benutzen konnten; die einzige Thatsache aber, welche er gegen die Katholiken anzuführen wußte, daß sie Kriegsmacht zur Unterdrückung der Donatisten verlangt hätten (a nobis contra vos militem fuisse postulatum), beruhte auf Verleumdung. Beides im Tone brüderlicher Ermahnung und Zurechtweisung nachzuweisen, wird als die Absicht der an ihn gerichteten Schrift angegeben [6]), obwol dieselbe nicht überall den Geist brüderlicher Liebe athmet, sondern stellenweise dem Einflusse leidenschaftlicher Erbitterung oder persönlichen Widerwillens unterliegt. Für die Geschichte der donatistischen Streitigkeit ist das erste Buch von besonderer Wichtigkeit, indem es den Ursprung des Schismas aufklärt. Da nämlich Parmenianus gesagt hatte, daß Christus die Mitgiften (dotes), mit welchen er seine Braut, die Kirche, ausstattet, nicht auch den Schismatikern zufließen lasse, um alsdann den Katholiken, welche er als die Urheber des Schismas darstellte, diese Mitgiften abzusprechen: zeigt ihm Optatus aus einer documentirten Geschichte der Entstehung des Schismas, daß diese Behauptung auf seine Partei zurückfalle. Darauf weist er im zweiten Buche §. 1—13 von allen diesen vorgeblichen Mitgiften nach, daß sie bei den Katholiken verblieben seien, bei den Donatisten aber vergeblich aufgesucht würden. Da ferner Parmenianus behauptet hatte: „das könne nicht die Kirche sein, was mit blutigen Bissen sich weide und vom Fleische und Blute der Heiligen sich mäste," so wendet er auch dies auf die Partei der Donatisten zurück, indem er ihr gewaltthätiges Verfahren und ihre Verfolgungswuth mit grellen Farben in einer Reihe von Thatsachen zeichnet L. II, 14—26. Das folgende dritte Buch widerlegt den Vorwurf, die Einigkeit (unitas) durch gewaltsame Mittel betrieben zu haben. Denn die kaiserlichen Kriegsscharen, welche sie bewirken sollten (die operarii unitatis), hätten erst, nachdem Ermahnungen nichts fruchteten und die Donatisten selbst Gewalt gebraucht hatten, zu den Waffen ihre Zuflucht genommen. Dieses Buch enthält schauderhafte Züge von dem blutigen Fanatismus der Donatistischen Circumcelliones, aber dient zugleich auch zum Beweise, daß man die kirchliche Union schon damals durch eine Art von Dragonaden zu erzwingen suchte. Da ferner Parmenianus die Stellen der heil. Schrift, in welchen vor der Gemeinschaft mit den Sündern gewarnt und ausgesagt wird, daß Gott die Opfer der Sünder nicht annehme, wider die gewünschte Herstellung des Friedens und der Einigkeit gemisbraucht hatte; so wird auch dies im vierten Buche auf ihn und seine Partei umgebogen, wiefern, obwol kein Mensch sich der Sündenreinheit rühmen dürfe, doch die Friedliebenden, Einigkeit Suchenden, Wohlwollen und Liebe Ausübenden, gewiß sündenreiner seien, als diejenigen, welche das gerade Gegentheil aller dieser christlichen Tugenden predigten. Zunächst waren die Äußerungen des Parmenianus über die Taufe, welche er auf die Vorbilder der rettenden Arche und der Beschneidung gestützt, aber zugleich in eine echte und unechte (um die Wiedertäuferei seiner Partei zu rechtfertigen) unterschieden hatte, gleichfalls gegen ihn zu kehren. Dies geschieht im fünften Buche, indem gezeigt wird, daß jene Vorbilder auf Eine Taufe führen, welche alsdann eine echte sei, wenn sie im Namen der Trinität vollzogen werde, und das Heil verleihe durch den Glauben des Empfangenden, nicht durch die Gnadengaben des Ertheilenden. Die Wiederholung würde aber das Wesen einer solchen Taufe vernichten, die durch den Glauben empfangene Gnade zurückstoßen, und so des ewigen Lebens berauben. Nun bleibt ihm endlich noch im sechsten Buche das Verfahren zu rügen, durch welches die Donatisten ihren Haß und Abscheu gegen die Katholiken kund gaben, indem sie die von den letzteren gebrauchten Altäre abschabten oder ganz niederrissen, die heiligen Gefäße verkauften, die Wände und den Fußboden der (ihrer Meinung nach durch die Berührung oder den Hauch der Katholiken entweihten) Kirchen durch Abwaschung säuberten, den geweihten Jungfrauen, welche zu ihnen übertraten, die Haube (mitella), welche die Gelübde bezeichnete, ab-

---

Abschnitt §. 6. 7. über Macarius, welcher hier gar keinen Zusammenhang hat, sich aber genau an das Ende des dritten Buches anfügt.

5) Doch nur L. VII. 2. hatte dies Schicksal. Man kennt aber diese Interpolationen nur aus einer nicht mehr nachzuweisenden Handschrift des Fr. Balduinus; Dupin, welcher sie in keinem seiner vier Codices zum 7. Buche vorfand, nahm sie nicht in den Text auf, sondern verwies sie in eine Appendix. Sie verrathen durchgängig die der Denkart des Optatus durchaus widersprechende Tendenz, das Verbrechen der Tradition durch den Grundsatz: necessitas excusat voluntatem zu beschönigen. 6) Vergl. L. I, 4. 5. II, 3.

nahmen, das Haupt derselben zur Büßung mit Asche bestreuten, und dann mit einer andern Mütze Donatistischen Zuschnittes versahen, endlich den katholischen Leichen keine Ruhestätte auf ihren Kirchhöfen vergönnten. Nach Optatus würde dies lieblose Verfahren selbst alsdann unchristlich sein, wenn die Katholiken wirklich so arge Sünder wären, als sie es nur in den Augen ihrer Gegner waren. Ausfälle endlich auf die Proselytensucht der letztern, welche die Seelen der Gläubigen durch alle Lockmittel zu verstricken und ins Netz zu ziehen wußte, beschließen die immer leidenschaftlicher gewordene Rede.

Über den Zustand des Kirchenregimentes, der Disciplin und Liturgie, über den herrschenden Lehrbegriff (vornehmlich die streitigen Punkte von der Kirche, der Taufe, der Buße, den Sacramenten) enthält der kurze Tractat einen großen Reichthum an wichtigen Notizen, welche für hierarchische Interessen sich trefflich benutzen lassen; aber man findet in ihm auch manches wahre, zeitgemäße Wort über kirchliche Spaltungen, ihre Folgen und ihre zweckmäßigste Behandlung, um den gestörten Frieden wieder zu gewinnen. Der Styl ist rauh, die Sprache barbarisch, der Vortrag gedrungen, lebhaft, witzig, voll Feuer und Leidenschaft, das Urtheil oft einseitig befangen, die Beweisführung meistens gegründet auf eine allegorische Erklärung der heil. Schriften, welche an Willkür ihres Gleichen sucht; Kenntniß und Gelehrsamkeit geben sich selten zu erkennen.

Erwähnt wird diese Schrift unter dem Namen des Optatus öfter bei dem heiligen Augustinus [7]; angeführt werden Stellen aus derselben in der carthaginensischen Verhandlung mit den Donatisten vom Jahre 411 [8], und in den Schriften des Fulgentius, welcher Optatus zuerst als einen Heiligen bezeichnet [9], zu dessen Gedächtnißfeier später das römische Martyrologium den 4. Juni bestimmte. Sein Werk aber scheint in Abschriften nicht oft vervielfältigt zu sein; denn es haben bis jetzt kaum 7 oder 8 handschriftliche Exemplare desselben nachgewiesen werden können. Die erste Ausgabe desselben besorgte Joh. Cochläus, nach einer höchst fehlerhaften Handschrift überaus eilig und nachlässig zu Mainz 1549. f. Franz Balduin gab den Text aus einer bessern Handschrift berichtigt Paris 1563. 8; dann mit dem siebenten Buche vermehrt, auf den Grund zweier neu hinzugekommenen Handschriften verbessert, mit großentheils historischen Anmerkungen, Akten und Aufsätzen erläutert, Paris 1569. 8. Nach den beiden Ausgaben Balduins, vornehmlich der zweiten, wurde der Text öfter wieder abgedruckt und allmälig mit den Anmerkungen des Gabr. Albaspinäus, Casp. Barth, Mericus Casaubonus, Philipp Prior (le Prieur) u. a. ausgestattet, blieb aber noch immer sehr corrupt, bis Ludw. Elias Dupin, unterstützt von fünf noch unverglichenen Handschriften, der Verbesserung desselben eine große Sorgfalt zuwandte. Seine Ausgabe, welche die neue Textesrecension enthielt, erschien zuerst Paris 1700 fg., mit vielen zweckmäßigen Anmerkungen des Verfassers und den Erläuterungen der früheren, einem reichhaltigen kritischen Apparat, zahlreichen Urkunden zur Donatistischen Streitigkeit, einer genauen Geschichte derselben und trefflichen Untersuchungen der kirchlichen Geographie Afrikas versehen. Sie hat sich seitdem in mehren Ausgaben fortgepflanzt, unter welchen die von Franz Oberthür besorgte (Würzburg 1790. 91. 2 Bde. 8.) die neueste und bequemste ist, aber die erklärenden Anmerkungen Dupin's vermissen läßt. (*v. Coelln.*)

7) De Doctr. Christ. L. II, 40. 61.; c. Ep. Parmeniani. L. I. 13, 5.; de Unit. Eccl. cap. 19, 50. 8) Bei *Augustin* Brevic. Collat. c. 20, 38. 9) Sanctus Milevitanus Episcopus in sexto adversus Parmenianum libro. Ad Monimum L. II. c. 13.

Opticus, Optik, Optischer Betrug, Optisches Cabinet, Optische Gläser, Optische Instrumente, Optische Wissenschaften, s. Licht.

OPTIMATEN, wörtliche Übersetzung des griechischen *ἄριστοι*, vermuthlich auch aus der griechischen Vorstellung von Aristokratie entstanden und nur seit der Bekanntschaft der Römer mit den politischen Ansichten der Griechen übertragen. Es gab damals in Rom eine Senatspartei und eine von den Volkstribunen repräsentirte plebejische (populares); wie nun diese das demokratische, so vertrat jene das aristokratische Element des römischen Staats; die conservative Partei des Senats nannte sich daher optimates und nahm auch wirklich den Titel einer Patriotenpartei für sich vorzugsweise in Anspruch. Die Hauptstelle ist bei *Cicero* pro Sext. 45. Duo genera semper in hac civitate fuerunt eorum, qui versari in republica atque in ea se excellentius gerere studuerunt: quibus ex generibus alteri se populares, alteri optimates et haberi et esse voluerunt. Qui ea quae faciebant quaeque dicebant, jucunda multitudini esse volebant, populares; qui autem ita se gerebant, ut sua consilia optimo cuique probarentur, optimates habebantur etc. Denn die weitere Ausführung hält sich nicht an den streng publicistischen Sinn: *Cic.* de rep. 2. 23. statu esse optimo constitutam rempublicam, quae ex tribus generibus illis regali et optumati et populari confusa modice. (*M*).

OPTIMISMUS. Unter Optimismus versteht man im Allgemeinen die Ansicht, daß unter allen Welten, welche Gott möglicher Weise hätte schaffen können, die wirklich von ihm geschaffene, die beste, optima, sei. Sagt man, nicht dies sei Optimismus, sondern daß Gott für die Erreichung des höchsten Zweckes die Welt so eingerichtet habe, daß der Zweck verwirklicht werden könne, so ist das nur eine andere Bestimmung vom Verhältniß der Möglichkeit und Wirklichkeit. Auf die Gegenwart des Absoluten in der Welt kommt es in beiden Auffassungen an. Die Wirklichkeit soll keine höhere außer sich haben, sondern selbst, trotz aller Widersprüche, die höchste sein; ein Begriff, der jeden Widerspruch zugesteht, aber als einen Schein betrachtet, der in der Einheit des Ganzen sich auflöst und zum nothwendigen Mittel des unendlichen Zweckes wird. In dieser Ansicht ist der Kern aller Speculation beschlossen und man kann daher behaupten, daß alle speculative Philosophie sich zum Optimismus bekennt. Der Begriff

des Absoluten, wie er auch im Besonderen bestimmt werden möge, enthält die Identität der Möglichkeit und Wirklichkeit in sich und alle wahrhafte Philosophie ist deswegen darauf ausgegangen, die Wirklichkeit als die dem Absoluten entsprechende Offenbarung zu erkennen. Was in der Philosophie Aufgabe der Erkenntniß und des Beweises ist, das finden wir in der Religion als ein unmittelbares Bewußtsein vor; keine Religion bezweifelt die Vollkommenheit der Welt. Wenn aber positiv die höchste Vollendung der Welt gesetzt wird, so entsteht damit zugleich die Aufgabe, das, was als Unvollkommenheit, als Mangel, als Übel, als Böses erscheint, zu rechtfertigen. Die Religion macht die Freiheit des Menschen zum Princip des Bösen und betrachtet das Übel als Folge und Strafe des Bösen. In ihrer Anschauung war die Welt vor dem Wollen und Thun des Bösen ohne alles Übel; der Mensch befand sich in der Welt durchaus selig; daß in der Welt Unvollkommenheit, Übel existirt, ist daher seine That, ist nicht die Schuld Gottes, der im Gegentheil durch die Religion und ihren Cultus den Menschen zuerst vom Bösen und demnächst von dessen Entwickelung im Übel befreien will. Die Philosophie kann sich mit einer solchen Voraussetzung nicht begnügen; was in der Religion als geschichtliche Thatsache geglaubt wird, muß sie als ewige Bestimmung des Absoluten erfassen. Deswegen entsteht hier die Frage nach der Nothwendigkeit des Bösen und des Übels. Die Religion sieht deren factischen Ursprung als einen Zufall an; sie nimmt ganz richtig die Freiheit als Princip des Bösen; aber daß der Mensch, oder, allgemeiner gesprochen, der erschaffene Geist seine Freiheit misbrauchte und durch willkürliche Verletzung des göttlichen Willens unfrei, böse, unglücklich wurde, erscheint ihr als ein zufälliges Geschehen, das ebenso wol, als es sich ereignet hat, auch hätte ausbleiben können; der Mensch war zum Misbrauch seiner Freiheit nicht gezwungen, denn sonst wäre er gar nicht frei gewesen. Die Philosophie muß das Letztere zugestehen; sie muß aber auch einwenden, daß, wenn Gott den Menschen mit der Möglichkeit des Bösen schuf, diese Möglichkeit ihre Realität, oder, daß sie nicht ein Schein sei, nur dadurch erfahren konnte, daß sie zur Wirklichkeit überging. Die That des Bösen ward also dem Menschen die Bewährung von der Wirklichkeit seiner Freiheit.

Der Optimismus bewegt sich demnach in den Kategorien der Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit. Er sucht den Widerspruch der Erscheinung mit dem Begriff der Idee dadurch zu versöhnen, daß er den Widerspruch als ein der Idee nothwendiges Moment anerkennt; es versteht sich dabei von selbst, daß er den Widerspruch nicht blos setzt, sondern daß er ihn auch aufhebt. Wird nur der Widerspruch gesetzt, so entsteht der Dualismus, der in Bezug auf die Entgegensetzung des Bösen und Guten besonders als Manichäismus sich entwickelt hat. Wird nur die Einheit Gottes und der Welt gesetzt, wird der Widerspruch der Welt in sich und mit Gott ignorirt, so entsteht das, was man Pantheismus genannt hat. Die wahrhafte Philosophie hat sich daher zu hüten, weder in die Oberflächlichkeit dieser Identität noch in die endlose Entzweiung jenes Unterschiedes zu verfallen. Sie kann dies aber nur, wenn sie sowol die Identität als den Unterschied berücksichtigt.

Es war nothwendig, daß die bestimmtere Ausbildung des Optimismus in einer Philosophie auftrat, welche an dem Satze der Identität und des Widerspruchs einerseits, sowie an dem des zureichenden Grundes andererseits die formellen Principien der Erkenntniß hatte. Diese Philosophie war die Leibnitzische. Allerdings finden sich schon vor ihr Andeutungen des Optimismus, wie dies nach dem, was wir einleitend bemerkt haben, nicht anders sein konnte. Namentlich hebt man die Stoische und Neuplatonische Philosophie, in dieser vorzüglich die Plotinische, als Darstellungen des Optimismus hervor. Allein man hätte auch weiter gehen können; Aristoteles ist vor jenen Philosophien, Augustinus und Thomas von Aquino nach ihnen durchaus dem Optimismus zugethan.

Die äußern Veranlassungen für die Darstellung des Leibnitzischen Optimismus zu erzählen, gehört in die Geschichte Leibnitzens und seiner Werke. Wir können hier nur daran erinnern und die Hauptmomente seiner Beweisführung zusammenfassen. Bekanntlich hatte Bayle mit ungeheurer Gelehrsamkeit und mit bewunderungswürdigem Scharfsinne in seinem Dictionaire alle Zweifel angehäuft, welche den Glauben an die Freiheit des Menschen und an die Güte Gottes wankend machen können. Namentlich hatte er dies in den Artikeln Anaxagoras, Charron, Manichäer, Melissus, Paulicianer, Perikles und Xenophanes gethan. Gegen diese skeptischen Reflexionen richtete Leibnitz seine Essais de Theodicée, sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme, et l'origine du mal. In der ersten Abtheilung dieses Werkes gab er seine positive Ansicht der eben genannten Punkte; in der zweiten und dritten wendete er sich negativ gegen Bayle, berührte aber zugleich alle Philosopheme, welche der Bayleschen Ansicht verwandt sind. Die Grundanschauung der Leibnitzischen Philosophie war die Individualität, für deren Bezeichnung er sich besonders des Ausdruckes Monade bediente. Gott ist nach ihm die absolute Monas, deren Prädicate absolute Macht, Weisheit und Güte sind. Die Welt ist die Totalität der von Gott geschaffenen Monaden, welche in sich, als substantielle Individualitäten, unendlich, nicht aber, wie die schöpferische Monas, an und für sich absolut sind. Sie würden, wie die absolute Monas selbst, unerschaffen sein müssen, wenn sie ohne Schranke sein sollten; aus dieser nothwendigen Beschränkung geht nun aber alles Negative hervor, was wir das Böse, das Übel und als deren Empfindung den Schmerz nennen. Da nun keine geschaffene Monade den Zusammenhang aller Monaden unter einander durchschauen kann, so erscheint die Beschränkung des Lebens als ein Mangel nur für den Standpunkt der endlichen Erkenntniß; an und für sich aber ist alles Negative ein Gutes, was freilich nur da eingesehen werden kann, wo die Harmonie aller Monaden unter einander offenbar ist. Leibnitz stellt dies so dar,

daß Gott als die mit ihrem Begriffe identische Substanz in der Realisirung ihrer Attribute sich nicht selbst widersprechen könne; er sei die höchste Vernunft, der unendliche Verstand habe also in sich den Entwurf der besten Welt machen können; zugleich sei er aber auch der höchste Wille, grundlose Güte, also habe er unter den verschiedenen Welten, die er möglicher Weise schaffen konnte, nothwendig diejenige wählen müssen, welche seine Weisheit als die beste unter allen erkannte. Indem er nun als absolute Intelligenz den Begriff der vollkommensten Welt, als absoluter Wille aber den Entschluß zur Ausführung seines Zweckes haben mußte, war er auch als absolute Macht der zureichende Grund für die Realisirung des Begriffs. Die Welt ist daher, wie sie ist, nothwendig die vollkommenste; denn wäre sie es nicht, so würde Gott entweder nicht absolute Intelligenz, oder nicht absoluter Wille oder nicht absolute Macht sein. Daß aber diese Attribute ihm wesentlich sind, geht aus der nothwendigen Idee Gottes hervor, daß er nämlich unendliche Einheit der Substantialität und ihrer Existenz ist.

Auf diesen Kreis von Reflexionen kommt nun Leibnitz in der weitern Darlegung beständig zurück. In dem Negativen unterscheidet er das metaphysische, physische und moralische Übel. Das erstere ist die bloße, mit der Existenz des Creatürlichen als solcher verbundene Unvollkommenheit; das zweite besteht im Leiden; das dritte in der Sünde. Das metaphysische Übel ist nothwendig, weil außerdem die Schöpfung unmöglich gewesen wäre; das physische und moralische ist nicht nothwendig in demselben Sinne, aber seine Möglichkeit ist eine reelle, d. h. eine solche, die zur Wirklichkeit fortgeht. Gott hat deswegen das physische und moralische Übel zugelassen. Von diesem behauptet nun Leibnitz, daß die vollkommenste Welt ohne sein Dasein nicht hätte wirklich werden können, weil wir überzeugt sein müssen, daß Gott, als höchste Weisheit, Güte und Macht, die Welt gar nicht würde geschaffen haben, wenn er sie nicht als die vollkommenste schaffen konnte. Höchst sinnreich führt Leibnitz aus dem Ostergesange der römischen Kirche an: O certe necessarium Adae peccatum, Quod Christi morte deletum est! O felix culpa, quae talem ac tantum Meruit habere Redemptorem! — Aus diesem Umriß der Leibnitzischen Lehre wird man das Mangelhafte derselben schon entnommen haben. Sie zeigt weniger die Absolutheit des Wirklichen, als nur aus dem Begriffe des Wesens Gottes die Nothwendigkeit der Voraussetzung, daß diese Welt die beste sei. Dieser Mangel an concreter Durchführung gab Gelegenheit zu mannigfachen Entgegnungen, von denen Voltaire's Candide nicht als die tiefsinnigste, aber als die witzigste zu nennen ist. Da Leibnitzens Optimismus besonders den allgemeinen Zusammenhang des Endlichen, den wir nicht übersehen könnten, hervorhob, so warf sich Voltaire vorzüglich auf die Ironie, seinem Junker von Tondertontronk bei allem Unglücke und allem Schmerze durch seinen Philosophen Pangloß einzuschärfen, wie das Übel ja nur im Einzelnen vorhanden sei, in der Totalität der Begebenheiten jedoch dies Übel ein wahrhaft Gutes ausmache, das zum Besten der Welt, zur Hervorbringung der allgemeinen Harmonie von Gott angeordnet worden, und das nur der menschlichen Kurzsichtigkeit so bitter erscheine, weil sie die Kette der Ursachen und Wirkungen nicht in ihrem ganzen Umfange zu umspannen vermöge, während an sich, vor Gott als dem Schöpfer der prästabilirten Harmonie, kein Widerspruch da sei. — Cf. *F. Chr. Baumeister*: historia de doctrina de mundo optimo. Gorlitii, 1741. *Wolfart*, Controversiae de mundo optimo. Jenae 1743. — *Reinhard*: dissertation, qui a remporté le prix proposé par l'acad. R. des Sciences de Prusse sur l'Optimisme avec les pièces, qui ont concurru. Berl. 1755. 4. — Sammlung der Schriften über die Lehre von der besten Welt. Rostock, 1759. 8. (*Karl Rosenkranz.*)

OPTIMUS MAXIMUS, Beiwort des Jupiter, besonders des capitolinischen, der wegen seiner Wohlthaten oder weil er zu helfen geneigt ist, Optimus, wegen seiner Macht, d. h. weil er helfen kann, Maximus heißt, und zwar eher Optimus als Maximus, weil Allgüte etwas Höheres ist als die Allmacht. Vgl. die Artikel Jupiter und Zeus. (*M.*)

OPTIO, in der Armee, der Stellvertreter (Lieutenant) des Centurio oder Decurio, den dieser selbst annahm, oder der Militairtribun zugab. Vgl. den Artikel Legio. (*M.*)

Optometer s. Husmesser.

OPTSCHINA, Dorf im Königreiche Illyrien, im triester Kreise, mit einer eignen Pfarre, 670 Einwohnern und einem Grenzzollamte. (*Rumy.*)

OPUNTIA (Palaeozoologie). Kleine corallenartige Versteinerungen, welche der Corallina Opuntia *Linn.* et *Pallas* (*Marsigli* tab. VII. fig. 31 und *Ellis* Corall. pag. 60. tab. 25ª fig. 31.) ähnlich sein sollen, jedoch nicht näher untersucht sind, werden unter dem Namen Opuntia von Meinecke als auf Feuerstein sitzend, zu Oberwiederstedt, eine andere Art unter demselben Namen auch von Schröter citirt, doch gehören beide zu verschiedenen Geschlechtern*). (*H. G. Bronn.*)

OPUNTIA (Palaeophytologie). Schon Walch hielt Lepidodendron Rhytidolepis rc. für nahe verwandt mit den Cacteen, namentlich Cereus und Opuntia, von welcher auch von Humboldt später viele Pflanzenreste der Steinkohlenformation abzuleiten suchte, da die Pflanzen jener Familie in Amerika 30—40' hoch ästig, sehr hartholzig sind, und den dürresten Boden der Tropengegenden zur Aufnahme andrer Pflanzen vorbereiten. — (Cfr. Opuntia lapidea similis Opuntiae marinae litorali et saxatili *Clus. Helw.* Lib. II. 96. — Lithophyllon Opuntiae majoris aemulum. *Volkmann* Siles. subterran. p. 106. tab. XI. fig. 1. — Walch, Naturgeschichte der Versteinerungen Nürnbergs. III. 1771. p. 88—90) (*H. G. Bronn.*)

Opuntia *Tournef.* s. Cactus *Linn.*

---

*) Meinecke im Naturforscher, Stück XI. 1776. S. 123—141. J. S. Schröter im lithologischen Real- und Verballexikon V. (1782—8.) S. 50.



OPUNTIER, in Elea. Daß es solche gab, darauf deuten schon die mythischen Erzählungen, die Pindaros in dem neunten olympischen Siegesgesange erwähnt. Epharmostos war aus dem Euböa gegenüberliegenden Opus gebürtig und siegte zu Olympia in Elis. Um nun beide Orte gleichzeitig zu verherrlichen, benutzte Pindaros die über jene Verwandtschaft bestehenden Mythen. Es sind dieselben im Artikel Opuntische Lokrer mitgetheilt worden. Es gab in Elis einen König Opus, wie aus Pindar selbst hervorgeht [1]) oder auch einen Fluß, wie der Scholiast [2]) will. Ein anderer Scholiast macht den Opus zum Sohne des Eleios [3]). Sohn der von Pindar verherrlichten Protogeneia und des Zeus war Äthlios [4]). Dieser heirathete Kalyke, Tochter des Äolos [5]). Sein Sohn Endymion [6]) führte eine Colonie von Äolern aus Thessalien nach Elis [7]). Wer weiß, ob unter diesen nicht auch Opuntier sich befanden. — Die elische Stadt Opus lag in Akroreia. So hieß die an der Südostseite des Alpheios liegende Berggegend, und der Name der Bewohner lautete Akroreia [8]). Ol. 94, 3. (400 v. Chr. Geb.) als zu Athen Mikion Archon war [9]), schickten die Lakedämonier einen von ihren beiden Königen, den Pausanias, mit viertausend Mann gegen die Eleer. Außerdem hatte er noch bei seinem Heere Truppen fast von allen Bundesgenossen, die Böoter und Korinthier ausgenommen. Pausanias drang durch einen Paß von Arkadien in Elis ein und eroberte sogleich bei dem ersten Angriffe die Festung Lasion. Hierauf führte er sein Heer über das Gebirge und eroberte vier Städte, Thraistos, Halion, Eupagion und Opus [10]). Ol. 103, 3. zogen die Arkader durch die Städte der Akrorier, unter denen Xenophon nur Thraistos namentlich erwähnt [11]). Strabon hatte gehört, daß auch in Elea gewisse Opuntier sein sollten, hinsichtlich derer er aber weiter nichts zu bemerken wußte, als daß sie Verwandte der Euböa gegenüberwohnenden Opuntier zu sein vorgaben [12]). Die Stadt Opus in Elis erwähnt Stephanus von Byzanz [13]). *(G. Rathgeber.)*

OPUNTIOS, ein Athenäer. Denselben nennt Aristophanes in den Vögeln zweimal, das erstemal bei Gelegenheit der erwähnten Opuntier in Lokris *). Opuntios war einäugig **). Der Aristophanischen Stellen gedachte Eustathios ***). *(G. Rathgeber.)*

OPUNTISCHE LOKRER. (Geschichte.) Die ältesten Bewohner der Landschaft Lokris und der angrenzenden Länder scheinen Leleger gewesen zu sein [1]). Leleger wohnten zu Opus in Böotien, Megara, in einem Theile von Akarnanien [2]) und auch auf Euböa [3]). Mit dieser geschichtlichen ist uns aber noch eine Reihe mythischer Überlieferungen aufbewahrt worden; diese werde ich in sechs Abschnitten mittheilen. Mit der Einnahme von Ilion beginnt dann ein neuer Abschnitt, und es werden fortan die Nachrichten theils zuverlässiger, theils reichhaltiger sein.

Amphiktyon [4]) und Chthonopatra erzeugten den Physkos [5]), dieser den Lokros. Von Physkos schrieb sich der frühere Name der Lokrer Physkoi her. Nach Lokros wurden sie später Lokrer benannt [6]). Vornehmlich begegnen uns Deukalionische Sagen im Mythenkreise der Lokrer. Pindar: „Es spricht die Sage, daß des Gefildes schwarzer Grund vom Andrang der Gewässer bedeckt ward. Doch durch Zeus Willen verschlang der Schlund jählings schluckend den Fluthschwall. Durch Herkunft aus jenen erhoben sich ehernbewehrt Eur' Ahnen, Japetonischen Abschößlings Jungfraun entsproßt und hocherhabnen Kroniden, stets des heimischen Landes Gebieter" [7]). Japetos hatte den Prometheus, dieser mit Klymene den Deukalion, sodann Japetos den Epimetheus, ferner dieser mit Pandora die Pyrrha gezeugt [8]). Deukalion und Pyrrha wohnten nach Einigen zu Opus [9]), nach Apollodor zu Kynos [10]). Auch wurde zu Kynos das Grabmal der Pyrrha gezeigt, wogegen Deukalions Grab in Athen sich befand [11]). Deukalion zeugte mit Pyrrha die Protogeneia. Pindar: „Wend' an Protogeneia's Stadt dein Lied, wo im Schirm des vielfach donnernden Zeus einst sammt Deukalion Pyrrha vom Parnasos herabzog, und sich die erste Wohnung gebaut, und ohne Vermählung ein Volk schufen, das Steingeschlecht vom Steine genennet" [12]). Deukalions Sohn, Amphiktyon, der nach der Parischen Marmorchronik zu Thermopylä, nach Skymnos dem Chier [13]) über die Lokrer geherrscht haben soll [14]), berief, wie man sagt, folgende griechische Völker zur Amphiktyonenversammlung, die Ioner, Doloper, Thessaler, Änianen, Magneten, Malieer, Phthioten, Dorieer, Phokeer und die an Phokis grenzenden und an den Knemisgebirge wohnenden Lokrer [15]). — Nach Einigen hatte Protogeneia der oben erwähnte Lokros zur Gemahlin [16]), welches auch Hesiodos Ansicht gewesen zu sein scheint: „Siehe, denn Lokros war der Lelegerstämme Gebieter, welche der Don-

1) *Pind.* Ol. IX, 86 et 96. 2) Schol. *Pind.* Ol. IX, 64. p. 216. IX, 85. p. 219. 3) Schol. Ap. Rh. I, 69. 4) *Apollod.* lib. I. p. 44. *Paus.* V, 1, 2. *Hygin.* fab. 271. 5) *Apollod.* p. 45. 6) *Paus.* l. l. 7) *Apollod.* p. 48. 8) Mannert Geogr. d. Gr. u. R. 8ter Th. S. 517. 9) *Corsini* Fast. Att. III, 278. 10) *Diod.* XIV, 17. 11) *Xen.* Hell. VII, 4, 14. 12) *Strab.* lib. IX. T. III. p. 548. Tzsch. 13) *Steph. Byz.* v. Ὀπόεις.

*) *Arist.* Av. 152 et 1294. **) Schol. *Arist.* Av. 153. ***) *Eust.* ad Hom. Il. p. 277.

1) *Hesiod.* fr. ap. Strab. lib. VII. *Aristot.* ap. Strab. lib. VII. p. 321. D. 322. A. *Dion. Hal.* A. R. lib. I. p. 14. Ox. 1704. fol. *Steph. Byz.* v. Φύσκος. *Raoul-Rochette* H. cr. de l'ét. d. col. Gr. T. I. p. 207. Müller Orch. S. 150. Ebendaselbst wird von den Hyanten gehandelt, die als Gründer von Hyampolis und Hyanteia mit dem Küstenvolke der Leleger in Lokris und Ätolien in Verbindung traten. 2) *Strab.* lib. VII. p. 322. 3) *Scymn. Ch.* per. v. 570. T. II. p. 33. ed. Huds. 4) Nach dem Par. Marmor um 2461. 5) *Plut.* Qu. Gr. 15. 6) *Eustath.* ad Hom. Il. II. p. 210. lin. 1. 7) *Pind.* Ol. IX, 53—60. 8) Schol. Pind. Ol. IX, 68. p. 216. IX, 72. p. 218. IX, 79. p. 219. 9) Ibid. IX, 64. p. 216. *Raoul-Roch.* II, 15. 10) *Strab.* lib. IX. p. 547. Schol. Pind. l. l. 11) *Strabo.* l. l. cf. *Raoul-Roch.* I, 131. über Deukalions frühern Aufenthalt am Parnaß, Marm. Oxon. ep. II. *Eus.* Chr. p. 75. 12) *Pind.* Ol. IX, 44—50. 13) *Scymn. Ch.* 587. 14) Marm. Ox. ep. V. *Didym.* ad Hom. Il. XII, 117. 15) *Paus.* X, 8, 2. 16) Schol. Pind. Ol. rec. IX, 85. p. 220. *Apollod.* fr. p. 438. Schol. Odyss. x, 2. Mai. Diese Angabe würde, wenn man die Pindarische vorzieht, auf einer Verwechselung der Kambyse mit der Protogeneia beruhen. Kambyse, Opus Tochter, war Gemahlin des Lokros.

nierer Zeus, voll unabwendbaren Rathes, einst als erlesene Steine der Flur dem Deukalion darbot"[17]). Dagegen wird auch berichtet, daß diese Protogeneia von Zeus Opus den ältern gebar[18]), der also durch seine Mutter von Japetos, durch seinen Vater von Kronion abstammte. Dieser Opus ist König der Epeier. Wie er aus dem Lande um den Parnassos in ihr Gebiet an den Alpheios gekommen, bleibt unbekannt. Pindar: „Einstmal hat des Olympos Fürst die Tochter Opus' der Heimath epeischen Volkes geraubet, friedlich ihr beiwohnend in Mänalos Bergkluft und sie drauf zum Lokros führend, damit sich ihm nicht schlösse des Lebens Loos verwaist an Geschlecht. Des höchsten Sprosses entband dann sich die Gemahlin; aber der Held schaut freudig den Pflegsohn. Dem Großvater gebot er ihn gleichnamig zu nennen, Den stattlichsten Mann an Schönheit und Kraft zur That, und verlieh Städt' und Land zur pflegenden Hut ihm"[19]). Des Opus Tochter nannte Aristoteles Kambyse[20]). Auch sie behagte dem Zeus, wie früher ihre Großmutter. Er entführte sie der Heimath epeischen Volkes und brachte sie, welche in Arkadien auch den Mainalos von ihm empfangen, einem andern, dem Lokros, zur Gemahlin, damit dieser nicht ohne Kinder sterbe. Bei ihm gebar sie einen Knaben, der von seinem Großvater Opus genannt wurde[21]). Es ist nicht schwer anzugeben, warum gerade bei Pindar die Sage in dieser Weise sich vorgetragen findet[22]). Epharmostos war aus Opus gebürtig und siegte zu Olympia. Darum sucht Pindar in dem ihm gewidmeten Siegesgesange eben sowol jene als diese Stadt zu verherrlichen und bewerkstelligt es, indem er mehr den Sagenkreis der Opuntier in Elis, als den der Euböa gegenüberwohnenden Opuntier berücksichtigt. Verfolgen wir noch die Sagen der elischen Opuntier, so beruht die Angabe, daß Eleios Vater des Opus gewesen sei, auf misverstandenen Worten der Scholiasten[23]). Andre Schriftsteller bemerken, daß Protogeneia, eine Tochter des Flusses Opus in Elis[24]), den Äthlios, Vater des Endymion und Großvater des Päon, Epeios und Ätolos gebar[25]). Da Lokros mit seinem Sohne Opus sich veruneinigte, überließ er ihm die Regierung[26]).

Deukalions Sohn, Orestheus, scheint in dem an Phokis grenzenden Lokris als König regiert zu haben. Sein Hund gebar statt eines jungen Hundes ein Stück Holz, welches der König in die Erde vergrub. Daraus soll im Frühlinge ein Weinstock aufgewachsen und von den Sprossen (ὄζος) dieses Holzes die Landeseinwohner Ozoler benannt worden sein[27]). Dieselbe Geschichte erzählt umständlicher und abweichend Plutarch. Lokros, Physkios Sohn und Amphiktyons Enkel, hatte mit der Kabya einen Sohn, der auch Lokros hieß, erzeugt. Der Vater, der mit seinem Sohne in Uneinigkeit gerieth, beschloß mit einer großen Menge Bürger das Land zu verlassen, und befragte deshalb das Orakel, welches ihm rieth, an dem Orte eine Stadt zu bauen, wo er von einem hölzernen Hunde würde gebissen werden. Diesem zufolge zog Lokros von der Euböa gegenüberliegenden Küste an die andere Seite des Meeres, d. h. an die Küste des korinthischen Meeres und da er unterwegs auf einen Dornstrauch, Kynosbatos genannt, getreten war[28]), mußte er sich der Schmerzen wegen mehre Tage daselbst aufhalten. Binnen dieser Zeit zog er nähere Nachricht von dem Lande ein und erbaute nun die Städte Physkis[29]), Hyanthea[30]) (Oanthe, Euanthia) und andre, welche die Lokrer mit dem Zunamen Ozolai bewohnten[31]). Aus den mythischen Erzählungen geht so viel hervor, daß die ozolischen Lokrer eine Colonie der Euböa gegenüber wohnenden waren[32]), was auch Skymnos bezeugt[33]). Wahrscheinlich nicht jetzt, sondern später, zogen Lokrer aus Naupaktos nach Keos, andere dagegen nach Italien. Daß Andrämon Gemahl der Gorge, Tochter des Oneus[34]), die Stadt Amphissa gründete, sagte Aristoteles in der Politeia der Opuntier[35]). Andrämon war Großvater des Oxylos[36]).

Ein Sohn des Opus war Kalliaros, von welchem die opuntische Stadt Kalliaros ihren Namen erhielt[37]). Andere melden, daß Opus zwei Söhne hatte, den Kynos

17) *Hesiod.* ap. Strab. lib. VII. p. 322. 18) Schol. Ap. Rh. IV, 1780. 19) *Pind.* Ol. IX, 61—71. Thiersch z. d. St. 1ster Th. S. 103. 20) Schol. Pind. Ol. IX, 86. p. 220. Dieser Name ähnelt dem Namen Kabya, welchen die Gemahlin des Lokros, Physkios Sohn, wie ich später aus Plutarch berichten werde, führte. 21) Schol. Pind. l. l. p. 221. Auch Eustathios (ad Hom. Il. II. p. 210. lin. 1.) berichtete aus ältern Schriftstellern, daß Lokros den Opus erzeugte. Übrigens denkt Böckh auf abweichende Weise den Verlauf der Sache so: Protogeneia, Tochter des Deukalion, hatte zu Opus gewohnt und kam nach Elis, wo sie von Zeus den Äthlios gebar. Dieselbe scheine nach einer andern Erzählung in Elis den ältern Opus geboren zu haben, der König in Elis gewesen sei und von Aristoteles Kambyses genannt werde. Seine Tochter entführte Zeus aus Elis und gab sie schwanger dem Lokros. Sie gebar den jüngern Opus, der nach seinem Großvater benannt wurde. Es sei wahrscheinlich, daß die Tochter des ältern Opus nach ihrer Großmutter Protogeneia hieß, wiewol die gewöhnliche Meinung der Scholiasten nur eine Protogeneia und einen Opus annehmen. Die vom Scholiasten erwähnte Tochter des Opus sei eine Person mit Protogeneia, Tochter des Deukalion. *Boeckh* expl. Pind. p. 191. cf. nott. critt. p. 399. 22) Ein Scholiast bemerkt, Pindar habe die Geschichte verändert. Protogeneia sei nach der herrschenden Ansicht nicht des Opus, sondern Deukalions und der Pyrrha Tochter. Schol. Pind. Ol. IX, 86. p. 220. 23) Schol. Ap. Rh. I, 69. Schol. Pind. Ol. IX, 64. p. 216. Es ist hier nur von einem Eleer Opus die Rede. Vergl. *J. Palmerii a Gr.* Graeciae a. descr. L. B. 1678. 4. p. 573.

24) Schol. Pind. Ol. IX, 64. p. 216. IX, 85. p. 219. 25) *Paus.* V, 1. *Apollod.* I, 7, 2 et 5. cfr. Schol. Pind. Ol. IX, 86. p. 220. Schol. Ap. Rh. IV, 57. 26) *Eustath.* ad Hom. Il. II. p. 210. lin. 2. 27) *Paus.* X, 38, 1. 28) *Athen.* Deipn. l. 2. Vol. I. p. 159. Dind. 29) Bei *Steph. Byz.* v. *Φύσκος*, eine Stadt der Leleger. 30) Der Name dieser Stadt erinnert an die Hyanten, welches Volk mit den Lelegern zu einem Geschlechte gehörte. Vermuthet wird, daß auch die auf dem Parnessos liegende Stadt Hyampolis von diesen Colonien angelegt sei. *R. Roch.* I, 208. 31) *Plut.* Qu. Gr. 15. Sonst über die Niederlassung noch *Eustath.* ad Hom. Il. II. p. 210. lin. 2. 32) *Strab.* lib. IX. T. III. p. 560. 33) *Scymn. Ch.* 480. 34) *Apollod.* p. 62 et 61. 35) *Harpocrat.* v. *Ἄμφισσα*. *Apollod.* I, 8. *Clav.* ad h. l. p. 107. *Antonin. Lib.* 32. *Paus.* X, 38, 2. 3. *Eckh.* D. N. II, 145. 36) *Heyne* obs. ad Apollod. p. 207. 37) *Didym.* ad Hom. Il. II, 531. p. 65. a. lin. ult. ed. Ald. Ven. 1521.

und den Hodödokos. Nach jenem wurde Kynos, die Hafenstadt der Opuntier, benannt. Pausanias wollte über die Ältern und Voreltern des Kynos in den lokrischen Nachrichten reden. Von Kynos Tochter Larymna hatte die Stadt Larymna ihren Namen, welche erst eine Stadt der opuntischen Lokrer war, später den Böotern sich unterwarf [38]). Hodödokos zeugte den Oileus, und mit der Laonome den Kalliaros. Auch über letztere, wie über Kalliaros, Sohn des Opus, wird berichtet, daß von ihm Kalliaros, eine Stadt im Lande der opuntischen Lokrer, ihren Namen erhielt [39]). — Nach einer Vermuthung von Müller könnte Larymna in dieser frühen Zeit Minyeisch und besonders Unterlarymna die alte Hafenstadt von Orchomenos gewesen sein, da es eine solche gegeben haben müsse [40]).

Nah ankämpfende Lokrer erschienen unter den von Amphitryon angeführten Völkern [41]). Mit Hülfe der Melieer aus Trachia und der epiknemidischen Lokrer nahm Herakles Öchalia ein [42]). Auch tödtete er einen Trachinier [43]). Aus Opus [44]) oder wie es in der Inschrift der farnesischen Tafel [45]) heißt, aus Thronion war Abderos, Sohn des Hermes und Liebling des Herakles, gebürtig, dem dieser die Pferde des Diomedes zu bewachen gab, durch welche Abderos sein Leben verlor.

Dem Opus, Sohne des Lokros, eigentlich aber des Zeus, „gesellten sich — wie Pindar sagt — Fremdlinge aus Argos und her von Thebä und Arkader, andere dann Pisaden; doch er ehrete vor den Ankömmlingen Menötios, Ägina's und des Aktor Sproß" [46]). Dieser Menötios war also ein Bruder des von Zeus mit Ägina, Tochter des Asopos, erzeugten Äakos [47]). Über Menötios Niederlassung handeln mehre Schriftsteller [48]). Aktor, einer der Söhne des Deion [49]), sendete seinen Sohn Menötios aus Opus zum Argonautenzuge [50]). Laut des Orphischen Gedichtes kam auch Eurytion, der Sohn des aktorischen Iros, aus der rauhen Opoeis zum Zuge [51]). Übrigens war, wie Strabon ausdrücklich sagt, Menötios nicht König der Opuntier, sondern Aias der Lokrer. Menötios hatte eine Tochter Myrto. Mit dieser Schwester des Patroklos erzeugte Herakles die Eukleia. Da Eukleia als Jungfrau starb, erhielt sie bei den Böotern und Lokrern göttliche Ehre. Ihr war auf jedem Markte ein Altar und eine Bildsäule errichtet und jedes Brautpaar brachte ihr vor der Hochzeit ein Opfer. Dagegen war nach Andern Eukleia mit Artemis identisch (*Plut.* Arist. 20. Eukleia zu Theben. *Paus.* IX, 17, 1. zu Athen. *P.* I, 14, 4. zu Platäa *Plut.* l. l.). Patroklos, Enkel des Aktor und Sohn des Menötios, und der Sthenele [52]), Tochter des Äakos [53]), oder der Periapis, Tochter des Pheres [54]), oder endlich, wie Philokrates, vermuthlich der Verfasser der Thettalika, wollte, der Polymele [55]), Tochter des Peleus, hielt sich in seiner Jugend zu Opus auf [56]) und tödtete hier unfreiwillig den Kleonymos, Amphidamas Sohn, mit welchem er bei dem Knöchelspiel sich veruneinigt hatte [57]). Den Getödteten nannten Andere Äanes [58]) und Strabon bemerkt, daß von diesem Äanes, nicht aber vom Lokrer Aias, der Temenos Aianeion und die Quelle Aianis ihren Namen hatten [59]). Patroklos entwich mit seinem Vater aus dem Lande [60]) und wohnte zu Phthia in Thessalien bei Peleus, seines Oheims Sohne, wo er der Freund und Liebling des Achilleus wurde [61]). Daß Achilleus und Patroklos Verwandte waren [62]), bezeugen mehre Schriftsteller. Sowol Patroklos, als Phönix, Sohn des Amyntor, begleiteten den Achilleus nach Ilion. In späteren Zeiten, als Knabenliebe in Griechenland aufgekommen war, wurde Achilleus reine Freundschaft in diese umgedeutet. Hierüber handelt eine lange

38) *Paus.* IX, 23, 4. 39) *Eustath.* ad Hom. Il. II. p. 210. lin. 8. *Hellanic.* im ersten Buche der Deukalioneia. Auctores Gr. min. T. I. Lips. 1796. p. 73. n. 33. *Steph. Byz.* v. *Καλλίαρος.* 40) Müller Orch. 212. 41) *Hesiod.* Sc. Herc. 25. 42) *Apollod.* lib. II. p. 222. 43) Schol. Pind. Ol. IX, 43. p. 213 sq. 44) *Apollod.* p. 179. *Heyne* obs. ad h. l. p. 162. 45) *Herculis* Quies et exp. in ex. Farnes. marm. expr. fol. p. XVIII. v. 86. p. 34. 46) *Pind.* Ol. IX, 72 sq. Schol. p. 221. 47) Schol. Hom. Il. XVIII, 10. Nach Pythänetos (Schol. Pind. Ol. IX, 107. p. 222.) war Menötios ein Sohn des Aktor und der Damokrateia, Tochter der Ägina. Ein ganz anderer Menötios war Bruder des Atlas und Prometheus. 48) *Eustath.* ad Hom. Il. I, 337. II, 684. Sch. Ap. Rh. I, 71. Sch. Hom. Il. XV, 14. *Strab.* lib. IX. T. III. p. 548. Sch. Pind. Ol. IX, 101. *Raoul-Roch.* II, 281. 49) Über Deion's Colonie in Phokis s. *Raoul-Roch.* II, 16. 50) *Ap. Rh.* I, 69. *Orph.* Arg. 190. *P. Burm.* Cat. Arg. in Val. Flacc. ed. Harl. p. CXXIX. 51) *Orph.* Arg. 177. *Burm.* l. l. p. CXVIII.

52) Schol. Ap. Rh. I, 69. Schol. Pind. Ol. IX, 107. 53) Akastos (*Apollod.* p. 343 sq.) Vater war Pelias. 54) Pheres Vater war Kretheus. *Apollod.* p. 71 et 77. 55) *Hygin.* fab. XCVII, 8. *Eust.* p. 1498, 54. 56) *Strab.* l. l. 57) *Hom.* Il. XXIII, 88. Plinius meldet, daß der Sikyonier Polykleitos, Schüler des Ageladas, von dem auch Lysimachia ein Kunstwerk aufzuweisen hatte, zwei nackte mit Knöcheln spielende und darum Astragalizontes benannte Knaben verfertigt habe und kein Kunstwerk vollendeter gewesen sei, als dieses. Es stand in Plinius Zeit im Atrion des Imperator Titus (*Plin.* H. N. XXXIV, 19, 2.). Könnte nicht Polykleitos jene Gruppe für Opus verfertigt haben, von wo die Römer sie entführten? Eine freilich sehr verstümmelte und ergänzte Copie derselben ist wol das Kunstwerk, welches unter Papst Urban VIII. in den Bädern des Titus gefunden wurde und durch Cardinal Francesco Barberini in den Barberinischen Palast zu Rom (Winckelm. Werke. 6ter Bd. 1ste Abth. S. 49.), dann 1768 in Townley's Sammlung und so in das britische Museum kam (*Taylor Combe* A descr. of the coll. of anc. marbl. in the British Mus. P. II. Lond. 1815. 4. Pl. 31. vergl. K. Levezow Amor und Ganymedes, die Knöchelsp. in Böttig. Amalth. 1ster Bd. Leipz. 1820. S. 193.). Die Spielenden sind hier so ergrimmt, daß der eine den andern in die Hand beißt, mit welcher der letztere den Astragalos hält. Der Knabe ist so derb, daß er unmöglich ein Eros sein kann, sondern ein junger Heros sein muß. Sollte diese Meinung sich bestätigen, so wäre derselbe Polykleitos vielleicht auch Verfertiger der auf so vielen opuntischen Silbermünzen copirten Bildsäule des Aias, worauf ich unten bei Gelegenheit der Münzen zurückkommen werde. 58) *Hellanic.* ap. Schol. Hom. Il. XII, 1. Ej. fr. ed. St. p. 126. 59) *Strab.* p. 549. 60) *Heyne* obs. ad Hom. Il. XXIII, 86. *Ovid.* Pont. I, 3, 73. Dagegen will Strabon p. 548 aus *Hom.* Il. XVIII, 326 darthun, daß Menötios zu Opus wohnen blieb. 61) *Apollod.* p. 350. *Burm.* C. Arg. l. l. p. 130. *Heyne* obs. ad Hom. Il. XI, 785. XXIV, 6. Mém. de l'Ac. d. sc. d. St. Pet. T. X. p. 599. 62) *Eust.* ad Hom. Il. I. p. 112. extr. *Hellanic.* fr. ed. St. p. 126. *Meziriac.* ad Ovid. T. I. p. 38.

Stelle in Äschines Reden[63]). Es ist in der Ordnung, daß Pindar den Sohn des Menötios im opuntischen Siegesgesange erwähnt: „deß Sohn den Atreiden zur teuthrantischen Flur gefolgt, allein mit Achilleus sich um das Heer aus Argos gestellt, als Telephos siegreich auf die Flotte das kühne warf; daß Kundigen vorlag zu schaun Patroklos gewaltvollen Geist. Darauf aber ermahnte ihn der Thetis Sohn in der Schlachtdrang sich immerdar von ihm getrennt und von seinem Speer dem Volkvertilger in die Schaaren zu stellen"[64]). Bei Patroklos Grabhügel[65]) brachten die Ilieer dem Heros heroische Ehrenbezeugungen[66]). Man glaubte auch, daß Patroklos vereint mit Achilleus in der Insel Leuke lebe und von allen, die daselbst landeten, durch Opfer und Gesänge, worin sein Lob und Ruhm verkündet wurde, geehrt werde[67]), wie auch Pausanias in einer die Lokrer betreffenden Erzählung bezeugt[68]).

Den oben erwähnten Hodödokos nennt Hygin Leodakos. Er erzeugte mit Agrianome[69]) den Oileus, welchen Homer Städtezerstörer nennt[70]) und auch Apollonios als kriegerisch schildert. Er hatte sich den Argonauten angeschlossen[71]). Oileus erzeugte mit seiner Gemahlin Eriopis den Aias, der, wie Strabo angibt, zu Naryx (Narikos)[72]) geboren war, mit seiner Beischläferin den Medon. Dieser Medon tödtete den Bruder seiner Stiefmutter. Darum landesflüchtig ließ er sich in Phylace nieder. Mit Agamemnon zog er gegen Ilion und wurde den Anfangs von Philoktetes befehligten Schiffen vorgesetzt. Er fand durch Äneas seinen Tod[73]). Der Verfasser des Homerischen Schiffkataloges versteht unter der Benennung Lokrer die Bewohner des später nach den Opuntiern benannten Landes, welches endlich noch mehre Jahrhunderte später Land der Epiknemidier oder Hypoknemidier hieß. Eine Unterscheidung zwischen Opuntiern und Epiknemidiern kennt Homer vollends nicht. Im Schiffkatalog wird gesagt, daß Aias, Oileus Sohn, auch der kleinere zubenannt, weil Aias, Telamons Sohn, ungleich größer war, die Lokrer anführte, welche Kynos, Opoeis, Kalliaros, Besa, Skarphe, das anmuthreiche Augeiä, Tarphe und Thronion, um die Gewässer des Boagrios, bewohnten. Alle diese jenseits der heiligen Euböa wohnenden Lokrer folgten dem Aias auf vierzig schwarzen Schiffen. Aias selbst, dem unter allen Hellenen und Achäern es keiner im Lanzengefechte zuvorthat, war mit einem leinenen Panzer bedeckt[74]). Die opuntischen Lokrer erschienen mit Bogen und Schleudern bewaffnet vor Ilion[75]). Dagegen heißen die Lokrer im Schilde des Herakles ἀγχέμαχοι[76]). In der Ilias werden die Aianten zweien Stieren verglichen[77]); auch wird daselbst die Tapferkeit und Schnelligkeit des Aias, Sohnes des Oileus, gepriesen[78]). Er siegte bei den Leichenspielen des Patroklos im Laufe, und kämpfte gegen die Amazone Penthesileia. Nicht ruhmvoll für ihn war sein Frevel an Kassandren.

Aias bestieg zu Winterszeit ein Schiff und steuerte auf Andros und Tenos. Durch widrige Winde litt er Schiffbruch. Obschon er einige Zeit lang, auf den Gyräischen Felsen umherschwimmend, sein Leben noch gefristet sah, fiel er doch zuletzt, als der Fels brach, in die Fluthen und fand so seinen Tod[79]). Nur mit Mühe wurden die Lokrer gerettet, so daß sie nach Hause zurückkehren konnten. Drei Jahre später mußte Lokris Hungersnoth und Pest erdulden wegen Aias Frevel an Kassandren[80]). Das Übrige berichte ich unten in der Auslegung der Münzen. Andere melden, daß, als die griechischen Schiffe nach ihrer Abfahrt von der trojanischen Küste zerstreuet wurden, die Lokrer aus Thronion an dem Flusse Boagrios, der auch Manes hieß[81]), und die Abanter aus Euboia zusammen mit acht Schiffen nach den keraunischen Gebirgen verschlagen wurden. Sie ließen sich an denselben wohnhaft nieder, erbaueten die Stadt Thronion und gaben dem Lande, welches sie bewohnten, gemeinschaftlich den Namen Abantis. Diese Landschaft und die in ihr liegende kleine Stadt Thronion gehörte zu Thesprotien in Epirus[82]). Die Flotte der Lokrer soll auch durch einen Sturm bei Mykonos, einer der Kykladen, oder nach Servius[83]) bei dem Vorgebirge Kaphareus getrennt worden sein. Ein Theil der Lokrer wurde durch widrige Winde an die Küste von Libyen verschlagen, wo sie sich niederließen[84]). Einige Alte geben an, daß diese Lokrer in der Nachbarschaft der Syrten wohnten, andere, daß sie in die Inseln von Libyen, worunter die mitten in der Sandwüste bewohnten Oasen verstanden werden, zogen. Hier hießen sie erst Nisammones, dann Nasamones[85]). Beide Angaben sind gewissermaßen in der folgenden vereinigt, daß die Schiffbrüchigen von den Syrten in das Land der Nasamonen vordrangen und hier eine Stadt Aurela gründeten. Einige behaupteten auch, daß dieselben Lokrer in einer dem Festlande von Afrika benachbarten Insel Cereina sich niederließen. Endlich scheint Servius sich dafür zu entscheiden, daß die Lokrer da ihre Wohnung aufschlugen, wo später die Pentapolis war[86]). Auch sollen ozolische Lokrer nach Tin-

---

63) *Aeschin.* π. Τιμαρχ. p. 149. R. 64) *Pind.* Ol. IX, 72 sq. 65) *H. Koehler* Mém. sur les iles et la course cons. à Achille in Mém. de l'Ac. Imp. d. sc. de St. Pétersb. T. X. St. Pétersb. 1826. 4. p. 685. cf. p. 667. 669. 66) *Strab.* lib. XIII. p. 824. *Eust.* in Hom. Il. V, 638. p. 590. lin. 30. in *Hom.* Il. VII, 86. p. 666. lin. 53. 67) *Arrian.* Peripl. Pont. Eux. p. 21 sq. *Anonym.* Peripl. Pont. Eux. p. 11. lin. 11. 68) *Paus.* III, 19, 11. 69) *Hygin.* fab. 14. 70) *Hom.* Il. II. 71) *Burm.* Cat. Arg. l. l. p. 132. 72) *Tzsch.* ad Strab. T. III. p. 549. *Steph. Byz.* v. Νάρυξ. 73) *Hom.* Il. II, 727. XIII, 693. XV, 332. 74) *Hom.* Il. II, 527—535. Nach *Eur.* Iph. Aul. 254. fuhr Aias mit seinen Schiffen von Thronion aus. Bei *Strab.* T. III. p. 548. *Steph. Byz.* v. Ὀζόλαι, ist Aias König von Opus. Über Aias s. *Philostr.* Her. VIII, 1.

75) *Paus.* I, 23, 4. *Hom.* Il. XIII, 713. 720. Bogenschützen waren in den ältern Zeiten auch die nördlicher als die Opuntier wohnenden Malieer. 76) *Hes.* Sc. H. 25. 77) *Hom.* Il. XIII. 78) Ib. XIV. 79) *Hom.* Od. IV, 500 et 507. *Tzetzes* ad Lyc. p. 119. Pott. 80) *Tzetzes* ib. 81) *Strab.* T. III. p. 552. 82) *Paus.* V, 22, 3. 83) *Serv.* ad Virg. Aen. III, 399. 84) *Virg.* Aen. XI, 265. Servius weitläufig z. d. St. 85) *Tacit.* ap. Serv. ad Virg. Aen. III, 399. 86) *Serv.* ad Virg. Aen. XI, 265. III, 399.

neia[87]) gelangt, dann weiter vorgedrungen sein und eine Stadt gegründet haben, die in Servius Zeit Uzalis[88]) hieß. Die Niederlassung der narykischen[89]) Lokrer in Italien knüpft Virgil wol ungeschichtlich an die Heimkehr der Griechen von Ilion an[90]), wiewol auch Notizen des Stephanos von Byzanz hinsichtlich der Banaurides[91]), von denen gleich nachher die Rede sein wird, darauf hinzudeuten scheinen. Neuere nehmen deshalb zu voreilig zwei Niederlassungen an[92]), diese frühere der opuntischen und eine spätere der ozolischen Lokrer[93]). Über letztere handeln wir bei Ol. 24, 2. — Banausos, ein Sohn des Aias, bevölkerte an der Spitze von Lokrern die im tyrrhenischen Meere liegenden Inseln Banaurides[94]). Von Sagaris, dem Sohne des Aias, wurde Sybaris in Italien angelegt[95]). Seine Gattin hieß Rhene[96]). Konon erzählt, daß Phäaker aus Korkyra, welche Insel nicht weit von den keraunischen Gebirgen liegt, unter Anführung des Lokros, Bruder des Alkinoos, nach Italien schifften und daselbst vom Latinos, König der Italer, aufgenommen wurden. Deshalb betrachteten die Phäaker die Lokrer in Italien als Verwandte. Lokros selbst, der den Herakles gastlich aufgenommen hatte, wurde von ihm getödtet. Doch betrauerte Herakles seinen Freund und befahl da, wo das Grabmal des Lokros war, die Stadt der Lokrer in Italien zu gründen[97]). — Wenn Ornytos, Sisyphos Sohn, aus Aonien kommend, den Hyampoliten im Kriege gegen die opuntischen Lokrer über Daphnus beigestanden, mit ihnen gesiegt und eine Herrschaft gegründet haben soll[98]), so glaubt Müller, daß in dieser Nachricht ein späterer geschichtlicher Krieg in die mythische Zeit zurückgeschoben ist[99]). — Was Plutarch[1]) von Hesiodos Tod und dessen Leichnam berichtet, könnte zum Theil bei den am euböischen Meere wohnenden Lokrern sich ereignet haben; denn da hier eine Stadt Daphnus sich befand, müßte man doch den Fluß Daphnos zunächst ebendaselbst suchen. Indessen sprechen alle übrigen Umstände der Erzählung für die ozolischen Lokrer. Dieselben scheinen den Hesiodos als Heros verehrt zu haben[2]). — Aus der lokrischen Stadt Naupaktos zog Keos nach der Insel, die von ihm ihren Namen erhielt[3]). Da nun die am krissäischen Meerbusen wohnenden Lokrer eine Colonie der opuntischen waren, erhellt hieraus, warum Herodot die Keier mit den Opuntiern zusammenstellt[4]). — Ol. 24, 2. (683 v. Chr. Geb.) oder nach Eusebios Ol. 26.[5]) wurde Lokri in Italien am zephyrischen Vorgebirge gegründet[6]), bald nach der Colonisirung von Kroton und Syrakus. Nach Strabon und Eustathios[7]) wären die epizephyrischen Lokrer Abkömmlinge derer, welche am krissäischen Meerbusen wohnten, also der ozolischen Lokrer. Der Anführer der Colonie hieß Euanthos. Müller[8]) nimmt Spartiaten als Führer an[9]). Ephoros gab vor, sie wären Abkömmlinge der Lokrer aus Opus[10]). Allein Strabon hält dieses für falsch. Demungeachtet ist die Angabe richtig, wenn man sie so versteht wie Böckh, der übrigens die italienische Colonie in eine nicht viel spätere Zeit setzt, als die Ansiedelung der ozolischen Lokrer[11]). Dionysos meldet, daß sie vor der Abreise ihren Herrinnen beigewohnt hätten[12]). Man muß hiermit dasjenige verbinden, was Polybios hinsichtlich der hundert Jungfrauen mittheilt[13]). Die Sage — bemerkt Niebuhr — läßt errathen, daß zu jener Zeit hier und an mehren andern Orten die aus Ehen ohne Connubium gebornen Söhne den Frieden der aristokratischen Republiken erschütterten und diese sie in die Ferne zu senden suchten. Als die Lokrer auf dem Vorgebirge Zephyrion drei oder vier Jahre verweilt hatten, brachen sie ihre Stadt mit Hülfe der Syrakusier ab und brachten sie an den Ort, wo sie später stand[14]). Über den Hergang der Colonie hatten Aristoteles und Timäos gehandelt[15]). Den Timäos, der ein Bündniß zwischen den epizephyrischen

---

87) Andere wollen Tindium lesen. *Hellanic.* ap. Steph. Byz. v. *Τίνδιον.* 88) Hier wollen Andere Azilis lesen. *Herodot.* IV, 156. *Call.* H. in Ap. 76 sq. *Serv.* l. l. *Raoul-Roch.* II, 316 sq. 89) *Virg.* Aen. III, 399. *Ovid.* Met. XV, 705. 90) *Tzsch.* ad Strab. T. III. p. 549. 91) *Raoul-Roch.* II, 320. 92) Ib. II, 321. III, 193. 93) Hinwiederum scheint Eustathios (ad Hom. Il. p. 277.), beide Niederlassungen verwirrend, sie als eine aufzufassen. 94) *Steph. Byz.* v. *Βαναυρίδες.* 95) *Solin.* c. VII. 96) Schol. Hom. Il. II. 97) *Conon.* narr. 3. *Kanne.* ad h. l. p. 75. *Heyne* opusc. ac. T. II. p. 49, 52. *Raoul-Roch.* II, 321. Im Ganzen scheint die korkyräische Colonie doch sehr zweifelhaft zu sein (*Eckh.* D. N. II, 253 sq.); von Neumann wurde Konons Erzählung benutzt, um die korinthischen Typen der Münzen zu erklären (*Fr. Neumann* Pop. et reg. n. v. in. P. I. Vind. 1779. 4. p. 35.), welche Einige den ozolischen Lokrern (*Eckh.* D. N. II, 251.), Neumann selbst den epizephyrischen zu ertheilen. Mit Recht gibt Cousinery (Essai h. et cr. s. l. monn. d'arg. de la ligue Achéenne à P. 1825. 4. p. 77 et p. 128—131.) sie den ozolischen Lokrern. 98) Schol. Eurip. Orest. 1094. Schol. Villois. Il. II, 517. 99) Müller Orch. S. 180.

1) *Plut.* sept. sap. conv. 19. T. I. P. II. p. 640. *Wytt.* ad h. l. T. VI. P. II. p. 985. *Hesiod.* ed. Goettl. p. IX.

2) *Lobeck.* Agl. p. 281. 3) *Heracl. Pont.* ed. Koeler. c. IX. p. 10. *Raoul-Roch.* III, 81. Bröndsted Reis. u. Unt. in Gr. 1ster Bd. S. 39 und 73. 4) *Herodot.* VIII, 1. Sterne auf den Münzen der Keier und denen aller Lokrer. 5) *Euseb.* Chron. ed. Aucher. P. II. p. 188. Nach *Raoul-Roch.* III. 193. im 4. J. der 11. Ol. 733 v. Chr. Geb. 6) *Strab.* lib. VI. p. 397. *C. Heynii* Opusc. acad. Vol. II. p. 9; 18. Vol. V. p. 415. Frühere Niederlassungen daselbst von Doriern. *Raoul-Roch.* III, 194. Hermann Lehrb. d. gr. Staatsalt. S. 149. Waren wirklich noch Dorier da, so waren es Megarer. 7) *Eust.* ad Dion. Per. 365. 8) Müller Dor. I, 127. 9) cf. *Paus.* III, 3. Scriptor. v. n. coll. ab A. Majo ed. T. II. R. 1827. p. 384. et praec. Lokri sollte dem messenischen Kriege seine Entstehung verdanken und galt, obschon Name und Geschichte auf ganz andere Metropolen hinweisen, doch später als dorische Pflanzstadt. 10) *Marx* ad Ephor. p. 150. Nach *Virg.* Aen. III, 399. *Serv.* ad h. l. *Ovid.* Met. 15, 705. *Solin.* c. II. p. 13. *Salmas.* ad h. l. p. 48. stammten sie aus Narykos im Lande der Opuntier (*Cluver.* Ital. ant. p. 1302. Kruse Hell. II, 2. S. 119.). Skymnos aus Chios führt beide Ansichten auf, scheint aber zu der des Ephoros sich hinzuneigen (*Sc. Ch.* 315. T. II. p. 18 sq. Huds.). Für die opuntischen Lokrer spricht noch die Tradition von den Sühnjungfrauen für Aias Oileus S. Schandthat. *Heyne* Op. ac. Vol. II. p. 63. 11) *Boeckh.* C. I. Gr. Vol. I. p. 855. 12) *Dion.* Per. 364. *Eust.* ad h. l. *Raoul-Roch.* II, 319. 13) *Polyb.* lib. 12. T. II. p. 328. Vind. 1763. 14) *Strab.* lib. VI. p. 259. 15) *Polyb.* p. 327. Über Timnios s. noch die oben angef., von Mai herr. Exc. des Polybios.

und den in Hellas wohnenden Lokrern angenommen zu haben scheint[16]), widerlegt Polybios. Colonien von Lokri waren Medama oder Medma, Metaurum, Hipponion und die Städte der Itoneer und Meläer[17]). Um Ol. 29. lebte Zaleukos, der Gesetzgeber der Lokrer, in Italien[18]). Seine Gesetze waren die ältesten geschriebenen, die Griechenland kannte.

Der Opuntier Rheribios siegte in der 61. Ol. zu Olympia unter den Pankratiasten. Er erhielt eine Bildsäule aus Feigenbaumholz, die nicht fern von der Säule des Önomaos stand und, wie Pausanias berichtet, weniger gut sich erhalten hatte[19]) als die dem Praxidamas, der zwei Olympiaden früher gesiegt hatte, aus Cypressenholze errichtete Statue. Der Gebrauch, die Olympioniken durch Bildsäulen zu ehren, war damals noch neu. In der 70. Ol., in welcher die Apene zu Olympia eingeführt wurde und der Thessaler Thersias damit siegte[20]), erhielt ebendaselbst der Opuntier Nikästas im Stadion den Sieg[21]). — Als Xerxes gegen Griechenland andrang, hatten die Änianen, Doloper, Melieer, Perrhäber und Magnesier die Partei der Barbaren ergriffen, ingleichen während noch das Observationscorps des Synetos und Themistokles bei Tempe stand, die Achäer, Phthioten, Lokrer und Thessaler[22]). Also durch die Gewalt der eingedrungenen Perser gezwungen, zogen diese Völker gegen ihre Brüder. Wenigstens ist kein ausdrückliches Zeugniß von freiwilligem Verrathe des Vaterlandes gegen sie vorhanden. Als Leonidas mit viertausend Mann nach Thermopylä aufbrach, hatten die Lokrer, welche in der Nähe wohnten, sich zwar schon den Persern ergeben und zugleich versprochen, die Pässe zum Voraus zu besetzen; als sie aber erfuhren, daß Leonidas zu Thermopylä angekommen wäre, änderten sie ihre Entwürfe und schlugen sich zu den Hellenen. Es kamen also nach Thermopylä Tausend Lokrer, ebenso viele Melieer, und Phokeer nicht viel unter Tausend[23]). Die epiknemidischen Lokrer — bemerkt Pausanias — hat zwar Herodotos nicht der Zahl nach bestimmt, sondern meldet nur, daß sie aus allen Städten angekommen: man kann aber auch ihre Zahl ziemlich genau berechnen. Bei Marathon stellten die Athener an brauchbarer und unbrauchbarer Mannschaft, die Sklaven mit eingerechnet, nicht mehr als neuntausend Mann. Die streitbare Mannschaft der Lokrer, die bei Thermopylä ankam, kann also über sechstausend Mann nicht ausgemacht haben[24]). Übrigens erwähnt Herodot in der von Pausanias berücksichtigten Stelle[25]) nicht den Namen Hypoknemidier, sondern die Opuntier. So nämlich hieß damals allgemein das erst Jahrhunderte später Epiknemidier benannte Volk. Die Zahl von sechstausend Menschen kann für den Flächenraum des langausgedehnten Landes nicht zu groß erscheinen. Herodotos sagt an einem andern Orte[26]), daß in der Schlacht bei Artemision die Keier zwei Schiffe und zwei Pentekonteren sandten und die opuntischen Lokrer sie mit sieben Pentekonteren unterstützten. Von Colonialverhältnissen zwischen den Lokrern und Keos war oben die Rede. Übrigens waren die opuntischen Lokrer, die mit Bogen und Schleudern vor Ilion erschienen, im persischen Kriege schwer bewaffnet[27]). Gegen die Zeit des Perserkrieges hatten diese Lokrer kaum politische Reife genug, um sich des Bandes ihre Landschaft bewußt zu sein. Ungefähr in der 75. Ol. wurde das auf der ersten der fünf Stelen um Thermopylä stehende Epigramm abgefaßt: „Die für Hellas Freiheit im Kriege gegen die Meder Gefallenen hat Opoeis die Metropole der Lokrer beerdigt[28]). Hier erscheint also Opus als Metropole der Lokrer, sowol der opuntischen als der erst weit später von ihnen unterschiedenen epiknemidischen. — Ol. 80, 4. im ersten Jahre des peloponn. Krieges, zweiundsechzig Tage nach dem Treffen bei Tanagra in Böotien drangen die Athener unter Myronides Anführung in dieses Land ein, erlegten die Böoter in einem Treffen bei Önophyta, bemächtigten sich der ganzen Landschaft Böotien und Phokis, rissen von Tanagra die Mauern nieder und nahmen von den opuntischen Lokrern hundert der begütertesten Bürger als Geiseln mit, worauf sie ihre lange Mauer zu Stande brachten[29]). Auch Diodor meldet, daß Myronides, Feldherr der Athener, aus Böotien einen Zug gegen die opuntischen Lokrer unternahm und sie sogleich bei dem ersten Angriffe überwand. Er ließ sich von ihnen Geiseln geben und drang hierauf in den Küstendistrict ein. Hiernächst überwand er die Phokeer, ebenso wie die Lokrer, nahm Geiseln von ihnen und rückte weiter in Thessalien ein[30]). — Der Opuntier Epharmostos siegte in den isthmischen Spielen einmal mit Lampromachos und dann noch zweimal, ferner in den nemeischen, in den pythischen Spielen vielleicht in der 33. Pythiade, die dem dritten Jahre der 80. Ol. entspricht[31]), zu Argos unter den Männern, zu Athen unter den Knaben, in den Heraklesspielen zu Marathon unter den Männern, bei den Parrhasiern in Arkadien in den Lykäen, zu Pellene in Achaia, zu Theben und zu Eleusis. In Opus hatte er Aias des Oiliaden Altar bei dem Gelage siegprangend mit Kränzen geschmückt[32]) und Pindars Scholiast behauptet erläuternd, Epharmostos habe in den Aanteien zu Opus gesiegt[33]). Den wahrscheinlich Ol. 81. im Ringkampfe errungenen olympischen Sieg des Epharmostos hat Pindar in dem neunten der olympischen Siegesgesänge verherrlicht. Es wurde derselbe nicht zu Olympia, sondern zu Opus bei

---

16) *Heynii* Op. ac. II, 47. 17) *Raoul-Roch.* III, 197. Lokrer zu Messana. Hermann a. a. O. S. 156. 18) *Sync.* p. 170. *C. Heynii* Op. ac. II, 17. Müller Dor. II, 229. Hermann a. a. O. S. 164—7. 19) *Paus.* VI, 18, 5. cf. *H. Dodwell.* De vet. Gr. R. cyclis. Ox. 1701. p. 749. 20) *Paus.* V, 9, 1. 21) *Dion. Hal.* A. R. lib. 5. T. I. p. 303. cf. *Dodw.* l. l. p. 749. Ol. LXXIV, 1. Pindars Lob der epizephyrischen Lokrer: „Es walte unter ihnen die Gebühr. Sie auch pflegen mit Kalliopa den ehernen Ares." *Pind.* Ol. XI, 13. Schol. p. 241. vergl. X, 17 sq. 22) *Diod.* XI, 3. 23) *Diod.* XI, 4. 24) *Paus.* X, 20, 2. 25) *Herodot.* VII, 203.

26) *Herodot.* VIII, 1. 27) *Paus.* I, 23, 4. 28) *Strab.* p. 545. *Brunck.* Anal. T. III. p. 283. n. 625. *Jacobs* Comm. Vol. III. P. II. p. 212 sq. 29) *Thuc.* I, 108. *Dodw.* Ann. Thuc. p. 91. 30) *Diod.* XI, 83. *Dodw.* p. 92. Müller Orch. 416. 31) Schol. Pind. Ol. IX, 17. p. 210 und die Bemerk. in *Boeckh.* expl. Pind. p. 187. 32) *Pind.* Ol. IX. v. ult. 33) *Boeckh.* expl. Pind. p. 195.

einem Gastmahl gesungen, welches die Opuntier nach vorhergegangener Bekränzung des Altars des Aias, Sohnes des Oileus, veranstalteten. Pindar nennt Opus die Mutter und Metropole der Lokrer [34]), und man muß ebensowol die opuntischen als die erst durch Neuere von ihnen unterschiedenen epiknemidischen verstehen [35]). — Ol. 87, 2. als die Thebaner aus Platäa nach Theben zurückgegangen waren und die Athener sich der Platäer angenommen hatten, thaten die Lakedämonier den Ausspruch, daß hierdurch von den Athenern der dreißigjährige zwischen Athen und Sparta bestehende Waffenstillstand gebrochen sei und brachten ein ansehnliches Heer aus den peloponnesischen Staaten zusammen. Bundesgenossen der Lakedämonier waren außerhalb des Peloponneses auch die Lokrer, und zwar die meisten von denen, welche gegen Euböa ihre Wohnsitze hatten, und von den übrigen die Amphisseer [36]). — Ol. 87, 3. sandte Athen dreißig Schiffe unter Anführung des Kleopompos aus, mit dem Befehle, Euböa zu decken und die Lokrer anzugreifen. Er lief aus, verheerte die Küste von Lokris und eroberte die Stadt Thronion. Den Lokrern, die gegen ihn ausrückten, lieferte er eine Schlacht, worin er sie bei der Stadt Alope schlug. Hierauf machte er die Lokris gegenüber gelegene Insel Atalanta zu einem Waffenplatze gegen Lokris und bekriegte von dort aus die Einwohner [37]). Auch Thucydides berichtet, daß Ol. 87, 2. gegen das Ende des Sommers des zweiten Jahres des peloponnesischen Krieges die Athener die den opuntischen Lokrern gegenüber gelegene und bisher bewohnte Insel Atalanta befestigten, um eine Besatzung darauf zu halten, und dadurch zu hindern, daß die Seeräuber von Opus und den übrigen Orten der Landschaft Lokris aus, Euböa nicht beunruhigen könnten [38]). Bei Alope schlugen die Athener, in deren Besitz, wie schon bemerkt, Thronion war, die Lokrer [39]). — Ol. 88, 3. wurde Hellas von verschiedenen und anhaltenden Erdbeben heimgesucht. In der Gegend von Orobia auf Euböa trat das Meer von dem damaligen Lande her über und überschwemmte einen Theil der Stadt mit starken Fluthen. Bei der Insel Atalanta, den opuntischen Lokrern gegenüber, äußerte sich eine gleiche Fluth, wodurch ein Stück von einem dasigen Fort der Athener abgerissen, auch von zwei auf das Land gezogenen Schiffen das eine zerscheitert wurde. Bei Peparethos zog sich das Meer zurück [40]). Noch reichhaltigere Nachrichten theilt Strabon aus Demetrios Kallatianos mit. Zwar ist der Ausdruck insofern etwas unbestimmt, als man nicht weiß, ob mehre dieser Erdbeben gleichzeitig mehre Länder betrafen; aber immer ist es doch die das Land der Opuntier umringende Gegend, die von ihnen betroffen wird, und das Land der Opuntier mußte sie jedesmal verspüren. Einmal waren die Quellen der Bäder bei Thermopylä verstopft, so daß sie ganz und gar zu fließen aufhörten, bis nach Verlauf von drei Tagen die bei Ädepsos aus einer ganz andern Quelle wiederum zum Vorscheine gekommen. Ein ander Mal wäre die Mauer an der Meerküste zu Oreos zugleich mit 700 Häusern eingefallen. Echinos, Phalarnos und Herakleia in Trachin stürzten alle drei fast gänzlich ein, oder Phalarnos vielmehr ganz. Ein ähnliches Unglück betraf die Larieer und Larissäer. Skarphia ward fast ganz aus dem Grunde herausgehoben und es kamen bei diesem Unglücke nicht weniger als 1700 Menschen in Skarphia ums Leben und wol noch halb so viele in Thronion; denn es entstand eine dreifache Überschwemmung daraus, von denen sich die eine über Skarphe und Thronion, die andere über Thermopylä und die dritte über das Blachfeld bis nach Daphnus in Phokis erstreckte. Auch damals sind verschiedener Flüsse Quellen viele Tage lang verstopft worden. Der Spercheios verließ sein gewöhnliches Bett und trat so aus, daß die Landstraßen schiffbar gemacht wurden, und der Boagrios floß durch ein ganz anderes Thal als vorher. Alope, Kynos und Opus haben große Erderschütterungen erlitten, und Öon, das Castell von Opus, versank gänzlich. So fiel auch ein großes Stück der Mauer der Stadt Elateia ein. Zu Algonos ist ein Thurm sammt 25 jungen Mädchen, die hinaufgestiegen waren, um von da herunter der Thesmophorienfeier zuzusehen, in das Meer gestürzt. So erzählt man auch, daß das Eiland Atalanta, nicht das bei dem Piräeus, sondern das andere zwischen Opus und Euböa mitten von einander geborsten sei, so daß auch Schiffe gerade durchfahren konnten. Von beiden Seiten ging die Fluth zwanzig Stadien weit in das Land und an den Mauern blieb ein Schiff mit drei Ruderbänken hängen [41]). — Ol. 88, 3. im Sommer siegte Nikias, Nikeratos Sohn, den die Athener mit 60 Schiffen und 2000 Geharnischten ausgesendet hatten, bei Tanagra und fuhr hierauf mit seinen 60 Schiffen längs der Küste hin, verheerte die an die See stoßenden Gegenden von Lokris und nahm darauf seinen Weg nach Hause [42]). — Ol. 90, 3. geriethen die Phoker mit den Lokrern in Streit, welchen sie in einer Schlacht durch ihre Tapferkeit entschieden. Die Phoker siegten und erschlugen über 1000 Mann von den Lokrern [43]). — Bei Thucydides, aus dem die vorstehenden

34) *Pind.* Ol. IX, 20. 35) Ol. 81, 2. gaben die Athener den Messeniern, die einen freien Abzug aus Ithome erhalten hatten, die den, an Ätolien grenzenden, ozolischen Lokrern weggenommene Stadt Naupaktos. *Thuc.* I, 103. *Diod.* XI, 84. *Paus.* IV, 24, 8. X, 38, 5. 36) *Diod.* XII, 42. 37) *Diod.* XII, 44. 38) *Thuc.* II, 32. 39) *Thuc.* II, 66. cf. Diod. 40) *Thuc.* III, 89. *Dodw.* Ann. Thuc. p. 140. Diodor, der (XII, 59.) dasselbe erzählt, sagt, daß bei Lokris, wo vorher eine Halbinsel war, die Landenge durchgerissen und so die Insel Atalanta entstanden sei. Vergl. *Senec.* nat. quaest. VI, 24, 5.

41) *Strab.* lib. I. p. 60 sq. Cas. 42) *Thuc.* III, 91. Ol. 88, 3. waren die ozolischen Lokrer Bundesgenossen der von Demosthenes angeführten Athener (*Thuc.* III, 95.), ganz mit der Barbarenlaune zu Sold und Raub und mit dem dabei gewöhnlichen geringen Maß von Zuverlässigkeit. Die Athener landen von Sicilien aus auf Lokris und schlagen die Lokrer. *Thuc.* III, 99. Spätere Landungen der Athener auf Lokris. *Thuc.* III, 104. Die Syrakusier besetzen mit lokrischen Schiffen Messana. Feindschaft der Lokrer mit den Rheginern. *Thuc.* IV, 1. IV, 24. Die Lokrer räumen das rhegin. Gebiet. Ib. IV, 25. Ol. 89, 2. Vergleich des Athener Phäax mit den Lokrern. *Thuc.* V, 5. 43) *Diod.* XII, 80. — Ol. 91, 1. Die Lokrer verweigern der attischen Flotte den Zugang. *Thuc.* VI, 44. — Ol. 91, 3. Gylippos bei den epiz. Lokrern. *Thuc.* VII, 1. — Ol. 92, 2. lagen auf der

Nachrichten zum Theil entlehnt sind, werden ebenso wenig als von Herodot die epiknemidischen, sondern nur die opuntischen Lokrer erwähnt [44]). — 375. v. Chr. Geb. theilten die Lacedämonier die Städte und die aus denselben zum Kriege ausgehobenen Soldaten in 10 Theile. Die neunte Abtheilung bildeten die Phoker und Lokrer [45]). — Ol. 96, 2. schickte Tithraustes im Auftrage des Artaxerxes den Rhodier Timokrates mit vielem Gelde nach Griechenland, und trug ihm auf, daselbst einen Krieg gegen die Lacedämonier zu erregen [46]). Die Vorsteher in Theben sahen indessen wohl ein, daß die Lacedämonier die Verträge mit den Bundesgenossen nicht aufheben würden, wenn nicht Jemand Krieg zuerst anfinge. Sie beredeten also die opuntischen Lokrer [47]), von einem streitigen Stücke Landes sich sowol als den Phokern die Steuern zahlen zu lassen; denn sie dachten, die Phoker würden gewiß in Lokris einfallen, sobald solches geschähe. Sie irrten auch nicht; denn die Phoker fielen sogleich in Lokris ein und machten allerlei Beute. Die Partei des Androkleidas beredete nun die Thebaner leicht, den Lokrern Hülfe zu leisten, als wäre der Einfall nicht in die streitige Gegend von Lokris, sondern in die, so in einem unstreitigen Freundschaftsbündnisse mit ihnen stehe, geschehen. Als nun die Thebaner einen Gegeneinfall in Phokis thaten und das Land verheerten, schickten die Phoker sogleich eine Gesandtschaft nach Lacedämon und baten um Hülfe, indem sie zeigten, sie wären nicht Urheber des Krieges, sondern hätten sich nur gegen die Lokrer zur Wehre gesetzt [48]). Auch Diodor erzählt, daß O. 96, 2. (393 v. Chr. Geb.) Ismenias, die Änianen und Athamanen zum Abfalle von den Lacedämoniern bewogen habe. Er brachte von ihnen und den übrigen Bundesgenossen Truppen zusammen und hatte in allem nicht viel unter 6000 Mann, mit denen er gegen die Phoker zog. Da er sein Lager bei Naryka in Lokris hatte, aus welchem Orte Aias gebürtig gewesen sein soll, kam ihm das phokische Volk bewaffnet, unter Anführung des Lacedämoniers Lakisthenes, entgegen. Hier kam es zu einem langwierigen hitzigen Gefechte, in welchem die Böoter siegten, die Fliehenden bis zum Einbruche der Nacht verfolgten und nicht viel unter 1000 derselben niedermachten, wobei sie von ihren Leuten im Gefechte ungefähr 500 Mann verloren [49]). — Ol. 96, 3. hatten sich als Feinde der Lacedämonier, die bei Sikyon standen, bei Nemea Hopliten von den Athenern, Argäern, Böotern, Korinthern und Euböern, zusammen 24,000 Mann versammelt. Was die Reiter betrifft, so hatten die Böoter, weil die Orchomenier nicht dabei waren, 800, die Athener 600, die Chalkidier aus Euböa 100 und die opuntischen Lokrer 50 Mann. Des leichten Fußvolkes war noch mehr, wenn man die Korinthier dazu rechnete, mit welchen die ozolischen Lokrer, die Meliceer und Akarnanen zu Felde gegangen waren [50]). Die Lacedämonier errichteten nach der Schlacht ein Tropäon [51]). Dem aus Thessalien nach Böotien gezogenen Agesilaos stellten sich die Thebaner, Athener, Argiver, Korinther, Euböer und beiderlei Lokrer entgegen. Ungeachtet er selbst nur eine und eine halbe More von Lacedämoniern, an Bundesgenossen nur die Phoker und Orchomenier und was er selbst noch an Soldaten mit sich führte, hatte, fühlte er sich doch nicht geschreckt, sondern stellte sich den Feinden entgegen [52]). Ol. 96, 3. in der Schlacht bei Koronea standen den von Agesilaos angeführten Lacedämoniern die Böoter, Athener, Ächäer, Korinther Änianen, Euböer und beiderlei Lokrer gegenüber [53]). Nachdem Agesilaos den Sieg erfochten hatte, befahl er sogleich am andern Morgen den Polemarchen Gylis, das Kriegsheer in Ordnung zu stellen und ein Siegeszeichen zu errichten. Er selbst ging nach Delphi und opferte dem Gotte den zehnten von der Beute, der nicht weniger als 100 Talente betrug. Der Polemarch Gylis aber, der jetzt das Heer befehligte, wendete sich nach Phokis und unternahm von da aus einen Einfall in Lokris [54]). Am Tage raubten die Truppen allerlei Geräthe aus den Kornen und Lebensmittel; als es aber Abend werden wollte und sich nun die Lacedämonier wieder zurückzogen, setzten ihnen die Lokrer nach und schossen Pfeile auf sie. Sobald aber die Lacedämonier sich gegen sie wandten, sie verfolgten und einige von ihnen erlegten, setzten sie ihnen nicht mehr im Rücken nach, sondern griffen sie von den Anhöhen an [55]). Nun versuchten es diese, den Feind auch auf den Anhöhen zu verfolgen. Als es aber dunkel wurde und sie sich wieder zurückziehen wollten, fielen einige in den unwegsamen Gegenden, andere, weil sie das, was vor ihnen war, nicht sahen, und wieder andere durch die Pfeile. Hier verlor der Polemarch Gylis sein Leben, mit Vielen, die ihm zur Seite standen, und überhaupt 18 Spartiaten, die theils von Steinen zerschmettert, theils hart verwundet wurden. Und wenn ihnen die Truppen aus dem Lager, die eben die Abendmahlzeit hielten, nicht zu Hülfe gekommen wären, so wären alle in Gefahr gewesen, umzukommen [56]). — 367 v. Chr. Geb. glaubten die Arkader, auch nach ihren Siegen Spartas Macht fürchtend, den Krieg mit Lacedämon nicht allein ausführen zu können. Deshalb nahmen sie Argiver und Eleer zu Hülfe und vermochten durch eine Gesandtschaft die Thebaner dahin, ein Bündniß mit ihnen gegen Lace=

Euböer Einladung zweiundvierzig Schiffe aus dem Peloponnes, worunter auch verschiedene italienische von Lokris waren, an der lakonischen Küste segelfertig und sollten unter des Hegesandridas Anführung nach Euböa unter Segel gehen. *Thuc.* VIII, 91.

44) Als die Lacedämonier nach der Niederlage der Athener bei Ägospotamoi (Ol. 93, 4.) (*Dodw.* Ann. Xen. p. 239.) die Messenier auch aus Naupaktos vertrieben hatten, sammelten sich die Lokrer zu Naupaktos wieder und bewohnten den Ort von Neuem. *Paus.* X, 38, 5. IV, 26, init. 45) *Diod.* XV, 31. 46) *Paus.* III, 9, 4. *Xen.* Hell. III, 5, 1. 47) *Xen.* Hell. III, 5, 3. Pausanias erzählt so: Von den Lokrern zu Amphissa brach der Krieg aus. Sie machten den Phokern ein Stück Land streitig und ließen sich von der Partei des Ismenias zu Theben aufbringen, die reifen Feldfrüchte abzumähen und nebst anderer Beute wegzuführen. Daher fielen die Phoker mit ihrer ganzen Macht in Lokris ein und verheerten das Land. Die Lokrer kamen dagegen mit den thebanischen Hülfsvölkern und verwüsteten die Landschaft Phokis. 48) *Xen.* Hell. III, 5, 4. 49) *Diod.* XIV, 82.

50) *Xen.* Hell. IV, 2, 17. 51) Ib. IV, 2, 23. 52) *Xen.* Ages. II, 6. 53) *Xen.* Hell. IV, 3, 15. 54) Ib. IV, 3, 21. 55) Ib. IV, 3, 22. 56) Ib. IV, 3, 23.

dämon zu schließen. Die Böoter setzten ihr Heer unverzüglich in Marsch und nahmen noch die Lokrer und Phoker als Bundesgenossen mit. Angeführt von den Böotarchen Epaminondas und Pelopidas, denen ihrer Einsicht und Tapferkeit wegen die übrigen Böotarchen freiwillig den Oberbefehl überlassen hatten, rückten sie in den Peloponnes ein. Als sie nach Arkadien gekommen waren, stießen die Arkader, Eleer, Argiver und die übrigen Bundesgenossen mit allen ihren Truppen zu ihnen. Nachdem also ein Heer von mehr als 50,000 Mann versammelt war, hielten die Anführer einen Kriegsrath und beschlossen gerade auf Sparta loszugehen und Lakonika zu verheeren [57]). Xenophon bemerkt, daß Ol. 102, 3. bei den Heere der Thebaner die Phoker standen, die sich ihnen hatten unterwerfen müssen, und Euböer aus allen Städten, beiderlei Lokrer, Akarnanen, Herakleoten und Malieer [58]). Es folgten ihnen auch Reiter und Peltasten aus Thessalien [59]). Drei oder vier Tage nach der Ankunft dieses Heeres zu Sparta zog sich die Reiterei auf den Hippodromos gegen den Tempel des Gäaochos, in Schlachtordnung, alle Reiter der Thebaner und Eleer, und so viel nur Reiter von den Phokern, Thessalern und Lokrern zugegen waren [60]). — In diesen früheren Zeiten war Larymna eine lokrische Stadt, wie aus Skylax hervorgeht, der sie mit Kynos und Alope aufführt [61]). — In der Schlacht bei Mantinea, am 12. Skirrhophorion (14. Juli) 104, 2., in welcher Epaminondas siegend starb, gehörten die Lokrer zum Mitteltreffen [62]). Wenn Pausanias meldet, daß Larymna, welches in alten Zeiten unter die Botmäßigkeit von Opus gehörte, sich freiwillig, als die thebanische Macht sehr groß wurde, den Böotern angeschlossen habe [63]), dürften wol die gegenwärtigen Zeiten zu verstehen sein. Vermuthlich fiel Unterlarymna den Böotern zu. — Ol. 106, 4. nahm Philomelos den Orakeltempel zu Delphi ein und erschlug die dortigen Thrakiden. Als dieses die Lokrer, welche die nächsten Grenznachbarn waren, erfuhren, zogen sie unverzüglich gegen Philomelos zu Felde und es kam bei Delphi zu einer Schlacht, worin die Lokrer besiegt wurden und nach einem großen Verluste an Leuten wieder in ihr Land zogen [64]). Später unternahm Philomelos einen Feldzug in das Land der Lokrer, verheerte einen großen Theil desselben und schlug sein Lager den Feinden gegenüber, in der Nähe eines Flusses auf, der an einem festen Castell vorbeifloß. Dieses ließ er bestürmen, konnte es aber nicht erobern und gab daher die Belagerung auf. In einem Gefechte mit den Lokrern verlor er zwanzig Mann von seinen Leuten, deren Körper er nicht habhaft werden konnte, und deshalb um die Auslieferung derselben durch einen Herold ansuchen ließ. Allein die Lokrer bewilligten ihm die verlangte Erlaubniß, sie zu beerdigen, nicht, sondern gaben ihm zur Antwort, es sei ein allgemeines Gesetz bei allen Griechen, Tempelräuber unbegraben liegen zu lassen. Philomelos empfand diesen Vorfall sehr übel, ließ sich mit den Lokrern nochmals in ein Gefecht ein und wandte alles an, einige Feinde zu erschlagen und ihre Leichname in seine Gewalt zu bekommen, wodurch er die Lokrer zwang, eine Auswechselung der Leichen mit ihm einzugehen. Meister endlich im offenen Felde, verheerte er ein großes Stück von Lokris, bereicherte seine Soldaten mit vieler Beute und kehrte so nach Delphi zurück [65]). — Ol. 107, 1. lieferte Philomelos den Lokrern, welche gegen ihn zu Felde zogen, bei den phädriatischen Felsen ein Treffen, worin er den Sieg erhielt, viele Feinde niederhieb und nicht wenige Gefangene machte, ja auch einige zwang, sich selbst von dem Felsen herabzustürzen. Nach diesem Gefechte wurden die Phoker durch ihr Glück übermüthig, die gedemüthigten Lokrer hingegen schickten Gesandte nach Theben und baten die Böoter, ihnen und dem Gotte beizustehen [66]). Bald darauf machten die griechischen Völkerschaften und Städte zwei Parteien. Die Böoter, Lokrer, Thessaler, Parrhäber, Dorer, Doloper, Athamanen, Achäer, Phthioten, Magneter, Änianen, nebst verschiedenen andern Völkern beschlossen, dem Tempel zu Delphi Beistand zu leisten, da hingegen die Athener, Lacedämonier und verschiedene andere Peloponnesier Bundesgenossen der Phoker waren [67]). Später rückte Philomelos mit einem Heere, welches sich an Reitern und Fußvolk über 10,000 Mann belief, in das Land der Lokrer ein. Die Lokrer mit Beistand der Böoter stellten sich ihm entgegen und es kam zu einem Reitergefecht, worin die Phoker den Vortheil erhielten. Hierauf rückten die Thessaler mit ihren benachbarten Bundesverwandten gegen 6000 Mann stark in Lokris ein, lieferten den Phokern bei der Anhöhe, Argola genannt, ein Treffen und wurden ebenfalls geschlagen [68]). Nach Verlauf einiger Zeit brach Philomelos in das Land der Feinde ein, eroberte Thronion durch Sturm und machte die Einwohner zu Sklaven, wodurch er Amphissa in Schrecken setzte und zwang, sich ihm zu unterwerfen [69]). Ol. 107, 1. zog Phayllos gegen die epiknemidischen Lokrer zu Felde und bezwang die übrigen Städte durch Gewalt. Nur die Stadt Aryka (d. i. Narykos) nahm er bei Nacht durch Verrätherei ein, ward aber wieder herausgetrieben und verlor an 200 von seinen Leuten. Hierauf schlug er sein Lager bei der Stadt Abä auf. Da aber die Böoter auf ihrem Rückzuge aus Phokis die belagerte Stadt Aryka entsetzen wollten, kam ihnen Phayllos auf den Hals, schlug sie und eroberte die Stadt durch Sturm, welche er plündern und schleifen ließ [70]). — Als die Tyrannen der Phoker (Philomelos, Onomarchos, Phayllos u. a.) viele goldene und silberne Weih-

57) *Diod.* XV, 62. 58) *Xen.* Hell. VI, 5, 23. vergl. *Xen.* Ages. II, 24. 59) *Xen.* Hell. l. l. 60) *Xen.* Hell. VI, 5, 30. 61) *Scyl.* p. 52. Ol. 103, 2. vertrieb Epaminondas die Achäer aus Naupaktos. *Diod.* XV, 75. 62) *Diod.* XV, 85. Manso's Sparta 3ter Bd. 1ster Th. S. 190. 63) *Paus.* IX, 23, 4. cfr. *Polyb.* XX, 5, 7. *Plut.* Sylla 26. Ol. 106, 1. (356 v. Chr.) Untergang der Republik der Lokrer in Italien durch den jüngern Dionysos. *Strabo.* VI. p. 397. *Aelian.* Var. Hist. IX, 8. *Heynii* Op. a. II, 44. V, 414. Wachsmuth H. A. I, 2. S. 382. 64) *Diod.* XVI, 24.

65) *Diod.* XVI, 25. 66) Ib. XVI, 28. 67) Ib. XVI, 29. 68) Ib. XVI, 30. 69) Ib. XVI. 33. 70) Ib. XVI, 38.

geschenke eingeschmolzen und Münzen daraus geschlagen hatten [71]), die sie in die herumliegenden Städte zerstreuten, sammelten die Opuntier deren so viel sie konnten und heiligten einen damit angefüllten Wasserkrug (ὑδρίον) dem Apollon zu Delphi [72]). — Timäos ist Zeuge, daß bis zum phokischen Kriege, der Ol. 108, 3. durch Philippos beendigt wurde, der Athena auf Ilion lokrische Jungfrauen oder Kinder, als Sühnopfer für die Schändung der Priesterin Kassandra durch Aias den Lokrer zu bestimmten Zeiten überschickt wurden [73]). Wenn übrigens von den Schriftstellern, wie noch von Hieronymus [74]) behauptet wird, daß damals der Gebrauch tausend Jahre bestanden habe, so ist dieses ungenau. Von der Einnahme Ilions bis auf diese Zeit sind nur 840 Jahre [75]). — Der Opuntier Philippos war Schüler [76]) Platons, der Ol. 108, 1. starb. Er schrieb Platons auf Wachs geschriebene Gesetze um, und soll auch, wie behauptet wurde, die Epinomis verfaßt haben [77]). — 344 v. Chr. Geb. wurde der phokische Krieg, der zehn Jahre gedauert hatte, folgendermaßen geendigt. Böoter und Phoker, beide durch den langen Krieg entkräftet, schickten Gesandtschaften aus um Hülfe, jene an Philippos, welcher die Thessaler an sich zog und mit einem großen Heere in Lokris ankam. Er fand, daß Phaläkos wieder den Befehl erhalten und eine große Menge Söldner unter sich hatte, und machte sich gefaßt, den Krieg durch ein Treffen zu entscheiden. Phaläkos, der bei Nikäa stand und wohl sah, daß er dem Könige nicht gewachsen wäre, fing mit ihm über einen zu schließenden Vergleich Unterhandlungen an. Dieser kam zu Stande. Die Phoker ergaben sich an Philippos [78]). — Wir wissen außerdem, daß die Phoker Alponos [79]), Thronion und Nikäa [80]) besaßen. Auch bei Skylax ist Thronion, wie Knemis und Elateia phokisch [81]). Ferner erfahren wir aus den Rednern, daß die Phoker, um Hülfe bei den Athenern bittend, Alponos, Thronion und Nikäa zu übergeben versprachen, welche Orte dem, der sie besaß, den Zugang zu Thermopylä möglich machten [82]). Nikäa nahm Philippos den Phokern weg, legte eine Besatzung hinein und übergab den Ort den Thessalern [83]). — Gegen die Lokrer, welche delphische Äcker [84]), wie früher die Phoker, für sich bebaut hatten, trat Ol. 110, 1. Äschines im Amphiktyonengerichte als Kläger auf [85]). Es kam zu Gewaltthätigkeiten und zum Kriege. Athen sandte den Amphisseern 10,000 Söldner zu Hülfe [86]). Der Feldzug der Amphiktyonen [87]) hatte keinen Erfolg. — Unter den um diese Zeit am Amphiktyonenbunde und dem Heiligthume desselben Theil nehmenden zwölf Völkerschaften werden von Äschines auch die Lokrer aufgeführt [88]). Vielleicht war nach Thebens Fall Unterlarymna wieder lokrisch [89]). — In der Schlacht bei Arbela standen auf dem linken Flügel die von Krateros befehligten peloponnesischen und die achäischen Reiter, ferner die Turmen der Lokrer und Malieer. Die hierauf folgenden Thessaler wurden von Philippos angeführt [90]). — Aristoteles aus Stagira, der Ol. 114, 3. (322.) starb, schrieb die Politeien von 158 Städten [91]), darunter auch die der epizephyrischen Lokrer [92]) und die der Opuntier [93]). Aristoteles verfertigte auch ein Epigramm auf Aias, Sohn des Oileus, und Patroklos. — Als die Athener nach Alexander des Großen Tod den Leosthenes beauftragt hatten, nach Ätolien zu marschiren, um einen gemeinschaftlichen Plan gegen Antipater zu entwerfen, schickte jener auch an die Lokrer, und ermahnte sie, ihre Unabhängigkeit zu behaupten und Griechenland von dem makedonischen Joche zu befreien [94]). Dem Bunde schlossen sich nachher noch alle Lokrer an [95]). — Im Jahre 310. v. Chr. Geb., als Kassandros und Antigonos sich einander bekriegten, marschirte Ptolemäos, Antigonos Feldherr, aus Attika nach Böotien, wo er die Kadmeia eroberte und Theben befreite, dann nach Phokis und fiel zuletzt auch in Lokris ein. Da es die Opuntier mit Kassandros hielten, so fing er eine Belagerung an und betrieb dieselbe auf das lebhafteste [96]). — Die Kassandra des Lykophron, der unter Ptolemäus II. Philadelphos lebte, enthält eine Stelle, woraus man sehen kann, welche Städte damals zu Lokris gehörten [97]). — Gegen die, Ol. 125, 2. (279. v. Chr.), in Griechenland eingedrungenen Kelten versammelten sich bei Thermopylä unter andern Hellenen 700 Mann Fußvolk aus den der Insel Atalanta gegenüber wohnenden Lokrern. Reiterei hatten sie nicht gestellt. Der Anführer hieß Meidias [98]). — In

---

71) über diese Münzen s. *Diod.* XVI, 33. 36. 37. 72) *Plut.* c. Pythia n. n. redd. orac. carm. 16. T. II. P. II. p. 646. Wytt. 73) *Timaeus* ap. Tzetz. ad Lyc. Cass. 74) *S. Hieron.* adv. Jovian. lib. I. *S. Euseb. Hieronymi* Operum T. IV. ed. J. Martianay. Paris. 1706. fol. p. 186. 75) *Casaub.* ad Aen. Tact. c. 31. 76) *Diog.* Laert. III, 46. 77) Ib. III, 37. 78) *Diod.* XVI, 59. 79) über dieses s. *Herodot.* lib. VII. *Palmer.* p. 560. *Aeschin.* de fals. leg. p. 305. 80) *Aeschin.* l. l. 81) *Palmer.* p. 564. 566. 82) *Aeschin.* π. παραπρ. p. 301. 83) *Aeschin.* c. Ctes. Or. Gr. Vol. III. p. 532. cf. *Demosth.* Philipp. 2. Vol. I. p. 71. *Demosth.* πρ. τ. Φιλ. ἐπιστ. Vol. I. p. 153. lin. 13. Philippos entriß auch Naupaktos den Achäern und gab die Stadt den Ätolern. *Demosth.* Philipp. III. p. 220, 1. *Strab.* IX. p. 427. 84) *Demosth.* de cor. p. 274 sq. *Philippi* Epist. ap. Demosth. ib. p. 280. über Amphissa s. noch *Aeschin.* c. Ctes. p. 504. 505. 516. 519. 520. 536. 537. 614.

85) *Aeschin.* adv. Ctes. p. 505 sq. 86) Ib. p. 536. 87) *Demosth.* de cor. p. 279. Als Anführer wurde Philippos (Vater Alexander d. Gr.) von ihnen erwählt, im Hekatombäon Ol. 110, 2. (Ib. p. 275.) Er zog im Elaphebolion durch Thermopylä nach Lokris. Die Städte, die er am 25. dieses Monats (*Demosth.* or. de cor. im 1. Beschluß über den Waffenstillstand) eingenommen haben soll, waren Städte der Euböa gegenüber wohnenden und also in den Krieg verwickelten Lokrer, nicht aber Städte der Amphisseer (*Winiewski* comm. in Demosth. or. de cor. Monast. 1829. p. 239). 88) *Aeschin.* π. παραπρ. Vol. III. p. 285. K. F. W. Tittmann (über den Bund der Amphiktyonen. Berl. 1812. S. 44.) nimmt an, daß in Harpokrations Verzeichnisse (daselbst S. 35.) der Name der Lokrer nur durch ein Versehen fehle, vergl. Wachsm. H. A. I, 1. S. 119. 89) *Lycophr.* Cass. 1146. Scylax. 90) *Curt.* IV, 13, 29. 91) *Diog.* Laert. V, 27. p. 282. 92) *Clem. Alex. Strom.* T. I. p. 352. A. Sylb. Polyb. lib. 12. T. II. p. 317. Vindob. 1763. 93) *Hesych.* T. I. p. 578. v. Ἀσπῖτος. *Harpocr.* v. Ἄμφισσα. p. 31. L. B. 1683. cf. *Strab.* lib. VI. p. 322. 94) *Diod.* XVIII, 9. 95) Ib. XVIII, 11. 96) Ib. XIX, 78. 97) *Lyc.* Cass. 1146 sq. 98) *Paus.* X, 20, 3.

einer Ol. 132 oder 133 verfaßten Inschrift [99]), die wahrscheinlich ein Verzeichniß der Sieger in den zu Thespiä gefeierten musischen und gymnischen Erotidien [1]) enthält, liest man Ἐράτων Εὐχαρίδου Ὀπούντιος, δίαυλον, Ἐράτων Εὐχαρίδου Ὀπούντιος, πένταθλον. Eraton siegte unter den älteren Knaben. Er ist vermuthlich der Ätoler Eraton, der nach Africanus Ol. 135. in den olympischen Spielen im Stadion siegte. Er war aus Opus gebürtig, ließ sich aber den Ätolern zu Ehren als Ätoler ausrufen. — Ol. 137. war Unterlarymna wieder böotisch. — Ol. 140, 1. (536. n. Erb. Roms) bald nach der durch den ätolischen Strategen Dorimachos vollzogenen Zerstörung des Heiligthums in Dodona zog Philippos in Winterszeit mit 3000 Ehernschildnern, 2000 Peltasten, 300 Kretern und 400 Reitern von Larissa nach Euböa, von hier nach Kynos und durch Böotien und Megaris nach Korinth [2]). — Ol. 142. (544. n. R. Erb.) wurde die dem Lande der Thronieer gegenüberliegende Stadt der Echinäer am melischen Meerbusen von Philippos belagert. Das ringsumliegende Land war höchst fruchtbar, weshalb es dem Könige an nichts gebrach, dessen er zu seinem Vorhaben bedurfte [3]). — Im Jahre Roms 545. ging der römische Befehlshaber Sulpicius mit der Flotte nach Kynos in Lokris, dem der Stadt Opus, die nur tausend Schritte vom Meere entfernt lag, gehörigen Landungsplatze [4]). — Ol. 142, 4. (546.) landete Attalos in Nikäa. Die Archonten der Ätoler sollten in Herakleia zusammenkommen. Als Philippos dieses hörte, brach er von Skotussa auf [5]). Während Philippos, der über Demetrias, Skotussa, Thermopylä, Herakleia zog, in einem Tage einen Marsch von mehr als 60,000 Schritten bis nach Elatea in Phokis machte, plünderte an demselben Tage der König Attalos die eroberte Stadt Opus. Sulpicius nämlich hatte diesmal die Beute dem Könige überlassen, weil zu Oreum wenige Tage vorher die römischen Soldaten geplündert hatten, ohne die königlichen Theil nehmen zu lassen. Die römische Flotte war dorthin zurückgegangen, und Attalos, ohne von Philippos Annäherung etwas zu wissen, brachte die Zeit damit hin, von den Vornehmen Gelder einzutreiben. In vollem Laufe rannte Attalos, als er Kunde erhalten hatte, ohne Waffen, in der höchsten Unordnung dem Meere und den Schiffen zu. Noch brachten sie die Schiffe vom Ufer ab, als Philippos dazu kam und vom Lande aus selbst die Seesoldaten in großen Schrecken setzte. Von hier ging er nach Opus zurück, unter Klagen über Götter und Menschen, daß ihm das Glück, einen Hauptstreich auszuführen, beinahe vor seinen Augen habe schwinden müssen, in diesem Unwillen machte er auch den Opuntiern Vorwürfe, daß sie, statt die Belagerung bis zu seiner Ankunft hinzuhalten, gleich bei Erscheinung des Feindes sich zu einer beinahe freiwilligen Übergabe verstanden hätten. Als er zu Opus Alles angeordnet hatte, zog er nach Thronion. So leicht Attalos Opus erobert hatte, eroberte Philippos Thronion. Die Bewohner dieser Stadt waren Flüchtlinge vom phthiotischen Theben. Als ihnen Philippos ihr Theben nahm, hatten sie sich in den Schutz der Ätoler begeben, und diese ihnen jenen Wohnort eingeräumt, eine schon im früheren Kriege ebenfalls mit Philippos verwüstete und entvölkerte Stadt. Von dem eroberten Thronion aufbrechend, nahm er Tritonos und Drymä, kleine und unbekannte Städte in Doris, ein [6]). — Sobald die von Titus angeführten Römer die Grenze von Thessalien erreicht hatten, traten mehre Städte auf ihre Seite und die Griechen diesseits Thermopylä brannten vor Begierde, mit dem Titus in Verbindung zu kommen. Selbst die Achäer entsagten dem Bündnisse des Philippos und beschlossen gemeinschaftlich mit den Römern gegen ihn Krieg zu führen. Die Opuntier wollten mit den Ätolern, die doch damals die eifrigsten Bundesgenossen der Römer waren und sich erboten, ihre Stadt zu besetzen und zu vertheidigen, durchaus nichts zu thun haben, sondern schickten nach dem Titus und ergaben sich ihm mit dem größten Vertrauen [7]). Über die damaligen (Ol. 145, 2.) Ereignisse gibt auch Livius Nachricht: Als Titus Quinctius schon in den auf Phokis und Lokris vertheilten Winterquartieren stand, kam es in Opus zu einem Aufruhre der Parteien. Die eine rief die Ätoler, welche näher waren, die andere die Römer herein. Die Ätoler kamen zuerst herbei; allein die bedeutendere Partei schloß den Ätolern die Thore, gab dem römischen Feldherrn Nachricht und behauptete bis zu seiner Ankunft die Stadt. Auf der Burg lag eine königliche Besatzung, und diese ließ sich so wenig durch die Drohungen der Opuntier, als durch das Machtgebot des römischen Consuls bewegen, von dort herabzukommen. Sie sogleich zu bestürmen, unterließ man, weil vom Könige ein Herold ankam, der auf Ort und Zeit einer Unterredung antrug. Dieses wurde dem Könige nicht ungern bewilligt, weil es dem Quinctius lieb sein mußte, wenn die Beendigung des Krieges durch Waffenthaten und Unterhandlungen nur als sein Werk erschien. Denn er wußte noch nicht, ob nicht der eine von den beiden neuen Consuln in seine Stelle geschickt, oder ob man ihm den Oberbefehl verlängern würde, was ihm seine Freundeund Verwandten seinem Auftrage gemäß aus allen Kräften bewirken sollten: eine Unterredung aber schien ihm gerade dazu passend, daß er freie Hand behielte, sich im Falle seines Hierbleibens für den Frieden zu entscheiden [8]). Sie wählten das Ufer bei Nikäa am malieischen Meerbusen. Dahin kam der König mit fünf Booten und einem Schnabelschiffe von Demetrias. Mit ihm waren zwei vornehme Makedoner und der von den Achäern vertriebene Kykliadas. Bei den römischen Feldherrn waren König Amynander, Dionysodorus, Gesandter des Attalus, Agesimbrotus, Befehlshaber der rhodischen Flotte, Phäneas, Oberhaupt der Ätoler und die beiden Achäer, Aristänos und Xenophon. Der Consul sagte unter ande-

99) *Boeckh.* C. I. Gr. Vol. I. p. 771. n. 1590.
1) *Paus.* IX, 31, 3. 2) *Polyb.* IV, 67. T. II. p. 159. Schw. 3) Ib. IX, 34. T. III. p. 179. 4) *Liv.* XXVIII, 6. 5) *Polyb.* lib. 10. T. III. p. 288.

6) *Liv.* XXVIII, 7. 7) *Plut.* Flamin. V. 8) *Liv.* XXXII, 32.

rem: Der König müsse aus allen Städten Griechenlands seine Besatzungen abführen, welche Foderung auch der ätolische Prätor Phäneus machte [9]). Die ganze von Livius umständlich mitgetheilte Unterredung wurde, weil die Sonne nahe am Untergehen war, auf den folgenden Tag verschoben. Philippos ging auf seinen Ankerplatz, von wo er hergekommen war, die Römer und ihre Bundesgenossen in ihr Lager zurück. Am folgenden Tage stellte Quinctius bei Nikäa [10]) zur bestimmten Stunde sich ein; Philippos kam erst später an. Mit Philippos Bestimmung der einzelnen Städte, die er theils abtreten, theils nicht abtreten wollte, waren Alle unzufrieden, weil dadurch mehr verloren gehe, als gewonnen werde. Auch behalte er, wenn er seine Besatzungen nicht aus ganz Griechenland abführe, zu neuen Streitigkeiten immer einen Vorwand [11]). Da sich so die ganze Versammlung mit lautem Wetteifer erklärte, drangen die Worte auch bis zu Philippos, der nur in einiger Entfernung stand. Also ersuchte er den Quinctius, die ganze Sache bis auf den folgenden Tag zu verschieben. Für diese Zusammenkunft wurde das Ufer bei Thronion bestimmt [12]), und sie fanden sich zeitig ein. Der Meinung des Quinctius traten die übrigen Häupter der Bundesgenossen bei und, nach Bewilligung eines Waffenstillstandes auf zwei Monate, beschlossen sie, jeder für ihren Theil einen Gesandten abgeben zu lassen, um den Senat gehörig zu unterrichten, damit er nicht vom Könige hintergangen würde. Der verabredete Waffenstillstand war nicht ohne den Anhang, daß alle königlichen Besatzungen aus Phokis und Lokris sogleich abgeführt werden sollten [13]). Mit dem Anfange des Frühlings hob Philippos, als seine Gesandten keinen Frieden von Rom zurückbrachten, Truppen aus und zog nach der Frühlingsnachtgleiche seine ganze Macht bei Dion zusammen, nahm hier ein Standlager an und erwartete unter täglicher Übung seiner Truppen den Feind. Auch Quinctius kam fast in denselben Tagen nach seinem Aufbruche von Elateia vor Thronion und Skarpheia vorbei, nach Thermopylä [14]). Im J. 560 n. R. Erb. hatte Thoas durch den Euthymidas, einen der Großen zu Chalkis, der nach des Titus Quinctius und seiner Mitgesandten Ankunft von der römischen Partei vertrieben war, und durch den Herodoros, einen Kaufmann von Cia, der zu Chalkis durch seine Reichthümer von Einfluß war, die Anhänger des Euthymidas zu einer Verrätherei schon vorbereitet. Euthymidas ging von Athen — dies hatte er zu seinem Wohnorte gewählt — zuerst nach Theben, von da nach Salganeus, Herodoros bis Thronion. Nicht weit von hier hatte Thoas an der malieischen Bucht 2000 Mann zu Fuß, 200 zu Pferde und an die 30 leichte Frachtschiffe. Diese hieß er den Herodoros mit 600 Mann zu Fuß nach der Insel Atalanta hinüberführen, um von da auf die erste Nachricht, daß die Landtruppen sich schon Aulis und dem Euripus näherten, nach Chalkis überzusetzen. Er selbst zog mit den übrigen Truppen, meistens in Nachtmärschen, so schnell er konnte, gegen Chalkis heran [15]). — Im J. 561. n. R. Erb. verfolgten die Römer ihren Feind, die Makedoner, bis Skarpheia. Auf dem Zuge wurden viele Pferde und Menschen von ihnen theils getödtet, theils gefangen genommen, auch die Elephanten, die sie nicht fangen konnten, niedergestochen [16]). Auch Appianos erzählt, daß Manius Acilius Glabrio die Truppen des Antiochos bis nach Skarpheia verfolgte, indem er sie theils tödtete, theils zu Gefangenen machte. Von Skarpheia zurückkehrend, plünderte er das Lager des Königs und vertrieb die Ätoler, die inzwischen der Römer Abwesenheit benutzend, ihr Lager überfallen hatten [17]). Während der Schlacht selbst standen zehn königliche Schiffe unter dem Befehle des Isidoros in der malieischen Bucht bei Thronion. Als nun der schwer verwundete Akarnaner Alexandros mit der Nachricht von der verlorenen Schlacht hierher geflüchtet kam, segelten die Schiffe im ersten Schrecken schleunigst nach Cenäum auf Euböa ab, wo Alexandros starb und begraben wurde (Liv. 36, 20.). Die Römer schlugen, wie es scheint, wir wissen aber nicht wann, Ober- und Unterlarymna, welche sie in eine Stadt, wie sie von Anfang an gewesen sein mag, vereinigt hatten, zu Böotien. Der Fluß Platanios blieb nun die Grenze. Polybios, der um Ol. 149, 2. schrieb, kennt nur zweifache Lokrer in Griechenland [18]). — Im J. 606 n. R. Erb. eilte Kritolaos fast fliehend nach Skarpheia. Demungeachtet sah er von den ihm nachsetzenden Metellus sich zur Schlacht gezwungen. Ungefähr tausend Mann wurden zu Gefangenen gemacht. Kritolaos selbst nahm Gift [19]). — Im Jahre 706 n. R. Erb. wurden L. Cassius Longinus und Cn. Domitius Calvinus von Cäsar, der den Pompejus bekriegte, nach Macedonien und Thessalien geschickt. Calvinus war, als Faustus ihn aus Macedonien vertrieben hatte, mit Hülfstruppen der Lokrer und Ätoler nach Thessalien marschirt und hatte den Scipio in zwei Treffen besiegt, auch einige Städte in seine Gewalt gebracht [20]). Strabon, den Eustathius benutzte, bezeichnet Opus als die Metropolis der epiknemidischen Lokrer [21]). Eben so nennt er p. 541. nur die Epiknemidier. In andern Stellen trennt er die Opuntier und Epiknemidier [22]). Aber es möchte wol Niemand behaupten wollen, daß diese Unterscheidung in Strabons Zeit bestanden habe. Man muß vielmehr in jenen zwei Stellen das Gebiet der im Lande der epiknemidischen Lokrer liegenden Stadt Opus verstehen, welches vielleicht zunächst die Hafenstadt Kynos umfaßte. Die nicht genaue Schreibweise Strabons hat aber den großen tausendmal wiederholten Irrthum neuerer Alterthumsforscher veranlaßt, das Land der östlichen Lokrer sei allezeit in zwei Abtheilungen zerfallen, dergestalt daß im Süden die

9) *Liv.* XXXII, 33. 10) Ib. 32, 35. *Polyb.* XVII, 7. 11) *Liv.* l. l. 12) *Liv.* XXXII, 36. *Polyb.* XVII, 9. T. IV. p. 21. Schw. 13) *Liv.* l. l. *Polyb.* XVII, 10. p. 25. 14) *Liv.* XXXIII, 3.

15) *Liv.* XXXV, 37. 16) *Liv.* XXXVI, 19. 17) *Appian.* Syr. 19. P. I. p. 158. ed. A. Tollius. Amst. 1670. 8. 18) *Boeckh.* C. I. Gr. Vol. I. p. 855. 19) *Freinsh.* Suppl. Liv. LII, 3. 20) *Dio Cass.* XLI, 51. p. 294. 21) *Strab.* lib. 9. T. III. p. 480. Tzsch. ad h. l. 22) *Strab.* l. 9. p. 485. ferner p. 543.

opuntischen Lokrer, im Norden die epiknemidischen Lokrer wohnten. Den Strabon schrieb Eustathios aus [23]). Mit ihren Angaben sind die des Scholiasten des Pindaros [24]) und des Stephanos [25]) zu vergleichen. Jedenfalls kann die Ansicht fest stehen, daß die Benennung epiknemidische Lokrer erst dann allgemeiner wurde, als die Römer in diese Gegenden vorgedrungen waren. In Strabons Zeit war Daphnus bereits zerstört [26]). Plinius bezeichnet Opus als eine Stadt im Lande der epiknemidischen Lokrer, ebenso Kynos, und setzt Daphnus auf das Ufer von Phokis [27]), Larymna dagegen auf die Küste der Lokrer [28]). Oreus auf Euböa und Opus in Lokris sollen unter Trajan in der 220. Olympiade zugleich mit mehren Städten Kleinasiens durch Erdbeben zerstört worden sein [29]). Da wo Pausanias, der um Ol. 238, 2. schrieb, die von Deukalions Sohne, Amphiktyon, zusammenberufenen Amphiktyonen aufführt, nennt er die an Phokis grenzenden und an dem Knemisgebirge wohnenden Lokrer [30]). In Pausanias Zeitalter bestanden dreißig Amphiktyonen. Unter diesen kamen aus dem alten Doris, von den Lokrern, welche Ozoler hießen, von denen die Euböa gegenüber wohnten, aus Euböa und von Athen nur einzelne Personen als Abgeordnete [31]). Sowol in den eben benutzten Stellen, als in einer andern [32]) scheint Pausanias unter der allgemeinern Benennung Epiknemidier die Opuntier zu begreifen [33]). Epiknemidier hießen, wie ich glaube, damals alle Euböa gegenüberwohnenden Lokrer, und dieser umfassende Name war darum recht passend, weil das Knemisgebirge ebenso wol an der Westseite von Opus, als an der Westseite der näher an den Thermopylen wohnenden Lokrer sich hinzieht. Pausanias nennt ferner Larymna (jetzt Larnes) eine Stadt der Böoter [34]), was auch aus einer andern Angabe desselben Schriftstellers hervorgeht, daß nämlich Halä das letzte böotische Städtchen dieser Küste sei und hierauf die Landschaft Lokris Euböa gegenüber ihren Anfang nehme [35]). Bei Hierokles ist die Kirche von Opus die sechszehnte Böotiens [36]), und es werden ebenda auch Skarphia, Naupaktos, Amphissa genannt. In den andern Notitien wird sie nicht aufgeführt [37]). Bei der ephesischen Kirchenversammlung, i. J. 431 nach Chr. Geb. unter den Kaisern Theodosius und Valentin und dem Papste Cölestinus war Domnos, Bischof der Kirche zu Opus, zugegen [38]). Man weiß noch, was er gesprochen hat [39]). Auch kommt sein Name in den Unterschriften vor [40]). Auf der im Jahre 449 zu Ephesos gehaltenen Synode unterschrieb sich Athanasios, Bischof von Opus in Achaia [41]). Demungeachtet war Athanasios, Bischof der Stadt Opus, unter Papst Leo und den Kaisern Valentin und Marcianus im Jahre 451 auch beim chalkedonischen Concil zugegen [42]) und unterstützte die heiligern Beschlüsse desselben durch seine Unterschrift. In dem lateinischen Briefe der Bischöfe der Metropolis Korinth muß man statt der Unterschrift Athanasius episcopus Proponti [43]) lesen: episcopus Opuntis. Endlich war noch bei der fünften Hauptsynode Kallinikos zugegen. Seine Unterschrift lautet: Kallinikos durch die Barmherzigkeit Christi Bischof der Stadt der Opuntier [44]).

Im März 1676 bereiste Wheler ohne Spon diese Gegenden. Seine Mittheilungen über die lokrischen Städte sind sehr reichhaltig [45]). Von Meletios, Bischofs von Athen, Notizen, die zum Theil der unrichtigen Behauptungen viele enthalten, wird unten bei Gelegenheit der Inschriften die Rede sein [46]). W. Gell's Reisen fallen in die Jahre 1801—1806. Im Mai 1805 reiste Dodwell durch Lokris [47]).

Verfassung. Über die Verfassung der Opuntier hatte Aristoteles geschrieben [48]). Factische Gewöhnung zum gemeinsamen Handeln scheint bei den Lokrern zum Vereine geführt zu haben. Dazu konnte freilich die Geschlossenheit einer Landschaft kräftig mitwirken; doch mangelt uns wol nur die Kunde von ausdrücklichen Verträgen und zugleich ist Einfluß eines vorherrschenden Stammes oder einer Stadt hier wie in andern hellenischen Landschaften mit anzunehmen. Dergleichen Landschaften waren das opuntische Lokris, von dem sich erst später das epiknemidische, wie meistens angenommen wird, sonderte, das ozolische Lokris, wo Amphissa einen Vorstand hatte, doch nicht Zwang üben konnte [49]). Man braucht es nicht mit Tittmann [50]) sonderbar zu finden, daß die griechischen Schriftsteller von den Lokrern ohne nähere Bezeichnung sprechen, sodaß bald die ozolischen, bald die Euböa gegenüber wohnenden, bald die italischen zu verstehen sind, wie denn auch die Inschriften der Münzen oft nur *ΛΟΚΡΩΝ* lauten. Es erklärt sich dieses leicht aus der Entstehung der einzelnen Zweige aus einem gemeinsamen Stamme. Aber richtig bemerkt Tittmann, daß von einem Bundesverhältnisse, welches alle lokrischen Stämme umfaßt hätte, sich keine Spur findet, ja Po-

23) *Eust.* ad Dion. Per. über die unterschiebenen Lokrer s. *Politus* ad Eustath. T. II. p. 574. 24) Schol. Pind. Ol. XI. p. 212. et p. 238. 25) *Steph. Byz.* v. Ὀζόλαι, wo aus Strabon zu ändern ist. 26) *Strab.* T. III. p. 550. 27) *Plin.* H. N. IV, 12. 28) Ib. IV, 7. 29) *St. Hieronym.* in Chron. Euseb. p. 165. ed. Scalig. (*Eus.* Chr. P. II. Venet. 1818. 4. p. 218. Sync. p. 347.). *P. Orosii* histor. VII, 12. p. 487. ed. Hav. von Hoff, Gesch. der Veränd. der Erdoberfl. 2ter Th. Gotha 1824. S. 174. 30) *Paus.* X, 8, 2. 31) *Paus.* X, 8, 3. 32) *Paus.* X, 1, 1. 33) Bei dem Schol. Pind. Ol. XI. in. Epiknemidier, Ozoler, Epizephyrier. Ebenso Schol. Il. II, 531. *Steph. Byz.* v. Ὀζόλαι. Ἐπικνημίδιοι, οἱ καὶ Ὀπούντιοι, ἐξ ὧν Αἶας. *Steph. Byz.* v. Ὀπόεις. Schol. Thuc. III, 89. 34) *Paus.* IX, 23, 4. 35) *Paus.* IX, 24, fin. 36) *Hierocl.* Gramm. Synecdemus in der Ἐπαρχία Ἑλλάδος ἤγουν Ἀχαΐας. *Ans. Bandur.* Imper. orient. T. I. Par. 1711. fol. p. 34. 37) *Mich. Le Quien* Oriens christianus. T. II. Paris. 1740. fol. p. 206.

38) Conciliorum Tomus quintus. Ephes. conc. gen. P. I. et II. Par. 1644. p. 446. 39) Ib. p. 448. 457. 40) Ib. p. 525. 41) *Le Quien* l. l. 42) Conciliorum Tomus octavus. Par. 1644. p. 525. 667. 645. 43) Conc. Tom. nonus. P. 1644. p. 378. 44) *M. Le Quien* l. l. T. II. p. 206. 45) *G. Wheler* Voy. de Dalmatie de Grece et du Levant. T. II. à Amst. 1689. p. 572—576. 46) Vergl. auch diese Enc. unter Opus. 47) S. das 18. Cap. seiner Reise. 48) *Strab.* lib. 7. p. 322. *Cas. Hesych.* ἄσπετος. *Harpocration.* Ἄμφισσα. 49) *Thuc.* III, 101. 50) Tittmann, Darst. d. gr. Staatsv. L. 1822. S. 710.

lybios bezeuget dieses hinsichtlich der epizephyrischen Lokrer ausdrücklich [51]). Wenn in Pausanias Verzeichnisse der von Amphiktyon zur Amphiktyonenversammlung zusammenberufenen Völker die an Phokis grenzenden und an dem Knemisgebirge wohnenden Lokrer genannt werden, so muß man nicht mit Tittmann [52]) verstehen, nur die epiknemidischen Lokrer allein hätten zwei Abgeordnete geschickt, die Opuntier aber nicht; denn an das Knemisgebirge grenzte am meisten das Gebiet von Opus, das der nördlichsten Städte der östlichen Lokrer aber gar nicht, und Pausanias nennt als ein später Schriftsteller, wie es in seiner Zeit üblich war, das früher Opuntier benannte Volk Epiknemidier. Es bestand bei den Lokrern ein gewisser Adel weiblicherseits, gewiß nicht bei den epizephyrischen [53]) allein, sondern früher noch bei den opuntischen. Die umständlichsten Nachrichten gibt Polybios. Bei allen Lokrern [54]) regierten Optimaten den Staat. Darum genossen die Länder der Lokrer einer größern Ruhe als andere, in denen das Volk herrschte. In dem ungefähr in der 75. Ol. abgefaßten Epigramme einer Stele zu Thermopylä erhalten die Lokrer, deren Metropolis Opoeis war, das Prädicat *εὐθένομοι* [55]). Gleiche Lobsprüche enthält der Ol. 81. gedichtete neunte olympische Siegsgesang des Pindaros [56]), und es ist merkwürdig, daß nicht allein die epizephyrischen Lokrer [57]), sondern auch die Keier [58]), gleichfalls eine lokrische Colonie, obwol nicht direct aus Opus, sondern aus Naupaktos, wegen guter Gesetze gepriesen werden. Wenn man bei Thukydides [59]) liest, daß Ol. 80, 4. die Athenäer von den opuntischen Lokrern hundert der begütertesten Bürger als Geiseln mitnahmen, kann man schließen, daß diese aus den hundert weiberadeligen Familien genommen waren. In der Zeit des Aristoteles war bei den opuntischen Lokrern nur Einer oder ein einzelner Beamter (*ἄρχων*) und zwar vielleicht, aber nach unsicherer Erklärung, auf Lebenszeit, vom Volke gewählt, mit Machtvollkommenheit oder fast königlicher Gewalt an der Spitze der Verwaltung, wie zu Epidamnos, doch in Opus mit beschränkteren Rechten [60]). Bei den (epizephyrischen?) Lokrern bestand ein Gesetz, daß Niemand ohne offenbares Misgeschick sein Gut veräußern durfte [61]). In der aus Opus herrührenden Inschrift wird der Archon Erodamos [62]) erwähnt und der hierauf folgende Name ist vermuthlich der des Schreibers. Die Opuntier kannten den Gebrauch der Asylie und Proxenie. Sie hatten eine heilige Gerusia des Asklepios Soter. Zu Thronion war ein Archon, ein Grammateus und ein Tamias. Der Rath und das Volk der Thronieer faßte Beschlüsse. — Priesterämter: An den meisten Orten Griechenlands bediente man sich vor Alters zu den Opfern der Gerste, indem die Bürger die Erstlinge davon entrichteten. Daher nannte man denjenigen, der über die Opfer gesetzt war [63]) und diese Erstlinge einsammelte, Kritholologos (Gerstensammler). Die Opuntier hatten aber zwei solche Priester; der eine war zum Dienste der oberen, der andere zum Dienste der Dämonen oder unteren Götter bestimmt [64]).

Die Sitten anlangend, wissen wir nicht, ob in den älteren Zeiten auch die Opuntier wie die ozolischen Lokrer [65]), wegen Räubereien Waffen trugen. Das Sprüchwort *Λοκρῶν συνθήματα* [66]) oder *Λοκροὶ τὰς συνθήκας* [67]) scheint lediglich von den epizephyrischen Lokrern herzurühren, welche das häufig vorkommende Ableugnen des Bedungenen in übeln Ruf brachte. Viehzucht trieben wol nicht allein die ozolischen Lokrer, die ihren Beinamen von den Ziegenfellen, die sie trugen, erhalten haben sollen [68]), sondern auch die östlichen Lokrer [69]) und die um sie wohnenden Völker. Das Sprüchwort *Λοκρικὸς βοῦς* scheint auf einen Opfergebrauch der ozolischen Lokrer sich zu beziehen [70]). Da Lokris wilde Schweine enthielt und die lokrischen Hunde gerühmt werden [71]), kann man vermuthen, daß die Einwohner jagten. Vom Weinbaue zeugen die Münzen. Unter den Schriftstellern ist Philippos der Opuntier bekannt. Die lokrische Harmonie [72]) gehört sicherlich den italischen Lokrern an.

Inschriften, s. bei *Boeckh* C. I. I. p. 854 n. 11751 sq.

Münzen. Die erste Classe der Münzen der opuntischen Lokrer hat auf der hintern Seite einen unbärtigen Heros, der einen Helm mit Helmbusch trägt, übrigens nackt ist, mit dem linken Fuße weit vorschreitet, am linken Arme einen großen ovalen Schild und mit der rechten Hand das Schwert hält. Nach den Vorderseiten zerfällt diese Classe in 2 Abtheilungen. Die meisten Münzen haben den Kopf der Demeter, einige wenige den der Pallas.

Kopf der Demeter mit Perlenhalsband und Ohrge-

---

51) *Polyb.* lib. 12. T. II. p. 328. Vindob. 1763. 52) Tittmann a. a. O. S. 712. 53) *Polyb.* XII, 5. 6. 8. Welck. Äsch. Tril. S. 588. *Heyne* opusc. ac. Vol. II. p. 53. *Polybii* exc. XII, 6. Scriptorum vet. n. coll. e Vat. cod. ed. ab A. Majo. T. II. R. 1827. 4. p. 384. 54) Bei den epizephyrischen war Aristokratie die durchherrschende Verfassung (*Aristot.* Pol. V, 6. 7. p. 530.), verwaltet von einer Anzahl theils dorischer, theils lokrischer Geschlechter, wie es scheint. Wir finden hier, wie in der Mutterstadt Opus, die hundert weiberadeligen Geschlechter, die ihr Adel auch wol zu besonderem Antheil an der Regierung berechtigte. *Heyne* l. l. p. 51. Daß Aias Geschlecht dazu gehörte, sieht man, wenn man *Serv.* ad Virg. Aen. I, 41. mit Polybios vergleicht. Aristokratie daselbst auch im zweiten punischen Kriege. *Liv.* XXIII, 30. XXIX, 6. Daß mit der Aristokratie eine Censusverfassung vereinigt gewesen, scheint der Rath der Tausend zu beweisen. Müll. Dor. II. 228. 55) *Strab.* T. III. p. 545. Wenigstens dünkt diese Lesart mir die richtigste zu sein. 56) *Pind.* Ol. IX, 15. Schol. Pind. Ol. IX, 19. p. 210. IX, 24 et 25. p. 211. 57) *Pind.* Ol. X, 17. *Demosth.* *κ. Τιμοκρ.* Vol. I. p. 743 sq. *R. Heynii* op. ac. II. 44. 58) Bröndst. Reis. 1ster Bd. S. 66. 59) *Thuc.* I, 108. Die Lokrer von Opus — bemerkt Wachsmuth (H. A. I. 2. S. 131.) — pflegten dem Beispiele Thebens zu folgen; auch bei ihnen war Oligarchie.

60) *Aristot.* Pol. lib. III. p. 91. lin. 13. Sylb. 61) Ib. lib. II. p. 38. lin. 20. 62) Bei den ozolischen Lokrern und zu Amphissa wurde mit dem Namen eines Archon das Jahr bezeichnet. 63) *τὸν ἐπὶ τῶν θυσιῶν ἄρχοντα.* 64) *Plut.* Quaest. Gr. 6. T. II. P. I. p. 198. Wytt. 65) *Thuc.* I, 5. 66) *Arsenii* violetum ed. Chr. Walz. Stuttg. 1832. 8. p. 337. 67) *Zenob.* prov. V, 4. 68) *Paus.* X, 38, 1. 69) Pferde zu Opus. *Plin.* H. N. VIII, 66. 70) *Apost.* Cent. XII, 12. *Arsen.* viol. l. l. Adagia. Francof. 1656. fol. p. 135. col. 1. 71) *Poll.* On. V, 37. p. 494. 72) Ib. IV, 65. p. 384.

hängen zur Rechten. — *ΟΠΟΝΤΙΩΝ* [73]). Der Schild des Aias ist mit der Schlange geziert. Zwischen den Füßen liegt ein Helm mit Helmbusch, und neben dem linken Fuße die Lanze [74]). An diese Münze des gothaischen Cabinets schließen sich andere, wo zwischen den Füßen ein Helm allein [75]) oder der Helmbusch liegt [76]). Weiter sieht man auf einer Münze zu Gotha im Schilde des Aias eine Schlange und zu den Füßen desselben eine zerbrochene Lanze [77]). Die Münzen anderer Sammlungen zeigen einen Greif im Schilde. Auf der prächtigsten zu Paris ist die Lanze gegen Aias geworfen [78]), die auf andern Münzen vielleicht eine etwas verschiedene Lage hat [79]). Auf einer Münze zu Gotha ist eine Diota zu den Füßen des Heros und die Schlange im Schilde [80]). Einzig ist die Erzmünze in Allier de Hauteroche's Sammlung: Weiblicher Kopf zur Rechten. — Beschäd. Inschrift. Darstellung des Aias [81]). — An diese Münzen schließen sich die zwei weit seltenern des Cabinets zu Gotha, wo der Kopf der Demeter gleichfalls rechts gewendet ist, hinten aber die Inschrift *ΛΟΚΡΩΝ* und zwischen den Füßen des Aias ein Monogramm [82]) steht, welches in die Buchstaben *ΟΠΟΥ* zerfällt. Die eine hat kein Nebenzeichen [83]), die andere ein Tropäon vor den Füßen des Aias [84]).

Zur Linken ist der Kopf der Demeter gewendet auf einer Münze des Cabinets zu Gotha. Die hintere Seite hat die Inschrift *ΟΠΟΝΤΙΩΝ*, eine Schlange im Schilde des Aias und zwischen den Füßen des Heros einen Helm ohne Helmbusch [85]). Da, wo Lanze und Helm zwischen den Füßen des Aias liegen, ist der Schild desselben bald mit der Schlange [86]), bald mit einem Löwen und Palmen verziert [87]). Eine Münze zu Gotha hat den links gewendeten Kopf der Demeter, hinten die Inschrift *ΟΠΟΝΤΙΩΝ*, im Schilde des Aias ein Seepferd und neben den Füßen des Heros die Lanze [88]). Anderswo zeigt sich außer der Lanze noch ein Epheublatt [89]) oder *Λ*. Y., wo der erste Buchstabe *Λοκρων* bedeutet [90]). Öfters ist die Lanze zerbrochen [91]) und hier bald ein Greif im Schilde des Aias [92]), bald eine Schlange [93]). Einmal ist der Inschrift *ΟΠΟΝΤΙΩΝ* noch ein zwischen den Schenkeln des Aias stehendes *Λ* beigefügt, welches nur *Λοκρων* bedeuten kann [94]). Auch ist manchmal nur die Lanzenspitze zu sehen und im Schilde des Aias die Schlange [95]). Ferner zeigt sich ein Pfeil auf dem Boden und hier steht der Greif im Schilde des Aias [96]). Auf einer herrlichen Münze im Cabinet zu Gotha, wo der Kopf der Demeter wie gewöhnlich mit Ohrgehängen und einem Perlenhalsbande geschmückt ist, steht hinten die Inschrift *ΟΠΟΝΤΙΩΝ*. Aias Schild ist mit einer Schlange verziert und zwischen den Füßen des Heros liegt ein runder Schild [97]). Es gibt auch Münzen, wo im Schilde des Aias eine Schlange und im Felde der Münze ein Lorbeerkranz [98]) oder im Schilde des Aias ein Greif und zwischen den Beinen desselben ein Zweig ist [99]). Einmal sieht man daselbst die Diota [1]). Selten und lehrreich ist das Triquetrum, welches einmal zwischen den Beinen des Aias steht. Im Felde der Münze ist ein *X* [2]). Endlich gibt es noch eine Münze, wo der Schild mit dem Greife geschmückt ist und im Felde der Münze der Buchstabe *Λ* steht, der nur *Λοκρων* bedeuten kann [3]).

Mehre Münzen sind insofern ungenau beschrieben, als man nicht weiß, ob der Kopf der Demeter zur Rechten oder zur Linken gewendet ist. Eine derselben hat die Inschrift *ΟΠΟΝΤΙΩΝ*, zwischen dem Fuße des Aias die Schlange, und der Schild ist mit dem Greif verziert [4]). Eine andere hat zwischen Aias Fuß den Helm [5]). Auf einer dritten, wo der Schild mit einem Löwen verziert ist, sieht man Hut (Helm?) und Lanze [6]). Einmal ist ein Tropäon im Felde der Münze [7]). Öfters zeigt sich die Diota zwischen den Füßen des Aias [8]) und der Schild desselben ist mit der Schlange verziert [9]). Ferner steht das Epheublatt zwischen Aias Fuße [10]). Andere Münzen haben den Dreizack [11]) oder das Aplustre [12]) zum Nebenzeichen. Auch findet sich der Stern im Felde der Münze [13]). Bisweilen fehlt auf den Münzen mit jener Inschrift das Nebenzeichen gänzlich [14]) oder es steht nur ein *Λ*, d. i. *Λοκρων* zwischen den Füßen des Aias [15]).

---

73) Bei Schriftst. Ὀπούντιος. *Eust.* ad Hom. Il. II, 532. 74) arg. 3. 75) Mus. Hunter. p. 220. n. 12. 76) arg. 3. im Schilde der Greif. *Mionn.* II, 93. n. 26. 77) arg. 3. 78) arg. 6. *Mionn.* II, 92. n. 15. *Landon* et *Dumersan*, Numismatique du Voy. d. j. Anach. T. I. à P. 1818. Pl. 27. p. 115. 79) arg. 3. *Mionn.* II, 93. n. 25. *Taylor Combe* Mus. Brit. tab. VI. fig. 3. p. 123. n. 1. et 3. vergl. M. Hunt. p. 220. n. 2. 9 et 10. arg. 3. equus marinus. Mus. Hederv. P. I. p. 144. n. 3534. arg. 3. in clypeo animal dubium. ib. n. 3635. 80) arg. 3. Dieselbe Darst. in *Beyer.* Thes. Brand. T. I. Col. March. 1696. p. 476. n. 2. arg. 3. *Mionn.* II, 93. n. 24. cf. Mus. Hunt. p. 220. n. 11. et n. 3. arg. 3. M. Hederv. n. 3683. Epheublatt zwischen den Füßen: Graeciae ej. ins. n. ab H. Goltz. sc. L. Nonnii c. ill. tab. 18. fig. 5. 81) aen. 2. *Mionn.* Suppl. III, 491. n. 38. 82) *Proelich* Explic. Monogr. Gr. tab. 20. fig. 43. p. 158. Ej. Animadv. in Gorii Symb. Litter. T. VII. tab. 3. fig. 24. p. 54. 83) arg. 3. 84) arg. 3. cf. *Peller.* Rec. T. I. Pl. XIV. n. 10. p. 100. M. Hunt. n. 5. 85) arg. 6. Beg. Th. Brand. I. p. 476. n. 1. M. Hunt. p. 220. n. 4. arg. 3. in Rollins Cab. *Mionn.* Suppl. III, 490. n. 32. 86) arg. 6. *Pell.* Rec. I. Pl. 14. n. 13. p. 101. *Mionn.* II, 92. n. 18. 87) arg. 6. *M.* n. 16. Inter crura tintinnabulum vel pileus ad pedes hasta. M. Hunt. n. 6. 88) arg. 3. M. Hunt. n. 8. mit Greif im Schilde *Mionn.* II, 93. n. 27. 89) arg. 6. *Mionn.* II, 92. n. 20.

90) arg. 3. in Rollins Cab. *Mionn.* Suppl. III, 490. n. 31. 91) M. Hunt. n. 7. 92) arg. 6. *Sestini* Descr. n. vet. p. 170. n. 2. 93) *Taylor Combe* p. 123. n. 2. 94) M. Hunt. n. 5. 95) arg. 6. *Mionn.* II. n. 21 et 23. 96) Ib. n. 17. 97) arg. 6. cf. *Mionn* II, 92. n. 22. 98) arg. 6. Ib. n. 19. 99) Numismata ant. coll. Th. Pembrochiae et M. G. c. 1746. P. II. tab. 23. n. 11.

1) Graeciae ej. i. n. ab H. Goltz. sc. tab. 18. fig. 6. p. 103. arg. 3. *Mionn.* Suppl. III. n. 30. 2) arg. 3. Ib. n. 29. 3) Ib. 489. n. 27. Pl. XV. n. 5. 4) arg. 6. Dumersan, All. de Hauter. p. 44. 5) *Beger* Epist. ad Spanhem. p. 5. *Spanh.* Ep. II. ad Beg. arg. 3. *Eckh.* Cat. I, 109. n. 9. 6) *Gessn.* pop. tab. 49. p. 303. Mus. Wakianum p. 155. 7) arg. 3. *Eckh.* n. 4. 8) Ib. n. 8. *Dumers.* p. 44. 9) Numoph. Ludovician. Viteb. 1731. 8. p. 32. n. 147. 10) arg. 1. *Eckh.* n. 6. 11) arg. 3. *Dumers.* l. l. 12) arg. 4. Ib. 13) arg. 1. Musei Theupoli a. numism. P. II. p. 1285. 14) *Gleck.* Numoph. Francof. 1735. 8. p. 29. arg. 3. *Eckh.* n. 7. 15) arg. 1. *Eckh.* n. 5.

Seltener als die hier aufgeführten sind diejenigen Münzen, wo *ΛΟΚΡΩΝ* die Inschrift ist und ein Monogramm, welches in die Buchstaben *ΟΠΟΥ* zerfällt, zwischen den Füßen des Aias steht [16]). Höchst selten ist die Erzmünze in Allier de Hauteroche's Sammlung, wo vorn ein unbärtiger Kopf, hinten der kämpfende Aias sich zeigt [17]).

Kopf der Pallas, deren Helm einen Helmbusch hat, zur Rechten. — *ΛΟΚΡΩΝ*. Aias, wie gewöhnlich. Im Schilde ein Seepferd. Vor den Füßen des Heros ein Dreizack. Dieser Münze des Cabinets zu Gotha [18]) entsprechen die aus andern Sammlungen bekannt gemachten Münzen [19]). Ich bin überzeugt, daß Hunter geirrt hat, als er auf einer solchen Münze im Schilde einen Hund zu sehen glaubte [20]). Noch eine dieser Münzen zeigt Schwert und Schild zu den Füßen des Aias [21]). Einzig ist die Münze im Cabinet des Großherzogs von Toskana. Hier ist der behelmte Kopf der Pallas en face dargestellt und von Fischen umgeben. Die hintere Seite hat die Inschrift *ΟΠΟΝΤΙΩΝ* und einen Altar zu den Füßen des Aias [22]).

Das schreitende Pferd findet sich auf einer Silbermünze, deren Revers den schreitenden Aias enthält [23]).

Hinsichtlich des schreitenden Heros kann, da die Benennung Ares längst veraltet und beseitigt ist, nur zwischen Aias und Patroklos die Wahl sein. Inwiefern Patroklos den Opuntiern angehört, wurde oben in der Geschichte gesagt. Auch Aristoteles, der den Achilleus in der Politeia der Opuntier erwähnte [24]), wird sicherlich noch mehr daselbst seines Freundes [25]) Patroklos gedacht haben. Philostratos bemerkt, Patroklos habe an Größe seiner Gestalt und an Tapferkeit zwischen den Aianten mitten inne gestanden. Er war dem Lokrer überlegen, aber unterlegen dem Telamonier. Patroklos war honigfarbig. Er hatte schwarze Augen mit starken Augenbrauen und nicht allzulanges Haar. Wie bei Leuten, die in den Palästren sich übten, saß ihm der Kopf fest auf dem Nacken. Seine Nase war gerade und erweiterte sich unten, wie sie an muthigen Pferden ist [26]). Nach Isaakios Porphyrogennetes Beschreibung war der Lokrer Aias sehr stark, honigfarbig, schönnasig; er hatte ferner Augen, die einander nicht glichen, schwarze Haare, einen dichten Bart, ein langes Gesicht, war kriegerisch, kühn, großherzig und den Weibern ergeben [27]). Diese Beschreibungen allein, die man allerdings kennen muß, sind unzureichend, um über die Benennung des Heros zu entscheiden. Daß dieser nicht Patroklos, sondern Aias ist, kann nur aus folgendem Satze gefolgert werden: Es wird allerdings auch an den von Pindar im opuntischen Siegesgesang verherrlichten Heros Patroklos ein Cultus sich geknüpft haben. Da aber dieses nur wahrscheinlich ist, aber von keinem der erhaltenen Schriftsteller mit Bestimmtheit ausgesprochen wird, dagegen in einer großen Zahl von Stellen derselben sehr umständlich von der Verehrung des Aias, Sohnes des Oileus, bei den Lokrern gehandelt wird, muß diese weit angesehener gewesen sein, so daß die Lokrer diesen Heros zum stehenden Typus ihrer Münzen zu wählen sich gedrungen fühlten. Aias, Sohn des Oileus, ist berüchtigt durch seinen vor der Bildsäule an Kassandren verübten Frevel [28]). Aber das Gehässige verschwindet, wenn man der gewöhnlichen Erzählung des Ereignisses die nachfolgende vorzieht. Aias soll die Kassandra zwar aus dem Heiligthume gezogen, und in sein Zelt geführt, aber hier keinen Frevel sich an ihr erlaubt haben. Dagegen wird hinzugesetzt, daß Agamemnon sich in sie verliebte und sie dem Aias entführte. Zur Zeit der Beurtheilung foderte Aias die von ihm zur Gefangenen gemachte Kassandra. Aber Agamemnon weigerte sich, sie herauszugeben, und verbreitete, indem er den Aias der Gottlosigkeit gegen Pallas anklagte, das Gerücht in dem Heere, Pallas habe das größte Unglück, ja den Untergang desselben verhängt, wenn Aias nicht bestraft werde. Da nun Aias sich der dem Achilleus abspenstig gemachten Priseis und der ungerechten Entscheidung bei dem Streite über die Waffen des Achilleus, sowie der Verdammung des Palamedes erinnerte, entschloß er sich zur Flucht. Er schiffte sich auf einem kleinen Fahrzeuge ein, kam aber in den Fluthen um [29]). Die Nachrichten hierüber lauten ziemlich verschieden, wie schon oben in der Geschichte der Opuntier angedeutet wurde. Einige wollen, das Schiff des seinem Vaterlande entgegensegelnden Aias sei in der Nachbarschaft der Inseln Teos und Andros an die Klippen von Gyrai getrieben und daselbst zu Grunde gegangen, weil Poseidon die Insel spaltete [30]). Sein Leichnam wurde bei Delos ans Land geworfen oder vielmehr auf die Insel Mykonos, und daselbst beerdigt [31]). Andere wollen, daß Aias Leich-

---

16) *Eckh.* n. 3. zu Par. arg. 3. *Mionn.* Suppl. III, 490. n. 33. 17) aen. 1. *Dumers.* l. l. 18) arg. 3. 19) Graeciae cj. i. n. ab H. Goltz. sc. tab. 18. fig. 8. p. 103. *Gessn.* tab. 40. n. 8. Num. Ludov. l. l. p. 28. n. 128. *Pell.* Rec. I, 100. Pl. 14. n. 9. (mit dem Seepferde im Schilde). *Mionn.* II. 91. n. 13. arg. 3. Aias mit unbedecktem Haupte: *Eckh.* Cat. n. 1. *Eckh.* D. N. II, 192. *Taylor Combe* p. 123. n. 4. 20) M. Hunt. p. 176. n. 4. Den Irrthum hat Böttiger nachgesprochen. 21) *Λοκρων.* arg. 3. M. Hederv. I, 144. n. 3686. 22) arg. $4\frac{1}{2}$. *Mionn.* Suppl. III, 490. n. 34. 23) *Ὀποντιων.* arg. $2\frac{1}{4}$. *Sestini* Descr. n. vet. p. 170. n. 6. und arg. 4. aus Seckend. S. *Sestini* Lett. e Diss. n. T. VIII. Berl. 1805. p. 45. tab. V. fig. 12. 24) *Hesych.* v. *Ἄσπετος.* 25) *Philostr.* Heroic. XIX, 9. p. 736. 26) Ib. Geringerer Werth ist der Beschreibung des Isaakios Porphyrogennetes beizulegen. Dieser gibt dem Patroklos einen fetten Körper und beschreibt ihn als stark, mit schönen und seinem Alter angemessenen Verhältnissen, etwas blond, weißgelblich, mit schönem Antlitz, schönen Augen, edel, im Kriege stark und schönbärtig. Excerpta varia Graec. Sophist. ac Rhet. ed. Leo Allatius. Romae 1641. 8. p. 306.

27) Ib. p. 31. über den Bart Bött. über d. R. d. Cass. S. 52. 28) Das. S. 32. über Arktinos das. S. 35. Dieses Ereigniß war schon am Kasten des Kypselos dargestellt. *Paus.* V, 19, 1. 29) *Philostr.* Her. p. 707. cf. *Eudoc.* viol. p. 26 sq. 30) Schol. Hom. Il. XIII, 66. Aias auf den Gyrai benannten Felsen in dem von *Philostr.* sen. im. II, 13. beschriebenen Gemälde. Aias, fulmine incensus, bildete den Gegenstand eines zu Pergamos befindlichen und von dem Athener Apollodor, der Ol. 94 blühte, verfertigten Gemäldes. *Plin.* H. N. XXXV, 36, 1. 31) *Eust.* in Hom. Od. IV, 499. p. 1507. lin. 6—10. Schol. Hom. Od. IV, 499. p. 1507. lin. 6—10. Schol. Hom. Od. IV, 499. *Eudoc.* viol. p. 27. cf. *Jacobs.* Comment. in Tzetz. Antehom. v. 360. p. 44. *Quint. Smyrn.* XIV, 547—588. *Virg.*

nam zu Tremon auf der Insel Delos wiedergefunden wurde [32]), oder daß Thetis daselbst ihn beerdigte [33]). Die opuntischen Lokrer beweinten den Verlust des Heros und veranstalteten, um ihren Schmerz auszusprechen, ein Todtenfest, welches alle Jahre gefeiert wurde. Schwarz gekleidet legten sie Feuer an ein dreiruderiges Schiff mit schwarzen Segeln, welches von ihnen mit Opfergaben und Spenden jeder Art beladen war. Dasselbe hatte weder Gepäck noch Steuerruder und wurde nunmehr den Winden und den Flammen Preis gegeben, so daß es auf dem Meere verbrannte [34]). Das erste zu diesem Behuf verwandte Schiff war das des Aias selbst, worauf er Schiffbruch erlitten hatte. Die Lokrer hatten es Abends durch einen Wind aus dem Hafen treiben lassen, und als es bei dem Aufgange der Sonne auf offenem Meere sich befand, mit Allem, was es enthielt, verbrannt [35]). Wie Tzetzes angibt, rächte Pallas, als der Lokrer Aias nach der Eroberung von Ilion die Kassandra, Priamos Tochter und Priesterin der Pallas, geschändet hatte, dieses nicht allein an ihm, da er auf der Rückreise von Ilion durch Schiffbruch umkam, sondern auch an seinen Landsleuten, den Lokrern, die mit allerhand Plagen heimgesucht wurden. Die Lokrer wendeten sich deswegen an das Orakel und erhielten die Antwort, sie sollten 1000 Jahre hinter einander jährlich [36]) zwei Mädchen als Dienerinnen in den Tempel der Pallas Ilias [37]) nach Troja schicken. Die Lokrer beobachteten auch diesen Befehl sehr genau. Diese gewöhnliche Erzählung des Ereignisses bestreitet Strabon. Homer wisse nichts von der Schändung der Kassandra. Auch sage er nicht, daß sich Aias durch diese Handlung den Zorn der Pallas und den darauf erfolgten Schiffbruch zugezogen. Er sage nur, daß Aias, so wie die Griechen alle, der Pallas verhaßt gewesen, weil sie sich an ihrem Heiligthume versündigt, und daß sie Poseidon ihres Übermuthes wegen umkommen ließ. Der religiöse Gebrauch der Entsendung lokrischer Mädchen sei erst damals eingeführt worden, als die Perser diese Gegend besaßen [38]). Die ersten abgesendeten Jungfrauen hießen Periböa und Kleopatra. Später mußten die Lokrer mit Vorsicht und List verfahren, da die Bewohner von Ilion die Einführung der Mädchen zu verhindern suchten [39]). Die Troer lauerten mit Steinen und Schwertern bewaffnet am Meeresgestade und tödteten die Mädchen, deren sie sich bemächtigen konnten. Ihre Leichname wurden mit dem Holze wilder Bäume verbrannt und ihre Asche vom Berge Traron herab in das Meer geworfen. Auch pflegten die Troer die, von denen lokrische Mädchen erschlagen worden waren, öffentlich zu loben, und die, welche sie beerdigt hatten, hart zu bestrafen [40]). Aber ungeachtet aller von den Iliern getroffenen Anstalten konnten sie es doch nicht verhindern, daß nicht viele Lokrerinnen heimlich eingeführt wurden [41]). Die Lokrerinnen mußten, wie in Euphorions aus Chalkis Versen gesagt wird, zu Troja Mägden [42]) gleich, mit nackten Füßen und ohne Bedeckung ihres Hauptes [43]) und Leibes [44]), schon bei dem frühesten Morgen Athenas Tempel kehren, auch wenn das Alter sie drückte [45]). Nur Nachts gingen sie aus dem Tempel heraus. Es soll keine ihre Keuschheit verloren haben [46]). Nach Timäos [47]) beobachteten die Lokrer den Befehl sehr genau bis auf den phokischen oder sogenannten heiligen Krieg, der Ol. 108, 3. durch Philippos beendigt wurde. Darum spricht Äneas, der Taktiker, der in Ol. 100 gesetzt wird, davon wie von einem noch bestehenden Gebrauche. Durch Tzetzes erfahren wir, daß einstmals eine der von den Lokrern abgesendeten Jungfrauen, vielleicht durch Nachstellung der Ilieer auf dem Traron benannten Hügel in Troja umkam. Die Lokrer beerdigten sie, verhehlten den Vorfall und schickten fortan keine Jungfrauen mehr hin, in dem Wahne, daß die festgesetzte Reihe von Jahren abgelaufen sei. Da aber das Land wieder von Dürre heimgesucht wurde, sahen sie sich zu dem Auswege genöthigt, statt zweier Mädchen nur Eine nach Troja zu senden [48]). Auch sollen Anfangs erwachsene Jungfrauen, in der Folge nur einjährige Mädchen mit ihren Ammen abgesendet worden sein. Dem Lykophron, Kallimachos [49]) und Euphorion von Chalkis war der Gebrauch der Einsendung der Jungfrauen noch in frischem Andenken. Erwähnt wird derselbe ferner von Strabon [50]), Älian [51]), Plutarch [52]), Jamblichos [53]), von dem heiligen Hieronymus und Scholiasten [54]), und es ist in obiger Geschichte der opuntischen Lokrer bemerkt worden, daß er keineswegs 1000 Jahre, wie mehre Schriftsteller wollen [55]), sondern nur 840 Jahre bestand. — Den Aias ehrten auch die von den Lokrern in Hellas abstammenden epizephyrischen Lokrer,

---

Aen. I, 48. *Ovid.* Met. XIV, 408. in Ibin. 341. 671. *Hygin.* fab. 116. *Senec.* Agam. III, 141.

32) *Tzetz.* in Lyc. Cass. 1141. 33) Schol. Hom. Il. XIII, 66. 34) Schol. Hom. Od. IV, 499. 35) *Philostr.* Heroic. VIII, 3. p. 707. 36) *Aelian.* ap. Suid. v. *Ποινή*. 37) Schol. Hom. Il. XIII, 66. Ihre Bildsäule auf silbernen (*de Fonteny* Sur une méd. de Minerve Iliade. Hist. de l'Ac. Roy. d. inscr. et b. l. T. V. à Par. 1729. p. 265—270.) Münzen mit der Inschr. *ΑΘΗΝΑΣ ΙΛΙΑΔΟΣ*. 38) *Strab.* lib. XIII. p. 600. Cas. 39) *Aen.* Tact. poliorc. XXXI. p. 23 et 146. typ Wech. 1609. fol. *Casaub.* ad h. l. p. 89.

40) *Lyc. Cass.* Tzetz. 41) *Aen.* Tact. l. l. 42) Solche Dienerinnen hießen *Λουτρίδες* oder *Πλυντρίδες*. 43) *Tzetz:* geschoren. 44) *Tzetz: μονοχίτωνες.* 45) *Euphorion.* ap. Plut. de sera num. vind. p. 52. ed. Wytt. L. B. 1772. p. 52. Die von Küster dem Kallimachos zugeschriebenen Verse sind wie Jo. Toup (Epist. crit. in dessen Opusc. crit. P. II. Lips. 1781. 8. p. 133.) meinte, aus Euphorions Chiliaden entnommen. Diese Ansicht hatten auch Valckenaer und Wyttenbach (ad Plut. l. l. p. 66.). Dagegen hat der Herausgeber des Euphorion sie diesem Dichter abgesprochen. *A. Meineke* de Euphorionis Chalc. vita et scr. Ged. 1823. p. 23. 46) *S. Hieronymi* Op. ed. Martianay. T. IV. p. 186. 47) *Timaeus* ap. Tzetz. ad Lyc. Cass. 1153. 48) *Tzetz.* ad Lyc. C. 49) *Callim.* in *Αἰτίοις*. fragm. VI. p. 419. Schol. Hom. Il. XIII, 66. Die *Αἴτια* waren ein elegisches Gedicht. cf. *Tzetz.* l. l. 50) *Strab.* l. l. 51) *Suid.* T. III. p. 229. Kust. 52) „Es ist so gar lange noch nicht — sagt Timon bei Plutarch (*Mor.* T. III. P. I. p. 247. Wytt.) — daß die Lokrer aufgehört haben, Jungfrauen nach Troja zu schicken." 53) *Jamblich.* de vit. Pythag. VIII. p. 31. Amst. 1707. 4. 54) Schol. Hom. Il. XIII, 66. *Vales.* ad Harpocr. p. 134. *Meurs.* ad Lycophr. 1153. *Bayle* Dictionaire s. v. Cassandre. E. Bött. a. a. O. S. 37. Müll. Orch. 167 fg. 55) Schol. Hom. Il. *Jamblich* l. l.

und es ist wahrscheinlich, daß den nach Konon bei diesen bestehenden Gebrauch noch früher die Opuntier kannten. Es pflegten nämlich die Lokrer, wenn sie ein Treffen hielten, für den Aias einen Platz leer zu lassen, als wenn er in Person zugegen wäre und sie anführte [56]). Als die Krotoniaten mit den Lokrern in Italien in Krieg verwickelt waren und diese wegen ihrer Verwandtschaft mit den Opuntiern, den Aias, Sohn des Oileus, anriefen, ihnen in einer Schlacht beizustehen, suchte Leonymos, Feldherr der Krotoniaten, den Konon Autoleon nennt, da einzudringen, wo, wie er hörte, dem Aias in der Schlachtordnung sein Platz gegeben war. Er bekam aber von dem Gespenste des Aias eine Wunde an der Brust und reiste, weil dieselbe gefährlich war, nach Delphi. Die Pythia befahl ihm, sich nach der Insel Leuke zu begeben, wo Aias ihm erscheinen und seine Wunde heilen würde. Nachdem mit der Zeit die Heilung erfolgt und er von der Insel Leuke, wo er den Seelen des Aias und anderer Heroen die üblichen Spenden brachte, wieder zurückgekommen war, sagte er, er habe den Achilleus und sowol den Aias, Telamons Sohn, als den Aias, Oileus Sohn, gesehen, bei welchen auch Patroklos und Antilochos zugegen gewesen. Dieses Ereigniß fällt in die Zeit des Stesichoros, der Ol. 55. starb [57]). — Philostratos gedenkt, wie oben gesagt wurde, eines Todtenfestes, welches alle Jahre von den Opuntiern zu Ehren des Aias gefeiert wurde. Der Opuntier Epharmostos, der als Ringer zu Olympia gesiegt hatte, bekränzte siegprangend bei dem Gelage den Altar Aias des Oliaden [58]). Zu diesen Worten Pindars bemerkt der Scholiast, Aias werde in Lokris gleich einem Gotte geehrt. Er habe zu Opus mitten in dem Orte ein Kenotaphion, bei welchem Wettkämpfe gehalten würden, die mit der ihm zu Ehren stattfindenden Panegyris [59]) in Verbindung ständen. Epharmostos habe in diesen Wettkämpfen, welche den Namen Aianteia [60]) führten, gesiegt und den Altar Aias des Oliaden nach Darbringung der Opfer bekränzt [61]). Schon jetzt wird es einleuchtend sein, daß die Bildsäule des Aias, Sohnes des Oileus, die auf so vielen Silbermünzen copirt ist, zu Opus bei dem Kenotaphion des Aias stand. Sie war so dargestellt, wie Homer den Aias beschreibt: „Doch schlug Aias die meisten, der rasche Sohn des Oileus; denn ihm gleich war keiner, im fliegenden Lauf zu verfolgen zitternder Männer Gewühl, sobald Zeus Schrecken erregte" [62]), oder auch wie die Lokrer ihn sich dachten, wenn sie in den Schlachtordnungen einen Platz für ihn leer ließen. In obiger Geschichte der opuntischen Lokrer versuchte ich wahrscheinlich zu machen, daß der Sikyonier Polykleitos für Opus arbeitete. Da nun die auf den Münzen copirte Bildsäule des Aias die Eigenthümlichkeit der Werke des Polykleitos, nämlich nur auf **einem** Schenkel aufzustehen, hat, könnte man vermuthen, es sei dieselbe entweder kein anderes Werk gewesen als der von Plinius erwähnte alexeter arma sumens, oder der Alexeter sei nur eine Vorstudie gewesen für die Bildsäule des Aias zu Opus. Im letztern Falle hätte Polykleitos mehr als einmal diese Stellung in seinen Kunstwerken zur Anschauung gebracht und Plinius Worte wären wahr: Quadrata [63]) tamen ea esse tradit Varro et paene ad unum exemplum [64]). Die Stellung gefiel den Griechen so wohl, daß man sie in Kunstwerken der verschiedensten Gattung wiederfindet. So der borghesische Fechter und ein von Älianos beschriebenes Gemälde des Malers Theon, vermuthlich des Samier, der um die Zeit Philipps II. von Macedonien und der Nachfolger Alexander des Großen lebte: „Feinde sind, wie man sich denken muß, in das Land eingefallen und verwüsten dasselbe. Ein Hoplite eilt zur Hülfe herbei. Man sieht deutlich, mit welcher Herzhaftigkeit er zur Schlacht ausbricht. Du würdest sagen, er sei so voll Kampflust, als habe Ares ihn rasend gemacht. Seine Augen blicken wild. Nachdem er mit Hast die Waffen ergriffen, scheint er, wie die vordringende Haltung seiner Füße beweist, die Feinde zu drängen. Er hält den Schild vor und schwingt das aus der Scheide gezogene Schwert. Aus seinen Augen blickt die Mordlust und die ganze Haltung des Körpers ist so drohend, daß man sieht, er werde keinen schonen. Theon hat aller weitern Zuthat sich enthalten. Es ist kein Lochite, kein Taxiarch, kein Lochos, kein Reiter oder Bogenschütze zugegen. Der einzige Hoplite reichte für ihn aus, um das, was er wollte, in seinem Bilde zu zeigen" [65]). Aias, obwol im Alterthume öfters bärtig dargestellt, ist auf den Münzen unbärtig, und seine ganze Gestalt stimmt nicht allein mit den Beschreibungen der Schriftsteller, sondern auch mit den erhaltenen Kunstwerken überein. Am häufigsten sieht man ihn im Raube der Kassandra begriffen. Diese Kunstwerke wurden in dieser Enc. unter: Olympischer Jupiter namhaft gemacht, und es nehmen die Vasengemälde [66]) unter ihnen nicht den geringeren Platz ein. Vielleicht haben die epizephyrischen Lokrer den Gegenstand öfters be-

---

56) *Photii* Biblioth. p. 481. n. 18. *Conon.* narr. 18. Hist. poet. scr. a. p. 257. 57) *Paus.* III, 19, 11. *Phot.* l. l. *Con.* l. l. Mémoires de l'Ac. Imp. d. scienc. de St. Pétersb. T. II. St. Pét. 1826. p. 580. 58) *Pind.* Ol. IX. v. ult. 59) Die ozolischen Lokrer hatten eine Festversammlung bei Rhion. *Plut.* Sept. sap. conv. 19. T. I. P. II. p. 639 sq. Wytt. 60) Vergl. die agonist. Inschr. *Boeckh.* C. I. Gr. Vol. I. p. 679. n. 1430. Die in der salamin. Inschr. ib. p. 150. n. 108. erwähnten Aianteien wurden zu Ehren des andern Aias gefeiert. 61) Schol. Pind. Ol. IX. p. 230. Seit Heyne wird angenommen, daß der Sieger in festlicher Procession zum Altare des Aias zog, hier dem Landesheros opferte und ihm seinen Kranz weihete. Dann wurde der neunte olymp. Siegesgesang des Pindaros bei dem Gastmahle gesungen. *Boeckh.* expl. Pind. p. 195. 62) Hom. Il. XIV, fin.

63) So sind allerdings die Darstellungen des Aias auf lokr. Münzen, wiewol er auf einigen Exempl. schlanker gehalten ist. 64) Über diese Worte s. Lanzi über d. Sculpt. d. A. Leipz. 1816. 4. S. 42. Schorn üb. d. Stud. d. gr. K. S. 300. 65) Hierauf wird noch erzählt, Theon habe einen Trompeter zu dem noch verdeckten Bild gestellt und in dem Augenblicke, als dieser zur Schlacht blies, dasselbe enthüllt und den vor demselben versammelten Schaulustigen gezeigt. *Aelian* var. hist. II, 44. 66) H. Meyer und C. A. Böttiger über den Raub der Kassandra. Weim. 1794. fol. S. 52., wo bemerkt wird, daß die spätere Kunstverfeinerung den Bart, der dem Aias nach den ältern Dichtern und Künstlern so gut zukam, als allen übrigen Heroen, ihm weggenommen hat.

handeln lassen, bis er später auch bei andern Völkerschaften Großgriechenlands beliebt wurde. — Die Bewaffnung anlangend, so hatte Aias, Oileus Sohn, nicht wie Aias, Telamons Sohn, Begleiter, „die seinen Schild ihm enthoben, wann ihm die Kriegsarbeit und der Schweiß die Knie beschwerte. Doch nicht folgten die Lokrer dem muthigen Sohne des Oileus: Denn nicht duldet' ihr Herz im stehenden Kampfe zu kämpfen; Denn nicht hatten sie Helme von Erz mit wallendem Roßschweif, Hatten auch nicht gewölbete Schild' und eschene Lanzen; Sondern mit Bogen allein und geflochtener Wolle des Schafes Zogen sie voll Vertraun gen Ilion, warfen mit diesen dichte Geschoss', und brachen die troischen Kriegesgeschwader"[67]). Aber Pindar nennt die Opuntier der frühern Zeit Ehernschildner[68]), und Pausanias berichtet, daß die Opuntier seit den medischen Kriegen schwerbewaffnet waren[69]). Polygnotos hatte in seinem Gemälde zu Delphi dem an Kassandren frevelnden Aias einen Schild gegeben[70]). Auf den Münzen der Opuntier ist Aias ovaler Schild innerlich bald mit der Schlange, bald mit dem Seepferde, bald mit dem Greife verziert, einmal mit einem Löwen und Palmenarabesken. Thraker und Griechen pflegten sehr häufig unschädliche Schlangen zu zähmen und gleich Hausthieren zu halten. So die Pellåer[71]) und ein Knabe in Arkadien[72]). Auch der Lokrer Aias soll eine zahme fünf Ellen lange Schlange sich gehalten haben, die mit ihm zusammen war, mit ihm trank, ihm wie ein Hund voranlief und folgte[73]). Aber die Schlange kann zugleich auf demetreischen Cultus sich beziehen und wenn auf Vasengemälden die Schilde anderer Heroen oder gewöhnlicher Menschen Schlangen zeigen, so geschah es wol deshalb, weil jene Vasengemälde durch die Mysterien veranlaßt wurden, oder weil meistens die in den Spielen, welche am Schlusse der Mysterien zu Eleusis und anderwärts gehalten wurden, gebrauchten Schilde mit den der Demeter geheiligten Schlangen verziert wurden. Eine Schlange war auch auf dem Schilde des Menelaos im Gemälde des Polygnotos zu Delphi[74]). Auf dem Gemälde der in der Bibliothek zu Weimar aufbewahrten Vase ist das den Schild zierende Thier sehr beschädigt. Böttiger glaubte einen Drachen mit Mähne zu erblicken[75]). Die gelieferte Abbildung scheint mehr für ein Seepferd zu sprechen. Das Seepferd der opuntischen Münzen würde auf Poseidon sich beziehen, der die Insel spaltete, auf die Aias nach erlittenem Schiffbruche sich rettete, und der kriegerische Greif war nicht allein ein passendes und darum gewöhnliches Abzeichen der Schilde, sondern die Sage von Greifen und Arimaspen hing auch mit den Mysterien zusammen. Dagegen irrte sicherlich Combe, als er auf einer Münze der Hunterschen Sammlung im Schilde des Aias einen Hund zu sehen glaubte, und diesen Irrthum hätte Böttiger nicht nachsprechen sollen. Die Schlange, so wie der Löwe können auch den zu Lande schützenden Heros bezeichnen und das Seepferd auf das Meer hindeuten. Wundern muß man sich übrigens über diese unterschiedene Verzierung des Schildes. Trug etwa die Bildsäule den einen Schild während der Mysterien, den andern in der gewöhnlichen Zeit? — Die Vorderseiten der Münzen enthalten bald den Kopf der Pallas, bald den der Demeter. Ob jene Göttin zu Opus selbst oder in einer nördlichern Stadt des Lokrerlandes einen Tempel hatte, ist nicht bekannt. Stephanos bemerkt, daß Athena Zosteria von den epiknemidischen Lokrern verehrt werde[76]). Sie hatte auch zu Theben beim Hause des Amphitryon zwei marmorne Bildsäulen in Bezug auf eine Schlacht des Chalkodon und der Euböer[77]). Den Kopf der Pallas enthalten auch die Münzen mit der Inschrift: *ΛΟΚΡ. ΕΠΙΚΝΑ.*[78]). Die Lokrer mußten Pallas verehren, da sie seit Aias Frevel ihre Gegnerin war, überdies wegen der zum Tempel der Athena Ilias gesendeten Jungfrauen. Auf diese noch jenseits des Meeres verehrte Göttin beziehen sich die Fische, welche einmal ihren Kopf umgeben und dieses um so passender, da Pallas in den frühesten Zeiten den Fischer wie den Jäger schützte. Einer herrlichen Tempelbildsäule, die vielleicht ein dem Polykleitos ebenbürtiger Künstler, wo nicht er selbst, für Opus verfertigt hatte, muß der Kopf der Demeter[79]) nachgebildet sein. Daß ihr Cultus mystischer Natur war, kann aus dem einmal sich vorfindenden Triquetrum gefolgert werden, wenn man dasjenige vergleicht, was ich hierüber in der Encyklopädie unter Olba in Kilikien gesagt habe. Ein allgemeines Sinnbild nächtlicher Mysterien ist auch der Stern. Die Demetreischen Mysterien der Opuntier glichen vielleicht denen, welche die Thebaner im Hain der Demeter Kabeiria und der Kore feierten[80]). Auch pflegen Sagen von Deukalion in der Regel uns da zu begegnen, wo ein mystischer Cultus bestand und sein Ursprung durch Hinaufrückung in die früheste Vorzeit an Heiligkeit und Ehrwürdigkeit gewinnen sollte. Im mystischen Cultus der Demeter herrschte meistens ein Dionysisches Element, woraus die Diota, die Weintraube, das Epheublatt, welche Sinnbilder wir unten noch auf einer andern Classe von Münzen antreffen werden, sich erklären lassen. Am Schlusse der Mysterien in Eleusis und in großgriechischen Städten wurden gymnische Kämpfe oder auch Scheinkriege gehalten,

67) Hom. Il. XIII, 712. 68) *Pind.* Ol. IX, 58. 69) *Paus.* I, 23, 4. 70) *Paus.* X, 26, 1. 71) *Lucian.* Alex. s. Pseudom. 7. Vol. V. p. 70. Bip. 72) *Aelian.* nat. an. VI. 63. 73) *Philostr.* Her. VIII, 1. p. 706. 74) *Paus.* X, 27, 1. 75) H. Meyer und C. A. Bött. a. a. O. S. 58.

76) *Steph. Byz.* v. *Ζωστήρ.* Cap. Pall. gal. *'Οπουντίων*, Granum hordei. aen. 4. *Sestini* In Cat. M. Hederv. P. I. castig. Flor. 1828. p. 57. n. 2767. Pallas armata gr. *'Οπουντίων.* Venabulum et maxilla apri. ib. p. 55. n. 7170. und Mus. Hederv. P. I. tab. 29. n. 632. 77) *Paus.* IX, 17, 2. 78) Pallas hatte einen Tempel auf der Akropolis zu Amphissa. *Paus.* X, 38, 3. Die stehende Pallas sieht man auf zwei großen und drei kleinern Erzmünzen der epizephyr. Lokrer im Cabinet zu Gotha, auf drei andern ihren Kopf, die Münzen mit korinth. Typen zu geschweigen. 79) Die Lokrer am euböischen Meere nahmen auch Theil an dem Cultus der Demeter in den Pylen. *Strab.* lib. 9. T. III. p. 572. Auf zwei großen und drei kleineren Erzmünzen der epizephyr. Lokrer im Cab. zu Gotha ist vorn der Kopf der Persephone und die stehende Pallas im Revers. Tempel der Perseph. *Diod.* XXVI. 21. cf. *Liv.* XXIX, 18. 80) *Paus.* IX, 25, 5. 6.

und wer weiß, ob diese zu Opus nicht mit den Äanteien zusammenfielen. Aias lebte ja in den Inseln der Seligen fort oder in der mystischen Insel Leuke, wovon oben die Rede war. Auf diese ernsten heiteren Kämpfe, die bei der Bildsäule des Aias veranstaltet wurden, bei welcher auch ein dem Heros errichteter und von Pindar erwähnter Altar war, beziehen sich die zwischen Aias Füße geworfene, liegende oder zerbrochene Lanze, oder die Lanzenspitze, der Pfeil, ferner Schwert und Schild, Helm oder Helmbusch und das Tropäon. Vielleicht sind es die Waffen des Aias selbst, welche die Lokrer zu besitzen sich rühmten und bei dieser Gelegenheit gebrauchten. Der Sieger empfing wol den ebenfalls abgebildeten Zweig und Kranz, wo nicht zugleich eine Waffe. Das schreitende Pferd, welches einmal den Avers bildet, wurde wol auch in solchen Spielen gebraucht, wenn anders es nicht auf die in den Mysterien anwesende Hekate hindeutet. Aus Plinius wissen wir, daß einige Hengste zu Opus bis ins vierzigste Jahr zum Zeugen tüchtig blieben, wenn man ihnen beim Vorderleibe aufhalf [81]). Auf einer Münze mit dem Kopfe der Pallas fanden wir den Dreizack und auf andern mit dem Kopfe der Demeter den Dreizack und das Aphlaston. Auch diese Nebenzeichen scheinen nicht allein auf Poseidoncultus [82]), der sehr oft mystischer Natur war, sondern auch auf das am Todtenfeste des Aias gebrauchte dreiruderige Schiff oder auf die Absendung der zwei Jungfrauen hinzudeuten. Das Fest des Aias begann wol mit der Entlassung und Verbrennung des Schiffes. In seinem ersten Akt war es ein Trauerfest. Nachdem an einem der folgenden Tage die gymnischen Kämpfe beendigt waren, fand wol ein bakchisches Trinkgelag statt, worauf Diota und Epheublatt bezogen werden können. Ein Gastmal scheint laut Pindars Gesange auch nach Bekränzung des dem Aias errichteten und auf den Münzen dargestellten Altars gehalten worden zu sein [83]), und auf dasselbe dürfte auch der Scherz vom alten Weine anspielen [84]). Wurden Feste dieser Art durch musische Künste verherrlicht, so zeigten wol Männer, wie der Opuntier Mnasitheos sich thätig, welchen Aristoteles in der Poetik erwähnt [85]). Es kann behauptet werden, daß die größeren der aufgeführten Silbermünzen der Opuntier [86]) im Verein mit einigen Münzen der Eleer, der Stymphalier und Pheneaten unter den sämmtlichen in Hellas und im Peloponnes geprägten Münzen die herrlichsten und vollendetsten sind. Einerseits sind die Urbilder, nämlich die Tempelbildsäule der Demeter und die Bildsäule des Aias offenbar im schönsten Zeitalter der Kunst und, wie ich annehme, von Polykleitos verfertigt. Andererseits sind auch die Münzen, worauf jene Kunstwerke copirt sind, in einer Zeit geprägt, in welcher alle Künste der Griechen ihren höchsten Gipfel erreicht hatten. Um das Zeitalter der größeren Silbermünzen mit Bestimmtheit auszumitteln, muß man in Erwägung ziehen, daß Lokris wie die umliegenden Länder in den frühesten Zeiten sehr arm an Metall war, weshalb es gar keine Münzen des alten Styles der Kunst aufzuweisen hat. Es wurde eine sehr große Menge gemünzten Goldes und Silbers erst dann in diesen Gegenden in Umlauf gesetzt, als die Tyrannen der Phoker viele goldene und silberne Weihgeschenke eingeschmolzen und Münzen daraus geschlagen hatten [87]). Die Tyrannen zerstreuten die Münzen in die herumliegenden Städte, und es wird berichtet, daß die Opuntier deren so viel sie konnten, sammelten und ein damit angefülltes Hydrion, welches mehre Alterthumsforscher auf den unten beschriebenen Münzen der Opuntier anzutreffen wähnten, dem Apollon zu Delphi heiligten [88]). Da nun die Opuntier, wie diese Geschichte beweist, das Verfahren der Phoker misbilligten, kann man freilich nicht behaupten, daß sie geradezu durch Umprägung der Münzen der Phoker ihre ausgezeichneten Silbermünzen zu Stande brachten. Aber es prägten damals viele der die Phoker umwohnenden Völker aus dem von Delphi herrührenden Metalle Münzen, ohne die Religiosität der Opuntier zu theilen. Das Silber wurde zu mehrfachem Behufe verwendet und nach Verlauf einiger Zeit war es oft schwer oder völlig unmöglich, nachzuweisen, ob es vom Tempelraube herrühre oder nicht. Es wären also die größern Silbermünzen der Opuntier nicht der Aufstellung des Hydrion gleichzeitig. Sie wurden erst einige Zeit später geprägt und obschon die Opuntier sie nicht geradezu aus dem vom Tempelraube herrührenden Metalle schlagen ließen, wären die Münzen doch ohne diesen Tempelraub vielleicht gar nicht vorhanden. Dagegen gehören die kleineren der oben aufgeführten Silbermünzen mit ähnlichen Darstellungen vielleicht in eine noch spätere Zeit und von den folgenden gilt das Nämliche.

Den Kopf der Pallas Zosteria, über deren Verehrung und Zusammenhang mit Aias oben gehandelt wurde, sieht man nicht allein auf den silbernen Münzen, welche die Bildsäule des Heros vorführen, sondern auch auf Münzen mit dem Stern [89]), mit drei Weintrauben [90]) oder mit einer Weintraube [91]).

Das zierliche zweihenkelige Gefäß, welches bisweilen zwei Epheublätter in den Henkeln hat [92]), oder mit zwei

81) *Plin.* H. N. VIII, 66. 82) Den Poseidon verehrten die Myoneer. *Paus.* X, 38, 4. 83) *Boeckh.* expl. Pind. p. 187. 84) Ib. p. 190. 85) *Aristot.* Poet. XXVII, 6. p. 79. ed. Herm. 85) Vergl. H. Meyers Gesch. d. b. K. 1ste Abth. S. 235. 2te Abth. S. 216.

87) *Diod. Sic.* XVI, 35. 36. 37. 88) *Plut.* cur. Pythia etc. 16. 89) arg. 2. ohne Inschrift im Cab. zu Gotha. Kopf der Pallas mit etwas verziertem Helm zur Linken. Stern. *Peller.* Rec. I. Pl. 14. n. 15. p. 101. *Mionn.* II, 91. n. 10. Ib. n. 11. *Eckh.* Cat. p. 109. n. 10. 11. *Sestini* Descr. n. vet. p. 170. n. 10. M. Hederv. P. I. p. 144. n. 3687. *Dumers.* All. de Haut. p. 44. 90) arg. 4. *Ὀπου.* vel *Λοκ.* *Sestini* Mus. Fontana. Fir. 1827. tab. IV. fig. 11. p. 27. ex Mus. Hederv. 91) arg. 2. *Ὀπου.* *Dumers.* l. l. aen. 3. *Ὀπουντίων.* Kopf der Pallas zur Rechten. *Pell.* n. 16. *Mionn.* II, 93. n. 28. *Sest.* Descr. p. 170. n. 9. *Ramus* Cat. P. I. p. 150. n. 2. 3. *Mionn.* Suppl. III. 491. n. 42. Eine Silbermünze mit *Λοκρῶν.* arg. 3. *Sest.* Descr. n. 11. Zwei Erzmünzen mit *Λοκρων* bei *Taylor Combe* p. 123. n. 5. 6. M. Hederv. n. 3681. Mit *Λοκ.* *Pell.* n. 11. 92) arg. 2. *Λοκρ.* *Mionn.* Suppl. III, 489. n. 25.

Weintrauben [93]), oder einer Weintraube und einem Epheublatte [94]) geschmückt ist, erscheint in der Regel auf Münzen, deren Hinterseite einen Stern enthält [95]). Es wird dasselbe gewöhnlich für eine Abbildung jener von den Opuntiern nach Delphi gesendeten Hydria gehalten. Aber richtiger ist es wol, daß Hydrien dieser Art in dem Dionysosdienst der Opuntier, der mit dem Cultus der Demeter zusammenhing, gebraucht wurden. Eben darum wurde ein solches auch dem delphischen Apollon gesendet, der aus der thrakischen Geheimlehre vom Dionysos Apollon sich entwickelte. Oder war das auf den Münzen abgebildete Hydrion ein Kampfspreis in den Aanteien der Opuntier, wie der Opuntier Epharmostos in den Herakleen zu Marathon einen silbernen Krug sich errang [96]). Ein zweihenkliges Gefäß enthalten auch mehre Münzen mit der Darstellung des Aias.

Drei nach Art eines Triquetrum verbundene Weintrauben [97]), oder eine Weintraube [98]), oder eine solche mit Blättern und Reben [99]), oder eine Weintraube und ein Kerykeion [1]) zeigen die Münzen, deren Vorderseite der rechtsgewendete Kopf der Pallas schmückt. Eine Erzmünze, die diesen und hinten die Weintraube enthält, hat die Inschrift *ΛΟΚΡΩΝ* [2]). Alten Weines gedenkt Pindar wol nicht ohne Absicht im Siegesgesange auf den Opuntier Epharmostos [3]). Von den Sprossen des Weinstockes, der aus einem von Orestheus, Deukalions Sohne, vergrabenen Holze aufwuchs, wurde der Name der ozolischen Lokrer hergeleitet [4]). Andere erinnerten an die vielen Blumen, die das Land hervorbrachte und deren vortrefflichen Geruch. Archytas aus Amphissa nannte Makyna angenehm, traubenbekränzt und von Wohlgerüchen duftend [5]). Die drei zu einem Triquetrum vereinigten Trauben beziehen sich offenbar auf den Cultus des Dionysos, dem, weil er mit den Mysterien der Demeter zusammenhing, die Dreizahl der Eleusinien und anderer Mysterien zu Grunde lag [6]).

Der Stern erscheint einmal als Nebenzeichen bei der Darstellung des Aias, ferner auf Münzen, deren andere Seiten die Diota [7]) oder den Kopf der Pallas [8]) enthalten. Strabon gibt an, daß die abendländischen Lokrer, die auch Ozoler hießen, den Abendstern in ihrem Landessiegel führten [9]). Da nun diese von den opuntischen Lokrern abstammten, dürfte auch die Symbolik des Sternes von diesen herzuleiten sein [10]). Indessen ist es gestattet, den Stern der opuntischen Münzen auf nächtliche Mysterien, auf die zur Nachtzeit erfolgte Absendung des Trauerschiffes zu beziehen, oder ihn so auszulegen, wie den Stern auf Münzen der Keier.

Das Kerykeion, welches einmal auf einer ehernen Münze der Weintraube beigefügt ist [11]), deutet auf Hermes hin, der ebenso wol in den orphischen Mysterien des Dionysos, worin er sogar mit diesem identisch war, als in den Mysterien der Kabeiren und denen der Demeter auftrat. In letzteren standen die Keryken unter ihm, die wenigstens in Athen ihr Geschlecht von ihm ableiteten. Es gibt auch eine Erzmünze, die den mit dem Petasos bedeckten und rechtsgewendeten Kopf des Hermes und hinten *ΛΟΚΡΩΝ* und die Weintraube zeigt [12]).

Auf einer silbernen Münze, deren Vorderseite einen bärtigen und bekränzten Kopf enthält, sieht man auf dem Revers in einem Lorbeerkranze die reitenden Dioskuren mit Sternen über den Häuptern. Ebenda steht die Inschrift *ΟΠΟΝΤΙΩ* [13]). Pausanias erzählt, daß die Amphisseer die Geheimnisse der jungen Anaktes begingen und einige dieselben für den Kastor und Polydeukes hielten [14]). Die Köpfe der Dioskuren haben auch drei Erzmünzen der epizephyrischen Lokrer zu Gotha [15]). Wiewol nun Müller die Götter der epizephyrischen Lokrer von einer Colonie der Spartiaten herleitet [16]), kann doch das großgriechische Volk den Dienst der Dioskuren von den ozolischen und diese ihn von den opuntischen Lokrern erhalten haben, welche gleich andern am Meere wohnenden Völkern die helfenden Götter anbeten mußten.

Selten ist die Darstellung zweier Ringer auf einer Erzmünze der hunterischen Sammlung [17]). Vermuthlich traten diese Ringer in den Aanteien oder in den am Schlusse der Mysterien der Demeter gefeierten Spielen auf. Aus Pindar ist der opuntische Ringer Epharmo-

93) arg. 2½. im Cab. zu Gotha. Zwischen den Strahlen des Sternes O. arg. *'Οπον.* M. Hunt. p. 220. n. 13. 94) arg. 2. zu Gotha. *'Οπον.* bei der Diota. cf. *Goltz.* Graec. p. 105. tab. 18. n. 4. *Pell.* Rec. n. 14. *Mionn.* II, 91. n. 12. *Harduin.* Op. sel. Amst. 1709. p. 128. arg. 2. *Λοκρ. Mionn.* n. 8. 95) arg. 2. ohne Inschrift. *Mionn.* n. 9. arg. O zwischen den Strahlen des Sternes. *Taylor Combe* tab. VI. fig. 4. p. 128. n. 4. arg. 2. Lég. *Dumers.* l. l. 96) *Pind.* Ol. IX, 97. 97) arg. 4. *'Οπον.* vel *Λοκ.* *Sest.* M. Fontana. l. l. 98) aen. 3. *'Οπουντίων.* *Pell.* n. 16. *Eckh.* D. N. II, 192. aen. *'Οπον.* *Dumers.* l. l. 99) aen. *'Οπουντίων.* M. Hunt. tab. 40. fig. 20. p. 220. n. 14.

1) aen. 3. *'Οπουντίων.* *Ramus* n. 2. 2) aen. 2. *Dumers.* l. l. M. Hederv. n. 3681. *Taylor Combe* n. 5. 6. *Λοκ.* *Pell.* n. 11. 3) *Pind.* Ol. IX, 52. 4) *Paus.* X, 38, 1. 5) *Plut.* Qu. Gr. 15. 6) S. diese Encykl. unter Olba in Kilikien. 7) Zu Gotha. s. oben. Ebendas. arg. 2. Auf der andern Seite die Diota zwischen Traube und Epheublatt; dabei *ΟΠΟΝ.* *Pell.* n. 14. *Mionn.* II, 91. n. 12. Bei der Diota zwei Weintrauben. M. Hunt. p. 220. n. 13. Ohne Inschrift. *Mionn.* n. 9. cf. *Goltz.* n. 4. arg. 2. *ΛΟΚΡ.* *Mionn.* n. 8. *Mionn.* Suppl. III, 489. n. 25. arg. 2. mit nicht mitgetheilter Inschrift. *Dumers.* l. l. 8) Ohne Inschr. links gewendet. arg. 2. zu Gotha. *Eckh.* Cat. n. 10. 11. *Dumers.* l. l. *Pell.* n. 15. *Mionn.* II, 91. n. 10. 11. aen. 3. ohne Inschrift *Sest.* Desc. n. 10. Die Münze in *Wolffg. Lazii* Historic. commemor. r. Gr. Hanov. 1605. fol. p. 44. ist entweder aus zweien zusammengeschmolzen oder Betrug.

9) *Strab.* lib. 9. T. III. p. 485. W. Lazius a. a. O. erinnerte an Keyx, der ein Sohn des Luzifer war. *Ovid* Met. 11. 10) Auf einer ehernen Münze der epizeph. Lokrer zu Gotha, die vorn den links gewendeten Kopf der Pallas enthält, ist der Stern dem Adler beigefügt. Münze der Lokrer. M. Theup. p. 1277. Vergl. auch, was in *Fr. Neumann.* Pop. et r. n. vet. in *Paus.* II. p. 80. bei Gelegenheit einer Erzmünze von Issa über den Stern bemerkt wird. Bei *Solin.* Sydus Arcturi Minervae ira. 11) aen. 3. *'Οπουντίων.* *Ramus* P. I. p. 150. n. 2. 3. Durch diese Münze wird eine Bemerkung Neumann's P. I. p. 37. widerlegt. 12) aen. 3. M. Hederv. n. 3682. tab. XV. fig. 330. 13) aen. 1. M. Theup. P. II. p. 1286. cf. *Gessner.* pop. p. 303. 14) *Paus.* X, 38, 3. 15) Mit dem thronenden Zeus und einem Füllhorn auf der Kehrseite. *Eckh.* D. N. I. 175. cf. *Strab.* VI, 261. 16) Müll. Dor. I, 127. II, 223. 17) M. Hunt. tab. 40. fig. 21. p. 220. n. 15. mit der Inschrift *'Οπο.*

stos bekannt [18]). Auf der Vorderseite dieser Münze, wo ein O steht, ist ein bärtiger, mit einer Binde umwundener Kopf, vielleicht der des Asklepios Soter, welcher, wie aus der oben besprochenen Inschrift erhellt, zu Opus einen Temenos hatte. Es wurde Asklepios auch zu Naupaktos verehrt [19]).

Folgende Münze, die Mionnet den Lokrern in Italien, Andere den opuntischen Lokrern ertheilen, wurde vielleicht von den ozolischen Lokrern geprägt: Kopf des Apollon mit Lorbeer bekränzt, z. L. — *ΛΟ.* Weintraube zwischen einem Epheublatt und Dreizack [20]).

Eine eherne Münze soll laut der Inschrift von den Opuntiern und Epiknemidiern geprägt sein. Dem mit Ähren bekränzten Kopf der Vorderseite ist eine Weintraube, der Name einer Magistratsperson Serapion und ein in die Buchstaben *A B* zerfallendes Monogramm beigefügt. Die Hinterseite, wo *ΟΠΟΥΝΤΙΩΝ ΕΠΙΚΝ.....ΙΔΙΩΝ* stehen soll, zeigt einen behelmten Krieger, der mit der Linken Lanze und Schild trägt und die Rechte auf seinen Schenkel legt [21]). Diese Figur ist also anders als die zu Opus vorhandene und auf den opuntischen Münzen copirte Bildsäule des Aias. Auch ist es mißlich, die Figur der eben beschriebenen Münze bei den Epiknemidiern zu suchen, so daß hier die Münze geprägt wäre. Es steht nämlich ihre Inschrift nicht ganz fest; denn auf dem andern zu Paris befindlichen Exemplare, wo unter dem Kopfe der Demeter ein Mohnkopf steht, der in ihren Mysterien, wie die Ruinen zu Eleusis lehren, von Bedeutung war, will Pellerin *ΕΠΙ.ΙΛΑ.......ΚΛΑΥΔΙΟΥ. ΟΠΟΥΝ.* gelesen haben [22]), weshalb man, bis beide Exemplare genauer untersucht und verglichen sind, weder auf das eine, noch auf das andere viel bauen darf.

Die wenigen Erzmünzen der epiknemidischen Lokrer sind von roher Arbeit und Jahrhunderte später als jene herrlichen Silbermünzen (mit der Inschrift *Ὀπουντίων*) geprägt, etwa in der Zeit des Sylla oder noch später. Das früher Opuntier benannte Volk nannte sich nämlich in diesen späteren Zeiten allgemein Epiknemidier. Die Erzmünzen enthalten das behelmte Haupt der Pallas und hinten die Inschrift *ΛΟΚΡ. ΕΠΙΚΝΑ.* und eine Weintraube [23]). Dieselben Darstellungen fanden wir oben auf silbernen und ehernen Münzen mit den Inschriften *Ὀπον*, *Ὀπουντίων.* oder auch *Λοκρων.*

Merkwürdig ist, daß auch Thronion (jetzt Paläocastro) eine Erzmünze aufzuweisen hat. Auf der Vorderseite steht der Kopf des Apollon mit Lorbeer bekränzt und rechts gewendet, auf der hintern Seite *ΘΡΟΝΙΕΩΝ* in drei Zeilen, ferner sind daselbst der Kinnbacken eines Ebers, eine Lanzenspitze und in dem Felde eine Weintraube [24]). Den Apollonkopf, den Eberkinnbacken und die Lanzenspitze enthalten auch die Münzen von Amphissa im Lande der ozolischen Lokrer, ferner Münzen der am Amphiktyonenbunde theilnehmenden Ötäer [25]). Auch findet sich der Eberkinnbacken und die Lanzenspitze auf Erzmünzen der Änianen, deren Vorderseite den Kopf des Zeus hat [26]), und am allerhäufigsten auf Münzen der Ätoler. Es wurde hierbei erinnert, daß die Ötäer und Amphisseer vom Ätolos abzustammen behaupteten. Kalydon, Sohn des Ätolos, hatte eine Tochter Protogeneia, mit welcher Ares den Oxylos erzeugte [27]). Oxylos Sohn Andrämon gründete Amphissa im Lande der ozolischen Lokrer, und heirathete Dryope, die, schon vom Apollon schwanger den Amphissos gebar, der am Ötagebirge die Stadt der Ötäer gründete [28]). Überdies wollten die Amphisseer sich lieber zu den Ätolern als zu den ozolischen Lokrern zählen [29]), und es wurde schon bemerkt, daß auch die Münzen der Ätoler den Eberkinnbacken und die Lanzenspitze enthalten. Die den Öta umwohnenden Völker könnten als Erinnerung an die mythische Jagd des kalydonischen Ebers, vielleicht am Schlusse von Mysterien oder bei der Feier der Vergötterung des Herakles, Eberjagden auf dem Öta gehalten haben [30]), bei denen die Ötäer, Änianen, Thronieer und anderen Völker dieser Gegend sich einfanden. Die Amphisseer wohnten freilich vom Öta sehr entfernt; daher könnten sie in ihrem Lande solche Jagden veranstaltet oder auch die ähnlichen der Ätoler besucht haben. Unter den Ortschaften der Euböa gegenüberwohnenden Lokrer waren aber die Thronieer dem Ötagebirge am nächsten. Vielleicht endlich identificirten die Thronieer zum Behuf größerer Annäherung die Protogeneia, Tochter des Kalydon, mit der lokrischen Protogeneia, die eine Tochter des Deukalion und der Pyrrha war. — Es ist noch eine andere Auslegung der thessalischen und ätolischen Typen dieser Münze gestattet und ich gebe ihr vor der ersten noch den Vorzug. Ol. 142, 4. (546.) eroberte Philippos Thronion. Die Bewohner dieser Stadt waren damals Flüchtlinge von Thebä Phthiotikä. Als ihnen Philippos ihr Theben nahm, hatten sie sich in den Schutz der Ätoler be-

18) *Boeckh.* expl. Pind. p. 189. 19) *Paus.* X, 38, 7. 20) arg. 2. *Mionn.* Suppl. III. 493. n. 47. Ähnliche Darst. aen. 3. *Taylor Combe* p. 123. n. 7. tab. VI. fig. 2. *Sest.* Desc. p. 170. n. 12. Hier gedenke ich noch der Golzischen Münze (Graeciae ej. ins. n. ab *H. Goltzio* sc. L. Nonnii c. ill. tab. 18.) Es sind fig. 3. und 7. nicht goldene sondern silberne Münzen. fig. 9. war wol eine epizeph. M., ist aber mit Verfälschungen mitgetheilt (wiederholt in *J. J. Gessn.* Numism. Gr. pop. et u. tab. 40. n. 7. *Froelich* Monogr. tab. 20. fig. 43.) fig. 10. ist eine epizeph. M. (wiederh. v. *Gessn.* ib. n. 6.). Echt sind dagegen die Münzen bei *Goltz.* tab. 18. fig. 4. 5. 6. et 8. 21) aen. 4. *Sest.* Desc. p. 170. 22) *Pell.* Rec. III. Pl. 117. fig. 7. *Mionn.* Suppl. III, 492. n. 45. 23) aen. 4. Numism. a. c. Th. Pembr. et M. G. C. 1746. P. II. tab. 19. n. 5. aen. 2½. zu Gotha. Kopf der Pallas zur Rechten. Der Helm hat Helmbusch und Gesichtsdecke. *ΛΟΚΡ. ΕΠΙ.* Traube. Daselbst noch drei eherne Münzen mit ähnlichen Darstellungen, aber weniger gut erhalten. *Taylor Combe* p. 246. tab. XIII. fig. 24. *Dumers.* p. 44. cf. *Eckh.* D. N. II, 191.

24) aen. 4. *Sestini* Lettere e diss. n. T. VII. Berlino. 1805. tab. II. fig. 3. p. 20. *Mionn.* II, 93. n. 29. Wiederh. *Mionn.* Suppl. III, 493. n. 52. 25) S. diese Enc. unter Oetaei, 3te Sect. II. mit den am Schlusse des Bandes stehenden Nachträgen. 26) *Millingen* Recueil de qu. med. Gr. in. R. 1812. 4. Pl. II. n. 3. p. 35. 27) *Apollod.* lib. I. p. 49. 28) *Antonin. Lib.* XXXII. p. 464. ed. Gale. 29) *Paus.* X, 38, 2. 30) *Antonin. Lib.* (XXXII. p. 465.) erwähnt einen von Amphissos eingesetzten Wettlauf, welcher noch zu seiner Zeit von den Einheimischen gehalten wurde.

geben und diese hatten ihnen jenen Wohnort eingeräumt, eine schon im früheren Kriege mit Philippos verwüstete und entvölkerte Stadt [31]). Es steht nichts im Wege, daß nicht die Münze gerade in dieser Zeit geprägt sei. In Lokris gab es wol selbst viele wilde Schweine. Wir wissen es wenigstens von der erst opuntischen, dann böotischen Stadt Larymna [32]). Durch das hier Gesagte wird auch eine andere Münze der Throniеer erläutert, welche vorn den mit Lorbeer bekränzten Kopf des Apollon, hinten *ΘΡΟΝΙΕΩΝ* und einen Eber enthält [33]).

Hier gedenke ich noch eines geschnittenen Steines, ohne jedoch verbürgen zu wollen, daß derselbe im Alterthume angefertigt sei. Er kann auch ein unechtes Werk sein. Es ist derselbe ein grüner Türkis in der Daktyliothek des Baron de la Turbie. Auf der einen Seite, welche eben ist, sieht man eine Biene, einen Stern und einen Mohnkopf, auf der andern converen Seite die ephesische Artemis mit vielen Brüsten oder, wie Visconti sagt, die Natur. Der ephesischen Artemis kommt auch die Biene und der Stern zu, wiewol dieser, sowie der Mohnkopf, in andern Fällen auch auf Mysterien, z. B. die der Demeter, hindeuten kann. Hier jedoch mit der ephesischen Artemis verbunden, hat auch der Mohnkopf keine andere Bedeutung als die vielen Brüste der Göttin. In der beigefügten Inschrift werden die opuntischen Lokrer und die böotischen Lokrer erwähnt [34]). Letztere könnten, wenn anders die Inschrift echt ist, nur die Bewohner von Larymna sein. Diese Stadt gehörte, wie oben in der Geschichte bemerkt wurde, bald zu Lokris, bald zu Böotien. *(G. Rathgeber.)*

OPUS, auch Opoeis genannt, war die Metropolis [1]) im Lande der opuntischen Lokrer, die von ihr den Namen hatten [2]). So wurde auch der opuntische Meerbusen nach ihr benannt [3]), der von Opus bis Halä sich 40 St. breit erstreckte. Opus selbst lag nicht unmittelbar am Meere, sondern 15 Stadien davon entfernt [4]). Die Entfernung von der Stadt Opus bis zu ihrem Hafen Kynos betrug 60 Stadien [5]). Oberhalb der Stadt Opus und dem Hafen Kynos lag der feste Ort Öon [6]). Wie Strabon angibt, grenzte Opus an die phokischen Städte Panopeus und Hyampolis [7]). Hinsichtlich der letzteren macht Pausanias die nämliche Bemerkung, und fügt noch hinzu, daß Opus auch an das Gebiet der südwestlicher liegenden Stadt Abä stoße [8]). Der Verfasser der orphischen Argonautika bezeichnet Opoeis als rauh [9]). Dagegen gibt Pindar ihr das Beiwort *ἀγλαόδενδρον* [10]). Livius erwähnt die Burg von Opus [11]). Vielleicht ist sie mit dem obenerwähnten Öon identisch. Im Pindar, dessen Scholiast der in Opus gefeierten Kampfspiele Äantria gedenkt [12]), wird der Altar des einheimischen Heros Aias, Oileus Sohn, erwähnt. Der Altar wurde bei dem Siegesfeste des Opuntier Epharmostos, der zu Olympia (wahrscheinlich Ol. 81.) im Ringen den Sieg davon getragen hatte, nach Landessitte mit Kränzen geschmückt [13]). Vom Äanes, Amphidamas Sohn, den Patroklos getödtet hatte, führte ein Temenos den Namen Äaneion und eine Quelle den Namen Äanis [14]). Die Opuntier zeigten ein Grabmal des Prometheus (Paus. II, 19. fin.) — eine Nachricht, wodurch dasjenige sich bestätigt, was bei Gelegenheit der Münzen der opuntischen Lokrer über den Zusammenhang der Mysterien dieses Volkes mit denen der Kabeiren bemerkt wurde. Auf Inschriften allein beruht unsere Kenntniß des Temenos des Asklepios Soter. Einen Bischof fand Wheler und später Dodwell zu Talanda, und sie bemerkten, er sei Suffragan des Metropoliten zu Athen.

Meletios [15]) irrte außerordentlich, indem er das heutige Purtonitza, welches von der alten Stadt Skarphe oder Skarpheia, die nahe bei den Thermopylen lag, nicht sehr entfernt ist [16]), für das alte Opus hielt. — Wheler bereiste von Turko-chorio aus die Gegend von Opus, ohne Spon. Er kam zuerst nach Kalopodia; dann vom Knemis [17]) im Lande der Lokrer hinab, am euböischen Meere hin zur Stadt Thalanda, die am Abhange der Berge [18]) gelegen, eine reiche und schöne Ebene beherrscht [19]). Talanda ist so weit vom Meere entfernt als nach den Angaben der Griechen das alte Opus. Der Name Thalanda [20]) schreibt sich von der gegenüberliegenden Insel her, die im Alterthum Atalanta hieß, in Whelers Zeit aber namenlos war. Wheler bemerkt, Thalanda sei noch eine große Stadt, früher aber bei weitem größer gewesen. Dieses schloß er aus den Ruinen, die ungefähr eine halbe Lieue auswärts waren, und aus einigen alten Kirchen und Thürmen, die auf dem Gebirge noch standen. Meiner Ansicht nach nehmen letztere den Ort der ehemaligen Akropolis von Opus ein. Wheler konnte übrigens die Überreste des Alterthums, wegen der Angst seines Führers, der an diesem Orte leicht für einen Spion gehalten zu werden befürchtete, nicht untersuchen. In Whelers Zeit lebten ungefähr 5 oder 6000 Griechen, Juden und Türken in Talanda. — Dieses Thalanta wird auch von Meletios zwei Mal erwähnt [21]), das zweite Mal bei dem Flecken Malessina [22]) und zwar am Schlusse seiner Beschreibung Böotiens, weil er nämlich annahm, daß bei Thalanta die Grenze von Böotien und Lokris

31) *Liv.* XXVIII, 7. 32) *Paus.* IX, 23, 4. 33) aen. 3. *Sestini* l. l. p. 21. Sonst noch Jagdspieß und Eberkinnbacken auf einer schon oben aus Sestini (in Cat. M. Hederv. P. I. cast. p. 53. n. 7170.) mitgetheilten Erzmünze der Opuntier selbst. 34) Catalogo della Dattilioteca del S. B. de la Turbie. in *Visconti* Opere varie It. e Fr. Vol. III. p. 433. n. 215.

1) *Strab.* lib. 9. T. III. p. 543 et 480. Tzsch. 2) Ib. p. 485. 543. 3) *Plin.* H. N. IV, 12. 4) *Strab.* p. 546. Nach *Liv.* XXVIII, 6. ein römisches Milliare. 5) *Strab.* l. l. 6) *Strab.* lib. 1. p. 60. d. Cas. 7) *Strab.* l. 9. T. III. p. 480. 8) *Paus.* X, 1, 1. 9) *Orph.* Arg. 177. 10) Schol. Pind. Ol. IX, 19. p. 210. IX, 27. p. 211. IX, 32.

11) *Liv.* XXXII, 32. 12) Schol. Pind. Ol. IX. p. 231. 13) *Pind.* Ol. IX. v. ult. 14) *Strab.* p. 549. 15) *Meletius* Evêque d'Athènes, Geogr. anc. et mod (Vienne 1810. 8.) p. 336. 16) *Gell.* The Itin. of Greece. Lond. 1819. bei Thronion. 17) Chlomos bei Meletios. 18) Située sur sa croupe. 19) *G. Wheler* Voy. de Dalmatie. T. II. à Amst. 1689. p. 574 sq. 20) Les Grècs modernes l'ecrivent *Τάλαντα* ou *Θάλαντα*; mais ils prononcent Thalanda, prononçant le *T* après *N*, comme un D'. 21) *Melet.* p. 337 et 316. 22) Ib. p. 340.

sei. Er führt Talanda mit dem Namen *Ταλάντιον* oder *Τολάντι* auf. Gegenüber liege die sonst Atalanta benannte Insel, jetzt *Ταλαντονῆσι* [23]). — Dodwell gelangte von dem niedlichen, in der fruchtbarsten Umgebung liegenden, aber verlassenen Dorfe Proskyna [24]) aus, zu einem Kloster, dann zu dem Plataneios des Pausanias. Hier befand sich ein schmaler Engpaß, Andera genannt, nebst den Überresten einer festen Mauer, die mehre Schritte weit von dem Fuße eines steilen Hügels bis in das Meer auslief. Die Mauer bestand aus rohen Blöcken, von denen einige 10 Fuß lang waren. Wahrscheinlich war dies die Grenze zwischen Böotien und dem Lande der opuntischen Lokrer. An diesem Orte strömte ein Bach aus dem Felsen und trat in das Meer. Dodwell zog hierauf durch eine sehr große Ebene, mit dem opuntischen Golf zur Rechten, umgrenzt von den Gebirgen Euböa's und kam nach einer Viertelstunde von dem Engpasse zu einigen alten Grundmauern und Überresten. Nahe an dem lokrischen Ufer sah er die Insel Talando liegen. Nach einer Stunde Wegs von dem Engpaß von Andera gelangte er zu den Überresten einer Stadt, die aus verstreuten Steinblöcken bestanden. Der über dem ehemaligen Grund beträchtlich erhobene Boden ist fruchtbar und mit Gebüschen bedeckt. Wahrscheinlich ist hier die Lage von Opus [25]). Zwischen diesem Orte und Kynos befand sich eine fruchtreiche Ebene, durch welche gegenwärtig mehre Strombetten sich ziehen, die von den benachbarten Hügeln aus herabsteigen, mit Korn und wenigen Weingärten besetzt. Leider steht jetzt ein großer Theil dieser so fruchtbaren Gegend wüst und öde. Die Küste der Insel Euböa erblickt man hier in einer Entfernung von 15 Meilen ungefähr. Die Trümmer der Stadt Ädepsos (Dipso) und die Warmbäder des Herakles lagen dem Reisenden gegenüber, konnten aber nicht bestimmt werden. Gegen eine Stunde von diesem Platze gelangte er zu den Überresten einer andern Stadt, die mit ihren Grundmauern einen beträchtlichen Umfang einnahm. Hier war eine Kirche, die größtentheils aus alten Überresten bestand und wenige Schritte davon befand sich ein antiker Thronos aus grauem Marmor. Nach einer Viertelstunde Wegs von diesen Ruinen gelangte Dodwell an die Stadt Talanda [26]), die von einem gleichen Theile Türken und Griechen bevölkert war. Sie lag gegen 6 Meilen von dem Meere entfernt, in dem Winkel eines Thales, am Fuße eines Gebirges (das alte Kyrtonon), welches denselben Namen mit ihr trägt. Sie war mit Gärten und Olivenpflanzungen umgeben, was einen höchst freundlichen Anblick gewährte. Den Parnassos erkannte man über dem unteren Theile des Berges Talanda, gegen Südwesten, in mächtiger Höhe emportretend. Zu Talanda bemerkte man einige alte Bruchstücke nebst einer Inschrift, die den Namen der Stadt Opus enthielt, aber von fern her an diesem Ort gebracht worden war. Talanda selbst zeigte keine Spur von Alterthümern und entsprach also, wie Dodwell glaubte, auf keine Weise der Lage der alten Hauptstadt der Opuntier. — Gell traf 19 Minuten westlich von Atachi (in der Nähe des alten Halä) einen Bach an und kam in die Ebene von Talanta. Ein Weg führte hier links über das Gebirge nach Topolias (Copä). 33 Minuten weiter fand er Ruinen eines Ortes am Fuße des Berges Talanta und einen Marmorsessel in einer Kirche; darauf kam er in 5 Minuten zu dem großen Dorfe Talando oder Atalanta. Er sagt hiervon: Talanta könnte Opus sein, aber es ist zu entfernt von der See, wenn die Zahl von 15 Stadien bei Strabon correct ist [27]). — Wiewol Dodwell die Alterthümer von Talanda ableugnet, sprechen doch Andere von bedeutenden Ruinen [28]). Die unter: opuntische Lokrer, mitgetheilte Inschrift wurde zu *Τολάντι, εἰς τὸν Ἅγιον Παντελεήμονα* gefunden [29]). — Den Hafen Kynos fand Gell, nachdem er in 1¼ Stunde die schöne Ebene durchschnitten hatte, am Vorgebirge bei Livanatis, einem jetzt erbärmlichen Dorfe. Zwanzig Minuten davon an der Küste sind die Ruinen, bestehend aus alten Steinblöcken [30]). Der Ort liegt angenehm zwischen Kornfeldern und Olivengärten. — Bei der Insel Atalanta (Talando) sind zwei kleine zu ihr gehörende Felsen. Wol erst nach dem Erdbeben, dessen Thukydides gedenkt, wurde die Insel in zwei verschiedene Felsen gespalten; denn die Küste ist den Erdbeben sehr unterworfen [31]). — Indem Wheler von Talanda aus seinen Weg weiter verfolgte, bemerkte er, daß die Ebene zwischen dem Meere und den Küstenländern sich bald ausbreitete, bald zusammenzog. Bei einer kleinen Bai, die Wheler nach einem Wege von zwei Stunden erreichte, strömten 5 oder 6 Gießbäche aus dem Fuße des nahen Berges hervor und trieben 30 Klaftern von ihren Quellen mehre Mühlen. Später erfuhr Wheler, daß diese Bäche vom See von Livadia bei der Stadt Polea kommen, welche auf der andern Seite des Berges bei dem See liegt. Hierauf beschreibt Wheler seinen Weg nach Proscina (Akräphion) und zu den Katabathren. (*G. Rathgeber.*)

OPUS. 1. Die opuntischen Lokrer waren einer der drei Stämme, in welche die in Hellas wohnenden Lokrer eingetheilt wurden. Die Grenzen ihres Landes sind gegen Osten der Meerbusen von Euböa, gegen Norden die epiknemidischen Lokrer, gegen Westen Phocis, gegen Süden Böotien, — im Ganzen ungefähr ein Landstrich von 5 bis 6 geogr. □Meilen. Doch waren Grenzen und Ausdehnung nicht zu allen Zeiten gleich. Homer nennt nur schlechthin einerlei Lokrer [die epiknemidischen und opuntischen zusammen [1])] unter der Herrschaft des Ajax [2]). Doch eine gewisse Abtheilung beur-

23) Über diese s. Opuntische Lokrer, Geschichte: Ol. 88, 3. 24) Akraiphion? doch halten Andere Cardizza für dieses. Hawkins S. 454. bei Walp. vergl. Müll. Arch. S. 52 u. 480. 25) Dodw. c. 18. 2ter Bd. 1ste Abth. S. 123. d. t. Übers. 26) Dodw. a. a. O. S. 124.

27) *Gell.* l. l. Kruse Hell. II, 2. S. 116. 28) Rumeli und Bosna, geogr. Beschr. aus dem Türkischen des Mustafa Ben Abdalla, Hadschi Chalfa übersetzt von Jos. v. Hammer. Wien 1812. 8. S. 109. 29) *Melet.* p. 337. 30) *Gell.* l. l. p. 232. Kruse Hell. S. 117. 31) Dodw. a. a. O. S. 122 fg.

1) S. üb. d. Scheibung ders. Opunt. Lokrer. 2) Il. II, 525 sq.

kundet sich durch das Haus des Menötius und Patroklus zu Opus [2]). Zu des Skylax und Herodots Zeiten [3]) sind die Opuntier von den Epiknemidiern getrennt und letztere den Phocensern unterthan. Dagegen zu dem Gebiete der Opuntier rechnet Skylax Larymna, das nachher zu Euböa gehört. Die Grenze zwischen den beiden lokrischen Nachbarstämmen machte Daphnus. Die ozolischen Lokrer im Westen von Hellas stammen nach Strabon von den Epiknemidiern her (IX, 4, §. 9.).

Das Land hat eine milde gesegnete Lage. Der Berg Knemis, vom Oeta streifend, verliert sich in sanften Hügeln, von denen kleine Bäche kommen und den Boden bewässern. Von Norden halten der Oeta und Knemis die kalten Winde ab und die Seeluft mildert die Hitze. Daher loben Alte [4]) und Neue [5]) die Reize und Fruchtbarkeit der Landschaft. An einer der Hauptstraßen gelegen, welche zu den Thermopylen, dem einzigen Verbindungswege zwischen Thessalien und dem übrigen Hellas führen, sollte man hinsichtlich der Blüthe des Handels und der Unternehmungen seiner Bewohner dieser günstigen Lage entsprechende Resultate erwarten. Leider war aber mit jener Lage zugleich die Ursache gegeben, warum wir dergleichen nichts vernehmen. Denn das Volk war an sich zu klein, um eine politische Selbstständigkeit behaupten zu können, und so war es in den großen Kämpfen und Wanderungen der thessalischen und macedonischen Völker gegen die südlichen Hellenen jedem Anlauf ausgesetzt und hing von dem jedesmaligen überwiegenden Ansehen der Stärkeren ab.

Daher hören wir so wenig von ihm in der Geschichte. Es kommt dazu, daß die verschiedenen lokrischen Stämme immer vereinzelt standen und sich nicht durch Gemeinschaftlichkeit verstärkten [6]). Geschichtliche Namen hat das Land keine aufzuweisen, außer den mythischen des Ajax und Patroklus. Wahrscheinlich waren die Lokrer ursprünglich **Leleger**, denn die Sage bei Hesiod nennt den Lokrus als Anführer der Leleger [7]) und Aristoteles und Dionysius von Halikarnaß erklären die Lokrer ihrer Zeit für Leleger [8]). Deukalion soll Anführer der Leleger gewesen sein [9]), und auf ihn führt jener Lokrus des Hesiod sein Geschlecht zurück und erhält zum eignen Sohne den Opus [10]). Daher nun in den opuntischen Kynos Deukalion gewohnt haben und Pyrrha daselbst begraben sein soll [11]). Es liegt in der Natur der Sache, daß die lokrischen Leleger sich mit andern Stämmen vermischten und allmälig hellenisirt wurden (*Pindar.* Ol. IX, 101 sq.). Nach Ajax kennt die Geschichte weiter keine Könige der Lokrer. Bei dem Einfalle der Perser fochten die Opuntier mit bei Thermopylä und Artemisium [12]), so wie sie gegen die Gallier 700 Mann stellten [13]).

Von Städten des Landes macht Strabon a. a. O. Opus und den Hafen desselben Kynos namhaft, ferner Alope, worauf das schon erwähnte Daphnus folgt. Andere Merkwürdigkeiten enthält es nicht.

2. Opus, die Hauptstadt des Landes der opuntischen Lokrer, das von ihr den Namen hat, heutiges Tages wahrscheinlich Thalanda [14]), mit einer Akropolis, in einer fruchtbaren Ebene, nach Strabon 15 Stadien in unmittelbarem Abstande vom Meere und 60 Stadien von ihrem Hafen Kynos, litt häufig in den Fehden der Griechen, und ward namentlich von Attalus in dem Kriege gegen Philipp von Macedonien ausgeplündert [15]).

3. Opus, ein Städtchen der Akrorier in Elis im Südosten des Alpheus, von Stephanus B. und Diodor genannt [16]), und nach Strabon verwandt mit den opuntischen Lokrern [17]), vergl. unten Nr. 6. und oben Opuntische Lokrer.

4. Opus, nach Stephanus von Byzanz b. v., eine Stadt in Achaia, sonstber nicht bekannt.

5. Opuntius Sinus, das Meer zwischen Euböa und dem Lande der opuntischen Lokrer, nach Strabon a. a. O. 40 Stadien lang, von der Grenze Böotiens an bis zu dem Vorgebirge Kynos und der schon erwähnten gleichnamigen Stadt Kynos. In ihm liegt die Insel Atalanta.

6. Opus, Personenname. Pindar [17]) unterscheidet zwei Opus, zuerst einen älteren, Sohn der Protogeneia, der Tochter des Deukalion, Königs von Elis. Sein Vater ist Zeus, der die schwangere Protogeneia dem Könige Lokrus unterschiebt, so daß nun das Kind als Sohn des Lokrus gilt; und zwar ist dieser Sohn der zweite und jüngere Opus, von dem die opuntischen Lokrer stammen. Einen dritten Opus (als ein anderer Name des Deukalion) schaffen die Scholien, weil sie die etwas schwierige Genealogie bei Pindar nicht verstehen. Auch noch Andere leiten den Opus aus Elis her [19]). Es beruht diese Angabe auf der oben erwähnten Verwandtschaft (Nr. 3.) der eleischen Opuntier mit den opuntischen Lokrern, und eben diese Verwandtschaft erklärt den Umstand bei Pindar, wie das Geschlecht des Deukalion und der Protogeneia von dem Parnaß nach Elis an den Alpheus komme. (*Völcker.*)

7. Opus, ein Fluß in Lokris. Schol. Ap. Rh. 4. 1780.

8. Opus, Vorgebirge, s. Opoeis. (*G. Rathgeber.*)

OPUS OPERATUM. Zu den Controverslehren zwischen der römisch-katholischen und protestantischen Kirche gehört die Lehre von der Wirksamkeit der Sacramente. Bei jedem Sacrament ist zu unterscheiden: 1) das Sacrament selbst als eine in sich abgeschlossene Handlung, welche ein für alle Mal ihren bestimmten Charak-

2) Il. XXIII, 25. 3) *Scyl.* p. 23. Bei Herodot werden Epiknemidier gar nicht namhaft gemacht. 4) *Strab.* IX, 4 §. 2. 5) Kruse's Hellas. II, 2. S. 113. 6) Tittmann, Staatsverf. S. 711. 7) Bei *Strab.* VII, 7. §. 2. 8) *Strab.* l. l. und Archaeol. I, 17. 9) *Dionys. Hal.* l. l. vergl. Völcker, Myth. der Japetid. S. 344 fg. 10) *Scymn. Ch.* v. 587. *Eust.* ad Il. II, 531. *Pindar.* Ol. IX, 85 sq. mit den Schol. 11) *Strab.* IX, 4. §. 2. *Apollod.* von Heyne. p. 387. 438. T. I.

12) *Herod.* VII, 203. VIII, 1. *Strab.* IX. l. c. *Diod. Sic.* XI, 4. 13) *Paus.* X, 20. 14) Müller's Orchomen. S. 52. 485. (S. oben den Art. Opus, auch Opoeis.) 15) *Liv.* XXVIII, 6. 16) *Diod.* XIV, 17. *Steph. Byz.* v. Opus. *Eust.* ad Il. II, 531. 17) *Strab.* IX, 4, 2. *Eust.* l. l. 18) *Pind.* Ol. IX, 85 sq. vergl. oben Not. 10. 19) Schol. Apollon. R. I.

ter hat; 2) das Subject, welches die Handlung verrichtet und das, welches das durch die Handlung Gewirkte in sich aufnimmt; 3) der Zustand dessen, der die Handlung vollbringt und dessen, der das durch sie Producirte in sich aufnimmt.

Aus diesen drei wesentlichen Bestimmungen ergibt sich, daß ein Sacrament nur dann vollkommen in die Wirksamkeit treten könne, wenn alle drei Momente in einander übergehen, wenn die Handlung ihrem Inhalt und ihrer Form nach von den Subjecten, an welche sie kommt, so vollbracht und aufgenommen wird, wie es dem Begriffe der Handlung selbst gemäß ist.

Es ergibt sich aber auch daraus, daß die sacramentliche Handlung selbst in ihre Momente zersplittert werden könne. Durch solche Abstraction von dem einen oder dem andern Momente entsteht erst die Controverse, indem eine doppelte Einseitigkeit sich bilden kann, ein Mal wenn das Sacrament an sich und das andere Mal, wenn das Subject an sich aufgefaßt wird. Denn der wahre Begriff der Sache fodert, daß das Sacrament als die Substanz und das Subject in ihrer Beziehung auf einander festgehalten werden. In der römisch-katholischen Kirche mußte unausbleiblich die erstere Auffassung die überwiegende werden. Die Trennung der Gemeinde in den Stand der Laien und der Kleriker führte zu einer falschen Objectivität. Die Tendenz, das Göttliche in seiner absoluten, in ihm selbst bestehenden Würde zu bewahren und von jeder Bestimmbarkeit durch den Menschen zu entfernen, erzeugte eine Starrheit der heiligen Handlungen, welche das nothwendige Verhältniß des Menschen zu denselben vernichtete. Das Sacrament ist aber eine Handlung, welche das Göttliche mit dem Menschlichen vereinigen soll, und aus diesem Grunde ist eine Lehre, welche dies Ineinandergreifen der objectiven Substanz des Sacramentes und der Subjecte, welche dasselbe spenden und genießen, fallen läßt, dem Begriffe des Sacramentes durchaus entgegen. — Im Mittelalter entstand diese Trennung. Man unterschied das Sacrament als das opus operatum von dem, der es celebrirt und genießt, in dem Sinne, daß es auf diese, die opus operantes, gar nicht ankomme. Der dem Sacrament verheißene Segen sollte ex opere operato unmittelbar erfolgen; es sollte, wegen der dem Sacrament von Gott verheißenen Kraft gleichgültig sein, wie der opus operans seinem Innern nach sich dazu verhalte, ob andächtig oder nicht. So erklärte Albertus Magnus zum sechsten Cap. des Johannes: „Opus operatum et perfectio externi operis sine motu interno." Ferner Gabriel Biel, Lib. IV. Sentent. Distinct. 1, quaestio 3: „Sacramentum ex opere operato dicitur conferre eo sensu, quod praeter exhibitionem signi foris exhibiti non requiratur bonus motus interior in suscipiente." In ähnlichem Sinne erklärten sich noch andere Scholastiker.

Diese ziemlich allgemein gewordene Auffassung focht die protestantische Kirche an. Sie setzte sich dem durch solche Lehre eingerissenen Mechanismus entgegen, welcher die Taufe in Exorcismus, das Abendmahl in geistlose Zauberei verwandelte. Sie erklärte, daß der formelle Genuß der Sacramente spurlos vorübergehe, wenn nicht der Genießende mit seinem ganzen Gemüthe dabei gegenwärtig sei. Nicht die sacramentliche Handlung an sich, nur der zu ihr hinzutretende Glaube, sola fides, enthalte die Macht der Reinigung vom Bösen und der Rechtfertigung des Sünders vor Gott. Confessio Fidei Augustana, art. XIII.: „Itaque utendum est sacramentis ita, ut accedat fides, quae credat promissionibus, quae per sacramenta exhibentur et ostenduntur. Hac fide accipimus promissam gratiam, quam sacramenta significant, et Spiritum sanctum. — Damnant igitur Pharisaicam opinionem, quae obruit doctrinam de fide, nec docet, fidem in usu sacramentorum requiri, quae credat, propter Christum nobis gratiam dari, sed fingit, homines justos esse propter usum sacramentorum ex opere operato, et quidem sine bono motu utentium." Vgl. Apologia Confessionis, im ganzen Abschnitt de Missa, de Justificatione; p. 203 ed. Rechenberg, heißt es: „Judaica opinio est, quod per ceremoniam justificemur sine bono motu cordis, hoc est, sine fide et tamen haec impia et superstitiosa opinio magna auctoritate docetur in toto regno pontificio."

Durch diese Opposition der protestantischen Kirche ward die römische zu einer positiven Bestimmung über das opus operatum veranlaßt. Allein die Ausdrücke, in welchen das tridentiner Concil sich darüber aussprach, sind so weit, daß sie einer sehr verschiedenen Auslegung fähig werden, wie dieselbe in der Folge auch wirklich hervorgetreten ist. Unzweideutig erklärte sich die Synode nur gegen die protestantische Lehre von der alleinigen Rechtfertigung des Sünders durch den Glauben an das Verdienst Jesu Christi, Canon VI: „Si quis dixerit, per ipsa novae legis Sacramenta ex opere operato non conferri gratiam, sed solam fidem divinae promissionis ad gratiam consequendam sufficere, anathema sit."

Die Auslegung der katholischen Ansicht vom opus operatum, wie wir sie bei Calvin, Inst. relig. chr. IV. c. 14. §. 26 und bei Chemnitz, Examen concil. Trident. P. II. p. 95. finden, als wenn das opus deswegen ein operatum heiße, weil es in ihm nicht auf das Sacrament, sondern auf die Würdigkeit des celebrirenden Priesters und des Genießenden ankomme, ist gewiß dem ganzen Charakter des katholischen Cultus entgegen. Diese Auffassung macht nämlich Alles vom Subject abhängig; hat dies in sich die Gesinnung, mit welcher das Sacrament wahrhaft genossen werden kann, so soll gegen diese Bestimmtheit des Innern die Äußerlichkeit der Handlung selbst etwas Zufälliges und eigentlich Überflüssiges werden. Dies ist aber eine extreme Hervorhebung der Subjectivität, wogegen die katholische Kirche gerade die objective Seite der Handlung, ihre eigenthümliche Selbständigkeit als das andere Extrem heraussstellte. Bellarmin de effectu sacrament. II. c. 1. p. 179 sagt ausdrücklich: „Omnes catholici opponunt opus operatum operi operantis et per opus operantis intelligunt opus bonum seu meritorium ipsius operantis."

Die gerügte Unbestimmtheit der katholischen Lehre liege darin, daß sie einerseits behauptet, das Sacrament wirke durch die Gnade Gottes, die nach der Einsetzung Christi mit ihm verbunden sei, völlig unfehlbar, ex opere operato; andererseits aber lehrt, der Mensch müsse die Bedingungen des Sacramentes erfüllen, er müsse sich dafür disponiren und präpariren und der Wirksamkeit der Gnade in der Handlung kein Hinderniß in den Weg legen, keinen Riegel vorschieben, obicem ponere. In dieser Foderung ist also nur etwas Negatives enthalten; der Mensch, als opus operans, soll nur nicht positiv der göttlichen Gnade widerstreben; er soll sie durch sich hindurchlassen, sich nicht dagegen verhärten. Wird nun auch durch diese Erklärung das ganz Formelle im Begriffe des opus operatum aufgehoben, wird darauf hingewiesen, daß der Mensch in nothwendiger Beziehung zum Sacrament stehe und daß die Seite der Objectivität allein nicht ausreiche, so muß man doch gestehen, daß die Innigkeit des protestantischen Glaubens in einer solchen Bestimmung noch nicht vorhanden ist, nach welchem das Sacrament mich nur dann belebt, erneuet, mit Gott versöhnt, wenn ich selbst positiv bei dem Genusse mich verhalte und mit tiefster Sammlung des Gemüthes die Spendung des Himmels meinem Dasein assimilire. Der Katholik kann sich wie der Protestant verhalten; diese Möglichkeit ist gegeben; das opus operatum ist ihm nichts Nothwendiges. Aber wenn er nicht mit einer solchen Concentration des Geistes bei dem Genusse gegenwärtig ist, wenn er das Opfer der Messe, die Salbe der Ölung, das Wasser der Taufe ꝛc. gedankenlos hinnimmt und nur nicht ganz heterogene Gefühle, positiv böse Empfindungen u. s. f. hegt, so kann er nichtsdestoweniger der segenvollen Wirksamkeit des Sacramentes gewiß sein. (Eine Kritik der katholischen Lehre s. bei P. Marheinecke, System des Katholicismus in seiner symbolischen Entwickelung 3ter Bd. 1813. S. 122—133. In dieser Encykl. vergl. die Artikel Messe und Sacrament.) *(Karl Rosenkranz.)*

OR. Diesen Namen hatte in Persien nicht eine eigens geprägte Münze, sondern die Kaufleute gaben ihn daselbst einer bestimmten Zahl anderer Münzen. Acht لاري [1]) oder fünf Abassi [2]) machten ein Or [3]) und zehn Or einen Toman [4]). In der Geographical Grammar von William Guttvin. Lond. 1787 findet sich folgendes System der Eintheilung und des Verhältnisses persischer Rechnungsmünzen:

Toman.	Bovello.	Or.	Abass.	Larin.	Mamoudi.	Schahi.	Kos.	Werth in englischem Gelde.
1	4⅙	10	50	80	100	200	2000	3 Liv. 6⅔ Sch.
	1	2⅖	12	19⅕	24	48	480	— = 16 =
		1	5	8	10	20	200	— = 6⅔ =
			1	1⅗	2	4	40	— = 1⅓ =
				1	1¼	2½	25	— = — = 10 Pf.
					1	2	20	— = — = 8 =
						1	10	— = — = 4 =
							1	— = — = 0⅖ =

Außerdem aber noch 1 Coz= (Kos=) Bisti von $3\frac{7}{16}$ Coz, von angeblich 1⅜ Pence Schilling Werth. Übrigens scheint diese Eintheilung der persischen Rechnungsmünzen die beste und zuverlässigste zu sein, die auch Kelly wieder aufgenommen hat [5]). Man kann wol unbezweifelt annehmen, daß der persische Toman früherhin (etwa bis 1800 oder noch etwas weiter herein) einen weit höheren Werth und wahrscheinlich von 13 bis 13½ Thalern preußisch Courant gehabt habe; durch die Verschlechterung der Münzunterabtheilungen (der Toman ist nur eine Rechnungsmünze), ist aber der Werth dieser Münzeinheit, beinahe wie in der Türkei, etwa auf den dritten Theil des vorigen Tomans herabgekommen, wobei es vielleicht nicht einmal bleiben wird [6]). *(G. Rathgeber.)*

ORA oder richtiger Hora, 1) Name der Hersilia, der Gemahlin des Romulus, unter welchem sie unter die Götter versetzt wurde. *Ovid.* Met. XV, 829 sq. 2) Name einer alten Stadt und Festung in Indien (Ὦρα), nicht weit von Nysa in der Nähe von Bazira oder Bezira. *Arrhian* Exped. Al. IV, 27. sq. s. auch Ori und Oritae. 3) Name einer alten Stadt in Karmanien nach Ptolemäus. *(H.)*

ORA, auch Ore, ein Fluß in der schwedischen Provinz Dalarne (Dalekarlien), welcher an der norwegischen Grenze aus einer Quelle mit dem Flusse Wokna entspringt, bald, im Pastorat Ore mehre Gewässer aufnimmt, dann durch die Seen von Orsa strömt, und nun Orsafluß heißt, bis er sich bei Noret im Pastorate Mora mit Östra Dalelfven (dem östlichen Dalflusse) vereiniget. (Nach Tuneld.) *(v. Schubert.)*

ORA. Die Dänen bezeichneten mit diesem Worte sowol eine Münze als ein Gewicht [1]). Nach Bircherod wurde die Münze Ora in alten Zeiten zu 15 Pfennigen gerechnet, so daß zwei derselben gleich waren 2½ Schilling; aber die Ora als Gewicht war ⅓ mehr als die Münze Ora [2]). *(G. Rathgeber.)*

ORA, Rechnungsmünze der Angelsachsen. Lambard [3]), Somner [4]), Lye, Wilkins u. A. glaubten, daß der Name von dem Angelsächsischen Ore, d. i. Erz oder Metall, her-

1) Lari ist ein silberner Faden, der in der Mitte umgebogen ist, so daß die beiden Hälften, welche die Dicke eines Federkieles haben, an einander liegen. Auf dem Faden steht der Name des Fürsten, in dessen Lande die Münze angefertigt wurde. Im Cab. zu Gotha sechs silb. Lari und ein ähnlich gestaltetes Stück von Kupfer. Vergl. Theatrum monet. Asiat. fol. 193. (Mscr. der Bibl. zu Gotha) und Noback, Handb. der Münz-Werth. 3te Abth. Rudolst. 1833. Taf. 29. n. 105. 2te Abth. S. 752 und 851. 2) Über Abbassi, Abassi (Abezis) s. dieser Encykl. 1ste Sect. I. S. 47. und Noback 2te Abth. S. 848. 3) Nach einer ungenauen Angabe ungefähr 1 Thlr. 18 Gr. 4) *Tavernier*, Les six voy. en Turque. P. I. à P. 1692. p. 136.

5) Noback 1ste Abth. S. 236. 6) 2te Abth. S. 1205 fg.

1) *W. Clarke* The connexion of the Roman, S. and English coins. Lond. 1767. 4. p. 315. Als Gewicht entsprach die Ora der Uncia oder der Einheit, nach welcher die Mark getheilt war. 2) *Th. Broderii Bircherod* Specim. ant. rei monet. Danor. Haf. 1701. 4. p. 10. 3) *Lambarde* Gloss. Sax. 4) Glossar. in Decem scriptores in voce.

rlähre. Richtiger ist Clarke's [5]) und Whitakers Ansicht, daß derselbe aus dem römischen Wort Aureus verderbt sei [6]). Wahrscheinlich durch die Dänen wurde die Münze den Angelsachsen bekannt [7]); denn die erste Erwähnung derselben findet sich in dem Vertrage zwischen Eduard dem Ältern, Könige von England, und dem dänischen Monarchen Guthrun [8]). Zwar ist das Datum des Vertrages nicht angegeben; aber es muß derselbe zwischen den Jahren 901 und 924 geschlossen sein, in welchen Eduard der Ältere regierte. Es sind in dem Vertrage die den Engländern auferlegten Geldbußen, häufig auf andere Weise, als die, welche den Dänen auferlegt wurden, bestimmt. So z. B. in dem dritten Abschnitte soll der Engländer 30 Schillinge und der Däne 1½ Mark entrichten. Wenn in dem siebenten Abschnitte der erste dieselbe Zahl von Schillingen zahlen soll, beträgt die Geldstrafe des andern zwölf Oras [9]). Merkwürdig ist hierbei, daß die dänischen Geldbußen niemals nach Schillingen bestimmt, dagegen die den Engländern auferlegten unveränderlich so angegeben sind. In Anthelreds Gesetzen, wie sie Brantom mitgetheilt hat, scheint die Handelsora ein Funfzehntel des Pound Weight zu sein [10]) und aus dem Domesday Book oder dem alten englischen Lehnbuch, worin von Wilhelm dem Eroberer alle englischen Ländereien und Landgüter verzeichnet waren, ersehen wir, daß die Münze Ora 20 Pennies enthielt [11]). Es scheint, daß darum in jener Urkunde unveränderlich der Werth der Ora zu 20 Pfennigen angesetzt ist, um die Ora, in welcher alle Zinsen der Krone bezahlt werden mußten, von einer andern Ora zu unterscheiden, welche nicht mehr als 16 Pfennige galt und nach der normännischen Eroberung in Gebrauch war [12]). Englische Münzmeister brachten diese Münzbenennung nach Schweden, wo die Oer daraus entstanden [13]). *(G. Rathgeber.)*

Ora s. Harda.

ORACLA, alter Name einer bewohnten Insel im persischen Meerbusen nach *Plin.* H. N. VI, 26. S. 23. doch ist die Lesart unsicher, und es findet sich in den Ausg. Organa und Ogyris s. Harduin z. d. St. *(H.)*

ORADALTIS, oder, wie es scheint, richtiger Orodaltis oder Orolaltis, Tochter des Lykomedes und Königin von Bithynien. Im Savorgnanischen Museum zu Venedig war folgende zu Prusias am Meere geprägte Erzmünze: *ΩΡΑΔΑΛΤΙΔΟΣ. ΒΑΣΙΛΕΩΣ. ΛΥΚΟΜΗΔΟΥ. ΘΥΓΑΤΡΟΣ.* Kopf der Orodaltis mit Diadem und mit Gewand am Halse, z. R. — *ΠΡΟΥΣΙΕΩΝ. ΠΡΟΣ. ΘΑΛΑΣΣΗ.* Blitz. Alles innerhalb eines Lorbeerkranzes [1]). Aus Schriftstellern kennen wir Aramea, Gemalin Prusias I. Zwei Gemalinnen, deren Namen unbekannt sind, hatte Prusias II., wenn anders nicht die eine Kamasarta hieß. Nikomedes II. Gemalinnen hießen Laodike und Nysa. Über Nikomedes III. Gemalin ist nichts bekannt. Lykomedes, Vater der Orodaltis, kann nicht der Priester der Bellona zu Komana [2]) sein, der auch König wurde [3]) und nach der Schlacht bei Actium durch August aus seinem Reiche vertrieben wurde [4]); denn Nikomedes muß schon um das Jahr 678 r. R. Erb. gestorben sein. Wäre die von Maffei [5]) aufgestellte Meinung gegründet, daß Musa Orsobaris, von der eine gleich seltene Erzmünze (mit der Inschrift .... *ΜΟΥΣΗΣ ΟΡΣΟΒΑΡΙΟΣ*) in Anton Savorgnans Sammlung sich befand, die von Sallust und Sueton Nysa benannte Tochter Nikomedes III. sei, so könnte etwa Orodaltis die Gemalin dieses Nikomedes III. und Mutter der von Schriftstellern Nysa, auf der Münze Musa benannten Fürstin sein. Auch Neumann besaß eine Münze der Orodaltis: ..*ΟΔΑΛΤΙΔΟΣ. ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΛΥΚΟΜΗΔΟΥΣ* [6]) *ΘΥΓΑΤΡΟΣ.* Kopf derselben mit Diadem und Gewand z. R., die hintere Seite ist wie auf der Savorgnanischen Münze [7]). Dieses Exemplar gab auch Visconti heraus [8]) und es gelangte dasselbe aus Neumanns Sammlung in die des Grafen von Wiczay zu Hedervar [9]), in dessen neuester Beschreibung aber die Lesart *Ωραδαλτιδος*, ich weiß nicht ob zufällig und aus Irrthum oder mit Absicht, wieder aufgenommen ist [10]). Endlich besaß auch die Gräfin von Bentinck eine ganz ähnliche Münze. Die Lesart soll *Ωραδαλτιδος* sein, aber die Beschreibungen und Abbildungen ihres Cataloges sind so unzuverlässig, daß nichts darauf zu bauen ist [11]). Die am Meere (d. h. an der Propontis) liegende bithynische Stadt Prusias hatte vor Prusias I. Zeit den Namen Kios [12]). Vergl. Orsobaris. *(G. Rathgeber.)*

ORADE (Aurade) nennt Blisson (im Journal de Pharm. Mars 1829. p. 152 ꝛc. vergl. Geiger's Magaz. für Pharm. ꝛc. 1829. Juli S. 50 fg.) einen eigenthümlichen krystallisablen Stoff des Neroli- oder Pomeranzenblüthöls, der im Wesentlichen mit der krystallinischen

5) *Clarke* The conn. of the R. coins. p. 311. 6) Hist. of Manchester. II. p. 388. 7) *Clarke* p. 310. 8) *Wilkins* p. 51. 9) Ib. p. 52. 10) Columns 899. Diese Stelle findet man nicht in Lambard's oder Wilkin's Ausgabe. 11) Vol. I. fol. l. et passim. — also etwa 1 Thlr. 10 Gr., so viel als jetzt die Crown. — Pennies aus dieser Zeit sind abgebildet in Nummi Angl. et Sc. coll. *Thomas Pembroch.* et M. G. comes P. IV. tab. 4. cf. *Andrew Coltee Ducarel* A series of Anglo-Gallic coins. Lond. 1757. 4. Pl. 6. n. 72. p. 2. 12) *Ruding* Annals of the coinage of Britain. Vol I. Lond. 1819. 8. p. 316. cf. *Clarke* p. 319. 13) Vergl. Joachim. Unterr. S. 214. und diese Encykl. 3te Sect. II. S. 106. unter Oer.

1) aen. 5. *Eckh.* num. vet. an. tab. XI. n. 16. p. 192. Eckhel kannte die Münze nur aus einem von Khell aus Venedig ihm geschickten Abdruck, wehalb man nicht weiß, ob nicht vielleicht statt *Ωραδαλτιδος* zu lesen sei *ΩΡΟΔΑΛΤΙΔΟΣ*. 2) *Strab.* lib. XII. p. 558. 3) p. 560. *Hirt.* bell. Alex. 66. Id homini nobilissimo Lycomedi Bithynio adjudicavit, qui, regio Cappadocum genere ortus etc. Waren diese Lykomedes aus königl. Geschlechte, so lebten sie doch so spät, daß Orodaltis nicht die Tochter eines derselben sein konnte. 4) *Dio Cass.* LI, 2. 5) Antiqu. Gall. ep. 2. 6) Dies scheint richtiger als *Λυκομηδου*, welches Eckhel auf der Savorgnan. Münze gelesen haben wollte. 7) *Neumann* Populor. et r. n. v. an. P. II. tab. I. n. 4. p. 16—19. In meo numo tertia litera nullatenus videtur *Δ*, sed *Ρ* vel *Ο*, quae postrema sine dubio praeferenda, si quidem prima nominis syllaba *ΩΡ* non fallit, quam offert Savorgnani numus. Quarta litera *Δ* vel *Λ* sit, dubito. 8) *Visc.* Icon. Grecque. P. II. p. 192. Pl. XLIII. n. 9. 9) Mus. Hederv. P. I. p. 196. n. 4650. tab. XX. n. 444. *Οροδαλτιδος*. 10) *Sestini* Descriz. delle med. a. Gr. del M. Hederv. P. II. Fir. 1828. 4. p. 78. 11) Supplém. au cat. d'une coll. de m. a. f. p. la C. de Bentinck. à Amst. 1788. 4. p. 45. 12) Jetzt Gemblic. Vergl. Pecock.

Substanz übereinkommt, welche sich aus Terpentinöl, Wachholderöl rc. abscheidet und zu den kampherartigen Substanzen in den ätherischen Ölen gehört, die sich durch ihre Geruch- und Geschmacklosigkeit auszeichnen, und die man jetzt Kamphoride (s. oben), oder Stearopten nennt. —

Nach seinen Eigenschaften gehört also das Orad in die Classe der fetten Körper, nach dem Cholesterin, dem Ambréin, dem Myricin, dem Ethal und dem Cerin. Es bildet aber ein eigenes Geschlecht, welches sich dadurch charakterisirt, daß diese Substanzen weder durch Salpetersäure, noch durch Ätzkalien verändert werden (vergl. den Artikel Orangen). (*Th. Schreger.*)

ORÄUS (Heinrich), Inspector und reformirter Prediger zu Hanau, geboren den 4. März 1584 zu Assenheim in der Wetterau. In seinem 19. Jahre war er in Rom, wurde nach seiner Rückkehr Schulmeister in dem hanauischen Flecken Dorrheim, bekleidete seit 1610 an mehren Orten Predigerstellen, seit 1617 zu Nauheim, kam von da 1639 nach Hanau und starb daselbst den 19. Juli 1646. Man hat von ihm viele Schriften, von denen wir bemerken: Speculum vitae christianae s. vita Jesu Christi, carmine jambico. Frf. 1605. 8. Kurzer und einfeltiger Bericht von Testamenten, wie und warum dieselben aufzurichten. Hanau. 1612. 8. Nomenclator praecipuorum inde a nato Christo ecclesiae doctorum, scriptorum, professorum, archiepiscoporum, cardinalium; accesserunt series rom. pontif. et imperator., et catalogus praecipuorum conciliorum et synod. Hanov. 1619. 12. Nomenclator praecipuorum a J. Chr. haereticorum. Ib. 1619. 12. Viridiarium, hieroglyphico-morale, in quo virtutes et vitia atque mores hujus aevi explicantur. Frf. 1620. 1644. 4. Aeroplastes theosophicus s. icones mysticae. Ib. 1620. 1644. 1649. 4. Umbra saliva mystica. Marb. 1621. 4. Speculum magnificentiae divinae. Frf. 1633. 4. Unter dem Namen *Joh. de Hyperiis* gab er die äußerst seltene Schrift heraus: Reformirspiegel des weltlichen Papsts und wahren Antichrists in Rom. 2 Th. (ohne Ort.) 1620. 4. m. Kpf. [1]) und unter dem Namen *Erici Rhonaei* ließ er drucken: Ideae reformandi Anti-Christi s. succinctae tractationis, sed solidae demonstrationis, de primordiis, incrementis et summo fastigio Anti-Christi ejusque Subsistentia, blasphema doctrina et malitiose impia vita, deque subsequente denique ruina. Venet. Vol. III. 1623. 4. ist eigentlich eine sehr vermehrte Übersetzung des Reformirspiegels mit denselben Kupfern [2]). Von dem Theatrum europaeum bearbeitete er den dritten Band, enthaltend die Geschichte der Jahre 1633—1638. Frkf. 1639, 1670. Fol. [3]). (*Baur.*)

O'Rajetea, s. Ulietea.

ORAKEL bei den Griechen. Orakel, der nach lateinischem Sprachgebrauche bei den Neuern allgemein eingeführte Name für unmittelbar von den Göttern autorisirte Weissagungen und Weissagungsorte bei den Völkern griechischen Verkehrs. Der Begriff und seine Geltung wurzelt nothwendig im allgemeinen Gedankenkreise der ältesten griechischen Welt. Nach deren allgemeiner Betrachtung ist jedem lebenden Wesen, Göttern, Menschen und Thieren, eine bestimmte Natur zugewiesen, namentlich aber jedem einzelnen Menschen: was sich für ihn aus dieser Natur (φύσις, αἶσα) entwickelt, heißt sein Lebensantheil (μοῖρα), und was ihm innerhalb der Grenzen dieses Lebensantheils zufällt, oder von ihm innerhalb derselben gethan wird, heißt seine Gebühr (δίκη). Dieser seiner Gebühr zufolge ist kein Mensch zu einer Handlung um eines Andern willen verpflichtet, jeder ist nur auf sich selbst gewiesen und auf seine eigenen in ihm selbst liegenden Beweggründe. Nun ist aber der Lebensantheil schon der einzelnen Menschen unter einander nicht gleich, noch weniger der der Menschen und Thiere, ebenso wenig der der Menschen und Götter. Der der Menschen im Verhältniß zu jenen gehalten ist der der Unzulänglichkeit, der der Götter der der Vollständigkeit: kein Mensch ist auch nur in seiner Art durch und durch gut und tüchtig. Das aber sind die Götter. Sobald nun ein Gott gegen einen Menschen gemessen wird, mißt sich die Macht an der Schwäche, daher ist das Verhältniß zwischen Gott und Mensch nothwendig das des Herrschens und Dienens. Wer aber herrscht, will haben, worüber er herrsche, daher theilt der Gott dem Menschen vom Überfluß seiner Stärke mit, vervollständigt die menschliche Kraft, sofern diese in seinem Dienste wirkt. Um sie aber in seinem Dienste zu erhalten, legt der Gott ihr sein Gesetz auf (θέμις). Dies Gesetz muß nun aber den Menschen auf eine unfehlbare Weise durch eigne untrügliche Worte der Gottheit offenbart werden und diese Offenbarungen sind die Orakel.

Weil aber die Götter nicht durch sinnliche Gegenwart wirken weder für das Auge noch für das Ohr, sondern nur durch geistige, die sich kund thut durch mittelbare Einwirkung auf sinnliche Gegenstände, die durch eine bestimmte zweckmäßige Verkettung von Naturerscheinungen in einen bedeutungsvollen Zustand versetzt werden: bedarf es eines vermittelnden Gegenstandes, der die Worte bezeichnet, die der Gott als Orakel von seinen Auslegern in menschlich verständlicher Form aussprechen läßt. Dieser Gegenstand ist verschieden an den verschiedenen Orakelstätten: den dauerndsten Ruhm und die verbreitetste Wirkung aber haben diejenigen gehabt, wo die Zeichen an einer durch innere Aufregung über die gewöhnlichen Grenzen hinaus bedeutungsvoll gemachten menschlichen Seele gegeben wurden. Der berechnende Verstand wird anerkannt und gesetzt durch das Maaß, welches die Verhältnisse der Gebühr regelt und schlichtet: er erkennt, daß Gott ist; wie er aber ist und wirkt, das stellt nur die Phantasie dar. Soll also an der menschlichen Seele selbst ein Zeichen gegeben werden, so muß sie aufgeregt sein zur gesteigertsten Thätigkeit der Phantasie, und in diesem Zustande ist sie nach griechischem Glauben vom Gott ergriffen und beherrscht.

Haben wir hierin das Gemeinsame in den Formen

1) Man sehe von diesem Buche *Bunemanni* catal. libr. rar. 93. *Placcii* theatr. Anonymorum. p. 371. 373; und die Unschuld. Nachrichten v. J. 1739. S. 429 fg. 2) Berlin. Biblioth. 1ster Bd. S. 775.; 2ter Bd. S. 459. *Freytag* analect. lit. p. 771. 3) Strieder's hess. Gel.-Gesch. 10ter Bd. S. 143—150.

der Verkündung des göttlichen Gesetzes erkannt, so ist sein Inhalt im Wesentlichen ebenfalls allgemein und einfach. In den menschlichen Verhältnissen wird von Jedem gefodert, daß er das, was dem Andern gebührt, anerkenne, wie der Andere das, was ihm zusteht: die Grundlage der Gebühr ist die Gleichmäßigkeit. Das göttliche Gesetz aber verlangt, daß der Mensch einem Andern eine höhere Geltung zugestehen soll, als ihm selbst von jenem zugestanden wird, es gebietet Ehrfurcht (*αἰδώς*, *αἰδεῖσθαι*). Furcht kann erzwungen werden von dem Mächtigern, zur Ehrfurcht ist erfoderlich, daß der Mensch sie aus dem Innersten seines Gemüths heraus freiwillig zugestehe. Ehrfurcht verlangen daher die Götter erstens für sich selbst, als die, die höherer Art sind. Sie fodern sie aber zweitens auch für die, die mit dem Menschen gleicher Art sind und nur durch Verkettung der Zeitfolge ihm voranstehen, für seine Ältern; sie fodern sie drittens für die, die geringer sind, als er selbst, die alle Ansprüche auf Gebühr menschlichen Rechtes verloren haben, für schutzsuchende Flüchtlinge. Dieser dreifache Inhalt ist der gemeinsame aller Gebote göttlichen Rechts, alle *θέμις* spricht ausdrücklich die Foderung des *τιμᾶν θεούς*, *γονεῖς*, *ξένους* aus, oder wurzelt in derselben.

Der höchste, lebendige, vollkommene, allvollendende, Alles beherrschende Gott der Griechen ist Zeus. Auch von diesem wird geglaubt, er lasse sich zur Offenbarung der aus dem allgemeinen göttlichen Gesetze herzuleitenden göttlichen Gebote herab. Aber zum Zeus mag sich der Grieche immer nur in einem mittelbaren Verhältnisse fühlen, unmittelbare Mittheilung liegt schon an den Grenzen eigentlich hellenischer Gedankenkreise, weil Zeus sein Werk, seine Siege vollbracht hat und über denselben thront, immer in reifster und vollster Macht zum Angriff fertig, wo dieser durch außerordentlichen Anlaß nöthig würde, aber im allgemeinen Verkehr des Lebens die Lenkung und den Eingriff seinen Kindern und seinen Gemalinnen überlassend. Während also für Zeus im Verhältniß zum irdischen Selbst der Grieche kein Maaß hat, findet er dies Maaß in seinem Verhältniß zu diesen übrigen Göttern, in denen sich die in Zeus vereinigten göttlichen Eigenschaften einzeln an der Menschengewalt messen, sei es in Streit oder in Beistand. Der Gott nun, der die Phantasie des Menschen stärkt, wie er alle Kraft stärkt und vervollständigt, der die Phantasie so stärkt, daß die Macht ihrer Schaubilder die menschliche Seele mit unwiderstehlicher und ausschließender Gewalt gefangen nimmt, ist der Gott, dessen Thätigkeit der Mensch überhaupt in allem Wirken einer ihm selbst überlegenen Gewalt, zu der er in ein Verhältniß tritt, anerkennt, ist Apollon. Apollon ist der eigentliche Orakelgott, der Verkünder der Beschlüsse des Zeus. Gibt ein andrer Gott oder Heros Orakel, so ist das immer nur entweder in bestimmtem Bezug auf Apollon, oder es betrifft einzelne bestimmte Verhältnisse, die in den Kreis fallen, in welchem der einzelne Gott schaltet und nach eigenem unabhängigem Willen verfügt. Allgemeine Verhältnisse aber sind nur von den Orakeln des Zeus oder von denen seines Vorredners Apollon mit Sicherheit zu erfragen: weil Zeus allein es ist, der zwischen den Gebieten der einzelnen Götter, wo diese etwa zusammentreffen, richtet und entscheidet. Denn so einfach der Grundzug des göttlichen Gesetzes ist, so ergibt sich doch schon aus dem Gebot der Ehrfurcht gegen die Götter eine mannichfaltige Verwicklung und die häufige Unsicherheit, wie der einzelne vorliegende Fall auf den Dienst dieses oder jenes Gottes zu beziehen sei. Diese Unsicherheit macht es den Menschen selbst fast in jedem Unternehmen nothwendig, beim Orakel vorzufragen, ob und wie dasselbe, im Dienste der Götter geschehe. Da aber alles von den Göttern Anerkannte als sicher und unzweifelhaft erscheint, weil die Götter an Macht, Recht und Ehre Allem, was da ist, überlegen sind und jedes Wort, das sie aussprechen, auch vollführen, wird der Befragende durch die Antwort des Orakels des Erfolges sicher, und in so fern, aber auch nur so, enthüllen die Weissagungen des Orakels die Zukunft. Die eigentliche Bedeutung also eines Orakelspruchs ist die Bestimmung einer einzelnen menschlichen Handlung, das Ausdrücken des Gepräges göttlicher Anerkennung und Berechtigung auf dieselbe: der Götterspruch prägt dem unsichern menschlichen Willen die göttliche Bestimmtheit ein. Von diesem Einprägen scheint das Wort *χρᾶν* [1]), *χρησμός* zur Bezeichnung der Weissagungen bestimmt zu sein: und danach bedeutet *χρᾶσθαι*, das Orakel befragen, eigentlich: sich seinen Willen, seine Handlungsweise, seine Erwartung vom Gotte bestimmen lassen. Daher sagte Heraklit, der Herrscher, dessen das Orakel in Delphi ist, sagt nicht, noch verbirgt er, sondern er zeigt an [2]).

Orakel des Apollon. 1. Delphi. Im obern Theile der halbrunden Thalschlucht zwischen den schroffen Felsen des Parnassos, die jeden Schall in langen und lauten Wiederholungen zurückgeben, durch welche parallel und einander nahe die kastalische und die stygische Quelle in den Fluß Pleistos fließen, der den Halbkreis südlich verschließt, liegt das alte Heiligthum Pytho, die Fragstätte (*πυθέσθαι*) [3]) genannt. Das Einzelne des Locals hatte in der Blüthezeit Griechenlands, und noch als Pausanias es beschrieb, folgende Anordnung. Neben den Felsen Phädriades und Hyampea, die die östliche Wand der Schlucht bilden, führte der heilige Pfad heran bis über den kastalischen Quell, jenseit dessen der Ankommende gleich in den Peribolos von Pytho eintrat. Vorher hatte er links mehre Tempel, namentlich den der Athene Pronäa und das Gymnasium, rechts das Heroon

1) *χρείειν*, *Hom.* Od. VIII, 79. 2) *Plut.* Pyth. orac. VII, 592. 3) An der Richtigkeit dieser Erklärung ist nicht zu zweifeln, wiewol das *υ* in *πυθέσθαι* kurz, in *Πυθώ* und *Πύθιος* lang ist: daher der Homerische Hymnos den Namen vom Faulen *πύθεσθαι* herleitet (V. 185. 191. 196.). Beispiele eines solchen Wechsels der Quantität sind nicht selten; doch fragt sich, ob nicht ein anderer Anlaß war für den Hymnus, den faulenden Drachen so ausführlich zu beschreiben, als der aus dem bloßen Namen gegriffene. Kohlensaure Erddämpfe haben gewöhnlich einen scharfen und üblen Geruch und vielleicht diente der Gebrauch der Lorbeerräucherung außer der magnetischen und narkotischen Wirkung auch zur Milderung desselben.

des Phylakos und Autonoos. Innerhalb des Peribolos fand er Standbilder, namentlich von pythischen Siegern, aufgestellt, rechts das Buleuterion und die athenische Halle, links die Schatzhäuser der Sikyonier, Siphnier, Thebaner, Athener, Knidier, Potidäaten, Syrakusier, Klazomenier, Akanthier, Spineten, Agylläer und des Kypselos, grade vor dem Eingange zum eigentlichen pythischen Hofe, in welchen eingetreten er den großen Altar, den von den Delphern geweihten ehernen Wolf [4]) und die ansehnlichsten Weihgeschenke, bei denen zu Pausanias Zeit auch der Stein, der den Nabel der Erde bezeichnete, seinen Platz hatte, rechts ließ und gerade aus zum Tempel selbst gelangte. Hinter diesem war der Quell Kassotis, nahe daran der Stein, den Kronos statt des Zeus verschluckt hatte, den man täglich mit Öl begoß und an Festen mit weißer Wolle umwickelte, und das Grab des Neoptolemos. Hinter dem Tempel die Lesche der Knidier mit den Gemälden des Polygnot und das Theater, über dem sich auf einem Felsenvorsprung die Statue des Bakchos erhob. Unterhalb des heiligen Ortes Pytho lag gleich der delphische Grund (*νάπη*), mit dem Heiligthum der Erde, dem Hügel des Torios und der stygischen Quelle. Durch diesen Grund zog sich bis gegen den Pleistos die Stadt Delphi mit der Vorstadt Pyläa hin [5]). Am Eingang des Tempels las man die der Sage nach von den sieben Weisen geweihten Inschriften: „Erkenne dich [6])" und: „Nichts zu sehr [7])." Auch das Wort *E* (spr. *ει*) war daselbst als Weihschrift angebracht, und zwar dreifach, hölzern aus der ältesten Zeit, von den sieben Weisen hergeschrieben [8]), ehern von den Athenern, golden von der Kaiserin Livia: unter dessen mannichfachen Erklärungen die verständigsten die bleiben, daß entweder damit eine Fünfzahl bezüglich auf die Pentaeteris der Spiele oder die fünf *ὅσιοι* angedeutet wird, oder die etwas nüchterne, daß es die Partikel *εἰ*, ob, bezeichnet, die den Anfang jeder an den Gott gerichteten Frage machte. Im Tempel selbst stand ein Altar des Poseidon, weil diesem früher das Heiligthum gehört haben sollte: ferner die Standbilder zweier Mören und statt der gewöhnlich angenommenen dritten Zeus Mörages und Apollo Möragetes. Eben da zeigte man den Altar, auf dem Neoptolemos vom Priester Machäreus getödtet sei und später einen eisernen Sessel, auf dem Pindar gesessen habe, so oft er nach Delphi gekommen wäre [9]). Das Innerste des Heiligthums [10]) wurde nur von besonders Berechtigten betreten, in ihm stand ein Apollobild, wenigstens später von Gold. Hier war in älterer Zeit auch der Nabel der Erde [11]), und vor dem Bilde des Gottes brannte ein ewiges Feuer [12]), das nur mit Tannenholz genährt werden durfte [13]); das ganze Gewölbe war mit Lorbeerkränzen behängt, und die Pythia selbst trug Lorbeerkränze [14]), und auf dem Altar wurde Räucherwerk von Lorbeer angezündet [15]). In diesem Gewölb nun war im Boden ein Schlund, aus dessen nicht sehr breiter Öffnung von Zeit zu Zeit, ohne daß man es berechnen konnte, ein Dunst aufstieg [16]), den man herleitete aus dem Wasser der Quelle Kassotis, die sich dicht am Heiligthume in die Erde verlor [17]). Über diesem Schlunde stand ein hoher Dreifuß, auf den die Pythia sich setzte [18]), eingeführt von den Propheten [19]) und von der Gewalt des Dunstes verzuckt bald metrisch verbunden, bald abgebrochene Worte ausstieß, die von den horchenden Propheten aufgefaßt und in Verse, meist Hexameter, gekleidet, den Fragenden überliefert wurden. Die Pythia mußte in Delphi geboren sein [20]), verließ den Tempeldienst nie wieder, wenn sie nicht wegen eines Vergehens entsetzt wurde, wurde genommen aus dem Hause armer Landbauer, in keinen Künsteleien unterrichtet, und mußte Jungfrau bleiben [21]). Zur Weissagung bereitete sie sich vor durch dreitägiges Fasten, badete im kastalischen Quell [22]), trat in einfacher Kleidung ins Heiligthum und opferte ein Räucherwerk nur von Lorbeerblättern und Gerstenmehl [23]). Die Heftigkeit der Verzückung war so stark, daß man Beispiele erzählte, wie eine Pythias, die unvorbereitet und ungern den Dreifuß bestiegen habe, von der Gewalt bis zur Raserei ergriffen, hin und hergerissen, endlich aufgesprungen und am Ausgang zu Boden gestürzt, nach wenigen Tagen aber gestorben sei [24]). In älterer Zeit war die Pythias ein junges Mädchen, nachdem aber eine verführt war, nahm man keine unter funfzig Jahren [25]). Zur Blüthezeit Griechenlands ernannte man immer zwei, die wegen der Menge der Fragenden wechselweise den Stuhl bestiegen und gab ihnen eine dritte als Vertreterin im Nothfalle zu: zur Zeit des Verfalls hatte man wieder an einer genug [26]).

Nach altem Gebrauch wurde nur am siebenten Tage des Monats Bysios (Fragmonat, *πύθιος*, unserm April entsprechend), an welchem Apoll geboren war, geweissagt [27]), und man nannte denselben *πολύφθονος*, wahrscheinlich, weil er oft für viele nicht ausreichte. Daher ward

---

4) *Paus.* X, 14, 7. Vergl. *Plut.* Pericl. 21. An seiner Stirn ließen die Spartaner ein Zeugniß ihres Rechts der Promantie, das sie von den Delphern erhalten hatten, eingraben. Perikles aber an seiner Seite das der Athener, denen es von den Phokern gegeben war. 5) Die Belegstellen s. bei **Müller** in der Dissenschen Ausgabe des Pindar 2ter Thl. S. 628. 6) *Xen.* Mem. IV, 2, 24. 7) *Plut.* Delph. *El.* VII, 514. 8) Die in Delphi zusammengetroffen sein sollten. *Plut.* Sal. 4. 9) Diese Beschreibung nach *Paus.* X, 24, 4. 5. 10) *ἄδυτον Pind.* Ol. VII, 59. *μέγαρον Her.* I, 47, 65. *ἀνάκτορα* vom ganzen Tempel *Eur.* Ion. 55, 1224. 11) *Aesch.* Eum. 40.

12) *Aesch.* Choeph. 1036. 13) *Plut.* *EI* apud *Delph.* VII, p. 515. 14) *A.* Eum. 39. *πολυστεφὴς μυχός.* *Aristoph.* Plut. 39. 15) *τί δῆθ' ὁ Φοῖβος ἔλακεν ἐκ τῶν στεμμάτων;* Schol. ib.: *ὅτι ἐν μέσῳ τῶν στεφάνων καθημένη ἔλεγεν ἡ Πυθία.* *Lucret.* V, 112.: Pythia quae tripode a Phoebi lauroque profatur. Hymn. Ap. Pyth. 214. *Ἀπόλλων χρείων ἐκ δάφνης.* *Arist.* Plut. 213. *Φοῖβος Πυθικὴν σείσας δάφνην.* *Eur.* Ion. 76. *δαφνώδη γύαλα.* 16) *Plut.* de Defect. Orac. T. VII. p. 721. An hüpfenden Ziegen sollte die Gewalt des Dunstes entdeckt sein. *Diod.* XVI, 26. 17) *Paus.* X, 25, 7. 18) *Strab.* IX, 419. 19) *Plut.* Orac. def. 715. 20) *Eur.* Ion. 92. 21) *Plut.* Pyth. orac. VII, 595 sq. Orac. def. ib. 724. 22) Schol. Eur. Phoen. 230. 23) *Plut.* Pyth. Orac. VII, 560. 24) *Plut.* Orac. def. VII, 724. Vergl. *Lucan.* Pharsal. V. 25) *Diod.* XVI, 26. 26) *Plut.* Orac. def. VII, 631. 27) *Plut.* Quaest. Gr. VII, 174.

später monatlich ein Tag zum Antworten bestimmt [28]). Die Ordnung der Fragenden wurde durch das Loos geregelt [29]), die Delpher gaben aber besonders Verdienten, wie dem Krösos und den Lydern die Promanteia, das Recht, vor den Andern zu fragen [30]). Der Fragende mußte ein Opferthier darbringen, wenigstens ein Schaf [31]), das ganz und gar an Leib und Seele fehllos sein mußte, weswegen man den Stieren Gerstenschrot, den Böcken Kichererbsen vorwarf, um zu prüfen, ob sie mit gesunder Lust fräßen, die Ziegen aber mit Wasser begoß und nur, wenn sie darüber durch und durch erzitterten, sie für völlig frisch und wählig erkannte [32]). Das so erfundene Opferthier hieß *ὁσιωτήρ* [33]).

Die Leitung der Verlosung und der Opfer war in den Händen des delphischen Volks, namentlich der edlen Geschlechter von Delphi, und unter diesen vorzüglich fünf, die sich vom Deukalion herleiteten und aus deren jedem einer der fünf *ὅσιοι*, der Priester durch das Loos genommen wurde [34]). Als solche werden genannt die Kleomantiden, Thrakiden [35]), Laphriaden [36]). Die *ὅσιοι* verwalteten lebenslänglich in Gemeinschaft mit den Propheten die Angelegenheiten des Heiligthums, namentlich die Opfer [37]). Der Prophet stand Allem vor [38]). Außer den Priestern haben ihre Verwandten, die edeln Geschlechter Delphi's, einen deutlich erkennbaren Einfluß auf die Verwaltung des Orakels. Diese werden genannt als die Obrigkeiten und Fürsten der Delpher, *χοίρανοι Πυθικοί, Δελφῶν ἄνακτες, ἀρχαὶ ἐπιχώριοι* [39]), die über jeden Frevel am Heiligthum mit pythischem Spruch richten und zur Steinigung verurtheilen [40]). Spuren ihres Einflusses finden sich in mancher Erzählung. Nicht nur solche, wie durch die Mittheilung des den Spartanern insgeheim über Kodros gegebenen Orakels an die Athener durch Kleomantis [41]), und des über Messenien gegebenen an Sparta durch einige Delpher [42]), sondern auch eine Art von Wissenschaft über die Art, wie dem Gotte beizukommen ist, wie wenn Timon, der Sohn des Androbulos, einer der angesehensten Delpher, den mit Vernichtung bedrohten Athenern räth, als Flehlinge mit Ölzweig und Binden vor dem Gott zu erscheinen [43]). So wird ausdrücklich berichtet, Kleomenes von Sparta habe Kobon, den Sohn des Aristophantes, einen der mächtigsten Herrn in Delphi, gewonnen, und durch diesen sei die Pythia Perialla bewogen, gegen Demaratos den Ausspruch zu thun. Als es entdeckt wird, muß freilich Kobon aus Delphi flüchten und Perialla wird abgesetzt [44]). Diese edeln Geschlechter sind gemeint, wenn erzählt wird, die Delpher haben dem Krösos und den Lydern, dafür daß jeder mit zwei Stateren Goldes beschenkt sei, Promantie, Atelie, Proedrie und beliebiges Bürgerrecht ertheilt [45]). Von ihnen erhalten Promantie auch die Spartaner [46]). Sie haben daher auch die Sorge für den Wiederaufbau des verbrannten Tempels und sammeln in Griechenland dafür, doch wird die oberste Leitung des Baues von den Amphiktyonen verwaltet [47]). Doch wird ihnen auch durch das Orakel auferlegt, den Mord des Aesop zu sühnen, sie müssen bekannt machen lassen durch Heroldsruf, wer die Buße empfangen wolle. Es findet sich nur Jadmon's Enkel Jadmon, der seinen Sohn Aesopos nennt [48]). Durch Befreundung mit diesen edlen Geschlechtern wird es dem Alkmäon möglich gewesen sein, den Gesandten des Krösos in Delphi Dienste zu leisten, wofür der König sich ausgezeichnet dankbar bewies [49]).

Die zu Delphi neben Apollo vorzüglich verehrten Gottheiten stehen sämmtlich in bestimmter Beziehung auf das Orakel. Apollon ist Orakelgott als Gott der Gewalt, mit der er die Phantasie im Innersten erregt und kräftigt, so daß er durch sie die ganze Seele gefangen nimmt und erfüllt. Diese Wirkung auf die Seele übt er jedoch nicht unmittelbar, sondern durch physische Vermittlung, durch die aus den im Erdschlunde sich sammelnden Wasser emporsteigenden Dünste. Die Gewalt der Gottheit aber, sofern sie in treibender und sich steigernder Naturentwicklung wirkt, wird bei den Griechen angeschaut als erscheinend im Dionysos, der demnach eigentlich nur eine mehr nach der physikalischen Seite gewandte Nebenfigur des Apollon ist. Daß dies der wesentliche Gedanke ist im Bilde des Dionysos, zeigt sich allgemein faßlich in dem, was als seine vorzüglichste Gabe betrachtet wird, im Wein, dem durch die beengteste Vermittlung zum mächtigsten gewordenen Naturerzeugniß, die durch stille und allmälige Einwirkung sich der menschlichen Seele unwiderstehlich bemächtigt. Ganz auf ähnliche Art, wie durch den Wein, überwältigt durch die verzückenden Dämpfe die Gottheit den Geist: Apollon wirkt in der Weise des Dionysos auf die Pythia ein. Zusammenstellungen des Apollon und Dionysos im Cul-

28) *Plut.* 116. 29) *Aesch.* Eum. 32. 30) *Her.* I, 54. 31) *Eur.* Ion. 229. 32) *Plut.* Orac. def. 718. 33) *Plut.* Quaest. Graec. VII, p. 174. Wenn hierin Manches in Wachsmuths klarer und genauer Darstellung (Gr. Alterth. II, 2 fg.) angeführte ausgeschlossen ist, so sind das Punkte, zu denen die sichern Belege fehlen. So erschienen keineswegs alle Fragende mit Lorbeerzweigen, die mit wollenen Binden umwunden waren, sondern nur Flehlinge, wie die Athener *Her.* VII, 141., oder Orest *Aesch.* Choeph. 1035. Daß ferner durch Trinken des Quellwassers die Pythia begeistert sei, ist nirgends gesagt, es ist keineswegs ein klarer Quellspiegel im Adyton anzunehmen, sondern unten im Schlund war Wasser, das aus der Kassotis kam, und dies machte nach *Paus.* X, 24, 5. aber nur durch den aufsteigenden Qualm die Seherinnen verzückt. Daß außer den Propheten und den fünf Geweihten noch eigne Versmacher angestellt waren, geht aus Strabon (IX, 415.) keineswegs hervor, sondern er bezeichnet eben nur jene. Dienerinnen, die vor dem Tempel die Ungeweihten abgehalten hätten, gab es nicht. *Eur.* Ion. 510 sind die athenischen Dienerinnen der Kreusa gemeint. 34) *Eur.* Ion, 411 *τὰν ἔσω δ' ἄλλοις μέλει, οἳ πλησίον θάσσουσι τρίποδος, ὦ ξένε, Δελφῶν ἀριστεῖς, οὓς ἐκλήρωσεν πάλος.* Dies Nahesitzen am Dreifuß innen im Heiligthume kann füglich nur von den *ὅσιοι*, nicht von sämmtlichen Obrigkeiten Delphis verstanden werden. 35) *Diod.* XVI, 24. *Lycurg.* Leocr. 158. 36) *Hesych.* s. v., wo sie *φρατρία ἐν Δελφοῖς* heißen. 37) *Plut.* Qu. Gr. VII, 174. 38) *Her.* VIII, 136. 39) *Eur.* Ion. 1219. 1222. 1110. 40) *Eur.* Ion. 1251. 1220. 41) *Lycurg.* Leocr. 158.

42) *Paus.* IV, 128. 43) *Her.* VII, 141. 44) *Her.* VI, 66. 45) *Her.* I, 54. 46) *Plut.* Pericl. 21. 47) *Her.* II, 180. 48) *Her.* II, 134. Müller Dor. II, 227 führt hierfür nur *Plutarch.* de sera. XII. p. 244 an. 49) *Her.* VI, 125.

lus sind überhaupt häufig. Poseidon wird in nothwendiger Verbindung diesem Kreise zugesellt als Gott der Wasser, weil in den Wassern jene Naturgewalt, durch die Apollon wirkt, bereitet wird, ebenso wenig darf die Erde fehlen, in deren Schooß die Bereitung vorgeht. Die Mören stehen im Tempel des Apollon, untergeordnet ihren Leitern, Zeus und Apollon, weil den Menschen durch das Orakel offenbart wird, wie das göttliche Gesetz ihren Lebenslauf bedingt. Endlich bedarf es noch des klaren überlegenden unfehlbaren Verstandes, es bedarf der ruhig vernehmenden und das Vernommene ordnenden Weisheit, um den Menschen in menschlich verständlicher Form den Götterspruch mitzutheilen. Diese, mit der der Prophet den Götterspruch vernimmt, wird allein gewährt durch Pallas Athene, die aber als Pronäa [50], als außerhalb des Tempels verehrt erscheint, weil ihr Wirken sich hier nur auf die Art bezieht, wie die Menschen die Weissagung aufzunehmen haben. Und hier ist der Ort, von den Überlieferungen der Orakel durch die Propheten zu reden. Dieses geschieht durchaus im Geiste der Athene, deren Heros Odysseus ist, dessen Liebe und Lust ganz in der Thätigkeit des Verstandes lebt, ohne selbst Umbeugungen der einfachen Wahrheit, wo diese Gewinn bringen, zu verschmähen. Auch die Götter herrschen nach griechischem Glauben nicht blos durch Gewalt, sondern auch durch Weisheit, die jener Glaube nicht von der Klugheit trennt, sie herrschen durch *μηχαναί*, dadurch, daß sie Alles in richtiger Art und zur rechten Zeit anzugreifen wissen. Durch ein zweideutiges Orakel glaubt der Prophet weder seine, noch seines Gottes Ehre verletzt: er horcht auf die Worte der Pythia, seine Aufgabe ist es, diese in menschlicher Form wiederzugeben: er spricht sie so aus, wie er mit aller Anstrengung seines Verstandes sie auffassen kann: seine Seele aber ist angefüllt mit Erinnerungen an vielfache früher erlebte Begebenheiten, in denen sich die Handlungsweise des Gottes, die ihm immer vorschwebt, gezeigt hat, und aus diesen Erinnerungen heraus sucht er jene dunkeln Götterworte zu erfassen und faßlich wiederzugeben [51].

Aus denselben Beziehungen, die zur Verehrung der genannten Götter als Beschützer des Orakels veranlaßten, erklären sich die Sagen von dessen Entstehung und ältester Verwaltung. Zur Beförderung einer Begebenheit können mehre göttliche Mächte zusammenwirken, die bestimmte Form aber kann immer nur Ein Gott geben und dieser erscheint dann als Herrscher und Inhaber. Die olympischen Götter nun, das Geschlecht des Zeus, werden durchaus gedacht als erst im Fortgang der Welt in der Zeit erschienen, um die vorher selbständigen und formlosen Gewalten in das Gesetz der Schönheit und Zweckmäßigkeit zu ordnen. Auch am pythischen Orakel nun waren die Naturkräfte, deren der Gott sich bedient, seit uralter Zeit vorhanden, und je nachdem man in dem Qualm, der sein Werkzeug war, die vorwiegende Macht dieses oder jenes Elements annahm, theilte die Sage dieser oder jener physischen Macht die ursprüngliche Verwaltung zu. So heißt nach der allgemeinsten Annahme die Erde [52]) die erste Weissagerin, weil Erddämpfe aus dem Schlunde hervorstiegen und weil die Erde, die Mutter Aller, die die Keime zu Allem in sich getragen hatte, auch von der weitern Entwickelung dieser Keime wissen und Wissenschaft mittheilen konnte. Als solche nun hat sie auch die Keime der göttlichen Natur und des göttlichen Rechts in sich, wie ja die olympischen Götter sämmtlich von ihr abstammen, und daher führt sie auch den Namen Themis [53]), oder Themis wird ihre Tochter genannt und erscheint als zweite Weissagerin [54]). Als Weissagerin der Gäa wurde die Bergnymphe Daphnis genannt [55]), deren Name nur aus der apollinischen Ausschmückung des Dreifußes mit Lorbeer hergenommen ist. Nach der dem Musäos zugeschriebenen Eumolpie hatten Gäa und Poseidon das Orakel in ältester Zeit gemeinschaftlich, offenbar weil die Erddämpfe durch die unterirdischen von der Kassotis hergeleiteten Wasser ausgebrütet und empor gesandt wurden. Gäa sollte selbst geweissagt haben, Poseidon aber durch seinen Diener Pyrkon, bei dessen Namen sich eine Beziehung auf Erhitzung jener Wasser durch unterirdisches Feuer schwerlich abweisen läßt, namentlich da *πυρκόος* der gewöhnliche Name der delphischen Feuerwahrsager ist. Nachher, heißt es in der Eumolpie weiter, habe Gäa ihren Antheil der Themis, Themis denselben dem Apollon zum Geschenk gegeben, dieser aber dem Poseidon für seinen Antheil das zu Kalaureia vor Trözen eingeräumt [56]). Wenn eine andere Sagenform vor der Themis statt der Erde die Nacht als erste Inhaberin des Orakels angibt [57]), so war hierin diese als allgemeines Urwesen, als Allmutter, wie sonst die Erde, gefaßt, als welche einige Kosmogonien sie anerkannten [58]). Und wenn dafür Kronos von Andern eingeführt ward [59]), so faßte man diesen als den Urquell, der in den heiligen Gewässern im Schlunde wirkte, denn Kronos steht durchweg in Beziehung auf die Gewässer. Der Stein, den Kronos statt des Zeus verschluckt und nachher wieder von sich gegeben hatte, steht ebenfalls dicht an der Kassotisquelle, von der jene unterirdischen Wasser herfließen, zu Delphi, und wird, wenn auch Pausanias den Nabelstein davon unterscheidet, als heiliger Herdstein der Erde und Menschheit täglich mit Öl gesalbt, wie im Homerischen Hymnos es von der Hestia, der Tochter des Kronos [60]) heißt: ihr, die da wohne im

50) Pronäa heißt die delphische Athene bei Herodot (I, 92. VIII, 37.), Äschylus (Eum. 21.) und den Ältern überhaupt, später, schon zu Äschines Zeit (Ctesiph. p. 71.), sprach man *προνοία* statt *προναία*, wegen der bei der Auffassung nöthigen Vorsicht verständiger Klugheit. So wird, was der Kymäer Aristodikos in dem Heiligthum der Branchiden thut, um den wahren Willen des Gottes bei dem scheinbar ungerechten Spruch zu erforschen, eine *προνοία* genannt (*Her.* I, 159.). 51) Ähnliches schon bei *Plut.* Pyth. orac. VII, 602 sq.

52) *πρωτόμαντις Γαῖα.* *Aesch.* Eum. 2. 53) *Aesch.* Pr. 874. 54) *Aesch.* Eum. 3. *Paus.* X, 5, 6. *Ovid.* Met. I, 321. 55) *Paus.* X, 5, 5. 56) *Paus.* X, 5, 6. 57) Arg. *Pind.* Pyth. 58) *Arist.* Met. XIV, 301. 59) *Tzetz.* Lycophr. 202. 60) Hymn. in Merc. et Vest. 29, 13. *Hes.* Th. 454.

heiligen Hause des Ferntreffers Apollon zu Pytho, triefen die Locken immer von Öl[61]).

Den Übergang des Orakels von diesen Urmächten an den Apollon stellen die meisten Sagen als einen friedlichen dar, als Geschenk der Erde, oder der Themis, oder der Phöbe, der Mutter der Leto, die selbst diese Ehre als friedliches Geschenk von der Themis erhalten habe[62]). Die älteste Sagenform war aber gewiß anderer Art, denn die Götter aus dem Geschlechte des Zeus gewinnen die Ehren der Weltherrschaft von den Urmächten allgemein nur durch Streit und namentlich für den jugendlichen Überwältiger Apollon ist die Weise des Gewinnes durchaus die gemäßeste[63]). Daher wir auch bei Pindar ausdrücklich gesagt finden, Apollon habe Python mit Gewalt eingenommen und Gäa habe im Widerstande versucht, ihn in den Tartarus zu stürzen[64]). Die Form des Kampfes wurde näher angegeben als Apollons Sieg über die Schlange Python, den Wächter des Orakels der Gäa oder der Themis[65]): welcher Sieg nachher als herrlichste That des Gottes und als Symbol aller seiner Kämpfe dargestellt wird.

An diese Erlegung des Python aber schließt sich eine andere für den Charakter der Wirksamkeit des delphischen Orakels höchst bedeutende Sagenreihe an, die von der Verbannung des Apollon und seinem Dienste zur Sühnung dieses vergossenen Blutes. Die durch das ganze griechische Leben verbreitete Lehre von der Mordbuße und Mordsühne wurzelt in Python und hat den Geboten der pythischen Satzungen eine sittliche Bedeutung gegeben in ähnlicher Art, wie die Verheißung eines seligen Lebens nach dem Tode durch göttliche Begnadigung den eleusinischen Weihen. Wie Apollon der Entsühner, der Reiniger ist, so ist er auch das Vorbild der Entsühnung, und unterzieht sich als solches, gezwungen durch die Satzung des Zeus, der Buße so gut wie der menschliche Mörder. — Vergeltung ist die allgemeinste menschliche Gebühr: wer dem Andern sein Gebiet schmälert, dem schmälert dieser das seinige wieder, dies sind die in nothwendiger Beziehung verbundenen Begriffe *δράσαντι παθεῖν, ὕβρις* und *ἄτη*[66]). Da nun nach allgemeiner griechischer Ansicht der Mann nach dem Tode fortlebt in seinem Geschlechte, so ergibt sich hieraus nothwendig die Gebühr der Blutrache, der Sohn hat die Pflicht, den zu erschlagen, der ihm den Vater erschlagen hat. Der Tödter kann nun dies durch die Flucht vermeiden und hieraus geht die Nothwendigkeit der Verbannung des Mörders hervor. Aber das göttliche Recht belastet die Vergießung verwandten oder einheimischen Bluts noch mit einem schlimmern Male, welches sie herleitet aus dem zweiten der drei Gebote der Themis, aus der Ehrfurcht gegen die, welche gleicher Art mit uns sind. Dies sind namentlich die Ältern, aber eben sowol die Geschlechtsgenossen und alle, die mit uns durch gemeinsame Heiligthümer verbunden sind, unsere Mitbürger. Die Verletzung dieses von den Göttern geheiligten Bandes durch Mord macht eine fernere Theilnahme an den gemeinsamen Heiligthümern des Geschlechts, des Volkes, des Landes unmöglich[67]). Daher findet der Mörder auch keinen Beistand gegen die Rache. Er muß also gehen und suchen, wo er diesen findet. Aber kein Land nimmt den mit Greuel Belasteten auf. Hier nun gibt der Gott, der den Fluch auflegt, auch das Mittel der Sühnung. Durch Dienst, rechtlosen, unfreien Dienst soll er sich in fremdem Lande Gunst erwerben und durch diese Gunst Schutz. Damit aber diese Gunst nicht den, der sie erzeigt, des Fluchs theilhaftig mache, läßt der Gott das Blut des Mordes abspülen durch Opferblut[68]). Dies ist die erste Begnadigung; zu dieser fügt er die zweite nicht minder wichtige. Dadurch, daß der Mörder gesühnt ward, ist die Pflicht des Rächers nicht aufgehoben: der Mörder muß also für immer sich aufhalten unter fremdem Schutz, und diesen findet er nur durch Dienst. Ein ewiges Jahr soll der Mörder verbannt sein und dienen. Hier aber schreitet der Gott ein und setzt fest, daß für dieses ewige Jahr ein bestimmter begrenzter Zeitraum gelten solle. Das apollinische Gesetz bestimmt sieben Jahre, weil dem Apollon aus anderer Beziehung die Zahl Sieben geheiligt ist, und weil die Zahl Sieben als allgemeine Grundlage der Zeitrechnung gilt. Über das siebente Jahr hinaus darf nach der Leistung von Sühne und Buße keine Blutrache wirken, keine Folge des Mordes mehr gerechnet werden. So nun ist Apollon selbst auch in Bann und Dienst gegangen. Da aber die ganze Oberwelt den olympischen Göttern dient, kann er nirgends in der Fremde dienen als beim Hades, dem Zeus der ihm verhaßten Unterwelt. Diesen Grundgedanken der Sühnungssage hat nachher die Erzählung in einen Dienst bei dem Könige Admetos (dem vielgastlichen Unbezwinglichen, gemäß den gewöhnlichsten Beinamen des Hades) von Pherä, der sich durch Dienst der unterirdischen Götter ausgezeichnet, umgebildet. Jedes achte Jahr senden die Delpher einen Festzug nach dem Thal Tempe, nachdem vorher zu Delphi selbst der Kampf des Gottes mit dem Drachen dargestellt war; ein Knabe stellte den Gott vor, der bei dem Kampfe selbst Knabe gewesen war, die Hütte, worin die Schlange lag, ging in Feuer auf, dann trat der Knabe den feierlichen Festzug an, stellte auf dem Wege die Dienstbarkeit (*λατρεία*) des Gottes dar, wahrscheinlich zu Pherä selbst, kam dann nach Tempe, wurde gesühnt an dem Lorbeerbaume, an dem Apollo selbst gesühnt war, und brachte einen Zweig von diesem Baume

61) Hymn. Vest. 24. 62) *Aesch.* Eum. 50. 63) Als diesen gewaltigen Gott stellt ihn namentlich das Symbol des von den Delphern geweihten ehernen Wolfs dar. Die Sage erzählte nachher, dieser Wolf habe einen Tempelräuber, der das gestohlene Gut im Parnaß verscharrt, zerrissen, und sich so oft in Delphi gezeigt, bis man ihm nachgegangen sei und den Schatz gefunden habe. *Paus.* X, 14, 7. 64) Schol. Aesch. Eum. 2. 65) *Eur.* Iphig. Taur. 1245—1283. *Lucan.* Phars. V, 79 sq. *Ovid.* Met. I, 438. Hymn. Apoll. Pyth. 122 sq. 177 sq. 66) *Aesch.* Eum. 63.

67) *Aesch.* Eum. 655:
ποίοισι βωμοῖς χρώμενος τοῖς δημίοις;
ποία δὲ χέρνιψ φρατόρων προσδέξεται;
68) *Aesch.* Eum. 449.

nach Delphi zurück[69]). Die Zeit der Dienstbarkeit behielt den Namen des ewigen Jahrs (ἀΐδιος ἐνιαυτός) oder auch des großen Jahres. Auch nachher bei einzelnen blutigen Thaten des Gottes gegen Tempelräuber habe er, heißt es, sich sühnen lassen, und zwar von den kretischen Männern, die die Wächter des Heiligthums waren[70]).

Aber keineswegs jeder Mörder konnte dieser Begnadigung theilhaft werden, nicht der, der rechtlos, absichtlich und frevelhaft getödtet hatte: nur ein solcher Mord konnte gesühnt werden, der absichtlos, oder mit einem bestimmten Rechte verübt war, für welchen letzten die That des Orestes das deutlichste und berühmteste Vorbild ist. Um hierüber zu entscheiden, werden nach Apollon's Gesetzen menschliche Richter eingesetzt und diese gab es in allen Staaten, aber namentlich auch für allgemeinere Fälle in Delphi, wohin sich der Flüchtling mit dem von Binden umwundenen Zweige an sie wandte. Dieser Gerichtshof besteht aus den delphischen Fürsten, den pythischen Herren, den Angesehensten der delphischen edlen Geschlechter, die auch zu richten hatten über Frevel gegen den Tempel[71]). Ein bestimmtes Beispiel pythischer Gebote, durch die die Rache beschränkt wird, gibt die dem Hegesistratos, der wegen vergossenen Verwandtenblutes in Delphi um einen Wohnort anfragt, ertheilte Hinweisung auf den Ort, wo er Landleute mit Ölzweigen bekränzt tanzen sehen werde, den er in Asien findet und an ihm Eläus erbaut[72]); ein andres gibt Platon an, daß, wer in gymnastischen Kämpfen unvorsätzlich getödtet hatte, nach der Reinigung ohne weiteres sündenfrei und schuldfrei sein solle[73]). Dies wurde selbst auf leblose Gegenstände ausgedehnt. Ein eherner Stier, Weihgeschenk der Korkyräer, stand im Haine Altis zu Olympia, ein Knäbchen spielte unter ihm, den Kopf vorübergeneigt, erhob denselben plötzlich und zerschlug sich ihn an dem Erze, so daß es bald darauf starb. Die Eleer wollten den Stier als durch Blut entweiht fortschaffen, der delphische Gott aber gebot ihn mit den Sühnmitteln, die für unfreiwilligen Mord gebräuchlich waren, zu reinigen[74]).

Wir erkennen hiernach eine zwiefache Art der Thätigkeit des Orakels, beide Verwirklichung des göttlichen Rechts, einerseits in dem besondern Gebot der Blutsühne, worüber ein Rath von Männern die Aufsicht führt, andererseits in allgemeinen Verwickelungen des Lebens, wo die unmittelbare göttliche Offenbarung von den Propheten mit menschlichem Verstande und Scharfsinn aufgefaßt und mitgetheilt wird. Trüglichkeit und Zweideutigkeit liegt hierin nur, insofern der menschliche Geist der Fragenden selbst kein klarer und tüchtiger ist: denn bei jeder Handlung, die auf der Gebühr wurzelt, bedarf es nur göttlicher Anerkennung und Vervollständigung, und ein so handelnder faßt immer die göttliche Offenbarung unverwirrt und ungetäuscht auf; wer aber eine Übertretung vorbereitet, und mit Frevel in der Seele zum Gotte kommt, der kann den wahren Sinn des Spruches nicht verstehen und wird, indem er ihn seiner Neigung gemäß deutet, wol gar durch ihn rascher in das Verderben getrieben[75]). Es war eine wahre ὕβρις des Krösos, eine Überschreitung der Grenze, innerhalb deren ihn der Gott in Ehren hielt, daß er über den Halys gehen wollte. Hätte er einen Rechtsgrund gehabt, so hätte er ihn sicher hinüber und zurückgeführt, da er den nicht hatte, konnte er nichts Anderes erwarten, als die auf die Übertretung nothwendig folgende Versehrung, die ἄτη, den Untergang, den er selbst Andern drohte. So hätte er also den Spruch auslegen sollen, der an seinen Übergang über den Halys die Zerstörung des großen Reichs knüpfte: daß er ihn anders faßte, war die Bethörung seiner Leidenschaft. Entschuldigen nun die Priester den Orakelspruch, der anders, als man erwartete, ausgefallen ist, mit menschlicher Klugheit, so liegt das keineswegs außerhalb der Grenzen ihres Berufs, hebt auch keineswegs ihre eigne Gläubigkeit auf: und wir haben in den frühern und in den spätern Zeiten, so lange das griechische Volk in freier Eigenthümlichkeit fortbestand, das Vertrauen auf die Orakel ziemlich gleichmäßig anzusetzen; denn um an der Sicherheit derselben zu zweifeln, dazu gehörte nicht viel Witz, und den wird die älteste griechische Zeit so gut gehabt haben, wie die spätere. Und daneben besteht auch in den hellsten und schönsten Zeiten der völlig fromme Glaube, daß der Göttersprüch wahrhaft von Gott gegeben und von unendlich tiefem Gehalt sei, daß der, der ihn völlig und zwar mühelos zu verstehen und zu durchschauen glaube, ein Thor sei, der Weise aber in ihm ein immer neues Räthsel finde[76]). Diese Grundsätze mußten sich nothwendig bei den Priestern zum Bewußtsein durchbilden, und es ist demnach vollkommen erklärlich, wie sie Dichter, welche diese tiefwirkende Gewalt der Göttersprüche in ihren Werken geltend machten und verdeutlichten, die die Verwirrungen, Übereilungen und die ganze Unzulänglichkeit des menschlichen Verstandes dem Gebote der Gottheit gegenüber, aber auch den Segen, der auf denen ruht, die mit unbedingtem Gehorsam dem Gott folgen und selbst lebend in den Grenzen der menschlichen Gebühr, mit aller Kraft des Geistes seinem Worte gemäß zu handeln suchen, hervorhebt, vorzugsweise ehren. Solche Dichter waren vor Allen Pindar und Sophokles, dessen Ajas, Kreon und Ödipus die Heiligkeit des Gottesrechts auf die eindringlichste Weise durch ihre Schicksale verherrlichen, und der Grundgedanke des Ödipus auf Kolonos ist, wenn irgend einer, den delphischen Grundsätzen gemäß, indem hier das verwirrte menschliche Leben selbst mit seiner Verstörung, in die es durch das Eintreten des Gottesrechts in die Welt gerathen ist, in göttlichen Schutz aufgenommen und geheiligt wird, eben durch freie göttliche Verheißung und Begnadigung. Und wie schon in

69) Müller Dor. I, 319 fg. Proleg. 157 fg. 300 fg. 70) *Paus.* X, 6, 7. 71) Müller Dor. I, 211. 72) *Plut.* Parall. VII. p. 253. 73) *Plat.* Legg. IX, 865. 74) *Paus.* V, 27, 10.

75) *Aesch.* Pers. 742. ἀλλ' ὅταν σπεύδῃ τις, αὐτὸς χὠ θεὸς ξυνάπτεται. 76) *Soph.* fr. inc. 707 (49).

καὶ τὸν θεὸν τοιοῦτον ἐξεπίσταμαι
σοφοῖς μὲν αἰνικτῆμα θεσφάτων ἀεί,
σκαιοῖς δὲ φαῦλον κἀν βραχεῖ διδάσκαλον.

der ältesten Zeit durch Dichter und Sage Orakelsprüche in Menge nach dem Eintreffen dessen, worauf sie sich beziehen, erdichtet sind, so hat man auch zu allen Zeiten wirklich eingetroffene aufgezeigt. Hier zu sondern, was in den einzelnen uns aufbehaltenen Sprüchen Berechnung der Priester, hergeleitet aus den Satzungen des Gottesrechts, was begeisterte Ahnung und Hellsehen der Pythia, was baare Erdichtung sei, wäre unkritische Verwegenheit. Wohl aber lohnt es sich der Mühe, die wichtigsten Orakelsprüche, so wie an sie bei den Griechen geglaubt wurde, aufzuzählen und dabei nachzuweisen, wo sie sich gründen auf jene Satzungen, wo auf allgemeine Grundsätze über Lebensverhältnisse, wo endlich auf eine bestimmte politische Stellung des Heiligthums. Keins, auch das ursprünglich am reinsten inspirirte, ist erweislich frei von priesterlicher Formung; aber auch bei keinem, wo nicht etwa der Betrug aus besondern Anlässen her am Tage liegt, läßt sich sagen, es habe nicht in wahrhaft andächtigem Horchen der Propheten auf die von der verzückten Jungfrau ausgestoßenen Worte gewurzelt. Wie viel dabei dem Selbstbetruge der Pythia oder der Propheten oder vorläufigen Stimmungen und Bearbeitungen der Pythia zuzuschreiben ist, das mit psychologischer Rechnung auszuscheiden, wo nicht historisch eine veranlassende Thatsache überliefert ist, wäre das unzulänglichste Unternehmen von der Welt.

Im Allgemeinen ist anzuerkennen, daß das Orakel ohne Rücksicht der Person und des Volkes jedem Fragenden in dessen eigenem Interesse antwortet, ausgenommen wenn er mit irgend einer Sünde belastet ist, wo denn das Orakel bis zur Sühnung und Buße die Antwort weigert, oder wenn in der Anfrage selbst eine Beleidigung des göttlichen Rechts (τὸ μὴ θέμις) liegt, wo dann das Orakel durch seinen Rathschlag das Verderben beschleunigt. Mit einer Sünde belastet war der lydische König Alyattes, bei dessen Belagerung von Milet der Tempel der assesischen Athene abgebrannt war, als seine Krieger die Kornfelder der Milesier anzündeten. Als er darüber in eine Krankheit verfiel, verweigerte das Orakel die Antwort über seine Genesung, bis er den Tempel wieder erbaut habe, und weil dies während des Krieges nicht geschehen konnte, wurde Alyattes genöthigt, mit Thrasybul von Milet Frieden zu schließen, worauf er statt des abgebrannten Tempels zwei neue baute und genas [77]). Ein Beispiel von Beleidigung des Gottesrechts in der Anfrage selbst gibt die des Spartiaten Glaukos, der als eine ihm wegen seines rechtlichen Rufs anvertraute Summe zurückgefodert ward, vorfragte, ob er sie abschwören dürfe. Die Pythia antwortete, gewinnvoller sei es für ihn, durch den Meineid das Geld sich zu erhalten, er möge es thun, denn sterben müsse auch der eidesredliche Mann. Aber der Eid habe einen Sohn ohne Namen, ohne Hand, ohne Fuß, der aber nicht ruhe, bis das Geschlecht vertilgt sei, während es dem Geschlechte des Redlichen wohlgehe. Glaukos bat den Gott um Vergebung und gab das Geld zurück; aber die Pythia erklärte, den Gott versuchen gelte der That gleich und Glaukos Geschlecht erlosch [78]). Noch schärfer tritt dieser Gedanke hervor in dem nachher anzuführenden Orakel der Branchiden an die Kymäer über die Auslieferung des Paktyes.

Wie wir hierin die Sorge für die Bewahrung der Heiligkeit des Gottesrechts erkennen, so nimmt das Orakel vorzüglich die Heiligkeit aller religiösen Stiftungen und geweihter Personen in Schutz. Die Frage, wie man die Götter verehren solle, beantwortete das Orakel: nach der Sitte des Staates [79]). Als der Tyrann Kleisthenes von Sikyon um Erlaubniß, die Verehrung des Heroen Adrastos, der als Argiver ihm verhaßt ist, aus Sikyon zu verbannen ansucht, weist ihn die Pythia mit der Erklärung ab, Adrastos sei König der Sikyoner, er ein Henker [80]). Prokles von Epidauros ermordet seinen Gastfreund Timarchos von Athen wegen seiner Schätze und läßt den Leichnam insgeheim durch Kleandros von Ägina in einem Korbe in das Meer versenken. Als er darauf während eines Aufruhrs durch seinen Bruder Kleotimos um einen Zufluchtsort vorfragt, gesteht das Orakel ihm den zu, wo er den Ägineten den Korb habe hinthun lassen, oder wo der Hirsch sein Geweih ablege, im Meer oder in der Erde. Hoffnungslos hält Prokles Ruhe, wird vertrieben, von Timarchs Freunden erschlagen und in das Meer geworfen. Es versteht sich, daß Beide sich vorher den Gott durch die nöthigen Opfer und Geschenke geneigt zu machen gesucht und gewiß auch neue verheißen hatten. Dem Solon wurde als Bedingung der Eroberung von Salamis vorgeschrieben, zuvor dort die gegen Sonnenuntergang schauenden Heroen zu verehren [81]). Das Unternehmen selbst begünstigten Sprüche, in denen der Gott die Insel ionisch nannte [82]). Vor der platäischen Schlacht war den Athenern Sieg verheißen, wenn sie den Zeus, die kithäronische Here, Pan, die sphragitischen Nymphen im Kithäron und die platäischen Heroen anriefen und den Kampf wagten auf eignem Boden im Heiligthum der eleusinischen Demeter und der Kora. Dies Heiligthum fand sich auf platäischem Gebiet, die Platäer sprachen es Athen zu und die Schlacht endete glücklich [83]). Den Krotoniaten im Streit mit Lokri wird anbefohlen, den Feind durch Gelübde zu überbieten [84]). Zu Apollonia wurden die heiligen Heerden der Sonne Nachts in einer Höhle von einem jährlich dazu gewählten Mann aus den angesehensten Geschlechtern bewacht. Als Euenios, der eben die Wache hatte, eingeschlafen war, brachen Wölfe ein und erwürgten etwa sechzig: Euenios verschwieg es, in der Absicht sie zu ersetzen, es ward aber entdeckt und man blendete ihn. Nun kam Miswachs und Unfruchtbarkeit, und die Götter von Dodona und Delphi erklärten, sie selbst hätten die Wölfe gesendet, dem Euenios solle Ersatz geleistet werden, den er selbst wählen möge, und außerdem solle man ihm eine Gabe geben, worüber er glücklich gepriesen werden könne [85]). Als die Priesterin

77) *Her.* I, 19, 22.

78) *Her.* IV, 86. *Paus.* II, 18, 2. 79) *Xen.* Mem. IV, 3, 16. 80) *Her.* V, 67. 81) *Plut.* Sol. 9. 82) *Plut.* Sol. 11. 83) *Plut.* Aristid. 11. 84) *Justin.* XX, 3. 85) *Her.* IX, 93 sq.

der unterirdischen Gottheiten Timo dem Miltiades Paros hat verrathen wollen, wobei diesem Heiligthümer sichtbar geworden waren, die jedem männlichen Auge verboten waren, untersagte das Orakel die Bestrafung, denn dem Miltiades sei ein schlimmes Ende bestimmt, und Timo sei dazu nur das Werkzeug der Götter gewesen [86]). Als die Pelasger auf Lemnos die Kinder ihrer aus Attika beim brauronischen Feste geraubten Beischläferinnen und diese selbst wegen ihrer stolzen Sonderung von den eingebornen ehelichen Frauen umbringen und mit Unfruchtbarkeit gestraft werden, gebietet das Orakel ihnen, sich von den Athenern den Ersatz willkürlich bestimmen zu lassen; diese verlangen Übergabe des Landes, die Pelasger weigern sie, es wird aber mit der Zeit verwirklicht [87]). Zu Kondylia bei Kaphyä in Arkadien war ein Heiligthum und Bild der Artemis, spielende Kinder banden diesem einen Strick um den Hals und riefen, die Göttin sei aufgehängt. Die Kaphyeer steinigten die Kinder, da wurden sie mit todten Geburten ihrer Weiber bestraft, bis die Pythia befahl, die Kinder zu begraben und ihnen jährlich Todtenopfer zu bringen [88]). Den Krotoniaten wird befohlen, die durch Ermordung ihrer Schützlinge beleidigte Athene durch Feste zu versöhnen [89]). Als die Spartaner den Pausanias im Hause der Athene Chalkiökos verhungern ließen, befahl der delphische Gott, ihn dicht am Tempel, wo er gestorben sei, zu bestatten und für die Versündigung zwei Leiber statt eines der Göttin zu weihen, worauf zwei eherne Standbilder des Pausanias ihr errichtet wurden [90]). Und im peloponnesischen Kriege wenden sich die von Athen unter dem Vorwande der Reinigung aus ihrer Insel vertriebenen Delier an den Gott um Wiederherstellung; der Gott gebietet ihnen den Ort zu suchen, wo er geboren sei und dort zu opfern. Als sie ihn nicht finden, verheißt er, eine Krähe werde ihn anzeigen, und sie erkennen ihn zu Tegyre, wohin die Schenkwirthin Korone zu Chäronea einige Reisende zum Orakel weist [91]). Darauf gebietet der Gott den Athenern die Herstellung, wozu diese sich nach den durch Brasidas in Thrakien erlittenen Niederlagen bequemen [92]). Den Agylläern, die anfragen, um sich wegen ihrer Grausamkeit gegen die gefangenen Phokäer, wofür sie von Unfruchtbarkeit befallen werden, zu sühnen, gebietet die Pythia die Feier von großen Festspielen [93]); den Phygaleern die Erneuung des vernachlässigten Dienstes der Demeter [94]); dem Philippos wurde wegen der Träume während Olympias Schwangerschaft geboten, dem Ammon zu opfern [95]). Es fehlen jedoch auch nicht Beispiele von Begnadigungen minder verderblicher Vergehen. Als der junge Priester des weiberhassenden Herakles in Phokis, der sich während seines Priesterjahres der Gemeinschaft mit Frauen zu enthalten hatte, nach langer Selbstbezwingung erhitzt durch Tanz und Trunk mit seiner Geliebten sich verging und bei dem Orakel fragte, ob Sühnung möglich sei,

86) *Her.* VI, 135. 87) *Her.* VI, 39. 88) *Paus.* VIII, 23, 7. 89) *Justin.* XX, 2. 90) *Thuc.* I. 134. *Diod.* XI, 45. 91) *Plut.* Def. Orac. VII, 624. 92) *Thuc.* V, 32. 93) *Her.* I, 165. 94) *Paus.* VIII, 42, 6. 95) *Plut.* Alex. 3.

erwiederte dies, alles Nothwendige geschehe der Gott zu [96]).

Wie das Orakel heilige Verhältnisse schützt und aufrecht erhält, so finden wir auch häufig neue von demselben eingesetzt. Den Athenern war die Verehrung des Bakchos in alten Orakeln geboten [97]); den Epidauriern wird, als sie mit Unfruchtbarkeit belastet sind, Stiftung von Bildern der Damia und Auresia geboten von Olivenholz, das sie aus Athen holen müssen, weil dort das heiligste zu finden ist [98]); den Phokäern die Gründung eines Heiligthums des Heros Kyrnos, was sie falsch von Ansiedelung auf der Insel verstehen [99]): wobei indeß klar genug ist, daß das Orakel wirklich die Insel gemeint hat, wo es nur den Ansiedlern in Alalia schlecht geht, worauf die andere Auslegung mit besserem Glücke versucht wird; den Metapontinern die Errichtung von Standbildern des Apollon und des Aristeas nach der Vorschrift des letzten [1]); den Athenern die Gründung des Dienstes des Apollon Angyeus [2]); den Delphern im Perserkriege die Anrufung der Winde, die den Griechen sehr nützlich sein würden, worauf in Delphi den Winden ein bleibender Gottesdienst eingerichtet wurde [3]); den Spartanern der Dienst der Eileithyia [4]), die Einholung von Orestes Gebeinen, um sich Tegea's zu erwehren [5]). Den Mantineern die der Gebeine des Arkas von Mänalia und die Stiftung eines Heiligthums für ihn [6]); den Athenern die der Gebeine des Theseus von Skyros, welche Insel Kimon erst von den Dolopern erobern mußte, Ol. 76, 1. [7]). Um Ol. 71 erklärte das Orakel den Kleomedes von Astypaläa, dem die Hellanodiken seinen olympischen Sieg im Faustkampfe abgesprochen, weil er seinen Gegner Ikkos erschlagen hatte, worauf er wahnsinnig ward vor Gram, in seiner Vaterstadt die Säule in einer Schule einriß, wodurch 60 Kinder erschlagen wurden, vor den Steinwürfen der Bürger in den Tempel der Athene und dort in eine Kiste flüchtete, worin, als man sie aufbrach, nichts zu finden war, für den letzten Heroen, und befahl ihm zu opfern [8]). Eine ähnliche Verehrung war den Thasiern für den Theagenes, der vierzehnhundert Siege davon getragen hatte, geboten [9]), den Dymäern für Öbotes, der zu Olympia im Laufe gesiegt, von seinen Mitbürgern ohne Ehrengeschenk gelassen war und sie verwünscht hatte, daß den Achäern kein olympischer Sieg wieder werden möge [10]). Zu Patra leitete man Menschenopfer, die während eines Zeitraumes der wegen der in ihrem Tempel vorgefallenen Vereinigung des Melanippos und ihrer Priesterin Komätho erzürnten Artemis gebracht, von einem pythischen Befehl her [11]); in Smyrna den Dienst der stratonikischen Aphrodite, in Tenos die Errichtung eines Standbildes des Poseidon [12]), in Temesa den Dienst eines Heros,

96) *Plut.* Pyth. orac. VII, 580. 97) *Dem.* Mid. 15. 98) *Her.* V, 82. 99) *Her.* I, 165. 167.
1) *Her.* IV, 15. 2) *Porphyr.* Horat. Od. IV, 6, 28. 3) *Her.* VII, 178. 4) *Paus.* III, 17, 1. 5) *Her.* I, 67. *Paus.* III, 3, 6. 6) *Paus.* VIII, 9, 4.; 36, 8. 7) *Plut.* Thes. 36. 8) *Paus.* VI, 9, 8. *Plut.* Romul. 28. 9) *Paus.* VI, 11, 8. 10) *Paus.* VII, 17, 3. 11) *Paus.* VII, 19, 4. 12) *Tac.* Annal. III, 63.

der Odysseus Gefährte gewesen, im Rausche dort eine Jungfrau überwältigt haben und von den Einwohnern gesteinigt worden sein sollte, worauf er das Land plagte, bis man ihm ein Heiligthum anwies und jährlich die schönste Jungfrau darbrachte [13]. Zu Theben wurden nach einem (wahrscheinlich delphischen) Orakel Hektors Gebeine verehrt [14]; zu Tegea die Todtenklage um Skephros von Delphi hergeleitet [15]; zu Sparta der Heroendienst des Tisamenos [16]. Diese letzten sind jedoch sämmtlich mythisch. Den Joniern, als sie die Panegyris der Panionien von Mykale nach dem sichern Ephesos verlegen wollten, ward von Delphi befohlen, von ihrem ehemaligen gemeinsamen Heiligthume im Mutterlande zu Helike in Achaia den Grundstein zu holen [17]. Nach dem Ptolemäus Lagi gebietet der pythische Apoll, die Verehrung des Jupiter Dis aus Sinope nach Alexandria zu verpflanzen [18]. Auch ertheilt das Orakel mythologische Entscheidungen. Als der Arkader Apollophanes in Delphi vorfragt, ob Asklepios Sohn der Arsinoe der Tochter des Leukippos und Mitbürger der Messenier sei, erklärt durch die Pythia der Gott den Asklepios für seinen Sohn von der phlegyeischen Koronis, geboren zu Epidauros [19]. So verkündet es auch besondere Vorliebe der Götter für bestimmte Orte, Zeus für Pisa, Apollons für Pytho [20]. Daher Apollon dort gegen Räuber selbst seinen Pfeil entsende zu unsterblichen Seuchen [21].

Kein Einfluß der Orakel aber bei neuen Stiftungen war wichtiger, als der bei Gründungen von Colonien. Eine ohne diese göttliche Genehmigung ausgeführte Colonie nahm ein schlechtes Ende, wie der Zug des Dorieus von Sparta [22]. Die Pythia, hieß es, habe in mythischer Zeit die Kreter nach Sikanien geschickt, um Minos Tod zu rächen, und von diesen stammten die Messapier in Italien [23]; habe den Orestes seinen Wohnsitz von Mykene nach Arkadien verlegen lassen [24], dem Alkmäon eine Stätte auf den Echinaden angewiesen [25], die Gründung von Byzanz gegenüber der Stadt der Blinden geboten [26]; habe den Korinthier Archias nach Ortygia neben Thrinakria gesandt, um Syrakus zu gründen [27]; den Böotern mehrfach die Gründung von Heraklea am Pratos befohlen [28], dem König Grinos von Thera befohlen, eine Colonie in Libyen zu gründen, dies auf dessen Bitte dem Battos übertragen, den Auftrag mehrmals eingeschärft, den Battos hingeschickt, als er nach Delphi gekommen sei, um für sein Stammeln um Rath zu fragen, als darauf die Colonie auf der Insel Platea gegründet und schlecht gediehen sei, habe der Gott ihnen verwiesen, daß sie nicht nach Libyen selbst gegangen sein, und so sei denn endlich Kyrene gegründet, wohin der Gott alle Griechen aufgefodert habe [29]. Als der Enkel des ersten Battos lahm und der Staat in Verwirrung ist, heißt die Pythia einen Ordner aus Mantinea holen, von wo ihnen Demonax gegeben wird [30]. Acht Generationen hindurch vergönnt der Gott nach einem Spruche dem Geschlechte des Battos die Herrschaft: vier Battos und vier Arkesiles, der letzte wird gewarnt vor dem Versuche der Rückkehr aus der Vertreibung [31]. Ähnliche Sprüche über Dynastiendauer sind gleich nachher aufzuführen. Die Dolonker auf dem thrakischen Chersones, von den Aphinthiern bedrängt, erbitten sich vom Orakel einen Fürsten; dieses weist ihnen den zu, der sie zuerst auf der Reise in sein Haus laden würde: dies thut Miltiades in Athen, und die Pythia heißt demselben auf Befragen die Herrschaft annehmen [32]. Herakleia im Trachinierlande wird im peloponnesischen Kriege von Sparta gegründet mit Genehmigung des Gottes [33]. Daher wird auch in allen Händeln über Colonialverhältnisse und über die Gültigkeit der Ansprüche verschiedener Staaten als Mutterstadt Entscheidung vom delphischen Gott erwartet und nachgesucht [34], die dieser in Beziehung auf ein religiöses Verhältniß oder nach Billigkeit gibt. So spricht es das von Korkyra gegen Räubereien im Stiche gelassene Epidamnos auf dessen Anfrage Korinth zu, das an der Gründung Theil gehabt habe [35]. Den Streit zwischen Klazomenä und Kyme über den Besitz der von Glos neugegründeten Colonie Leuke entscheidet das Orakel dahin, daß der Staat sie besitzen solle, der an einem bestimmten Tage aus seiner Stadt mit Sonnenaufgang aufbrechend zuerst darin opfere [36].

Nach Kandaules Tode durch Gyges wollen die Lyder ihn rächen, Gyges trägt auf Anfrage bei dem Orakel an und verspricht auf dessen Geheiß den Herakliden die Herrschaft zurückzugeben. Die Pythia spricht ihm dieselbe zu, sagt aber gegen seinen fünften Nachkommen Rache für den Sturz der Herakliden voraus. Seit dieser Zeit stehen die lydischen Könige in gutem Vernehmen mit Delphi, woselbst schon Gyges den Weihschatz Gygadas aufhäuft [37]. Der fünfte des Geschlechts aber ist Krösos. Dieser prüft die griechischen Orakel und findet das pythische und das des Trophonios am zuverlässigsten, da diese ihm angeben, wie er am hundertsten Tage nach der Abreise seiner Gesandten von Sardes, an welchem selbst diese vorfragen, was der König eben jetzt beginne, Schildkrötenfleisch und Lammfleisch in ehernem Kessel koche, worauf er einen noch größern Schatz dorthin weiht [38]. Er fragt nun an über seinen Perserkrieg; der Gott antwortete ihm ein Mal, er werde, wenn er ihn beginne, das große Reich verderben, solle sich aber mit den mächtigsten Griechen verbinden; ein anderes Mal, der Lyder solle fliehen und sich der Feigheit nicht schämen, sobald

---

13) *Paus.* VI, 6, 8. 14) *Paus.* IX, 18, 5. 15) *Paus.* VIII, 53, 3. 16) *Paus.* VII, 1, 8. 17) *Diod.* XV, 49. 18) *Tac.* Hist. IV, 83. 19) *Paus.* II, 26, 8. 20) *Paus.* V, 3, 1. 21) *Paus.* X, 6, 7. 22) *Her.* V, 42, 45. 23) *Her.* VII, 170. 24) *Paus.* VIII, 5, 4. 25) *Thuc.* II, 102. Weil diese zu der Zeit, da sein Muttermord die ganze Erde verunreinigte, noch vom Achelaos bedeckt waren. *Paus.* VIII, 24, 8. 26) *Strab.* VII, 320. *Tac.* Annal. XII, 63.: wobei jedoch zu bemerken ist, daß Herodot dies Urtheil über Chalkedons Lage nicht dem Gotte, sondern dem Perser Megabazos beilegt IV, 144. 27) *Paus.* V, 7, 3. 28) *Justin.* XVI, 3.

29) *Her.* IV, 150, 155—157, 159. 30) *Her.* IV, 161. 31) *Her.* IV, 163. 32) *Her.* VI, 34, 35. 33) *Thuc.* III, 92. 34) *Thuc.* I, 28. 35) *Thuc.* I, 25. 36) *Diod.* XV, 18. 37) *Her.* I, 13, 14. 38) *Her.* I, 47—51.

ein Maulesel König der Meder werde [39]). Dies ist der aus zwiefachem Volk stammende Kyros, das Reich das lydische. Als der gefangene Krösos verbrannt werden soll und begnadigt wird, löscht Apoll, weil er ihm freundlich ist, den Scheiterhaufen, wo die Flamme schon überhand nimmt, durch Regen [40]); als er aber seine Fesseln nach Delphi schickt und fragt, ob der Gott so seinen Verehrer lohne, rechtfertigt die Pythia sämmtliche Orakel und weist nach, daß der Gott aus Gunst das Schicksal, das als Rache für die Herakliden den Krösos treffen müsse, um drei Jahre verzögert habe [41]). Eine ähnliche Vorbestimmung über Dynastiendauer findet sich in der Geschichte des Kypselos. Wie schon vor dessen Erzeugung mehrfache Sprüche ihn als dereinstigen Herrscher bezeichnen, so wird ihm nachher verheißen, nur ihm und seinen Kindern werde das Glück bleiben, nicht seinen Enkeln [42]). Dem Kodriden Medon, obgleich er lahm war, sollte die Pythia die Herrschaft in Athen zuerkannt haben [43]). Dem Deinomenes, als er über das Schicksal seiner Söhne nachfragt, verheißt die Pythia, die drei würden Tyrannen werden. Dann wehe ihnen, erwiederte Deinomenes, und die Pythia: auch das verheiße er. Und wirklich litt Gelon an der Wassersucht, Hieron an Steinschmerzen, Thrasybul ward nach nicht langer Herrschaft vertrieben [44]).

In der Auffoderung des Krösos zu Verbindung mit den mächtigsten Griechen scheint ein Versuch gelegen zu haben, die herandrohende Macht der Perser durch Vereinigung der Umwohner des Ägäermeeres von den Küsten desselben zurückzuhalten und die kleinasiatischen Griechen zu sichern. Da dies mislingt, scheint das Orakel die fortschreitende Eroberung der Perser wie eine unwiderstehliche Naturgewalt, der man sich fügen müsse, betrachtet zu haben [45]). Den Knidiern, die gegen Harpagos den Isthmos ihrer Halbinsel abgraben oder mindestens befestigen wollen, wird Beides untersagt, als der Länderordnung des Zeus, der sie leicht zur Insel habe machen können, wenn er gewollt hätte, zuwider [46]). Aus ähnlichem Gesichtspunkte scheint Athen der Rath gegeben zu sein, die pelasgische Mauer an der Burg nicht auszubauen [47]). Fast allen europäischen Griechen, die anfragen, ob sie sich gegen den Perserzug vereinigen sollen, wird abgerathen, so Argos [48]) und Kreta [49]), jenen mit dem Bescheide, sich um Nichts, was vorgehe, zu kümmern, diesen mit der Erinnerung, daß die übrigen Griechen auch nicht dem Minos beigestanden hätten, als er den Dädalos nach Sicilien verfolgt und darüber den Tod gefunden habe. Den Athenern aber durch deren Unterstützung der Jonier und deren Sieg bei Marathon der ganze Krieg des Xerxes veranlaßt ist, gebeut die Pythia Aristonike Flucht und verheißt gänzliche Zerstörung durch Krieg und Brand: als sie aber auf den Rath des Delphers Kimon als Flehende den Gott anrufen, wird erwiedert: keine Bitten der Pallas können Zeus erweichen, Kekrops ganzes Land solle erobert werden, man möge keine Rosse, kein Heer entgegenstellen und erwarten, nur die hölzerne Mauer werde zerstört werden und die göttliche Salamis viele Kinder von Weibern verderben [50]). Daß hierin schon mit sehr richtigem Blicke die Verweisung auf die Flotte, als einziges Heil der Athener, wie Themistokles es deutete, wirklich gemeint war, ist schwerlich zu verkennen. Den Delphern selbst untersagt der Gott, eben, wie er später, als das Tempelgut von Jason von Pherä bedroht scheint, und die Delpher anfragen, was zu thun sei, antwortet, er werde dafür Sorge tragen [51]), alles Flüchten der Schätze, und die Sage erzählt von wunderbarer Vertheidigung des Heiligthums gegen die herannahende Schaar der Perser, die unberührbaren heiligen Waffen ohne sichtbare Träger aus dem Tempel gebracht, Blitze, Felsstücke vom Parnaß gegen die Barbaren herabstürzend, Kriegsgeschrei aus dem Tempel der Pallas Pronäa, und als sie entsetzt fliehen, zwei verfolgende Hopliten von übermenschlicher Größe. Das Alles sah freilich nur der Prophet Akeratos, der mit sechzig Delphern in der Stadt geblieben war, während die übrigen in das Gebirge flüchteten. Daß nachher aber die Hauptentscheidung über Griechenlands Schicksal bei Athen lag, erkannte das Orakel darin an, daß es wenigstens nach Herodots Vermuthung [52]) dem Mardonios anrieth, sich mit Athen zu verbünden, dem dieser wirklich die vortheilhaftesten Anträge machte.

Denn wie das delphische Orakel Nichts weniger behauptet, als blos national griechisch zu sein, wie es den Lydern vielmehr Promantie gibt, Schatzhäuser von Städten wie Agylla und Weihgeschenke von allen und jeden Barbaren aus Lydien und Ägypten, wie aus Sardo [53]) mit Freuden annimmt, so antwortet es, da der griechische Gott durch Geschenke auch wirklich gewonnen wird, wie Apollons Gunst, so viel nach den allgemeinen Rücksichten auf unabwendbare Rache möglich war, dem Krösos, so ertheilt es jedem Fragenden Rath, sei er, von welcher Partei er wolle, ja ausdrücklich zwei entgegengesetzten Parteien, wenn eben nur Rath verlangt wird, nicht bestimmte Verheißung des glücklichen Ausgangs. Nach der ihnen und den Chalkidern gemeinschaftlichen Niederlage fragen die Thebaner in Delphi um Rache wider Athen an, die Pythia erklärt sie selbst für zu schwach, räth aber Verbündung mit ihren Nächsten an. Thebe's nächste mythische Verwandte ist Ägina, man holt von dort die Äakidenbilder, wird aber wieder geschlagen: darauf fodert man Ägina selbst zum Beistande auf und dies verwüstet wirklich die attische Küste [54]). Die Athener nun rüsten sich zu vergelten und fragen auch dafür um Genehmigung an: da räth die Pythia, dreißig Jahre den Krieg aufzuschieben, dann sollten sie dem Äakos ein Heiligthum weihen und Alles werde ihnen gegen Ägina ge-

---

39) *Her.* I, 53, 55, 75. 40) *Her.* I, 87. 41) *Her.* I, 90, 91. 42) *Her.* V, 90, 2. 43) *Paus.* VII, 2, 1. 44) *Plut.* de Pyth. orac. VII, 587. 45) So gibt auch vor der Schlacht von Chäronea die Pythia nicht Rath, nicht Hülfe, nur drohende Weissagungen. *Plut.* Demosth. 19. 46) *Her.* I, 174. 47) *Thuc.* II, 17. 48) *Her.* VII, 148. 49) *Her.* VII, 169.

50) *Her.* VII, 141. Vergl. VIII, 51, 53. 51) *Xen.* Hell. VI, 4, 30. 52) *Her.* VIII, 136. 53) *Paus.* X, 17, 1. 54) *Her.* V, 79—81.

lingen, wenn sie aber gleich das Unternehmen begönnen, würden sie viel erleiden, viel erlangen, am Ende die Oberhand behalten. Die Athener weihten das Heiligthum unverzüglich, begannen den Krieg bald darauf, und es geschah so. Im messenischen Kriege gibt das Orakel sowol Sparta wie Messenien Bescheid und Rath, Sparta, daß es mit List verfahren, Messenien, daß es vor der List sich hüten solle[55]). Wie das Orakel dem Mardonios in seinem Interesse antwortet, so den Spartanern in ihrem, bei Xerxes Rückzug wird ihnen angerathen, durch eine Gesandtschaft vom Xerxes Buße zu fodern für Leonidas Tod, er heißt sie sich von Mardonios nehmen, und das geschieht anders, als er gedacht[56]). Als die Achäer die ätolische Stadt Phana vergeblich belagern und um Rath fragen, wie sie zu erobern sei, heißt das Orakel sie nachforschen, welcher Antheil der trinkenden Bewohner täglich die Stadt beschützt und diese trinkt: sie verstehen es erst nicht, wollen die Belagerung aufgeben, die Belagerten werden sorgloser, da wird Nachts eine Frau gefangen, die Wasser für die Burg von außen holt, und von ihr erfahren die Achäer, daß die Belagerten das Wasser nur aus dieser Quelle erhalten, nach deren Verwehrung die Burg übergeben werden muß[57]). Den Liparäern wird angerathen, gegen die Tyrrhener mit so wenig Schiffen als möglich die Seeschlacht zu wagen, sie kamen nur mit fünf, die Tyrrhener bringen aus Ehrgeiz ebenfalls nur fünf und werden geschlagen[58]). So weist auch der Gott den Kylon keineswegs zurück, als er um Rath fragt, wie er sich der athenischen Burg und damit des Tyrannen bemächtigen könne, sondern nennt ihm das größte Fest des Zeus als Gelegenheit, welches er nur, weil er zu Olympia gesiegt hat, irrig auf die Olympien statt der Diosien bezieht[59]). Wer nun nicht zum Orakel gelassen wird, kann dieser Wohlthat des Rechts nicht theilhaft werden, daher ist der freie Zugang erste Bedingung des Stillstandes zwischen den Athenern und den Peloponnesiern im neunten Kriegsjahre[60]).

Ertheilt nun auf diese Weise der Gott Jedem, der ihn gebührend anspricht, seinen Rath, so ist dabei doch nicht zu verkennen, daß wol ein Staat sich der vorzüglichen Liebe des Gottes im Verhältnisse zu seinem Gegner erfreut. Wie der Gott den Krösos auszeichnete, doch nicht so, daß er anders als um seinen Untergang zu verzögern, für ihn thätig wäre, so steht vorzüglich Sparta zum Orakel im engsten Verhältnisse, unternimmt Nichts, ohne dasselbe zu befragen, läßt immer zwei Pythier von jedem der beiden Könige ernennen, die die Orakel einholen, und allein mit den Königen um alle wissen[61]). Von pythischer Einsetzung wurde die doppelte Königswürde mit höherer Ehre des einen aus dem Geschlechte des ältern Zwillings hergeleitet[62]); als Lykurg in den Tempel getreten sei, hieß es, habe die Pythia ihn fast wie einen Gott begrüßt und ihm die ganze den Spartanern zu gebende Verfassung mitgetheilt[63]), wie überhaupt fast alle griechische Gesetzgebungen zu Delphi genehmigt wurden[64]). Im Perserkriege gibt das Orakel den erwähnten Rath, durch dessen Befolgung Mardonios in Folge eines Wortes des Xerxes ihnen als Buße für Leonidas verfällt: im peloponnesischen Kriege verheißt er den Spartanern Sieg über Athen, wenn sie mit aller Macht angriffen und verspricht selbst seinen Beistand, möge man ihn anrufen oder nicht, offenbar weil Athens Herrschaftsplane als eine Überschreitung der ihnen vom Geschick gezogenen Grenzen erscheinen, welcher Beistand nachher von den Peloponnesiern in der athenischen Pest augenscheinlich gefunden wird[65]). Daher als die Athener über das Unternehmen gegen Sicilien vorfragen, heißt der Gott sie die Priesterin der Athene aus Erythrä sich holen. Diese aber hieß Hesychia, Ruhe, und er gebot damit das Unternehmen aufzugeben[66]), was freilich nicht geschah, aber schlimmen Erfolg brachte. So erlaubt auch der delphische Gott dem König Agesipolis, als er mit Übermacht gegen Argos anrückt, den Waffenstillstand auszuschlagen, weil Argos diesen immer nur dann geltend machte, wenn die Spartaner in ihr Land einfielen[67]). Überschreitungen der Spartaner werden indessen auch keineswegs begünstigt. Als diesen nach dem Besitze von Arkadien gelüstet, schlägt der Gott es ab, er selbst habe nichts dagegen, aber sie würden dort viele eichelnessende Männer finden, die ihnen wehren würden: in Tegea sollten sie tanzen und dessen Gefilde mit dem Stricke durchmessen. Sie deuten dies letzte günstig, werden aber gefangen und gebunden durch das Gefilde geführt[68]). Ebenso als Kleomenes Argos angreifen will, wird ihm die Einnahme zugesagt, das ist aber erfüllt, als er das mit archivischen Flüchtlingen aus der von ihm gewonnenen Schlacht angefüllte Heiligthum des Heros Argos auf dem Wege zerstört hat, und er muß umkehren[69]). Den Schutzflehenden des ithomatischen Zeus wird den Spartanern geboten zu entlassen: daher muß den Messeniern bei der Beendigung des dritten Krieges Auswanderung gestattet werden[70]). Warnungen werden häufig an Sparta erlassen, so die vor Geldgier[71]), vor lahmem Königthume[72]), und die Voraussagung, es werde die Hegemonie verlieren, wenn es von den Thebanern bei Leuktra geschlagen werde[73]). Dies war dem Aristodemos, als es mit Messenien aus war, als Vergeltung verheißen: Einen trifft früher als den Andern das Verderben[74]). Das Unheil der Dorer bei Leuktra war in einem alten Spruche vorausgesagt, dort sollten sie in einer großen Schlacht ihre Jünglinge verlieren und nur dann sei die Veste Keressos einnehmbar. Diese eroberte Epaminondas nach der Schlacht[75]). So kann auch der

55) *Paus.* IV, 12, 1, 4, 7. 56) *Her.* VIII, 114. IX, 64. 57) *Paus.* X, 18, 2. 58) *Paus.* X, 16, 7. 59) *Thuc.* I, 126. 60) *Thuc.* IV, 118. 61) *Her.* VI, 57. 62) *Her.* VI, 52.

63) *Her.* I, 65. *Plut.* Lycurg. 5, 6, 29. 64) *Plut.* adv. Colot. T. X, p. 594. ed. Reisk. 65) *Thuc.* I, 118, 123.; II, 54. 66) *Plut.* de Pyth. orac. VII, 587. 67) *Xen.* Hell. IV, 7, 2. 68) *Her.* I, 66. Vergl. *Paus.* VIII, 1, 6. 69) *Her.* VI, 76, 80, 82. Wenigstens wandte er dies vor, vielleicht bestochen, denn nach der Niederlage konnte die Stadt ihm schwerlich widerstehen. 70) *Thuc.* I, 103. 71) *Paus.* IX, 32, 10. 72) *Diod.* XI, 50. *Paus.* III, 8, 9. *Plut.* Lysand. 22. *Agesil.* 3. 73) *Diod.* XV, 54. 74) *Paus.* IV, 26, 4. 75) *Paus.* IX, 14, 3.

Gott den Spartanern nicht Schadlosigkeit vor dem übermächtigen Angriffe des Xerxes zugestehen: als Demaratos von demselben insgeheim Nachricht nach Sparta sendet, antwortet die Pythia auf Befragen, der Feind komme unwiderstehlich, wie Zeus, er werde entweder Sparta zerstören, oder einen König aus herakleidischem Blute erschlagen[76]). Aber mit dem Tode des Leonidas gilt dies nun auch für abgetragen, und daher räth nachher das Orakel die Einfoderung gebührender Buße für denselben an. Auf ähnliche Art muß Athen sich von dem unwiderstehlichen Andrange der Dorer loskaufen durch den Verlust seines Königs Kodros[77]). Es mag übrigens dies Orakel zur Ämulation mit dem über Leonidas von den Athenern erfunden sein, wie der kimonische Friede geltend gemacht ward gegen den antalkidischen, sonst würde wol früher irgend eine bestimmtere Anspielung darauf verlauten. Ein Todesopfer als Bedingung des Sieges wird auch den von den Spartanern vertriebenen Phigaleern auferlegt, sie selbst würden die Wiedereroberung nicht erzwingen, wol aber, wenn sie sich mit hundert erlesenen Männern aus Oresthasion verbänden, welche jedoch sämmtlich darauf gehen würden. Und so geschahe es[78]). Und zu Athen versetzte man ein ähnliches Gebot in mythische Zeit, Erechtheus wehrte nur durch Opferung seiner Tochter auf Geheiß des Orakels den Einfall des Eumolpos ab[79]).

Der Warnungen an Städte, denen ein großes Unheil oder Untergang droht, gibt es unzählige, meist in dunkler Symbolik ausgesprochen; zuweilen ohne Befragung. So verkündet die Pythia einen gemeinsamen Spruch an Argos und Milet, als Argos vorfragt, ohne daß Milesier zugegen sind. Beiden wird eine Drohung offenbart; Argos, wenn das Weib den Mann austreibe und Siegesruhm unter den Argeiern davon trage, würden darüber viele Argeierinnen in Trauer zerkratzt werden, so daß es noch lange heißen möge: eine furchtbare dreigewundene Schlange kam um, durch den Speer gebändigt. Dies erfüllt sich bei der Niederlage durch Kleomenes, nach welcher Telesilla die Argeierinnen auf die Mauern ruft, die durch Kriegsgeschrei den Angriff der Spartaner abhalten[80]). An Milet war diesem Spruche eingefügt: es werde Vielen zu Schmaus und Gabe werden, seine Weiber vielen Langhaarigen die Füße waschen, für des Gottes didymäischen Tempel Andere sorgen[81]). Dies traf ein nach dem ionischen Aufstande unter Darius Ol. 71, 3. Die dem Krösos gegebene Warnung vor dem medischen König Maulesel ist erwähnt, ein zweites verhieß ihm Unheil, wenn sein stummer Sohn, wie er wünschte, reden würde[82]). Den Siphneiern wird vorausgesagt, wenn ihr Prytaneion und ihr Markt weißglänzend erschienen, dann sollten sie sich hüten vor hölzerner Schaar und rothem Herold; offenbar eine Warnung vor übermäßigem Prunk, der den Neid der Nachbarn auf sie ziehen könnte: denn als in Siphnos Prytaneion und Markt von parischem Marmor gebaut waren, sandten die Samier ein rothschnäbliges Schiff, um zehn Talente zu borgen, und als die Siphneier es abschlugen, verwüsteten sie das Land[83]). Vor der Schlacht bei Chäroneia wiederholen sich unter andern Wahrzeichen auch drohende Weissagungen der Pythia; daher Demosthenes behauptet, sie halte es mit Philippos[84]). Drei Monate vor der Zerstörung Thebens durch Alexander sah man ein ungeheures Spinngewebe mit einem Kreise von Regenbogenfarben am dortigen Tempel der Demeter; die Pythia erklärte dies auf Befragen für ein Wahrzeichen für alle Sterblichen, namentlich für die Böoter und ihre Nachbarn, womit freilich nicht viel gesagt war. Zugleich aber wurde den Thebanern von Delphi her berichtet, das Dach des von ihnen dort erbauten Tempels sei mit Blut befleckt erschienen[85]). Auch dem pythischen Heiligthume selbst war Plünderung geweissagt durch Barbaren, die aber gleich darauf sämmtlich ihren Untergang finden würden, was auf die Illyrier und Encheleer ausgedeutet war[86]). Doch ist nicht sicher, daß dies Orakel ein delphisches war. Auch die Erderschütterung von Delos vor dem marathonischen Kriege sollte durch ein Orakel vorhergesagt sein[87]). Räthselhaft wie das Unheil wird auch das Glück verheißen. Als die Phoker um Rath fragen wider die Thessaler, erklärt der Gott, er würde ein unsterbliches und ein sterbliches Wesen zum Kampfe zusammenstellen, Beiden Sieg geben, dem Sterblichen mehr. Nach empfindlichem Verluste siegen endlich die Phoker, deren Feldgeschrei Phokos war, das der Thessaler aber Athene Itonia[88]). Über die Lebensverhältnisse und den Tod einzelner Menschen sind ebenfalls Orakel in Menge uns aufbehalten. Man ging zurück in die mythische Zeit. Zu Delphi war Homers Standbild von Erz, dessen Unterschrift man für diesen Orakelspruch ausgab: er, glücklich und unselig geboren, suche ein Vaterland: er habe nur ein Mutterland, kein Vaterland. Die Insel Ios sei seiner Mutter Vaterland, diese werde sein Grab aufnehmen. Er solle sich ein Räthsel der Kinder bewahren[89]). Dem Hesiodos, erzählte man, sei der Tod in Nemea geweissagt, er habe ihn gefunden im Heiligthume des nemeischen Zeus[90]). Dem Greise Erginos, hieß es, wären Kinder verheißen, und Trophonios und Agamedes geboren[91]). Die an Lajos, Ödipus, Önomaos sind allbekannt. Wie die Sieger in den großen Wettspielen von dem Orakel öfters mit heroischen Ehren ausgezeichnet wurden, ist schon erwähnt. Auszeichnungen durch Ehre vor den Menschen bewilligte das Orakel überhaupt öfters. Zur Zeit des Perserkrieges fragte Antiochos Sohn Tisamenos, ein Klytiade, zu den Jamiden gehörig, Eleer von Geburt und Wahrsager, wie sein ganzes Geschlecht, um Kinderzeugung an: die Pythia verhieß ihm fünf Siege. Er wandte sich zu gymnastischen Übungen, erhielt aber nicht den ersten Preis. Man deutete demnach seine Siege auf kriegerische. Sparta warb um

76) *Her.* VII, 220. Vergl. 239. 77) *Paus.* VII, 25, 2. *Justin.* II, 6. 78) *Paus.* VIII, 39, 3. 79) *Lycurg.* Leocr. p. 160. 80) *Her.* VI, 77. *Paus.* II, 10, 10. 81) *Her.* VI, 77 sq. 19. 82) *Her.* I, 85. 83) *Her.* III, 58. 84) *Plut.* Demosth. 19, 20. 85) *Diod.* XVII, 10. 86) *Her.* IX, 42. 87) *Her.* VI, 98. Die Stelle ist nicht unverdächtig. 88) *Paus.* X, 1, 4. 89) *Paus.* X, 24, 2.; VII, 24, 14. 90) *Thuc.* III, 96. 91) *Paus.* IX, 37, 4.

ihn zum Heereswеissager, er verlangte Vollbürgerrecht, man schlug es ab, endlich bewilligte man es dennoch aus Furcht vor den Persern, und nun erlangte er auch noch Einbürgerung seines Bruders Hegias: die einzigen Beispiele dieser Art in Sparta [92]). Den Solon sollte das Orakel aufgefodert haben, sich der Herrschaft von Athen zu bemächtigen, doch lassen die Worte des Orakels sich auch auf Einrichtung fester gesetzlicher Verwaltung beziehen [93]). Als Themistokles von der persischen Beute ein Weihgeschenk brachte und anfragte, ob er es drinnen im Tempel aufstellen dürfe, wies die Pythia es ganz zurück. Dies erklärten sich Einige daraus, daß der Gott nicht durch Annahme des Geschenks eine unversöhnliche Trennung zwischen ihm und dem Perserkönig, zu dem er nachher flüchtete, habe feststellen wollen. Das Orakel mochte vielleicht an der ganzen Art und Weise des athenischen Seesiegs wenig Gefallen haben [94]). Lysander wurde gewarnt vor dem lärmenden Hopliten, dem Drachensohne der Erde, der hinter ihm kommen werde. Er ward erschlagen, als er den Fluß Hoplites bei Koronea überschritten hatte [95]). Dem Epaminondas war geweissagt, sich vor dem Pelagos zu hüten, er verstand das von dem Meere, starb aber im Walde Pelagos [96]). Als Kallistratos aus Athen verbannt bei dem Orakel um Rückkehr vorfragte, verhieß ihm dies, wenn er nach Athen komme, werde er des Gesetzlichen theilhaft werden. Er kam und wurde dem Gesetze gemäß umgebracht [97]). Als der König Philippos anfragt, ob er den Perserkönig überwältigen werde, antwortet die Pythia: der Stier sei bekränzt, habe die Weihe empfangen, der Opferer sei bereit [98]). Damit wurde seine eigene Ermordung verheißen, es war sein Fehler, daß er sich darin beruhigte, den Spruch mit ziemlich schiefem Verständnisse als Bejahung seines Wunsches zu deuten. Dem ältern Dionysios war der Tod geweissagt, wann er die ihm Überlegnen besiegt haben würde. Er bezog das auf die Karthager, es traf aber ein, als er mit einer schlechten Tragödie zu Athen den Preis gewonnen hatte und vor Freuden sich einen übermäßigen Rausch trank, an dessen Folgen er starb [99]). Dem Cicero, als er anfragt, wie er sich den ausgebreitetsten Ruf erwerben könne, gibt die Pythia den Bescheid, er solle seine eigne Naturanlage, nicht die Meinung der Menge, zum Leiter seines Lebens wählen [1]). Über den Sokrates antwortete dem Chärephon die Pythia, Niemand sei weiser als er [2]); den Pindar ehrte sie durch ausdrückliche Befehle [3]).

Die meisten uns aufbehaltenen pythischen Orakel sind im ionischen Dialekt fast sämmtlich in Hexametern, häufig mit Homerischen Redensarten. Metrisch gaben die Priester sie theils des würdigen Klanges halber, theils daß man sie leichter im Gedächtniß behalte [4]). In einzelnen finden sich dorische Formen, wie in denen über Kyrene [5]). Der Rhythmus ist oft nachlässig, und das fiel schon den Alten auf, die aber darauf antworteten, die Verse seien die der Pythia, so gut wie der Ton, die Stimme und die ganze Rede, der Gott führe nur die Erscheinungen vor die Seele und erleuchte sie durch sein Licht [6]). Die Pythia hatte in alter Zeit eine eigene hieratische Sprache, deren Ausdrücke unter die gewöhnlichen gemischt wurden. Die Delpher bezeichneten sie regelmäßig als Feuerbrenner (*πυρίκαοι*), die Spartiaten als Schlangenesser (*ὀφιοβόροι*), für Männer wurde die alte Dialektform *ὀρεῦντες* gebraucht (s. v. a. *ὀρείονες* s. *Hesychius* d. i. *ἄῤῥενες*), für Flüsse *ὀρεμπόται*, (Bergtrinker). Später gab man dies auf [7]).

An Beispielen wirklicher Betrügereien durch das Orakel fehlt es nicht. Kleomenes von Sparta gewann den Delpher Kobon, und dieser beredete die Pythia Perialla, den Demaretos für unechten Sohn des Ariston zu erklären. Als der Betrug entdeckt ward, wurde Perialla von den Delphern entsetzt, Kobon verbannt, und die Meisten leiteten Kleomenes Tod im Wahnsinn von diesem Verbrechen her [8]). Der Alkmäonide Kleisthenes bewog die Pythia durch Bestechung zum Ausspruche, der den Spartanern die Vertreibung der Pisistratiden gebot [9]). Vom Könige Pleistoanax ward in Sparta erzählt, er habe mit seinem Bruder Aristokles die Pythia vermocht, den Spartanern feierliche Einholung zu gebieten, als er im Verdachte, von Athen aus sich haben bestechen zu lassen, nach Arkadien verbannt war [10]). Lysandros in Verabredung mit einigen delphischen Priestern ließ falsche, vorgeblich uralte, Orakeltafeln auffinden, die nur ein Sohn Apollons lesen dürfe. Ein solcher vermeinter wurde herbeigeschafft und las einen Rath heraus, in Sparta ein Wahlkönigthum zu stiften. Der Betrug misglückte [11]).

Geschichte. Durch Ziegen, deren wunderbare Sprünge nahe an der Schlucht Aufmerksamkeit erregten, erzählte man, sei das Orakel aufgefunden, daher war das gewöhnliche Opfer der Befragenden eine Ziege [12]). Zuerst sollte jeder geweissagt haben, der sich dem Orte näherte, namentlich der Hirt Korotas [13]); als erste Pythia wurde Phemonoe genannt, die Erfinderin des Hexameters: Beides schrieben Andere dem Olen zu [14]). Den Grundstein des Tempels hatte der Gott selbst gelegt, erbaut war er von Trophonios und Agamedes, den Söhnen des Erginos [15]). Nach andern Sagen war dieser steinerne Tempel erst der vierte, der erste sollte eine Laube aus Lorbeerzweigen von Tempe gewesen sein; der zweite erbaut von Bienen aus Wachs und Flügeln: diesen habe Apollon zu den Hyperboreern gesandt; der dritte ehern,

---

92) *Her.* IX, 33. 93) *Plut.* Sol. 14. 94) *Paus.* X, 14, 5. 95) *Plut.* Lysand. 29. 96) *Paus.* VIII, 11, 9. 97) *Lycurg.* Leocr. 160. 98) *Diod.* XVI, 91. *Paus.* VIII, 7, 6. 99) *Diod.* XV, 74. vielleicht nicht delphisch. Ähnliche Warnungen vor Maus und getragenem Hause an die Bosporiten Satyros und Eumelos. *Diod.* XX, 26.

1) *Plut.* Cic. 5. Auf dies Orakel legte namentlich Niebuhr, unter den Neuern der entschiedenste Vertreter Ciceros, vorzügliches Gewicht. 2) *Plat.* Apol. Socr. 5. 3) *Paus.* IX, 23, 3.

4) *Plut.* de Pyth. orac. VII, 605. 607. 5) *Her.* IV, 157. 159. 6) *Plut.* de Pyth. orac. 7) *Plut.* de Pyth. orac. VII, 601. 8) *Her.* VI, 66, 75. 9) *Her.* V, 63, 66. 10) *Thuc.* V, 16. 11) *Plut.* Lysand. 26. 12) *Diod.* XVI, 26. 13) *Plut.* Orac. def. 713. 14) *Paus.* X, 5, 6—8. Vergl. d. Art. Olen. 3te Sect. III. S. 47 fg. 15) Hymn. Apoll. Pyth. 116 sq.

ein Werk des Hephästos, mit goldnen Sängerinnen unter dem Dache [16]). Hierher führt Apollon als seine Diener kretische Männer von Knossos, die er zu Krisa landen und von da zum Heiligthume hinaufpilgern läßt unter dem Gesang des Jopäon [17]). Hieraus ist ein uralter Zusammenhang zwischen Kreta und Delphi, den andere Anzeichen bestätigen, unzweifelhaft, und da zugleich durch die Ableitung vom Deukalion die fünf ersten delphischen Geschlechter sich als echt hellenisch darthun [18]), erscheint das delphische Orakel auf jeden Fall als eigenthümlich hellenisch zu betrachten. Mit der Macht der Dorer wuchs die Geltung des Orakels. Als eins der reichsten Heiligthümer wird die felsige Pytho schon bei Homer genannt [19]), auch fragt schon Agamemnon dort an über den Ausgang des Troerkriegs und ihm wird Sieg verheißen, wann die stärksten der Achäer sich streiten würden [20]). Da aber die Zeit Homers auf jeden Fall nach dem Heraklidenzuge fällt, kann dies eine der Übertragungen späterer Verhältnisse auf frühere sein, wiewol auch keineswegs eigentlich zu leugnen ist, daß Pytho schon zur troischen Zeit in Ehren bestand. Im Schiffskatalog werden Krisa und Pytho als phokische Orte bezeichnet. Die Dorer ordneten nach der pythischen Pentaeteris die olympischen Spiele [21]). Das Orakel mußte die Weihe zu allen Colonien geben, foderte selbst zu neuen auf, stand in engster Verbindung mit dem Staate, der bald unter den dorischen der mächtigste ward, Sparta. Aber aller gepriesene Reichthum Pytho's bestand nur aus ehernen Kesseln und Dreifüßen, erst durch die Schenkungen des Gyges ward es mit Gold ausgestattet [22]). Daher auch noch später das Orakel die Lakedämonier, als sie Gold kaufen wollten für das Angesicht des amykläischen Apoll, an Krösos wies [23]). Als erster Ausländer, der an Delphi Weihgeschenke gemacht habe, wurde der Phryger Midas, Sohn des Gordias, noch vor Gyges genannt, der seinen Richterstuhl hergeschenkt habe [24]). Allmälig bildete sich nah am Heiligthume im pythischen Grunde der offene Ort Delphi, während es früher einsam in der Schlucht lag. Der Ort blieb unbedeutend, Pytho gehörte zum Gebiete von Kirrha oder Krisa, der Tempel hatte kein Gebiet, sondern war Staatsheiligthum von Krisa, sein Reichthum war ihm zwar eigenthümlich, aber Felder hatte er nicht, sondern die Diener des Gottes nährten sich von den heiligen Gaben [25]). Aber später wurde das ganze Verhältniß verändert. Die Krisäer wurden durch die Vortheile übermüthig, die ihnen durch die Erhebung Pythos zum Nationalheiligthume zuflossen. Sie beleidigten die Pilger, raubten endlich sogar Megisto, des Phokers Pelagon Tochter, und die argivischen Mädchen, die zum Heiligthume gekommen waren [26]). Da boten die Amphiktyonen, deren Mittelpunkt das Heiligthum war, die griechischen Völker gegen Kirrha auf, ernannten den Thessaler Eurylochos zum Feldherrn [27]), Kleisthenes von Sikyon führte ihm Hülfe zu, Solon bewog die Athener zu ansehnlicher Hülfssendung unter der Anführung des Alkmäon [28]). Der Krieg währte zehn Jahre: endlich erklärte der Gott, Kirrha werde nicht erobert werden, bis Amphitrite's Welle sein Heiligthum bespüle. Auf Solons Rath weihte man nun das ganze kirrhäische Gebiet dem Apollon, der Leto, Artemis und Athene Pronäa zu ewig brachliegendem Eigenthume [29]) und auch durch eine von Solon angegebene Kriegslist Kirrha ein, und machte den größtentheils zerstörten Ort zum unterworfenen Hafenplatz von Delphi, das nun der Mittelpunkt des heiligen Gebietes ward [30]). Zugleich wurden dort die pythischen Spiele eingesetzt [31]). Dies geschah Ol. 48, 3, (586. v. Chr.). Die Amphiktyonen übernahmen nun für immer die Oberaufsicht über den Tempel, die Leitung des Orakels und der heilige Dienst blieb den pythischen Geschlechtern, die schon länger zu Delphi werden gewohnt haben. Die öfters erwähnten Tempelknechte [32]) sind als wirkliche Diener zu fassen, nicht als Frohnbauern, denn Ackerbau gab es in dem heiligen Gebiete nicht. Wie Ol. 58 zu Athen Erxikleides Archon war, brannte der Tempel durch Zufall ab. Die Amphiktyonen verpachteten den Wiederaufbau des Tempels für dreihundert Talente, von welcher Summe die Delpher den vierten Theil zu liefern hatten. Diese sammeln dafür bei allen ihren Befreundeten; vom Könige Amasis von Ägypten erhalten sie tausend Talente Alaun, von den Griechen in Ägypten zwanzig Minen [33]). Die Alkmäoniden, damals eben aus Athen von den Pisistratiden vertrieben und von Alkmäon her mit den Delphern befreundet, pachteten den Bau und bauten das Vordertheil von parischem Marmor, statt daß sie sich nur zu gewöhnlichem verpflichtet hatten [34]). Ihr Haupt war damals Kleisthenes, dieser bewog die Pythia durch Bestechung, bei der nächsten Anfrage der Lakedämonier diesen die Befreiung Athens zu gebieten, und diese sandten wirklich den Anphimolios gegen die Pisistratiden und vertrieben sie [35]): die Delpher aber unterstützten die Alkmäoniden dabei noch durch Darlehn [36]). Bei dem Brande wurden viele der Weihgeschenke anders aufgestellt, manche von Krösos dargebrachte in die Schatzhäuser, die daselbst von griechischen Staaten zur Aufnahme der übrigen gebaut waren, vertheilt; so der Löwe des Krösos in das korinthische, der große goldene Kelch in das klazomenische [37]). Wie schon längst in Kleinasien, so sehen wir um diese Zeit den Ruhm des Orakels auch in Italien verbreitet. Nicht nur Agylla schickt Gesandte,

16) *Paus.* X, 5, 9. 17) Hymn. Apoll. Pyth. 339. 18) *Plat.* Qu. Gr. VII, 174. 19) Il. IX, 405. 20) Od. VIII, 80. 21) *Boeckh.* ad Pind. Ol. III, 21. Expl. p. 150. 22) Athen. VI, 231. So weihte Rhodopis eiserne Stacheln. *Her.* II, 135. 23) Ibid. 24) *Her.* I, 14. 25) Hymn. Apoll. Pyth. 351. 357 sq. 26) *Athen.* XIII, 560, c.

27) *Strab.* IX, 418. Der erste Krieg, in welchem die Krisäer Kirrha zerstören, ist blos erfunden zur Erklärung der Namen Kirrha und Krisa. 28) *Plut.* Sol. 11. *Paus.* II, 9, 6. *Polyaen.* III, 5, 1. *Aesch.* Ctes. 69. 29) Daß das kirrhäische Gebiet unbebaut liegen blieb, sagt Äschines ausdrücklich; gegen jeden Bebauer waren die schwersten Flüche gerichtet. Vergl. *Lucian.* Phal. II. 30) *Paus.* X, 37, 6—8. *Aesch.* ib. 31) *Strab.* IX, 421. Phaler. II. 32) Müller Dor. I, 255. 33) *Her.* II, 180. 34) *Her.* V, 62. 35) *Her.* V, 63. 66.; VI, 123. 36) *Dem.* Mid. 40. 37) *Her.* I, 50. 51.

baut Schatzhäuser, sondern auch Rom fragt unter den Tarquiniern, deren Zusammenhang mit hellenischer Cultur unverkennbar ist, an um Prodigien zu sühnen, wobei das Königthum Roms dem verheißen wird, der zuerst seine Mutter küsse, in welcher nur Brutus die heimische Erde erkennt [38]). Die Geschichte des Heiligthums im Perserkriege haben wir vorher erzählt. Obgleich für die Aufrechthaltung der Nationalunabhängigkeit Nichts vom Orakel gethan war, galt es doch fortwährend als Nationalheiligthum, und sein Reichthum wuchs namentlich durch wiederholte Weihe des Zehnten gewonnener Beute. Die Sieger von Salamis sandten Akrothinien nach Delphi, von denen eine Bildsäule, mit einem Schiffsschnabel in der Hand gegossen ward, und fragten darauf an, ob der Gott zufrieden sei, der noch von Ägina einen Antheil verlangte und von dort goldene Sterne erhielt [39]). Die Sieger von Platää sandten den Zehnten, von dem ein goldener Dreifuß gegossen ward, den man neben dem großen Altare aufstellte [40]) und die Namen der Theilnehmer am Kriege eingrub, statt daß Anfangs Pausanias seinen Namen darauf geschrieben hatte [41]). Auch weihten viele Staaten Standbilder ihrer Heroen oder berühmtesten Männer hierher, die Argeier Kleobis und Biton [42]), die Sieben, die gegen Theben gezogen waren, Danaos u. a. [43]); die Korkyräer das eherne Bild eines Ochsen, der ihnen zu reichem Fischfange verholfen hatte vom Zehnten des Ertrages [44]), die Siphnier ein Schatzhaus vom Zehnten ihrer Goldbergwerke [45]), die Lakedämonier die Dioskuren und viele Andere von den Siegen über Athen; die Athener bauten eine Halle von dem Gewinne gegen die Peloponnesier; Agesilaos weihte den Zehnten von der asiatischen Beute und von der nach der Schlacht von Koronea u. dgl. m. [46]). Eine ausführliche Aufzählung des Einzelnen ist bei Pausanias nachzulesen. Zur Verehrung des Gottes sandten alle Staaten Gesandtschaften, die Athener eine Theorie, die jedesmal abging, wann im Frühlinge die erwarteten Blitze herleuchteten, oft kamen auch Chöre von Jünglingen oder Jungfrauen, wie von Chios hundert [47]) und von unzähligen andern. Als nach dem Perserkriege der Gegensatz zwischen Athen und Sparta sich fortwährend steigerte, versuchten die Phoker, die es mit den Athenern hielten, ihre alten mythischen Ansprüche auf das dorisirende Orakel geltend zu machen. Von ihrem Unternehmen gegen die dorische Landschaft durch spartanische Hülfe zurückgewiesen, machten sie sich nicht lange nachher durch Gewalt zu Inhabern des Heiligthums. Die Spartaner zogen hin, eroberten Delphi und gaben den delphischen Geschlechtern die Verwaltung zurück, wofür sie zum Dank die Promantie erhielten, Ol. 83, 1.; sobald sie aber sich entfernt hatten, kamen die Athener unter Perikles, setzten die Phoker wieder ein und ließen sich von diesen die Promantie ertheilen [48]). Denn obgleich auf phokischem Boden wohnend und immer zu Phokis gerechnet [49]), wollten die Delpher nie für Phoker gelten [50]). Wahrscheinlich aber gaben die Athener die Aufrechthaltung der phokischen Ansprüche auf nach der unglücklichen Schlacht bei Koronea, im Jahr darauf, in Folge deren sie ganz Böotien räumten, und vielleicht wurde in dem Ol. 83, 4. geschlossenen dreißigjährigen Vertrage, durch welchen Athen Nisäa, Pegä, Trözen und Achaja zurückgab [51]), auch die Herstellung der Delpher eingeräumt; denn im Anfange des peloponnesischen Krieges spricht die Verwaltung des Orakels durchaus wieder spartiatisirende Gesinnung aus, wiewol dies sich auch daraus erklären läßt, daß die fünf ὅσιοι aus den fünf allein berechtigten Geschlechtern gewiß ihr Amt nicht verloren, wiewol nicht frei von phokischem Drucke. In dem Friedensvertrage mit Athen im zehnten Kriegsjahre bedung Sparta vor Allem die Autonomie, Autotelie und vollständige rechtliche Unabhängigkeit des Heiligthums, der Delpher selbst und ihres Landes nach väterlichem Brauche aus [52]).

Wenn sich nun die Phoker späterhin eigentlicher Angriffe gegen die Delpher enthielten, so war der Gegensatz gegen die Delpher keineswegs in Freundschaft ausgeglichen. Das heilige brachliegende Land wurde in Beschlag genommen und bebauet. Die Delpher führten Klage, die Amphiktyonen verurtheilten die Phoker zu einer Geldbuße von vielen Talenten. Sie bezahlten nicht, die Hieromnemonen klagten aufs Neue und die Versammlung beschloß, wenn nicht bezahlt werde, das Land derer, die den Gott beraubt hätten, ihm wiederum zu weihen. Zu gleicher Zeit waren die Lakedämonier wegen des Überfalls der Burg von Theben zu einer Geldbuße verurtheilt und die Amphiktyonen bestanden auf pünktlicher Zahlung alles Vorgeschriebenen. Da beredete Philomelos, der Sohn des Theotimos aus der Stadt Ledon, die gesammten Phoker, sich mit Gewalt zu widersetzen und zugleich ihre alten Ansprüche auf den Besitz des Heiligthums zu verwirklichen. Er erhielt Vollmacht, verband sich heimlich mit dem spartanischen Könige Archidamos, der ihm offenen Beistand nicht zusagen konnte, erhielt von ihm fünfzehn Talente, that ebenso viel eigene dazu, versammelte Söldner und tausend erlesene phokische Peltasten und bemächtigte sich des Heiligthums. Nur das Geschlecht der Thrakiden leistete entschiedenen Widerstand und wurde ausgerottet; die Knechtung der Andern verwehrte Archidamos. Die benachbarten Lokrer kamen das Heiligthum zu befreien und wurden geschlagen, Philomelos vernichtete die Beschlüsse der Amphiktyonen an den Säulen und erklärte, er sei nicht gekommen, um das Heiligthum zu berauben, sondern um die alten phokischen Rechte des Vorstandes beim Orakel geltend zu machen und sich der Ungerechtigkeit der Amphiktyonen zu widersetzen. Der Weihgeschenke enthielt er sich, brandschatzte aber die Delpher, versammelte ein Heer von 5000 Mann und be-

38) *Liv.* I, 56. 39) *Her.* VIII, 121. 122. 40) *Her.* IX, 81. 41) *Her.* VIII, 82. *Thuc.* I, 132. Beispiele anderer Weihgeschenke von diesen Siegen *Plut.* Nic. 13. 42) *Her.* I. 31. 43) *Paus.* X, 10, 3. 44) *Paus.* X, 9, 4. 45) *Paus.* X, 11, 2. 46) *Paus.* X, 9, 7. 11, 6. *Plut.* Lysand. 1. *Agesil.* 19. *Xen.* Hell. IV, 3, 22. 47) *Her.* VI, 27.

48) *Thuc.* I, 112. *Plut.* Pericl. 22. 49) *Scyl.* 37. 50) *Paus.* IV, 34, 11. 51) *Thuc.* I, 115. 52) *Thuc.* V, 18.

festigte das Heiligthum. Dies geschah, als Agathokles zu Athen Archont, Herakleides in Delphi Prytane war, Ol. 105, 4. Er verheerte das lokrische Land, ward von der Belagerung einer Schanze zurückgeschlagen, rächte aber seinen Verlust und kehrte nach Delphi zurück. Dort zwang er die sich weigernde Pythia, den Dreifuß zu besteigen, und als diese dem Zwange nachgebend ausrief: er habe die Macht zu thun, was er wolle, nahm er dies als göttliche Bevollmächtigung auf. Er sandte darauf nach Athen und Sparta, und beide gestanden ihm Bündniß und die Prostasie des Heiligthums zu; die Böoter und Lokrer setzten den Krieg gegen ihn fort, er schlug die letzten im Jahre darauf empfindlich bei den phädriadischen Felsen, die Lokrer riefen die Böoter, diese die Amphiktyonen an; der Krieg ward von Neuem beschlossen, die Thessaler, Perrhäber, Dorier, Doloper, Athamanen, phthiotischen Achäer, Magneten und Änianen entschieden sich gegen Sparta, Athen, die Achäer und einige Peloponnesier für die Phoker, Sparta nahm sich wegen der thebanischen Sache ihrer am lebhaftesten an. Philomelos sammelte für hohen Sold viel schlechtes Gesindel, schlug die Lokrer, Böoter und Thessaler von Neuem, die Gefangenen wurden gegenseitig umgebracht. Aber bald darauf schlugen die Böoter mit großer Macht den Philomelos mit Phokern und Achäern, auf der Flucht stürzte er, in Gefahr gefangen zu werden, sich von einem Felsen. Die Böoter gingen nun heim, die Phoker aber auf Antrieb seines Mitfeldherrn Onomarchos übertrugen diesem die Anführung, und setzten den Krieg im dritten Jahre fort. Onomarchos griff zum Tempelgut, machte Waffen daraus, bestach die Thessaler, daß sie Ruhe hielten, eroberte von den Lokrern Thronion, verwüstete die Gebiete der Amphissäer und Dorer, eroberte Orchomenos, ward aber bei Chäronea geschlagen. Lykophron, Tyrann von Pherä, rief ihn nach Thessalien gegen den von den Thessalern berufenen Philippos von Makedonien, dieser schlug seinen von ihm abgesandten Bruder Phayllos, aber Onomarchos rückte nach, überwand erst ihn selbst, dann die Böoter. Philippos dagegen gewann die Thessaler zum neuen Kriege und schlug ihn, wobei er mit vielen der Seinigen umkam. Sein Nachfolger Phayllos mit Hülfstruppen von Sparta, Athen und den Söldnern des aus Pherä zu ihm geflüchteten Dynasten, ward dennoch im vierten Jahre dreimal von den Böotern geschlagen. Den Philippos hielten die Athener an den Thermopylen zurück, aber Phayllos, wiewol glücklich gegen die Lokrer, unterlag immer wieder den Böotern und kam selbst um. Onomarchos Sohn Phaläkos erhielt wegen seiner Jugend den Mnaseas zum Vormund, den erschlugen die Böoter bei einem Überfalle, Phaläkos ward in einem Reitertreffen geschlagen, Sparta durch einen Krieg mit Megalopolis beschäftigt und die Böoter warfen den Phaläkos, der Chäronea erobert hatte, gleich wieder hinaus und verwüsteten Phokis. Im fünften Jahre gab es nur Scharmützel zwischen beiden, in den folgenden ward der Krieg mit abwechselndem Glücke geführt. Im neunten entsetzten die Phoker den Phaläkos wegen Unterschleifs eines Theils der heiligen Gelder, die nun allmälig vergeudet waren. Man wählte drei Feldherren, wurde aber wieder von den Böotern geschlagen. Im zehnten Jahre sandte Sparta den Archidemos mit 1000 Hopliten auf die dringenden Bitten der Phoker zu Hülfe, aber Philippos von den Böotern gerufen, kam mit den Thessalern und eigner überlegener Macht. Phaläkos, wieder zum Feldherrn ernannt, erhielt mit seinen Söldnern freien Abzug, die Phoker wurden bestraft, der Theilnahme am Heiligthume und am Bundesrathe beraubt, ihre Städte zerstört, Philippos unter die Amphiktyonen aufgenommen, Ol. 108, 3., 346 v. Chr. [53])

Durch das Beispiel der Phoker nicht abgeschreckt, weil der Anlaß ihres Unternehmens über der Steigerung ihrer Frevel vergessen war, fingen auch die Delphi westlich benachbarten Lokrer von Amphissa an, das heilige Land zu bebauen und befestigten den verwünschten Hafen von Krisa; als aber die Angelegenheit vor die Amphiktyonen gebracht werden sollte, kamen sie dem zuvor durch Bestechung der athenischen Pylagoren. Als aber unter dem Archon Theophrastos, Ol. 110, 1. andere Pylagoren kamen und unter ihnen Äschines, brachte dieser, als ein Amphissäer in der Versammlung das athenische Interesse beleidigte und gegen dasselbe namentlich den den Phokern geleisteten Beistand anführte, jenes Vergehen gegen das Tempelrecht zur Sprache und bewog die Versammlung, aufzubrechen und eigenhändig mit dem Beistande der Delpher die Anlagen der Lokrer zu zerstören. Die Amphissäer eilten bewaffnet herbei, die Pylagoren retteten sich nach Delphi zurück, ein großer Gemeinderath aller dort anwesenden Hellenen ward versammelt und ein Gericht zu Pylä über Amphissa beschlossen. Zu Athen ward das Verfahren der Pylagoren erst gebilligt, aber Demosthenes bewirkte, daß der Staat sich zurückzog. Die übrigen Amphiktyonen beschlossen einen Heereszug gegen Amphissa und ernannten den Pharsalier Kottyphos zum Anführer. Diese nöthigten die Lokrer, eine Geldbuße zu versprechen, verbrannten die Beleidiger des heiligen Bodens, setzten die aus Amphissa vertriebene Gegenpartei wieder ein. Kaum aber waren sie fort, als die Amphissäer Alles wieder in das alte Verhältniß versetzten. Darauf wurde ein zweiter Zug gegen sie beschlossen, an dem auch Philippos Theil nahm [54]). Erst wurde der Krieg lässig geführt, bis man Philippos zum Feldherrn ernannte. Dieser bezwingt Amphissa, wendet sich dann plötzlich gegen Phokis und erobert das böotische Elatäa, wodurch sich die Schlacht von Chäronea vorbereitet [55]). Aus diesem zweimaligen Einschreiten des Philippos für das Recht des Orakels und dessen allgemeiner Widerstandslosigkeit gegen fremde Eroberer, erklärt sich die Neigung für den makedonischen König, welche Demosthenes als ein Philippisiren bezeichnete [56]). Und Philippos behauptete jetzt ausdrücklich das Recht des Vorstandes und der Promantie beim Orakel [57]), wie auch nament-

53) *Diod.* XVI, 23—25. 27—39. 58—61 sq. *Paus.* III, 10, 4. X, 2 et 3. 54) *Aesch.* Ctesiph. p. 68—72. 55) *Plut.* Demosth. 18. 56) *Aesch.* Ctesiph. p. 72. 57) *Demosth.* Philipp. III, 32.

lich das Recht, die pythischen Spiele zu ordnen [58]). Diese hielt Demetrius, Ol. 122, 3. zu Athen, weil die Ätoler damals die Gegend von Delphi besetzt hatten [59]).

Als die Gallier unter Brennus in Griechenland einfallen und nach der Einnahme der Thermopylen sich sogleich gegen Delphi wenden, heißt der Gott wieder, wie früher, bei den Bedrohungen durch die Perser und durch den Jason, die Delpher ruhig sein, er werde für das Seinige sorgen. Nur das gebietet er als Vorsichtsmaßregel, Wein und Lebensmittel in den Landhäusern auf dem Wege, den die Gallier herankommen, zu lassen. Die Phoker, Amphissäer, Ätoler eilen zusammen und vertheidigen das Heiligthum, 4000 Mann gegen 65,000 Gallier; aber die Gallier halten sich mit Plündern der vorgefundenen Lebensmittel auf, bis die Griechen Vertheidigung angeordnet haben; nach der Sage hemmen auch Erdbeben die Barbaren, man bemerkt Erscheinungen der Heroen; die Gallier, Nachts von Schnee, Blitzen und Sturm, Tags darauf von den Griechen bedrängt, von herabgerollten Felsstücken zerschmettert, weichen, als Brennus verwundet wird; Nachts von panischem Schrecken befallen, richten sie unter einander ein Blutbad an und werden von den Griechen vollends aufgerieben, Ol. 125, 2. [60]).

Mit dem Untergange des kräftigen Selbstgefühls der Griechen ging auch die höhere Bedeutung der Orakel zu Grunde. Die Sprüche wurden schon zu Theopomps Zeit nicht mehr alle metrisch gegeben, sondern wie gesprächsweise [61]). Darauf deutet schon, daß der Phoker Philomelos ein zufälliges Wort der Pythia als Orakel geltend machen konnte. Auch hatte es Beispiele unmetrischer Orakel wol zu allen Zeiten gegeben [62]). Wie die Freiheit Griechenlands und die Selbständigkeit der einzelnen Staaten mit den daraus sich ergebenden Verwikkelungen verloren war, hörten die bedeutendern Fälle auf, in denen man den Gott um Bescheid ansprechen konnte, und nun wurde angefragt über Privatangelegenheiten, Sklavenkauf, Feldbau, Heirath, Schifffahrt, Anleihen; höchstens fragten noch Städte über das Gedeihen der Frucht von Feld und Vieh und über Mittel die Gesundheit der Bewohner zu bewahren [63]). Hier wäre es unschicklich gewesen, in pomphafter rhythmischer Rede zu antworten; die Orakel wurden fortan in einfacher nüchterner Form gegeben. Aber mit der Bedeutsamkeit der von dem Orakel geschlichteten Angelegenheiten sank auch dessen Achtung selbst. Viele zweifeln, eben weil die Form wegblieb, ob noch die alte göttliche Kraft der Stätte einwohne, so daß man behaupten höre, entweder betrete die Pythia nicht mehr den rechten Ort oder der göttliche Hauch müsse an dem Ort versiegt sein [64]). Jetzt reichte, wie in der ältesten Zeit, da nur an einem Tage des Jahrs geweissagt war, wieder eine Pythia hin. Denn Griechenland wurde durch die vielfachen Verheerungen leer an Städten und Menschen, und die Befragenden kamen spärlich. Nero raubte den Schatz auf einmal, fünfhundert eherne Bildsäulen von Göttern und Menschen [65]).

2. Abä, ebenfalls in Phokis gelegen nahe der böotischen und lokrischen Grenze, unweit Hyampolis, gegründet nach der Sage von Abas, dem Sohne des Lynkeus und der Danaïde Hypermnestra [66]). Hier war ein uraltes Heiligthum und Orakel des Apollon, das in hohen Ehren stand [67]), das eigentliche Nationalheiligthum der Phoker, die von ihrem Siege über die Thessaler die Hälfte der eroberten viertausend Schilde hierher, die andern nach Delphi weihten und von der Beute außerdem Standbilder in Abä errichteten [68]). Eine Sage setzte vor Alters Thraker hierher [69]). Abä wurde vom Krösos geprüft, scheint aber seiner Anfrage nicht entsprochen zu haben [70]). Bei Xerxes Zuge wurde das Heiligthum von den Persern verbrannt [71]) und die Brandstätte nach dem Amphiktyonenschluß, wie die aller griechischen Tempel, nicht wieder bebaut. Das Orakel aber dauerte fort [72]) und schon Mys, der Abgesandte des Mardonios, befragte es wieder. Später verhieß es Theben den Sieg in der leuktrischen Schlacht [73]). Als aber im heiligen Kriege sich phokische Flüchtlinge in das Heiligthum flüchteten, ging es von den Thebanern zum zweiten Male in Flammen auf. Die Mauern standen so noch zu Pausanias Zeit [74]). Die Abäer waren nicht in den phokischen Frevel gegen Delphi verwickelt und ihre Stadt blieb daher unzerstört [75]). Die Römer gaben ihr Autonomie aus Ehrfurcht vor dem Orakel [76]). Hadrian baute neben dem großen Tempel einen kleinen [77]).

3. Ptoon, das Heiligthum des Apollon Ptoos auf dem, nach Athamas und Themistos Sohne Ptoos benannten, dreigipfligen Berge Ptoon im Gebiete von Theben, fünfzehn Stadien von der Stadt Akräphia [78]) über dem westlichen Ufer des kopaischen Sees. Hier weissagte ein Mann, ein πρόμαντις, und antwortete dem Karer Mys, Mardonios Abgesandten, in karischer Sprache; daher statt der drei Thebaner, die dem Mys in das Heiligthum folgten, um den Spruch für ihn aufzuschreiben, weil gewöhnlich äolisch geweissagt ward [79]), der Karer selbst den Griffel ergreifen mußte [80]). Auch dies verhieß den Thebanern den Sieg bei Leuktra [81]). Als Alexander Theben zerstörte, ging das Orakel unter [82]), und in der Römerzeit war die Gegend so verödet, daß man den Tag über etwa auf einen einsamen Hirten stieß [83]). Im Bergwalde des Ptoon sollte die kreißende Leto von einem Eber aufgestört sein [84]). Hier sollte Apollon's Sohn Teneros ältester Weissager gewesen sein [85]).

58) *Diod.* XVI, 60. 59) *Plut.* Demetr. 40. 60) *Paus.* X, 22, 23. Vergl. I, 4, 4. *Diod.* V, 32. *Polyb.* II, 20, 6. *Justin.* XXIV, 6–8. Vergl. XXXII, 3. 61) *Plut.* Pyth. orac. VII, 589. 62) *Plut.* Ibid. 597. 63) *Plut.* Ibid. 604. 608. 64) *Plut.* Ibid. 582. *Cic.* Divin. II.

65) *Paus.* X, 7, 1. 66) *Paus.* X, 35, 1. 67) *Soph.* Oed. Tyr. 899. *Her.* VIII, 33. 68) *Her.* VIII, 27. 69) Müller Orchom. S. 386. 70) *Her.* I, 46. 71) *Her.* VIII, 33. 72) *Her.* Ibid. 73) *Paus.* IV, 32, 5. 74) *Paus.* X, 35, 3. 75) *Paus.* X, 3, 2. 76) *Paus.* X, 35, 2. 77) Ib. 5. 78) *Paus.* IX, 23, 6. 79) *Plut.* Orac. def. VII, 622. Daß die Geschichte auf das Ptoon zu beziehen ist, sehen wir aus Herodot. 80) *Her.* VIII, 135. 81) *Paus.* IV, 32, 5. 82) *Paus.* IX, 23, 6. 83) *Plut.* Orac. Defect. VII, 630. 84) *Plut.* Pelop. 16. 85) *Strab.* IX, 413. *Paus.* IX, 26, 1.

4. **Ismenion**, das Orakel des ismenischen Apollon, lag südlich von der Stadt Theben nahe an derselben am Flusse Ismenos, mit einem Apollobild wie das bei den Branchiden, aber von Cedernholz, während jenes von Erz, das Werk des Kanachos von Sikyon [86]). Jährlich wurde ein schöner kräftiger Knabe aus einem angesehenen Hause Thebens zum Priester ernannt, zum **Daphnaphoros**, Lorbeerträger, weil mit Lorbeer bekränzt. Hier war ein Denkmal des Kaanthos, Sohns des Okeanos, den Apollon erschossen haben sollte, als er Feuer an seinen Hain legte, und viele als Weihgeschenke dargebrachte Dreifüße [87]). Von diesen war ein goldner von Krösos geweiht [88]), drei andere sah Herodot mit phönikischen Buchstaben beschrieben, der Angabe nach Weihgeschenke des Amphitryo, des Skäos aus Ödipus Zeit und des Laodamas, des Sohnes des Eteokles [89]). Dort wurden auch der dem benachbarten Amphiaraos von Krösos geweihte goldene Schild und goldne Speer aufbewahrt [90]). Es war dies das Nationalheiligthum von Theben; geweissagt wurde aus der Opferschau: so dem Karer Mys [91]). Die Thebageneis, deren Wohnsitz in Böotien zweifelhaft, waren verpflichtet, von Zeit zu Zeit das Weihgeschenk eines Dreifußes in das Ismenion zu bringen. Dagegen wurde jährlich nach altem Gebrauche ein Dreifuß heimlich in der Nacht aus dem Ismenion entwandt und als Weihgeschenk nach Dodona gebracht [92]). Auch das Ismenion verhieß Theben den leuktrischen Sieg [93]). Den Lysandros warnte es vor dem orchalidischen Hügel [94]). Aus dem Spinngewebe am Tempel der Demeter verhieß es Theben in zweideutigen Worten Unheil, das sich verwirklichte in der Zerstörung durch Alexander [95]). In der Stadt selbst war das Heiligthum des Apollon **Spodios**, wo man aus zufälligen Lauten wahrsagte (ἀπὸ κληδόνων) [96]). Beiden fehlt die charakteristisch-apollinische Form der Weissagung, die Verkündung durch das bestimmte Wort, und Apollons Name scheint hier ältern Cultusformen später aufgepflanzt oder wenigstens die Natur Apollons von einer andern Seite aufgefaßt zu sein.

5. Zu **Hysiä** war ein Apollontempel mit einem heiligen Brunnen, aus dem die Weissagenden tranken [97]). Auch zu **Tegyra** war ein altes besuchtes Orakel, von Propheten verwaltet; die Pythia selbst erklärte diesen Ort für die Geburtsstätte des Apollon. Später lag es wüst [98]). Ein anderes wird angeführt im thespischen Flecken **Eutresis** [99]) nahe bei Leuktra. Alle diese verstummten und verfielen in der makedonischen Zeit. Als Plutarch lebte, sprach unter allen böotischen Orakeln nur noch das des Trophonios zu Lebadeia. Ein Heiligthum hatte Apollon auch bei der **tilphussischen** Quelle am Helikon, ob ein Orakel, ist ungewiß [1]). Zu Orobiä in Euböa war ein Orakel des **selinuntischen** Apollon [2]); zu Argos wird ein Orakel des Apoll im Lykeon mit einer Prophetin erwähnt [3]). Daneben eins des Apollon **Deiradiotes** auf der Burg Larissa. Die Prophetin mußte sich des männlichen Bettes enthalten und weissagte monatlich, jedesmal begeistert durch das Kosten des Blutes eines bei Nacht geschlachteten Lammes. Noch zu Pausanias Zeit bestand dies [4]).

6. Nächst Delphi war kein Orakel berühmter als das der **Branchiden** zu Didyma im milesischen Gebiete, nahe am Hafen Panormos, die allgemeine Fragstätte der Ioner und Äoler [5]). Daher auch die Ioner den Dienst dieses Apollon nach ihren entferntesten Colonien verbreiteten. Das Heiligthum sollte aber gegründet sein schon vor der Ankunft der Ioner auf dieser Küste [6]), der Altar von Herakles erbaut [7]), der Tempel von dem aus Delphi gekommenen Sühnpriester Branchos, dem Sohne des Apollon. Sühnungsgebräuche und Weissagung waren demnach hier verbunden, wie in Delphi [8]). Vom Branchos, dem man alte Hymnen auf den Gott beilegte, leitete sich das Geschlecht der Branchiden, die das Orakel verwalteten, her. Unter ihnen gab es ein Prophetengeschlecht der Euangeliden [9]). Die Begeisterung wurde wahrscheinlich auch hier wie in Delphi hervorgerufen, es gab hier eine Quelle, der Kassotis und Tilphusa ähnlich, von der man erzählte, sie entspringe auf Mykale, flösse unter dem Meere durch und komme hier wieder zum Vorscheine [10]). Die Ioner brachten den Ruhm des Heiligthums nach Ägypten, der König Necho weihte hierher das Kleid, in dem er seine Eroberungen in Syrien vollbracht hatte [11]). Krösos fragt hier an und schenkte so reiche Gaben hierher, wie nach Delphi [12]). Die Grundsätze des von diesem Orakel verkündeten Gottesrechts stimmen genau mit den delphischen überein. Als die Kymäer anfragen, ob der Gott die Auslieferung des zu ihnen geflüchteten Lyders Paktyes gestatte, hieß das Orakel sie denselben den Persern preisgeben. Das Volk war geneigt; Aristodikos, der Sohn des Herakleides, warnte, und traute den Gesandten nicht. Er wurde selbst mit der Anfrage beauftragt und erhielt dieselbe Antwort. Um sich völlig zu versichern, ging er im Heiligthume umher und nahm die dort nistenden Vögel aus den Nestern. Da schalt ihn eine Stimme aus dem Adyton, daß er die Schützlinge des Gottes verletze, und als er sich mit dem Göttersprüche an Kyme vertheidigte, antwortete dieselbe: der sei gegeben, damit sie durch diesen Frevel sich in das Verderben stürzten und nicht wieder bei dem Heiligthume um Auslieferung von Schützlingen vorfragten [13]). Im ionischen Aufstande rieth Hekatäus von Milet zum Tempelschatze zu greifen, um sich tüchtig gegen die Perser zu rüsten, das unterblieb aus Scheu vor dem Gotte [14]);

86) *Paus.* II, 10, 5. 87) *Paus.* IX, 10, 4. 5. 88) *Her.* I, 92. 89) *Her.* V, 59—61. 90) *Her.* I, 52. 91) *Her.* VIII, 134. *Soph.* Oed. Tyr. 21. 92) Müller Orch. 397. 385. 93) *Paus.* IV, 32, 5. 94) *Plut.* Lysand. 29. 95) *Diod.* XVII, 10. 96) *Paus.* IX, 11, 7. 97) *Paus.* IX, 1, 2. 98) *Plut.* Orac. def. 624. 630. *Pelop.* 16. *Steph.* Τέγυρα. 99) *Steph. Byz.* Εὔτρησις. *Eust.* ad Il. p. 203, 4.

1) Hymn. Apoll. Pyth. 205 sq.

2) *Strabo* X, 445. 3) *Plut.* Pyrrh. 31. 4) *Paus.* II, 24, 1. 5) *Her.* I, 157. 6) *Paus.* VII, 2, 6. 7) *Paus.* V, 13, 11. 8) Müller Dor. I, 224. Nach Strabo war Branchos Nachkomme des delphischen Priesters Machäreus, der den Neoptolemos umbrachte. 9) Conon. 44. 10) *Paus.* V, 7, 5. 11) *Her.* II, 159. 12) *Her.* I, 46—92. 13) *Her.* I, 159 sq. 14) *Her.* V, 36.

aber die Perser plünderten und verbrannten das Heiligthum, wie das von dem delphischen Orakel vorhergesagt war [15]). Der Tempel wurde hergestellt, Kanachos von Sikyon arbeitete für denselben das eherne Bild des Apollon Philesios, dessen Charakter sich aus den danach geprägten Münzen der Umgegend erkennen läßt; mächtig, männlich und mit starken Muskeln, mit breiter, gewölbter Brust, feststehenden mächtigen Beinen, das linke etwas vorgestellt, die Haare gescheitelt, drei Zöpfe auf jeder Schulter, hinten breiter Busch, auf der rechten Hand ein Hirschkalb, in der linken, etwas gesenkten, ein Bogen [16]). Xerxes ließ bei dem Rückzuge dies Bild nach dem medischen Ekbatana bringen, ein Theil der Branchiden überlieferten den Tempelschatz und folgten ihm [17]), Seleukos sandte das Bild zurück [18]); gewiß zum Dank dafür, daß er von dem Orakel, da er es befragte, als König begrüßt war, wodurch er seinen Anspruch auf diese Würde bestätigte [19]). Von den Ruinen des Tempels, der nie ganz ausgebaut wurde, weil er wegen seines Umfangs nicht ganz unter Dach konnte [20]), finden sich noch Überreste, und eine breite Straße, auf beiden Seiten mit sehr alten Bildsäulen geschmückt, führt von ihm nach dem Hafenort Panormos.

7. Im Gebiete von Kolophon lag Klaros, dessen Heiligthum des Apollon ebenfalls vor der Ankunft der Ioner von Kretern unter der Anführung des Rhakios gestiftet war im karischen Lande. Teiresias Tochter Manto, von den Epigonen nach Delphi geweiht, wurde von dort mit ihren Mitgefangenen zur Colonisirung ausgeschickt, kam nach Klaros, vermählte sich dem Rhakios und gebar ihm den Mophos, der die Karer ganz aus dem Gebiete vertrieb. Die Ioner aber bei ihrer Ankunft wurden freundschaftlich zu gleichem Bürgerthume aufgenommen [21]). Vom Mophos werden sich die Propheten hergeleitet haben. Der klarische Tempel wurde nie ganz ausgebaut [22]), er lag nahe vor der Stadt Kolophon [23]). Vom klarischen Orakel war den Smyrnäern angerathen, gutwillig ihre von Alexander dem Makedoner neuerbaute Stadt zu beziehen [24]). Noch in der Römerzeit wurde dasselbe häufig befragt, vom Germanicus, dem es den Tod in dunkeln Sprüchen weissagte [25]), von Lollia über Kaisers Claudius zweite Ehe, wenigstens nach Agrippina's Anschuldigungen [26]). Und als der Lauf des syrischen Flusses Orontes durch Abgrabung verändert wurde und man im alten ausgetrocknete Riesengebeine in einem Sarge von elf Ellen fand, erklärte der klarische Gott auf die Anfrage der Syrer: dies seien die Gebeine des Orontes, der aus Indien stamme [27]). Hier, wie im Ptoon, weissagte ein Prophet aus bestimmten milesischen Geschlechtern. Dieser, gewöhnlich ohne alle feinere Bildung, ließ sich nur Zahl und Namen der Anfragenden angeben, stieg dann in eine Höhle hinab, trank vom verborgenen Quellenwasser und sprach nun in Versen die gewünschten Antworten aus [28]).

8. Zu Gryneia, im Gebiete der Myrinäer, wo die äolischen Städte ihre Bundesversammlung hielten, war ein altes Orakel des Apollon. *Hecat.* fr. 211. Die Smyrnäer wahrsagten aus zufälligen Lauten in einem Heiligthume der Laute, wahrscheinlich mit Bezug auf Apoll. *Paus.* IX, 11, 7. Auf Lesbos werden Orakelsprüche des Apollon Gonnapäos erwähnt. Schol. Arist. Nub. 145. Auch zu Abdera war ein Orakel des Apollon. *Pind.* Paean. bei Tzetz. Lycophr. 445.

9. Zu Delos wurde nur im Sommer geweissagt [29]), zu Patara in Lykien nur im Winter und dann die Prophetin Nachts im Tempel eingeschlossen, um die Gemeinschaft des Gottes zu erwarten [30]). In Telmissos war ein Orakel von Traumdeutern, die sich von Apollon herleiteten und unter andern dem Krösos die Eroberung seines Reichs aus dem Wahrzeichen der von Pferden gefressenen Schlangen in seiner Vorstadt verkündeten [31]). In derselben Gegend nahe an den kyaneischen Inseln war ein Orakel des Apollon Thyrxeus, wo die Befragenden in einem Quellspiegel das Bild sahen, das ihre Antwort war [32]). Auch zu Mallos in Kilikien war ein Orakel Apollons [33]). Das ebenfalls kilikische Orakel des sarpedonischen Apoll warnt den Alexander Balos, vor dem Orte, der den zweigestalten trage, und er wird nachher ermordet zu Abä in Arabien, wo ein Androgyn lebt [34]). In Karien hatte Apoll ein Orakel zu Hybla; die Karer hatten das Bild der Hera gebunden und fragten um Sühnung an, der Gott befahl ihnen sich Kränze um den Kopf zu winden von Weiden, womit sie das Bild gebunden hatten, oder auch von andern Zweigen, nur nicht von Lorbeer, den er sich vorbehalte [35]). Zu Hiera Kome am Mäander war ein berühmtes Orakel, das in guten Versen sprach [36]).

Orakel des Zeus. 1. Olympia. Der allgemeine Gebrauch, vor dem Beginne eines Unternehmens aus der Weise, wie das dafür dargebrachte Opfer von Statten ging, die Gunst oder Ungunst der Götter zu erforschen, wurde in Olympia, wie im Ismenion bei Theben, zu einer regelmäßigen Weissagerantwort ausgebildet. Die Fragenden brachten ihr Opferthier dar, und die Weissager des Heiligthums gaben ihre Antwort aus der von ihnen gebildeten Disciplin über die Bedeutung jeder Beschaffenheit der einzelnen Theile des Opferthieres und jedes einzelnen Vorfalls beim Opfer [37]). Diese Weissager waren aus dem Geschlechte der Iamiden [38]). Die Befragungen waren in früherer Zeit seltener [39]): überhaupt erlangte dies Orakel Ruhm mehr durch die allgemeine Heiligkeit von Olympia, als durch sich selbst, weil hier nicht das unmittelbare Wort des Gottes vernommen

15) *Her.* VI, 19. 16) *Paus.* II, 10, 5. IX, 10, 2. Müller. Dor. I, 360. Archäol. §. 86. 17) *Strab.* XIV, 634. 18) *Paus.* I, 16, 3. 19) *Diod.* IX, 90. 20) *Paus.* VII, 5, 4. VIII, 46, 3. *Strab.* XIV, 634. 21) *Paus.* VII, 3, 1. 2. 22) *Paus.* VII, 5, 4. 23) *Strab.* XIV, 642. 24) *Paus.* VII, 5, 3. 25) *Tac.* Ann. II, 54. 26) *Tac.* Ann. XII, 22. 27) *Paus.* VIII, 29, 3.

28) *Tac.* Ann. II, 54. 29) *Callim.* Del. I. *Serv.* Virg. Aen. IV, 143. 30) *Her.* I, 182. 31) *Her.* I, 78. 32) *Paus.* VII, 21, 13. 33) *Strab.* XIV, 675. *Arian.* II, 5. 34) *Diod.* Exc. l. XXXII. 35) *Athen.* XV. c. 12. 13. 36) *Liv.* XXXVIII, 12. 37) *Her.* VIII, 134. *Strab.* VIII, 353. 38) *Boeckh.* Pind. Ol. VI. 39) *Strab.* VIII, 353.

noch eine unmittelbar von ihm dargelegte Schau gezeigt wurde. Daher auch Agesipolis nach diesem Orakel, um sich des göttlichen Willens zu versichern, noch das delphische befragte, wo sich jedoch völlige Übereinstimmung zeigte: indem Beide ihm gestatteten, den Argivern den Waffenstillstand abzuschlagen [40]. Neben Delphi und Abä nennt Sophokles Olympia als berühmtes Orakel [41]. Auf dies geht der pythische Spruch des Apollo: Für Pisa sorge Zeus, Pytho habe er ihm verliehen [42]. Der Ort der Weissagung war der große Altar des Zeus [43]. Vorzugsweise wurde hier angefragt von denen, die sich als Wettkämpfer stellten, welches Glück ihrer warte; und die Antwort aus den Feuerzeichen gegeben [44]. Hievon wurden die Befragungen später auf allgemeinere Gegenstände ausgedehnt. Indessen konnte man aus der Opferschau sich immer an jedem Orte Wahrzeichen entnehmen, und der Vorzug Olympia's lag nur in dem Zutrauen, das man in die etwa höhere Wissenschaft des Geschlechtes der Jamiden setzte.

2) Wie zu Olympia aus den Zeichen der Opfer und der Feuer, erforschte man zu Dodona den Willen des Zeus ebenfalls nicht durch ekstatische Begeisterung, sondern aus Klängen. Das Heiligthum war hoch gelegen [45], an der Grenze der Molosser und Thesproter: daher gewöhnlich dem molossischen Gebiete zugerechnet [46], aber dem thesprotischen Zeus [47]. Auf ungriechischem Boden gegründet stand es doch in beständiger naher Beziehung auf Griechenland, welche in mythischer Zeit noch bedeutender gewesen zu sein scheint. Achilleus ruft bei Homer Zeus an als den pelasgischen, dodonäischen, fernwohnenden, waltend über das winterliche Dodona, umwohnt von den Sellen, seinen Weissagern, die die Füße nicht waschen und auf dem Boden schlafen [48]. Die Umgegend hieß Hellopia, war reich an Graswuchs und Heerden. Dodona lag an der letzten Grenze dieser Landschaft [49]. Wie der dodonäische Zeus pelasgisch heißt, wie die Thesproten und Molosser zur pelasgischen Völkerfamilie gehören, so nennt Hesiodos namentlich die Bewohner Dodona's Pelasger [50]. Die Orakel wurden gegeben aus hochbelaubter Eiche [51], die redenden Eichen Dodona's werden als ein Wunderding gepriesen [52]. Statt der Eichen werden aber auch Buchen genannt, vom Orakel wird gesagt, es wohne im Stamme der Buche [53]; die alte Buche redet aus den beiden Peleiaden [54], Dodona mit seiner Buche heißt der Sitz der Pelasger [55]. Aus diesen Vergleichungen ergibt sich mit Sicherheit, daß nicht ein einzelner Baum gemeint ist, sondern ein Dickicht von Eichen und Buchen, in dem das Orakel gegeben ward. Hier erkannte man den Willen des Gottes im Rauschen des Windes in den Bäumen, die durch dasselbe beredt wurden. Um die darin gegebenen Zeichen aber deutlich und bestimmt zu machen, wurden eherne tönende Gefäße rund umher aufgehängt, die vom Winde bewegt einander berührten [56] und immer fort tönten, bis man ihnen Einhalt that [57]. Statt dieser ließ man auch die Zeichen geben in den Klängen eines ehernen Beckens, über dem eine Figur mit einer Geißel stand, die im Spiele des Windes auf das Becken schlug [58]. Prophetinnen waren zwei [59] oder drei [60] alte Frauen, welche die Zeichen ausdeuteten, *Πελειάδες* oder *Πέλειαι*, genannt [61], weil in uralter Zeit eine Taube geboten haben sollte, das Orakel zu gründen. Diese Taube sei gekommen aus dem ägyptischen Theben, welches eine andere nach dem Ammonion zu gleichem Zwecke ausgesandt habe. Diese Erzählung der dodonäischen Priesterinnen nahmen auch die Ägypter in Theben auf, erklärten aber jene beiden ausgeflogenen Tauben für thebische Priesterinnen des Zeus. Überhaupt weisen die Erzählungen der Dodonäer auf Ägypten als die Quelle der griechischen Götternamen hin, auch war die Form der dodonäischen Wahrsagungen der thebischen ähnlich. Die dodonäischen Priesterinnen hießen zu Herodot's Zeit Promeneia, Timarete und Nikandra [62]. Ihr Charakter ist von dem der Pythia dadurch wesentlich unterschieden, daß der Gott nicht unmittelbar aus ihnen redet, sondern sie vom Willen des Gottes Bericht geben.

Die Prophetinnen wurden genommen aus gewissen Geschlechtern, die sich herleiten aus mythischer Zeit [63]. Neben ihnen gab es Priester, und in vielen Fällen gaben diese den Bescheid: wie aber die Amtspflichten vertheilt gewesen sind, ist nicht deutlich zu unterscheiden. Diese Priester, wenigstens einige unter ihnen, führten den dunkeln Namen *τόμουροι* [64], der mit dem nahe gelegenen Berge Tomares zusammenhängt. In der ältesten Zeit weissagten nach Strabo diese Priester allein, was mit Homer zusammenzustimmen scheint, später habe man ihnen die Prophetinnen zugegeben, als in das Heiligthum des Zeus auch die Verehrung der Dione aufgenommen sei. Denn Dione war nicht nur Theilnehmerin am Tempel des Zeus, sondern auch am Orakel [65]. Von den theologischen oder hieratischen Grundsätzen des Orakels ist Eigenthümliches nicht mit Sicherheit zu erkennen, außer den Hinweisungen auf Ägypten, wovon im echt hellenischen Delphi sich Nichts findet. Dodona stand überhaupt an Einfluß und Geltung zurück, wiewol Krösos es nicht unbefragt ließ [66]. Mit den Dorern steht es in gar keiner Beziehung. Lysander wollte die Propheten bestechen, um ein Orakel für seinen Plan, Sparta zum Wahlkönig=

40) *Xen.* Hell. IV, 7, 1. 41) *Soph.* Oed. Tyr. 900. 42) *Paus.* V, 3, 1. 43) *Pind.* Ol. VI, 70. 44) *Pind.* Ol. VIII, 2. 45) *Aesch.* Prom. 830. 46) *Hecat.* fr. 78. 47) *Aesch.* Prom. 831. 48) Il. XVI, 233. *χαμαιεῦναι* wie *Soph.* Tr. 1168. *χαμαικοῖται.* 49) *Hesiod.* fr. 39. 50) *Hesiod.* bei Strab. VII, 328. So auch Ephoros ib. 51) Od. XIV, 328. XIX, 297. 52) *Aesch.* Pr. 832. *τέρας τ' ἄπιστον, αἱ προσήγοροι δρύες.* *Soph.* Tr. 1170. *πολυγλώσσου δρυός.* 53) *Hes.* fr. 39. *χρηστήριον ναῖον δ' ἐν πυθμένι φηγοῦ.* 54) *Soph.* Tr. 171. 55) *Hes.* bei Strab. VII, 328.

56) *Suid.* *Δωδώνη.* 57) *Philostr.* Imag. II. 58) *Strab.* epit. VII. *Suid.* *Δωδωναῖον χαλκεῖον.* 59) *Soph.* Trach. 172. 60) *Eurip.* bei Schol. Soph. Tr. 172. *Her.* II, 55. 61) *Soph.* Trach. ib. *Her.* II, 57. *Paus.* X, 12, 10. 62) *Her.* l. c. 50—58. 63) *Strab.* VII, 322. 64) *Strab.* VII, 328. *Steph. Byz.* *Δωδώνη.* 65) *Demosth.* fals. leg. 437. 10. Epist. 4. Servius nennt statt dessen Venus (*Virg.* Aen. III, 466.) womit auch nur Dione gemeint ist. Vergl. *Buttm.* Dem. Mid. Exc. IV. 66) *Her.* I, 46.

thum zu bestimmen, auszuwirken, aber vergebens[67]). Am meisten ehrten es und erholten sich dort Raths die Ätoler, Akarnaner und Epiroten[68]), auch die Korkyräer, deren Weihgeschenk die Geißel des Orakelbildes war[69]). Von den übrigen Griechen nur solche, die in irgend einem Gegensatze gegen die dorischhellenische Bildung standen, die Thebaner, die von dodonäischem Befehle ein heiliges Institut herleiteten[70]), namentlich fand ein Zusammenhang zwischen Dodona und dem Ismenion Statt, das gleichfalls in vorhellenischem Gebrauch wurzelte, und aus dessen Tempelschatze jährlich bei Nacht entwandte Dreifüße nach Dodona gebracht werden mußten. Dies deutet offenbar auf eine uralte Unterordnung oder Abhängigkeit des Ismenions von Dodona hin: daß aber dieser Tribut durch eine heimliche Entwendung mußte vollbracht werden, erklärt sich daraus, daß bei der Auspflanzung des apollinischen Namens und Rechtes man den strengen Zusammenhang der offenbaren Abhängigkeit für gelöst erklärte. Eine mythische Erzählung des Anlasses zu diesem Gebrauch gibt Strabo nach Ephoros: Böoter und Pelasger hätten Krieg geführt, und zu gleicher Zeit das Orakel befragt. Die Prophetin habe den Böotern Sieg verheißen, wenn sie frevelten: diese den Frevel darin ausgeführt, daß sie die Priesterin selbst auf den Scheiterhaufen warfen. Sie seien vor Gericht geführt, die zwei andern Prophetinnen und zwei Propheten hätten Recht gesprochen, jene wider, diese für die Thäter, durch diese Stimmgleichheit seien sie freigesprochen, aber mit einer Buße belegt und darum erhielten sie zu Dodona die Antwort nur von Propheten. Der wahre Grund mag gewesen sein, daß die Böoter genau auf die älteste Form der Weissagung hielten[71]). Ebenso hatten die Arkader Verbindung mit Dodona und leiteten den Dienst der verwundeten Athene von einem dortigen Befehl her[72]). Auch Athen, die Vollenderin der höchsten hellenischen Bildung, hielt mit im Gegensatze gegen die Dorer und das durch deren Einfluß regierte delphische Orakel an Dodona. Alte Sprüche verhießen Athen, daß die Lakedämonier, von den Waffen bedrängt, flehend ihre Gnade anrufen sollten am Areopagos und den Altären der Eumeniden, und gebot ihrer dann zu schonen, weil Schutzflehende heilig seien. Das traf ein, als nach Kodros Tode eine Abtheilung des dorischen Heeres in Athen zurückgeblieben war[73]). Den Athenern wurde auch von Dodona geboten, Sikelia zu bebauen, sie verstanden es von der Insel, gemeint war aber ein Hügel Sikelia, nahe an der Stadt Athen[74]). Dodona gebot Athen, dem dodonäischen Zeus eine Gesandtschaft von neun Theoren mit Stieropfern für Zeus und Dione und andern Weihgeschenken zu senden[75]). Die athenischen Dionysien wurden durch dodonäisches Gebot geordnet[76]). In diesen Geboten spricht der Prophet: ὁ τοῦ Διὸς σημαίνει ἐν Δωδώνῃ. In der makedonischen Zeit mahnte Dodona Athen, das Vorgebirge der Artemis zu bewachen, daß nicht Andere es einnähmen. Wenige Jahre darauf besetzte Antipater das der Artemis geheiligte Munychia[77]). Der Charakter der Sprüche ist von dem der delphischen nicht verschieden, die Bestimmungen des Gottesrechts sind der Inhalt der einen wie der andern. In Manchem mag sich Dodona nach den Gebräuchen des einflußreichern Delphi gefügt haben. Auch finden sich Erzählungen übertragen: der delphische Tempelstürmer Neoptolemos raubt aus dem Tempel zu Dodona die Lanassa, die Enkelin des Herakles. Die gewöhnliche Form der Orakel ist die der Hexameter, doch finden sich auch prosaische Antworten, namentlich die eben erwähnten Bescheide des dodonäischen Priesters an Athen über die Ordnung des Götterdienstes. Bei den epirotischen Völkern blieb Dodona fortwährend im höchsten Ansehen. Alexander der Molosser wurde daselbst vor Pandosia und dem Flusse Acheron gewarnt, er bezog es auf die thesprotischen, kam um bei den italischen[78]). Dagegen ward es Ol. 140, 1. (220 v. Chr.) von den Ätolern verwüstet und die heiligen Eichen von einem illyrischen Räuber umgehauen[79]). Noch in Strabo's Zeit gab es Prophetinnen zu Dodona[80]).

3) Auch das Orakel des Zeus **Ammon** in einer Oase in Libyen unweit der Grenze von Ägypten, wurde häufig von den Griechen besucht. Nach den Angaben zu Dodona und zu Theben in Ägypten war dies von dem letzten Orte aus gegründet[81]): auch hatte das Zeusbild sowol im Ammonion wie zu Theben einen Widderkopf[82]). Die Kyrenäer führten die Kenntniß dieses Heiligthums in Griechenland ein, die Ägiden, die aus Theben über Sparta und Thera nach Libyen kamen, verehrten den Ammon als ihren Landesgott, und daher setzten sich Theben und Sparta[83]) früh mit dem Ammonion in Verbindung; Pindar, der von den Ägiden stammte, dichtete einen Hymnus auf den Gott[83]). Lysander soll die Belagerung von Aphyte in Folge einer Erscheinung des Ammon aufgegeben haben[84]). Nachher suchte er die ammonischen Priester für seine Neuerungszwecke zu bestechen, diese aber machten Anzeige davon in Sparta[86]). Die Kyrenäer fragten über die mannichfachsten Dinge vor, namentlich über olympische Siege[87]). Olympia selbst trat, wie Dodona, mit dem Ammonion, als dem berühmtesten Heiligthume des Zeus, in Beziehung. Die Eleer behaupteten, zuerst von allen Griechen Gesandte dorthin geschickt zu haben und bauten zu Olympia der ammonischen Here und dem Hermes Parammon einen Tempel, sandten auch Altäre an das Ammonium mit der Aufschrift der Orakel, die sie von dort erhalten hatten und den Namen der Gesandten[88]). Auch die Athe-

67) *Nep.* Lysand. 3. 68) *Paus.* VII, 21, 2. Vergl. *Her.* IX, 93. von Apollonia. 69) *Strab.* epit. VII. 70) *Paus.* IX, 25, 8. 71) *Strab.* VIII, 402. 72) *Paus.* VIII, 28, 6. 73) *Paus.* VII, 25, 1. 74) *Paus.* VIII, 11, 12. 75) *Dem.* Mid. 15. E. 76) Ib. 15 sq.

77) *Plut.* Phoc. 28. 78) *Strab.* VI, 256. *Liv.* VIII, 24. 79) *Polyb.* IV, 67, 3. 80) *Strab.* VII, 329. 81) *Her.* II, 54, 55. Vergl. II, 42. 82) *Her.* IV, 181. 83) *Paus.* III, 18, 3. 84) *Paus.* IX, 16, 1. 85) *Plut.* Lys. 20. 86) *Nep.* Lys. 3. 87) *Paus.* VI, 8, 3. 88) *Paus.* V, 15, 11. Nicht in Elis war dies Ammonium, wie Böckh Staatshaush. II, 253 angibt, sondern die Eleer schickten die Altäre nach Libyen.

ner sandten schon vor Ol. 91 häufig Theorien dorthin[89], setzten eigne Ammonien ein[90], und benannten eine ihrer heiligen Trieren Ammonis[91]. Das Orakel wurde von Männern verwaltet und verkündet[92], das Bild des Gottes von achtzig Priestern in einem Zuge umhergetragen[93]. Den Alexander erkannte das Orakel als den Sohn des Zeus[94] und wurde fortwährend in Ehren gehalten; der erste Ptolemäus erbaute dort einen Altar[95]. Dem Hannibal wurde vom Ammon Tod auf libyscher Erde verheißen: er starb zu Libyssa in Syrien[96]. Aus mythischer Zeit zählte man ein ammonisches Orakel an Semiramis über ihren Tod auf, sie solle verschwinden und unsterbliche Ehre erhalten[97]. Tacitus leitet die Austreibung der Juden aus Ägypten von einem Gebote des ammonischen Orakels her[98].

4) Orakel des obersten Gottes, den die Griechen überall Zeus nennen, werden mehrfach bei den südlichen Völkern erwähnt, so das schon genannte des Zeus in **Theben**[99], das man für den Ursprung des Ammonions und Dodona's ausgab; und das Zeusorakel in **Meroe**, durch dessen Befehle namentlich Kriegszüge der dortigen Äthiopen aufgeboten wurden und ihre Richtung erhielten[1], Daher auch die Priester, die dasselbe verwalteten, selbst den Königen befehlen konnten, das Leben zu verlassen[2].

Orakel verschiedener Götter. Wie Apollon durch das bestimmte durch Begeisterung hervorgerufene Wort den Willen des Zeus verkündet, Zeus selbst diesen durch Zeichen kund gibt, deren Verständniß aufgefaßt wird mit menschlicher Wissenschaft: so geben einzelne Götter Orakel in Bezug auf die unter ihrer Herrschaft stehenden Gebiete von Welt und Leben: aber hierauf beschränkt. **Demeter**, die alles Leben in die Erde aufnimmt und aus ihr emporsendet, gab zu Paträ Orakel, aber nur über Kranke, ob deren Übel sich mit dem Tode endigen werde oder mit Genesung. Vor dem Heiligthume der Göttin war eine Quelle, mit Steinen umbaut, von außen zugänglich, zu dieser ließ man an einem Seile einen Spiegel herab, so daß dessen Kreis das Wasser berührte, rief die Göttin an, opferte Räucherwerk, und nun erschien das Bild des Kranken als Leiche oder genesen im Spiegel[3]. Zu Korinth foderten die Priesterinnen der Demeter und Kora den Timoleon zur sicilischen Unternehmung auf nach einer Erscheinung der Göttinnen im Traume, doch ist das kein eigentliches Orakel zu nennen[4]. Zu Olympia sollte ein altes Orakel der **Erde** gewesen sein, womit es sich verhalten mag, wie mit dem delphischen[5]. Im achäischen Pharä war ein Orakel des **Hermes**: auf seinem Altare mitten auf dem Markte wurde Weihrauch geopfert, eherne Öllampen vor demselben angezündet, eine kupferne Landesmünze auf den Altar gelegt und der Gott in das Ohr gefragt, dann hielt der Frager sich die Ohren zu, verließ den Markt, öffnete die Ohren wieder und nahm das erste Wort, das er hörte, als Weissagung. Ein ähnliches Orakel des Apis gab es in Ägypten[6]. Dem Hermes kommt diese Weissagung eigenthümlich zu, weil er der Gott ist, der den Zufall beschert. In ähnlicher Beziehung wurde er gedacht als Vorsteher des ihm von Apollon übertragenen Orakels der delphischen Thrien, um die sich Zeus nicht bekümmert[7]. Zu Epidauros Limera war ein Wasser der **Ino**, in das man am Feste dieser Göttin Gerstenbrode warf; wurden diese verschlungen, so galt das Zeichen für glücklich, wenn heraufgetragen, für unglücklich[8]. Und bei Otylon hatte Ino ein Traumorakel über mannichfaltige Gegenstände[9]. Beim letzten ist der Anlaß, weshalb es Ino zusteht, nicht deutlich, weil einzelne Beispiele fehlen, so wenig wie bei dem der **Here Akräa** zwischen Lechäon und Pagä[10]. — Dionysos scheint bei den Thrakern Orakel gegeben zu haben, weil in ihm sich der Gedankenkreis des Apollon darstellt, so viel sie davon haben[11].

Orakel von Heroen: 1) Amphiaraos. Das Heiligthum des Amphiaraos lag auf dem Wege von Potniä nach Theben, wo er von der Erde verschlungen war, umgeben mit einer mäßigen Mauer, mit Säulen geziert. Weder Vögel noch Säugethiere weideten dort[12]. Die Orakel wurden in Träumen gegeben, der Fragende schlief im Heiligthume[13], vorbereitet durch eintägiges Fasten und dreitägige Enthaltung vom Weine[14]. Den Thebanern hatte Amphiaraos, weil er durch sie gefallen war, die Wahl gelassen, ob sie ihn zum Bundesgenossen oder zum Weissager wünschten, sie wählten das Erste, und kein Thebaner durfte das Orakel befragen[15]. Krösos erfand dies Orakel nebst dem delphischen für das untrüglichste und beschenkte es reichlich[16]. Ein zweites Traumorakel des Amphiaraos war zu Oropos an der Grenze von Böotien und Attika, das am häufigsten für Heilmittel in Krankheiten befragt wurde. Die dadurch Genesenen pflegten Geld und Silber in den Quell des Amphiaraos in jenem Heiligthume zu opfern, durch den der Heros nach der Verschlingung unsterblich wieder aufgetaucht war und zu Oropos zuerst Verehrung gefunden hatte[17]. Die Befragenden reinigten sich vorher durch Sühnopfer am Amphiaraos und andere mit ihm verehrte Götter, opferten dann einen Widder und erwarteten die Offenbarung des Traumes, ruhend auf dessen Fell. Nach Strabon ward dies Heiligthum von dem thebanischen her gegründet[18]. Amphilochos, der Sohn des Amphiaraos, der auch zu Oropos mit ihm verehrt ward, hatte ein Orakel zu Mallos in Kilikien, das zu Pausanias Zeit in bedeutendem Rufe stand[19].

2) **Trophonios** war, wie Amphiaraos, von der

89) Böckh a. a. O. in einer sehr schönen Auseinandersetzung. 90) *Hesych.* Ἄμμων. 91) *Harpocr.* Ἀμμωνίς. — *Suid.* ταμίαι. 92) *Diod.* XVII, 51. 93) Ib. 50. 94) *Diod.* XVII, 51. *Paus.* IV, 14, 8. 95) *Paus.* IX, 16, 1. 96) *Paus.* VIII, 11, 11. *Plut.* Flamin. 20. 97) *Diod.* II, 14. 98) *Tac.* Hist. V, 3. 99) *Her.* II, 54.

1) *Her.* II, 29. 2) *Diod.* III, 6. 3) *Paus.* VII, 21, 12. 4) *Diod.* XVI, 66. 5) *Paus.* V, 14, 10.

6) *Paus.* VII, 22, 3. 7) Hymn. Merc. 552. *Lobeck.* de Thriis Delphicis. 8) *Paus.* III, 23, 8. 9) *Paus.* III, 26, 1. 10) *Strab.* VIII. 11) *Paus.* IX, 30, 9. 12) *Paus.* IX, 8, 3. 13) *Her.* VIII, 134. 14) *Philostr.* vit. Apoll. II, 37. 15) *Her.* VIII, 134. 16) *Her.* I, 46, 49, 52. 17) *Paus.* I, 34. 18) *Strab.* IX, 404. 19) *Paus.* I, 34, 3.

Erde verschlungen, als er beim Diebstahl im Schatzhause des Hyrieus seinem in der Schlinge gefangenen Bruder Agamedes den Kopf abschlug, damit Beide unerkannt blieben[20]). Ohne in die Sagenkreise des Trophonios (s. diesen Art.) näher einzugehen, heben wir hier nur heraus, was für das Verständniß über den Charakter dieses Orakels wichtig ist. Trophonios ist eine alte böotische Landesgottheit, der Ernährer und Förderer der in der Erde verschlossenen Keime: es gibt daher unter demselben Gesichtspunkte Orakel, wie die Erde selbst, die Alles hervorsendet und Alles wieder in sich aufnimmt, alle lebenden Geschlechter sowol wie die Pflanzenwelt. Wer also zum Trophonios hinabsteigt, läßt sich von ihm die Keime vorzeigen, die künftig an das Licht getreten, in seinen Lebensverhältnissen wirksam werden sollen. Das Orakel war zu Lebadeia in Böotien; wer es befragen wollte, mußte sich einige Tage aufhalten im Gebäude des guten Geistes und guten Glücks (*ἀγαθοῦ δαίμονος καὶ ἀγαθῆς τύχης*), mußte streng und rein leben, sich warmer Bäder enthalten, aber im Flusse Herkyna baden, dem Trophonios und seinen Kindern, wie auch dem Apollon, dem Kronos, dem König Zeus, der Lenkerin, Here und der Demeter Europe, der Amme des Trophonios opfern, wobei immer ein Wahrsager aus den Eingeweiden erklärte, ob Trophonios den Fragenden gnädig aufnehmen werde. In der Nacht, da der Fragende hinabstieg, opferte er dem Agamedes einen Widder in einer Grube, und nur wenn dessen Eingeweide günstige Zeichen gaben, waren die andern gültig. Dann führte man ihn in der Nacht an den Fluß Herkyne, zwei dreizehnjährige Knaben aus der Stadt, Hermen genannt, badeten ihn und salbten ihn mit Öl, die Priester ließen ihn trinken aus dem Quell des Vergessens, damit er seine bisherigen Gedanken fahren ließe, und aus dem des Gedächtnisses, damit er die Erscheinungen wohl behalte. Man zeigt ihm nun ein übrigens geheimes Bild des Trophonios von Dädalos Hand, läßt es ihn anbeten und führt ihn dann in das Heiligthum, gekleidet in leinene Gewande mit Binden umgürtet, mit Sohlen nach Landesart beschuht. Das Heiligthum ist über dem Haine auf einem Berge, umgeben von einer kreisrunden weißen Mauer, auf der ein eisernes Gitter steht, innerhalb ist ein Schlund, wohl ausgebaut, in den man auf einer Leiter hinabsteigt; dicht am Boden ist an der Seite eine Spalte, zwei Spannen breit, eine Spanne hoch. Der Hinabgestiegene, mit Honigkuchen für die ihm aufstoßenden Schlangen in der Hand, legt sich auf den Boden, steckt die Füße durch die Spalte und schiebt sich selbst nach bis an die Knie, dann wird er auf den Knieen gewaltsam, wie vom stärksten Stromwirbel, hineingerissen. Hier sieht und hört er mannichfaltige Erscheinungen und Laute, wird dann durch dieselbe Spalte zurückgestoßen, wieder die Füße voran, die Priester umfangen ihn, setzten ihn auf den nahestehenden Sessel des Gedächtnisses, fragen ihm das Gesehene ab und deuten es: dann überliefern sie ihn den Seinigen, unter deren Pflege er sich im Hause des guten Geistes und guten Glücks erholt: denn Anfangs erkennt er sich selbst und die Umstehenden nicht; er lacht aber niemals wieder. Was er gesehen und gehört, muß er auf einer Tafel verzeichnet im Heiligthum zurücklassen. Umgekommen, hieß es, sei Niemand, als ein Trabant des Demetrius, der die heiligen Gebräuche vernachlässigt und um Schätze zu finden gekommen war; dieser ward durch eine andere Öffnung hervorgegeben als Leichnam. Alles dies beschreibt Pausanias aus eigener Erfahrung[21]). Hingewiesen an den Trophonios hatte ein delphischer Spruch: die Höhle entdeckte ein Bienenschwarm[22]). In Allem diesem nun sehen wir Versuche des Menschen, den Urkeimen alles Daseins durch die Vermittelung einer göttlichen Macht Vorzeichen abzugewinnen über die Art, wie sie für ihn ins Leben treten werden. Diese Keime werden umschlossen von der Erde, die als das Reich des Aides, des Unsichtbaren, Alles umschließt, was noch nicht an das Lebenslicht getreten ist, oder aus demselben zurückkehrt. Daher ist aus dem Trophonios selbst ein Heros, ein in der Unterwelt geehrter Verstorbener geworden, und man ehrt ihn und naht sich ihm mit Todtenopfern. Das Orakel stand im höchsten Ansehen bis in späte Zeit, es wurde befragt vom Krösos[23]); vom Messenier Aristomenes, der dahin seinen Schild weihte[24]), für den Mardonios vom Mys, der statt seiner einen Mann aus der Gegend für Geld hinabsteigen ließ[25]); es verhieß Theben den Sieg bei Leuktra unter der Bedingung, daß es den Schild des Aristomenes zur Trophäe ausschmücke[26]), seit welcher Zeit die Böoter auf Trophonios Geheiß dem bekränzten Zeus jährliche Wettspiele zu Lebadeia feierten[27]); weissagte den Tod des Philippos[28]), die Siege des Sulla über Mithridat und in Italien[29]), wiewol der Tempel von dessen Kriegsheere geplündert war; wurde mehrfach von Römern befragt[30]) und sprach allein noch außer Delphi zu Plutarchs Zeiten.

Auf derselben Grundlage, wie das Orakel des Trophonios beruhen die Todtenorakel und die ganze Nekyomantie. Berühmte Todtenorakel waren 1) am See Aornos in Thesprotien am Flusse Acheron, befragt von Periander[31]); 2) zu Herakleia an der Propontis[32]). Von Beispielen der Nekyomantie sind das in der Odyssee und das in Äschylos Persern die berühmtesten.

3) Herakles hatte ein Orakel zu Bura in Achaja, wo der Fragende nach der Anrufung des Gottes von den dort vorräthigen mit Bildern bemalten Würfeln vier nahm, den Wurf that und nach der Lage der Bilder die Antwort deutete[33]). Zu Thalamiä in Lakonien gab es ein Traumorakel der Pasiphae, wo unter Kleomenes einem Ephoren selbst im Traum Beschränkung der Ephorenmacht vorbedeutet ward[34]). Ein Orakel des Phrixos gab

20) *Paus.* IX, 37, 1.

21) *Paus.* VIII, 39. Vergl. *Philostr.* vit. Apollon. VIII, 19. 22) *Paus.* VIII, 40, 1, 2. 23) *Her.* I, 46. 24) *Paus.* IV, 167. 25) *Her.* VIII, 134. *Plut.* Arist. 19. 26) *Paus.* IV, 32, 5. 27) *Diod.* XV, 53. Müller Orchom. 151. 28) *Ael.* V. H. III, 45. 29) *Plut.* Syll. 17. 30) *Orig.* c. Cels. VII, p. 355. 31) *Her.* V, 92, 7. *Diod.* IV, 22. *Paus.* IX, 30, 6. 32) *Plat.* Cim. 6. 33) *Paus.* VII, 25, 10. 34) *Plut.* Cleom. 7.

es bei den Moschern am Kaukasus, wo man keinen Widder opfern durfte [35]).

Chresmologen. Außer diesen von heiligen Städten ausgegangenen Orakeln war Griechenland mit unzähligen andern angefüllt, die man herleitete von mythischen Sehern und Seherinnen, und die zum Theil im Besitz von Händlern waren, die sich durch deren Mittheilung und Deutung Geld verdienten, in einem immer niederträchtigern Verkehr, je mehr die Zeit fortschritt und je mehr sich dieser Betrieb aus dem Antheile ausgezeichneter Männer in die gemeiner Wahrsager verlor. Denn übrigens standen viele dieser Orakel im allergrößten Ansehen, und die meisten derselben sind entstanden in der Zeit nach den Verwirrungen des Heraklidenzuges, als bei den Griechen allgemein die Unbefangenheit des Lebensgenusses sich in sehnsüchtigem Anschließen an göttlichen Schutz und göttliches Wort verlor. Bakis Sprüche erkannte man größtentheils als eingetroffen im Perserkriege, die Euböer hatten gegen seine Warnung ihre Schafe nicht geborgen [36]), die Schlacht bei Salamis war von ihm geweissagt: die Feinde würden die Küste der Artemis und Kynosura mit Schiffen bebrücken, das herrliche Athen zerstören; dann werde die heilige Gebühr bändigen den Hochmuth, den Sohn der Übertretung, Erz auf Erz treffen, Krieg das Meer färben; dann werde Zeus und Sieg Griechenland die Freiheit bringen [37]). Nicht minder die Schlacht von Platää: am Thermodon und Asopos werden Griechen und Barbaren zusammentreffen und viele Meder fallen [38]). Bakis hatte Eira's Fall, aber auch Sparta's Überwältigung und Messenien's Herstellung geweissagt [39]). Auch manche alte Gebräuche wurden auf Wahrsagungen des Bakis gegründet [40]). Die Sprüche gehören gewiß sehr verschiedenen Zeiten an, und verschiedene Landschaften haben ihren Bakis, dessen Name wol den Sprecher (*βάζω*) bezeichnet, sein Charakter aber ist Begeisterung durch Nymphen [41]), die dem Apollon als Naturmächte dienen und dann auch auf eigene Hand ihre Gunst verleihen, die freiwillig nie so Unfehlbares hervorbringt, wie die des Gottes. Daher läßt Dorieus sich den Rath des eleonischen Chresmologen Antichares, die Colonie nach Herakleia in Sicilien zu führen, erst von der Pythia bestätigen [42]). In Eleon sollte Bakis namentlich zu Hause sein [43]) und Antichares ist zu denken als aus seinem Geschlecht. Musäos aus Athen, der Sohn des Antiophemos hatte ebenfalls den Perserkrieg und die Siege der Griechen geweissagt, namentlich die bei Salamis und Platää [44]), aber auch Athen's Unglück bei Ägospotamoi [45]). Mit der Sammlung seiner Sprüche wurde von den Pisistratiden Onomakritos beauftragt, der bei dem Versuche, unter dieselben die Verkündung einzuschieben, daß die bei Lemnos liegenden Inseln würden vom Meere verschlungen werden, durch Lasos von Hermione entdeckt wurde [46]). Seine Sprüche und die übrigen gesammelten Orakel blieben zu Athen auf der Burg aufbewahrt [47]). Der Kyprier Euklus sollte noch vor Bakis den Perserkrieg geweissagt haben [48]). Die Kyprier eigneten sich mit Berufung auf seine Weissagungen den Homer an [49]). Von Enolmos [50]) und Pandion's Sohn, Lykos [51]), berichtete man auch Sehersprüche, Pausanias hatte diese nicht gelesen. — In historischer Zeit werden einzelne Chresmologen genannt, wie der Akarnane Amphilytos, der den Peisistratos aufmunterte [52]). Verschieden von ihnen sind die eigentlichen Wahrsager, die jedem Heere folgen, um aus bestimmten Wahrzeichen theils bei den Opfern, theils bei andern Begegnissen Rath und Sicherung des Ausgangs zu geben, wozu man am liebsten Männer aus bekannten Wahrsagergeschlechtern nimmt, wie die der Jamiden, Klytiaden, Telliaden [53]). Die Chresmologen historischer Zeit dagegen bringen alte Orakel vor, die sie anwenden auf den gegenwärtigen Fall. Die spätern bettelhaften Gesellen dieser Art betrieben dies mit lächerlicher Willkür, wovon die Komiker Beispiele geben [54]); immer in der Absicht, für sich eine Belohnung zu erhaschen [55]). Sie scheinen dabei nicht blos den alten Spruch selbst, sondern auch ihre Anwendung, um derselben den Schein der Untrüglichkeit zu geben, in Hexametern vorgetragen zu haben. Dergleichen Leute regten im Anfange des peloponnesischen Krieges, während der Verwüstung des Gebietes durch die Spartaner, das in den Mauern von Athen eingeschlossene Volk auf [56]). Als dergleichen Wahrsager suchten sich namentlich die Bauchredner geltend zu machen [57]), die sich dafür später den Namen Pythoner gaben [58]).

Weibliche Chresmologen sind die Sibyllen (s. d. Art.). Die erste sollte die Tochter des Zeus von Poseidon's Tochter Lamia gewesen sein, zunächst dieser die erythräische Sibylle, Herophyle, die meistens in Samos lebte, aber auch in Klaros, Delphi und Delos. Dann die kumäische in Italien, Namens Demo, von der die römische Spruchsammlung hergeleitet wurde. Auch eine hebräische, Namens Sabbe, ward eingeführt, die von Andern babylonisch, von Andern ägyptisch genannt wurde, Tochter des Berosos und der Erymanthe [59]). — Den Namen Sibylle, den Heraklit zuerst brauchte [60]), führten aber nur diese mythischen Frauen, nicht die Weissagerinnen in historischer Zeit, an denen es keineswegs fehlte. Eine solche war Athenaïs, die zu Alexanders Zeit lebte, gebürtig aus Erythrä [61]), und Pharemis, eine chaonische Königstochter zur Zeit des Syrers Antiochos, die unter andern den ein Menschenalter nachher erfolgten Einfall der Gallier in Asien, ihre Überschreitung des Helles-

35) *Strab.* XI, 498. *Tac.* Ann. VI, 34. 36) *Her.* VIII, 20. 37) *Her.* VIII, 77, 96. *Paus.* X, 14, 6. 38) *Her.* IX, 43. 39) *Paus.* IV, 27, 4. 40) *Paus.* IX, 17, 5. 41) *Paus.* X, 12, 11. 42) *Her.* V, 43. 43) Schol. Arist. Av. 962. Equ. 123. Pac. 1069. Tzetz. Lyc. 1278. 44) *Her.* VIII, 96. IX, 43. *Paus.* X, 12, 11. 45) *Paus.* X, 9, 11.

46) *Her.* VII, 6. 47) *Her.* V, 90. Vergl. *Arist.* Ran. 1033. 48) *Paus.* X, 14, 6. 49) *Paus.* X, 24, 3. 50) Etym. M. 51) *Paus.* X, 12, 11. 52) *Her.* I, 62. 53) Zusammenstellung s. Wachsm. hell. Alterth. II, 2, 272 fg. 54) *Arist.* Av. 970. 55) Ib. 973. Pac. 1105. 56) *Thuc.* II, 21. 57) *Arist.* Vesp. 1015. 632. 58) *Plut.* Orac. def. VII, 632. 59) *Paus.* X, 12, 1—9. 60) *Plat.* Phaedr. 244. B. 61) *Strab.* XIV, 645.

ponts und ihre nachherige Niederlage in Hexametern vorhersagte[62]). *(R. H. Klausen.)*

Orakel in Bildwerken. **Die Lokalität des Apollonorakels zu Delphi kann man insonderheit aus vielen in dieser Enc. unter Orestes aufgeführten Vasengemälden sich bekannt machen. Es kam auch manches Bildwerk in den neuesten Untersuchungen über die Dreifüße zur Sprache[1]). Nur merke ich, daß ich hinsichtlich eines Geräthes, welches auf jenen Vasengemälden bei dem delphischen Dreifuße, ferner auf Münzen der syrischen Könige und auf Münzen von Neapolis in Campanien zu sehen ist, eine völlig abweichende Meinung habe und Alles verwerfen muß, was in älterer Zeit und neulich hierüber geschrieben wurde. Es ist kein Deckel eines Dreifußes; denn ein unförmlicherer, alle Schönheit der Verhältnisse mehr verletzender konnte kaum von einem unwissenden Arbeiter des Mittelalters ausgedacht werden, wie viel weniger von einem griechischen Künstler. Es ist auch kein Omphalos. Ich halte dasselbe für einen Bienenkorb und hoffe, daß diese Benennung keineswegs parador erscheinen wird, sobald ich statt der kurzen Anmerkung, die ich unten beifüge[2]), den Beweis vollständig geliefert habe, wozu hier** nicht der Ort ist. Ein interessantes Kunstwerk ist das, welches Raffei[3]) herausgab. Über den Omphalos zu Delphi und die ihn darstellende Münze wurde in dieser Enc. unter Delphi und unter Omphalos gehandelt. Im letztern Aufsatze habe ich zugleich die *ὀμφαλοί* anderer Länder zusammengestellt. Hier füge ich noch bei, daß der Omphalos einer Stadt Kleinasiens größer, als man ihn sonst auf Münzen antrifft, auf einem Medaillen zu sehen ist. Die Vorderseite enthält das Brustbild des Asklepios mit griechischer Umschrift. Die hintere Seite hat gar keine Inschrift und enthält einen Gegenstand, woraus Sestini gar nichts zu machen wußte[4]). Es ist aber, wie die Vergleichung mit den Münzen von Delphi und Parion in Mysien lehrt, nur der Omphalos einer kleinasiatischen Stadt. Wo Asklepios verehrt wurde, mußte auch Apollon sein, und es ließe sich leicht nachweisen, daß Asklepios selbst Orakel ertheilte[5]).

Auf einem Relief aus gebrannter Erde im britischen Mus. ist dargestellt, wie ein Krieger das Orakel des Apollon befragt[6]).

1) Das Orakel des Trephonios zu Lebadeia glaubte der Duc de Luynes auf dem Gemälde einer zu Aulis ausgegrabenen Vase zu finden[7]). Diese Behauptung gründet sich einmal auf die Erklärung der Buchstaben *AΓA*, welche Agamedes bedeuten sollen, zweitens auf die Worte des Pausanias: „Das Orakel ist über dem Haine auf dem Berge. Ringsum ist eine Mauer (*κρηπίς*) von weißem Marmor geführt. Die Mauer hat den Umfang einer kleinen Tenne. Die Höhe beträgt nicht ganz zwei Ellen. Auf der Mauer stehen eherne Stäbe und Querstäbe, die sie zusammenhalten (d. i. ein ehernes Geländer)[8]).

62) *Paus.* X, 12, 10.; 15, 2, 3.

1) Bött. Amalth. Mit dem, was Müller früher schrieb, muß man jetzt seine Bemerk. im Handb. d. Arch. S. 468 noch verbinden. 2) „Den zweiten Tempel zu Delphi — schreibt Pausanias X, 5, 5. — haben, wie die Delpher sagen, die Bienen aus Wachs und Federchen (*ὑπὸ μελισσῶν τὸν ναόν, ἀπό τε τοῦ κηροῦ τῶν μελισσῶν καὶ ἐκ πτερῶν*) zusammengetragen, und dieser soll von Apollon zu den Hyperboreern geschickt worden sein." Ebenso Philostratos (vit. *Apoll.* VI, 10. p. 239.) *ᾤκησε γάρ ποτε καὶ λιτὴν στέγην ὁ θεὸς οὗτος, καὶ καλύβη αὐτῷ ξυνεπλάσθη μικρά, ἐς ἣν ξυμβαλέσθαι λέγονται μέλιτται μὲν κηρόν, πτερὰ δὲ ὄρνιθες.* Es konnte dieser Tempel nur ganz klein sein, sicherlich nicht so groß als das Haus zu Loretto, welches Engel durch die Luft führten (*Hor. Torsellini* Della historia della santa casa di Loreto. in Venetia. 1607. 8. c. 6. p. 29.). Er hatte die Gestalt eines großen Bienenkorbes nicht eines Bienenhauses. So wie der Lorbeerbaum des späteren Tempels an den aus Lorbeerholz aufgerichteten ersten Tempel (*Paus.* X, 5, 5.) erinnern sollte, so wird auch in dem späteren Tempel ein großer Bienenkorb neben dem Dreifuße auf dem Erdboden niedergesetzt worden sein, als eine Reliquie oder nur zur Erinnerung an den zweiten Tempel. Bienen wurden gehalten und beobachtet, um die Zukunft zu enthüllen, z. B. die bevorstehende Witterung vorherzusagen, und wegen des wunderbaren Instinctes dieser auch in der Erde sich anbauenden Thiere. (Bienen später mit den Musen *Philostr.* imag. II, 8. p. 66. *Welck.* ad h. l. p. 466. oder mit begeisterten Dichtern, wie Pindar ib. II, 11. p. 71. und Sophokles *Philostr.* jun. 13. p. 154., in Verbindung.) Über die Melissen hat, wie ich glaube, Höck in s. Buche Kreta gehandelt, welches in diesem Augenblicke mir nicht zur Hand ist. Apollon selbst entspricht dem Bienenvater Aristaios. Der Apollon Sauroktonos tödtet die Eidechse, weil sie ein den Bienenstöcken höchst verderbliches Thier ist. Alles, was zur Auslegung der erhaltenen Bilds. des Sauroktonos neulich beigebracht worden ist, erscheint mir paradorer, als Andern die hier aufgestellten Ansichten erscheinen können, sobald ich den Beweis vollständig mitgetheilt habe. In Neapolis und im Tempel des Apollon zu Daphne wurde ein heiliger Bienenkorb aufgestellt, lediglich darum, weil ein solcher in dem berühmtesten Heiligthume des Apollon zu Delphi neben seinem Dreifuße auf dem Boden stand. Der auf den syrischen Münzen copirte Apollon saß also auf dem Bienenkorb und auf den Vasengemälden hat sich Orestes durch die geöffneten oder ganz herausgenommenen Thüren in den schon zu seiner Zeit leerstehenden Raum des alten Bienenkorbes geflüchtet (Abb. in *Millin* Peint. de vas. ant. T. II. Pl. 67. 68.), welcher im delphischen Tempel bei dem dortigen Dreifuße stand (Abbild. des Vasengem. zu Kopenhagen in dem von Thorlacius geschr. Programm der Universität zu Kopenhagen v. 28. Jan. 1826.). Vergl. Orestes.

3) Ricerche sopra un Apolline della villa Albani. 1772. f. Ville de Rome I. pl. 49. Gerh. Neapels Ant. S. 29. 4) *Sestini* Continuazione della terza parte delle medaglie ant. Gr. del Mus. Hederv. Fir. 1829. tav. XXXV. n. 1. Introduz. p. IV.: Sotto il N. I. si pubblica un medaglione, che lo diremo votivo ad Esculapio fatto dai Nicomedesi, o secondo altri dai Pergameni; la di cui descrizione sembra che debba essere *ΘΕΩ. ΑΣΚΛΗΠΙΩ. ΝΙΚΟΜΗΔΕΙΣ.* Rappressenta il medesimo un mezzo Busto nudo d'Esculapio con faccia voltata alla sinistra, colla testa diademata, e con aria maestosa, avente nel rovescio soltanto un giro di tre circoli concentrici, con un foro nel mezzo, per passarvi un cintolo, o ferro per essere appeso. 5) *Ez. Spannh.* ad Morell. ep. 2. *Liebe* G. n. p. 507. 6) *Taylor Combe*, A Descr. of a terracotta, in the British M. Lond. 1810. Pl. 28. n. 53. p. 27. 7) Wenigstens sonst im Besitze des H. Jean oder *Gianachi* (Logoteta, primat de Livadie). Mémoire sur un vase ant., lu à la troisième classe de l'Institut de France, le 8. sept. 1809. par Xavier Scrofani. Moniteur, 1re octobre 1809. *Millin* Peint. de vas. a. T. II. P. 1810. Pl. 55. 56. p. 78. Nur die Abbildung ist zu berücksichtigen; Scrofani's Auslegung, die Millin wiederholte, ist ganz fehlerhaft. *Duc de Luynes* in den Annales de l'Inst. de corr. arch. p. l'an 1829. p. 407—412. Tav. d'agg. H. J. 8) Auch von *Philostr.* vit. Ap. VIII, 19. erwähnt.

Durch das Gitter führen Thüren [9]). Lange vorher, ehe diese Auslegung mir bekannt wurde, hatte ich eine andere niedergeschrieben und in derselben zu zeigen gesucht, daß die eine Abtheilung des Gemäldes eine Gegend zu Aulis, die übrigen Gebäude in Theben darstellen. Es zeigen sich darin die Meeresfluthen bei Aulis, die, wie Plinius meldet, alles, was sie berührten, in Steine verwandelten. Steine, völlig von dieser Gattung, sind zu einem Ἑρμαῖος λόφος aufgehäuft, aus welchem ein Hermesbild hervorsieht. Der in der Höhe sichtbare Caduceus oder das Kerykeion bezeichnet den hinter dem Ἑρμαῖος λόφος der Aulidenser sich erhebenden Berg Kerykion der Tanagräer, woselbst Hermes geboren wurde. Die Schlange ist diejenige, welche bei Agamemnons Abfahrt von Aulis die Sperlinge fraß und in Stein verwandelt wurde, oder ein von den Aulidensern auf der Anhöhe aufgestelltes marmornes Bild der Schlange. Die Buchstaben *ΑΓΑ* bedeuten *Ἀγαμέμνονος σκηνή*. Die Schwelle dieses Zeltes lag auf einem Hügel. Auf der zweiten Abtheilung sieht man die Burg Kadmea in Theben mit dem Tempel der Demeter Thesmophoros, am Fuße der Burg die Mauer, welche die Thalamoi der Harmonia und Semele, und den Platz, wo die Musen gesungen haben sollen, umschloß. Am Eingange des Platzes stehen rechts und links Säulen. Durch den Blitz wird das Enelysion angedeutet, welches, seitdem Zeus der Semele erschien, an diesem Orte sich befand. Ebenda war auch der Dionysos Kadmeios. Auf den von Semele geborenen Dionysos beziehen sich die komische und tragische Maske. An demselben Orte opferten die Thebaner Kühe und ebenda war wol auch ein ehernes Bild der Kuh, welche den Kadmos von Delphi nach Theben führte und daselbst sich niederlegte. Da nun das Vasengemälde einer so ganz abweichenden Auslegung empfänglich ist, glaube ich wenigstens soviel behaupten zu dürfen, daß die Untersuchung über dasselbe noch keineswegs abgeschlossen ist, überlasse es jedoch dem Leser, ob er mit dem Duc de Luynes das Orakel des Trophonios finden oder der von mir gelieferten Auslegung den Vorzug geben will.

2) Orakel der Nacht zu Megara auf einer Münze. Auf der Akropolis Karia zu Megara war ein Heiligthum der Aphrodite Epistrophia und das Orakel der Nacht [10]). Dasselbe ist auf megarischen Münzen des M. Aurelius [11]), L. Verus [12]), Commodus [13]), Caracalla [14]) und des Geta dargestellt. Letztere Münze, im Cab. zu Gotha aufbewahrt, hat die Umschrift *ΛΟΥ. CΕΠΤ. ΓΕΤΑ. K.* und das Brustbild des Geta zur Rechten, hinten die Inschrift *ΜΕΓΑΡΕΩΝ* und ein hohes, oben verschleiertes Bild oder die Herme der Nacht. Vor derselben steht eine weibliche Figur, zwei Fackeln haltend [15]). Frühere Ausleger hielten aus Misverständniß das steife Bild der Nacht für eine hohe Fackel. (*G. Rathgeber.*)

ORAKEL bei den Hebräern. Das Orakelwesen war bei den alten Hebräern ebenso verbreitet als in vieler Hinsicht eigenthümlich. Diese Eigenthümlichkeiten sind aber so stark und breit, daß der Begriff des hebräischen Orakels weit über den gewohnten, von den Griechen entlehnten, hinausgeht und sich an geschichtliche Erscheinungen und archäologische Voraussetzungen knüpft, deren Erörterung besondere Artikel erfodert. Wir begnügen uns daher, hier nur die Übersicht zu geben und für das Weitere auf die betreffenden Artikel zu verweisen.

Die Orakel der Hebräer waren theils rechtmäßige, welche sich innerhalb der Grenzen des Jehovacultus hielten, theils abgöttische. Zu jenen gehörten 1) die mannichfachen durch die Jehova-Propheten ertheilten Orakel. S. den Artikel Propheten. 2) Die Orakel, welche der Oberpriester gab, mittelst der Urim und Thummim (bei Luther: „Licht und Recht") an dem Brustschilde, welches er auf dem Ephod oder Schulterkleide trug. Die Art, wie sie bewerkstelligt wurden, und die dabei angewandte Manipulation ist problematisch. S. den Art. Urim. Wir bemerken hier nur, daß aller Wahrscheinlichkeit nach auch viele von den Stellen der Bibel dahin zu rechnen sind, wo ganz einfach von einem Befragen Jehovas (שאל ביהוה) die Rede ist, wie Richt. 1, 1. 18, 5. 20, 18. 1 Sam. 23, 2. 4. 2 Sam. 2, 1. 5, 19. 23. vgl. 4 Mos. 27, 21. sowie sicherlich auch die Stellen 1 Sam. 23, 9 fg. und 30, 7., wo berichtet wird, daß David mittels des Ephod Jehova befragt habe. Fälschlich verstehen hier Gramberg *) und nach ihm de Wette **) unter dem Ephod (אֵפֹד) ein Jehovabild, welches sich David auf seiner Flucht habe nachtragen lassen. Mag auch das Wort Richt. 8, 27. und vielleicht Richt. 17, 5. 18, 17—20. in diesem Sinne stehen, so findet dies doch auf jene Stellen keine Anwendung. Wenigstens 1 Sam. 21, 10. beweist dies durchaus nicht. Vielmehr liegt in 1 Sam. 22, 10. 13. 15. die Andeutung, daß der Priester dem David das Orakel ertheilt, nämlich durch das Mittel der Urim und Thummim an seinem Ephod, d. i. an seinem Schulterkleide. Dies Ephod des Oberpriesters von Nob hatte der flüchtige Abjathar mit sich zu David genommen, wie 1 Sam. 23, 6. ausdrücklich gesagt ist, und mittels desselben geschahen dann die Befragungen Jehovas. Aus der Form dieser Orakel ergibt sich, daß die Anfragen wol in der Regel auf ein Entweder, Oder, auf Ja oder Nein gestellt waren. Z. B. 1 Sam. 23, 9 fg.: „David sprach zum Priester Ebjathar: Bring das Ephod her! Und David sprach: Jehova, Gott Israels! Vernommen hat dein Knecht, daß Saul trachtet, nach Keila zu kommen, um zu verderben die Stadt um meinetwillen; werden mich die Bürger von Keila ausliefern in seine Hand? wird Saul herabkommen, wie dein Knecht vernommen? Jehova, Gott Israels! verkünd' es deinem Knecht! Und Jehova sprach: Er wird herabkommen.

9) *Paus.* IX, 39, 5. 10) *Paus.* I, 40, 5. 11) Mus. Theup. p. 903. *Ramus* M. R. Dan. P. I. p. 161. Mus. Sanclem. Num. sel. T. II. p. 247. 12) M. Theup. p. 916. 13) *Mionn.* Suppl. III, 119. n. 379. 14) Mus. Arig. T. II. tab. 23. fig. 312. 15) aen. 6. *Peller.* Rec. III. Pl. 127. n. 3. p. 199. *Mionn.* II, 143. n. 333.

*) Krit. Gesch. der Religionsideen des A. T. 1ster Th. S. 456 fg. **) In seiner Bibelübersetzung. 2te Ausg.

Und David sprach: Werden ausliefern die Bürger von Keila mich und meine Leute in die Hand Sauls? Und Jehova sprach: Sie werden ausliefern."

Zu den illegitimen Orakeln gehören 1) diejenigen, welche man durch Befragung der Theraphim oder Hausgötter erhielt (Ezech. 21, 26. Zach. 10, 2). S. den Art. Theraphim. Ferner 2) die, welche falsche Propheten angeblich im Namen Jehovas gaben. Als Kriterium dafür wird 5 Mos. 18, 22. das Nicht-Eintreffen der Weissagung angegeben. Aber auch im Falle des Eintreffens gab es noch ein höheres Kriterium nach 5 Mos. 13, 2 fg. 3) Solche Orakel, die man bei fremden Göttern einholte, wie Ahasja, Ahabs Sohn, an das Orakel des philistäischen Baal-Sebub nach Ekron sendet, um sich über den Ausgang seiner Krankheit zu befragen. 2 Kön. 1, 2 fg. 4) Die Orakel der Wahrsager (קֹסְמִים) und Todtenbeschwörer (אֹבֹת), 3 Mos. 19, 31. 5 Mos. 18, 9 fg. Jes. 8, 19. 29, 3. Eine solche Todtenbefragung wird 1 Sam. 28. ausführlich beschrieben. 5) Orakel, die man durch Loose gewann. An solche ist zu denken, wenn Ezech. 21, 26. das Schütteln der Pfeile neben dem Befragen der Theraphim u. dgl. erwähnt wird. Bei den Arabern war dieses Loosen mit Pfeilen sehr beliebt. Ebendahin kann man die Stelle Hos. 4, 12. rechnen, wo es heißt: „Mein Volk befraget sein Holz (d. i. hölzerne Götzenbilder, oder von einer ξυλομαντεία) und sein Stab soll ihm offenbaren." Der Stab mag das Loos sein, wenn nicht eine Art von ῥαβδομαντεία gemeint ist. S. die Ausleger zu d. St.

Nach Umständen rechtmäßig oder abgöttisch waren die Orakel durch Träume. S. z. B. 1 Sam. 28, 6. und dagegen Jerem. 27, 9. Für sie galt dasselbe Kriterium, wie für die prophetischen Orakel. S. 5 Mos. 13, 2 ff. (*E. Rödiger.*)

ORAKEL bei andern Völkern des Orients. Ehe wir zur Beschreibung der Orakel selbst bei den orientalischen Völkern übergehen, sind vor Allem einige Worte darüber vorauszuschicken, was wir hier unter Orakel verstanden wissen wollen. Fassen wir das Wort im weitern Sinne und allgemein von jeder Art Anstalt und Versuch auf, die Zukunft zu erfahren oder den Willen der Götter über dieselbe zu erforschen, so haben wir dergleichen Auswüchse der Priesterherrschaft und des Aberglaubens bei allen Völkern des Orients in überreichem Maaße und zum Theil in der vollkommensten Ausbildung, so daß der Vorgang des alten Morgenlandes unter den spätern Nationen selbst im Abendlande überall sichtbar wird. Astrologie, Traumdeuterei und andere theurgische Künste zur Einsicht der Zukunft und als Leitsterne öffentlicher und Privatunternehmungen hatten und haben zum großen Theile noch im Orient eine solche Geltung, daß es für mehr als Thorheit galt, ihnen unbedingten Glauben versagen zu wollen. Verstehen wir dagegen im engern Sinne unter Orakel den Aufenthalt irgend einer weissagenden Gottheit an einem bestimmten heiligen Orte, an die man seine Fragen richtete und von der man durch Vermittelung der Priester die Antwort erhielt, wie dieses bei den bekannten Orakeln der Griechen der Fall war, so lassen sich zwar bei mehren orientalischen Völkern ähnliche Erscheinungen nachweisen, keineswegs aber erhalten wir von ihnen so ausführliche Kunde; auch mochte ihnen in mehrfacher Beziehung die Ausbildung dieses griechischen Orakelsystems abgehen. Der Orientale war überdies leichter zu bethören, als der feinere Grieche, und somit gebot auch bei diesem die Stellung der Divination andere Vorkehrungen. Dabei steht der Satz fest, daß nicht alle Völker, die an Weissagungen und Wahrsagereien glaubten, auch Orakel (im griechischen Sinne des Wortes) hatten. Sibyllen, weissagende Frauen, begeisterte Priesterinnen werden zwar vielfach erwähnt, und es lassen sich Tempel nachweisen, in denen die thronende Gottheit vorzüglich um ihrer Zukunft verkündenden Antworten willen verehrt wurde, allein es wies der Orient mehr auf die Sache selbst hin, und überließ die weitern Modificationen den abendländischen Völkern. Übrigens wurden die berühmtesten Orakel der Griechen nach orientalischen Mustern hergestellt. Die Erzählung Herodots[1]) von dem Ursprunge des Orakels zu Dodona reicht als Beweis hin. Es verdankte dieses nämlich seine Entstehung dem ägyptischen zu Theben, aus dem die Phönicier zwei weissagende Priesterinnen nach ihrem eigenen Rathe die eine nach Dodona, die andere nach Libyen entführt haben sollen, und so die Veranlassung zu den ersten Orakeln unter den Griechen gaben. Auf die andere Sage von den beiden schwarzen Tauben, die die Anlegung derselben herbei geführt haben sollen, werden wir später zurückkommen, wo überhaupt von den Vögeln, denen man die Weissagungsgabe vorzüglich beilegte, die Rede sein wird. Für unsern Zweck erfahren wir daraus wenigstens so viel, daß Ägypten das Heimathland der griechischen Orakel war. Dort aber ihren Ursprung nachweisen zu wollen, wird aus der Geschichte ebenso wenig gelingen, als so viele andere Erscheinungen, die jenem Reiche der Pharaonen eigenthümlich waren, aufzuklären für immer unmöglich sein wird. Sie gehen über das Alter der uns bekannten Nachrichten hinaus. So viel ist gewiß, daß der Zweck, den man diesen Orakeln unterlegte, bei allen Völkern gleich war, nur schlug man verschiedene Wege ein, um die Erreichung desselben möglich zu machen, je nachdem das Verhältniß der Priester zu ihrer Gottheit und dem Volke, und die intellectuelle Kraft des letztern beschaffen war.

Zuerst müssen wir nun alles das ausscheiden, was in das weitere Gebiet der Erscheinungen gehört, in denen der alte Orient Vorbedeutungen der Zukunft suchte und fand, also alle Künste, die sich auf eigentliches Wahrsagen beziehen, d. h. auf das Deuten gewisser Anzeichen. Nicht in seinem ganzen Umfange aber dürfen wir den andern Theil der Divination ausschließen, das Weissagen, indem dieses alle Mittel, sowol die natürlichen als die künstlichen (mithin auch die Orakel im eigentlichen Sinne des Worts) in sich faßt, die das Vorherwissen der Zukunft zum Zweck hatten. Wir verweisen außerdem auf

1) *Herodot.* II, 54.

die besondern Artikel, wie Magie, Nativität, Astrologie, Apotelesmatik, und lassen das Beobachten der einzelnen Himmelserscheinungen, die Auspicien und alle anderen Prodigien und Wunderzeichen, die den orientalischen Völkern als Zukunft verkündend galten, hier außer Acht. Dagegen wird um so mehr von den künstlichen Mitteln als denen, die der Mensch in seiner Gewalt hatte, gesprochen werden müssen. Auch die Traumdeutekunst bildete stets im Oriente eine eigene Wissenschaft, die in dem größten Ansehen stand und noch steht.

Unstreitig waren es im Anfange Worte und Geberden, die hier und da der in Ekstase oder Entzückung versetzte oder auch in Verzuckungen und Ohnmacht fallende Mensch äußerte, welche in Bezug mit der Zukunft gebracht, die erste Veranlassung gaben, sie als Orakel zu betrachten. Ein zufälliges Zusammentreffen der Umstände verschaffte ihnen Geltung, und alsbald ward auch von diesen natürlichen Zuständen der Weg zu künstlichen gebahnt. Fanatische Schwärmer und enthusiastische Zauberer, wie diejenigen sind, die man unter dem Worte Schamanen begreift, wußten ihre ekstatischen Ausbrüche zu benutzen, um die abergläubige Menge zu täuschen. Man hielt sie für Heilige, die mit der Gottheit in näherer Verbindung standen. Um die Zukunft zu verkünden und die Neugierde der Fragenden zu befriedigen, durften sie sich blos in ihren außerordentlichen Zustand versetzen und dunkle Sprüche herstammeln, die entweder gar nicht verstanden wurden oder jedwede Deutung zuließen. Das waren die lebenden Orakel des alten Orientes, das sind sie zum Theil noch heute, indem man bis auf diesen Tag bei den Mohammedanern epileptische Zufälle oder künstlich hervorgebrachte ähnliche Zustände als etwas mehr denn Menschliches betrachtet. Selim I. drang nicht eher in Ägypten ein, bis er sich von dem Scheich Mohammed Bidachschy in Damask durch fromme Wünsche hatte segnen lassen. Überdies aber ließ er sich durch Vorherverkündigungen von Wahrsagern und andern Einsiedlern, die Heiligen gleich geachtet werden, ermuthigen. Dieselben Gesinnungen von dem Einflusse jener Menschen beherrschen aber fast die ganze Nation. Fürst und Minister, Hohe und Niedrige geben sich ihren segensreichen Wirkungen für das öffentliche, wie für das Privatwohl hin und sie dehnen dieses Vertrauen bis auf die Blödsinnigen und die Narren aus. Sie glauben nämlich, daß in diesem Zustande der Unsündigkeit die Seele dieser Geisteskranken in vollem Genusse der himmlischen Gnade ist, deren sie durch den vertrautesten Umgang mit den Mächten der Geisterwelt theilhaftig wird, und daß ihre Wünsche der Gottheit angenehm sind und viel eher erhört werden, als die der übrigen Sterblichen. Diese Ideen begründen die liebreiche Behandlung, die man jenen Unglücklichen widerfahren läßt. Sind sie nicht rasend, so genießen sie die unbeschränkteste Freiheit, machen überall, selbst bei den Ministern, ihre Aufwartung und gehen nirgends ohne Almosen fort. Auch findet unter ihnen eine Rangordnung statt, indem der eine für heiliger gilt als der andere. So gab es auch schon im alten Morgenlande eigentliche Zünfte, über denen gleichsam der prophetische Geist ruhte. — Etwas Ähnliches ist der Glaube, daß die ersten Worte, die aus dem Munde eines neuen Monarchen gehen, das sicherste Orakel für seine eigene Zukunft, für das Wohl und Wehe seiner Regierung sind. Als Murad III. im J. Chr. 1574 seinem Vater Selim II. auf dem Throne folgte und er von Magnesia bei Nacht im Seraï ankam, um die Huldigung zu empfangen, waren seine ersten Worte: „Ich habe Hunger, man bringe mir zu essen." Schrecken erfaßte alle Umstehenden, man seufzte im Voraus über die Übel, die den Staat treffen würden, und unglücklicherweise suchte dasselbe Jahr Konstantinopel eine grausame Hungersnoth heim, der verwüstende Kriege und die furchtbarsten innern Unruhen folgten [2]).

Unter den ägyptischen Orakeln waren nach den frühesten, obgleich nicht immer unparteiischen Nachrichten die zu Meroe, Theben und Ammonium die berühmtesten und ältesten. Der Name Ammon, der um seiner Selbstbeschauung willen so viel als das Verborgene, die Unsichtbarkeit, die Verhüllung bezeichnet, war zu jener Geheimnißkrämerei ganz vorzüglich geeignet. Das berühmteste seiner Orakel zu Ammonium in einer ausgezeichnet fruchtbaren Ebene, Ammonitis, mitten in der Wüste des marmarischen Libyens, antwortete nicht in Worten, sondern in Zeichen und Geberden, durch welche die Fragen entweder bejaht oder verneint wurden [3]). Von Smaragden und andern Edelsteinen strotzend wurde der Gott in einem goldenen Schiff von 80 Priestern umhergetragen, wenn er befragt werden sollte, und schlau nickte oder schüttelte den Kopf der den Gott darstellende Priester [4]). Auch konnte der Gott selbst gehen und auf seinem Lager ruhen, wie die Bewohner des ägyptischen Theben von dem ihrigen rühmten. — Konnte sich doch selbst ein Alexander über die erhaltene Antwort des Priesters im Tempel zu Ammonium freuen und in vollem Entzücken seiner Mutter schreiben, daß er nach seiner Rückkehr ihr allein das ihm offenbarte Geheimniß mittheilen wolle. Wie mochten nicht auch Andere sich gern täuschen lassen, wenn man nämlich nicht von diesem Orakel sagen will, daß es alexandrisirte, wie früher Demosthenes von der Pythia sagte, daß sie philippisire.

Was man von dem Orakel und der angeblichen steinernen Statue des Memnon (Amenophis) im ägyptischen Theben rühmte, war in seiner Art noch wunderbarer und auf mehr als gewöhnliche Täuschung berechnet. Sie gab der Sage nach bei dem Aufgang der Sonne einen Ton von sich, der dem gleicht, wenn auf einer Laute eine Saite springt. Selbst Strabo [5]) wollte, als er mit Aelius Gallus sich dort befand, jenen Ton gehört haben, doch war er selbst mistrauisch dagegen. Sie war, wie Pausanias erzählt, von Äthiopien aus dahin gebracht worden; Kambyses scheute sich jedoch nicht, sich an ihr gewaltsam zu vergreifen, aber auch getheilt begrüßte sie die Morgenröthe, nicht aber den König mehr. Auch Plinius [6]) und Tacitus [7]) behaupten, daß sie von den Strahlen der

2) Tableau général de l'empire othoman par M. *de Mour. d'Ohsson.* Tom. I, 389. 3) *Dionys.* Perieg. 211. 4) *Curt.* IV, 7. 5) XVII. p. 816. 6) XXXVI, 7. 7) Annal. II, 61.

Sonne berührt, einen Ton von sich gebe. Derselbe Gott hatte Tempel und wahrscheinlich auch Orakel zu Susa [8]) und in Assyrien [9]).

Eine ähnliche Täuschung lag dem durch Ptolemäus Soter angelegten Baue des Serapis-Tempels und dessen Orakel im Viertel Rhakotis in Alexandrien zum Grunde. Er war unterminirt und mit lauter geheimen Zellen versehen. Fenster waren so angebracht, daß die Sonne, wenn man es wollte, mit ihren Strahlen nur Mund und Lippen des Gottes berührte und gleichsam mit einem Kusse begrüßte. Auch andere Gaukeleien vermöge einer magnetischen Kraft konnten geschickt eingeleitet werden. Ein anderer Tempel des Serapis war der canopitische, vorzüglich dadurch berühmt, daß man sich, um sich von Krankheiten zu heilen, sowol in seinem als in Anderer Namen daselbst träumen und dann diese Träume auslegen ließ. Selbst aufgeklärte Männer trauten den hier gegebenen Orakelsprüchen, deren Deutereien denen der Hekate sehr gleich kommen. Die Priester waren, wie bekannt, zugleich auch der Arznei kundige Männer, und so konnte der Gott leicht mit seiner Hülfe dienen, nachdem die Beschaffenheit des Patienten ihnen vorher deutlich genug geschildert worden war.

Apis, der bekanntermaßen seinen Haupttempel zu Memphis hatte, und in andern Städten, z. B. in Heliopolis unter dem Namen Mnephis oder Onuphis verehrt wurde, hatte ebenfalls sein Orakel. Dieses gab seine Antworten bald durch Aussprüche, bald durch Geberden. Es befand sich nämlich um seinen Tempel ein Spielplatz für Kinder, und wenn er auf denselben gelassen wurde, um sich zu bewegen, begleiteten ihn letztere. Was diese nun sagten, waren Orakelsprüche. Wollte mithin Jemand den Apis befragen, so ging er in den Tempel, und nachdem er gebetet, trat er mit zugehaltenen Ohren in den Hof ein und das erste, was er von irgend einem der Kinder hörte, galt als Orakelspruch [10]). Was nun aber die Geberden des Ochsen anlangte, so war es ein gutes Zeichen, wenn er seinen Befrager leckte, ein böses, wenn er, wie dem Cäsar Germanicus, nicht aus der Hand fressen wollte. Auch zog man Deutungen daraus, wenn er aus einem seiner Behältnisse in das andere ging ꝛc. Wir wissen aber, daß Kambyses sich ebenso wenig scheute, ihn zu verwunden, als der König Ochus, ihn zu schlachten und mit seinen Hofleuten zu verzehren. Dadurch, daß die Priester der dargereichten Speise irgend eine Zuthat beimischten, hatten sie es in ihrer Gewalt, ihn zum Fressen zu locken, oder ihm Widerwillen dagegen einzuflößen. Auch hingen die von den abgerichteten Kindern gegebenen Antworten stets von der Deutung der Priester ab, und diese waren dann die eigentlichen Propheten. Auch Augustus meinte bei seiner Anwesenheit in Ägypten, daß er gewohnt sei, Götter, nicht Ochsen zu verehren. Wußten doch die Priester z. B. zu Arsinoë Krokodile abzurichten, indem sie dieselben, wenn sie Jemand über die Zukunft befragen wollte, durch dargereichte Nahrung an die Ufer lockten, und ihnen etwas vorhielten, was sie fressen oder nicht fressen wollten. — Also nicht allein Aussprüche von begeisterten Menschen, sondern auch Orakel der Thiere wurden für die Einsicht in die Zukunft benutzt.

Ähnliche Erscheinungen bot das nahe Phönicien und Palästina dar. Jedermann erinnert sich, um nur das Eine zu vergegenwärtigen, wie selbst der israelitische König Ahasja [11]) bei seiner Krankheit Boten nach Ekron, einer von den fünf Hauptstädten der abgöttischen Philister, sandte, um den Beelsebub daselbst zu befragen, ob er von dieser Krankheit genesen werde. Diesen Baal der Syrer, Phönicier und Philistäer, von dem uns die Kirchenväter nicht genug zu erzählen wissen, finden wir in der Hauptgottheit der Babylonier, im Bel zu Babylon, wieder. Auch diese Gottheit ward durch Orakel befragt, obgleich aus den Berichten über sie nichts weiter hervorgeht, als daß die Priester daselbst auf dieselbe Weise Mittel fanden, die Menge zu täuschen als in Ägypten und Griechenland. Überhaupt aber waren die Babylonier und Chaldäer vor allen als Orakelpropheten berühmt, daß selbst bei Cicero [12]) und Horaz [13]) dergleichen Weissager in Rom Babylonier und Chaldäer genannt wurden; und obwol sie mit ihrer Divinationskunst bereits von Jeremias [14]) Lügen gestraft worden, so waren sie doch auf der andern Seite nicht so unglücklich, daß nicht etwas von dem, was sie sagten, eingetroffen wäre. So sagt schon Cicero [15]), daß die Chaldäer, denen die babylonischen Ebenen vorzüglich Gelegenheit zur Beobachtung des Himmels gegeben hätten, dadurch, daß sie die Veränderung des Standpunktes der Gestirne und die Bewegung derselben fortdauernd beobachtet und, was sie für einen jeden bedeuten, aufgeschrieben hätten, eine Wissenschaft geschaffen hätten, daß vorher gesagt werden könne, was einem jeden widerfahren werde, und unter welchem Geschicke er geboren sei. In dem Besitze derselben Kunst seien auch die Ägypter seit undenklichen Zeiten gewesen. — Übrigens schickten auch alle diese Völker, wenn sie ihren eigenen Göttern nicht recht trauten, nach Delphi, um vom griechischen Gotte mehr zu erfahren, als ihnen der ihrige sagen konnte. — Über Obiges jedoch müssen wir auf den Artikel Sterndeuterei verweisen, so wie auch hier nichts über die Todtenpropheten (*νεκρόμαντις*) der alten Perser, die Todte heraufbeschworen und über die Zukunft befragten, so wie über diejenigen, die aus dem Wasser weissagten (*ὑδρόμαντις*), gesagt werden kann. Dagegen muß einer andern Gewohnheit der persischen Könige gedacht werden, die Mohammed Ben Abdulkerim Shahristani, der im Jahre der Fl. 548=1153 n. Chr. starb, in seinem Werke über die Religionen des Orientes (الملل والنحل) und nach ihm Hyde [16]) berichtet. Die persischen Könige, sagt er, hatten stets gleich dem türkischen Mufti, einen obersten Priester, Merdschi' (مرجع

8) *Diod.* II, 22. *Herodot.* V, 53. 54. VII, 151. 9) *Oppian.* Cyn. II, 151. 10) *Plin.* VIII, 46.

11) 2 Kön. Cap. 11. 12) Divin. II, 47. 13) Od. Lib. I. Od. I, 14. 14) 50, 26. 15) Divin. I, 1. 16) Hist. rel. vet. Persar. 296.

Zufluchtsort) genannt, den sie wie ihr Orakel betrachteten, und in dessen Aussprüche sie sich als solchem bei allen schwierigen Fällen richteten. — Nur war es hier nichts Überirdisches, was man in dieser Person suchte, sondern man appellirte nur im Allgemeinen an seinen Verstand und sein Ansehen.

Nicht weniger als die babylonischen Chaldäer sind die indischen Gymnosophisten als Propheten der Zukunft von Alters her berühmt. Franciskus Lopez de Gomara, der spanische Priester in der Mitte des 16. Jahrh., erzählt in seiner Geschichte Indiens [17]), daß die Bohiten auf der Insel Hispaniola von dem Genusse des Krautes Cohoba in bacchantische Begeisterung gerathen, die Zukunft zu sehen glauben, und denen, die sie befragen, die von der Gottheit ihnen gegebenen Antworten mittheilen. Durch ähnliches berauschendes Kräuterwerk wurde ja auch die Pythia in Raserei gesetzt. — Überdies führt Hyde [18]) aus persischen Schriftstellern Beschreibungen von indischen Götzen an, die sich in Bamiyân (quae postea Balch s. Bactra) befunden hätten, und aus thurmhohen Felsen gehauen und ausgehöhlt gewesen wären, so daß die Priester bei der Fußsohle hereinkriechen und von da bis in die äußersten Fingerspitzen gelangen konnten; vorzüglich seien sie von Kabul aus vielfältig besucht worden, und, fügt jener Gelehrte hinzu, ihre Aushöhlung habe dazu gedient, um aus den Götzen heraus Orakel zu ertheilen. Von andern indischen Götzen wird ebendaselbst behauptet [19]), daß sie am Morgen lachten und am Abend weinten. Ebenso war auch der Moloch der Kanaaniter zu gleichen Manövern inwendig hohl.

Außer Menschen, vierfüßigen Thieren und Amphibien aber, deren Aussprüche, Geberden und sonstiges Verhalten dem alten Orient die Orakel der Zukunft waren (ohne daß hier auf das Weissagen aus den Eingeweiden der Opferthiere, auf den Flug der Vögel und andere thierische Prophezeihungen hingedeutet wurde), war die asiatische Welt reich an Wundervögeln, unter denen der Phönix eine der bedeutendsten Rollen spielt. An dessen Stelle werden oft andere symbolische Vögel gesetzt, wie Geier, Adler, Schwalben. Heiliger als diese letztern jedoch war die Taube [20]) und schon oben bei Erzählung des Ursprungs des ammonischen Orakels wurden zwei schwarze Tauben erwähnt, die aus dem ägyptischen Theben, die eine nach Libyen, die andere nach Dodona geflogen sein sollen, wo sie auf einer Eiche sitzend des Zeus Orakel verkündeten. Herodot denkt sich unter ihnen zwei Priesterinnen, die, weil sie eine fremde Sprache redeten, wie Tauben zu girren schienen. So war der syrisch-phönicische Taubendienst (bei den Syrern heißt die Taube Somir) durch Ägypten und viele Länder Asiens verbreitet. Durch die Stimme dieses weissagenden Vogels offenbarte sich Gott der Priesterin; Dodona selbst scheint ähnliche Orakel gehabt zu haben, und so wie der Phönix, ist auch die Taube weissagender Vogel der stets ändernden, wiederauflebenden Zeit [21]). Kein Volk prädicirt aber sicher so viel von seinem Orakel verkündenden Vogel, als die Perser von ihrem Wundervogel Simurg [22]).

> Der Thiere Primas war Simurg,
> Der dreißigfache Himmelsgeier,
> Bestellt zur Wacht der Sionsburg
> Als allgemeiner Vogelscheuer.
> Er war der Alte von dem Thron,
> Ein Meister in der Kunst der Apologen;
> Auch haben wir von ihm und Salomon
> Noch manche schöne Dialogen.
>
> Er ward von Salomon als grauer Rath geehrt,
> Ob seiner Klugheit und Erfahrung;
> Denn seine innre Offenbarung
> War durch Jahrtausende bewährt u. s. w. [23]).

Simurg thront auf den Felsenspitzen vom Urgebirge Kaf zu Kaf [24]), von Osten nach Westen, von Süden nach Norden, d. i. von einem Ende der Erde bis zum andern. Vor Adam schon herrschten 70 Salomonen, Rathgeber aller war dieser in Vogelgestalt gekleidete Dämon Simurg oder Anka. Nichts vermag seinen Glanz, nichts die Pracht seiner Federn zu schildern. Als der weise Salomon ihn durch Weisheit besiegte, zog er sich vom Hofe zurück auf den Kaf, wo ihn nun Abenteurer, die Züge in die Feenwelt unternahmen, besuchen und als Orakel um Rath fragen. Kein Mensch sah ihn je, aber das ganze Morgenland redet von ihm. Alles Große und Wunderbare, von dem man viel spricht, aber wenig sieht, wird unter seinem Symbole dargestellt. Auf den Zweigen des Wunderbaumes Gogard weilend ist er der Prophet der Zukunft, der Verkünder des Guten und Bösen.

Unstreitig deutet die Sage vom Gebirge Kaf auf jene mythischen Berghöhen, die für ganz Asien das Kolorit des Fabellandes an sich haben, auf die Berghöhen zwischen Persien und Indien. Zugleich deutet sie aber auch das hohe Alter der Ideen von Orakeln an, die in die Zeit vor Adam hinaufgerückt werden, und gerade ist es der Mythus vom weissagenden Wundervogel, der die ganze alte Welt durchflogen zu haben scheint. Erzeugte sich diese Idee in dem nach der ersten Erdrevolution wieder angebauten Thale von Kaschmir, so hatte sie auch das Centrum gefunden. Wie die Sineser ihren weissagenden Vogel haben, der viele Jahrhunderte lebt und verjüngt wieder ersteht, so die Indier, bei denen der Semendar sich auf einem selbst bereiteten Scheiterhaufen verbrennt, wiewol er sonst mit dem größten Genusse im Feuer lebt. Auch die Araber blieben nicht zurück; sie erzählen von ihrem Greif Anka nicht weniger Wunderdinge als die Perser vom Simurg, und in den nordischen Sagen wird uns z. B. in der Voluspa mancherlei von einem weissagenden Vogel erzählt, der auf den Zweigen der heiligen Esche Ygdrasil nistet und viele verborgene Dinge weiß und erzählt. Diese frühe Sage nun von diesen Wundervögeln, deren es bei den Orientalen noch verschiedene dem Namen nach gibt, zum Theil ein Bild der

17) Cap. 37. 18) l. l. p. 130. 19) p. 131. 20) Vergl. Koran von Sale übers. v. Arnold. Vorläufige Einl. S. 146.

21) Fundgr. III, 207. 22) Fundgr. V, 365. 23) Schirin I, 142. 24) Commentar über den Jesaias von Gesenius. II, 324.

sich immer wieder verjüngenden Zeit, die die Zugvögel durch ihre Ankunft andeuten, wurde das Vorbild für so manche spätere Sage, der dieselbe Deutung zum Grunde liegt.

Ferner gelten dem Oriente auch Naturerscheinungen als Zukunft verkündende Orakel. Außergewöhnliches galt für Übernatürliches, da der natürliche Grund vom Ungewöhnlichen nicht bekannt war. Sonnen- und Mondfinsternisse [25]) waren sichere Zeichen des göttlichen Willens. Die ägyptischen Seher antworteten dem Alexander [26]), daß die Sonne Schutzgöttin der Griechen, der Mond Schutzgöttin der Perser sei; die Verfinsterung eines dieser Gestirne bringe allemal dem sonst begünstigten Volke Unheil. Das Alterthum zeige, daß die Perser oft wider Willen der Götter gekämpft und diese daher durch eine Mondfinsterniß ihre Abneigung zu erkennen gegeben hätten.

Mohammed selbst hat bestimmte Gebete bei den Sonnen- und Mondfinsternissen angeordnet, und dieser heilige Gebrauch erhielt sich um so länger, als man für nöthig erachtete, das Volk gegen die Besorgnisse, die ihm diese Erscheinungen verursachen, zu sichern [27]). Ein Komet konnte noch im J. Chr. 1577 die ganze Bevölkerung von Konstantinopel und des türkischen Reiches in das größte Schrecken setzen [28]).

Daß auch die alten Araber an Orakel glaubten und ihren Götzen weissagende Kraft zuschrieben, geht am deutlichsten aus jenen Erzählungen hervor, die sich aus der Zeit der Eroberung Mekkas durch Mohammed datiren (ohne an den alten Seher Satih (سطيح) und die Seherin Schikk (شقّ) zu erinnern, welche die Träume, die sie Andern, welche sie hatten, auslegen sollten, eher wußten, als man sie ihnen erzählte). Er fand daselbst eine Unzahl Götzenbilder, und unter andern ein Idol Ossa (العزّى), das vorzüglich die Stämme Koreisch und Kenana verehrten. Nach Andern war es ein den Gatfaniden heiliger Baum, den zuerst ein gewisser Thalim Ben As'ad zum religiösen Gebrauch weihte. Zugleich hatte er eine Capelle, Boss (بسّ) genannt, so darüber bauen lassen, daß der Hereintretende gewöhnlich einen Laut hörte. Auch befand sich eine Priesterin darin, unstreitig die Pythia der neugierigen Mekkaner. Als nun Mohammed im 8. Jahre der Fl. den Khalid Ben Velid aussandte, die Capelle zu zerstören und den abgehauenen Baum in das Feuer zu werfen, und dieser auch dem Befehle pünktlich nachkam, versuchte zwar die Priesterin mit fliegendem Haar und über dem Kopf zusammengeschlagenen Händen zu entfliehen, büßte dessenungeachtet aber ihr Prophetenthum mit dem Tode [29]). In der Kaaba selbst traf Mohammed die Bildsäule des Abraham mit 7 Losungspfeilen in der Hand an. Wie nämlich die Römer durch das Ziehen der Loose zukünftige Begebenheiten zu enthüllen suchten, so bedienten sich die Araber der Pfeile. Wollte Jemand eine Reise unternehmen, oder heirathen, oder irgend ein anderes wichtiges Geschäft in Ausführung bringen, so pflegten sie Pfeile zu ziehen, deren sie drei in ein Behältniß eingeschlossen hielten. Auf dem ersten stand: Mein Gott hat mir es befohlen, auf dem zweiten: Mein Gott hat mir es verboten; der dritte hatte keine Inschrift. Die beiden ersten waren, verneinend oder befehlend, unwiderruflich. Wer den leeren zog, legte ihn bei Seite und zog von Neuem, um eine definitive Entscheidung zu erhalten. In wichtigern Fällen wandte man sich an den Scherif, der die Bewachung der weissagenden Pfeile in der Kaaba über sich hatte (eine der 10 höchsten Würden in diesem gleichsam aristokratischen Staate, die z. B. einmal Sefwân, der Bruder des Abu Sofjan bekleidete), dieser ließ ihn zu dem Gotte beten, daß er ihm den Pfeil möge ziehen lassen, der zu seinem Heile diene. Nach obiger Erzählung waren es 7 solcher in der Kaaba niedergelegte heilige Pfeile, nicht drei. Etwas Ähnliches war bei den Griechen die *βελομαντια* und ebenso ist bei Ezechiel 21, 21 zu vergleichen [30]). Obgleich nun dieser heidnische Gebrauch im Koran untersagt worden ist (Koran V, 92), so hat eine andere Orakelsucht desto mehr über Hand genommen und sich bis diesen Tag bei allen mohammedanischen Völkern die größte Geltung bewahrt, ich meine die Befragung der Loose [31]), Sortes, die wir schon von den Römern und Griechen her kennen (man erinnere sich an die Sortes Virgilianae und Homericae). Solche Sortilegi, welche aus der ersten Zeile oder Stelle eines Buchs, die ihnen beim ungefähren Aufschlagen desselben ins Auge fiel, wahrsagen, sind Araber, Perser und Türken bis auf den heutigen Tag. Theils sind es Dichter (wie Hafis), theils der Koran selbst, der bei wichtigen Unternehmungen befragt wird (Tab. gén. I, 421). Nach dem Kataloge der Bibliotheca Medicea Laurentiana et Palatina v. *Assemanni* (Cod. 458) p. 465 findet sich in derselben ein Werk, das die Tradition dem berühmten Seltenheitskrämer und Kenner divinatorischer Künste Dschafar Essâdik unter dem Titel: die Loose (قرعات), zuschreibt; ein den Orientalen höchst wichtiges und erprobtes Buch in 64 Capp., in denen die Vorbereitungen durch Reinigung, Gebet und andere Ceremonien beschrieben werden, nach welchen erst jene Loose gezogen werden dürfen. Hadschi Chalfa kennt zwar das Werk nicht, dagegen hat er uns unter dem Artikel Viwan des Hafis ein Fetwa in Frage und Antwort aufbewahrt über den Gebrauch dieser Gedichte, die sie die Zunge der Geheimnisse nennen, als Orakel über die Zukunft. Auch gibt es besondere Schriften, deren Verfasser Hadschi Chalfa namentlich aufführt, über die Vorzüge jenes Buches, in denen die auffallendsten Erzählungen vom Eintreffen der Orakeldeuterei aus demselben beigebracht werden.

---

25) *Chard.* IV, 120. Tabl. génér. II, 236—245. 26) *Curt.* IV, 10. 27) Tabl. génér. II, 236—238. 244. 245. 28) Ebend. I, 390. 29) Das Weitere darüber bei *Pococke* Spec. hist. Arab. Ed. I. p. 91.

30) *Pococke.* l. l. p. 329. 31) علم الفال oder تفوّل

Trotz dem, daß Mohammed es für gottlos erklärt hatte, Wahrsagern der Zukunft Glauben zu schenken [32]), so haben sich doch eine Menge Afterwissenschaften unter seinen Bekennern aus der Zeit des Heidenthums erhalten, oder sind neu entstanden, die bei ihnen die Stelle der Orakel vertreten. So besteht die Wissenschaft des Looses (علم القرعة Kor'at heißt das Loos, welches dem, der die Pfeile zieht, zufällt) im Allgemeinen darin, daß man Buchstaben, die man auf allerhand Figuren, wie z. B. auf Würfel, Loose, schreibt und von dem Wurfe oder der Ziehung derselben auf die Ereignisse künftiger Begebenheiten den Schluß zieht. Doch erreicht diese Wissenschaft nach dem eigenen Geständnisse der Mohammedaner ebenso wenig den Grad der Untrüglichkeit als wie die Sandfigurendeutung (علم الرمل), die darin besteht, daß man 12 Figuren nach den 12 Himmelszeichen in den Sand zeichnet, so daß jedes dieser Zeichen einer Figur im Sande entspricht, und wird nun die Frage gestellt, so müssen nach dem Stande der Zeichen des Zodiakus auch die Sandfiguren in die entsprechende Lage gebracht werden. Hierauf schließt man durch Hülfe der Himmelszeichen, als dem leitenden Begriffe auf die bestimmten zur Beantwortung der vorgelegten Frage erfoderlichen Gesetze und Verhältnisse. Nur die sechs Gesandten Gottes, Adam, Idris (Enoch), Lokman, Jeremias, Jesaias und Daniel verstanden diese Kunst vorzüglich; nach ihnen aber konnte durch diese Art Orakelsprüche nur Wahrscheinlichkeit, nicht Gewißheit erlangt werden. Dessenungeachtet gibt es hierüber eine außerordentliche Menge Schriften, die Hadschi Chalfa aufzählt. Andere legen (Encycl. Übersicht S. 482) diese Kunst ausdrücklich dem Daniel bei und erzählen die auffallendsten Beweise von der Untrüglichkeit dieser, durch die in den Sand gemachten Figuren gefundenen Orakelsprüche. Überhaupt scheint aber diese Kunst sich nicht allein mit Figuren nach dem Muster der Zodiakalzeichen begnügt zu haben, sondern auch andern allgemeinen Gesetzen gefolgt zu sein.

Höher dagegen steht ihnen ein anderes Orakel, ich meine die zwei Schicksalstafeln [33]), auf denen Alles, was ist und sein wird, aufgeschrieben steht, sowol im Allgemeinen, als in allen einzelnen Beziehungen. Dschefr (جفر) nämlich oder die erste Schicksalstafel (لوح القضا) gilt zugleich einigen Secten als die allgemeine Intelligenz (das Prototypon der menschlichen Vernunft, oder nach häretischer Erklärung, die erste Emanation der Gottheit). Unter Dschamie (الجامعة) denken sie sich zwar auch eine Tafel der Vorherbestimmung, betrachten diese aber als die Seele des Alls (نفس الكلّ).

Nach der Meinung einiger Gelehrten nämlich soll der Khalif Ali die 28 Buchstaben nach einer bestimmten mystischen Vertheilung auf ein Kalbfell (جلد الجفر) geschrieben und daraus unter eigenthümlichen Operationen und festgesetzten Bedingungen eigene Wörter gezogen haben, und aus diesen verkündete er, was auf der Tafel des Schicksals und der Vorherbestimmung auf gleiche Weise über die Zukunft geschrieben steht. Diese Kunst ging hierauf auf seine Familie und Nachkommen über, und von diesen erhielten dieselben einige vollkommene Scheiche (كاملون), die sie vor allen Laien, wie sie nur konnten, geheim hielten. Andere sagen, nur der am Ende der Welt zu erwartende Mehdi werde über dieses Buch Aufschluß geben, worauf auch die frühern Propheten hingedeutet hätten, wie z. B. Jesus sage, daß nach ihm der Paraklet komme, der die von ihm gebrachte Offenbarung erläutern werde. Auch wird erzählt, daß, als der Khalif Mamun zu seinem Thronfolger den Ali Ben Musa Erredha durch eine Urkunde erwählte, er diese letztere mit den Worten geschlossen habe: So geschehe es; nur deute Dschefr und Dschamie darauf hin, daß dieser sein Wille nicht zu Stande kommen werde. Und so geschah es auch. Ali Erredha kam durch Gift um, das ihm die Haschamiden beibrachten. Ibn Telha (ابن طلحة) dagegen sagt, Dschefr und Dschamie seien zwei erhabene Bücher, deren eines Ali auf der Kanzel zu Kufa erwähnt habe, das andere aber ein Geheimniß des Propheten gewesen sei, der es dem Ali abzufassen befohlen habe. Dieser habe darauf getrennte Buchstaben nach Art des Buchs Adam auf ein Kalbfell geschrieben, und so sei das Buch unter den Menschen berühmt worden, da in ihm alles verzeichnet gestanden, was den Vorfahren und Nachkommen zugestoßen sei und zustoßen werde. Merkwürdig ist, was Mouradgea d'Ohsson [34]) von diesem mysteriösen Buche, von den Türken Dschefr Kitaby genannt, das Selim I. nebst andern Seltenheiten in Ägypten erobert hatte, erzählt. Noch jetzt wird es sorgfältig im Seraï verwahrt, und man glaubt, daß es in Ziffern und magischen Charakteren die Namen und das Schicksal aller osmanischen Sultane, die bis ans Ende der Welt über Ägypten herrschen würden, enthalte. Nach langen Studien in demselben glaubte Murad IV. seinen Namen und bevorstehenden Tod zu entdecken. In seinem Schmerze versiegelt er das Buch und stößt tausend Verfluchungen gegen jeden aus, der es je wieder zu berühren wagen werde.

Wie verschieden aber die Meinungen über den Ursprung dieser Kunst sind, ebenso ist man über die Stellung der Buchstaben in Ungewißheit und versucht sie bald so, bald anders zu ordnen.

Ein anderes Orakel, das den Schleier der Zukunft zu enthüllen im Stande sein soll, und dessen genaue Beschreibung Hadschi Chalfa [35]) und nach ihm Hamaker [36]) anführt, ist unter dem Namen Sajerdsche (زايرجة) bekannt. Das Geheimniß dieser Wissenschaft besteht in gezeichneten großen und kleinen parallelen Kreisen und

32) Tabl. génér. I, 332. 33) Encyklop. Übers. der Wissenschaften des Orients. S. 618. 34) A. a. O. I, 415. 35) Art. علم الزايرجة. 36) Spec. Catal. p. 233.

Linien mit Buchstaben. Sie ist vorzüglich bei den Mohammedanern Afrikas in Anwendung und der Erfinder und Gesetzgeber derselben war Abul Abbas Ahmed aus Ceuta, der gegen das Ende des 6. Jahrhunderts der Flucht zur Zeit des Mowahhediten Jakub Ben Mansur zu Marokko in großem Ansehen stand. Viele dagegen machen den Sahl Ben Abdallah zu ihrem Urheber. Da diese Kunst vorzüglich auf Kenntniß der Arithmetik beruht, meinen einige, sie müsse zum großen Theil von Mathematikern ausgegangen sein. Welches Ansehen endlich dieselbe genoß, muß um so mehr verwundern, da der aufgeklärte und seinen Landsleuten weit vorauseilende Ibn Chaldun, aus dem Hadschi Chalfa den ganzen Artikel entlehnt hat, so unbedingten Werth darauf legt und andeutet, daß viele Große sich mit derselben beschäftigten.

Überhaupt endlich sind die Wissenschaften von den Eigenschaften der Zahlen und Buchstaben (علم خواص العدد والحروف) des Korans und ihrer Zukunft verkündenden Kraft, und von den geheimen Wirkungen der göttlichen Namen (الاسماء الحسنى), als geschriebenen Orakeln, allgemein verbreitet. Ihr Geheimniß wird der unerkannten anziehenden Kraft des Magnets verglichen [37]).

Schließlich noch verweise ich über den Glauben an die Divination bei den mohammedanischen Völkern, vorzüglich bei den Persern, auf Chardin, im zweiten Buche seiner Reise Cap. 10, wo alles, was bemerkt ist, bis auf einige kleine Sprachversehen treffend gesagt ist. Im vorhergehenden Capitel hat er auf gleiche Weise den herrschenden Glauben an die Wirkungen der Gestirne und die Achtung, welche die Astrologen genießen, geschildert. Auch erwähnt er, daß es in Persien vorzüglich die bei den Moscheen angestellten Beamten sind, die die Orakelsprüche auf vorher angegebene Art ertheilen, und setzt mehre besondere Methoden der heutigen Divination, z. B. durch Würfel, vollkommen und deutlich auseinander. *(Gustav Flügel.)*

ORAKEL bei den keltischen, germanischen, finnischen (Lappen, Finnen in engerer Bedeutung, Ungarn, Esthen. Liven, Kuren, Preussen. Letten) und slavischen Völkerstämmen. Bei den Galliern ertheilten die Druiden und Druden (weibliche Druiden) Orakelsprüche. Unter den Druiden that dies hauptsächlich die Abtheilung, welche Vaten (*ουάτεις* Weissager)[1]) hieß, und der die Betrachtung der Natur der Dinge, wodurch sie also ihre Blicke in die Zukunft auf dem natürlichsten Wege suchten und die Vollziehung der Opfer oblag[2]). Sie weissagten aus dem Vogelfluge und den Eingeweiden der Opferthiere; vorzüglichen Glauben hatte durch lange Gewohnheit die Art Weissagung gefunden, welche aus dem Falle, den Zuckungen der Glieder und der Strömung des Blutes der mit Schwertern in die Herzgruben gehauenen menschlichen Schlachtopfer bei Berathung über wichtige Angelegenheiten statthatte[3]). Nicht minder weissagten sie aus den zuckenden Bewegungen des von ihnen mit dem Schwerte geschlagenen Rückens der zur Opferung bestimmten Menschen[4]). Im batavischen Kriege entflammte die Herzen der Gallier gewaltig die Weissagung der Druiden, welche sie aus dem Brande des Capitols schöpften[5]). Die Druden, die weiblichen Druiden, weissagten mit noch größerem Ansehen; denn wie wir von den Germanen sehen werden, waren auch bei den Kelten die Aussprüche der Frauen überhaupt von größerem Gewichte, als bei andern Völkern[6]). Vorzüglich in der späteren Römerwelt waren die Orakelsprüche der Druden (Gallicanae Druides) berühmt; so die Weissagung einer solchen über den Ausgang des Kaisers Alexander Severus[7]), und die Prophezeihung einer andern, daß Diokletian Kaiser sein werde, wenn er den Eber (Aper) erlegt[8]). Die Orakelertheilerin, welche um das Jahr in Frankreich berühmt war, gehörte, ungeachtet die Franken bereits von Gallien Besitz genommen, doch wol eher zu den Galliern, als Fränkinnen, da sie anfänglich in Dienstbarkeit lebte[9]). Sie ward von dem Volke für etwas Göttliches gehalten. Ihr Wirkungskreis erstreckte sich vorzüglich darauf, zu wahrsagen, wohin Diebe sich gewendet und wohin sie das Gestohlene gebracht. Als Spuren und Sagen von den Druden sieht man die Gebilde der Phantasie, die Feen (Fées) an, welche den Menschen erscheinen, ihnen weissagen, das Schicksal bestimmen; Fee (Fata) bedeutet nach der wahrscheinlichsten Erklärung Weissagin (s. Feen). Ein berühmter Orakelort einer gallischen Gottheit war im britannischen Meere, der osimischen Küste gegenüber, die Insel Sena (jetzt I. de Sein). Dem Orakel standen neun durch ewige Jungfrauschaft heilige Priesterinnen vor, welche Gallicenen (Gallicenae) hießen. Sie waren nach dem Glauben der Gallier mit außerordentlichem Geiste begabt, regten durch Zauberlieder (daher wahrscheinlich ihr Name Gallicenae) Meer und Winde auf, verwandelten sich in beliebige Thiere, heilten, was Andern unheilbar war, wußten, was kommen werde, und sagten es voraus, aber widmeten sich nur Schiffenden oder Schiffern (navigatoribus), und nur insofern, als sie nach Sena gereist, um die Orakelpriesterinnen um Rath zu fragen[10]).

Von den vielen außer den Hauptgöttern bei den Galliern vorkommenden Gottheiten, welche nicht allgemein verehrt wurden, sondern einzelnen Landschaften angehörten, ist der bekannteste Apollo oder Belin, Belen, wie er im südlichen Gallien hieß, Abelio, unter welchem Namen er nur auf den Denkmälern von Cominges vorkommt.

---

37) Hadschi Chalfa im Art. خواص.

1) Die Ableitung aus dem Irischen s. unter Vates, Vaten, vergl. *Eubages.* 2) *Strabo* Lib. IV. c. 4. §. 5. Vergl. *Ammianus Marcellinus* Lib. XV. p. 83. ed. Lugd. 1570.

3) *Diod. Sic.* Lib. V. 4) *Strabo.* 5) s. *Tacitus* Histor. Lib. IV. c. 54. 6) *Polyaenus* Strategemata Lib. VII. 7) *Plutarchus* de virtut. mulierum. *Lampridius* in Alex. Sever. 8) *Vopiscus* Numerianus. Das Nähere s. unter Druden, so auch die Inschrift einer im Traume erinnerten Druide bei *Gruter* Corp. Inscriptt. P. LVIII. n. 9. 9) Gregor von Tours Hist. lib. VII. c. 43. bei Freher Corp. Franc. Hist. II. p. 167. Das Nähere über sie s. unter Weise Frauen. 10) *Pomponius Mela* III. c. 6.

Von seinen Orakeln in Gallien gibt es deutliche Anzeigen. Sie betrafen wol zunächst die Heilung, als die Hauptstärke des Gottes Siannus [11]). Wie Weissagung, Zauberei und Heilkunde verbunden waren, hiervon enthält Beispiele Gregor von Tours [12]), so in der Erzählung, wie ein Frauenzimmer unter den Händen der sie Begleitenden zusammenstürzt, ihr die Zunge gelähmt ist, und sie kein Wort sprechen kann. Unterdessen kommen Wahrsager (Arioli) herzu, sagen, daß sie am Anfalle des Mittagsgeistes (Daemon meridianus) leide, legen Kräuter auf, bringen Zauberworte vor ꝛc. Ferner in der Erzählung [13]), wo jemand Zauberlieder murmelt, Loose (nämlich zur Wahrsagung) wirft, an den Hals Amulete hängt ꝛc. Dieses und Anderes im vierten und fünften Jahrhunderte sind als aus einer früheren Zeit übriggebliebene Trümmer zu betrachten, nämlich als noch nicht ganz verwischte Bruchstücke der Lehre der Druiden, welche Plinius ausdrücklich Weissager, Magier und Ärzte nennt. Nach dem Glauben der **Briten** konnte man die Gabe der Weissagung durch Zaubersud erlangen, wie das wallische Bardenlied: Der Kesselgöttin, Pair Ceridwen oder die Geschichte des Taliesin (Hanes Taliesin) [14]) lehrt. Die Stellen aus den **wallisischen** Bardenliedern, welche von der Druiden Lehren, Weissagungen, Tempeln ꝛc. handeln, hat *Davies* (Mytholog. p. 7—24.) zusammengestellt. Vom Vorgebirge des Merlin und den irischen Orakelsteinen s. im Art. Orakelberge, Orakelfelsen, Orakelsteine. Die Schlaforakel versahen bei den wallisischen Barden die Lehrlinge, Awenyddion, welche die unterste der Abtheilungen der inneren Rangordnung der wallisischen Barden bildeten; noch im 12ten Jahrh. wurden sie als Weissager und Traumredner befragt, die in Verzuckung geriethen, in dunkeln, aber wohlgebildeten Versen antworteten und zuletzt aus ihrem Zustande durch Zauberschrift, Honig oder Milch, das ihnen eingegossen ward, geweckt werden mußten, worauf sie keine Erinnerung des Vorganges mehr hatten [15]). Ähnliche Schlaforakel werden wir bei den Lappländern und den Finnen wiederfinden. Für Ertheilung von Orakelsprüchen mußte in der Heidenzeit hauptsächlich in **Schottland** das sog. zweite Gesicht (second sight s. d. A.) eine reiche Quelle sein.

Im Leben der Germanen hatten die Orakel die größte Wichtigkeit, da sie nur den Aussprüchen der Gottheit gehorchten, vor jedem Unternehmen die Gottheit befragten, und je nachdem ihr Ausspruch ausfiel, von dem Vorhaben abtraten, oder es mit Zuversicht ausführten. Nur vermöge der Orakel war es den Fürsten und Priestern möglich, die Volksgenossen zusammenzuhalten und zu leiten; ein Umstand, der in den neuern Werken über die Geschichte des teutschen Volkes nicht selten übersehen wird. Wir betrachten zuerst die alten auf Orakel und Weissagung überhaupt bezüglichen Wörter.

Orakel heißt im Altnordischen Frett (in der Mehrzahl Frettir) und ist ein Participium Präteritum von eg freg, frag, frá, ich frage, höre, vernehme, also Gefragtes, Gehörtes, Vernommenes, Erfragtes, und bedeutet in den alten Denkmälern speciell die Antwort einer Gottheit oder einer andern weissagenden Macht [16]). Mit Heill (Orakelzeichen) wird Frett auch unmittelbar verbunden. Heill (Angelsächs. Hel), geschlechtslos gebraucht, bedeutet eine Andeutung, ein Zeichen, woraus man eine Prophezeihung schöpft, Omen, Auspicium etc., und da die Weissagung und Schicksalbestimmung als eine Handlung galten, bedeutet heill auch Geschick. So singt die Weissagin Hyndla im Hyndla-Lióth [17]): „Bring du Ottar'n Bier in die Hand, mit Gifte gemischten Meth zu üblem Orakelzeichen" (bösem Geschick, illu heilli). Freia erwiedert: „Deine Wortvorbedeutung (weissagender Fluch, orth-heill) soll wirklos sein, obgleich du Riesenbraut (Riesenmädchen) Böses gebietest. Er soll trinken theure Getränke, ich bitte für Ottar'n die Hülfe aller Götter." Die Riesin in der Helreid Brynhildar singt: „Du warst Bryghildur Budli's Tochter zur schlimmsten Vorbedeutung (bösestem Geschick, heilli versto) in die Welt geboren." In der Heimskringla VII, 118. heißt es: Fortu illu heili heiman, du begabst dich zu übler Vorbedeutung vom Hause, Gödu hilli heißt zur guten Vorbedeutung, gutem Geschick [18]). In der Alexand. Sag. wird gesagt: Haun kallar thetta giptusamligt heill, oc gott sigur marr., er nennt dieses ein glückliches Orakelzeichen und ein gutes Siegesmerkmal. Die Orakelzeichen (heill) für die, welche in die Schlacht gingen, enthält folgendes Lehrorakellied.

Als der junge Sigurd mit einem Heere auf der See dahin segelte, um den Tod seines Vaters Sigmund an Hunding's Söhnen zu rächen, überfiel ihn ein gefährliches Ungewitter, welches sich aber legte, nachdem er in das Schiff einen auf dem Felsen eines Vorgebirges stehenden Greis aufgenommen, welcher sagte, daß man ihn Hnikar geheißen, da, als er den Raben erfreute und gekämpft hätte, und mitzufahren verlangte. Sigurd sang: „Sag mir das, Hnikar, da du beiderlei weißt, die Orakelzeichen (heill) der Götter und der Menschen. Welche sind, wenn man sich schlagen soll, die besten Orakelzeichen (heill) bei Schwingung der Schwerter." Hnikar sang: „Viel sind gute, wenn die Menschen sie wüßten, Orakelzeichen (heill) bei Schwingung der Schwerter. Für ein treues Gefolge bei der Schwerterverletzung halte ich das des schwarzen Rabens. Das ist das zweite (Orakelzeichen), wenn du hinausgekommen und zum Fortzuge bereit bist, siehst du zwei ruhmbegierige Männer im Zweigespräche stehen. Das ist das dritte, wenn du heulen hörst den Wolf unter Eschenzweigen; Heil ist dir beschieden über Helmstäbe (Helden), wenn sie (die Wölfe) vor dir gehen [19]). Niemand soll entgegenkämpfen der spät-

11) Mone 2ter Th. S. 416—417. 12) De Miraculis S. Martini Lib. IV. c. 36. 13) Lib. II. c. 45. 14) Bei Mone 2ter Th. S. 520—528. 15) Mone 2ter Th. S. 463. 464.

16) Vegtams-Quida III. große Ausgabe der Edda Sämundar 1ster Th. S. 235. IX. S. 240. vergl. Glossar S. 500. *Snorri* Heimskringla I. p. 219. Landnámabór. P. I. c. V. p. 13. P. III. c. XII. p. 229. 17) 45. gr. Ausgabe der Edda Sämundar 1ster Th. S. 346. 18) Svarfdd. Sag. 19) Mehr über den Wolf als Orakelthier werden wir a. a. O. beibringen.

scheinenden Schwester des Mondes (der Sonne). Die haben Sieg, die sehen können die Schwertspielscharfen, oder Keilschlachtordnung aufstellen. Das ist große Gefahr, wenn du mit dem Fuße anstößest, da wo du zum Kampfe schreitest. Trug-Disen stehen dir zu beiden Seiten und wollen dich verwundet sehen. Gekämmt und gewaschen soll jeder Kundige sein, und am Morgen gegessen haben, denn es ist ungewiß, wohin er am Abend kommt. Bös' ist's, trotz der Orakelzeichen (fur heill, d. h. durch Verachtung derselben), umzukommen [20]." — Mit diesem Neutrum heill ist nahe verwandt das Femininum heill, unser Heil, Glück (im plur. heilir) und das Beiwort heill, unser Heil (mit heiler Haut), gesund, unversehrt, welches in den Begrüßungsformeln, aus welchen man auch Vorbedeutungen schöpfte, und die als weissagende Wünsche galten, die Hauptrolle spielt [21]). Aus Heill (Orakelzeichen) wurde das Zeitwort at heilla, bezaubern, gebildet, da Weissagung und Zauberei in der innigsten Verbindung standen [22]). Von dem Angelsächsischen hael (nord. heill) stammt das angelsächsische fugel-haelsere, augur, Weissager aus Orakelzeichen der Vögel; hailsere ist aus einem Zeitworte hailsan von hail gebildet, wie von heill das nordische heilsa, grüßen, Schwed. helsa, Dän. helse, Althochteutsch heilizin, grüßen, bei dem Empfange und Abschiede [23]). Daß auch in dem altteutschen Heil ebenso wie im nordischen Heill zugleich der Begriff von Orakelzeichen lag, lehrt die althochteutsche Übersetzung von augurari durch heilison, von augurium durch Heilisod, von augures und haruspices durch Heilisara, von omina durch Heilisamunga [24]). Bei den Angelsachsen hieß Orakel Godgespräke (Gespräch mit Gott), ferner Hleothor (Laut), Orakelstätte Hleothorsted (Laut-Stätte), Orakelspruch Hleothor Kwyde (Spruch des Lautes), Laut ist also hier vorzugsweise von Götterstimmen gebraucht. Hwata bedeutet Weissagungen überhaupt, Witegan, die Weissager, Wikkan, ebenfalls. Im Althochteutschen bedeutet wizzago, wizago, spätere Schreibart Wissago (Mittelhochteutsch Wissage), Mehrzahl Wizzagun, spätere Schreibart Wissagon (Mittelhochteutsch Wissagen), Weissager, Wahrsager, Prophet (je nachdem es auf die heidnischen Wahrsager oder die christlich kirchlich gebilligten Propheten angewendet wird, wird es für ariolus, pytho, propheta gebraucht); Wizzaga, Weissagin, Wahrsagerin, Prophetin (pythonissa, prophetissa); Wizagon, weissagen, wahrsagen, prophezeien; Wizactuom, Weissagthum, Wahrsagung (divinatio); Wizactuom lihatam, Weissagegeist (pythonicus spiritus); Wizzacheit, Weissageheit, Weissagung, die wizzacheit suochant, qui divinationes expetunt (doch muß unentschieden bleiben, ob Wizzacheit nicht vielmehr aus wizzig gebildet); Wizzagsam, weissagsam, prophetisch (prophetalis) [25]). Im Hochteutschen hat Weissagen, Weissagung, Weissager, weissagerisch seine Bedeutungen behalten, im Sächsischen hingegen ist sie getrübt, da wyssagen, cavillari, höhnen, schikaniren, und een Wyssager, cavillator, Aushöhner, Schikanirer bedeutet (*Palthen.* Not. ad Tatian. p. 305). Stadenius leitet Weissagen von weise (sapiens) ab, als wenn es so viel sei, als weise Sachen sagen [26]). Nach Joh. Georg Wachter [27]), welcher den Stadenius bekämpft, wäre es dasselbe, als wahrsachen d. h. Gewisses, Wahres und Vorhergesehenes sagen, und käme nicht vom alten wise, weise, sondern vom alten wis, gewiß. Aber dann wäre es ja im neuen Hochteutsch nicht in weissagen, sondern in wiß- oder gewiß-sagen umgebildet worden. Mone, Studach u. a. schreiben Weihsage, Weihsager, und leiten es also von dem altteutschen wiho (Goth. weihs), heilig, Wihi, Weihe (benedictio), wihan, weihen, heiligen ab, und diese Ableitung wäre der Sache nach sehr begründet, da die Weissage ein Hauptgegenstand des Götterdienstes war, aber sie hat die Geschichte der Sprache gegen sich, da man Wizzago (im Mittelhochteutschen Wissage), Weissager, und nicht Wih-sago geschrieben findet, wie es nach der Ähnlichkeit von Wihsamenunga, ecclesia [28]), Wihe-zit, tempus sacrum, festa [29]), Wihrouh, Weihrauch, thus [30]) rc. heißen müßte. Zwar findet man auch blos Wirouh [31]), Wihus, aedes sacra, sanctuarium, und diesem entspräche dann die Schreibart Wizago, wizagota bei Tatian (a. a. O.), aber die Schreibart Wizzago [32]) (Mittelhochteutsch Wissage) und Wihrouh rc. erscheint doch als die Regel. Wir haben daher die Schreibart Weihsage, Weihsager rc., so sehr sie auch der Sache angemessen ist, nicht anzunehmen gewagt, zumal da auch die Ableitung von weise einen guten auf die alte und die Volkssprache gegründeten Sinn gibt, sobald nur Weissagen nicht durch weise Sachen sagen, sondern auf eine weise, d. h. in die Zukunft schauende, Verborgenes erforschende Art sagen, erklärt wird; denn weise ist nicht nur sapiens, sondern im Althochteutschen bedeutete es auch zugleich in die Zukunft schauend [33]), sowie auch das Altnordische wis nicht blos sapiens, sondern zugleich in die Zukunft schauend bezeichnet; daher ist der weise Mann (Plattteutsch wise Mann)

20) Quida Sigurdar Fafnisbana in önnur. Fyrri Partr. gr. Ausgabe der Edda Sämundar. 2ter Th. S. 162—165. Grimm Lieder der alten Edda. 1ster Bd. S. 171. Norna-Gests-Saga c. 5. bei v. d. Hagen, altnord. Sagen. S. 13. 14. Olafs Saga Tryggva Sonar. II, 189. 21) s. in den Glossarien zu der großen Ausgabe der Lieder-Edda. 1ster Th. S. 552 fg. 2ter Th. S. 659 fg. 22) Hávamál Str. 151. p. 124. 23) *Tatian* IV, 1. Gloss. Mons. p. 358. 366. Heilizung, Grüßung, *Tat.* IV, 9. Schwed. helsning. 24) Die Nachweisungen s. bei Mone 2ter Th. S. 229. 232.

25) Gloss. Mons. p. 322. 330. 333. 336. 339. 366. 402. 405. 409. Kero c. 6. *Tatian* c. 4, 14. 15. 17. c. 7, 9. *Notker* Ps. 68. v. 21. p. 140. v. 37. p. 141. Wernher Gedichte zur Ehre der Jungfrau Maria herausgegeben von Ötter. S. 114. Wirnt von Gravenberg Wigalois, Z. 9504. S. 349. 26) s. seine Erklärung in seinen Voc. Bibl. p. 720. 27) Gloss. Germ. p. 1856. 28) *Notker* Ps. 55, 1. 29) Otfr. III, 15, 68. 30) *Tat.* c. 8. 7. 31) Gloss. Mons. p. 355. 32) Bei *Notker* Ps. 68. v. 21. p. 140. v. 37. p. 141. Wissago. 33) s. z. B. die Glosse bei Mone Miscell. 1ster Th. S. 244. Wiser, providus, die Gloss. Mons. p. 332. Wiser, prudens, p. 341. Wisa, magos, p. 351. Wistuom, divinatio, Weissagung, p. 355. Wistuom, proverbia, *Tatian* c. 22, 7.: Wistuome rehtero, prudentiâ justorum; *Otfrid* I. c. 16, 51. c. 27, 11. V, 16, 51.: Wisduam, Weisheit, Sächs. Wisduom, scientia, Niederteutsche Psalmen aus der Karolinger Zeit, herausgegeben durch v. d. Hagen Ps. 72. V. 11. S. 71.

und die weise Frau (Plattteutsch wise Frouw)[34]) in der Volkssprache für Wahrsager, Teufelsbanner, der gestohlene Sachen zuweiset rc., und für Wahrsagerin rc. Der Bedeutung nach eins mit weise (altt. wiso), aber von einer andern Wurzel, nämlich von Wizi, Wizzi, intelligentia, scientia[35]), Wizze, ratio[36]) Mittelhocht. Witze, Sinne, Besinnung, Verstand, Mehrzahl von Witz[37]) stammend, daher auch nicht, wie Schilter[38]) thut, mit Wizzago Wizzaga, wizagon etc. vermischt aufzustellen, sind Wizun, divini, Weissager[39]). Einzahl Wizzo, Wizo, einsichtsvoll, verständig, weise[40]), welchem, der Wurzel und Bedeutung nach, das altnordische vitr, mit dem Artikel inn viti, sapiens, von Vit (unser Witz), ingenium, entspricht und mit der angebildeten Sylbe ig, wizziger (witzige)[41]), wizzigo, sapiens[42]), wizzigon, prophetantes[43]), wizzego ze Gote, propheta ad Deum[44]), fona wizgom, ex Prophetis[45]). Altnordisch vitkr, mit dem Artik. inn vitki, sapiens, praescius, Mehrzahl, Vitkar. vates, Magi. Sagi, vitugr, vittugr, sagax, praescius; Dän. vittig, witzig; Angelsächs. witig, ingeniosus (Engl. witty, witzig, sinnreich), Witega, Witga, Weissager, Tungol-witega. Tungel-witega (Mond-Weissager). Das englische Wizard (sprich Wissard oder Wissärd, ist schwankend), Wahrsager, Teufelsbanner, wie bei uns weiser Mann, weise Frau gebraucht, ist nicht von wise, weise, weil es sonst Weiß-ard gesprochen werden müßte, sondern wol nichts als verächtliche Verkleinerung von Wit, Witz, wie im Hochteutschen Wilzen aus Wilden, Fritz aus Friedrich, Meza aus Mathilde rc. verkleinert wird, und hieße ohne diese Verkleinerung Wit-ard, und entspräche dem angelsächs. Witega, Weissager, nur daß statt der edleren Anbildung ega ein verächtliches ard angebildet ist. Von Wizo, Weissager, ist gebildet Wizinunga, Weissagung[46]), und verstärkt in dieser Bedeutung durch das vorgesetzte fora, vorher, voraus, fora-wizo. vorauswissend, fora-wizzah, praesagum, und fora-wizzida, praesagium, Prophezeihung[47]). In der Glosse S. 218 ist forazeichanan (Nominativ fora-zeich) und fora-wizon (Nominativ fora-wizo) als gleichbedeutend zusammengestellt; fora-zeich ist also einer, welcher aus einem Vorzeichen[48]) Künftiges weiß, ein Orakelverkünder aus Vorzeichen. Als ein wichtiges Orakelwort gibt sich Foraspel[49]), prophetia, kund; bei Isidor werden prophetiae durch forasagono spel (der Propheten Verkündigung) gegeben. Das Gothische Thiuthspillon aus thiuth, gut, und Wailaspillon aus waila, wohl, zusammengesetzt, also gut, wohl verkündigen, entspricht ganz dem Hochteutschen gotspellon und dem Angelsächs. godspellian, und zeigt, daß dabei nicht an Gott, sondern an gut zu denken, wiewol beides eine Wurzel hat, und wurde in der Heidenzeit, da der Annahme, daß sie erst neu gebildet, ihr Vorhandensein in den verschiedenen Mundarten widerspricht, aller Wahrscheinlichkeit nach gebraucht, wenn die Orakel bei einem beabsichtigten Unternehmen erwünschte Antwort ertheilten; und so darf man auch Godspel nicht durch Gottes Verkündigung, wiewol die Orakelsprüche für Verkündigung durch eine Gottheit galten, sondern muß durch gute Verkündigung übertragen[50]). Vermuthlich aber hatte bei den Gothen das Wort, welches „Weissager, Voraussager" bedeutete, ein zu heidnisches Gepräge, als daß es Ulphilas aufzunehmen gewagt; er behält daher Praufetes, Praufetus für προφήτης, Prophet; Praufeteis für προφῆτις, Prophetin und praufetjan für προφητεύειν, prophezeien bei[51]). Während der althochteutsche Übersetzer der tatianischen Evangelienharmonie Prophet durch Wizago Weissager, so wie auch Notker meistens durch Wissago, doch auch durch Wizzego gibt, übertragen es der Übersetzer des Isidor, Otfrid, Kero und der Verfasser des Bruchstücks von der Samaritanerin durch Forasago, Forasako, Voraussager, Vorhersager, Forasagun lugge, falsche Propheten, forasagen, später foresagen (Mittelhocht. vorsagen). voraussagen, prophetare, Foresaga, prophetia, foresagelicho, prophetice, prophetisch[52]). In dem Gloss. Mons. p. 319 steht „Forawihactuome, praesagio vel praescientia," Schilter, Gloss. Teut. p. 311, glaubt, daß dafür zu lesen Forawisagtuome, also Vorausweissagthume. Forawihactuom kann aber in Vorausweihthum, Vorweihe eine gute Erklärung finden, und bedeutet eine heilige Handlung, welche vor Unternehmung eines beabsichtigten Geschäfts, Feldzuges rc. angestellt wurde, um den Ausgang des beabsichtigten Unternehmens zu erforschen, so daß wir in Forawihactuom ein wichtiges Orakelwort erhielten. Wenn Notker[53]) Forescrift, Vorausschrift für Schrift von einer künftigen Sache braucht, so muß dieses Wort nicht erst in christlicher Zeit gebildet worden sein, sondern es kann ursprünglich einen mit Runenschrift in eine hölzerne Tafel gegrabenen oder geschnittenen Orakelspruch bedeuten. Zu in prophetico spiritu (im pro-

---

34) Bremisch-niedersächs. Wörterb. 5ter Th. S. 271. 35) Confess. vet. *Otfrid* V, 12, 129. 36) *Notker* Ps. 75, 17. 37) Nibelungenlied Z. 8282. Z. 4224. Wirnt von Gravenberg Z. 75. Gloss. Mons. p. 223. wizzen, saperent. 38) Gloss. Teuton. p. 878. 39) Gloss. Mons. p. 325. 40) *Otfrid* I, 5, 41. II, 9, 33. 41) Gloss. Mons. p. 351. 42) *Notker* Ps. 13, v. 1. 43) Id. Ps. 114. v. 19. 44) Id. Ps. 19, v. 16. p. 18. 45) *Kero* c. 13. 46) Gloss. Mons. p. 408. 47) Glossen bei Nyerup, Symbolae ad Lit. Teut. p. 218. 222. 245. 48) Forazeichan, monstrum, Gloss. Boxh. Sächsisch Furitekin, prodigium. Niederteutsche Psalmen aus der Karolinger Zeit, herausgegeben durch v. d. Hagen Ps. 70. S. 58—59. 49) *Isidor.* c. V. §. 5. p. 7.

50) Ad. Wagner, Bailey-Fahrenkrügers Wörterb. d. engl. Spr. 1ster Th. S. 422. erklärt Godspell durch „Gottes oder gute Spelle, d. i. Buchstabe, Wort, Gesang, isl. spell, spilda, spiold," aber nur dem Klange nach sind im Isländischen spiall, sermo, und Spiall, Spell, detrimentum, wovon at spilla zerspellen, einander gleich, s. Finn Magnusen Gloss. z. Edd. Säm. 2ter Th. S. 795, und auch im Teutschen in engerer Bedeutung Spel, Verkündigung, Erzählung, und Spelle, Zerspaltung, nicht nur der Bedeutung, sondern auch der Wurzel nach zu unterscheiden. 51) Math. 7, 22. Marc. 6, 15. 11, 32. Luc. 2, 36. 52) *Notker* Ps. 56. v. 1. p. 116. Ps. 64. v. 1. p. 128. Ps. 68. v. 21. p. 140. *Kero* Prol. p. 17. 18. c. 2. *Otfrid* I, 5, 37. II, 14, 110. IV, 35, 84. p. 311. *Tatian* c. 13. 21. p. 15. *Isidor* c. V. §. 5. und anderwärts. Wernher, Ged. zur Ehre der Jungfrau Maria, herausgegeben von Oetter. S. 114. 53) Ps. 56. v. 1. p. 116.

phetischen Geiste) setzt Notker Ps. 64 p. 118. in foresichtigemo Geiste, d. h. vorausschauendem Geist; Kero [54]) gibt providus durch forakisehaner (vorausgesehener), provide durch forakeschautlicho (vorausgesehentlich), providentia durch forascawunga (Vorausschauung). Aus den Glossen bei Nyerup a. a. O. sind hier noch zu bemerken S. 352: Conjectorem, warsage (Wahrsager), S. 241.: „Oracula, antwurti, pipot (Antworten, Gebote), und S. 216: Oracula, sprahhus (Sprachhäuser, Orakelhäuser) ist wol neuerer Bildung. Im Norden waren die Orakelhäuser die Blothus, Blutopferhäuser, worin die Blotspá, von welcher unten mehr, verrichtet ward. Im Altnordischen bedeuten Spá (Mehrzahl Spár), Befragung des Orakels, Weissagung, oraculi consultatio, vaticinium, spár (ohne Zeichen des Nominativs spá), weissagend, (at) spá, Zukünftiges erforschen, voraussehen, weissagen, futura praevidere, Spákona, Weissage-Frau, Weissagin, Pythia, Spámadur, Weissage-Mann, Orakelbefrager, Weissager, Spádom, oraculum, Spáfara, Weissage-Fahrung, d. h. Treibung der Weissagung, Spásögr, Orakel-Sagung. Diese in Beziehung auf die Orakel in der Heidenzeit üblichen Wörter haben nicht nur das christliche Mittelalter überlebt, sondern sich auch bis auf diese Tage erhalten, so im Dänischen spaae, wahrsagen, weissagen, vorbedeuten, Spaadom. Weissagung, Wahrsagung ɪc., im Schwedischen, Spå, weissagen, wahrsagen, Spådom, Wahrsagung, Spåkona, Wahrsagerin, Spåqwinnor, Weissageweiber, im Schottischen spae, spay, die Zukunft erforschen, wahrsagen. Durch die vorgesetzte Sylbe for, voraus, vorher, ist im altnordischen Fórspar, Vorherseher, die Bedeutung noch verstärkt. Von spakr ist weiter gebildet spakligr (Schwedisch spaklir), weise, in die Zukunft schauend, und speki, Weisheit, Philosophie. Hier merken wir nur noch an das Gothische Fauratanga, Vorbedeutungen, das Althochteutsche Antparun, Vorzeichen, die althochteutsche Übertragung von sors durch keworfenez loz (geworfenes Loos), [welches mit dem Orakelbrauche des Looswerfens übereinstimmt] von dederunt sortem, blos durch wurfun, (warfen), [so daß also in Werfen schon der Begriff des Loosens lag, weil die Weissagestäbe hingeworfen wurden, worin die Redensart, der Wurf ist gelungen, bei der man jetzt nur noch an das Würfelspiel denkt, wol ihren wahren Ursprung hat,] von malefici durch Weraltwise (Weltweise, nämlich Weiser mit dem alten Begriffe von Weissager), die von oraculum durch Reda, von conjector durch Ratissari, von arioli durch Leodarsezzun (Liedersetzer, nämlich Setzer von Zauberliedern zum Behufe der Weissage), von incantatores durch Kalstrara, von praestigiator durch Galstrari und Galsterare [55]), von striones durch Hagasa (Hexer), von Eumenides durch Hagasa (Hexen), von maleficium durch Luppi (zauberhafte Vergiftung), von veneficus durch Luppari, von Phylacteria durch Zoubargiscrip (nämlich durch Zauber- und Weissage-Runen), von monstrum durch Zoupar und Scinleih, von arioli et divini durch Zoupara (Zauberer, weil der Hauptgegenstand der Zauberei die Ertheilung von Orakelsprüchen war, daher dann auch wieder Magi durch Wisi, Weise, d. h. mit dem alten Begriffe von Weissagung übertragen wird), von divinatio durch Zoupar (Zauber), von magia durch Gouccaltuom, von fascinare durch pegoukelon (begaukeln), von scenici durch Coucalara, Gaukler [56]). Im nordischen Seid liegt zugleich der Begriff von Zauber- und Weissagekunst, und in Seidmadr (Mehrz. Seidmenn) und Seidkona (Mehrz. Seidkonar) der Begriff Zauberer und Weissagemann und Zauber- und Weissagefrau [57]). Das am gewöhnlichsten von der Zauber- und Weissagekunst im Nordischen gebrauchte Wort ist Fiölkingi, Fölkyngi (Viel-Könnung und Viel-Kennung, beides zugleich bedeutend) von fiöl, viel, und Kyngi, Kingi, Könnung und Kennung, gewaltige Kraft, Heftigkeit ɪc., vis vehemens, vehementia, von kunna, können und kennen, und fiölkunnigar menn, vielkönnende und vielkennende Männer, Zauberer und Weissager, fiölkunnigar konar, vielkönnende und vielkennende Frauen. Ein Überbleibsel hiervon hat sich auch in unserer Volkssprache erhalten, in der Redensart: er kann etwas, d. h. er bewirkt es nicht auf gewöhnlichem Wege, sondern durch Zauberei. Gjörningar (Anthuungen) hießen auch Zauberkünste. Außer Spaamänn und Spaaqwinnor heißen im Schwedischen Zauberer und Weissager Helgamän (heilige Männer), und Signare (Segner, Dän. Signemaend, Segenmänner, d. h. Segensprecher, Beschwörer), und Zauberinnen und Weissaginnen Signarskor (Dän. Signersker, Segnerinnen, d. h. Beschwörinnen, Zauberinnen, Signekoner, Segenfrauen, d. h. Segensprecherinnen, Zauberinnen), und Wiseqwinnor, weise (d. h. weissagende) Frauen [58]).

Nicht nur durch Beschauung des Blutes der den Göttern dargebrachten Opfer, durch Runenstäbe und auf andere Weisen, welche wir betrachten werden, erforschte man die Zukunft, sondern auch durch andere Künste, von deren Beschaffenheit keine Kunde auf uns gekommen ist, und wozu vorzüglich Zauberkünste gehörten, welche zum Theil früh schon verrufen waren. Außer den Zauberern und Zauberinnen und einzelnen mit Weissagegeist Begabten, kommen in den isländischen Alterthümern viele Beispiele vor, daß das Vermögen mittels des inwohnenden Weissagegeistes Künftiges zu erschauen gewissen Familien eigenthümlich und erblich war. Nicht unwahrscheinlich ist die Vermuthung, daß hierbei die Ältern die Kinder den Göttern weihten, damit sie ihnen den Weissagegeist verleihen möchten. Auch mochten sich solche Weissagefamilien wol nicht blos auf den Weissagegeist beschränken, sondern auch manchmal zugleich Weissagekünste in Anwendung bringen.

54) bei *Goldast* Script. Rer. Al. T. II. p. 88. 55) über das am ganzen Oberrhein gebräuchliche Wort vergalstern, s. Stalder schweizer. Idiot. unter d. W.

56) Die Nachweisungen s. bei Mone 2ter Th. S. 183. 216. 229. 232. 236. 57) *Snorri* Ynglinga-Saga c. 4., nach welchem die Kunst, welche Seid hieß, bei den Wanen sehr gebräuchlich war und erst durch die Freya zu den Asen gekommen; diese Sage hat darin ihre Entstehung, daß das Hauptgeschäft der Priesterinnen die Weissage war, und in der Christenzeit die Göttinnen als vormalige Priesterinnen angesehen wurden. 58) *Loccenius* Antiq. Sveo-Gothic. p. 84. 85.

Doch lehrt der Spruch: Fatt er for-spaerra enn hugureun (Weniges ist vorausweissagender als der Geist), daß man den Geist als das Wirksamste, in die Zukunft zu schauen, ansah. Hierher gehört auch das in Geschichtserzählungen häufig vorkommende: So senger mier hugurum. Mochte sonst ein Mann noch so klug und weise sein, er ward den Weissagern und Weissaginnen immer nachgesetzt, denn das galt erst für vollkommene Weisheit, wenn sie mit der Gabe der Weissagung vereint war. Die Weissager und Weissaginnen ohne Zauberei waren nie verrufen, während es die Zauberei zum Theil war. *Stephanius*, Not. Vber. in S. Gr. p. 88 sagt, daß die, welche Zauberkünste getrieben, auch in der Heidenzeit zuverlässig immer verrufen gewesen. Doch standen, wie aus dem Hávamál, dem Rigsmál ꝛc. erhellet, nicht alle Zauberkünste im üblen Rufe, namentlich nicht die wohlthätigen, wie Feuersbrünste beschwören, Stürme stillen, Krankheiten heilen ꝛc. Str. 54—56, der Hávamál (des Erhabenen (Odin's) Sanggespräche), gr. Ausg. der Edd. Sám. p. 92—93, enthalten die Ansicht von den zwei verschiedenen Stufen des menschlichen Geistes und von dem Unglücke, welches ein in die Zukunft schauender Geist seinem Besitzer bringt, und sind für unsern Gegenstand besonders merkwürdig; Str. 53: Wie von kleinen Sandkörnern sind von kleinen Seelen klein die Geister der Männer; denn alle Menschen wurden nicht gleich weise. Zu einer Hälfte gehört jeder Zeitliche (Mensch) (d. h. die Menschen zerfallen in zwei Classen, nämlich in die eine ohne, und in die andere mit Orakelgabe); Str. 54: Mittelweise soll der Menschen jeder (sein), nimmer zu weise sei (er), denen der Lebenden (fyrda d. h. Menschen) ist am schönsten zu leben, welche wol vieles wissen, nämlich solchen, welchen weder Unweise und Unwissende (ósnótrir), [von welchen letzteren das Lehrorakellied, Str. 23—27 S. 78—80, Str. 79. S. 103 und Str. 104. S. 113, handelt] noch auch mit der ihren Besitzer unglücklich machenden Orakelgabe ausgestattet, oder, nach dem Ausdrucke des Liedes, Allweise, Allwissende sind. Zur Erklärung dessen, was das Lehrorakellied unter Vielwissenden versteht, dient auch Str 103—104. S. 112—113.: Daheim sei fröhlich der Mann und gegen den Gast munter, weise, wissend (svithr) soll er um sich sein, sich erinnernd und gesprächig, wenn er will vielwissend sein, oft soll er Gutes erwähnen; Fimbul-fambi (Sagenstocker) heißt, der wenig sagen (erzählen) kann, das ist des Unweisen Erbgut. Str. 54: Mittelweise soll der Menschen (manna) jeder (sein), nimmer zu weise sei (er), denn des weisen Menschen Herz wird selten froh, wenn der allweise (allwissend) ist, der (es) hat. Str. 56: Mittelweise soll der Menschen jeder (sein), nimmer zu weise sei (er). Sein Schicksal wisse niemand voraus; dem ist am sorglosesten das Gemüth.

Daß den Frauen (vorzüglich Jungfrauen) etwas Heiliges und Vorausschauendes inwohne, war Glaube bei den alten Teutschen; daher verachteten sie den Rath derselben nicht, noch vernachlässigten sie ihre Aussprüche. Für Weissaginnen hielten sie nach althergebrachter Weise die meisten Frauen, und dann, wenn durch Bewährung der Orakelsprüche sich der Glaube an sie vermehrte, galten sie selbst für Göttinnen. So ward die Jungfrau Veleda von den Meisten für eine Gottheit gehalten, und auch früher Aurinia (Allrun, d. h. Kundige alles Geheimen) und mehre andre verehrt, und zwar nicht aus Schmeichelei, und als wenn sie dieselben nur so gleichsam zu Göttinnen machten, sondern sie hielten sie wirklich für Gottheiten (nämlich für göttliche Wesen, welche durch Wiedergeburt menschliche Körper angenommen) [59]). In Ariovist's Heere, (um mit den frühesten Nachrichten zu beginnen, denn die Cimbern gehörten wahrscheinlich zu den Kelten und nicht zu den Germanen) erklärten nach der bei den Germanen bestehenden Gewohnheit die Ehefrauen (matres familiae) durch Loose und Weissagungen, ob eine Schlacht zu schlagen vortheilhaft sei oder nicht. Sie sagten, daß den Teutschen das göttliche Recht zu siegen nicht gestatte, wenn sie vor dem Neumonde die Schlacht kämpften. Ariovist vermied sie deshalb, um so begieriger ward Cäsar nach ihr, als er den Grund der Zögerung erfuhr, und die Teutschen gegen ihre Überzeugung den Kampf einzugehen genöthigt, wurden sieglos [60]). Nach Plutarch [61]) geschah jener Ausspruch durch die Weissagungen der heiligen Frauen, welche in die Strudel der Flüsse schauten, aus den Windungen und dem Geräusche der Strömungen Merkmale nahmen und darnach voraussagten. Als Drusus über die Elbe setzen wollte, trat ihm ein weibliches Wesen von ungewöhnlicher Größe und teutschem Aussehen entgegen, und redete ihn in lateinischer Sprache an: „Wohin drängt es dich noch, unersättlicher Drusus? Nicht alles dieses zu schauen ist dir bestimmt. Darum gehe von hinnen, denn deiner Thaten und deines Lebens Ende nahet bereits.“ Drusus überschritt die Elbe nicht, und starb kurz darauf an den Folgen eines durch den Sturz vom Pferde verursachten Beinbruchs [62]). Den Römern kam die Erscheinung als eine übernatürliche und das Weib (vorzüglich im Vergleiche mit den Römerinnen) als von übermenschlichem Wuchse vor. Doch war es, wenn die Erscheinung eine Thatsache ist, nichts als eine teutsche Wala oder Weissagin, die Lateinisch von den gefangenen Römern erlernt, welche ihr die sie verehrenden Teutschen zum Geschenke gemacht, wie Letzteres von der Weleda ausdrücklich erzählt wird. Weleda war eine brukterische Jungfrau, welche den Germanen Sieg und den Legionen der Römer Untergang im batavischen Kriege weissagte. Durch die Erfüllung ihres Orakelspruches, durch die Niederlage der Römer in Vetera Castra (Xanten) im J. 71 wuchs ihr Ansehen gewaltig, sie wurde nun nach der Germanen alter Sitte, welche die meisten Frauen für Weissaginnen, aber bei wachsendem Glauben für Göttinnen hielten, nicht blos mehr für eine Weissagin, sondern selbst für eine Gottheit gehalten. Als solche geltend herrschte sie weit und breit. Der Sieger bei Xan-

59) *Tacitus*, Germ. 8. et Hist. IV, 16. 60) *Caesar* de Bell. Gall. Lib. I, 50. 61) *C. Julius Caesar* c. 19. 62) *Suetonius*, Claudius 1. *Dio Cassius* Lib. LV. c. 1. *Livius*, Epitome 140.

ten, Civilis, sandte dankbar der verehrten Orakelgeberin unter andern Geschenken den Befehlshaber einer Legion, Mummius Lupercus, in ähnlicher Weise, wie man den Göttern vorzugsweise die gefangenen Anführer zu opfern pflegte. Um die Tenkterer zu besänftigen, schlugen die Agrippinenser (Cölner) den Civilis und Weleda zu Schiedsrichtern und Bestätigern der Verträge vor. Zu Civilis und Weleda wurden Gesandte mit Geschenken geschickt, und erlangten alles nach dem Wunsche der Agrippinenser, indem Weleda mehr Menschlichkeit als göttliche Voraussicht zeigte. Doch wurden die Gesandten nicht vor Weleda gelassen, und durften nicht mit ihr sprechen. Sie wurden von ihrem Anblicke fern gehalten, damit die Ehrfurcht größer wäre. Auf einem hohen Thurme hatte sie ihren Sitz. Ein Auserwählter von ihren Verwandten trug die an sie gerichteten Fragen um Rath und ihre Antworten darauf als Zwischenbote der Gottheit hin und zurück. Als die Germanen das dreirudrige Befehlshaberschiff des Cerealis erobert, zogen sie es aus dem Rhein die Lippe hinauf und brachten es der Weleda als Geschenk (Opfer). Der siegreiche mit den Batavern und Civilis Frieden unterhandelnde Cerealis stellte der Weleda und ihren Verwandten vor, daß die Trevirer erlegen, die Ubier sich ergeben, und den Batavern ihr Land entrissen sei, und ermahnte sie, von ferneren Bestrebungen und Unternehmungen abzustehen, und mischte Versprechungen unter die Drohungen; auch ließen sich Stimmen unter den gebeugten Batavern vernehmen, daß, wenn es zur Wahl von Herren kommen müsse, es ehrenvoller sei, Fürsten der Römer als die Frauen der Germanen zu dulden. So war das Ansehen der göttlich verehrten Orakelgeberin, deren Herrschaft sich bis über die Bataver erstreckt, durch das Kriegsunglück derselben und ihrer Bundesgenossen gesunken [63]). Durch den Verlust der ferneren Geschichten des Tacitus ist das Nähere von Weleda's weiterem Schicksal in Dunkel gehüllt. Daß es unglücklich war und in Gefangenschaft bestand, erhellt aus dem Statius, Sylv. Lib. I. c. 4. v. 90. Nach Weleda ertheilte in Teutschland Ganna [64]), ebenfalls eine Jungfrau, Orakelsprüche. Sie und Masius, der König der Semnen (Semnones), weshalb man auch sie für eine Semnin hält, kamen zu Domitian [65]). Das große Vertrauen, welches Domitian auf Wahrsagungen setzte, macht die Reise erklärlich; auch war er mit den Sweven in Händel verwickelt, und die Semnen waren ein swevisches Volk.

Bei den Nordgermanen hießen die Weissaginnen (weissagende Zauberinnen) Vaulur, Vöulur, Völvur Waulur etc., in der Einzahl Vala, Valva, Wala etc. Daß sie aber auch bei den Teutschen in engerer Bedeutung so genannt wurden, läßt sich mit Sicherheit aus dem altteutschen Eigennamen Wala schließen [66]). Weleda hieß daher wohl eigentlich Eda, und man setzte davor Wala (Weissagin), also Wala Eda, zusammengezogen Wal-Eda, und mit dem bei Zusammensetzungen üblichen Umlaute Wäl-Eda, Weleda. Sechs andere Ableitungen führt **Keysler**, Ant. Sept. p. 466—476 auf. Wieder andere s. bei **Anton**, Commentar zu *Tacit.* Germ. p. 97 und Ettmüller a. O. p. 12. Was Wal betrifft, so berücksichtigt Arndt [67]) das Angelsächsische wal, Verderben, so daß Wala so viel als Verderberin wäre, und in der That ist diese Benennung für weissagende Hexen, welche häufig das Unglück erst durch die Weissagung bei schwachen Menschen herbeiführen, wiewol auch sehr gütige Walen vorkommen, doch im Allgemeinen bezeichnend, da die Ansicht von der Verderblichkeit der Walen auch dem nordischen Alterthume nicht fremd war, indem die Hava-Mál unter den Dingen, welchen Niemand trauen solle, der Wala Schmeichelrede, Vergnügen machendes, angenehmes Sanggespräch (Str. 84 gr. Ausg. d. Cod. Säm. Th. 3. S. 106) aufführen. Die beiden vorzüglichsten und gangbarsten Ableitungen sind 1) von vaulr, völr, valar, runder Stab, weil die Walen, um den Geistern und den Elementen zu gebieten, mit einem solchen Zauberstabe versehen waren, 2) von val, Wahl und at velia, weil sie das Schicksal wählten und bestimmten. Finn Magnusen läßt im Lex. Myth. p. 776 beide unentschieden und unbestritten. In einem frühern Werke bekämpft er die erstere Ableitung, weil der Stab gar kein allgemeines Zeichen der Hexen und Wahrsagerinnen sei, und weil zweitens diese Bezeichnung das Innerste dieser Schicksalsweiber viel zu wenig ausdrücke. Aber wie oft wird eine Benennung nur von Äußerlichkeiten genommen. Überdies pflegt man unheimliche Dinge gern so entfernt als möglich zu bezeichnen. Eine weissagende Zauberin, pflegte sie einen runden Stab zu tragen, nicht Hexe sondern Rundstäbin zu heißen, ist dem Volkswitze so angemessen, daß die Ableitung von vaulr gar nicht zu gezwungen erscheint. War der Name einmal erfunden, so brauchte die Hexe, zu deren Bezeichnung man ihn anwandte, nicht nothwendig einen runden Stab zu tragen, wiewol der Zauberstab einer Vala selten fehlen mochte, und daß die Walen immer damit versehen gewesen, in der Einlei-

63) *Tacitus*, Hist. IV, 61. 65. V, 24. 25. 64) Nach Keysler (Ant. Sept. et Celt. p. 480—482) bedeutete Ganna soviel als Weib, wäre das nordische Kona, Goth. Queins, Althochteutsch Quena etc. Frau, Eheweib von Kuni, Kunne, Kön, Kyn etc. Geschlecht, genus, generatio, entspräche dem griechischen γυνή, und die Römer hätten irriger Weise ein Appellativum für einen Eigennamen genommen, doch glauben wir Ganna bezeichnender von Gan, Gand, Zauber, welches im Nordischen sich erhalten hat, ableiten zu müssen, da Zauberei und Weissage so innig verbunden waren. Unter den Weissaginnen der Teutschen wird auch Catta, namentlich von Ettmüller (Vaulu-Spá p. XI.) aufgeführt. Sie weissagte dem Vitellius, und er glaubte ihr, wie einem Orakel, daß dann nur seine Herrschaft fest und lange dauern werde, wenn er seine Gebärerin überlebte (*Sueton.* Vitellius c. 14.). Hat dieses Weib Catta (Catta mulier) ihren Namen nicht von catta welches bei Martial 13, 19. vorkommt, und man für eine Art Vögel hält, noch anders woher, sondern wirklich von den Catten, dann ist sie unter die teutschen Weissaginnen, oder wenigstens unter die Walen teutscher Abkunft zu zählen, da sie sich in Rom befunden zu haben scheint.

65) *Dio Cassius* LXVII, 5. Excerpta. p. 761. 66) Verzeichniß der altteutschen Eigennamen bei **Freher**, Rer. Al. II. p. 129. 67) Winke aus germanischen Sprachen u. s. w. in Niebuhr's Rheinischem Museum für Philologie u. s. w. 2ter Jahrg. (1828.) 3tes Heft. S. 359.

leitung zur Völuspa [68]) ausdrücklich berichtet wird. Wie nothwendig man sich den Zauberstab für die Walen dachte, hierfür spricht auch, daß man einen solchen im Grabe einer Wala gefunden, ihn ihr also als ein ihr unentbehrliches Werkzeug auch für jenes Leben mitgegeben hatte. Die Ableitung von at velia, wählen, val, Wahl, erklärte Finn Magnusen früher deshalb für unrichtig, da die meisten Walen nicht Schicksalbestimmerinnen, nicht Wählerinnen des Schicksals der Menschen, sondern nur Enthüllerinnen des künftigen Geschickes seien. Aber die Schicksalbestimmung als das Wichtigere kann doch die Benennung veranlaßt haben, wenn auch nicht alle Walen als Schicksalbestimmerinnen galten. Nach Ettmüller a. a. O. S. V—VI verwechseln die Verfasser des Glossars zum ersten Theile der gr. Ausg. der Ed. die Vaulur mit den Nornir, was aber das Alterthum niemals gethan (und doch kommen, wie wir sehen werden, Nornen, nämlich irdische, und Walen als gleichbedeutend vor) und Vaulur hießen Vaulur, nicht weil sie den Menschen das Schicksal selbst wählten (bestimmten), sondern weil sie unter den festgesetzten Schicksalen jedem das seinige anzeigen, aus der Menge herauswählen konnten. Allein diesem steht entgegen, daß Walen, wie wir sehen werden, wirklich die Nornen gespielt.

Die Walen wurden auch Nornen (Nornir, in der Einzahl Norn) genannt, weil sie das Amt derselben übten. Ihr Hauptgeschäft der Weissagung bestand in der Prophezeihung des Schicksals neugeborener Kinder, das sie, wenn sie die Nornen spielten, oder wenn man sie für Nornen in Menschengestalt hielt, auch bestimmten. Wie bei den Walen Schicksalbestimmung und Weissagung vereint waren, erhellt am besten aus der Nornagests-Saga [69]). Nornagest ward bei seinem Vater, einem reichen Manne zu Gräningur, einer dänischen Stadt, aufgezogen. Da reisten Weissageweiber (Spákonur), welche Walen (Volfur) genannt wurden, im Lande herum, und weissagten den Leuten das Alter (aldur, Alter, Lebensdauer, Schicksal), weshalb man sie einlud, ihnen Gastmähler bereitete, und Geschenke bei dem Abschiede gab. So that auch Nornagest's Vater; sie kamen mit großem Gefolge in sein Haus, und sollten dem Knaben das Schicksal (orlog, wörtlich Urgesetz) weissagen. Er lag, als sie anheben sollten, in der Wiege, und zwei Kerzen brannten über ihm. Sie weissagten ihm, daß er werde ein glücklicherer Mann werden, als seine Voraltern und die Söhne der Häuptlinge im Lande. Der Walen (Volfur) waren drei. Die jüngste Norne (Norn) bedünkte sich von den beiden andern zu wenig geschätzt, weil sie dieselbe bei Weissagungen von so großem Werthe nicht befragt. Auch war da ein Gedränge von losem Gesindel, welches sie von ihrem Sitze stieß, so daß sie zur Erde fiel. Hierdurch wurde sie auf das Äußerste erbittert, rief laut und zornig darein, und gebot mit den dem Knaben so günstigen Weissagungen inne zu halten, „denn ich schaffe ihm das, daß er nicht länger leben soll, als diese Kerze brennt, welche dem Knaben angezündet ist." Hierauf nahm die ältere Wala die Kerze, löschte sie aus, und hieß seiner Mutter, sie zu bewahren, und nicht eher anzuzünden, als am letzten Tage seines Lebens. Darnach brachen die Weissageweiber (Spákonur) auf, banden die jüngste Norne (Norn), nahmen sie mit, und sein Vater gab ihnen beim Scheiden gute Gaben. Als Nornagest erwachsen war, ertheilte ihm seine Mutter die Kerze zur Aufbewahrung, und er führte sie mit sich in der Harfe herum, bis er dreihundert Jahre alt, auf Veranlassung des Königs Olaf sie anzündete, es mit ihm wie die Kerze abnahm, zu Ende ging, und er, als sie verbrannt war, verschied. Auch aus seinem Namen Norna-Gest, Gast der Nornen, sieht man, daß man in diesen Fällen Walen und Nornen für gleichbedeutend nahm; denn Bestimmung des Schicksals und Weissagung desselben bei neugeborenen Kindern waren Eine Handlung, indem die Weissagung in Form eines Gebetes oder Gebotes, daß es so sein sollte, eingekleidet war, und die Weissagung zugleich für Bestimmung und die Bestimmung für Weissagung galt. So wird in der Völo-spá von den drei großen Nornen, welche aus dem Urdsbrunnen unter der Esche Yggdrasil kommen, und Urd (Gewordene, gewordenes Schicksal), Werdandi (Werdende, jetzt werdendes Schicksal) und Skulld (die werden soll, wird, künftig werdendes Schicksal) heißen, ausdrücklich gesagt: sie setzten Gesetze, wählten den Geborenen der Menschen das Leben, und sagten die Schicksale. Im Hrafna-Galdr Óthins [70]) heißt es: „Die Nornen zeigen" (visa nornir), d. h. sie sagen voraus. Von dem auch in Bestimmung und Weissagung zugleich bestehenden Wirken derjenigen Nornen, welche es außer den genannten gab, und die, wie die jüngere Edda sagt, sich bei der Geburt eines jeden Kindes einfinden, um ihm sein Alter voraus zu bestimmen, gibt ein erhabenes Gemälde die Helga-Quida Hundingsbana [71]). In frühen Zeiten, da, als Adler riefen, von Himmelshügeln heilige Wasser strömten, da hatten Helgi den hochgesinnten Borgild geboren, in Bralundr. Nacht war in der Wohnung, Nornen kamen, die dem Edeling das Alter schufen. Den Heerführer hießen sie den berühmtesten werden, und der Gebieter besten dünken. Sie schnürten mit Stärke Schicksalsfäden; da ist Burgenbruch in Bralundur. Sie entfalteten goldene Fäden und machten sie unter des Mondes Saal in der Mitte fest. Die Enden verbargen sie östlich und westlich, da hatte der Sproß Gepriesener Land in der Mitte, Neri's Niftel schwang nach nördlichen Pfaden eine Schnur; stets zu halten, hieß sie ihr. Eins war zur Angst dem Ylfingen-Sohn und der Frau, die Freude gebar." Der Rabe sprach mit dem Raben, saß auf hohem Baume, Beute witternd: „Es steht im Panzer Sigmund's Geborner, einen Tag alt, nun ist der Tag gekommen, wir wollen uns freuen. Scharf sind

68) gr. Ausg. der Edda Sämundar. 3ter Th. S. 4. 69) Einer Episode aus der großen Olafs Saga Tryggva Sonar c. 10 u. 11, bei von der Hagen, Altnordische Sagen S. 25—26.

70) S. d. St. 1. gr. Ausg. d. Edda Säm. 1ster Th. S. 205. 71) Str. 1—6. gr. Ausg. d. Edda Säm. 2ter Th. S. 54—57.

ihm die Augen, wie von Streitern. Er ist der Freund der Wölfe; wir wollen uns freuen [72]). Die Helgi'n durchaus wohlgesinnten Nornen bestimmen und weissagen ihm nur Glückliches. Gleichwol war der Held zu frühem Tode bestimmt, und dieses voraus zu verkünden, werden die Raben eingeführt, wie sie durch ihr Geschrei das Kind und Mutter beunruhigen, indem sie ihn als einen großen Kriegshelden begrüßen, der Wölfe und Raben durch viele Erlegte erfreut, aber auch selbst bald ihnen zur Speise wird. Letzteres mögen zwar auch die Raben selbst nicht aussprechen, aber das Orakel vervollständigt die durch den Ruf der Raben verursachte Angst der Mutter und des Kindes. In dem von Saxo Grammaticus [73]) aus der Haldan's-Sage übersetzten Liede singt der von Haldan, seinem Halbbruder von mütterlicher Seite, tödtlich verwundete Hildiger, daß alles, was der Nornen vorauswissende Ordnung binde, alles, was das Geheimniß himmlischer Maaßregel umschatte, oder was von der Ordnung der Schicksale vorausgesehen feststehe, keine Veränderung hinfälliger Dinge aufheben werde. In der Fridlev's Sage erzählt derselbe Schriftsteller [74]): „Es war Sitte bei den Alten, über die künftigen Begebenheiten ihrer Kinder die Orakel der Nornen zu befragen. Zu Folge dieses Brauches wollte auch Fridlev, Olav's Sohn, der König der Dänen, das Schicksal seines Sohnes erforschen, that Gelübde und ging in den Göttertempel, um zu beten. Hier schaute er in den heiligen Saal, und sah drei Stühle von ebenso viel Disen besetzt. Die erste von gütigem Wesen beschenkte den Knaben mit edler Gestalt und reichlicher Fülle der Gunst der Menschen, die zweite ertheilte ihm die gute Gabe rühmlicher Freigebigkeit, die dritte hingegen, ein freches und neidisches Wesen, stimmte mit ihren gütigen Schwestern nicht überein, wünschte den Geschenken derselben entgegen zu handeln, und heftete den künftigen Sitten des Knaben das Verbrechen der Sparsamkeit an." — Wie die guten oder bösen Schicksale der Menschen von dem guten oder bösen Wesen der zu den neugeborenen Kindern kommenden und ihnen das Alter durch Weissage bestimmenden Nornen abhängig seien, lehrt auch die jüngere Edda (L'aemisaga 15). Hár sagte: herrschen die Nornen über die Schicksale der Menschen, so theilen sie ihnen äußerst ungleich aus, da einige glücklich und köstlich leben, andere hingegen wenig haben, und nicht viel Ruhm erlangen. Andern ist ein langes Leben bewilligt, andern ein kurzes. Hár antwortete: Die Nornen, welche sanft und von guter Herkunft sind, bestimmen ein gutes Leben; aber wenn Menschen einmal von Drangsalen und Unglücksfällen gedrückt werden, so sind die bösen Nornen Ursache. — Das verschiedene Wesen der Nornen erklärte man sich aus ihrer verschiedenen Abkunft. — Sigurd sang: „Wer sind die Nornen, welche in der Noth beistehen und die Mutter von den Kindern lösen?" Fafnir sang: „Sehr verschieden geboren, glaube ich, daß die Nornen sind, sie haben nicht ein Geschlecht zusammen. Einige sind aus dem Geschlecht der Asen (Götter: ás-kungar), einige aus dem Geschlecht der Alfen (álf-kungar), einige Töchter Dvalin's [aus dem Zwerggeschlecht [75])]. Wenn die Walen die Nornen spielten, so versahen sie auch das Amt der Hebammen, welches häufig mit Zauberei verbunden war. Noch jetzt heißt im Isländischen Norn Hebamme. Wie Weissagung und Schicksalsbestimmung unzertrennlich waren, lehrt auch die Benennung Spádisir (weissagende Göttinnen) für Schutzgöttinnen, im Betreff derer z. B. die Volsungasa-Saga. 22. Cap. S. 32—33 von König Sigmund erzählt, daß ihn seine Weissagegöttinnen (Spádysar) in dem blutigsten Getümmel der Schlacht dergestalt geschützt, daß er nicht verwundet worden, bis Odin selbst mit dem Spieße ihm entgegengetreten, und an dieser Waffe des Gottes das Schwert zersprungen, das ihm Odin früher gegeben. Nun wandte sich das Glück von Sigmund, sein Heer fiel und er selbst. Des Nachts kam zu dem Verwundeten seine Gattin Hiordys, aber er verweigerte, sich heilen zu lassen, weil Odin nicht wolle, daß er künftig mehr das Schwert ziehe, seitdem dieses zerbrochen. Zur Veranschaulichung des innigen Zusammenhanges der Schicksalsbestimmung und Schicksalsweissagung gehört auch die Sage vom Dänenkönig Frodi dem Munteren, und ein erhabenes Bild von Schicksalsweissagungen geben in der Göttersage die Weissagungen, welche die Götter von Loki's drei mit der Riesenfrau Angurbodi erzeugten Kindern hatten. Nicht blos auf die Schicksalsbestimmung der bereits geborenen Kinder äußerten die Orakel ihren Einfluß, sondern man wandte sich auch bei besonderen Fällen vor deren Geburt, ja vor deren Zeugung, an die Orakel, wovon folgende Sage ein Beispiel enthält. Die Gemahlin des Königs Haldan von Dänemark, Gurith, war unfruchtbar. Haldan wünschte sehr Nachkommenschaft, und begab sich, um seiner Gemahlin Fruchtbarkeit zu verschaffen, nach dem Orakelort Upsal. Die Antwort, welche er erhielt, ermahnte ihn, wolle er Nachkommenschaft erwecken, solle er zuvor seinem Bruder (Hildiger, Haldan's Halbbruder von mütterlicher Seite, im Kampfe mit Haldan gefallen) Todtenfeier halten. Haldan gehorchte dem Orakel und ward seines Wunsches gewährt, da Gurith ihm einen Sohn gebar, welchen er Harald nannte. Dieser Harald Hildetand übertraf nicht nur an Schönheit, Größe und Stärke seine Zeitgenossen, sondern hatte Odin's Güte, dessen Orakel er seinen Ursprung verdankte, auch dergestalt erfahren, daß sein Körper durch Stahl nicht verwundet werden konnte [76]). — So wie die Voluspa von den drei großen himmlischen Nornen singt, daß sie Gesetze

72) Das Weitere s. bei F. Wachter, Forum d. Kr. 1ster Bd. 2te Abth. S. 107—114. 73) Hist. Dan. Lib. VII. p. 136. 74) Lib. VI. p. 102.

75) Fafnis-mál St. 12—13. gr. Ausg. der Edda Sæm. 2ter Th. S. 173.; die jüngere Edda gibt das áskungar des Dichters, welchem godkungar entspräche, durch gódkunnigar, durch Gutheit bekannte oder von gutem Rufe; woraus wenigstens soviel erhellt, daß man sich die Nornen aus dem Geschlechte der Asen (Götter) als die guten dachte. 76) *Saxo Grammaticus* Hist. Dan. Lib. VII. p. 137. Vergl. *P. E. Müller* Critisk Undersögelse. p. 109—110., und Finn Magnusen, Eddalaeren og dens Oprindelse. T. IV. p. 6. 125. 126.

setzten, so wurden auch die Walen zur Ertheilung von Rechtsorakeln gebraucht, indem sie bisweilen zur Schlichtung und Entscheidung schwerer Rechtsstreite gewählt wurden [77]). Neben einer solchen Sittenlehre der Weissagefrau, wie hier vorkommt, und einer solchen sittlichen Erziehung des Knaben misbrauchten sie aber auch ihr Ansehen und ihre Unverletzlichkeit zu Begünstigung von Gewaltthätigkeit. So gab die Weissagefrau (Spákona) Thordis den Rath, daß Thorkell, welcher bei seiner Hochzeit Gládir'n erschlagen, mit ihrem Stabe (sproti, stafsproti), welcher Hegnödr, Hegnudr (Rächer) genannt war, auf das Haupt Gudmund's, des Schwestersohnes Gládir's, bei Gerichte schlagen sollte, und Gudmund vergaß hierdurch seine Rede; und jene erlangten zwei Hunderte Silber [78]). Die Nordmannen hatten unter den Germanen die Rechtsorakel nicht allein. Nachweislich auch bei den Westgothen wandten sich Richter an Weissager und Deuter der Eingeweide der Opferthiere (divinos et aruspices) um Rath, indem sie hierdurch die Wahrheit am sichersten zu finden glaubten, bis in der Christenzeit ihnen die Befragung der Rechtsorakel bei Strafe von Geißelhieben und Leibeigenschaft verboten ward [79]). Nicht minder bei den Friesen werden wir Rechtsorakel finden, welche vermöge der Orakelstäbe statt hatten. Außer der Weissagung der Schicksale einzelner Menschen und den Rechtsorakeln gaben die Walen auch Orakelsprüche über die Schicksale des Landes, des Volkes und des Staates, und wurden deshalb von den Fürsten und Vorgesetzten herbeigerufen, damit diese ihre Handlungen nach den Aussprüchen jener einrichten und sich so vor den Ausbrüchen des Unwillens des Volkes sichern konnten, indem die Gefahr bei ungünstigem Ausgange des Unternehmens von dem Fürsten abgewandt wurde. Die Wala erhielt da jedesmal reichlichen Lohn für den durch die Weissagung geleisteten Dienst. Von dergleichen auf Betrieb der Vorgesetzten angestellten Weissagungen, den bei solcher Gelegenheit angestellten Gastmählern, der Kleidung der Wala, ihrem Gesange ꝛc. gibt die Saga Eiríks rauda oder Tháttr Thorfinus Karlsefnis, Einleitung zur Völuspá gr. Ausg. d. E. 3ter Th. S. 3—6. eine merkwürdige Beschreibung, deren Schauplatz in der isländisch-norwegischen Niederlassung im alten Grönland ist. Ein Weib, Thorbiörg (Schützerin Thor's) geheißen, wohnte in jenem Lande. Sie war Weissagin und die kleine Wala genannt (wahrscheinlich im Gegensatz der großen mythischen Wala, von welcher wir im Artikel weiter unten handeln). Sie hatte neun Schwestern gehabt; aber sie war nur allein noch übrig. Thorbiörg pflegte im Winter die Gastmähler zu besuchen, von denen eingeladen, welche um ihre Schicksale und zukünftige Dinge besorgt waren; und da Thorkell unter die Großmänner gerechnet ward, und ihm die Sorge der Erforschung, wann die gegenwärtige Getreidetheuerung aufhören werde, obzuliegen schien, so lud er die Weissagin zu sich ein, nachdem er köstliche Zurichtung getroffen, wie Sitte war, einen solchen Gast zu empfangen. Der Sitz der Wala war auf einer erhabenen Stelle angebracht und mit einem mit Hühnerfedern ausgestopften Kissen versehen. Ein Mann ward ihr entgegengesandt, unter dessen Begleitung sie am Abende ankam. Sie war mit einem blauen Rock angethan, der von oben bis unten mit Steinchen geziert war. Am Halse trug sie gläserne Kügelchen. Die Kopfbedeckung war aus schwarzem Ziegenfelle und gefüttert mit einem weißen Katzenfelle. Sie stützte sich auf einen mit Messing gezierten Stab, welcher oben eine kleine mit Steinen umgebene Kugel hatte [80]). Mit einem hunländischen Gürtel hatte Thorbiörg sich gegürtet, und an ihn einen großen Geldbeutel gehängt, in welchem die Zauberinstrumente sich befanden. Sie trug Schuhe aus rauchem Kalbsfelle mit langen und dicken, an eherne Kügelchen befestigten Bändern. Die Hände hatte sie in schwarze, inwendig weiße und rauche Handschuhe aus Katzenfelle gehüllt. Die Eintretende grüßten Alle, wie sie für Schuldigkeit hielten, mit Ehrfurcht, sie aber nahm, je nachdem ihr die Begrüßenden gefielen, die Grüße auf. Thorkell faßte die Rechte der Weissagin, führte sie zu dem ihr bereiteten Sitze, und bat sie, Wohnung und Menschen zu betrachten. Über dieses Alles war sie sparsam an Worten. Endlich ward der Tisch zugerichtet und der Weissagin folgende Speisen vorgesetzt: eine Zukost aus Ziegenmilch und ein Gericht bereitet aus den Herzen verschiedener Thiere, deren es in Fülle gab. Sie bediente sich eines messingenen Löffels und eines mit zwei ehernen Ringen gezierten Messers ohne Spitze, und mit einem Hefte aus dem Zahne eines Wallfisches verfertigt. Nachdem die Tische wieder hinweggebracht waren, ging Thorkell zu Thorbiörg, und fragte sie, was ihr von der Wohnung und den daselbst versammelten Menschen scheine, und wie bald er in Kenntniß dessen gesetzt werden könne, was er gefragt und was die Übrigen zu wissen wünschten. Sie antwortete, sie werde dieses nicht eher sagen, als am folgenden Tage, wenn sie die Nacht dort zugebracht habe. Den folgenden Tag wurde jene Zurüstung getroffen, welche sie zur Vollbringung ihrer Zauberei nöthig hatte. Alsdann verlangte sie, daß ihr einige Weiber geschafft würden, welche den für diese Zauberei bestimmten und Vardlokur (Wachschlösser) genannten Gesang könnten, aber es war keine zu finden; und als im Dorfe herum nach einer gesucht wurde, welche dieses Gedicht kannte, antwortete Gudrid: Ich bin keine Zauberin, noch Weissagin, aber meine Amme Halldis in Island lehrte mich das Lied, welches sie Vardlokur nannte. Thorkell sagte: „Also kannst du mehr, als wir geglaubt haben." Gudrid sprach: Dieses Lied und diese Ge-

77) Das Nähere s. Vatusdaelasaga, Kopenhagner Ausgabe. S. 186—190. Saga Thorvaldar Vidförla im Anh. zur Hungurvaka p. 256 sq. 78) Vatusdaelasaga l. c. Landnámabor. p. 199. 79) Lex. Wisigothorum. Lib. VI. Tit. II. c. 5. bei Georgisch S. 2027 fg. vergl. a. a. O. c. 1. 2025.

80) Der Stab der Walen, namentlich der isländischen, hieß seidstafr, Zauberstab. Laxadaela-Saga, Kopenhagner Ausg. v. 1826. S. 328 fg. Ein solcher großer Zauberstab ward, wie die Lax. Sag. erzählt, nebst einer Kinga (Heftel) im Grabe einer Wala gefunden.

bräuche sind so beschaffen, daß ich es vorzutragen mich scheue, da ich eine Christin bin. Thorbiörg versetzte: „Doch kannst du uns hierbei ohne Nachtheil für deine Religion beistehen. Thorkell aber ist gehalten, alles zu dieser Ceremonie Nöthige herbeizuschaffen." Thorkell bat Gudriden eifrig, daß sie das Gebetene leiste, und sie willigte ein, ihn zufrieden zu stellen. Alsbald umgaben die Frauen Thorbiörg, welche höher auf dem Zaubergerüste saß; Gudrid aber sang das Lied mit so lauter und klangreicher Stimme, daß alle Anwesenden gestanden, nie einen lieblicheren Gesang gehört zu haben. Die Weissagin durch Gudrid's Gesang ergötzt, sagte ihr Dank, und sprach: „Viel habe ich von Krankheiten und Theuerung vernommen, denn jetzt sind mir viele Dinge eröffnet worden, welche mir und andern vorher verborgen waren. Diese Hungersnoth, weiß ich, wird nicht lange dauern, denn mit dem Beginnen des Frühjahres wird die Fruchtbarkeit des Getreides zurückkehren, und die Krankheiten auch, welche eine Zeitlang diesen Landstrich unglücklich gemacht haben, werden in Kurzem weichen. Dir aber, Gudrid! will ich den Dienst, den du uns geleistet hast, belohnen; denn deine mir wohlbekannten Schicksale steigen höher, als Jemand geglaubt hätte. Du wirst hier in Grönland einen Mann von großer Bedeutung heirathen, obschon du diese Ehe nicht lange genießen wirst, denn deine Schicksale werden dich nach Island zurückführen, wo du die Mutter eines zahlreichen und in Ansehn stehenden Stammes sein wirst. Über deine Nachkommenschaft wird ein heller Strahl leuchten. Heil dir, meine Tochter! und lebe wohl!" — Hierauf gingen alle, eins nach dem andern zu ihr, und fragten sie, was jedes zu wissen wünschte, und sie sagte alles dieses klar voraus. Kurz darauf begab sie sich in eine andere Wohnung eingeladen hinweg. Die Beschaffenheit der Luft kehrte beim Herannahen des Frühlings in einen besseren Zustand zurück, wie Thorbiörg vorausgesagt hatte.

Wir wenden uns nun zur Betrachtung der göttersaglichen Walen, denn auch diese ist für die Orakelgeschichte ungemein lehrreich, da die göttersaglichen ein Abbild der wirklichen, leibhaftigen sind. Von den göttersaglichen Walen ist die berühmteste diejenige, welche in der Völuspá (Weissagung der Wala) singend eingeführt wird. In der Urzeit hatten sie Riesen aufgezogen (oder erzeugt, födda, oder nach anderer Handschrift fraedda, gelehrt, unterrichtet). Einsam saß sie außen, da der alte nachsinnende (oder zu fürchtende) Ase kam, und in die Augen sah. „Was fragt ihr mich? was erforscht ihr mich? Alles weiß ich. Odin! wo du dein Auge verbargst in jenem klaren Mimirsbrunnen. Es trinkt jedem Morgen Mimir Meth aus des Valfandur's Pfande. Wißt ihr — doch aber was?" Es wählte (gab) ihr der Herfandur Ringe und Halsbänder, weissagende Zeichen aus Opferthieren und Zauberstäbe. Sie sah weit und breit durch alle Welten [81]). Die Wala richtet ihr Lied an alle größern und kleinern Wesen, Verwandten Heimdall's, und vorzüglich an Walfaudur (Odin). Sie erinnert sich der am Anfang der Zeit geborenen Riesen, neun Welten und neun Himmel, und der Esche Yggdrasill, als diese in ihrem Wachsthume noch unter der Oberfläche der Erde war, gibt hierauf Kunde vom leeren Raume, als im Anfange der Tage Ymir lebte, von der Erschaffung der Welt durch Bör's Söhne, der Ordnung des Laufes der Gestirne, Bestimmung der Tages- und Jahreszeiten, den Arbeiten der Asen auf dem Idavöllr (Gefilde der Geschäfte), ihrem Spiel mit Goldwürfeln, ihrem Goldreichthum und ihrer Freude, bis drei übermächtige Thursen- (Riesen-) Mädchen aus Jotunheim (Riesenwelt) kamen, und erzählt die Erschaffung der vielen Zwerge durch die Asen, und die Namen derselben, die aus Bäumen bewerkstelligte Schöpfung der zwei ersten Menschen durch Odin, Hänir und Ve, den Stand und die Beschaffenheit der Esche Yggdrasill über dem Ardar-Brunn, der Wohnung der drei vielwissenden Mädchen Urd, Verdandi und Skuld, und ihre Festsetzung der Gesetze, und Bestimmung und Voraussagung des Schicksals der Menschen. Sie erinnert sich dessen als erster Volksschlacht in der Welt, als sie die Gullveig (Goldmaterie, Goldkraft, Goldtrank) mit Spießen durchstachen und sie in der Halle Har's (des hohen Odin's, d. h. im Freien) verbrannten. Dreimal verbrannten sie die dreimal geborene, oft und unselten, doch lebt sie noch. Heidur (Geld, Heitere) hießen sie sie, zu wessen Haus sie kam, wohl- (Gutes) weissagende Wala (oder trügerisch weissagende (Völo velspá, je nachdem man das vel betont); sie zähmte Wölfe, konnte Siedzauber (seid, Zauber durch Sieden zum Behufe der Weissagung), übte Siedzauber wie Spiel. Immer war sie Wonne bösen Volkes, bösen Weibes. — Nach dem Berichte von der ersten Volksschlacht in der Welt singt die Wala, wie Freia an das Geschlecht der Riesen gegeben worden, und der zürnende Thor die den Riesen geleisteten Eide gebrochen, wo Heimdall's Horn verborgen, wie Odin zu ihr gekommen, und da sie die Prüfung bestanden, beschenkt, wie sie die Walkyrien zum Göttervolke reiten sehen, wie sie die Baldur'n verborgenen Schicksale gesehen, wie er getödtet, und gerächt und Loki, den sie gefesselt sieht, bestraft worden, geht auf den Schwerter wälzenden Fluß Slithr und die Säle der auf dem Gebirge der Finsterniß (Nidafjöll) und auf Okólnir (Unkalt) über, und beschreibt, was sie in Nastrandir dem Qualenorte der Verbrecher gesehen, berichtet von der Geburt der Kinder Fenrir's durch die Alten im Eisenwald, vorzüglich des Mondverschlingers, und leitet so ihre Weissagung vom Untergange der jetzigen Welt und der Götter im Kampfe mit Muspell's Söhnen, und der Entstehung einer neuern glücklichern Welt ein. Ihr Ausdruck: „Sie (die Wala)

---

81) Über Féspiöll spailig s. gr. Ausg. der Edda Sämundar 3ter Th. S. 34. 220. 249 fg. 1027. Afzelius, Sämund den Vises Edda (schwed. übers.), welcher féspiöll spaklig ok spá ganda durch trolljud visa och mägtiga qväden gibt, Mone, Gesch. d. Heid. 1ster Th. S. 362. Studach, Sämund's Edda des Weisen. S. 15 fg. *Ettmüller* Vaulu-Spá. p. 28. Legis, Fundgruben des alt. Nord. 2ter Th. S. 26., welchen hauptsächlich Finn Magnusen's Den äldere Edda u. s. w. oversat og forklaret Kjöbenhavn 1821 zu Grunde liegt.



sieht emporkommen zum zweiten Male die Erde aus dem Meere" rc., lehrt, daß sie die Weissagung vermöge eines Gesichtes hat, daher macht sich auch ihre ungeachtet der Gedrängtheit anschauliche Beschreibung des Herganges jener künftigen Ereignisse ganz natürlich, und wenn sie weiter oben von sich sagt: „Viel weiß die Kundige, weit ferner sieht sie hinaus über die Vernichtung der Mächte (Götter), und den Fall der glücklichen Götter," so ist dieses Sehen nicht blos bildlich zu verstehen, sondern ihr Wissen war mit dem Schauen der gekannten Gegenstände durch ein Gesicht verbunden. Am Schlusse sagt sie: „Nun wird sie (die Wala) sinken [82]." Dieses läßt mit aller Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß die Wala, aus dem Grabe durch Zauberlieder emporbeschworen, ihr weissagendes Lied singt, wovon wir sogleich ein Beispiel sehen werden. Eins mit der Wala der Völuspá ist wahrscheinlich die Wala in der Vegtams-Quitha. Die Asen durch Baldur's böse Träume geschreckt und durch das Orakel der Riesen belehrt, daß Baldur dem Tode nahe, ließen durch Frigg alle Wesen in Eide nehmen, daß sie ihm nicht schaden wollten. Odin jedoch vermuthete, daß etwas Mangelhaftes dabei vorgefallen, und glaubte, daß die Schutzgeister (Hamingior) gewichen. Er ritt also hinab in die Todtenwelt an die östliche Thüre der Wohnung Hel's, wo er den Grabhügel der Wala wußte, hob an, der Klugen ein Todtenzauberlied zu singen, schaute gen Norden, legte Stäbe (stafi, Buchstaben, d. h. mit Buchstaben bezeichnete Zauberstäbe), darauf begann er Glaubenssätze zu sagen, foderte Orakel (Frettir), bis sie ungern sich erhob, und Todtenworte sang: „Was ist das für ein mir unbekannter Mann, der mir besorgten Sinn bereitet. Ich war von Schnee beschneit, von Regen geschlagen, und Thaue beträuft. Todt war ich lange." — (Vegtam sang:) „Wegtam heiß' ich, bin Waltam's Sohn, sag du mir aus Hel (der Todtenwelt) ich will dir aus der Welt (heimr) erzählen. Für wen sind die Bänke mit Ringen gestreut, die glänzenden Betten von Gold umflossen?" — (Die Wala sang:) „Hier steht Baldur'n der Meth gesotten, heller Trank. Der Schild liegt darüber. Aber die Söhne der Asen sind in Verzweiflung. Ungern sagt' ich, nun werd' ich schweigen." (Vegtam sang:) „Schweige nicht Wala, dich will ich fragen, bis ich Alles kenne. Ich will ferner wissen, wer Baldur'n wird zum Tode werden rc." Die Wala sagt es ihm. Sie will immer wieder schweigen, muß aber auf Odin's Auffoderung fortfahren, und berichten, wer Baldur'n rächen werde. Endlich legt er ihr die räthselhafte Frage vor: „Wer sind die Mädchen, die nach Belieben weinen, und an den Himmel die Halsgewänder werfen. Sag du das eine, nicht eher schläfst du." An dieser Frage erkennt sie, daß es Odin ist. Sie kann die Frage nicht beantworten, und Odin triumphirt durch seine Geheimlehre über sie, so wie auch anderwärts z. B. über Vafthrudnir (s. d). Der Triumphirende singt: „Du bist nicht Wala (Völva, welche Form das ganze Lied braucht), noch eine weise Frau, eher bist du die Mutter dreier Thursen [83])."

Eine andere berühmte mythische Wala ist Hyndla, nach welcher das von ihr handelnde Lied Hyndla-Lióth genannt ist, welches in andern Handschriften Völu-spá hinn Skamma (die kleine Völuspa, die kleine Weissagung der Wala) heißt. Sie ist eine Riesenjungfrau, wohnt in einer Höhle, und statt der Rosse hat sie Wölfe im Stalle, welche ihr zum Reiten dienen. Freya kommt des Nachts zu ihr, ladet sie ein mit nach Walhall zu Odin zu reiten, und verspricht auch den Feind des Riesengeschlechts, Thor, durch ein Blutopfer mit ihr zu versöhnen. Hyndla erkennt Freya's Schlauheit, doch reitet sie mit ihr, und gibt für Freya's Liebling Ottar, Instein's Sohn, welcher mit Agantyr einen Erbschaftsstreit hat, Auskunft über die Geschlechtsreihen nordischer Könige und anderer Großen, und kommt so auch auf die Geschlechter von Göttern und Riesen zurück, und endlich auch auf den künftigen Untergang der Götter und der Welt. Unter den von ihr aufgezählten Abstammungen gehört für unsern Gegenstand: „Alle Walen (Völur) sind von Witholf, alle Wicker (Vitkar, Weissager) von Wilmeith, die Sied-Zauberer (Seid-berentur, Zaubersudtragende) von Svart-Haufdi (Schwarzhaupt) gekommen. Nachdem Ottar alle Abstammungen von der Hyndla gehört, welche er den andern Tag bei dem Erbschaftsstreite mit Agantyr aufzählen soll, und Freya so ihren Zweck erreicht, treibt die Undankbare die Wala mit Hohne statt des Lohnes von sich [84])."

Eine wichtige mythische Wala ist auch Ithun, von welcher der Hrafna-Galdr Othins Str. 6—21 singt: „in den Thälern weilet die vorauswissende Göttin (Dys forvitin), von der Esche Yggdrasill (dem oberen Weltbau) gesunken. Sie ist aus dem Geschlechte der Alfen. Ithun hießen sie das jüngste von Iwald's älteren Kindern. Odin wählte Heimdall, Ithun in der Unterwelt [85]), um Orakel zu befragen (at fretta), was sie von allem und jedem in der Welt wisse. Bragi und Loper trugen den Gesang, Zauberlieder sangen, auf Zauberwölfen ritten sie zur Wohnung Heimi's (der Unterwelt). Heimdall fragte Ithun, ob sie wisse die Zahl der Jahre, die Lebenszeit und das Alter-Ende der Welt. Sie konnte keinen Laut hervorbringen, vom Wunder- und Zauberschlafe gefesselt. Da sie keine Antwort erhielten, so suchten sie um so mehr, je mehr Verweigerung dagegenstand, doch ihre Beredsamkeit hatte weniger Kraft, als ihr Wunsch. Es begab sich da fort der Führer der Orakel-Reise der Wächter bei Herians (Odin's) gellendem Horne (d. i. Heimdall), nahm zum Begleiter Nal's Kind (Loki'n). Grimmir's (Odin's) Dichter (Bragi) mußte den Grund (wo die Ithun war) bewachen. Die Götter oben bei dem lange dauernden Mahle befragten Heimdall und Loki'n viel, ob die Jung-

82) Völo-spá, gr. Ausg. der Edda Sämundar. 3ter Th. S. 23—56.

83) Vegtams-Quitha. p. 234—250. über die wahrscheinliche Einheit der Wala der Völuspá und der Wala der Vegtams-Quitha vergl. Mone 1ster Th. S. 425. 84) Hyndlu-Lióth. gr. Ausg. der Edda Sämundar 1ster Th. S. 311—346. 85) Wir geben die dunkle Bildersprache des Hrafnagaldr's, um durch Erklärung derselben nicht zuviel Raum zu verlieren, in verständlicher Prosa.

frau ihnen Weissagungen und Zukunftkundige Reden wissen lassen. Sie erzählten, daß ihre Reise erfolglos gewesen, und daß man schwerlich von der Weisen (d. h. Weissagekundigen) Antwort erhalten würde. Da sagte Omi (Odin), daß man die Nacht zu Neu-Räthen nehmen solle, und jeder von ihnen bis zum Morgen nachdenken solle, um Rath vorzulegen. Die Göttersage nennt auch Groa Valva (Vala), welche über Thor's Haupt Zauberlieder singt, um aus demselben das Stück von Hrungnir's Steinkeile zu lösen. Diese Sage veranschaulicht, wie Walen zugleich auch als Zauberinnen galten, daher findet man auch an dieser Stelle Valvâ durch incantatrix übersetzt [86].

Auf Island heißt Vala noch jetzt der Würfel aus dem Wirbelbeine über der Kniekehle eines Schafes, welcher zur Erforschung künftiger Dinge, wiewol jetzt nur noch zum Scherze, geworfen wird, während eine alte, vormals abergläubische Formel gebraucht wird, deren Anfang lautet: Seg thú mér that Vala! sag du mir das Wala! (ob etwas geschehe oder auf welche Weise es sich ereigne rc.). Je nachdem diese oder eine andere Seite durch den Wurf zuoberst gekehrt kommt, bildet man sich zu Folge bestimmter Regeln der Vorausentscheidung eine Orakelantwort [87]. Die Formel ist aller Wahrscheinlichkeit nach der Anrede nachgebildet, welche man an die wirklichen Walen zu richten pflegte. Obgleich in Teutschland der Schauplatz der Erzählung ist, wie plötzlich eine Weissagefrau (divina futuri muliercula) als heimliches Orakel oder Verkünderin des göttlichen Willens (coeleste quoddam oraculum, aut divinae voluntatis interpres) den Kaiser Karl vor der ihm durch Ragnar Lodbrok's Überfall drohenden Gefahr warnt [88], so gehört sie doch mehr zur Geschichte der Ansichten von den Weissagefrauen im germanischen Norden, da sie hier ihre Heimath hatte.

Alrunen hießen auch die weissagenden Zauberinnen, und, wie wir gesehen haben, war bei einer altteutschen Wala Alrun zum Eigennamen geworden. Runa im Gothischen [89], im Althochteutschen Gi-runo [90], Chi-runi [91], im Angelsächs. Run, bedeutet Geheimniß; rynia, Altnord. runa, Altschwed. runian, Angelsächs. runen, Altteutsch raunen, flüstern; Ga-runi Goth. [92]), Rune Angelsächs., Rúnar Altnord., Berathschlagung, Gespräch; Ge-runa Angelsächs., ein Geheimerrath, Vertrauter; Run Angelsächs., Rúnar Altnord., Zeichen, Charakter, Buchstabe; Rúnar Altnord., Wissenschaften; Rúna Altnord., Zauberei, Gaukelei [93]); Runokarla Altschwed., Zauberer; runan, runian Angelsächs., zaubern, Zauberlieder murmeln; runkraeft Zauberkraft, Runa Altt., Here [94]); Runer, Zauberer; Helli-runa, Heli-runa, necromantia [95]); Ca-runi, magia [96]); Ge-runot, Geraunet, Zaubergesang [97]); Runstaf, Runstaef Angelsächs. [98]), Runstaba, Althocht., Zauberzeichen, Zauberbuchstabe [99]). So vielfache Bedeutung drängte sich in Alrun zusammen, also eine, welche durch Zauberei aller Geheimnisse kundig ist und sie weissagt. Die Alrunen hießen auch Haliurunen, heilige Zauberinnen, wie aus den Handschriften des Jordanes hervorgeht. Nach der gothischen Sage vertrieb König Filimar solche Zauberweiber, weil er gegen sie Argwohn gefaßt, weit von seinem Heere hinweg in die Einöde, und sie gaben, da unreine Geister sich in Liebe mit ihnen vermischten, den häßlichen Hunnen ihren Ursprung [1]). In Hunibald's Büchern von den Franken, welche zwar als Geschichtswerk betrachtet nur Mährchen enthalten, aber für Alterthümer, mit Auswahl benutzt, nicht ohne Ausbeute sind, kommt eine „inländische Zauberin vor, so von Kunst und Verstand des Wahrsagens Alrun genannt." Durch sie läßt Markomér des Abgottes Gewalt des Nachts beschwören, und durch ihren heimlich gesprochenen Segen erscheint eine Gestalt mit einem Kröten-, Löwen- und Adlerhaupte, welche dem Markomér weissagt, und wovon die Alrun die Auslegung gibt. Markomér entläßt sie mit reichen Geschenken begabt, nachdem er ihr geboten, die offenbarten Dinge geheim zu halten [2]). Von den Alrunen, den weissagenden Hexen, ist dann die Benennung auf die Orakel ertheilende Fetische in der Verkleinerung Alrüneken, Alraunchen, übertragen. Sie waren bis nahe an unsere Tage gewöhnlich, und sind es vielleicht hier und da noch, hauptsächlich aus der Alraunwurzel [3]), auch schon bei den Alten ein Hexenkraut doch aus seiner Beschaffenheit leicht erklärlich; aber auch aus der Zaunrübe (bryon) bildeten Betrüger kleine Menschengestalten. An den Stellen, wo sie Haare wollten, steckten sie Gersten- und Hirsekörner, und ließen sie wachsen. Daß in der Erde unter dem Galgen aus dem Urin oder dem Samen gehängter Diebe diese Menschenbildchen ensprossen, glaubte das leichtgläubige Volk in Teutschland und den Niederlanden, wo sie Pisdiffe hießen [4]). Nur mit großer Lebensgefahr, erzählte man, werden diese Alraunchen (auch Erdmännchen genannt) ausgegraben, indem ein Hund, um sie herauszureißen, daran gebunden werde, und die Ohren der Grabenden mit Pech verklebt seien, damit sie das Geschrei der Wurzel nicht hörten; denn vernähmen sie die Stimme derselben, so geriethen sie in die größte Gefahr und kämen um. Die Alraunchen wurden in Seide gewickelt und abergläubisch als Hausgeister verehrt. Man glaubte, daß sie allwissend seien, und Antworten auf Fragen über verborgene Dinge ertheilen könnten, sowol gegen gegenwärtige,

86) *Finn Magnusen* Lex. Mythol. p. 418. 87) *Finn Magnusen* Lex. Mythol. p. 776. 88) *Saxo Grammaticus* Hist. Dan. Lib. IX. p. 171 sq. 89) Ulfilas, Marc. 4, 11. Luc. 8, 10. 90) *Tatian*. 91) *Isidor*. 92) Ulfilas, Matth. 27, 7. Marc. 9, 34. 93) Orms-Saga. 94) Königshofen. 95) Florentin. Gloss. Mone 2ter Th. S. 232. 96) Hraban. Gloss.

97) *Notker* Ps. 13. Runa Diaboli, Phythonissa. 98) Beowulf bei Thorkelin. S. 128. 99) Mehres über die hier aufgeführten Wörter s. bei Grimm, Teutsche Runen; vergl. gött. gel. Anz. 1821. S. 104.

1) *Jordanes* de reb. Get. c. 24. 2) Die lange Weissagung und Auslegung s. in d. Chronica vom Ursprung der Franken d. Trittheim. in Lat. beschr. d. Schenk; vert. Frankf. a. M. 1563. S. 3–6. 3) Mandogra, auch circeum *Plin.* Hist. Nat. XXV. 13. 4) *Hieronymus Tragus*, Historia Sirpium. Lib. II. c. 126.

wie z. B. wohin bei einem Diebstahl die gestohlenen Sachen gekommen, als über künftige Dinge, was geschehen werde ꝛc. Ein Theil hegte daher die Überzeugung, daß die Jungfrau von Orleans mit Hülfe eines Alraunchens ihre Wunderthaten verrichtet [5]). Wie man außer der Weissagung das Wasser, in welchem die Alraunchen gebadet wurden, gegen Krankheiten des Viehes, gegen Versäuerung des Weines und Bieres, und bei Kindesnöthen brauchte, und das Dasein eines Alraunchens im Hause gegen eheliche Zwietracht dienlich, und überhaupt zur Beförderung des Haussegens wirksam hielt, s. aus dem Briefe eines leipziger Bürgers, der, um seinen Bruder in Liefland vor dem begonnenen Verfalle seines Hauswesens zu schützen, ein solches Erdmännchen vom Scharfrichter für 64 Thaler kaufte, und zum Neujahr sandte [6]).

Außer den Walen, Weissaginnen, kommen auch Weissagemänner vor, aber bei weitem seltener. Von ihnen folgende Beispiele. Grizir war der weiseste aller Menschen und in die Zukunft schauend (allra manna vitrastr oc framvis (wörtlich: weiter-weise). Zu ihm kam Sigurd, der Sohn seiner Schwester Hiordis, welchem er auf sein Verlangen und Drängen alle seine Lebensereignisse, die ihm auf das lichteste vor seinem Geiste lagen, voraussagte [7]). Doch ist er wol nicht unter die Weissagemänner zu zählen, sondern seine Weissagung ist nur als Beispiel bemerkenswerth, wie man heilwünschende Begrüßungen in Form von Weissagungen kleidete. Ein bemerkenswerther Weissagemann der Sage ist ferner Agger, dessen Lebensdauer sich über die Grenze des menschlichen Lebens hinaus erstreckte; unter dem Namen eines Überläufers kam er zum Dänenkönig Frothi dem Dritten, und benachrichtigte ihn von den Zurüstungen der Hunnen. Im Liede gefeiert, war der Weissagemann Berhgar, ein Isländer, der mit seinen Begleitern Brahi und Rankil in der berühmtesten aller altnordischen Schlachten, in der Bravallaschlacht, auf Rings Seite kämpfte [8]). Ausgezeichnet in der Weissagekunde war, nach der Sage, König Gewar, der Erzieher Atisl's und Hother's, der Söhne Hothbrod's, leistete seinem Zögling Hother durch seine Lehrorakel wichtige Dienste. Als sagenberühmter Weissager, namentlich aus Träumen, ist Horder, Pflegevater des Königs Ivar Vidsamni von Schweden und Dänemark zu nennen; er gab Auskunft über die verstorbenen Könige, welche unter den Asen seien [9]). Zu den berühmten Weissagemännern, welche halb der Sage, halb der Geschichte anheimfallen, gehört Gest, Oddleif's Sohn. Er besuchte das Herbstgastgebot (haustbod), welches Liótr, Liótr enn Spaki (altteutsch: der Spähe), der Weise zu Ingealldssand auf Island angestellt. Dahin kam Egill Völustein's Sohn, und bat Gesten, daß er seinen Rath dazu gäbe, daß seinem Vater der tödtliche Schmerz (helstrid, Helstreit, Todeskampf) gelindert werde, den er um seinen Sohn Ögmund trug. Gest verfaßte da den Anfang der Ögmundardrápa [10]). Liot fragte Gesten, was für ein Mann Tórgrímr Gagrar (Liot's Sohn) werden würde? Gest sagte, Thorarinn, Liots Pflegesohn, würde berühmter werden. Liot fragte am Morgen, was vor Thorgrim läge (was ihm begegnen würde). Gest sagte, Ulf, Liot's Schwestersohn, würde berühmter werden. Da ward Liot zornig, ritt jedoch zur Begleitung mit Gesten, und fragte: „Was wird mir zum Tode werden?" Gest sagte, er sehe sein Schicksal nicht, bat ihn aber, mit seinen Nachbarn gut zu stehen. Liot lebte nämlich mit dem zu Brekka wohnenden Grim Kögur, dessen Söhne Sigurd und Thorkell kleine, schmale Menschen waren, in Streitigkeiten wegen eines Baches, der zwischen ihren Ländereien floß. Liot fragte: „Werden die Erdläuse, die Söhne Grim Kögur's mir zum Tode werden?" — Scharf beißt eine hungrige Laus, antwortete Gest. „Wo wird das werden?" — Nahe hierbei, sagte Gest. Der Ostmann, welchen Liot bei sich aufgenommen, ritt zur Begleitung mit Gest die Haide hinauf und stützte Gesten von hinten, als der Hengst unter ihm stürzte. Da meldete Gest: Glück suchte dich nun, aber in Kurzem wird ein zweites sein, hüte dich, daß dir das nicht zum Unglück werde." Der Ostmann fand auf dem Heimwege vergrabenes Silber, nahm zwanzig Pfennige davon, und meinte, daß er den Ort leicht wieder finden würde. Aber als er ihn suchte, fand er ihn nicht. Liot traf und ergriff ihn bei dem Graben, und zwang ihn für jeden Pfennig dreihundert ab. Im Frühlinge saß Liot auf einem Hügel, um die Knechte zu beaufsichtigen. Hier griffen ihn die Söhne Grim Kögur's an. Der Kampf zog sich vom Hügel herab auf den Fußsteig, wo Gest im Herbst geritten, und Liot's Schicksal geweissagt hatte. Hier fand Liot den Tod. Rafn Hrafnarlykell (Hafenschlüssel), ein großer Seeräuber, welcher nach Island fuhr, Land zwischen der Hólmsá und der Eyará nahm, und in den Dynskógar wohnte, wußte im Voraus das Hervorbrechen unterirdischen Feuers, und verlegte seine Wohnung nach Lägey. Einer der Besitznehmer Islands war Thórkell Fullspakr (Vollweiser, Vollkommen-Weissagender) [11]). Der Weissagemann, Namens Dag, der im Dienste des Königs Olaf's, des Heiligen, von Norwegen war, offenbarte ihm die feindselige Gesinnung, die Tore Olver's Sohn heimlich gegen den König trug [12]).

5) *Stirnhielm*, Praef. ad Evangel. Goth. bei Joh. Georg Wachter, Gloss. Germ. p. 43. *Keysler*, Antiq. Sept. p. 50—510. 6) Dieser merkwürdige Brief ist vom J. 1575 und steht bei Keysler a. a. O. S. 507—509. Dieser gibt auch zu S. 507 drei Abbildungen eines leipziger Alraunchens (Alruna magica Lipsiensis) oder wie der große Bart lehrt, richtiger Erdmännchen, welche dasselbe mit zugewandtem Gesicht, zugekehrtem Rücken und von der Seite darstellen. Ein ganz ähnlicher Hausgötze, seiner Gestalt und seiner langen Haare nach auch ein Orakelsprüche ertheilendes Erdmännchen oder eine Alrune, wie ihn Schmid ungeachtet seines riesenhaften Bartes nennt, wurde im Kloster zu Marienberg in Meißen aufbewahrt, und findet sich abgebildet bei Schmid, Comment. de Alrunis. Halae 1739., und daraus bei Mone 2ter Th. Taf. II. Nr. 7. Der Fundort ist nicht angegeben, und es muß daher unentschieden bleiben, ob das Bild den Teutschen oder den Slaven ursprünglich angehört. 7) Gripir, Gripispá, Weissagung. 8) *Saxo Grammaticus*, Lib. V. p. 88. Lib. VIII. p. 144.

9) Sagenbruchstück von der Bravallaschlacht bei Göranson S. 63 fg. 10) Lobgedicht auf Ögmund. 11) Landnamabók. P. II. c. 28. p. 152—154. P. IV. c. 12. p. 315. 12) *Snorri* Olafs Saga Helga bei Claussón S. 277—279.

Ein langobardischer Weissagemann erscheint in folgender Sage, welche zugleich ein Beispiel gibt, wie Blitz und Donner zur Erforschung der Zukunft diente. Während der Langobardenkönig Authari auf dem Sardisfelde bei Verona sein Vermählungsfest mit Theudelind, der Tochter des Königs Garibald von Baiern feierte, schlug der Blitz mit großem Donnergetöse in ein in der königlichen Umzäunung gelegenes Holz. Herzog Agilulf von Turin hatte unter den Seinen einen Weissager zum Diener (aruspicem puerum). Vermöge seiner Kunst verstand dieser, was der Schlag der Blitze bedeute. Im Geheim sagte er zu Agilulf: „Das Weib, welches eben den König geheirathet, wird in Kurzem deine Gattin sein." Der Herzog drohte dem Diener, das Haupt abzuhauen, wenn er hiervon weiter etwas erwähne. Der Weissager sprach: „Ich kann zwar erschlagen, aber das Schicksal nicht verändert werden, denn die Frau kam hierzu in dieses Land, daß sie mit dir ehelich verbunden werden soll." Zwei Jahre darauf (590) starb Authari; seine Gemahlin war bei den Langobarden so beliebt, daß sie dieselbe baten, Königin zu bleiben, indem sie denjenigen Langobarden als ihren König anzuerkennen versprachen, den sie zum Gatten erkiesen würde. Ihre Wahl fiel auf den mit Authari verwandten Herzog Agilulf [13]).

Da die Geten nach der Meinung der Meisten ein Volk mit den Gothen waren, so darf nicht übergangen werden, was Strabo [14]) von den getischen Orakelertheilern erzählt. Nach alten Überlieferungen war Zamolxis Anfangs erwählter Priester des Hauptgottes der Geten, dann ward er selbst Gott genannt, zog sich in einen höhlenbegabten, Andern unzugänglichen Ort zurück, verkehrte selten mit jemand Anderm, als mit dem Könige und den Dienern, und der König fand seine Unterthanen weit gehorsamer als früher, da er seine Verordnungen immer nach der Rathertheilung der Götter ergehen ließ. Diese Sitte dauerte viele Jahrhunderte hindurch, bis auf unsere Zeiten, sagt Strabo, daher gehört der Gebrauch selbst der Geschichte an, wenn auch die Entstehung desselben durch den göttlichen Orakelertheiler Zamolxis der Sage anheimfällt. Immer ward einer gefunden, der so geistesbegabt war, daß er dem Könige Rath ertheilen konnte, und von den Geten Gott genannt ward. Von den geschichtlichen Orakelertheilern ist der berühmteste der Dekäneus (Δεκαινεύς) oder Keneos (Κένεος), denn beide Namen bei dem Strabo bezeichnen, wie der Zusammenhang lehrt, nur eine und dieselbe Person, und De oder Di [15]) bedeutet nach Finn Magnusen [16]) Gott, Göttlicher, also Gott Keneos, göttlicher Keneos. Dekäneus war der Orakelertheiler des Königs Börnbistes, welcher durch ihn Wiederhersteller seines Reiches und Eroberer ward. Er hatte Ägypten durchreiset, um der Weissagungskünste Meister zu werden, und seine Antworten, die er im Namen der Götter ertheilte, machten solches Glück, daß der Gott Genannte beinahe auch wirklich für einen Gott gehalten wurde, so wie Zamolxis für einen solchen galt. Die Wichtigkeit der Weissagungen, welche früher die heidnischen Weissagemänner und Weissagefrauen ertheilt, verlor sich nicht in der Christenheit, nur mußten sie hier, wenn sie öffentliches Ansehen haben sollten, von christlichen Geistlichen stammen. Als Beispiel diene des sterbenden Bischofs Wolfgangs Weissagung; um sie zu erfüllen, ertheilte Kaiser Heinrich II. Tagino'n das Erzstift Magdeburg [17]). An die Stelle der heidnischen Weissager traten auch christliche Einsiedler, so z. B. der Eremit auf einer Insel im Westen von England, der Olaf Tryggvi's Sohn Rathschläge gab, durch welche dieser ein Seetreffen gewann und ihm weissagte, wie es in Norwegen gehen werde [18]). Einen Theil ihres Ansehens genossen heimlich die heidnische Überbleibsel fortpflanzenden weisen Männer, wie sie das Volk, arioli, wie sie die lateinischen Schriftsteller nannten; als Beispiel diene der vom Bischof von Paderborn verbannte weise Mann, welchen ein paderborner Domherr heimlich zu sich gerufen haben soll [19]). Das Ansehen, in welchem die heidnischen Weissagemädchen und Weissagefrauen gestanden, ging theils auf christlich begeisterte Jungfrauen und Weiber über, theils behielten es die weisen Frauen, welche die heidnischen Überbleibsel heimlich fortpflanzten.

Von der Befragung der Orakel über den Ausgang einer bevorstehenden Schlacht haben wir schon oben bei Gelegenheit der Weissagefrauen ein Beispiel bei den Germanen unter Ariovist beigebracht. Die Beibehaltung dieses Gebrauches bis an das Ende der Heidenzeit läßt sich namentlich bei den Alemannen nachweisen. Unter ihren Königen, den Brüdern Gundomad und Wadomar thaten sie häufige Einfälle in das benachbarte Gallien. Constantius zog im Jahre 354 in die Gegend von Basel, um sie zu Paaren zu treiben. Aber die Alemannen ließen es zu keiner Schlacht kommen, da ihre Orakel eine solche zu liefern verboten, und sie das Ergebniß dieser gottesdienstlichen Handlung zu übertreten, zu viel Scheu trugen. Sie boten daher den Römern durch eine Gesandtschaft Frieden an, und diese schlossen ihn gern [20]). Den Aussprüchen ihrer Weissager (μάντεις) oder Orakelsager (χρησμολόγοι), welche beide Ausdrücke Agathias der Scholastiker von ihnen braucht, konnten die Alemannen unter Butilin, als sie im J. 555 bei Capua dem Narses gegenüberstanden, darum nicht gehorchen, weil der andere Theil des Heeres aus Franken bestand. Die bereits christlichen Franken störten zwar die Alemannen in ihrem Heidenthume nicht, aber der Einfluß desselben mußte doch, wenn sie mit den Franken vereint waren, gelähmt sein. Zwar hatten bei den Franken Weissagungen ihren Glauben noch nicht verloren, aber in dem erwähnten Falle trat der besondere Umstand ein, daß Zorn und Erbitterung gegen die Feinde und bringende Verhältnisse den Glauben überwogen. Narses hatte nämlich durch den armenischen Kriegshelden Charang den von den Franken ge-

13) *Paulus Diaconus* III. c. 31. 37. 14) Geograph. Lib. 7. Pariser Ausg. v. 1620. S. 297. 303. 15) Bei Jordanes de reb. Get. c. 11. bei Grotius S. 35—38 wird er immer Diceneus genannt. 16) Lex. Mythol. p. 613.

17) *Dithmar Merseb.* Chron. V. p. 132 sq. 18) Nach der Sage bei Snorri bei Claussön. S. 126. 19) Schott. Phys. curios. V. c. 5. p. 211. 20) *Ammianus Marcellinus*, Hist. Lib. XIV. c. 10.

bauten und besetzten hölzernen Thurm an der Brücke über den Voltorno in Brand stecken lassen. Die Franken über die Besetzung der Brücke durch die Feinde in Besorgniß und in äußerster Wuth verlangten noch denselben Tag zu schlagen, ungeachtet die alemannischen Weissager ihnen vorausgesagt hatten, daß sie an diesem Tage keine Schlacht unternehmen sollten, thäten sie es, so würden alle umkommen. Sie schlugen die Schlacht, und die Prophezeiung der alemannischen Orakelsager ging schrecklich in Erfüllung, denn Butilin und so viele von seinem Heere fielen, daß nach den Berichten der Römer nur fünf Menschen entkamen [21]).

Die Germanen hielten auf Erforschung der Zukunft durch **Loose** und **Beobachtung der Vögel** sehr viel, am meisten jedoch auf das **Orakel des Wieherns der heiligen Rosse**. Der Gebrauch der Loose war dieser: Einen von einem Fruchtbaume abgeschnittenen Zweig zerschnitten sie in mehre Stäbchen, unterschieden sie durch mehre Zeichen, und streuten sie, wie der Zufall es gab, über ein weißes Gewand. Darauf hob, wenn in öffentlichen Angelegenheiten um Rath gefragt ward, der Staatspriester, wenn für Einzelne, der Hausvater selbst, unter Anrufung der Götter und empor zum Himmel blickend, die einzelnen Stäbchen drei Mal auf und deutete die aufgehobenen nach dem vorher darauf eingedrückten Zeichen. Waren sie dagegen, so fanden über dieselbe Sache keine Berathungen statt; erlaubten sie es, so wurden noch zur Bekräftigung die Stimmen und der Flug der Vögel befragt [22]). Bei den Nordgermanen werden die Götter selbst aufgeführt, wie sie Stäbchen schneiden, um ihnen Unbekanntes zu erforschen; es wird at rista teina genannt [23]). Hierher gehört auch die Stelle aus den Háva-mál [24]): „Runen wirst du finden und errathene Stäbe (erklärte, ausgelegte Buchstaben), sehr große Stäbe (Buchstaben), sehr starke Stäbe (steife Stäbe), welche Fimbul-Thulr (der große Redner oder Sagenerzähler Odin) malte (fáthi, vermuthlich durch Bestreichung mit Opferblut), und die großen Götter machten und der Herold (Rufer der Götter) schnitt. Othin bei den Asen, aber für die Alfen Dainn, Dwalinn auch für die Zwerge, Aswidr für die Riesen. Ich schnitt selbst einige. Weißt du, wie man schneiden soll, weißt du, wie man auslegen (rátha, errathen), malen, forschen, bitten (bidia), opfern (blóta, wörtlich bluten) soll?" Daß in dem genannten Orakelliede die Lehre von den Opfern auf die Lehre von den Forschungsrunen folgt, hat den natürlichen Zusammenhang, daß man die Götter durch das Orakel befragte, ob ihnen ein Opfer und welches ihnen angenehm sei. Auch die eingeschnittenen Zeichen, welche Tacitus erwähnt, waren schwerlich etwas anderes als Runen. Diesem widerstreitet nicht, daß der genannte Geschichtschreiber (Germ. 19.) den Teutschen die Schreibkunst abzusprechen scheint, denn, wie der Zusammenhang lehrt, redet er von der Anwendung derselben zu Liebesbriefen. Mit der von Tacitus beschriebenen Art der Weissagung aus den mit Merkmalen (Runen) versehenen Stäben bei den Germanen, findet man häufig die ähnliche Weissagungsart der Skythen, welche sie von ihren Vätern ererbt hatten, und Herodot (Melpom. 67.) beschreibt, zusammengestellt; nur muß dabei bemerkt werden, daß sie roher war. Nachdem sie große Bündel weidene Ruthen herbeigebracht, so legten sie dieselben auf die Erde, wickelten sie von einander, legten jede einzelne Ruthe hin, und weissagten, wickelten sie hierauf, indem sie sie auflasen, in einander und legten sie wieder einzeln zusammen. Von Runen findet sich also keine Spur, und diese Weissagungsart steht noch auf einer niedern Stufe. Von den Alanen, welche Procopius [25]) ein gothisches Volk nennt, sagt Ammianus Marcellinus [26]): Das Zukünftige sagen sie vorher auf eine wunderbare Weise, denn die Frauen sammeln gerade Ruthen, machen sie zur festgesetzten Zeit mit gewissen geheimen Zaubereien (Zaubermitteln) vor einander kenntlich, und wissen offenbar, was bevorsteht. Das Verfahren bestand wol in nichts Anderem, als in Einschneidung von Runen in die Ruthen, worauf die so bezeichneten Ruthen, wie der Zufall es gab, hingeworfen, und aus ihrer Lage und den eingeschnittenen Runen geweissagt wurde. Das vieldeutige Wort Runen wußte der Römer nicht besser als durch incantamenta secreta (geheime Zaubermittel) zu geben, und daß von dem Kenntlichmachen durch besondere Zeichen die Rede ist, lehrt das discernentes. Die Altsachsen, welche keinen König, sondern die Edelinge zu Vorstehern hatten, befragten bei hereinbrechendem Kriege das Orakel der Runenstäbe, wer Herzog sein sollte, und wen durch dasselbe die Wahl traf, ihm, als dem Heerführer, leisteten sie während der Zeit des Krieges Folge und Gehorsam, nach dem Kriege hatten alle Edelinge wieder gleiche Macht [27]). Da die Stäbchen zu Loosorakeln dienten, hatte tán, welches ursprünglich Zweig, Ruthe, Wiede ꝛc. bedeutete, auch die Bedeutung von Loos selbst, daher tán, sors, tán sendan, sortem mittere, tánhlyta, tánhlytere, sortilegus etc., weshalb die Erklärung der Tansana, durch sortium domina, sortium Dea, Göttin der Orakelstäbchen, einen herrlichen, weit bedeutungsvolleren Sinn, als die Auslegung der Tansana durch Tannengöttin, gibt, und wir auch der Ableitung derselben aus dem keltischen Tan, Feuer, wiewol diese in Beziehung auf die Feuerorakel nicht bedeutungslos wären, entbehren können. Wir erhalten so in der Tanfana (Göttin der Orakelstäbe) eine wichtige Orakelgottheit der Marsen, da die Annahme, daß diese Völkerschaft niederteutsch gesprochen, und tán damals noch nicht den Umlaut in teen erlitten, alle Wahrscheinlichkeit für sich und nichts gegen sich hat. Wie verbreitet dieses für die Orakelkunde wichtige Wort war, lehret das go-

21) Agathias Scholasticus de Imp. et Reb. Gest. Justiniani. Paris. 1660. p. 38 sq. Über das Heidenthum der Alemannen und ihre Verhältnisse zu den Franken s. Lib. I. p. 18. 22) *Tacitus* Germ. 10. 23) Hymis-Quida I. gr. Ausg. der Edda Sämundar. 1ster Th. S. 118. 24) Str. 145—147. Edda Saem. T. III. p. 139—143.

25) De bell. Vand. Lib. I. c. 3. 26) Rer. Gest. Lib. XXXI. 27) *Beda Venerabilis*, Hist. Angl. Lib. V. c. 11. Daß Beda, wenn er sagt: mittunt aequaliter sortes, et quemcunque sors offenderit, das Orakel durch die Runenstäbe meint, lehrt **Alfreds** Umschreibung S. 405.: hlutom med tanom, looſten mit Stäbchen.

thische Tains, Zweig[28]), das nordische Teinn, das hochteutsche Zain, Zein, dünner Stab, Ruthe, das niederteutsche Teen (noch in Nagel-teen, eine Stange Eisen, etwa einen Daumen dick, woraus die Schmiede Nagel schmieden), das holländische Teen und Tiene, Ruthe, Wiede, vimen Teen-bosch, virgetum, salicetum und das daraus gebildete goth. Tainjo, hocht. Ceina, Zeinna, Zaine, Dän. Tiene, aus Wieden geflochtener Korb[29]). Da sich bei den Friesen, Ten, bei den Angelsachsen Tán, bei Nordmannen Teinn als von Orakelstäben gebräuchlich nachweisen läßt, so ist mit Sicherheit zu schließen, daß auch bei den Oberteutschen Zein, bei den Gothen Tains (das s ist Zeichen des Nominativs) und bei den übrigen germanischen Stämmen dieses Wort in seinen verschiedenen mundartlichen Formen, von denen Tan sich als die ursprüngliche, älteste kund gibt, von den Orakelstäben gebraucht ward. Die Anwendung derselben zu Rechtsorakeln hatte auch noch nach Bekehrung der Teutschen Statt. Namentlich bei den Friesen ward sie bei folgendem peinlichen Verfahren, nur etwas christlich umgewandelt, beibehalten. War bei einem Aufstande oder sonstigem Volksgewühle ein Mensch getödtet worden, und der Todtschläger konnte wegen der Menschenmenge nicht gefunden werden, so durfte der, welchem das Sühnegeld zu suchen zustand, bis zu sieben Menschen wegen des Todtschlages in Anspruch nehmen und jedem derselben das Verbrechen des Todtschlages vorwerfen. Jeder derselben mußte mit je eilf Eideshelfern sich von dem angeschuldigten Verbrechen durch den Eid reinigen. Hierauf wurden sie in die Kirche geführt, und das Orakel über dem Altar, oder wenn keine Kirche in der Nähe war, über Übrigthümern der Heiligen befragt (sortes mittendae). Das Orakelverfahren fand vermöge zweier Stäbchen Statt, welche Tene hießen. Die zwei Stäbchen wurden aus einer Gerte geschnitten, das eine durch das Zeichen des Kreuzes kenntlich gemacht, das andere unbezeichnet gelassen. Sie wurden in reine Wolle gewickelt, und über den Altar oder den Reliquienkasten geworfen. Der Priester oder in Ermangelung dessen ein unschuldiger Knabe, hob eins von den Orakelstäbchen empor, während Gott (früher ein heidnischer) angefleht wurde, daß er durch ein deutliches Zeichen entdecken möge, ob jene sieben, welche den Reinigungseid wegen des Todtschlages geleistet, wahr geschworen. War das mit dem Kreuze bezeichnete Stäbchen emporgehoben worden, so waren die, welche geschworen, unschuldig. Wenn hingegen das unbezeichnete Stäbchen genommen wurde, so mußte sich jeder derselben ein Orakelstäbchen von der Gerte (tenum de virga) machen und mit seinem Zeichen bezeichnen, so daß es sowol der Ankläger als die übrigen Umstehenden erkennen konnten. Die Orakelstäbchen wurden mit reiner Wolle umwickelt und auf den Altar gelegt, und der Priester, oder in Ermangelung ein unschuldiger Knabe, nahm ein jedes derselben einzeln vom Altare, und foderte den Betreffenden zur Anerkennung seines Looses auf. Derjenige, dessen Orakelstäbchen zuletzt aufgehoben wurde, dieser mußte das Sühnegeld zahlen, während die übrigen, deren Stäbchen früher genommen wurden, frei waren. Waren, wie oben bemerkt, bei der ersten Befragung des Orakels, durch Aufhebung des mit dem Kreuze bezeichneten Stäbchens alle sieben freigesprochen worden, so konnte der Foderer des Sühnegeldes zwar wieder andere wegen des Todtschlages in Anspruch nehmen, aber nun galt der Eid mit je eilf Eideshelfern als Entscheidung; zum Orakelbefragen wurde nicht mehr geschritten. Jenes Verfahren mit den Orakelstäbchen wurde als Gesetz von den zwischen dem Laubachi und Fli wohnenden Friesen beobachtet, bei denen zwischen dem Laubachi und der Sinkfala trat nach dem Gewohnheitsrechte an die Stelle des Verfahrens mit Orakelstäbchen das Gottesurtheil des siedenden Wassers, und bei den Friesen zwischen dem Laubachi und der Weser der Zweikampf, jedoch konnte hier nur einer aus der Menschenmenge vom Foderer des Sühnegeldes in Anspruch genommen werden. Der in Anspruch Genommene ergriff einen andern aus der Menge und klagte ihn der Schuld an, zwischen beiden fand der Zweikampf statt, den sie aber auch durch Lohnkämpfe fechten lassen konnten[30]). Die Gottesurtheile (Ordalien, s. d. A.) sind nichts anders als auf gerichtliche Gegenstände angewandte Orakel. Aus dem Gesetze der Rheinfranken[31]) ist noch zu bemerken, daß, wenn ein Franke, ein Burgunde, Alemanne oder ein anderer aus irgend einem Volksstamme im Gaue der Ripuarier vor Gericht gezogen wurde, er nach dem Gesetze seines Landes, wo er geboren, verantwortlich war, und wenn er im Ripuarerlande (provincia Ripuaria) keine Eideshelfer (juratores) finden konnte, er sich durch die Feuerprobe oder das Loosorakel reinigen mußte (ad ignem seu ad sortem se excusare studeat), woraus erhellet, daß das Rechtsorakel durch das Loos vermöge der Runenstäbe auch nach der Bekehrung der Teutschen nicht blos auf die Friesen beschränkt gewesen, und früher in der Heidenzeit höchst wahrscheinlich bei allen teutschen Stämmen gegolten hatte. Ein Beispiel, wie die Germanen durch das Loosorakel den Willen der Götter vor Darbringung der Opfer erforschten, geben die Friesen auf Helgeland, bei denen der Gottesdienst und jede bedeu-

28) Ulfilas, Joh. 15, 4. 29) *Tacit.* Ann. I, 50. *Joh. Georg Wachter*, Gloss. Germ. p. 1657 sq. 1727 sq. 1955. *Somner*, Dict. Anglosax. unter Tan. *Junius*, Goth. Gloss. p. 330. *Rob. Sheringham* de Orig. Anglor. p. 335. *Schilter*, Gloss. Teut. p. 158 sq. Frisch unter Zain. Brem. teutsche Gesellsch., brem. niedersächs. Wörterb. 5ter Th. S. 52.

30) Lex. Frisionum T. XIV. de homine in turba occiso, bei Georgisch S. 422—424. Ein berühmtes Beispiel der Rechtsorakel durch Zweikämpfe ist, daß Otto der Große (im J. 938) auf dem Reichstage zu Stele (Steyl in Westfahlen) den obwaltenden Streit, ob die Söhne der Söhne, wenn ihre Väter bei Lebzeiten ihrer Großväter gestorben, gesetzmäßig zur Theilung der Erbschaft mit den Vatersbrüdern zugelassen werden sollten oder nicht, nicht durch Schiedsrichter, sondern durch Kämpfer entscheiden ließ. Die Partei, welche die Söhne der Söhne den Söhnen gleichstellte, siegte, und es ward ein Gesetz gegeben, daß hinfort die Neffen mit den Vatersbrüdern gleichen Theil an der Erbschaft haben sollten. *Witichind*, Annal. Lib. II. bei Meibom Script. T. I. p. 644. vergl. Annalista Saxo bei Eccard, Corp. Hist. Med. Aev. T. I. p. 263. 31) Lex Ripuariorum. Tit. XXXI (33.). c. 5.

tende dazu gehörige Handlung durch das Loosorakel bestimmt wird. Im ungünstigen Falle wurde die Befragung der Orakel drei Tage nacheinander wiederholt und dann vom Vorhaben abgestanden [32]). Über den von den Germanen unter Ariovist gefangenen C. Valerius Porcillus aus der römischen Provinz in Gallien, den Freund Cäsar's, wurde dreimal durch Loose berathschlagt, ob er sogleich (wahrscheinlich als Opfer) durch Feuer sollte getödtet, oder für eine andere Zeit aufbewahrt werden. Das Loos erhielt ihn am Leben, und Cäsar's Sieg über Ariovist verschaffte ihm die Freiheit [33]). Wenn die Sachsen sich auf den Seeraub begaben, gelobten sie den zehnten der Gefangenen, und wählten dann noch an der feindlichen Küste durch das Loosorakel aus dem Haufen der Zusammengebrachten die Schlachtopfer aus [34]). Wie das Loosorakel, wenn die Götter durch Menschenblut versöhnt werden sollten und sich kein Verbrecher vorfand, oder bei andern besonderen Umständen zur Wahl des Schlachtopfers angewendet wurde, sind unter andern folgende veranschaulichende Sagen bemerkenswerth. Der den Friesen das Evangelium predigende Bischof Wulfram von Sens kam, als den Göttern der Knabe Ovo am Galgen geopfert werden sollte, eben dazu, und bat um sein Leben. Radbod aber erklärte ihm, von allen seinen Vorfahren und vom ganzen friesischen Volke sei verordnet, daß derjenige, den das Loos getroffen, ohne Verzug geopfert werden müßte [35]). Als ungünstige Winde den König Wikar und seine Gefährten auf einer Seeräuberfahrt zu thatloser Ruhe verdammten, und sie die Götter durch Menschenblut zu versöhnen beschlossen, befragten sie das Loosorakel. Für Kenntniß der Loosorakel bei den Schweden (Sveones) im neunten Jahrhunderte sind die Erzählungen im Leben des heiligen Anskar, obgleich sie zum Theil nur als Sagen gelten können, und über das Verfahren bei dem Orakelbefragen, welches jedoch wahrscheinlich in Werfung mit Runen bezeichneter Stäbchen bestand, keine befriedigende Auskunft geben, sondern sich nur in allgemeinen Redensarten halten, doch nicht unwichtig, da sie die mannigfaltige Anwendung der Loosorakel zeigen. Der Inhalt jener Berichte ist kürzlich dieser: Schweden plünderten (im J. 937) den teutschen Bischof Gauzbert, welcher sich in ihrem Lande, um das Christenthum auszubreiten, befand. Der Sohn eines Großmannes trug seinen Antheil der Beute in das Haus des Vaters. Da kamen das Vieh und das Gesinde um. Sein Sohn, der Theilnehmer, starb, und kurz darauf auch des Mächtigen Frau und Tochter. Bis auf einen einzigen Sohn, ein Kind, aller Güter beraubt, fürchtete der Unglückliche den Zorn der Götter und erwog, daß er dieses Alles wegen Beleidigung einer Gottheit erduldete. Nach der Landessitte ging er zu einem Weissager (divinus) und bat ihn, durch das Orakel (sors) zu erfragen, wessen Gottes Beleidigung er auf sich geladen, und auf was für Art er ihn besänftigen solle. Der Weissager that, was in solchen Fällen Brauch war und antwortete, daß gegen jenen alle ihre Götter sanft gesinnt. „Christus," sprach er, hat Dich verderbt, weil irgend etwas in deinem Hause sich befindet, was ihm geweiht gewesen, und so lange es in ihm bleibt, kannst du keine Befreiung hoffen." Der Unglückliche entfernte nun ein von seinem Sohne in das Haus gebrachtes Buch und gelobte Christo Buße rc. Der aus seinem Reiche vertriebene schwedische König Anound suchte (um das Jahr 840) durch Hülfe der Dänen sein Reich wieder zu erobern, und verhieß ihnen als Belohnung den reichen Handelsort Birka. Zur Ausführung dieses Unternehmens hatte er eilf und die Dänen einundzwanzig Schiffe. Den bedrängten Bewohnern Birka's bewilligte Anound gegen ein Lösegeld von hundert Mark Silber Schonung. Die Dänen hierüber erbittert, da es gegen Anounds Übereinkunft mit ihnen war, wollten sich über den Ort herstürzen. Doch stellte ihnen der König vor, daß nothwendig zuvor durch das Orakel (sors) erfragt werden müsse, ob der Wille der Götter die Verwüstung des Ortes gestatte, da viele große und mächtige Götter in Birka seien. Die Dänen konnten dieses keineswegs verweigern, da auch bei ihnen solches Brauch war. Es wurde also durch die Orakel (sortes) gefragt und gefunden, daß sie das Beabsichtigte durchaus nicht zu ihrem Heile ausführen könnten, und der göttliche Wille die Plünderung nicht gestatte. Abermals ward gefragt, wohin sie ziehen sollten, um sich Geld zu verschaffen, damit sie nicht getäuscht und leer heimkehren müßten, und das Loos fiel, daß sie gegen eine entfernte Stadt im Slavenlande ziehen sollten. Die Dänen gehorchten diesem göttlichen Befehle, ließen Birka in Ruhe und eroberten und plünderten jene slavische Stadt. Anskar kam (im J. 861) nach Birka zum König Olaf von Schweden, um das Christenthum zu verbreiten. Da es bei den Schweden gebräuchlich war, daß jede Staatssache mehr vom einmüthigen Willen des Volkes, als von der Gewalt des Königs abhing, so antwortete der König Olaf: Vorher waren schon Geistliche hier, welche durch Volksaufstand, nicht auf königlichen Befehl vertrieben wurden. Daher kann ich auch nicht, noch wage ich, den Auftrag eurer Gesandtschaft zu bestätigen, bevor ich durch die Orakel (sortes) unsere Götter befragt, und auch des Volkes Willen darüber vernommen. Dein Abgeordneter begleite mich auf die nächste Volksversammlung, und ich werde da bei dem Volke für dich sprechen." Der König versammelte nun zuerst die Fürsten und trat mit ihnen in Unterhandlung. Sie beschlossen, durch die Orakel (sortes) zu befragen, was über diese Angelegenheit der Wille der Götter sei. Sie gingen daher nach der bei ihnen gebräuchlichen Sitte hinaus auf das Feld, warfen die Loose und das Loos fiel, daß nach dem Willen der Gottheit die christliche Religion im Lande gegründet werden sollte.

32) Vita S. Willibrodi c. 10. 11. bei Mabillon Acta SS. Ord. S. Bened. Saec. III. Pars. I. Mone 1ster Th. S. 272. 33) *Caesar* de Bell. Gall. Lib. I. c. 53. 34) *Sidonius Apollinaris*, Epistolae Lib. VIII. Epist. VI. bei Leibnitz a. a. O. S. 26—27. superque collectam turbam periturorum mortis iniquitatem sortis aequitate dispergere (mos est). Aber der Sinn dieser Wahl durch das Loosorakel war nicht, das Schicksal der Gefangenen gleich zustellen, sondern die Götter zu befragen, welche von den Gefangenen ihnen als Opfer am angenehmsten seien. 35) Das Weitere s. bei Jonas selbst, Vita S. Wulframni bei Mabillon Acta SS. Ord. S. B. sec. III. p. 1 sq. und Mone 2ter Th. S. 67.

Uralt war bei den nordgermanischen oder nordmännischen Völkern die Anwendung des Loosorakels, um diejenige Zahl der jungen Leute auszuwählen, welche auf Eroberung ausziehen mußten, um den fremden mit dem heimischen Boden zu vertauschen, wenn dieser die zu große Volksmenge nicht mehr ernähren konnte, ein Fall, der sich bei der Fruchtbarkeit der germanischen Volksstämme auf wenig fruchtbarem Boden des Nordens nicht selten ereignete [36]). Am sagenberühmtesten ist diese Anwendung des Loosorakels bei der Auswanderung derjenigen Nordgermanen aus Skandinavien, welche den Namen der Langobarden (Langbärte) erhielten; hierbei wurde, wie die Sage erzählt, der dritte Theil der Bevölkerung durch das Loosorakel zur Aufsuchung neuer Sitze genöthigt [37]). Hatten dann die durch das Loosorakel zur Auswanderung Gezwungenen Eroberungen, in welchen sie sich niederließen, gemacht, so wurde das Loosorakel wieder zur Vertheilung der Ländereien angewendet, welches wir namentlich von den Burgunden, Gothen, Wandalen, Franken wissen, daher die Sortes Burgundicae, Gothicae, Romanae (Ländereien, welche den Besiegten, z. B. von den Westgothen der dritte Theil, wieder gegeben wurden), Vandalicae, so wie Loos (Lod) überhaupt Boden, Bodenertrag, Land bedeutete, da die Germanen auch zu Hause die Gemeindeländereien zur Einzelbenutzung durch das Loosorakel vertheilten, während der Gegensatz Alod, Nichtloos, war [38]). Wie das Loosorakel auch bei Vertheilung der beweglichen Kriegsbeute angewendet wurde, veranschaulicht die Erzählung, wie bei Plünderung der Kirchen in Gallien durch Chlodowig's heidnisches Heer auch ein herrlicher Krug sich unter der Beute befindet, der Bischof sich diesen wenigstens zurückerbittet, und der König dem Gesandten den Bescheid gibt: „Folge uns nach Soissons, weil da Alles, was wir erworben, vertheilt werden soll. Gibt mir das Loos jenes Gefäß, so will ich des Bischofs Verlangen erfüllen.“ Als er nach Soissons gekommen, und die ganze Masse der Beute in die Mitte gestellt worden, sprach der König: „Ich bitte euch, tapferste Krieger! daß ihr mir wenigstens jenes Gefäß außer meinem Theile bewilligt.“ Höflich gab eine Anzahl der Krieger ihre Einwilligung. Doch einer derselben schlug die Streitaxt in den Krug und sagte: Du erhältst hiervon nichts, als was dir das wahre Loos (sors vera) ertheilt.“ Gregor von Tours [39]) schreibt das Verfahren des letzteren Kriegers seinem Leichtsinne, seinem Neide und seiner Hirnwuth zu, doch hatte es wol einen tieferen religiösen Grund. Die Anwendung des Loosorakels bei Theilung der Beute war auch, weil dadurch Streitigkeiten am besten vorgebeugt wurde, bei den nichtgermanischen Völkern gewönhlich; so z. B. wandten es die Avaren an, als sie die in Friaul gefangenen Frauen und Kinder theilten [40]). Worin wir jetzt bloßes Loosen, blinden Zufall, erblicken, das galt damals als von der Gottheit gegebene Entscheidung, und hatte daher einen tieferen Sinn. Als Überbleibsel einer Art Orakelloose ist das jetzt noch gewöhnliche Hälmleinziehen anzusehen [41]).

Die ursprüngliche Bedeutung der **Wünschelruthe** als eines Orakelstabes haben die niedersächsische, die holländische und dänische Sprache aufbewahrt; im Niedersächsischen heißt sie Wikk-rode (Weissageruthe), von wikken, vorhersagen, wahrsagen, im Holländischen Wichel-roede (Weissageruthe), von wichelen, weissagen, Künftiges voraussagen, wahrsagen, vaticinari, divinare, im Dänischen Spaastike (Weissagestecken), von spaae, wahrsagen, weissagen, vorbedeuten, vorher anzeigen. Sie war in der Heidenzeit aller Wahrscheinlichkeit nach mit Zauberrunen bezeichnet, und mit den Runenstäben verwandt, welche man zum Loosorakel brauchte. Die bei Beschwörungen in Anwendung gebrachte Weissageruthe (gambantein), in welche Runen geschnitten wurden, lernen wir bei Skirnir's Beschwörung und Weissagung aus der För Skirnis Str. 32 ꝛc. kennen. Dieses Eddalied gibt zugleich ein Beispiel, wie Verwünschung und Weissagung Eine Handlung waren; die Weissagung verliert übrigens ihre Kraft, wenn sie der, welcher sie nur bedingsweise sang und in die Zauberruthe schnitt, zurücknimmt, und die Runen wieder abschneidet [42]). Daß auch die Kelten ähnliche Weissagestäbe, wie die Germanen, hatten, lehrt der Name der Stäbe, auf welche die keltischen von Bäumen und Pflanzen genannten Buchstaben geschnitten wurden. Diese drei- und vierseitigen Stäbe, je nachdem man vierzeilige Lieder oder dreizeilige Triaden und Tripletten aufschreiben wollte, hießen Coelbreni (Loose oder Buchstaben), und wenn sie aneinander gelegt wurden, Peithynen (dem Worte nach Aufhellung, der

---

36) *Dudo de S. Quintino*, Hist. Normann. Lib. I. bei Stephanius Notae Uberiores in H. D. S. Gr. p. 180. 37) *Paulus Diaconus* de Gestis Langobardorum. Lib. I. c. 2. *Saxo Grammaticus*, Hist. Dan. Lib. VIII. p. 159. 38) Das Nähere über dieses s. bei F. Wachter, Forum der Kr. 1ster Bd. 2te Abth. S. 22—25.; über jenes s. *Procopius* de bello Vandalico. Lib. I. c. 5. Lex Burgundionum Lib. I. Tit. I. §. 1. Tit. XIV. §. 5. Tit. LXXXIV. §. 1. bei Georgisch S. 341. 351. 393. Leges Visigothorum Lib. X. Tit. I. §. 9. Tit. II. §. 1. bei Georgisch S. 2128. 2133. Lex Ripuar. Tit. LX. §. 5. *Senator*, Epist. Lib. VIII. Ep. 26. *Gregorius Turon.* Hist. Lib. IV. c. 44. Urk. des Bisch. Chrodegang von Metz von 763 bei Meurissius. Urk. des Bisch. Angilrann von Metz von 770 bei demselben. Urk. bei Ughellus 1ster Th. S. 339. 3ter Th. S. 65. 66. 88. 90. 300. 8ter Th. S. 56. 39) Hist. Lib. II. c. 27. bei Freher, Corp. Hist. Franc. T. II. c. 27. p. 42 sq.

40) *Paulus Diaconus*, Gest. Lang. V, 38. 41) Stalder, schweiz. Idiot. unter: Hälmi. 42) Andere Beispiele, wie Weissagung und Verwünschung als Eine Handlung, s. in der Sage von Haldan, bei *Saxo Gramm.* Lib. VI. p. 123 sq. und in Erich's und Grep's Lied a. a. O. S. 74 fg. Daselbst siehe auch, wie man durch größere Wortgewalt die Verwünschung und Zauberei des Geringeren vernichten konnte. Der wortgewaltige Erich wendet hier durch seine mit Fluch gegen die Gegner und mit Heilwünschung für sich und die Seinigen verbundene Weissagung die Kraft der Unheil verkündenden Zauberei auf die Feinde selbst zurück, und rettet sich und seine Gefährten. Warum Erich seinen Gefährten in der Nähe der Zauberer Schweigen auferlegte, so wie auch Thorkell in der Nähe von Geruth's Sitze, dem Zauberlande, Gleiches thut (*Saxo Gramm.* VIII. p. 161.), damit seinen Gefährten die Riesen weniger schaden könnten, hiervon ist der Grund, daß die Worte als Orakelzeichen galten, aus diesen schöpfte man Weissagungen, und den Weissagungen legte man nicht blos die Eigenschaft der Vorausverkündigung, sondern auch die Kraft des wirksamen Fluches, bei Wohlgesinnten, des Heiles, bei.

Gestalt nach kleine Tafeln). Das nämliche Alphabet hatten die alten Iren, es war druidisch, magisch (vorzüglich zum Looswerfen) und von Pflanzen genannt [43]).

Das Andenken an eine Orakelpflanze hat die dänische Sprache erhalten, in welcher die haarige Binse (juncus pilosus) Spaadomsgraes (Weissagungsgras), außerdem Vaettergo (Geistergewächs) heißt [44]). Hatten die alten Teutschen das Orakel vermöge der Runenstäbe befragt und dieses für das Vorhaben oder beabsichtigte Unternehmen gestimmt, so wandten sie sich zur Bekräftigung noch an die Vögel. „Und jenes ist auch hier bekannt, die Stimmen und den Flug der Vögel zu befragen" fügt Tacitus hinzu. Beides war, wie wir wissen, bei der Krähe vereint. Flog ein solcher S. Martin's-vogel, wie die Krähe bei den Franken hieß, Reisenden von ihrer Linken zu ihrer Rechten, und ließ er von ihrer Linken zu ihrer Rechten seine Stimme hören, so hofften sie aus diesem Zeichen auf glücklichen Ausgang ihrer Reise [45]). Flog der Mauser denen, welche um Herberge besorgt waren, über den Weg, so war es ein weissagendes Anzeichen, daß sie gute Herberge finden würden, und sie vertrauten mehr darauf als auf Gott [46]). Raben galten vorzüglich als Schlachtorakelvögel [47]). Als z. B. Hakon bei seiner Rückkehr zum Heidenthum den Göttern ein großes Blutopfer brachte, kamen dahin zwei Raben und schrien laut. Dieses Orakel verkündete ihm, daß Gott Odin das Blutopfer angenommen, und daß Hakon glücklich in Schlachten sein werde. Mächtig ward hierdurch Hakon zur Heerfahrt angespornt. Rabenruf verkündete überhaupt Schlacht und Kampf voraus. Die Art der Forschung der Zukunft aus dem Fluge und den Stimmen der Vögel bekamen einen bedeutungsvolleren Charakter dadurch, daß man sowol glaubte, die Götter erschienen häufig in Vögelgestalt, als auch den Vögeln eine Sprache beilegte, welche den Eingeweihten ebenso verständlich und umständlich als die menschliche war [48]). Wichtig sind ferner die Lieblinge der Nornen und Walkyrien, die häufig in Schwanengestalt erschienen, die Schwäne (Singschwäne, nordische Schwäne) mit ihren gesangartigen Tönen [49]) zu vernehmen, die Gewitter vorauswissenden Störche, die Spechte mit ihrem bedeutungsvollen Namen, die weissagenden Adlerinnen (s. Sigurd Fafnisbani), die glückbringenden Elstern, die Unglück verkündenden Eulen, namentlich die Webklage als Todesbotin, die Schreckliches weissagenden Rohrdommeln. Unter andern Thieren sind bemerkenswerth die Glück verkündenden Wölfe, Unglück verkündende Hasen und Katzen. Die Vögel- und andere Thierorakel hatten eine natürliche Begründung in dem richtigen Vorgefühl und andern Eigenschaften der Vögel und Thiere, so z. B. die Saatgans, aus deren Erscheinen man auf nahen Schnee schließen kann und die im Mittelalter als Anzeigerin der Richtung des Entgegensetzten besondere Aufmerksamkeit auf sich zog, der bei Witterungswechsel das melancholische Trief, Trief rufende Edelfink, der Witterung verkündende Laubfrosch, der Fischreiher, der den Fischern die Strichorte der Fische anzeigt, die kleine weißschwingige Möwe, welche die Ankunft des Kabeljaus an der Küste verkündigt rc. Worin wir jetzt natürliche Ursachen erblicken, sah die Heidenzeit Einwirkung der Götter und die Götter selbst in Vögel- und anderer Thiergestalt, so daß man Vögeln selbst Opfer brachte. — Leider erlaubt der beschränkte Raum nicht, den vollständigen Artikel, den wir über die Orakelvögel und andere Orakelthiere ausgearbeitet hatten, mitzutheilen, und statt der Aufführung und Belegung konnten wir nur einige Andeutungen geben; bemerken wollen wir jedoch, daß die Vögel in Beziehung auf die von ihnen ertheilten Orakel im Altnordischen Fródhugadir Fuglar, wörtlich, weise (mit der Bedeutung von Weissagung) gegeistete, d. h. mit Weissagegeist begabte Vögel hießen. Auch darf das Kuckucksorakel, auf dessen große Wichtigkeit sich daraus schließen läßt, daß sich bis auf unsere Zeit Überbleibsel desselben bei dem Volke erhalten haben, hier nicht übergangen werden. Die Wichtigkeit desselben macht des Kuckucks ausgezeichnetes und nur im Frühjahre ausgestoßenes Geschrei erklärlich. Der Gegenstand der Befragung war auch der wichtigste für die Menschen, nämlich über das in der zunächstfolgenden Zeit bevorstehende Schicksal. Das Orakel befragte man, wenn man den Kuckuck zum ersten Male schreien hörte. Durch das Kuckucksorakel zerfiel das menschliche Leben in Schicksalsjahre, welche von der Ankunft und dem Beginnen des Geschreies des Kuckucks des einen Frühjahres bis zur Wiederbefragung des Kuckucksorakels im nächsten Frühlinge dauerten. Der Monat des altnordischen Kalenders, welcher die Zeit vom 22. April bis 21. Mai der jetzt gewöhnlichen Kalenderrechnung einnimmt, hieß Gaukmánadr (Kuckucksmonat). In Norwegen heißt der Fardag, Faredag (Fahr- d. h. Reisetag), der zweite Tag des Kuckucksmonates (d. 23. Apr.) auch Gauksmess, Gouksmess (Kuckucksmesse), und an diesem Tage befragen noch viele das Kuckucksorakel und legen noch jetzt Gewicht auf das Ergebniß des Prophezeihung enthaltenden Geschreies dieses Vogels. Der zehnte Tag des Kuckucksmonates, der erste Mai, heißt wieder Gauksmess, und an diesem Tage beobachtet man das Geschrei des Vogels wieder gewissenhaft, und deutet daraus die künftigen Ereignisse. Der vierte Tag des Kuckucksmonates, welcher der erste Sommertag (Sumardagr fyrsti) heißt, und auf den 25. April unserer jetzigen Monatsrechnung fällt, ist auf den Kalenderrunenstäben mit einem Kuckuck (bisweilen auf einem grünen Baume sitzend) bezeichnet. An diesem

---

43) *Davies* Celtic. Researches p. 270—275. Mone, 2ter Th. S. 353 fg. 44) *Finn Magnusen* Lex. Mythol. p. 844. 45) *Petrus Blesens.* Ep. 65. Poenitentiale MS. Thuanum bei *Du Fresne* Gloss. Lat. Frankf. Ausg. v. 1681. S. 1277. Reinecke de Vos. 1stes Buch. 12tes Cap. Wolfenbüttler Ausg. von 1711. S. 47 fg., so auch Le Roman du Renard bei *Du Fresne* l. l. T. I. p. 391. 46) Poenitent. Thuan. l. l. p. 1278. Wirnt von Gravenberg, Wigalois S. 229. 660 fg. 47) Islands Landnámabók. p. 172—175. Snorri bei Claussön. S. 123 fg. 48) Einstweilen s. F. Wachter, Gesch. Sachsens. 2ter Th. S. 381—391. 3ter Th. S. 407, wo sich Mehres über die Sprache und die Weissagungen der Vögel findet. 49) s. Forum der Kritik. 2ter Bd. 1ste Abth. S. 87—91, s. daselbst auch, wie die Alten zu ihrer Mythe vom Schwanengesange gekommen sind.

Tage pflegen noch jetzt bei den Dänen Leute aus dem Volke die Stimme des Kuckucks um die Zukunft zu befragen. Die in Island sich niederlassenden Nordmannen nahmen zwar die Gewohnheit, am ersten Sommertage das Kuckucks-Orakel zu befragen, mit hinüber auf jenes unfreundlichere Land, aber den Kuckuck fanden sie nicht. Sie schufen sich daher, so gut sie konnten, einen Kuckuck, einen Rosse-Kuckuck (Hrossagoukr) aus der Heerschnepfe (scolopax gallinago, *Linn.*), und seine Sommerstimme, welche er bei dem Erwachen des Fortpflanzungstriebes hören zu lassen beginnt, indem er hoch in der Luft mit zitternden Flügeln hin und her schwebt, und die in einem langen brummenden, oder vielmehr wiehernden, mit einem wiederholten dik-x, dik-x vereinten Tone besteht, befragen die Isländer noch jetzt als Orakelstimme [50]). Wenn auch nicht von solcher Wichtigkeit als das Kuckucks-Orakel, aber doch bemerkenswerth ist das Lerchen-Orakel, dessen Ergebnisse aus dem Gesange und der Richtung des Fluges der ersten Lerche, welche man nach ihrer Rückkehr im Frühjahre traf, geschöpft wurden, und künftige Ereignisse betrafen. Auch dieses Orakel ist bei dem Volke noch nicht ganz verschwunden, wiewol nur noch von Wenigen mit Wichtigkeit behandelt. Als Trümmer der Lehre von den Orakelsprüchen und Orakelzeichen, welche in der Heidenzeit aus den Stimmen, dem Fluge und Laufe der Vögel und anderer Geschöpfe gebildet wurden, sind die über den Ausgang eines beabsichtigten Unternehmens im Voraus belehrenden Anzeichen betrachtenswerth, die als noch völlig bestehend von Michael Scotus in seiner Physionomia (c. 56.) aufgeführt werden, welches Werk er Kaiser Friedrich II. widmete, dessen Sterndeuter er nach dem Chronicon Nonantulanum war. Diese Lehre von den weissagenden Anzeichen ist sehr ausgebildet, aber sie gleicht doch nur einem Gerippe, im Vergleiche mit dem lebenden frischen Körper der Orakelzeichenlehre der Heidenzeit, wo die verschiedenen Vögel und andern Geschöpfe jedes seine eigne Bedeutung hatten. Sie mußte sich wegen ihrer Vollkommenheit in der Einfachheit den Verstandesmenschen, den Menschen der Berechnung empfehlen, während die Lehre in der Heidenzeit von den Menschen der Einbildungskraft und für diese geschaffen war. Leicht war für diese der Glaube an diese lebensvolle Lehre, schwer mußte er für jene sein; blühender dennoch wurde sie geübt, da das Verlangen der Menschen, in die Zukunft zu schauen, noch immer mächtig war, und stand um so eher in Ansehen, da die Astrologen sich ihrer bemächtigten und sie, wie die Sterndeutung, in wissenschaftliche Form brachten.

Noch mehr Glauben als die Orakelvögel fanden die Pferde-Orakel, und bildeten dadurch das allerwichtigste Orakel sowol bei den alten Teutschen, als auch bei den Liwen und slavischen Völkerschaften, doch mit merkwürdigem Unterschiede zwischen beiden (s. unten Orakelpferde); zum Behufe der Orakelertheilung wurden nämlich eigene Pferde gehalten.

50) *Finn Magnusen* Specimen Calendarii gentilis, p. 1075—1077. Fr. Faber, Prodromus der isländischen Ornithologie. S. 30.

Das Orakelzeichen des Niesens oder der Niesung [51]) führt das Verzeichniß der Heidenheiten im achten Capitel [52]) als zu verbieten in dieser Verbindung auf: De Auguriis, vel avium, vel equorum, vel boum, stercore, vel sternutatione, und das Andenken an dieses Orakelzeichen hat sich noch bis jetzt in der Redensart: „es ist wahr, er nieset es;" und in dem Wunsche an den Niesenden: „Wohl bekomme es" oder „Zur Gesundheit," erhalten, indem Weissagung und Glückwunsch oder rücksichtlich Verwünschung eine Handlung in sich schlossen. Das Orakelzeichen der Niesung hatte bei den Angeln im zwölften Jahrhunderte noch solche Wichtigkeit, daß sie sich durch das Niesen oder den Traum einer alten Frau bewegen lassen konnten, eine vorgehabte Reise oder ein Geschäft zu unterlassen [53]).

Auf des Verzeichnisses der Heidenheiten vierzehntes Capitel de Divinis et Sortilegis, funfzehntes Capitel de Igne fricato de ligno, id est, Nodfyr (von aus Holze geriebenem Feuer, das ist Nothfeuer) kommt S. 18 sechzehntes Capitel de Cerebro animalium (vom Gehirne der Thiere). Dieses Capitel erhält Licht aus Willibald, welcher vor den andern Weissagearten Aruspicien aufführt; diese bestanden also in der Erforschung der Zukunft nicht blos aus den Eingeweiden, sondern auch dem Gehirne der Opferthiere. Im siebzehnten Capitel De Observatione pagana in foco, vel inchoatione alicujus rei (von der heidnischen Beobachtung auf dem Herde oder Feuer, nach der späteren Latinität, oder der Anfangung einer Sache) lernen wir das Feuerorakel kennen. Daß man Orakelschlüsse aus dem Emporsteigen oder dem Niedergedrücktsein des Rauches zog, läßt sich aus dem Glauben anderer Völker, z. B. der Israeliten in der Erzählung von Kain und Abel vermuthen. Andere Weissagungsarten aus dem Herde und Feuer lassen sich sicherer nachweisen, da sie sich bis auf spätere Zeiten erhalten haben. Falckenstein, der um 1733 schrieb, sagt S. 18: „Aus dem Feuer weissagten unsere Vorfahren Verschiedenes, was sich bis auf unsere Zeiten fortgepflanzt hat. Wenn in den Hallen die Alten um den Herd saßen, drückten sie, wie Ungefähr und Zufall es gab, gewisse Merkmale mit einem Stabe in die Asche: war die Zahl der Merkmale gerade, so war es ein Glück verkündendes, wenn ungerade, ein Unglück weissagendes Anzeichen [54]). Auch legten unsere Vorfahren Eichenholz an das Feuer, und beobachteten es sorgfältig: knisterte es, so glaubten sie, daß es Böses prophezeihe." Dieser Aberglaube der Weissagung aus dem Feuer auf dem Herde erhielt sich bei dem gemeinen Volke bis auf unsere Zeiten, wenn es sagt: „Das Feuer keifet," welches als

51) Nach dem Vorgange des Althochteutschen, welches in den Glossen bei Docen, Miscell. 1ster Th. S. 227 sternutatio durch Niesunga und Niesung überträgt. 52) bei Falkenstein Conc. Germ. prim. p. 17. 53) Odericus Vitalis, Eccles. Hist. Lib. 10. 54) Eine ganz ähnliche Weissagungsart finden wir bei den Frauen der Wenden auf Rügen. Bei den Römern hingegen galten, wie z. B. aus *Varro* de re rustica Lib. III. c. 9. bei Gesner, S. 349 und *Columella* de re rustica lib. VIII. c. 5. a. a. O. S. 640 erhellt, die ungeraden Zahlen als gutes Zeichen.

Unheil verkündend gedeutet wird, und zunächst darauf, daß man Verdruß bekommen werde. Alle Wahrscheinlichkeit hat die Vermuthung für sich, daß dieses ein Überbleibsel der Feuerorakel, welche man aus den Opferfeuern genommen, und zuletzt nur noch als Hausreligion sich erhalten habe [55]).

Bei einem Einbruche seeräuberischer Slaven hatte Erich der Beredte, vom Dänenkönig Frodi dem Dritten abgesandt, einen Sieg über die Feinde durch List gewonnen, während sich Frodi zu einer Heerfahrt in das Slavenland rüstete. Als Erich zur königlichen Flotte zurückkehrte, wünschte er Frodi'n durch siegverkündenden Gruß zu erquicken, und sprach: „Heil dir, der du einen herrlichen Sieg gewinnen wirst." Der König bat, daß sein Wort wahr werden möge, und versicherte, daß der Geist des Weisen weissagend [56]) sei. Erich antwortete, daß er (Erich) Wahres sage, und ein kleiner Sieg die Weissagung eines größeren enthalte; aus kleinen Dingen schöpfe man oft die Prophezeiung großer. Während Frodi zu Land und See seine Kriegsmacht gegen die Feinde führte, erschien eine Gesandtschaft des Slavenkönigs Strunik, welche um Waffenstillstand bat. Frodi verweigerte ihnen Zeit zur Rüstung, und setzte hinzu: Überdies habe ich bisher ohne Theilhaben an Kriegswerken gelebt, der Anfang derselben darf nicht durch ungewisse Erwartung der Dinge verschoben werden, weil, wer den ersten Feldzug glücklich geführt, ein ähnliches Glück für die Zukunft hoffen kann, denn jeder wird eine so beschaffene Weissagung über den Kampf haben, wie der Anfang des Zusammentreffens gewesen, da die anfänglichen Erfolge der Schlachten den übrigen zur Prophezeihung dienen. Erich lobte die Klugheit der Antwort, und versicherte, das Spiel müsse draußen so getrieben werden, wie es zu Hause angefangen worden [57]). Erich's letzter Spruch deutet vielleicht darauf hin, was das Verzeichniß der Heidenheiten unter der Anfangung einer Sache versteht, nämlich man trieb, vermuthlich zu Hause im Spiele, im Kleinen, was man draußen wirklich vorzunehmen beabsichtigte, und schloß aus dem Gelingen oder Mißlingen des Spieles auf den zu erwartenden Erfolg des wirklichen Unternehmens.

Zur Erforschung des Ausgangs schwerer Kriege diente bei den alten Teutschen das Zweikampfsorakel. Einen auf irgend eine Weise aufgegriffenen Gefangenen aus dem Volke, mit welchem sie kriegten, ließen sie mit einem Erlesenen von ihren Landsleuten, jeden mit seinen vaterländischen Waffen, einen Zweikampf halten, und nahmen den Sieg des einen oder des andern als Entscheidung im Voraus an [58]). Es gehören hierher auch die Zweikämpfe, welche feindliche Heere von einander foderten, indem sie an den Ausgang derselben Bedingungen knüpften, durch welche der Kampf vermieden ward. So stellten nach der langobardischen Stammsage, als die Langobarden auf ihrer Wanderung den Assipitten gegenüber standen, Letztere die Foderung, daß die Langobarden einen von den Ihrigen zum Zweikampfe mit dem tapfersten Assipitten schicken möchten, unter dieser Bedingung, siege der assipittische Krieger, so sollten die Langobarden wieder auf dem Wege dahin gehen, auf welchem sie dahergekommen, unterliege er hingegen, so wollten die Assipitten den Langobarden den Durchgang durch ihr Land erlauben. Bei den Langobarden erbot sich freiwillig ein Leibeigner zum Zweikampfe, und erkämpfte durch seinen Sieg den Langobarden den Durchzug und sich die Freiheit. Als die Langobarden auf ihrer ferneren Wanderung an einen Strom kamen, an dessen Übergang sie ein Heer der Schildmädchen (Amazonen nach dem Ausdrucke der Griechen und Römer) verhinderte, bestand Lamisso mit einer der Schildjungfrauen im Strome schwimmend einen Zweikampf, unter dieser Bedingung, siege das Schildmädchen, so sollten die Langobarden vom Flusse zurückweichen, werde es sieglos, so sollte den Langobarden der Übergang über den Fluß gestattet sein; und er ward ihnen gestattet, da Lamisso den Sieg gewann [59]). Auch bei den Galliern, wenn es nämlich wirklich Gallier und nicht Germanen waren, welche im 394. Jahre der Stadt (358 v. Chr.) mit den Römern kriegten, da die Römer erst unter Cäsar Gallier und Germanen unterscheiden lernten, hatte ein Zweikampfsorakel zur Erforschung des Ausgangs des Krieges statt, wie aus dem Zweikampfe des Galliers mit dem Römer Titus Manlius erhellt, wiewol den Römern der Sinn dieses Zweikampfes nicht deutlich war, aber aus den Umständen auf das klarste hervorgeht. Bei den zu keiner Entscheidung führenden Kämpfen um die Brücke über den Anien trat ein durch Körpergröße ausgezeichneter Gallier auf den leeren Raum derselben, und foderte den tapfersten Römer zum Kampfe heraus. T. Manlius war so glücklich, den Gegner zu durchbohren. Die Nacht darauf zogen die geschreckten Gallier ab [60]). Einen gleichen Sinn hatten sicher auch die Zweikämpfe, welche Hannibal gefangene Alpen-Gallier mit gallischen Waffen vor dem Treffen am Ticinus (Tessino) im J. 218 v. Chr. halten ließ; natürlich glaubte er nicht selbst an das Orakel, sondern er stellte die Kämpfe an, um sein aus verschiedenen Völkern, nach deren Glauben er sich richten mußte, zusammengesetztes Heer anzufeuern; doch auch bei Darstellung dieser Zweikämpfe geben die Römer die eigentliche Bedeutung derselben nicht an, und scheinen

55) Vergl. Mone 2ter Th. S. 140. 56) Sowol in die Begrüßungen bei dem Kommen legte man weissagende Kraft, als auch in die Glückwünschungen bei dem Abschiede. Doch mußte der, welcher sie ertheilte, weise sein, d. h. weissagenden Geist haben. Aber auch hier war die Glückwünschung wirkungslos, wenn Unheil weissagende Träume vorausgegangen, und wenn bei der Trennung Unheil verkündende Vorzeichen eintraten. Hiervon gibt ein anschauliches Gemälde das Atla-mál in Graenlenzko Str. 52—84. Das Unglück verkündende Vorzeichen ist hier das Zerbrechen des halben Kiels des Schiffes bei der Abfahrt. Die gewöhnliche Redensart des Schlusses der Heilwünschung war: Fahret wohl zur guten Stunde (farit vel med godom tima) (*Volsunga Saga* c. 24.); hatte aber ein Unglück verkündendes Vorzeichen statt, wie z. B. das Zerbrechen der Achse des Wagens als Rigunthe ihre Brautfahrt antrat, sagte man: zur bösen Stunde (mala hora, daher malheur) (*Gregor. Turon.* Hist. Lib. VI. c. 45.). 57) *Saxo Grammaticus*, Hist. Dan. Lib. V. p. 84 sq.

58) *Tacitus*, Germ. 10. 59) *Paulus Diaconus*, Gest. Lang. Lib. I. c. XI et XV. 60) *Livius* VII. c. 9—11.

dabei mehr an ihre Fechterspiele zu denken[61]). Bloße Grausamkeit sahen die Römer in den Zweikämpfen, welche Hannibal gefangene Römer anstellen ließ. Doch namentlich aus dem Kampfe, welchen ein Römer mit einem Elephanten bestehen mußte, leuchtet ein anderer Sinn hervor; er ward schwerlich ohne Rücksicht auf die Gallier angestellt, aus welchen ein Theil von Hannibals Heere bestand[62]).

Opferblutorakel. Von den im Heere der Kimbern, welche aber wahrscheinlicher Kelten, als Germanen waren, sich befindenden, Orakel verkündenden, Priesterinnen (προμάντεις ἱέρειαι) bestieg eine der Weissaginnen den neben dem großen Kessel angebrachten Tritt, schnitt dem über das Gefäß emporgehobenen Schlachtopfer die Kehle ab, und nach dem in den Kessel strömenden Blute bildeten sie eine Weissagung. Die Übrigen zerschnitten die Leichname der so Geschlachteten, beschauten die Eingeweide, und verkündigten hiernach den Ihrigen den Sieg[63]). Der von den Kimbern dem August zum Freundschaftsgeschenke gesendete Kessel war wahrscheinlich ein solcher Weissagekessel, und diese Kimbern, Nachkommen von denen, welche, da die übrigen nach Italien aufbrachen, als Bedeckung des Gepäckes am Rheine zurückgelassen wurden, und von denen unter andern die Adwatiken stammten[64]). Strabo knüpft es ganz unwahrscheinlich an die vermeintlichen Kimbern auf Jütland[65]). Bei den Nordmannen hieß die Befragung des Orakels während der Blutopfer Blót-spá; mit dem Artikel, blót-spán, weiblich, Blutopferorakel, Befragung des Orakels während des Blutopfers, und ist von blót, Blutopfer, und spá, mit dem Artikel spán, Gesicht, Weissagung, Orakel. In seltneren Fällen bedeutet spá auch die Orakelbefragung selbst. Ein Beispiel der Blót-spá, Weissagung aus dem Opferblute, geben die Götter auch selbst, wenn in der Hymisquida[66]) von ihnen gesungen wird: Ureinst die Schlachtgötter Waidwerk nahmen (genossen erlegte Thiere) und tranken zusammen (nämlich Gelag, welches sie zur Befragung der Orakel anstellten), ehe sie Kenntniß erlangten (áthr sathir yrthi, wörtlich: ehe sie wahr wurden, das heißt: antequam verum deprehenderent, wie es die lateinische, ehe sie vorwissend waren, ehe sie sich von Allem unterrichtet rc., wie es andere Übersetzungen geben), schnitten Stäbe und beschauten das Blut, sie fanden bei Ägir Mangel an einem Kessel [nämlich an einem Braukessel; die Götter, von Ägir zum Gastmahle eingeladen, wundern sich, wie man vermuthet, über Ägir's Großsprecherei, oder fürchten vielleicht auch, daß hinter der Einladung irgend eine List verborgen liege, suchen im Opferblute zu erforschen, ob der Riese auch im Stande sei, sein Versprechen zu erfüllen. Sie finden aber, daß er nicht einmal einen Kessel zu solch einem großen Gastmahle besitzt[67])]. Bemerkenswerth ist nicht minder Studach's verwandte Ansicht, daß die Götter es wie die Menschen getrieben, wahrsagende Zweige (oder Stäbe) geschnitten, und das Opferblut beschaut, um sich zu versichern, ob zur Gilde Alles bereit, kein feindlicher Zauber über ihr walte und die Omina günstig[68]). Unwahrscheinlicher ist die Ansicht, daß die Götter schon bei Ägir zur Mahlzeit versammelt gewesen, nichts zu trinken gehabt, und um die wahre Ursache dieses Übelstandes zu erforschen, die erwähnten Zaubermittel angewendet. Übergangen darf auch nicht die Ansicht werden, daß der große Kessel, welchen nun Thor von Hymir herbeischafft, uns an die Opfer- und Orakelkessel der Kimbern und Pelasger erinnern, welche nach Creuzers Vermuthung[69]) eine Nachahmung der natürlichen Fluß- oder Wasserkessel gewesen sind. Hver bezeichnete sonst einen großen Kessel; jetzt aber legt man diesen Namen auf Island nur noch den heißen Quellen bei, die zuweilen von bedeutendem Umfange sind. Auch wird die unterste Tiefe des Abgrunds in der Edda Hvergelmir oder der alte Kessel genannt; über demselben stellte man sich den, hier zunächst in Rede stehenden, jüngeren Kessel oder Behälter des Meeres vor[70]). Gewiß ist die natürlichste Ansicht, daß die Wasserorakel früher als die Opferblutorakel gewesen, und diese ein Abbild von jenen seien.

Wir schreiten nun zur Betrachtung der verschiedenen Orakelmächte. Wie die Riesenwelt, da das Geschlecht der Riesen für älter als das der Asen galt, als die ursprüngliche Heimath der Orakel von den Nordgermanen angesehen wurde, hierzu gehört folgende Stelle aus dem Grimnismal[71]), Gangrath fragt: Wer sind die Mädchen, die über das Menschenmeer mit weisem (d. h. in die Zukunft schauendem) Geiste begabt fahren? Wafthrudnir antwortet: Drei Mädchen Maugthrasir's (oder drei Mädchen des Stammhalters, d. h. der Stammerhaltung) fallen (d. h. lassen sich herab) über die Dörfer (Wohnungen) des Volkes, die einzigen Schutzgeister (hamingior einar) derer, welche in der Welt sind, obgleich sie bei den Riesen erzogen (oder erzeugt, alaz) werden. Man dachte sich also die Schicksal weissagenden Schutzgöttinnen der Menschen als aus der Riesenwelt kommend, so wie man auch die drei übermächtigen Riesenmädchen (thursa meyar ámáttkar mioc), welche die Asen in ihrer Fröhlichkeit des Würfelspiels und Goldüberflusses störten, aus den Riesenwelten kommen ließ[72]). Da die Riesenwelt für die ältere Orakelwelt galt, so liegt es ganz in der Natur der Sache, daß selbst auch die Asen (Götter) aufgeführt werden, wie sie die Orakel der Riesen befragen, wie folgende Stelle eines Eddaliedes enthält. „Zu-

---

61) *Livius* XXI. c. 42. 62) *Plinius*, Hist. Nat. lib. VIII. c. 7. *Valerius Maximus*, Dictorum Factorumque Memorabilium lib. IX. c. II. de crudelitate. Externa §. 2. 63) *Strabo* lib. VII. *Clemens Alexandrinus*, Strom. lib. I. Kölner Ausgabe von 1688. S. 305. Mehres über diese Opfer- und Orakelpriesterinnen s. im Art. Opfer. S. 92. 64) *Caesar*, B. G. II, 29. 65) s. F. Wachter, Forum der Kr. 1sten Bds. 3te Abth. S. 101 fg. 66) Str. 1. gr. Ausg. der Edda. 1ster Th. S. 118 fg.

67) S. Anmerkung Nr. 5. zur Hymisquida gr. Ausg. der Edda Säm. 1ster Th. und darnach Gräter, nordische Blumen. S. 191 fg. 68) Studach, Sämunds Edda des Weisen. 1ste Abth. S. 125. 69) Symbolik. 2ter Th. S. 474 fg. der 2ten Ausg. 70) So Finn Magnusen's Deutung in seinen Erläuterungen der ältern Edda und daraus bei Legis, Fundgruben des Nordens. 2ter Bd. S. 196. 217. 71) St. 48—49. S. 30. 72) Völo-spa, Str. 8. gr. Ausg. d. Edda Säm. 3ter Th. S. 27.

gleich waren alle Asen in der Versammlung und alle Asinnen im Gespräch, und darüber beriethen die mächtigen Götter, warum Balldur'n heftige Träume wären. Schwer war dem Gotte der Schlummer, und aus dem Schlafe schien das Heil verschwunden. Es befragten die Joten (Riesen) die der Zukunft kundigen Orakel, ob das Schreckliches bedeute. Die Orakel (Frettir) sagten, daß dem Tode nahe Uller's Verwandter der einzig Liebliche sei. Das brachte Angst Frigg und Svafnir und den andern Göttern. Sie faßten festen Rath [73]) ꝛc." — In Beziehung auf ihre Orakelgabe werden die Riesen weise und allweise, allwissende genannt, so Wafthrudnir, von dessen Wettkampfe mit Odin bei den Kämpfen der Orakelmächte um die größere Weisheit anderswo gehandelt werden wird. Schon der Riesen-Urvater Aurgelmer heißt der weise Riese (inn fróthi iotunn) [74]). Der Riese Hymir wird hundviss und Lothin hund-viss iötunn genannt [75]). Hundviss bedeutet sowol hundertfältig weise („centies sagax"), als auch Hund-weise, weise wie ein Hund („caninae sagacitatis"), und diese Zweideutigkeit war eben den Nordmannen sehr lieb, da hierdurch das Wort sowol die Vielwissenheit der Riesen ausdrückte, als auch zugleich ein Schimpfwort auf die verhaßten Riesen enthielt. In das Gebiet der Orakelgabe, welche man den Riesen beilegte, gehört auch aus der Sage von Gorm's und Thorkell's Fahrt zu Geruth's Sitze im jenseitigen Biarmalande, dem Lande der Zauberei, daß Geruth's Bruder Guthmund die fremden Schiffer alle bei Namen grüßt [76]). Dieses findet nur darin seine Erklärung, daß man sich Guthmund als den Alles wissenden Riesen dachte. Als Orakelmächte galten auch die Zwerge. Um Orakelsprüche aus Träumen werden von den um die Zukunft besorgten Göttern die Alfen oder Zwerge Thrain und Dain befragt. Dain (Einschläferer) muß um so vertrauter mit den Träumen sein, da er jede Nacht alle Völker auf dem schönen Médgard (der Erde) mit dem Schlafdorn schlägt (einschläfert) [77]). In der Neujahrsnacht, in welcher nach dem Volksglauben die Alfen ihre Wohnsitze wechselten und herumschweiften, pflegten isländische Weissager und Wahrsager auf Kreuzwegen zu wachen, um den vorüberziehenden Alfen durch Zauberformeln die Enthüllung der Zukunft abzunöthigen [78]). Eine berühmte Orakelmacht ist der Zwerg Andvari in dem nach ihm benannten Wasserfalle, Andvaraforś, (s. Orakelgewässer, wo auch von den andern Orakelsprüche ertheilenden Wassergeistern gehandelt wird). Der Hauptcharakterzug des göttersaglichen Volkes der Wanen (Vanir) war ihre Gabe in die Zukunft zu schauen, so heißt es von Heimdall, daß er trefflich fernwissend gewesen, wie die andern Wanen (Thryms-quida 15). Nach der Völuspá (22.) betreten die kampfweissagenden Wanen die Gefilde. Im Hrafna-Galdr Othins (1.) heißt es: „Die Alfen verstehen, die Wanen wissen (Vanir vitu);" denn wissen in seiner höheren Bedeutung wird immer vom Wissen der Zukunft verstanden, so wie auch vis, viss (weise, sagax) ohne Beisatz, vorzugsweise der Zukunft oder verborgener Dinge kundig, so wie bei den Teutschen in engerer Bedeutung in der alten Sprache Wiser, Vorhersehender [79]) und noch in der Volkssprache weise Frau, weiser Mann, Wahrsagerin, Wahrsager, bedeutet, ohne daß jedoch auch die stärkere Bezeichnung fram-viss, weiter-weise, praesagus, rerum futurarum providus unbeliebt ist. In Beziehung auf ihre Gabe der Weissagung haben die Wanen das stehende Beiwort der Weisen, visir Vanir [weise Wanen [80])]. Bevor wir zur Aufführung der Götter schreiten, von welchen bekannt ist, daß sie Orakel ertheilten, müssen wir bemerken, daß man allen Göttern die Gabe in die Zukunft und Verborgenes zu schauen, und die Fähigkeit, Orakel zu ertheilen, beilegte. Von dieser Haupteigenschaft wurden dann auch die göttersaglichen Wesen vorzüglich aufgefaßt, als die Göttersage menschengeschichtliche Gestaltung erhielt. So schickt Saxo Grammaticus [81]), bevor er zum Vortrage der Göttersage als Menschengeschichte schreitet, folgende Ansichten als geschichtliche Thatsachen voraus. Ein dreifaches Geschlecht von Zauberern übte einst Wunder von unerhörter Art durch unterschiedene Gaukeleien aus. Die ersten waren Männer von ungeheurer Art, welche das Alterthum Riesen nannte, und überragten durch außerordentliche Körpergröße menschliche Länge. Die zweiten nach ihnen hatten die erste Geschicklichkeit inne, aus Eingeweiden der Opferthiere die Zukunft zu erforschen, und besaßen die Weissagekunst aus Begeisterung [82]). So weit sie den ersteren an Körpergröße nachstanden, so weit übertrafen sie dieselben an Witz und Erfindungsgeist. Zwischen ihnen und den Riesen währte unablässig der Kampf um die Herrschaft der Welt, bis die Zauberer siegten, das Riesengeschlecht unterwarfen, und nicht nur das Recht der Oberherrschaft erlangten, sondern auch erreichten, daß sie für Orakel ertheilende Götter gehalten wurden [83]). Vermöge der größten Erfahrenheit die Augen zu täuschen, verstanden beide von ihnen, in verschiedenen fremden Gestalten zu erscheinen und durch angenommene die wahren zu verschleiern. Die Menschen des dritten Ge-

---

73) Vegtams-Quidda 1—3. l. l. p. 234 sq. Zu den Worten spurdo jötnar etc. sagt eine Randglosse: Voro iötnar adspurdir um um förlog hans ok sögdu their hann feiga vera: die Riesen wurden um sein Schicksal befragt, und sie sagten, daß er dem Tode nahe sei. Hierzu bemerken die Herausgeber, daß dieser Glosse zufolge der Text, der doch in allen Handschriften iötnar hat, iötna fordere; allerdings wenn die Glosse hätte eine buchstäbliche Erklärung geben wollen, aber sie will nur hinzusetzen, was der gedrängte Text nicht sagt, nämlich, daß die Asen sich um Rath an die Joten gewendet, und diese ihre Orakel befragt. 74) Vaftrudnismál. Str. 33. 35. S. 19 fg. 75) Hymisquida, Str. 5. S. 122. Helga-Quida Haddingia-Skata. Str. 25. S. 42. 76) *Saxo Grammaticus*, lib. VIII. p. 161. 77) Hrafna-Galdr Othins. Str. 3. 13. 8) *Finnus Johannaeus*, Hist. Eccles. Island. T. II. p. 368 sq.

79) providus nach der Glosse bei Docen, Miscellaneen zur Gesch. der teutschen Lit. 1ster Bd. S. 244. 80) För Skirnis 17. 18. a. a. O. 1ster Th. S. 76. Vafthrudnismál 39. l. c. p. 23. Quida Brynhildar Budla-Dottor en fyrsta edr Sigurdrifo-Mal 18. a. a. O. 2ter Th. S. 202. 81) Hist. Dan. Lib. p. 9. 82) Vergl. hierzu die Erläuterungen von Stephanius Not. uber. p. 41 sq. 83) divinitatis opinionem sibi consciscerent, sagt Saxo Grammaticus; in divinitas liegt zugleich der Begriff der Göttlichkeit und Weissagungsgabe.

schlechts, aus der wechselseitigen Verbindung der ersteren entsprossen, entsprachen dem Wesen ihrer Urheber weder an Körpergröße, noch an Übung der Künste. Bei dem Allen wurden sie von den durch Gaukeleien getäuschten Geistern (Menschen) für Orakel ertheilende Götter gehalten. Wie aus Saxo's folgender Benutzung der Göttersage erhellt, versteht er unter dem zweiten Geschlechte oder der zweiten Art von Zauberern die Götter oder Asen[84]). Die dritte Art aber sind die vergötterten Menschen; denn die Nordgermanen verehrten nicht nur die eigentlichen Götter, sondern auch nach ihrem Tode vergötterte, ausgezeichnete Menschen, von denen König Erich durch einen der Götterversammlung beigelegten Orakelspruch[85]) unter die Götter aufgenommen ward. Über den vergötterten Grim s. F. Wachter, Thür. Gesch. 2ter Th. S. 398. Auch solche durch Darbringung von Opfern zu Gottheiten erhobenen Menschen ertheilten Orakel. Alle eigentlichen oder ursprünglichen Götter waren Orakelgottheiten, oder wurden wenigstens mit der Gabe Verborgenes oder in die Zukunft zu schauen gedacht. Aber nicht bei allen Volksstämmen und Familien genossen alle Götter gleich große Verehrung, sondern diese oder jene zu den großen Göttern gehörende Gottheit ward als Hauptgottheit verehrt, und diese war dann auch jedesmal der Hauptorakelgott. Wir beginnen mit Odin. In der Gestaltung der göttersaglichen zu geschichtlichen Wesen wird der Orakelgott Odin zu einem menschlichen Weissager, vermöge seiner Zauberkunde jedoch spiegelt seine vormalige Göttergröße darin noch durch, daß er nach Anleitung der Hávamál als ein gar gewaltiger Zauberer geschildert wird. So heißt es von ihm in der Gestaltung der Göttersage zur Menschensage[86]): „Odin war ein großer Zaubermann, und konnte weissagen, da wußte er, daß seine Abkömmlinge weit über den nördlichen Theil der Welt regieren sollten rc." In einer etwas später folgenden Stelle (S. 6.) wird gesagt, daß Odin die Kunst gekonnt, welche die meiste Kraft hatte, deßhalb habe er die größte Macht gehabt und sei, da die Kunst Seid (Zauber, wahrscheinlich ursprünglich in engerer Bedeutung Sud-Zauber) geheißen, Seidmadr (Zaubermann), genannt worden. Durch die Zauberkunst wußte er, wie es seinem Kriegsvolke gehen würde, und andere zukünftige Ereignisse rc. Da aber der Übung seiner großen Kunst und Weisheit (Weissagekraft) gräßliche Unthaten entsprangen, so schämten sich die Männer, sich ihrer zu bedienen, und dem weiblichen Geschlechte, den Göttinnen oder, nach der Gestaltung der Göttersage in Menschensage, den Priesterinnen, ward sie zum Gebrauch überlassen. So hatte sich zu Snorri's Zeit die ursprüngliche Ansicht bei den Germanen getrübt, nach welcher das weibliche Geschlecht mit größerer Weissagekraft, als das männliche begabt war, und dem weiblichen Geschlecht die Weissagung nicht überlassen wurde, weil die Männer sich ihrer schämten, sondern weil sie weniger dazu geschickt wären. Dieser Ansicht der Germanen scheint es auf den ersten Blick zu widerstreiten, daß auch die Orakel der Götter eine wichtige Rolle spielten, erklärt sich aber leicht aus der innigen Verbindung der Orakel mit den Opfern. War die Hauptgottheit des Opfernden ein Gott, so mußte auch dieser sein Orakelgott sein, daher Odin als solcher nicht selten vorkommt, so wie auch die Vorrede oder Einleitung zur jüngeren Edda[87]) Odin's großes Weissagethum (mikin spadom) hervorhebt. Bemerkenswerth in Beziehung auf Odin als Orakelgott sind auch seine Namen Sadr (Wahrer), Sanngetall (Wahrheit-Anzeiger, Wahrheit-Verschaffer, von sannr, sadr wahr, und geta, vermögen, anzeigen, erwähnen, zeugen, erlangen, bewirken rc.), Fiolsvithr (Vielwissender), Svithurr und Svithrir von svidr, svinnr, weise, wo neben auch die Ableitung von svida, versengen, bestehen kann, da die Nordmannen Namen von vieldeutiger Bedeutsamkeit liebten (Grimnismál. Str. 46 u. 49.). Außer den Orakeln, welche Odin über die Schicksale der Menschen, den Ausgang beabsichtigter Unternehmungen rc., wie die übrigen Orakelgötter ertheilte, gab er Orakellehren über Aufstellung der Schlachtordnung, so z. B. dem König Hading[88]) und dem König Harald Hildeland[89]), wodurch sie siegreich wurden, über Orakelzeichen für die in die Schlacht Gehenden dem Sigurd, über Lebensweisheit, über nützliche Zauberkunde, über Göttersage rc. Wie auch Thor, wo er Hauptgottheit war, von seinen Verehrern um Antworten befragt wurde, zeigt sich schon bei den Fällen, wo nach Island Auswandernde sich der Weisung Thor's überließen. Hauptsächlich in Norwegen und dann auch in Island ertheilten Thor's Götzenbilder Orakel[90]). Daß man aber Götzenbildern Sprache beilegte, geschah durch den Glauben, daß Blutopfer sie belebten und ihnen Sprache ertheilten. Als eins der Beispiele dient das hölzerne Götzenbild in der Saga af Ragnari Lodbrok c. 24. Als Ogmund der Däne einst mit seinen Schiffen bei Samsey im Munarwog lag, fand ein Theil seiner im Walde lustwandelnden Leute einen alten Holzmann, der vierzig Ellen hoch und mit Moose bewachsen war. Doch sahen sie alle Theile an ihm und sprachen unter sich, wer diesem großen Gotte geopfert haben möchte, und da sang der Holzmann (trémadur): Das war vorlängst rc. Er erzählt nun im Liede, wie Loth-

84) Zur Erläuterung dessen, was Saxo Grammaticus unter der zweiten Art Zauberern versteht, dient nicht nur seine darauf folgende Umwandlung der Göttersage zu menschengeschichtlicher Darstellung, sondern auch die Stelle (Lib. VI. p. 103.), wo er Thor und Odin als gewisse in der Zauberkunde eingeweihte Menschen schildert, welche durch Blendwerke zu bewirken wissen, daß sie für Götter gehalten werden. 85) Steht in der Vita S. Anskarii c. 26. bei Pertz, Mon. Germ. Hist. Script. T. II. p. 711. 86) Bei Snorri, Ynglinga Saga, bei Claussön Norske Kongers Chronika. S. 4.

87) Bei Stephanius, Notae uberiores in Historiam Danicam Saxonis Grammatici. p. 186. 88) S. *Saxo Gramm.*, wo auch der Orakelspruch sich findet, den Odin über Hading's Lebensende ertheilte. 89) Harald, dem der König Ingo von Schweden Krieg angekündigt, wünschte den Ausgang des Kampfes durch das Orakel zu erforschen. Da kam ihm ein Greis (Odin) entgegen, und gab ihm das Lehrorakel über die Aufstellung der Schlachtordnung in eigner Person, so wie auch dem Hading, *Saxo Gramm.* VII. p. 138 sq. 90) Saga Islands. Saga Olafs Tryggva Sonar. Kopenhagner Ausg. 1ster Th. S. 305. Lándnamabók an den angeführten Stellen.

brok's Söhne auf einer Heerfahrt ihn als Herrscher des Dorfes errichtet, ihm Blutopfer gebracht[91]) ꝛc. Ferner war auch Freyr ein Orakelgott, namentlich im Tempel zu Drontheim, wo er im 11. Jahrh. Hauptgottheit war, gab sein Götzenbild Orakelsprüche. Trotz der grausamen Verfolgung des Heidenthums durch König Olaf Tryggvi's Sohn kehrten die Thrander zur Verehrung Freyr's zurück, dessen Bildniß unversehrt erhalten worden. Olaf ließ das Bildniß aus dem Tempel in sein Zelt und den andern Tag auf die Gerichtsstätte bringen, und fragte, was sie an diesem Klotze verehrten. Sie erwiederten ihm, daß bisher seine große Macht erkannt worden sei, jetzt aber, da ihn auf Befehl des Königs keiner mehr verehrte, so sei er dem Volke erzürnt, spreche nicht mehr, wie vorher, mit den Bürgern, ertheile keine Orakelsprüche mehr, sage Zukünftiges nicht mehr voraus, schenke Fruchtbarkeit und Frieden nicht mehr, wie vorher. Der König antwortete, daß der geschworene Feind des Menschengeschlechtes im Klotze gesprochen, und ihnen nichts anderes geschenkt, als was er andern genommen, und zerhieb das Götzenbild mit dem Beile. So nahm das Orakel zu Drontheim sein Ende[92]). Außer den Orakeln, welche Freyr's Götzenbilder ertheilten, erschien Freyr, so wie auch andere Götter, den Menschen bisweilen in Träumen, und sagte ihnen Zukünftiges voraus[93]). Frigg, die oberste Göttin, besitzt zwar die Orakelgabe im hohen Grade, denn sie weiß alle künftige Schicksale (Corlang, wörtlich: Urgesetze) der Menschen, aber sie ertheilt keine Orakelsprüche darüber[94]). Gefion, die vierte der Asinnen, weiß des Lebens (d. h. der Lebenden) Schicksale (aldar orlang, wörtlich: des Alters Urgesetze) ebenso genau, als Odin selbst[95]). In der Sage in der späteren Vorrede zur jüngeren Edda[96]), welche die nordische Göttersage zur Menschensage umgestaltet, und mit der griechisch-trojanischen Heldensage in Verbindung bringt, heißt es: „In der Nordhälfte der Welt fand er" (der trojanische Tros, welcher eins mit dem nordischen Thor ist) „eine Wassefrau (Spakona), welche Sibil (Sibylla) hieß, und wir Sif nennen, Niemand wußte ihr Geschlecht, ihr (Thor's und Sif's) Sohn hieß Lorrithi." So wird ein göttersaglicher Beiname Thor's (Hloridi) zu Sif's und Thor's Sohn gemacht, und die Göttin Sif zu einer Weissagefrau. Zweifelhaft bleibt hierbei, ob sie zur Weissagefrau gebildet wird, weil sie Orakelgöttin, oder blos darum, weil die wegen der Namensähnlichkeit mit ihr für eine Person genommene Sibylla als Weissagin berühmt war. Nach ihrem Tode göttlich verehrte Orakelertheilerinnen waren die Schwestern Thorgerdur Hörgabrudir (Braut, d. h. Mädchen der Altäre), auch Hölgabrudir (Holgi's Mädchen, d. h. Tochter oder auch Mädchen der Hölgaländer), und Yrpa. Há-logi, Holgi, Helgi war nach der Sage ein König, nach welchem Hálágoland, Hölgaland, in Norwegen genannt ist, ihm so wol als seiner Tochter Thorgerd wurde geopfert. Hakon Jarl, Sigurd's Sohn, der eifrige Verehrer der Orakelertheilerinnen Thorgerd und Yrpa, hatte ihnen zu Dal einen Tempel erbaut, mit Gold, Silber und Glasfenstern verziert und mit einer Umzäunung von Brettern geschützt. Es standen viele Götzenbilder, unter andern auch das der Sif, der Gattin Thor's, darin. Köstlich geschmückt saß Thorgerdur auf der Bank. Knieend flehte Hakon zu ihr, und war sie ihm günstig, so konnte er den Ring von ihrem Finger abziehen, und so lange er ihn bei sich hatte, des Sieges gewiß sein[97]). Thorgerdur soll darauf in der Schlacht vom Norden her erschienen, das größte Hagelwetter gegen die Jomswikinger erregt, tödtliche Pfeile mit den Fingern versendet, und hierdurch Hakon die Schlacht gewonnen haben. Die Verehrung der Orakelertheilerin Thorgerd hatte auch in dem vorzüglich von Norwegen aus bevölkerten Island statt[98]). Was den Heiden die nach ihrem Tode göttlich verehrten Menschen waren, das galten neubekehrten Christen die christlichen Heiligen. So sandte König Chlodowig, der eifrige Katholik, als er gegen den Arianer, den westgothischen König Alrich II. zog, an die Kirche des heiligen Martin zu Tours, des Schutzheiligen jenes Landes, Geschenke, um ein günstiges Orakelzeichen von diesem mächtigen Heiligen zu erhalten. Als die Diener die Geschenke abgeliefert und in die Kirche traten, hob der Cantor die Antiphona zu singen an: „Herr du kannst mich rüsten mit Stärke zum Streite ꝛc." (Ps. 18, 40 u. 41). Die Mannen des Königs dankten dem Herrn, thaten dem heiligen Martin Gelübde und benachrichtigten froh den König. Er siegte und brachte dem heiligen Martin viele Geschenke dar[99]). Gregor sagt, daß sich die Anstimmung jener Antiphona ex improviso ereignet, aber schwerlich, sie war die Veranstaltung der dankbaren Priester der beschenkten Kirche, und sie wandten zum Orakelzeichen die sortes Sanctorum an. Das Verfahren Chlodowig's und seiner Mannen war ganz germanisch heidnisch. Bei dem Auszuge gegen den Feind war Wendung an das Orakel, Befragung desselben, Geschenke an den Tempel der Orakelgottheit, und nach Erlangung eines günstigen Orakelspruches Gelübde, d. h. Gelobung eines Theiles der zu erkämpfenden Beute, welchen dann die Sieger der Orakelgottheit als Opfer darbrachten. Chlodowig, erzählt Aimoin, sandte, als er über die Westgothen den Sieg davongetragen, dem heiligen Martin unter andern Geschenken ein Roß. Als er selbst nach

91) Das Nähere und die Erklärung s. unter Opfer bei den germ. Völkern. S. 102. Doch ist daselbst S. 102. Sp. 1. Z. 5. selbst für öfter, so wie S. 90. Sp. 1. Z. 20. Siedopfer für Rindopfer zu lesen, S. 97. Sp. 2. S. 25. Wiede für Winte.

92) Olafs Saga Tryggva Sonar, Skalholt. Ausg. 2ter Th. S. 190 fg. 93) So z. B. Viga-Glums Saga. c. 26. 94) Aegis-Drekka. Str. 29. S. 162. Snorra-Edda, Ausg. von Rask. S. 23. 95) Aeg. Dr. Str. 21. S. 159. 96) Ausg. von Rask. S. 12.

97) S. auch oben unter Opfer bei den Germanen. S. 96. 98) Snorra-Edda. Ausg. von Rask. S. 154. Olafs Saga Tryggva Sonar. Niala-Saga. c. 76, 73. Holvemveria-Saga. c. 18., welche von Thorgerd's Verehrung in Island handelt, und ihr zum Bruder den Riesen Thurs oder das Zauberwesen (Troll) Namens Soti ertheilt. Müller Sagabibliothek, übers. von Lachmann. S. 132. 272 fg. Münter, Oth. Rel. S. 19 fg. Mone. 1ster Th. S. 256. 99) *Gregor. Turon.* Hist. Lib. II. c. 37. bei Freher, Corp. Franc. p. 48. Vergl. Aimoin. Gest. Franc. c. 21. a. a. O. S. 268.

Tours kam, gab er, um das Roß wieder zu erhalten, hundert Solidos, aber er konnte das Pferd nicht von der Stelle bringen, da gab er noch hundert und sagte: „Der heilige Martin ist gut zum Beistand, aber theuer beim Handel.“ Diese bei oberflächlicher Betrachtung sonderbar scheinende Erzählung ist es durchaus nicht, sondern lehrreich, so bald man sie, wie man muß, im Sinne des Heidenthums auffaßt. Das Roß gehörte nämlich zur Kriegsbeute, war dem heiligen Martin, welchem für sein Orakel und seinen Beistand im Kriege ein Theil derselben gelobt worden, bei der Theilung durch das Loosorakel zugefallen, und ward ihm nun wieder abgekauft, bei welcher Gelegenheit der Heilige wieder ein Orakelzeichen geben muß.

Zu den Orakelertheilerinnen gehörten nach den Göttinnen die Walkyrien, deren Amt, die Fallenden in der Schlacht zu wählen (da Schicksalbestimmung und Weissagung so eng verbunden), mit Orakelertheilung nahe verwandt war. Ein anderes Beispiel gibt die Verborgenes schauende Walkyrin Swawa, welche Helgi'n erscheint. Den Glauben, wie die Götter ihrer Schützlinge sich annahmen, und ihnen auch selbst persönlich, aber verkappt, erscheinen, und Orakel verkünden, veranschaulicht z. B. die Sage, wie Othin, als einäugiger Greis erscheinend, sich Hadings annimmt, und ihn durch ein Orakellied lehrt, wie Hading von dem Beherrscher der Kuren gefangen werde, und wie er sich aus der Gefangenschaft befreien solle [1]). Die Götter erscheinen auch im Wettkampfe mit einander in Begünstigung ihrer Pfleglinge, so Odin und Frigg, wie das Formáli til Grímnismála und die Grímnismál darstellen. Odin ertheilt hier seinem Zöglinge kluge Rathschläge, aber diese nicht allein, sondern, wie aus Strophe 50. erhellt, auch göttersagliche Lehrorakel. Diese wiederholt er später, aber Geirraud erinnert sich ihrer nicht, da er berauscht ist. Diese spätere Wiederholung hat zugleich den Zweck, Geirraud's Sohn Agnar den jüngeren zu belehren, wie daraus erhellt, daß die göttersaglichen Lehrorakel auf die Orakelstrophen folgen, welche Agnar's des jüngeren Schicksale enthalten. Der Sinn des Formáli til Grímnismála und des Liedes zum Theil selbst, ist schwerlich ein anderer, als die widrigen, dem Wechsel unterworfenen Schicksale der Menschen aus der Uneinigkeit der Götter und den Widersprüchen ihrer Orakel zu erklären. Jedes Menschen Hauptgottheit war zugleich sein Orakelgott; verschiedene Menschen hatten aber verschiedene Hauptgottheiten, daher der Widerstreit, in welchem man sich die Gottheiten unter einander dachte. Hierzu kam noch, daß Frigg gewöhnlich nicht Orakelgöttinn war, wiewol sie das Schicksal aller Menschen wußte; hierdurch befanden sich ihre Schützlinge gegen die Schützlinge der andern Götter im Nachtheile, wie hier Agnar der ältere; nur aus Rache läßt sie hier Geirrauden, welcher durch Odin's Beistand ihren Pflegling des Reiches beraubte, durch ein hinterlistiges Warnungsorakel verwirren, und siegt durch allbekannte Frauenlist. Daß Agnar der jüngere, Agnar's des ältern Neffe, als er zum Reiche gelangt, gerade in dem Alter, in welchem Agnar der ältere um das Reich betrogen wurde, sich befindet, zeigt, daß Agnar der jüngere an die Stelle Agnar's des ältern getreten ist, und was Tacitus (Germ. 20.) von dem Verhältnisse der Söhne der Schwestern zum Oheim erzählt, nämlich, daß sie bei dem Oheime gleiche Ehre als bei dem Vater genossen, ist hier auch auf den Brudersohn ausgedehnt, welcher auch seines Vatersbruders Namen trägt, und sich nicht minder von seinem Vater durch die Gesinnung unterscheidet, denn er sagt [2]) zu Grimnir, daß der König übel thue, daß er ihn unschuldig zwingen lasse. So triumphirt Frigg durch ihr verwirrendes Warnungsorakel über Odin, indem Geirraud fällt, und der an Agnar's des älteren Stelle getretene Agnar der jüngere auf den Hochsitz erhoben wird. In Widerstreit mit einander erscheinen Odin und Frigg auch in der langobardischen Stammsage, wie Wodan (Odin) von den Wandalen um Sieg gebeten ihnen denselben verheißt, und sich Ambara, die Mutter der Heerführer der Winiler, nunmehr um Rath an Wodan's Gemahlin Frea [Frigg [3])] wendet, welche ihr eine List lehrt, wodurch Wodan genöthigt wird, daß Wodan den Winilern, nun Langobarden genannt, den Sieg über die Wandalen verleihen muß [4]).

Auf **Wetterorakel**, welche man an den Göttern geweihten, mit ihren Bildern gezierten Thürpfosten abnahm, läßt folgende Erzählung schließen, welche zwar von christlicher Weihe berichtet, aber diese an der Schwelle des Christenthums in den Nordlanden war aller Wahrscheinlichkeit nach Nachahmung heidnischen Glaubens und Brauches. Thorer, der Sohn Skegge's, welcher sich zuerst zu Wiklagardur auf Island niedergelassen, war ein berühmter Seefahrer. Er ließ ein Langschiff in Sogn (in Norwegen) bauen. Dieses weihte Bischof Sigurd der Mächtige, welcher bei König Olaf, Tryggvi's Sohne, Thorer'n taufte. Von dem Langschiffe wurden Thürpfosten gemacht, welche in Wiklagardur noch lange nachher bis auf die Tage des Bischofs Brand die Wetter (Ungewitter, Stürme) weissagten [5]). Vedurspáer miök, sehr wetterspähe, wetterweissagende, d. h. Stürme, Ungewitter vorausverkündende, werden die Thürpfosten genannt; diese Orakelgabe hatten Thürpfosten aus Holze, welches zu Schiffen gedient, nach dem heidnischen Glauben aller Wahrscheinlichkeit (?) nach aus keinem andern Grunde, als weil das Holz der Hauptgottheit des Schiffherrn geweiht und mit ihrem eingegrabenen Bildnisse geziert

1) Das Nähere s. bei *Saxo Grammaticus*, Hist. Lib. I. p. 12.

2) Formáli til Grímnismála. p. 39. 3) Freia, Frigg und Frikko waren ursprünglich ein Wesen. 4) S. das Nähere bei *Paul. Diacon.* I, 8. *Saxo Gramm.* VIII. p. 159. Zwei Götter im Kampfe, der eine für die Dänen, der andre für die Schweden, erscheinen auch in der Sage von Hadings Feldzuge in Schweden, welche zugleich ein Beispiel der Orakelstimmen aus der Höhe gibt, welche erhitzte Einbildungskraft aus Zufälligem schuf, und die man sich nicht sehen lassenden Gottheiten zuschrieb. *Saxo Gramm.* I p. 15 sq. Auf die Orakelsprüche dieser Götter folgt daselbst auch der Orakelspruch einer Hadingen begegnenden Frau (vermuthlich Gottheit in Frauengestalt), daß Hading zu Land und Meere von den Göttern werde verfolgt werden, denn er habe in dem von ihm erschlagenen Seeungeheuer eine sich unter dieser Hülle verbergende Gottheit erschlagen. 5) Landnámabók. P. III. c. 19. p. 264 sq.

gewesen war. Waren die Schiffe unbrauchbar geworden, und ward das Holz zu andern Zwecken verwendet, so durften die mit den Götterbildern verzierten heiligen Pfosten doch nicht entweiht oder zerstört werden, sie wurden daher auf dem Lande an den Hausthüren angebracht, und gaben hier, wie zuvor auf dem Schiffe, Orakel über bevorstehende Stürme. Wenn wir z. B. Thor, die Hauptgottheit vieler Norweger auf den Schiffen Orakel überhaupt ertheilend finden, und man insbesondere, wie aus der Hrolfs Gautr. Sag. 5. erhellt, sich um Auskunft über künftige günstige Winde an die Orakel wandte, so ist es ganz in der Natur der Sache, daß Thor's oder einer Hauptgottheit Bild, wenn es von den Schiffsstäben, das ist dem Vordertheile des Schiffes, sobald dieses nicht mehr die See halten konnte, auf das Land an die Hausthüre wanderte, auch hier noch Wetterorakel ertheilte; und um so geeigneter mußte ein solches Götzenbild hierzu scheinen, je längere Zeit es auf dem Meere als Orakelgott gedient hatte. Als Überbleibsel der Wetterorakel sind die Vetur Spaar, Windpropheten, Wetterpropheten anzusehen, sie machten eine Art Zauberer aus, daher sind die christlichen Gesetze des Nordens gegen sie gerichtet [6]). Zu Wetterorakeln dienten auch Berge (s. Orakelberge). Aus dem Wetter und den Himmelserscheinungen des ersten Mais pflegten vormals die Schweden die übrigen Ereignisse des Jahres zu weissagen.

Bei dem Orakel in der Brautnacht bat die Braut ihren Bräutigam, sie die drei ersten Nächte nicht zu berühren, bis sie erforscht, wie wirksam und glücklich die Ehe in Zeugung von Kindern, und überhaupt die Beschaffenheit der Nachkommenschaft sein werde. Fiel das Orakel günstig aus, ließ die Braut sogleich die Ehe vollziehen, wenn ungünstig, entweder gar nicht oder wenigstens erst nach drei Nächten, weil in jedem Anfange weissagende Bedeutung lag. Zum Orakel in der Brautnacht wandte man gewöhnlich das Traumorakel an; als Beispiel diene Tyra, welche ein die Zukunft enthüllendes Traumgesicht erwartete; dieses hatte ihr Bräutigam [7]). Außer dem Traumorakel wurden zum Orakel in der Brautnacht auch nächtliche Gesichte gebraucht, welche Wachende suchten; so die fränkische Sage, wie Basina ihren Bräutigam bewegt, zu drei verschiedenen Malen das Lager zu verlassen, um zu sehen, was er vor den Höfen des Palastes erblicke, und wie sie dann aus den von ihnen gehabten Gesichten das Schicksal der Merowinger weissagt [8]). War die Frau mit Weissagegeiste, d. h. mit Geiste begabt, der ohne Anwendung von Mitteln die Zukunft erkennen konnte, so bedurfte es weder Träume noch andrer Gesichte. So die Sage von Áslaug (damals noch Kraka). Ragnar Lodbrok hatte den Brautkauf mit ihr getrunken, und wollte am ersten Abend Gattenschaft mit ihr haben; aber sie entwand sich ihm mit den Worten: „Denn ich sage dir, daß unser Kind etwas davon tragen wird." Ragnar sagte, er werde nicht daran glauben, denn der alte Kerl und das alte Weib seien nicht vorherwissend (frammvis, wörtlich: weiter-weise, fern-weise) gewesen. Diese Stelle ist zugleich bemerkenswerth als Beispiel, wie man den Weissagegeist in gewissen Familien erblich glaubte. Ragnar wußte nämlich Kraka's wahre Abstammung noch nicht, sondern glaubte, daß sie wirklich die Tochter des Bauern Ake und des alten Weibes Grima zu Spangarheide, wo er sie gefunden. Áslaug war aber die Tochter Sigurd's, des Fafnirtödters und Brynhildur's, welche mit Weissagegeist begabt war [9]). Ragnar fragte dann, wie lange es noch währen sollte. Da sang sie: „Drei wir uns sehnen sollen und doch zusammenliegen, Heirathsnacht' in der Halle, ehe wir den heiligen Göttern opfern [10]). „Nahe verwandt mit dem Orakel in der Brautnacht waren die Träume der Schwangern, welche das Schicksal des noch ungeborenen Kindes enthüllten; aber bei den mit Weissagegeist Begabten bedurfte es auch der Träume nicht; so weiß Kraka (Áslaug), als sie später mit Sigurd Schlang' im Auge schwanger geht, daß dieser mit einem Schlangenmal im Auge werde geboren werden. Wie Kraka vermöge ihres Weissagegeistes die Sprache der ihr Verborgenes meldenden Vögel, welche andern nur durch Genuß von Schlangensaft und andre Mittel verständlich war, verstand, wie ihr Weissagegeist sonst noch wirksam war, werden wir an andern Orten nachweisen.

Einer der wichtigsten Zweige der germanischen Orakelkunde sind die Träume. Vorzüglich zwei Arten von Orakelträumen sind zu unterscheiden, nämlich bei der einen Art erscheint ein Gott, ein Geist, ein Mensch, dem Träumenden, und ertheilt ihm den Orakelspruch. Die andere Gattung umfaßt nur Gesichte, welche die Weissagung des Zukünftigen und Wahrsagung des Verborgenen, der Vergangenheit und Gegenwart enthalten, und stumm sind, bis sie durch Weissagegeist oder Weissagekunst ausgelegt werden, welche letzte Gattung die gewöhnlichste ist. Das Nähere s. im Art. Traumorakel und Traumdeutung bei den Germanen. Nur bemerken wir vorläufig hier, daß zwei verschiedene Wege gewählt wurden, wenn man weissagende Träume zu erwecken suchte, ein Bette von Sarche mit neuen Laken oder das Schlafen auf Schweinelager. Ersteres erhellt aus der Sage vom Dänenkönige Hrorik, für welchen seine Gemalin ein solches Lager bereitete; das zweite pflegte, wie die Heimskringla erzählt, Thorolf, der Weise, zu thun, wenn er etwas im Traume wissen wollte, und ermangelte dann nie eines Traumes. Die Wichtigkeit der Orakelträume wurde in dem Maße erhöht, je größer der Weissagegeist dessen war, der sie hatte. So erzählt die Heimskringla von Ragnhild, der Gemalin Halfdan's des Schwarzen, daß sie oft große Träume gehabt, da sie einen Weissagegeist hatte. Von größter Wichtigkeit waren die Träume, die man vor dem Antritte einer Reise oder vor sonst einem beabsichtigten Unternehmen hatte. Für ein Orakel des nahen Todes galt es, wenn, wie man glaubte, die Schutzgeister des Hauptgliedes einer Familie dieses verließen, und sich zu einem

6) Die Nachweisungen s. bei Mone. 1ster Th. S. 240 fg. 7) *Saxo Grammaticus* Lib. IX. p. 179 sq. 8) *Fredegar* c. 12. bei Freher S. 96.

9) Sigurdar-Quida Fafnisbana III. Str. 31—38. S. 226—230. Volsunga-Saga. c. 39. p. 152 sq. c. 52. p. 113 sq. 10) Das Weitere s. in der Ragnar Lodbroks Saga c. 5. 6. p. 153 sq.

andern Gliede der Familie wendeten. Als Beispiel diene die Sage von Hedin. Er begab sich allein heim aus dem Walde am Julabend (den Abend vor dem Julfeste), den 22. Dec. jetziger Kalenderrechnung, wo nach dem alten Glauben die Zaubergeister (Tröll) herumschweiften, welches noch jetzt nach dem im ganzen Norden herrschenden Aberglauben die Gespenster thun. Die Zeit der Wintersonnenwende, als heidnischer Jahresanfang durch das Julfest gefeiert, enthielt die wichtigsten Orakeltage. Noch jetzt wird von den Dänen der 21. Dec. für am meisten künftige Dinge anzeigend gehalten. Noch gegenwärtig wachen in Schweden (wie vormals in Teutschland) den 24. Dec., welches in der Heidenzeit der zweite Tag des Julfestes war, jetzt aber der Julabend ist, wie der Weihnachts heilige Abend heißt, und die Stelle des alten heidnischen Julabends vertritt, Abergläubische im Freien, und schöpfen aus Gesichten der Einbildungskraft Weissagungen. Diese Fahrt heißt Årsgang, welches Ringgang und Jahresgang bedeutet. Am Julabend also, diesem wichtigsten Orakeltage, traf Hedin ein Zauberweib (Riesenweib, tröllkona). Sie ritt auf einem Wolfe und hatte Schlangen zu Zäumen, und bot Hedin ihre Folge an, d. h., wie aus dem Folgenden erhellt, sie bot ihm an, sein Folgegeist zu sein. Nein, sagte er, und sie darauf: „Das sollst bei Bragi's Becher entgelten." Am Abende geschahen Verheißungen von Gelübden. Herein gebracht ward der Son-Eber [Sónar-gaultr] [11]), auf ihn legten die Männer ihre Hände und thaten Gelübde bei Bragi's Becher. Hedin that ein Gelübde auf Swawa, seines Bruders Braut. Von Reue ergriffen, irrt er nun auf wilden Wegen, bis er zu seinem Bruder kommt. Helgi sucht ihn zu beruhigen, da die Trinkgelübde (aul-mál, feierliche Äl- [Bier-] Reden) in Erfüllung gehen, wahr werden, weil ihn ein Fürst auf das Eiland gefordert, und er zweifele, daß er zurückkommen werde. Dieses sagte Helgi, weil er seinen nahen Tod vermuthete und weil seine Folgegeister (fylgior, Schutzgeister) Hedin aufgesucht hatten, da, als er sah eine Frau auf einem Wolfe reiten. Helgi sang: „Es ritt auf einem Wolf, da Abenddämmerung war, ein Weib, welches ihn um Folge bat (d. h. welche bat, ihm folgen, sein Folgegeist sein zu dürfen). Sie wußte das, daß erschlagen werde werden Sigurlinn's Sohn auf Sigarsvöllr." Helgi empfing in der Schlacht die Todeswunde [12]).

Mit der Benennung weiser (d. h. weissagender) Frau hat vielleicht die Volkssprache und Volkssage ein ihr beliebtes Wortwitzspiel getrieben, indem sie aus der weisen auch eine weiße Frau mit der weissagenden Eigenschaft der ersten, welche als ein Gespenst dem, dem sie sich sehen läßt, durch ihre Erscheinung den Tod im Voraus ankündigt. Hierher gehört folgende Erzählung als Beispiel. Im J. 1455 als der Propst des Klosters zu Hörter schon schlief, hing sein Diener ohne sein Wissen ein reines Hemde an die Thüre. Als der Propst des Nachts erwacht, sieht er etwas Weißes an der Thüre des Gemaches. Seine furchtsame Einbildungskraft leitet ihn irre, und er glaubt, es sei das Gespenst, die weiße Frau (die witte Frouw), und dieses kündige im Voraus seinen Tod an. Unter Beben und Beten brachte er den übrigen Theil der Nacht hin. Ob er gleich am Morgen seinen Irrthum erkannte, so war doch die Todesfurcht so tief in seine Seele gedrungen, daß er dadurch in die schwerste Krankheit fiel, aus welcher er, da noch Anderes hinzukam, nicht wieder genesen konnte [13]). Besonders legte man gewissen Familien, wie die Sagen davon zum Theil noch fortdauern, eine weiße Frau bei, welche bei dem Herannahen des Todes eines Gliedes der Familie mit Thränen im Auge zu erscheinen pflegt. In Schottland und Irland heißen diese weißen Frauen Banshi, Benshi. Finn Magnusen [14]) vermuthet, daß dieser Volksglaube aus dem Glauben an die Schutznornen entstanden, welche das Unglück oder den Tod der Menschen beweinen, die sie beschirmt hätten [15]). So wie bei den Nornen Bestimmung des Schicksals eines neugebornen Kindes und Weissagung dieses Schicksals eine und dieselbe Handlung war, so waren auch die Worte eines Sterbenden Bestimmung zukünftiger Dinge und Weissagung derselben zugleich. Den Grund hiervon gibt das Fafnismál [16]) in der ungebundenen Rede an: „Sigurd (welcher den Fafnir getödtet) verhehlte seinen Namen, denn es war Glaube derer im Alterthume, daß die Worte eines dem Tode nahen Menschen viel vermöchten, wenn er Unheil wünschte seinem Unfreunde mit Namen." Die Walkyrie Brynhilldur schon an sich mit einem Weissagegeist begabt, erhält dem Tode nahe noch mehr weissagende Kraft, so daß sie Gunnar'n mit Sicherheit voraussagen kann, daß der von Gunnar gehaßte Atli seine Feinde Gunnar und Haugni überleben werde. Diese Orakelgabe wird noch mehr erhöht, als sie dazu geschritten, sich des Lebens zu berauben, und mit dem Schwerte verwundet hat, und sie singt nun der Nifflungen künftige Schicksale [17]). Orakel eines Sterbenden und Nachahmung des Orakels des Auswerfens der Hochsitzsäulen enthält die Auswanderungsgeschichte Kwöllduls's und seines Sohnes Skallagrim nach Island. Sie befehligten jeder ein Schiff, und segelten so, daß sie einander sehen konnten. Kwölldulf fiel, als das Ende der Fahrt herannahte, in eine Krankheit, und befahl, wenn er sterbe, eine Kiste für seine Leiche zu machen, und seinem Sohne Grim zu sagen, daß er da in Island seine Wohnstätte nehmen sollte, wo seine Kiste an das Land käme. Hierauf starb Kwölldulf, und ward in der Kiste über Bord geworfen. Kwölldulf's von Grim dem Haleyischen be-

11) S. über ihn Opfer bei den Germanen. S. 99 fg. 12) Helga Quitha Haddingia Skata, gr. Ausg. der Edda Sám. S. 45—52. Grettis Saga c. 67. Hrólfs Kraka Saga c. 35. *Finn Magnusen* Lex. Myth. p. 746. 752 sq. und Calend. Gent. p. 1048. 1049. 1051. F. Wachter, Forum der Kr. 1ster Bd. 1ste Abth. S. 54.

13) *Georgius Wittehenn*, Canonicus S. Petri, Continuatio Chronici Hüxariensis, bei Paullini Syntagma. p. 127. 14) *Finn Magnusen* Lex. Mythol. p. 628 sq. 15) Atla-Quida in Graenlenzka. Str. 16. gr. Ausg. d. Edda Sám. 2ter Th. S. 381. 16) Gr. Ausg. der Edda Sám. 1ster Th. S. 169. 17) Diese Reihe von Orakelsprüchen s. im Liede selbst, Quitha Sigurdar Fafnisbana in thridia. Str. 53—59.

fehligtes Schiff landete nun am Flusse Gufná. Sie fanden Kwöldulf's Kiste in einem Meerbusen, trugen sie auf das nahe Vorgebirge, und bedeckten sie mit einem Haufen Steine. Skallagrim, der in Knararnes in Myrar an das Land gekommen war, suchte, bis er Grim den Haleyischen fand. Dieser sagte ihm, was ihm der sterbende Kwölldulf entbieten lassen. Skallagrim besah den Ort, wo die Kiste an das Land gekommen, fand ganz nahe dabei für eine Niederlassung guten Boden, nahm das Land in Besitz und schlug seine Wohnstätte am Meerbusen auf, wo die See die Leichenkiste ausgeworfen hatte [18]).

Ein wichtiger Zweig der Orakel waren die Todtenzauberorakel, von welchen die Überbleibsel sich noch im christlichen Mittelalter finden. Die Todtenbeschwörung hieß Uti-setor, Heraussetzung, und bestand in Zauberliedern, die unter heidnischen Gebräuchen auf Kreuzwegen gesprochen wurden, um Todte und Gespenster aufzuwecken. Zeugnisse für diese Überbleibsel sind die gegen sie gerichteten christlich nordischen Gesetze [19]). Eine lehrreichere Quelle, als die Gesetze, sind die auf uns gekommenen Lieder. Wie Odin die todte Wala beschwört und um Orakel befragt, haben wir bei Gelegenheit der Aufführung und Betrachtung der göttersaglichen Walen aus der Vegtams-Quida gesehen, mit welcher J. Grimm, altteutsche Wälder 2ter Bd. S. 8 fg. das Tragemundeslied als ein merkwürdiges Überbleibsel einer teutschen Vegtams-Quida vergleicht. Licht auf die Todtenzauberorakel wirft auch das bekannte Lied der Hervör in der Hervararsaga, durch welches sie ihren todten Vater beschwört, ihr das mit ihm begrabene verhängnißvolle Schwert Tyrfing aus dem Grabe zu geben, und es trotz aller warnenden Orakelsprüche des Todten annimmt, welche dann auch schrecklich in Erfüllung gehen. Im Gróu-Galdr. Groa's Zauberlied, Groa's Weissagung [20]), begibt sich ein junger Mensch, welcher eine gefährliche Reise bestehen muß, zum Grabe seiner Mutter, und singt: „Wache du, Groa! Wache du, gute Frau, ich wecke dich, an die Thüre der Todten, wenn du dich erinnerst, daß du deinem Sohne gebotest, zum Grabeshügel zu kommen." Sie fragt ihn nun, was für Unheil ihren einzigen Sohn beunruhige, daß er seine Mutter rufe, welche zum Staube der Erde gekommen, und aus den Wohnungen der Menschen gegangen. Nachdem der Sohn sie abermals erinnert, daß sie ihm geboten, dahin zu kommen, wo kein Lebender es weiß, und sie erwiedert, daß es schwer sei, die Menschen wegen ihrer weitreichenden Wünsche zufrieden zu stellen, bittet er, daß sie ihm Zauberlieder singen (galdra gala), welche gut seien, und hierdurch ihren Sohn bergen, d. h. schützen und erhalten möge, er fürchte sonst auf den Wegen umzukommen, da er zu jung sich dünke. Innerhalb der Thüre auf dem in der Erde befestigten Steine stehend, singt sie ihm hierauf Zauberlieder, welche neun Lehren enthalten, wie er sich in Gefahren zu verhalten habe. Die erste derselben ist die vielnützliche, welche die Rindur (Erde) der Ran (Göttin des Meeres) sang (gól), daß er das, was ihm feindlich dünke, hinter sich von den Schultern werfen und sich selbst leiten möge [21]). Die Macht jener Orakelsprüche lag aber nicht blos in den Lehren selbst, sondern vorzüglich darin, daß jede derselben als ein Galdr (Zauberlied) ertheilt wurde. Die Zahl neun ist auch nicht ohne Bedeutung. Die Macht der Zauberlieder dauerte, wie aus Str. 16. S. 553. erhellt, das ganze Leben dessen hindurch, der sie hörte, doch nur unter der Bedingung, daß er sich der Worte der Orakelsprüche stets erinnerte. Wahrscheinlich ward bei jeder Gefahr der dahin zielende Spruch gesungen. Der Gróu-Galdr erklärt auf das Anschaulichste, warum in den Gesetzen Zauberei und Orakelertheilung so häufig in Verbindung vorkommen. Bei den Angelsachsen hießen Galdrokraeftigian diejenigen, welche kräftige Zauberlieder in ihrer Gewalt hatten, und die Galdra oder Galdrakräfta (Zauberlieder) wurden aller Wahrscheinlichkeit nach auch bei ihnen zu Todtenorakeln angewendet, da auch sie diese hatten. Die Befragung der Todten um Orakelsprüche hieß Likwigling (Todtenweissage, von wiglian, weissagen; nach Mone 2ter Th. S. 101 bedeutete es eigentlich die Aufwiegelung oder Beschwörung der Todten). Das bei dieser Handlung gebrauchte wikkigan erklärt Mone durch: „Geister (Wichte) bannen," doch ist die ursprüngliche Bedeutung wol eher Weissagen aus dem Wiehern der heiligen Rosse, diese wurde dann auf Weissagen überhaupt, und zuletzt auch auf die hauptsächlich die Weissage zum Zwecke habende Zauberei ausgedehnt; in wikkigan liegt also der Sinn, durch Zauberei weissagen, und dieses geschah durch Beschwörung der Todten. Die Wigleras, Wigeleras waren nach Mone 2ter Th. S. 99. Beschwörer oder Geisterbanner, die von den heidnischen Todtenorakeln herzukommen scheinen. Diese Leute wurden durch die christlichen Gesetze streng verfolgt, und mit Giftmischern, Mördern, Meineidigen 2c. zusammengestellt [22]). Wie bei den Todtenorakeln der Gestorbene nicht blos durch Absingung von Liedern, sondern noch körperlicher zum Orakelertheilen gezwungen ward, erhellt aus der Sage von Hartgrepa und Hading. Auf ihrer Wanderung traf es sich, daß das Leichenbegängniß des Herrn des Hauses, in welches sie einkehrten, gefeiert ward. Durch Hülfe ihrer Zauberkunde wollte Hartgrepa die Gesinnung der Himmlischen erforschen, schnitt grause Lieder in ein Holz (nämlich in Runen), ließ sie durch Hading unter die Zunge des Gestorbenen legen und zwang den Todten ein weissagendes Lied zu singen [23]).

18) Landnámabók. Part. I. c. 18 sq. p. 39—41. Eigils Saga. c. 28. 19) S. Mone und dessen Nachweisungen. 1ster Th. S. 240 fg. 20) Wie es Mone 1ster Th. S. 219 übersetzt; es vereint beide Begriffe in sich.

21) Das Nähere der acht übrigen Orakelsprüche, von welchem jeder ein Galdr (Zauberlied) ist, siehe im Liede selbst (Gróu-Galdr. gr. Ausg. der Edda Säm. 2ter Th. S. 536—554.). Nur muß, um die Zeit und den Geist der Abfassung des Liedes zu veranschaulichen, der achte Galdr (Str. 15. S. 551.) noch herausgehoben werden: Den sing' ich dir als den achten, wenn dich draußen trifft die Nacht auf Nebelwege, daß um so minder vermöge dir übles anzuthun eine todte Christenfrau. 22) Leg. Inae. c. 77. Leg. Aelfr. biblicae. §. 30. Foedus. §. 11. Concil. Aenham. c. 7. Legg. Cauti concil. secul. §. 5. 23) S. das Weissagung und

Eine Quelle für Orakelsprüche war auch die Zauberfliege (Gansluga, Gandfluga) welche nach dem Volksglauben, wenn man sie an das Ohr hält, verborgene Dinge entdeckt, und vor drohender Gefahr warnt [24]). Das geheimnißvolle Summen der Fliegen war wol die erste Veranlassung zu Bildung jenes Volksglaubens. Daß man früher die Gestalt einer Gottheit in der vor drohender Gefahr warnenden Fliege glaubte, lehrt die langobardische Volkssage bei Paulus Diaconus (Lib. VI. c. 6.), die aber in christliches Gewand gekleidet, die heidnische Gottheit zu einem Teufel macht.

Der Vegius bei den Burgunden, an welchen man sich wandte, wenn ein Stück Vieh (auch Sklave) abhanden gekommen, mußte, wenn er die Gebühren, welche man Vegiaturas nannte, angenommen, den Diebstahl einfach ersetzen, im Falle seine Angabe, wo das Gestohlene zu finden wäre, unrichtig befunden wurde [25]). Im Falle hingegen, wenn die Bemühungen des Vegius mit Erfolge gekrönt waren, bedachte ihn auch das Gesetz durch Bestimmung des Lohnes [26]). Lindenbrog sagt im Glossar, daß die Vegii die nämlichen seien, welche die Lateiner divinos oder vates, die Teutschen Wickers nennen. Ihm stimmen Joh. Georg Wachter (Gloss. Germ. p. 1891.) und Andere bei, und bringen noch zur Erklärung das dem teutschen Wicker entsprechende, angelsächsische Wigilere (Weissager) und wigilian (weissagen), bei. Mone (2. Th. S. 166.), welcher es auch durch Wahrsager erklärt, schickt die Bemerkung voraus, merkwürdig sei im burgundischen Gesetze die Zulassung und Anerkennung der Wahrsage, er könne dies nicht anders erklären, als daß sie für eine Art Ordal angesehen worden und ganz richtig; denn Orakel und Ordale waren ursprünglich nicht getrennt, sondern beide galten für den Ausspruch einer Gottheit. Andere leiten Vegius von Weg (Goth. wigs, Angelsächs. waeg, nord. vegr) ab, und erklären es dadurch, daß der Vegius wegen Aufsuchung der Spuren des Thieres so genannt worden, und allerdings hebt der Titulus c. I. an: Quisquis per vestigium quodlibet animal secutus fuerit, und dann c. III. Si vero vegius exstiterit; der vegius war also, der sich ein besonderes Geschäft aus dem Aufsuchen der Spuren des verlornen Viehes machte. Auch die Überschrift im Zusatztitel de viatoribus weiset auf Weg hin und steht hier in ganz ungewöhnlicher Bedeutung, da nicht von Reisenden die Rede ist und ist hier ganz wörtlich durch Weger zu übertragen. Doch auch diese Weger, wenn Vegius auch nicht Weissager, Wahrsager bedeutet, sind unserem Gegenstande nicht fremd, da nicht anzunehmen ist, daß sie an ihr schwieriges Werk gegangen und Glauben und Vertrauen dabei gefunden haben sollten, wenn sie nicht dabei eine Gottheit durch Anwendung von Wahrsagekünsten zu Rathe gezogen hätten.

Ein Beispiel, wie tief die Befragung der Orakel in das Leben der Germanen verwachsen war, ist unter andern König Olaf von Norwegen, in dessen Reiche Bernhard von England das Bekehrungsgeschäft nicht ohne Erfolg trieb. Olaf'n lag nämlich die Sorgfalt für Befragung der Orakel, namentlich der Vögelorakel und die Beobachtung der Orakelzeichen so tief im Innern, daß er, obgleich getauft und im Christenthume unterrichtet, doch durch kein vorgehaltenes Muster irgend eines Heiligen, durch kein Ansehen irgend eines Lehrers verhindert werden konnte, den Aussprüchen der Weissager Folge zu leisten und die Zukunft durch die Befrager der Vögelorakel kennen zu lernen [27]). Bei der Bekehrung der Teutschen mußten auch die schon Getauften vom Papste Gregor III. in dem Schreiben, welches er dem Erzbischofe Bonifacius im J. 737 an die Edelinge und das Volk der Länder Germaniens, die Thüringer und Hessen, Bortharen, Nistresen, Wedrewen und Lognaen, Suduosen und Grabfelder oder alle in der Ostgegend Sitzende [28]) mitgab, ermahnt werden, von aller heidnischen Verehrung abzustehen, sich nicht blos, sondern auch ihre Unterthanen zu verbessern und die Weissager und Wahrsager (Divinos vel sortilegos), die Todten- und Hateopfer, die Erforschung der Zukunft aus den Quellen (fontium auguria), die Amulete, Zauberer (incantatores et maleficos) und die mannigfaltigen Wahrnehmungen, welche in ihrem Landesgebiete statt zu haben pflegten, gänzlich von sich zu werfen. Durch die Beschlüsse der Kirchenversammlung der teutschen Bischöfe und Presbyter, welche Karlmann, Herzog und Fürst der Franken den 21. April des J. 742 halten ließ, und an deren Spitze Bonifacius stand, erhielt jeder Bischof die Weisung in seinem Sprengel unter dem Beistande des Grafen, der der Schirmvogt selbiger Kirche war, die genannten und andere namentlich aufgeführte heidnische Gebräuche und Wahrnehmungen zu unterdrücken. Statt der vom Papste Gregor speciell namhaft gemachten Quellenaugurien werden in den Kirchenbeschlüssen Augurien im Allgemeinen aufgeführt [29]). In den achner Beschlüssen vom J. 789, welche Karl der Große veranlaßte, leitete man das erneute Verbot der Erforschung der Zukunft und der Weissagung durch die dahin einschlagenden Stellen aus dem Pentateuch ein [30]). Daß die dagegen Handelnden verurtheilt werden sollten, wird nur im Allgemeinen bemerkt. Das Capitulare [31]) vom J. 805 gibt dagegen Kunde von dem grausamen peinlichen Verfahren, welches man gegen Wahrsager und Weissager in

Fluch gegen Hartgrepa enthaltende Lied und die Erfüllung desselben bei *Saxo Gramm.* I. p. 11—12.

24) *Johannes Finnaeus*, Index vocum Poëticarum zu Islands Landnámabók, Kopenhagner Ausg. v. 1774. S. 186. 25) Lex Burgundionum. Titulus XVI. de inquirendis animalibus. c. 3. bei Georgisch S. 351. 26) Legis Burgundionum Additamentum primum. Titulus VIII. de viatoribus.

27) *Saxo Grammaticus* Hist. Dan. Lib. X. p. 189 sq. 28) Bei Othlo, Vita S. Bonifacii. Lib. I. c. 37. bei Serrarius, Mogunt. Rer. p. 358 sq. 29) Karlomanni Principis Capitulare Primum c. V. bei Georgisch S. 487. bei Falkenstein, Concil. Germ. p. 11., wiederholt sogleich von Karl dem Großen, Caroli Magni Capitulare Primum, Cap. VI et VII. bei Georgisch S. 537 fg., dann aufgenommen in dem Capitularium Lib. V. c. 2. bei Georgisch S. 1407. Lib. VII. c. 128. p. 1637. 30) S. das Nähere in Capitulare Aquisgranense sive capitulare primum anni 789. c. 63. p. 565. Capitularium Lib. I. c. 62. p. 1299. Lib. VI. c. 33. p. 1517. 31) Capitulare secundum anni 805. ad omnes generaliter c. 25. bei Georgisch S. 762.

Anwendung brachte, indem es (in verworrener Sprache) festsetzt: Über die Zaubereien, die Weissagungen aus Vögeln und andern Thieren, und die Weissagungen aus Begeisterung (de incantationibus, auguriis, vel divinationibus) und über die, welche Gewitter oder andere Übelthaten (Zaubereien) machen, gefiel es dem heiligen (nicäischen) Concil, daß, wo sie immer ergriffen würden, der Archipresbyter zusehe, daß sie auf das Sorgfältigste durch Untersuchung zusammengeschnürt (examinatione constringantur), gepeinigt werden, ob sie vielleicht welche von den Übeln bekennen, die sie gethan haben. Doch mit solcher Mäßigung geschähe diese Peinigung (districtio), daß sie das Leben nicht verlieren, sondern am Leben erhalten werden, im Gefängnisse gequält (afflicti), bis sie durch Gottes Eingebung Besserung der Sünden verheißen. Und daß sie durchaus nicht wegen Geschenke von den Grafen oder Centenarien ohne strenge (oder hier peinigende, distracta examinatione) Untersuchung entlassen werden. Und wenn sie dieses gethan, so sollen sich die Archipresbyter, wenn sie Kenntniß davon erlangt haben, keineswegs erkühnen, es den Bischöfen zu verheimlichen, und (wenn sie es thun) von den Bischöfen, nach Angemessenheit, zusammengenommen werden (corripiantur). Dieses grausame Gesetz galt auch den Langobarden[32]). In das Gesetz der Westgothen[33]) findet man die Bestimmung aufgenommen, daß, wer über das Wohl oder den Tod des Fürsten oder irgend eines Menschen, Wahrsager, Zeichendeuter, Weissager (ariolos, aruspices, vel vaticinatores) befragte, nebst den Antwortertheilenden, wenn es Freie waren, gegeißelt und mit aller ihrer Habe zu ewiger Leibeigenschaft demjenigen zugesprochen werden sollte, welchem sie der König schenkte; Kinder, welche an der Schuld der Ältern Theil genommen, hatten gleiches Loos. Leibeigene wurden auf vielfache Weise gefoltert und über das Meer zum Verkaufen gebracht. Ein späteres Gesetz[34]) setzte nicht nur für die Richter, welche die Weissager befragten, sondern auch für einen jeden, welcher auf Weissager und Weissagungen achte (quibus augures vel auguria observare contigerit), als Strafe funfzig öffentlich zu empfangende Geißelhiebe fest. Wer zum gewohnten Fehler von selbst zurückgekehrt, sollte außer der Geißelstrafe den Verlust der Fähigkeit zu Ablegung eines Zeugnisses erleiden. Doch findet sich schon vorher[35]) die früher gegebene allgemeine Bestimmung, daß, wer zu Wahrsagern und Weissagern gelaufen (ad sortilegos divinosque concurrerit), zu keinem Zeugnisse zugelassen werden sollte. Die Wahrsager und Weissager Befragenden finden sich hier in gleichen Rang mit den Todtschlägern, Zauberern (malefici), Giftmischern, Dieben, Räubern, falschen Zeugnißgebern gestellt. In gleicher Gesellschaft, nur daß sie durch die Ehebrecher und Kirchenräuber vermehrt ist, finden sich in den Capitularien der Franken[36]) die, welche zu Wahrsagern und Zauberern gelaufen (ad sortilegos magosque concurrerint); sie durften durchaus nicht zu Anklage und Zeugniß zugelassen werden. In den Capitularien[37]) findet sich ferner auch die Bestimmung aufgenommen, daß, wer über das Wohl des Fürsten oder die höchste Gewalt im Staate, Sterndeuter, Wahrsager, Zeichendeuter, Weissager (mathematicos, ariolos, aruspices, vaticinatores) befragte, mit dem Tode bestraft werden sollte. Weissager (vaticinatores), welche blos überhaupt versicherten, daß sie Zukünftiges wüßten, erhielten Schläge, und wurden aus dem Staate getrieben[38]). Strenger, oder richtiger grausamer, denn es war kein Verbot vorausgegangen, und nur unmittelbare Folge der Unterdrückung eines heidnischen Volkes durch ein christliches, wurde bei den von Karl dem Großen unterjochten Sachsen verfahren; denn es wurden die Weissager und Wahrsager (divini et sortilegi) den Kirchen und Priestern gegeben[39]). Nach dem Gesetzbuche des Königs Theoderich[40]) wurden im ostgothischen Reiche überwiesene Weissager und Todtenschattenbefrager (arioli atque umbrarii) mit dem Tode bestraft. Die unter König Luitprand den Langobarden gegebenen Gesetze[41]) schreiben vor, daß, wer zu Weissagern oder Weissaginnen gegangen, um Weissagungen oder Antworten irgend einer Art einzuholen, in der heiligen Pfalz die Hälfte seines Werthes oder die Hälfte so viel, wie hoch er geschätzt sei, wenn ihn jemand erschlüge (sein halbes Wergeld, Langobard. Widrigild) zahlen, und überdies noch nach den Vorschriften der Kirche Buße thun müsse. Gleiche Strafe war auch gegen die verhängt, welche einen Weissager oder eine Weissagin wußten, und nicht offenbarten, sowie auch gegen die, welche zu den Wahrsagern oder Weissagern Gehende wußten und nicht offenbar machten. Die Strafe mußte auch zahlen, wer einen Knecht oder eine Magd, um irgend Antworten einzuholen, zu den Weissagern oder Weissaginnen hinschickte. War aber der Knecht oder die Magd ohne den Willen der Herrschaft aus freiem Antriebe zu einem Weissager oder einer Weissagin, um Antworten zu erhalten, gegangen, dann mußte sie der Herr durch Verkauf aus dem Lande bringen. Vernachlässigte er es, so unterlag er der Strafe. Wenn der Richter, der Skuldais, der Saltarius oder der Decan von dem Orte, wo Weissager oder Weissaginnen sich befanden, drei Monate von der Zeit der Gebung dieses Gesetzes an sie zu suchen und zu finden vernachlässigt, und sie von andern Leuten gefunden worden, so mußte er die Hälfte seines Werthes nach oben beschriebenem Ge-

32) Leges Langobardicae. Caroli Magni Leges. Additamenta ad Capitularia Caroli Magni c. 25. bei Georgisch S. 1176. 33) Lib. VI. Tit. II. c. 1. bei Georgisch S. 2025. 34) a. a. O. c. 5. S. 2028. 35) Lib. II. Titulus IV. de Testibus et Testimoniis c. I. de personis, quibus testificari non liceat. p. 1895. 36) Lib. VI. c. 397. bei Georgisch S. 1603 und Lib. VII. c. 38. p. 1703. 37) Lib. VII. c. 39. p. 1703. 38) Capitularium Lib. VII. a. a. O. S. 1666. c. 222. Quid de vaticinatoribus falsis agendum sit, was mit den falschen Weissagern zu thun, der Zusatz falsche ist nicht unwichtig, und bezeichnet Weissager auf heidnische Weise, denn, versicherte ein christlicher Heiliger, daß er Zukünftiges wisse, so war dieses ganz in der Ordnung. 39) Nämlich zu Leibeignen. Capitulatio de partibus Saxoniae c. 23. bei Georgisch S. 583. 40) Edictum Theoderici Regis c. 108. p. 2223. 41) Luitprandi Leg. Lib. VI. c. 30 sq. p. 1071 sq.

setze bezahlen. War es aber offenbar, daß einer der genannten Beamten gewußt, wo Weissager oder Weissaginnen sich befanden und sie nicht verurtheilt, entweder weil er Belohnung genommen, oder aus Menschenliebe oder irgend einer andern Gemüthsstimmung, so mußte er in der Pfalz sein ganzes Widrigeld (Wergeld) entrichten. Waren sie durch den Richter und ohne Kenntniß des Skuldais aufgesucht worden, so hatte der Richter selbst die Gewalt, sie außerhalb des Landes zu verkaufen, und den Erlös für sich zu behalten. Waren sie durch den Skuldais gefunden worden, erhielt die Hälfte von dem Erlös der Richter, und die andere Hälfte der Skuldais. Fand der Decan oder der Saltarius die Weissager oder Weissaginnen und zeigte sie seinem Skuldais an, so bekam der Saltarius oder der Decan, durch den sie gefunden worden waren, den dritten Theil vom Verkaufspreise, und zwei Drittel nahm der Skuldais. Hatten jedoch der Richter und der Skuldais unterlassen, gegenwärtiges Gesetz durch den Herold ausrufen zu lassen, so durften die Weissager nicht verkauft werden. Jeder Skuldais, jeder Saltarius, jeder Decan mußte dem Richter auf die heiligen Gottesevangelien schwören, sich bei dieser Sache keine Nachlässigkeit zu Schulden kommen lassen zu wollen. Ungeachtet dieser Strenge konnten die Weissager und Weissaginnen nicht ausgerottet werden, weil sie einmal dem ungebildeten Volke zum Bedürfniß waren. Daher erhielt die grausame Bestimmung, wie Weissager und andere dergleichen im Gefängnisse gepeinigt werden sollten, welche, wie wir sahen, Karl der Große für das fränkische Reich in Kraft treten ließ, durch ihn auch auf das von ihm unterworfene Reich der Langobarden Anwendung [42]). Den Verboten in fränkischen Capitularien zum Hohn waren an des Kaisers Ludwig des Frommen Hofe, als die Kaiserin Judith und Herzog Bernhard von Septimanien hier herrschten, ums Jahr 830 Looserinnen (Wahrsagerinnen aus Loosen, sortilegae), Weissager (divini), Wahrsager und Stumme (conjectores et muti, nämlich aus den Gebärden der letzteren) nicht minder wie im Altteutschen sie hießen, Traumscheider (somniatores, wörtlich: Träumer, der auf Träume hält, im Latein des Mittelalters auch zugleich Traumausleger, denn beides war verbunden, da der Weissager aus Träumen nicht blos die Träume anderer auslegte, sondern auch selbst durch besonders beschaffene Lagerstätten Orakelträume zu erzielen suchte), ferner solche, welche die Eingeweide befragten und viele Andere mit bösen Künsten Ausgerüstete versammelt. Sie sollten natürlich ihr Wesen nur heimlich treiben. Kaiser Ludwigs des Frommen Sohn aber, Ludwig von Baiern, der am Hofe gefangen gehalten worden war, machte, als er entflohen, die Blendwerke der Weissager (sortilogorum, wahrscheinlich dem astrologus nachgebildet für sortilegorum) und die Weissagungen (divinationes) auf der Reichsversammlung bekannt, und sie wurden der Kaiserin und dem Herzoge ebenso hoch als der Ehebruch angerechnet; denn es waren nach Ludwigs des Baiern Aussage die verschiedenen Erforschungen der Zukunft (die Auspicien und Augurien) gegen des Kaisers Leben gerichtet, und nach ihnen sein Tod festgesetzt worden. Den Künsten jener Weissagung- und Wahrsagungtreibenden schrieb man es zu, daß der Kaiser dem Rathe der treuesten Grafen, der treuesten Bischöfe kein Gehör gab, sondern, wie geblendet, sich ganz und allein von seiner Gemahlin Judith leiten ließ, und die ältesten und erprobtesten Rathgeber vom Hofe entfernt hatte. Durch Hülfe der Weissagungen und Wahrsagungen hatte Bernhard von Septimanien alles zu überwinden und an sich zu reißen gehofft. Nicht Wenige hatten sich auch bereits durch das Gewicht jener Prophezeiungen irre leiten lassen [43]). — In den Verboten gegen die Befragung der Weissager in dem von germanischen Völkern eroberten Gallien werden auch Caragii, Weissager aus Zaubercharakteren, aufgeführt, ohne daß sich jedoch dabei bestimmen läßt, ob die Benennung auf den Gebrauch von Zauberrunen oder nichtgermanische Zaubercharaktere geht, wahrscheinlich im Allgemeinen auf beides, während es bei besonderen Fällen sich bald auf jene, bald auf diese bezog. Die Kirchenversammlung von Narbonne im Gebiete der Westgothen im Jahre 598 (Conc. Narb. c. 14.) verbot Männern und Frauen, sich an Weissager (divinatores), von welchen man sagte, daß sie Wahrsager aus Charakteren (caragii) und Looser (sorticularii) seien, zu wenden. Die Kirchenversammlung von Auxerre untersagte, auf Looser (sortilegos), auf Augurien und auf Weissager aus Charakteren (caragios) Rücksicht zu nehmen [44]). Im Leben des heiligen Eiligius (II, 15.) finden sich unter den Abmahnungen von heidnischen Gebräuchen die Verbote sich an Wahrsager aus Charakteren (caragios), Weissager (divinos), Looser (sortilegos) und Zaubersänger (praecantatores) zu wenden. In der Rede bei Einweihung einer Kirche werden sogleich nach Dieben und falschen Zeugen, und nach denen, welche Gelübde an Bäumen und Quellen thun, die aufgeführt, welche Wahrsager aus Charakteren (caragios), Weissager (divinos) und Zaubersänger (praecantatores) für sich oder die Ihrigen befragen. Der Vasall Abrald hieß (oder soll geheißen haben) das Feuer der Caragier (focum caragiorum) die ganze Nacht zu machen. Bei dem Feuer der Caragier wurde also wol theils aus den Charakteren geweissagt, welche das Schlängeln des Rauches zu bilden schien, theils aus den Charakteren, welche man in die Asche zeichnete [45]). Auch gegen den Gebrauch der Frauen beim Spinnen und Weben der Wolle und bei anderer Weberei weissagende Zeichen aus Dingen, welche sich dazwischen ereigneten, zu nehmen, richtete die Kirche Verbote [46]).

Nicht unerwähnt dürfen hier auch die Sortes Sanctorum (Loose der Heiligen) bleiben, da sie nicht blos

42) Leges Langobardicae. Caroli Magni Leges. Additamenta ad capitularia Caroli Magni c. 25. p. 1176.

43) Vita Walae. Lib. II. c. 9. bei Pertz, Mon. Germ. Hist. Script. T. II. p. 559—564. 44) Concilium Antisiod. c. 4. Sortilegus geben wir durch Looser, nach dem Vorgange der Glosse bei Nyerup, sortilegus, liozari, nämlich Looser zum Behufe der Weissage. 45) *Odo Clun.* de Vita S. Geraldi Auriliac. Comit. c. 7. 46) Concil. Bracarens. Can. XI. Hincmar de divort. Lothar.

von den christlichen Geistlichen angewendet wurden, sondern auch unter das Volk übergingen und sich mit den Überbleibseln des gallischen und germanischen Heidenthums vermischten. Wir bemerken hier nur, daß, wenn diese Art der Befragung über die Zukunft sich auf der einen Seite mit den Überbleibseln des gallischen und germanischen Heidenthums vermischte, sie dagegen auf der andern viel dazu beitrug, diese Überbleibsel in den Hintergrund zu stellen und zu verdrängen, indem die Christlichgläubigen den Loosen der Heiligen größeren Glauben schenkten; so z. B. glaubte der fränkische Königssohn Merowig, der von Gunthramn Boso befragten Weissagefrau, obgleich ihr Orakelspruch seinen Wünschen ganz entsprach, nicht, sondern befragte die Loose der Heiligen. In den den Angeln unter dem Könige Edgar um das Jahr 967 gegebenen Gesetzen §. 16. werden die Geistlichen angewiesen, mit aller Sorgfalt das Christenthum zu befördern, und mit aller Anstrengung die nach Belieben gebildeten Anbetungen, die Beschwörung und Befragung der Todten um zukünftige Dinge, die Weissagungen, die Zaubereien, die göttlichen Verehrungen von Menschen, Erlen und andern Bäumen, Felsen rc. zu verhindern. Die Gesetze des Königs Knut des Großen von Dänemark und England verbieten auf das stärkste die Verehrung der Sonne, des Mondes, des Feuers, des fließenden Wassers, der Brunnen, der Felsen, der Bäume und Gehölze allerlei Art, die Beobachtung der abergläubischen Gebräuche der weissagenden Zauberinnen und den einem andern durch Ziehung von Loosen (mit Antworten) und brennende Fackeln zugefügten Schaden. Die Befragung der Orakelloose über das Schicksal anderer mußte, da man an deren gewisse zukünftige Erfüllung glaubte, durch Furcht, Angst, Anreizung zu Verbrechen rc. auf vielfältige Weise unendlichen Schaden stiften. Im götzenreichen Märi, dem Hauptsitze des norwegischen Heidenthumes, war, da die Weissage einen der Hauptbestandtheile des Götterdienstes ausmachte, auch der Hauptsitz der Orakel, und ward mit dem Opferdienste zugleich durch Olaf, des Sohnes Tryggvi's, Gewaltthätigkeiten gestürzt. Die Galldra-Gerningar und Seidmenn (die Weissager durch Zaubersang, die Zauberer durch Anthuung, die Orakelertheiler durch Zaubersud) wurden theils verbannt, theils verbrannt, theils erschlagen [47]). Die christlich norwegischen Gesetze (bei Worm, Literat. Runica p. 14) bestimmten, daß ein Mensch, wenn er mit Weissagung (Spaadum), Runen, Zauberliedern (galdrum), Anthuungen (Gierningom, maleficiis), Zauberheilungen (lifiom) und dergleichen Stücken umging, nachdem darüber vor Gericht entschieden worden, außer dem Gesetze und verbannt sein solle, und der König und Bischof sein Vermögen nehmen sollten.

Ungeachtet der Bemühungen der Kirche konnten die Orakel nicht vernichtet, sondern nur aus dem öffentlichen Leben verdrängt werden, denn die Menschen verließ der Glaube nicht, daß durch die Weissagekünste Vortheile können bewirkt und Übel vermieden werden [48]); lehrte ja die Kirche selbst an Weissagungen glauben, welche von den Propheten, Christus und den Heiligen stammten. Die Stelle der Orakel vertreten noch jetzt bei schwachen Menschen Kartenschlägerei, Wahrsagung aus Caffeesatz rc. Vorzüglich haben die Träume wegen ihrer wunderbar scheinenden Natur ihr Recht behauptet. Im größten Ansehen blieben das ganze Mittelalter hindurch auch die weissagenden Vorzeichen, welche man in ungewöhnlichen Naturerscheinungen und anderm wunderbar Scheinenden zu finden glaubte. Da die Nordmannen in ihrer Heimath durch zauberkundige Finnen Verborgenes der Gegenwart und Zukunft erforschen ließen, so ist nicht zu verwundern, daß auch die Germanen in eroberten Ländern des vormaligen Römerreichs Wahrsager und Weissager, welche den nichtgermanischen Völkern entsprossen und fremdländische Weissagekunst trieben, nicht verschmähten. Namentlich soll der Weissagemännern großen Glauben schenkende ostgothische König Theodahat einen Hebräer, Vorauskenner zukünftiger Dinge, um den Ausgang des Krieges mit Justinian befragt haben, und dadurch, daß das Orakel dem Kaiser den Sieg versprach, zu völliger Unthätigkeit in Betreff der Rüstung veranlaßt worden sein. Die Sitte, den Ausgang schwerer Kriege voraus zu erforschen, ist, wie wir oben sahen, ganz germanisch, nur wurde eine ganz andere Orakelart vermittels der Waffen angewendet, als hier der Hebräer vermittelst der Schweine braucht [49]). Unter den Nordmannen trieben auch ihre Nachbarn, die Finnen, (wie die Germanen die Lappen als Zweig des großen finnischen Stammes am liebsten nannten, wovon der Name Finnmark bis diese Tage noch ein Denkmal ist) Zauberei und die mit ihr verbundene Weissage, und galten darin für so stark, daß Finne und Zauberer bei den Nordgermanen gleichbedeutend war. Die Wala Heidur, ein finnisches Zauberweib, weissagte dem sie um sein Schicksal befragenden Ingemund, dem Alten und Thorir's Söhnen, Grim und Hromund, daß sie alle in dem Lande wohnen würden, welches noch unaufgefunden im westlichen Meere war. Ingemund versicherte, daß er dem begegnen werde. Die Wala sagte, daß er dieses nicht vermögen würde, und gab dieses als Wahrzeichen an, daß eben sein Talisman (lutr, Loos) aus seinem Gürtel verschwunden sei, und er werde ihn finden, wenn er in jenem Lande den Grund zu den Hochsitzsäulen grübe. Dieser Talisman war ein silbernes Bildniß des Gottes Freyr, welches Kiötvi Audgi (der Reiche) immer mit sich getragen, bis er in der Seeschlacht im Hafursfiörd gegen Harald, den Haarschönen, fiel. Der König gab den silbernen Freyr dem mächtigen Seeräuber Ingemund, welcher ihm in der Schlacht beigestanden. Ingemund war immer unzufrieden. Daher trieb ihn König Harald an, seinem Schicksale nach Island zu folgen. Aber Ingemund erwiederte, daß er sich dieses nie vorgenommen. Doch sandte er zwei Fin-

47) Über den Sturz des norwegischen Heidenthums s. Olafs Tryggwa Sonar Saga c. 84—87. Vergl. Opfer bei den Germanen. S. 104.

48) Henrici III. episc. Bamberg. interpret. reform. consist. et jud. dec. Bamb. bei Ludewig, Scriptt. Bamb. p. 1241. 49) *Procopius* de bello Goth. I, 9.

nen nach Island, daß sie seinen Talisman (lutr), den silbernen Freyr, heimbrächten. Sie machten diese Reise, wie sie sagten, durch Zaubereien. Sie hatten den Talisman zwar gefunden, konnten aber seiner nicht habhaft werden, wiesen ihn Ingemunden in einem Thale zwischen zwei Kieshügeln zu und sagten ihm die ganze Landeslage, wo es bestimmt, daß er wohnen sollte. Nachher wanderte Ingemund nach Island, erkannte die Ländereien, die ihm zugewiesen waren, und fand seinen Talisman (lutr), als er den Grund zu den Hochsitzsäulen grub [50]). Wie berühmt die finnische Weissagekunst war, lehrt auch die Sage, wie Odin die Weissager aus Begeisterung und die aus den Eingeweiden der Opferthiere und die übrigen, von welchen er erfahren hatte, daß sie durch ausgesuchte Kunde des Vorherwissens blühten, befragt, wie der Tod seines Sohnes Baldur an Hother zu rächen. Ihm sagte Rostioph,der Finnische, voraus, daß er mit der russischen Königstochter Rindur einen Sohn zeugen werde, der zum Rächer seines Bruders bestimmt sei. Odin, um den ersten Theil der Weissagung zu erfüllen, begibt sich nun verkleidet nach Rußland und läßt sich durch mehrmalige schmachvolle Zurückweisung nicht abschrecken, bis er durch List und Gewalt sein Ziel erreicht. Der mit Rindur gezeugte Sohn erfüllt den zweiten Theil der Weissagung [51]). — Wie der finnische Norden, der Hauptsitz der Zauberei, den Nordgermanen auch als wichtiger Sitz der Orakel galt, lehrt folgende Sage: Der hochbetagte Dänenkönig Gorm, der erste durch Wahrscheinlichkeitsgründe von der Unsterblichkeit der Seele überzeugt, dachte bei sich mannigfaltig nach und forschte, zu welchem Sitz er, nachdem sein Geist den Körper verlassen, gelangen werde. Während er dieses erwog, gaben ihm Thorkell's Feinde an die Hand, daß die Gewißheit einer so großen Angelegenheit von dem hierzu zu schwachen menschlichen Geiste nicht zu erlangen, sondern hierzu göttliche Befragung nöthig und, was der menschlichen Erkenntniß zu schwer, durch himmlische Orakel zu erforschen sei. Deshalb sei Utgarda-Loki gnädig zu machen, und dieses werde Niemand geschickter als Thorkell ausführen. Gorm hatte nämlich schon früher auf seiner Fahrt in den äußersten Norden, um die Wunderdinge jener Gegenden kennen zu lernen, den Utgarda-Loki durch Opfer gnädig gemacht, und hierdurch günstige Witterung zur Heimfahrt erhalten. Nach Finn Magnusen [52]) scheint Gorm zuverlässig die finnische Religion angenommen zu haben, indem er die Gottheit des äußersten Nordens, welche er vorher mit glücklichem Erfolg angebetet, Orakels-Halber über die künftige Seligkeit der Seele in dem Glasisvallir befragte. Thorkell, mit dem äußersten Norden vertraut, hatte schon früher dem Könige als Wegweiser gedient, und mußte, da ihm seine Feinde überdies als nach dem Leben des Königs trachtend schilderten, wieder die gefahrvolle Reise, um Utgarda-Loki's Orakel zu befragen, antreten. Was er auf dieser Fahrt zu überwinden hatte, was er schaute ꝛc., s. bei *Saxo Gramm.* VIII. p. 164—165; wir eilen zum Schlusse der Orakelreise. Als Thorkell heimgekehrt, waren seine Feinde wieder thätig und gaben ihm unter den Fuß, daß der König plötzlich sterben werde, wenn er kennen lernte, was der König für Nachrichten brächte. Den Glauben an diese Versicherung vermehrte bei dem Könige die Voraussagung, welche, wie man angab, ein Traumbild gegeben. Gorm bestellte Meuchelmörder, doch Thorkell entging dem Tode dadurch, daß er heimlich statt seiner einen Klotz in das Bette legte, welchen die Streiche der Meuchelmörder trafen. Gorm ließ sich den Tag darauf von Thorkell erzählen, was er gesehen, und starb vor Schrecken und Entsetzen, als er von der Scheußlichkeit seiner Gottheit hörte; Thorkell hatte nämlich den Utgarda-Loki in einem scheußlichen Gemache mit unermeßlichen Kettenmassen belastet gefunden. Seine stinkenden Haare hatten die Größe und Härte von hörnernen Spießen ꝛc. Vergleichen wir Thorkell's Fahrt zum Utgarda-Loki mit Thor's Fahrt zu demselben [53]), so ist, was Thorkell erblickt, nicht Wirklichkeit, sondern nur Gebild der Zauberei, und der zaubermächtige Utgarda-Loki, die Absicht von Thorkell's Fahrt voraussissend, ertheilt nach seiner heimtückischen Weise keine wörtliche, sondern eine thätliche Antwort als Orakelspruch, nämlich dem Gorm den Tod als beste Auskunft über die von ihm gestellte Orakelfrage. Der Tod belehrt nämlich Gormen ebenso schnell und noch zuverlässiger darüber, wohin Gorm's Geist nach dem Tode kommen werde, als es der ausführlichste Orakelspruch gekonnt. Gorm's Tod aber wird durch Utgarda-Loki's Zauberei herbeigeführt [54]). — Die Lappländer waren ausgezeichnet durch Zauberei und ein Hauptzweig derselben das Orakelgeben. Jedes Haus hatte wenigstens einen Geist (Storjunkare), viele mehr. Sie blieben im Hause, erbten im Geschlechte fort, und jeder Hausvater mußte die Kunst des Umganges mit ihnen und ihrer Kraft verstehen. Diese Kunst (die Zauberei) wurde gelehrt, und erbte, wie die Hausgeister vom Vater auf Sohn, durch Unterricht fort. Die benachbarten Schweden und Norwegen schickten nicht selten ihre Söhne zu den Lappen und den Finnen, damit sie die Zauberei, welche deshalb die Kunst der Finnen hieß, erlernten. Die mächtigsten Zauberer wurden die, welche mit Zauberanlagen geboren, den Unterricht unmittelbar von den Geistern empfingen, welches vermöge drei Entwickelungskrankheiten statthatte, von welchen die erste in der Kindheit eintrat. In ihr erhielt das kranke Kind durch Erscheinung Zauberlehren. Bei der zweiten wuchs die Bedeut-

50) Vadusdaela-Saga. Landnámabok P. III. c. 3. p. 186—189. 51) Das Nähere über dieses und jenes s. bei Saxo Grammaticus selbst, Hist. Dan. Lib. III. p. 44—46. 52) Eddalaeren og dens Oprindelse 3ter Th. S. 137—145. 170. und Lex. Mythol. p. 978.

53) S. jüngere Edda. Ausg. v. Rask. S. 48—61. 54) Der christliche Saxo S. 165—166 hat den Sinn der Sage entstellt, indem er das Christenthum hereinzieht. Nicht minder als christlicher Zusatz zu der Sage ist S. 164 anzusehen, daß Gorm auch habe erforschen lassen wollen, welchen Lohn die ergebene Verehrung der Götter (nämlich nach dem Tode) erwerbe, da ja der Opferdienst hauptsächlich zum Zwecke hatte, den Beistand der Götter für dieses Leben zu erhalten, und z. B. Gorm für seine Verehrung Utgarda-Loki's durch günstige Winde belohnt worden.

samkeit der Gesichte, bei der dritten im männlichen Alter eintretenden und gefährlichsten Krankheit waren die Gesichte am vollendetsten. Ein auf diese Weise von den Geistern unmittelbar Unterrichteter hatte keine Zaubergeräthe mehr nöthig, sah und hörte Alles in der weiten Welt, aber wegen des unaufhörlich bestürmten Geistes war diese Aussicht ihm häufig zu nicht geringer Last [55]). Unter den Zauberwerkzeugen war die Pauke oder Trommel das Wichtigste. Wie sie zur Befragung der Götter, ob ihnen ein Opfer gefällig, angewendet ward, haben wir unter: Opfer bei den (gall. rc. und) finnischen Völkern, gesehen. Auch wurde sie zur Erforschung der Krankheiten und zu anderm angewendet. Die Zauberer bei den **Finnen** verfallen wie die bei den Lappen während der Zauberhandlung in Betäubung und Sinnlosigkeit von selbst und durch besondere Mittel und sind nicht einmal durch Feuer aufzuwecken; in diesem Zustande schweift nach dem Volksglauben die Seele umher und entdeckt bei dem Erwachen die gesehenen Dinge. In der Osternacht, wo die Finnen ihrer Leitkuh eine Schelle anhängten, und die Stallthüren mit Sicheln gegen das dem Viehe schadende Herenvolk verwahrten, erforschten sie zugleich den künftigen Jahressegen und weissagten über künftige Todesfälle [56]). Bei den **Ungarn**, welche, wie die Sprache verräth, zu dem großen finnischen Stamme gehören, sammelte Janus, dessen Vater Vatha den Anfang zur Rückkehr von dem Christenthume in das Heidenthum gemacht, viele Zauberer, Weissaginnen und Weissager um sich, und stand durch ihre Zaubereien bei den Herren in großer Gunst. Eine von seinen vielen Göttinnen (göttlich verehrten Weissaginnen), sie hieß Rasdi, wurde vom christlichen Könige Bela gefangen und so lange in das Gefängniß geschlossen, bis sie ihre eigenen Füße aufzehrte, und endlich im Kerker starb [57]). Nach der ungarischen Stammsage war Ugek's Sohn von Almu, Traum, Almus genannt, weil die mit ihm schwanger gehende Emesu folgenden schicksalweissagenden Traum hatte. Ihr erschien im Schlafe ein göttliches Gesicht in Gestalt eines Habichts, schwängerte sie, und kündigte ihr an, daß aus ihrem Leibe ein Wetterstrom gehen, und aus ihren Lenden ruhmreiche Könige abstammen, aber sich in diesem Lande (Dentumoger) nicht vermehren würden [58]).

Bei den **Liwen** und ihren Nachbarn war das Wichtigste das Pferdeorakel. Die Verfahrungsart s. unter **Orakelpferde**. In **Kurland** waren, wie ein Schriftsteller des 11. Jahrhunderts, Adam von Bremen [59]) berichtet, alle Häuser voll Weissager, Vogeldeuter und Todtenbefrager, und von dem ganzen Erdkreis, am meisten von den Spaniern und Griechen (Russen) wurden dort Antworten eingeholt. Der Vogelgesang namentlich diente zur Weissage. Auch nach der Bekehrung der Kuren zum Christenthume, sowie bei den Liwen und Esthen, blieb das Loosen zur Erforschung der Zukunft, und geschah bei den Kuren durch hingeworfene Spöne, aus deren Lage geweissagt ward. Diese Sitte hat Ähnlichkeit mit dem Werfen der mit Merkmalen (Runen) bezeichneten Stäbchen (Runenstäben) zu gleichem Zwecke bei den Germanen, welche zwar einen verschiedenen Volksstamm bildeten, aber mit den Kuren in vielfacher Berührung waren; so weiß man aus dem Leben des heiligen Anschar [60]), daß die Kuren den Schweden schon einmal vor dem neunten Jahrhunderte unterworfen gewesen. In den Gestalten, welche die hingeworfenen Späne bildeten, suchten die Kuren wahrscheinlich die Ähnlichkeit auf, welche sie mit Runen hatten, und bildeten danach die Weissage [61]). Noch jetzt haben die Liwen und ihre Nachbarn Wahrsager und Tagewähler. In die kräftigen Worte des Weissagers wird das größte Vertrauen gesetzt. Die Tagewähler befragt man hauptsächlich um den Feldbau, und sie rathen gewöhnlich von der Arbeit an den beiden Donnerstagen vor Himmelfahrt und am grünen Donnerstage ab [62]).

Zur Vorausbestimmung günstiger Fischtage wurde bei den **preußischen** Fischern das Opferfest benutzt, welches sie zu Ehren des Perdoit feierten. Wie beides geschah s. unter Opfer bei den (gall. rc. und) preuß. V. Waren die Preußen im Begriff in den Krieg zu ziehen, so durchbohrte der oberste Priester, der Criwe, einem gefangenen Feinde als Opfer die Brust; schoß das Blut ununterbrochen wie ein Wetterbach hervor, so galt es als ein den Preußen glücklichen Erfolg verkündendes Orakelzeichen. Nach erlangtem Siege wählten sie durch das Loosorakel aus dem Haufen der Gefangenen die, welche den Göttern geopfert werden sollten. Ein Beispiel geben die Nattanger nach jenem großen Siege über die teutschen Ritter, und der Edle, Hirshan, der zweimal vom Loosorakel gefodert, zweimal losgekauft, zum dritten Male getroffen, sich nicht mehr loskaufen lassen wollte und sich opfern ließ [63]). Bei den Preußen hatte Folgendes zur Wiedererlangung gestohlener Sachen statt. War ein Diebstahl geschehen, so pflegte man sogleich den Sigonotten oder Weissager zu holen, der meistentheils blind oder lahm war, und befragt, warum er so arm, antwortete, daß dieses der Wille der Götter sei. Der herbeigeholte Sigonotte rief zuerst den Gott des Himmels Okkopirn, und den Gott der Erde Puskait an, und bat sie, daß sie nicht den Diebstahl entfliehen lassen möchten. Hierauf nahm er zwei Schalen, und der Bestohlene legte in eine derselben zwei Münzen, die eine für sich,

---

55) *Snorri* Heinskringla, bei Claussön S. 160. *Scheffer* Lapponia. Georgi, Rußland. Mone, 1ster Th. S. 25—28. 31—33. Von dem Orakel des Steines des Storjunkare s. im Art. Orakelberge, Orakelfelsen, Orakelsteine. S. 375. 55) Rühs, Finnland und seine Bewohner. S. 295 fg. Mone, 1ster Th. S. 47—50. Ein Beispiel der Zauberkunde der Biarmier s. bei *Saxo Grammaticus* Lib. IX. p. 175 und der Finnen überhaupt Lib. V. p. 93. 57) *Joa. de Thurocz* Chron. Hungarorum. P. II. c. 39. bei Schwandtner P. I. p. 129. 58) Anonymus Belae Regis Notarius, Historia Hungarica c. 3. a. a. O. S. 5. 59) De situ Daniae et reliq. Sept. Reg. c. 224. a. a. O. S. 58.

60) c. 30. bei Pertz S. 713. 61) W. C. Grimm, über teutsche Runen. S. 304 fg. 62) Petri, Gemälde von Liv- und Esthland. S. 480 fg. Hupel, topogr. Nachr. von Liv- und Esthland. 4ter Th. S. 465. Mone 1ster Th. S. 70. 72—74. 63) *Peter de Duisburg*, Chron. Part. 3. c. 86. *Henneberger* Vet. Pruss. f. 11. b.

die andere für den Dieb, und goß Bier darüber. Der Sigonotte zeichnete nun etwas mit Kreide auf die Schale und schüttelte sie. In welchem Theile der Schale dann die Münze des Diebes sich fand, in die Weltgegend, glaubte man, hatte sich der Dieb begeben. So geschehen, ward die zweite Schale auf den Boden gestellt, der Sigonotte blickte gen Himmel und sprach dieses: „Gütiger Gott des Himmels und der Erde und der Sterne, bei deiner Macht gebiete deinen Knechten (nämlich dem Okkopirn und Puskait), daß deine Ehre dir nicht entrissen werde, daß der Dieb, der diese Sache (er nannte sie) entwendet, keine Ruhe habe, bis er zurückkehre und die gestohlene Sache wieder zurückgebe." Dann hob der Sigonotte die Schale empor und untersuchte, ob er eine Blase im Biere fand. Erblickte er eine solche, so glaubte er seines Wunsches gewährt zu sein. Fand er keine, so trank er das Bier aus, goß neues hinein und wiederholte dieses, bis er ein Zeichen seines nicht vergeblich gethanen Gebetes bemerkte, und endete die Ceremonie mit der Formel: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes," denn die Sitte währte auch noch zur Zeit des Christenthums fort, und hatte nicht blos bei den volksthümlichen Preußen, sondern selbst auch bei den das Preußenland bewohnenden Teutschen statt, noch zur Zeit, als Waissellius[64]) schrieb[65]). Der oberste Priester der Preußen, welcher Criwe oder vollständig Criwe Criweito, Richter der Richter, hieß und den drei höchsten Göttern ein ewiges Eichenfeuer unterhielt, war auch der erste Weissager. Wie die Waidelotten (von Waidiu, Wissenschaft; oder Waydis, Weissagung), von denen jede Gemeinde einen, gleichsam wie einen Pfarrer, hatte, die Weissage trieben, davon haben wir oben Beispiele gesehen. Sie war ihr hauptsächliches Geschäft, da ein Theil des Gottesdienstes in der Weissagung bestand. Auch hatten sie Offenbarungen von den Todten, auf welche sie Loblieder verfertigten. Die Lingussonen, oder Linguschonen, Lugastonen, Priester geringerer Grade, eine Art von Novizen, hatten auch Offenbarungen und Todtenorakel, lobten die Todten auf dem Scheiterhaufen ꝛc. Die Swalgonen, Hochzeitpriester, welche Richter über die Brautleute waren, und die Ehe einsegneten, gaben Orakelsprüche über deren Glück und Unglück. Die Putonen weissagten aus dem Schaume des Meeres, die Weionen aus dem Winde, dem sie auch beliebige Richtung geben konnten, die Burtonen aus den Gestalten, welche das geschmolzene Wachs im Wasser bildet, die Swakonen aus der Flamme und dem Rauche des Lichtes[66]).

Bei den Litthauern schöpfte der Priester die Orakelsprüche, welche man bei ihm einholte, aus dem heiligen ewig unterhaltenen Feuer (Znicz) im Tempel zu Wilna; vermuthlich richtete er sich nach den mannigfachen Abstufungen der Flammen, ähnlich wie es bei ihnen, wenn die Sonne umwölkt war, als Zeichen des Zornes dieser Gottheit galt, welchen sie dadurch versöhnen zu müssen glaubten, daß sie sich ihr zu eigen gelobten. Das Feuerorakel zu Wilna erreichte seine Endschaft, als der die Litthauer zum Christenthum führende Großherzog Jagiello im J. 1387 das heilige Feuer verlöschte, und seinen Tempel und Altar zerstörte[67]). Ein eigenthümliches Orakel über das Gedeihen des Hanfes im künftigen Jahre hatten die litthauischen Mädchen bei dem Feste des Gottes Waizganthos; wie dabei verfahren ward, haben wir unter: Opfer bei den gall. ꝛc. und lett. V., gesehen.

Von den Orakeln der ältesten Slaven, welche in Slaven und Anten getheilt, zwischen der Weichsel und dem Dniester wohnend, den Bewohnern des oströmischen Reichs im fünften und sechsten Jahrhundert näher bekannt wurden, weiß man im Allgemeinen nur soviel, daß sie während der Opfer, welche sie dem Donnergotte, den Flüssen, Nymphen und gewissen andern Gottheiten brachten, Schlüsse der Weissagungen machten[68]). Von der berühmten Quelle Glomazi, welche den Sorben zum Orakel diente, s. unter Orakelgewässer; daselbst s. auch von dem aus der See steigenden Orakelerber der Luitizen. Durch das Orakel (*sors*) wurden bei den Nordslaven, namentlich bei den Wagiren, Polaben und Obodriten die Opferfeste vom Priester bestimmt. Nach Schlachtung des Opferthieres kostete der Priester vom Blute, um wirksamer zur Erlangung der Orakel zu werden, weil es Glaube war, daß Blut die Geister einlade[69]). Zwei Hauptorakelorte hatten die Nordslaven, das seeumflossene Rethra mit seiner hölzernen Brücke, über welche nur die durften, welche Opfer darbringen wollten oder Orakelantworten suchten, und Arkona auf Rügen. Die Hauptgottheit zu Rethra war Radegast, und die wahrscheinlichste der vielen Ableitungen seines Namens ist vom slavischen Rada, Rath, und Gast oder Goscz, Haide, Dickicht, also ein Rathgeber im Walde, weil Rethra von einem Haine umgeben war, und hier Orakelsprüche geholt wurden[70]). Weil, um Antworten zu holen und jährliche Opfer zu bringen, alle slavischen Völkerschaften Rethra besuchten, so schrieben sich die Tholosanten und Redarier, in deren Gebiet die Götterstadt lag, einen besonderen Vorzug des Adels zu und wollten sich die Herrschaft über ihre wilzischen Stammgenossen, die Chizzinen und Circipanen, anmaßen. Hierüber kam es zum verderblichsten Kampfe, in welchen auch die Fremden hereingezogen wurden. Seit diesem Religionskriege, um die Mitte des eilften Jahrhunderts, scheint Rethra an Wichtigkeit als Orakelsitz ver-

64) Chron. Pruss. fol. 220. 65) *Ditmarus*, Chronicon. *Chr. Hartknochius* de Reb. Pruss. Dissert. 10. p. 166. e. s. 66) Hartknoch, Alt und neu Preußen. S. 150—154. Mone, 1ster Th. S. 83. 85 fg.

67) *Alexander Guaguinus*, Origo Gentis Lithuanorum bei Pistorius, Pol. Hist. Corp. T. II. p. 391. *Joh. Dugloss.* Hist. Polon. Lib. X. ad an. 1387, fol. 103 sq. 68) *Procopius* de bello Gothico. Lib. III. c. 4. 69) *Helmold.* Chron. Slav. Lib. I. c. 52 (53). p. 582. 70) *Frencel* de Diis Soraborum. bei Hoffmann Script. Rer. Lusat. T. II. p. 125 sq. Auch Radegast's Beiname Hlawaraze (Luarasici bei Dithmar von Merseburg S. 151.), welchen Frencel durch: der Allmächtige, erklärt, deuten andre Hlawaradze schreibend, durch: der vorzüglichste Rathgeber, s. Mone, 1ster Th. S. 200.

loren zu haben. Wenigstens war im zwölften Jahrhunderte der wichtigste Orakelsitz aller Nordslaven zu Arkona auf Rügen, wo sich der Haupttempel des Swantowit befand, des vornehmsten aller slavischen Götter, weil er für am wirksamsten in Ertheilung der Orakelantworten und der Siege galt, zu welchem man, um Antworten einzuholen, aus allen slavischen Ländern strömte, und jährlichen Zins als Opfer schickte. Im Vergleich zum Priester des Swantowit hatte der König auf Rügen nur geringes Ansehen, denn der Priester erfragte die Antworten und erforschte die Ergebnisse der Loose (Orakel), und hing von dem Winke derselben, und der König und das Volk vom Willen des Priesters ab. Durch das Loos (Orakel) wurde auch der Christenmensch bestimmt, welchen die Slaven auf Rügen alljährlich dem Swantowit opferten[71]). Bei den Luitizen war das Loos und das Pferdeorakel verbunden, um überhaupt bei zweifelhaften Dingen Gewißheit zu erforschen. Wenn sie in Rethra, um zu opfern und die Götter zu versöhnen, zusammenkamen, saßen die Priester, während die Übrigen standen, gruben, indem sie wechselsweise Geheimes murmelten, unter Beben (cum tremore) die Erde auf und warfen Loose zur Erforschung ungewisser Dinge hinein. Waren sie damit zu Ende, bedeckten sie die Loose mit grünem Rasen, führten unter demüthig flehender Dienstgeschäftigkeit das möglichst große als heilig verehrte Pferd über die Spitzen zweier kreuzweis in die Erde gesteckter Spieße, und unterwarfen das, was sie durch die vorhergeworfenen Loose erforscht, neuer Weissagung durch dieses für göttlich gehaltene Thier. Traf bei beiden gleiche Vorbedeutung zusammen, so schritt man zur Ausführung des Vorhabens; im entgegengesetzten Falle stand man gänzlich davon ab. Aus den behelmten und bepanzerten Götzenbildern Rethra's, des Aufbewahrungsortes der Kriegsfahnen, und daraus, daß man die Götterstadt, wenn man in den Krieg eilte, begrüßte, und bei glücklicher Heimkehr durch schuldige Geschenke ehrte, läßt sich schließen, daß man durch die beiden verbundenen Orakel vorzüglich nach dem Ausgange beabsichtigter Kriegs- und Raubzüge forschte. Ausdrücklich berichtet wird, daß die Luitizen, bei glücklicher Zurückkunft aus dem Kriege, durch die Loose und das Pferd auf beschriebene Weise ausmitteln ließen, welches die Götter befriedigende Opferthier denselben von den Priestern dargebracht werden sollte[72]). Mit den Germanen hatten die Slaven, welche in die durch die Völkerwanderung durch den Sturz des thüringischen Königreichs und die Unterjochung der Sachsen durch die Franken geschwächten Sitze der Germanen eindrangen und, wahrscheinlich Vieles von ihnen annahmen, nicht nur das, wiewol anders und zwar gaukelhafter gestaltete, Pferdeorakel, sondern auch dieses gemein, daß das Pferdeorakel das meiste Vertrauen fand; denn nicht nur von dem slavischen Völkerstamme der Luitizen wird berichtet, sondern auch bei den Slaven auf Rügen und zu Stettin läßt sich nachweisen, daß das Pferdeorakel das wichtigste war. Das Nähere des Verfahrens s. unter Orakelpferde. Bei den Slaven auf Rügen hatten bei dem Opferfeste nach Einbringung der Feldfrüchte Orakel statt, nämlich vermittels der Weissage aus Swantowit's Trinkhorn, und aus der Größe des Honigkuchens, wovon wir das Nähere bei Gelegenheit der Opfer bei den slavischen Völkern mitgetheilt haben. Bei dem Orakelsuchen durch Loose fand zu Arkona folgendes Verfahren statt. Drei Stückchen Holz, auf der einen Seite weiß, auf der andern schwarz, wurden als Loose in den Schoos zusammengeworfen; weiß bezeichnete Glück, schwarz Unglück. Einen andern Gebrauch hatten die Frauen. Sie setzten sich an den Herd und zeichneten, ohne nachzuzählen, wie der Zufall es gab, Linien in die Asche. Gaben die Linien bei der Zusammenrechnung eine gerade Zahl, so hielten sie dieselben für Weissaginnen des Glückes, wenn eine ungerade, für Verkünderinnen von Unheil[73]). Bei den Slaven zu Stettin werden Zusammenrechnungen durch Hölzer, wörtlich: hölzerne Zusammenrechnungen (ligneae calculationes) aufgeführt, durch welche sie den Ausgang von beabsichtigten Seetreffen und Raubunternehmungen im Voraus erforschten. Auch kommen goldene und silberne in der Hauptcontine (Haupttempel) zu Stettin aufbewahrte Becken (crateres) vor, in welchen sie zu prophezeien pflegten, und die auch bei den Trinkgelagen an den Opferfesten den Edeln und Mächtigen dienten. Bischof Otto von Bamberg weihte sie bei Bekehrung der Stettiner auf christlich-kirchliche Weise um, und schaffte auch die Zusammenrechnungen durch Hölzer zur Erforschung der Zukunft ab[74]).

Nach der böhmischen Stammsage war von den drei Töchtern des Richters der Böhmen, Krock's, welcher in der spätern Ausbildung der Sage bei Hageck auch selbst als Zauberer und Weissager und als Lehrer seiner Töchter erscheint, die älteste, Kazi, auch Brela genannt, eine große Heilkundige, vorzüglich Kennerin der Heilpflanzen, durch welche sie Krankheiten hob, und so mächtige Zauberin, daß sie durch ihre Lieder selbst den Schicksalsgöttinnen in ihrer Arbeit Stillstand gebieten konnte; daher das böhmische Sprichwort von einer unwiederbringlich verlorenen Sache: „Das kann selbst Kazi nicht wieder schaffen." Die zweite, Tethka (Tetka), lehrte dem Volke

71) *Adam. Brem.* Hist. Eccl. Lib. II. c. 11. p. 19 Lib. III. c. 25. p. 89. *Helmold*, Chron. Slav. Lib. I. c. 2. bei Leibnitz S. 539. c. 6. S. 543. c. 21. S. 556. c. 52 (53). S. 582. Lib. II. c. 12. p. 627. Wenn die Schriftsteller sortes erwähnen, ist es häufig zweifelhaft, ob dabei an wirkliche Loose, Loosorakel oder Orakel auf andere Weise zu denken ist. So sagt der ungenannte Verfasser des Lebens des heiligen Otto (Lib. II. c. 32. bei Ludewig Scriptt. Rer. Episc. Bamberg. p. 681.), nachdem er das Pferdeorakel beschrieben, hoc ergo sortium genus. Daher kann z. B. der Christ, welcher zum jährlichen Opfer bestimmt wurde, durch das Pferdeorakel dazu erwählt worden sein, und dieses ist um so wahrscheinlicher, da dieses das wichtigste Orakel war, und bei den Esthen als zu jener Bestimmung dienend, ausdrücklich erwähnt wird, und bei den Luitizen Loos und Pferdeorakel in Verbindung zur Bestimmung der Opferthiere überhaupt gebraucht wurden.

72) *Dithmarus Ep. Merseb.* Chron. Lib. VI. p. 151. 73) *Saxo Grammaticus* p. 321. 74) Anonymus Vita S. Ottonis Lib. II. c. 31. 32. p. 680 sq.

die Verehrung der verschiedenen Naturgeister in Wasser, Feuer, Hainen, Bäumen, Steinen, Bergen und Hügeln, und der Haus und Familie regierenden Götzenbilder, und war eine große Weissagin aus Loosen und Vogelfluge, so daß sie die Diebstähle und was den Menschen begegnete, durch ihre Weissagekünste erfuhr. Daher wandte man sich aus dem ganzen Lande an sie, wenn jemand etwas durch Diebstahl oder auf andere Weise verloren hatte, und sie gab ihnen über das Verlorene die genaueste Anzeige. Die dritte, mit allen weiblichen Tugenden geschmückte, liebenswürdigste der drei Schwestern, hieß Libussa (Lubossa), und war Weissagin vermöge des ihr inwohnenden Weissagegeistes. Weil sie dem Volke vieles Künftige mit Gewißheit vorausgesagt hatte, so erhob es sie nach ihres Vaters Tode einmüthig zur Richterin[75]). Das Weitere über sie und ihre Weissagungen s. unter Libussa. Ihr Gatte Primisl war auch ein großer Weissager. Berühmt ist seine Weissage über seine Nachkommenschaft. Sein Weissagegeist rettete ihn in Mägdekriege vom Untergange.

Für die Geschichte der Orakel bei den Polen ist folgende Geschichtserzählung belehrend. Dem Markgrafen Konrad von der Lausitz, welcher im J. 1209 die Burg Lubus belagerte, ließ Herzog Wlodislav von Polen sagen, daß er den andern Tag mit ihm schlagen werde. Doch setzte er am Abend des vorhergehenden Tages mit dem Heere über die Oder, um einen unerwarteten Überfall auszuführen. Einer der Supane ermahnte ihn, der zur Schlacht festgesetzten Zeit nicht zuvorzukommen. Der Herzog warf dem Supane Feigheit vor. Der Supan erwiederte: „Ich gehe zwar in den Kampf, aber ich weiß, daß ich mein Vaterland nicht wiedersehen werde." Wlodislav hatte zur Führerin im Kriege eine Weissagin, welche in einem Siebe oder Durchschlage (cribro) aus dem Flusse geschöpftes und, wie man erzählte, nicht durchfließendes Wasser trug, dem Heere vorausging, und durch dieses Zeichen ihnen den Sieg verhieß. Dem Markgrafen blieb die Ankunft der Feinde nicht verborgen, und er trieb sie in die Flucht. Die Weissagin ward zuerst getödtet. Der Supan kämpfte tapfer und verlor mit vielen Andern das Leben[76]). — Auch nahmen die Polen den Willen der Götter aus Prodigien ab.

Bei den Russen auch machte die Weissage einen Theil des Gottesdienstes aus. Die sich prophetischer Gaben rühmenden Priester und besondere Weissager übten sie auf mancherlei Weise. So schnitt der Weissager in gewisser Jahreszeit ausgewählte Weiden- und Haselstecken unter ernsten Gebetformeln ab und wickelte sie in reiche Stoffe. Bei ihrem Gebrauche warf er sie auf die Erde und weissagte vermuthlich aus ihrer Lage. Auch bediente man sich zweifarbiger Ringe, welche Krutschki hießen, und eben solcher Holztäfelchen, warf sie in die Luft und deutete aus ihrer Lage, je nachdem die weiße oder schwarze Seite oben erschien, die Zukunft der Dinge auf Glück oder Unglück. Bei den Preußen haben wir die Burtonen kennen lernen, welche aus den Gestalten weissagten, die geschmolzenes Wachs im Wasser bildet. Solche Weissager hatten vorzüglich auch die Russen. Nicht minder erforschten sie aus dem Schlängeln der Flamme und des Rauches, dem Laufe der Flüsse, der Bewegung und dem Schaume der Wellen, dem Begegnen gewisser Thiere und ihrem ersten Schrei, und dem Fluge der Zugvögel die Zukunft. Der in Nowgorod und anderen Städten durch ewiges Feuer verehrte Znitsch wurde in Krankheiten angerufen, und die Heilung durch Weissagung und Auslegung der Priester bewirkt, und wenn sie glückte, mit großen und reichen Opfern belohnt. Durch das Loosorakel wurde erforscht, welches Opfer den Göttern angenehm. So die Sage von Wladimir, wie er, als er die Götter durch Menschenblut versöhnen wollte, über Kiew's Söhne und Töchter das Loos werfen ließ, und dieses auf einen jungen Waräger, einen Christen fiel[77]). Wie man vermuthet, diente auch der heilige Becher des Tschernoibog, Tschernebog, zum Auffangen des Opferblutes und der Weissage daraus. Der Zorn dieses bösen Wesens, glaubten die Slaven, könne durch Wahrsager oder Zauberer besänftigt werden. Diese, obgleich höchst verhaßt, standen doch bei dem Volke wegen ihrer vermeinten Wissenschaft im höchsten Ansehen. Die von Nestor erwähnten weissagetreibenden Zauberer suchten, gleich den sibirischen Schamanen, durch die Musik auf die Einbildungskraft der Leichtgläubigen zu wirken. Gewöhnlich spielten sie auf liegenden Harfen, welche Gußli hießen, nach welchen sie in einigen slavischen Ländern Gußlaren (Harfner) genannt wurden[78]). Der Zusammenhang der Zauberei und Weissage bei den Russen erhellt auch aus der Sage, wie der Großfürst Oleg (s. d.) von Rußland, die Zauberer (volchvov) und Wahrsager (kudesnikov) befragt, woran er sterben werde[79]). Noch jetzt werden bei den Russen die Jahresfeste zur Weissage benutzt, woraus sich auf ihre vormalige Wichtigkeit als Opfer- und Orakelfeste schließen läßt. Am Feste des Lado und des Did, welches noch jetzt alljährlich am Den-

75) Cosmas Pragens. Chron. Lib. I. bei Mencke p. 1972 — 1973. Anonymus, Chron. Bohemicum bei dems. S. 1019 — 1622. 76) Chronicon Montis Sereni zum J. 1209. Die Erklärung des Weissagesiebes, der Seherin und der Prophezeihung des Supanes und ihrer Erfüllung s. bei F. Wachter, Thüringische und Obersächsische Gesch. 2ter Th. S. 258. über Supan s. ebendas. 1ster Th. S. 54. 3ter Th. S. 235.

77) Das Nähere bei Tappe nach Karamsin 1ster Th. S. 127 fg. 78) Tappe S. 55 fg. 146. *Siestrjencewicz*, Recherches historiques sur l'origine des Sarmates. *Le Clerc*, Mythologie des Slaves in Hist. d. l. Russie. Mone 1ster Th. S. 86. 120. 122. 127. 145. 79) Dem Norden verdankt auch seine Entstehung die Sage, wie die heidnischen Weissagemänner in Gardarige (Rußland) Olaf, Trygvi's Sohne weissagen rc. (s. das Nähere bei Snorri, bei Claussön S. 111.), und hat also auf die Weissagemänner in Rußland eigentlich keine Beziehung. Die Erzählung, wie Gostomysl die Götter zu Kolmogard und hierauf in Zimegola (Semgallen) um seinen künftigen Nachfolger befragt, und die Opferpriester (Viescunen) ihm antworten rc., diese Erzählung wäre in der slavischen Orakelgeschichte beachtenswerth, wenn sie sich nur nicht zuerst im Pseudo-Joakim (v. Schlözer, Nestor's Ruß. Ann. 4ter Th. Anh. S. 190 fg.) befände. Dem Reich neuer Dichtung gehört sie also an, doch bleiben immer die Orte zu berücksichtigen, an welche sich Gostomysl gewendet haben soll, da sie dem Erfinder der Erzählung als vormalige Hauptsitze der Weissage wahrscheinlich aus irgend einer gegründeten Nachricht bekannt waren.

nerstage vor Pfingsten begangen wird, versammeln sich Jungfrauen, jede knüpft ein Band an einen Birkenstrauß, der in das Wasser geworfen wird. Was nun dem Bande einer jeden widerfährt, daraus erkennet sie ihr Heirathsschicksal. Zusammenhang hiermit hat der Gebrauch, daß Abends vor Dreikönig die Mädchen in eine Kreuzgasse oder in einen Keller gehen, und nach dem Geräusche, das sie hören, auf ihre künftige Bestimmung schließen[80]. Bei den Germanen befragen noch hie und da die Mädchen, und zwar meistens in der Christnacht, die Zukunft, ob sie das nächste Jahr einen Mann bekommen oder nicht, legen dabei ihre Hemden rücklings vor die Thüre und gehen, wie im Mittelalter gewöhnlich war, nackt in das Bette. Mone (2. Th. S. 107—108) sieht diese Gebräuche der Jungfrauen, die hie und da in der Christnacht noch stattfinden, als Überbleibsel der Feierlichkeiten der Mütter in der Julnacht an, vorzüglich in Beziehung auf die Mutternacht (Modraniht, wie er für Mödreneeh der Ausg. berichtigt, matrum noctem, wie es Beda de temporum ratione überträgt). Andere, z. B. Finn Magnusen, nehmen an, daß die Mutternacht so genannt, weil sie die erste Nacht im Jahre nach damaliger Jahresrechnung war, und nach Nächten, nicht nach Tagen, bei den Germanen[81]) gerechnet ward. So könnten auch jene die Zukunft befragenden Gebräuche der Jungfrauen nur darum vorzüglich in der Christnacht geschehen, weil sie sonst der Anfang des Jahres und daher, wie wir sahen, bei den Germanen ein wichtiger Orakelzeitpunkt überhaupt war, ähnlich, wie man auch zu Rom zu Anfange des römischen Jahres die Zukunft befragte[82]). Auch in Schottland ist das Mondorakel über den künftigen Geliebten an den Anfang des neuen Jahres geknüpft, nur daß natürlich hier die Befragung, der bestimmte Abend der Befragung, an den Mondeslauf gebunden, da die Vorschrift lautet: „sobald du den ersten Neumond im neuen Jahre erblickst[83])." (*Ferdinand Wachter.*)

ORAKELBERGE, ORAKELFELSEN und ORAKELSTEINE bei den germanischen, keltischen, slavischen und finnischen Völkerstämmen. Die Orakelberge haben eine ganz natürliche Grundlage, indem sie sowol ursprünglich, als auch nach dem Sturze des Heidenthums am längsten zu Wetterorakeln dienten. So den Landleuten der Brocken. Umzieht die Höhe des Berges starker Nebel, oder um in der Volkssprache zu reden, hat der Blocksberg seine Nebelkappe aufgesetzt, so fällt denselben Tag ein Regen. Ist aber der Berg ganz klar und nebelfrei, so folgt ein schöner, heller Tag, und ein jeder kann mit Freuden an seine Arbeit gehen[1]). Bald wurde das natürliche Wetterorakel auch auf andere Gegenstände übergetragen und der Berg somit zu einem wichtigen Orakelberg erhoben. Aus den Orakelgöttern wurden in der Christenzeit böse Geister, mit welchen noch jetzt nach dem Volksglauben die Hexen in der Walpurgisnacht tanzen und der Liebe pflegen, und wenn Knauth a. O. S. 166—167 sagt: „Auf der Höhe stehen zirkelrund herum etliche hohe Bäume, in so schöner Ordnung, als ob sie mit Fleiß dahin gesetzt wären, wächst auch keiner weiter hinein," so springt ein vormaliger den Orakelgöttern geweihter Opferplatz in die Augen, und die schöne Ordnung der Bäume verdankte der Hand pflanzender Menschen ihre Entstehung. Nicht minder erscheint auch der schöne, klare Brunnen auf der Höhe als vormalige Opfer- und Orakelquelle, so daß der Brocken als ein in vielfacher Beziehung wichtiger Orakelberg überhaupt anzusehen ist. Wie aber die Wetterorakel auch auf Orakel anderer Gegenstände ausgedehnt werden konnten, lehrt die vormalige Gewohnheit bei den Schweden, aus dem Wetter und den Himmelserscheinungen des ersten Mais die übrigen Ereignisse des Jahres zu weissagen[2]). — In der Oberlausitz hatten die Sorben einen Orakelberg, nämlich den höchsten aller oberlausitzischen Berge, Gaczca, Katzschka (die Ente), geheißen, in der Gegend von Bautzen zwischen den Dörfern Meschwitz und Kunewalde gelegen, auf seinem Gipfel ein von hervorspringenden Felsen gebildetes, mit andern ungeheuern Steinen ausgebautes Heiligthum und einen noch jetzt nicht gänzlich zerstörten Felsentisch (Altar) tragend. Den dem Gipfel zunächst gelegenen Theil des Berges nennen die Racheler Sorben Praschiwa oder Praschwiza, Orakel, vom Zeitworte Praschu, Prauschau, ich frage, frage um Rath. Er hat fünf Felsen, wovon drei wie hohe vorspringende Mauern nebst den Trümmern einen mit Schrecken und Schauder erfüllenden Anblick gewähren[3]). Für die Kunde von den Orakelbergen, Orakelquellen, Orakelbäumen und dem Heidenthum der Liwen, Esthen und Preußen überhaupt, hat eine wichtige Stelle Oliver[4]), wenn er auch die Gottheiten mit fremden aus der griechischen und römischen Götterlehre entnommenen Namen nennt. Er sagt: Der Volksstamm der Liwen, Esthen, Preußen — — verehrte die Gottheiten der Heiden, Dryaden, Hamadryaden, Oreaden, Napeen, Humiden, Satyre und Faune, denn er setzte seine Hoffnung auf Haine, welche kein Beil zu verletzen wagte, wo man Quellen und Bäume, Berge und Hügel, Felsen und Thäler verehrte, gleich als wenn Kraft und Weissagung in ihnen läge.

In Estland verkündet der Eierberg die Witterung, indem, wenn es Regen gibt, aus einer Quelle am östlichen Abhange des Berges nebelige Dämpfe aufsteigen. Auch mag dadurch in der Heidenzeit der Eierberg ein be-

80) Mone 1ster Th. S. 122 fg. 81) *Tacit.* Germ. 11. 82) S. Forum der Kr. 1ster Bd. 1ste Abth. S. 54 fg. 83) Da die Römer keine eigentlichen Orakel gehabt, sich vielmehr der griechischen bedient haben, so wird über ihre und überhaupt Italiens dem Orakelwesen verwandten Institute unter Omina, Ostenta, Prodigia, Vaticination, Augur, Augurien, Aruspex und Aruspicia, Praeneste u. a. in diesem Werke gesprochen. (H.)

1) Alter Meistergesang bei Joh. Conr. Knauth in Kaspar Schneiders Saxonia Vetus et Magna. p. 167.

2) *Finn Magnusen*, Calend. Gentil. p. 1078. 3) *Abrah. Frencel*, Nomenclator utriusque Lusatiae, bei Hoffmann Script. rer. Lusatic. T. II. p. 81. Von diesem Orakelberge schließt Frencel, daß auch der benachbarte, von den Teutschen der große Stein genannte, zwischen den Dörfern Kleindehsa und Jzieschk gelegene Berg mit seinen Riesenfelsen und der (jetzt zerstörten) gegen 85 Fuß langen, einen Halbkreis bildenden Mauer, ein Orakelberg gewesen. 4) Hist. Reg. Terr. Sanct. c. 75. bei Eccard Corp. Hist. Med. Aev. T. II. p. 1796.

deutender Orakelberg überhaupt gewesen sein, da in seiner Nähe der unter den heiligen Bergen Esthlands vorzüglich merkwürdige Schloßberg der Stadt Odenpäh sich befindet, auf welchem die heidnische, von den christlichen Teutschen eroberte Burg gleiches Namens sich erhob, und dieser (nämlich Bärenkopf) auf ihre religiöse Wichtigkeit bezogen wird [5]).

An Irlands größten Cromleach (Beugungsstein, d. h. Anbetungsstein, ungeheure Steinplatte auf Steinpfeilern), welcher Crum-Cruach (oder Ceann-croithi, d. h. Hauptstätte aller Götter) hieß, auf einem Hügel in Bressin, in der Grafschaft Cavan sich befand, und in einem Tempel von zwölf Säulen auf Magsleucht (Magslecht) d. h. dem Felde der Anbetung lag, war auch das Hauptorakel der Insel. Zu Teamhair, dem Hauptsitze des Reichs, verehrten der Oberkönig (namentlich Leogar zur Zeit, als der heilige Patrik sein Bekehrungsgeschäft trieb), des Königs Bruder und das Volk das mit Gold und Silber bedeckte Götzenbild, weil es Orakel gab. Zwölf eherne Götzen standen um dasselbe, ihm zugeneigt und unterthänig. Durch das Gebet des Heiligen soll das große Orakel ertheilende Bild zu Staub und Asche zerschmolzen und die kleinen bis an den Hals in die Erde gesunken sein, wie sie noch jetzt zu sehen. Damit der heilige Patrik den irischen Orakelertheilern, den Druiden, nicht zurückbleibe, so legt auch ihm die christliche Legende Weissagungen bei [6]).

Berühmt sowol bei den Iren als bei den Schotten war der Orakelstein, welcher Laig-fail oder Cloch na cineamhna (Orakelstein) hieß, und vermöge dessen zuerst in Irland die Königswahl in den Händen der Priesterschaft war, indem sie die ihnen nicht günstig scheinenden frischgewählten Könige zurückweisen konnten. Es war nämlich Volksglaube, daß die Wahl des neuen Königs, welcher auf dem Steine eingeweiht wurde, den Göttern oder der Gottheit dann erst genehm wäre, wenn der Stein, als Orakel befragt, einen Laut von sich gegeben; stände hingegen ein nicht trefflicher König darauf, so schweige er [7]). Der Stein war fast dreieckig, von aschgrauer Farbe, mit rothen Sprenkeln und hart wie Kiesel. Er lag in einem Haine auf dem Hügel von Temhuir oder Tarah. Als die Iren in Schottland eindrangen, wurde der Stein dahin gesendet, um die Eroberung zu befestigen, weil das Orakel verheißen, irisches Blut (nachmals schottisches) werde immer da herrschen, wo der Stein sich befände. Er war nun der Krönungsstein der schottischen Könige [8]). Als König Eduard I. von England das nach König Alexanders Tode durch Parteien zerrissene Schottland (1295) unterwarf, ließ er den Schicksalsstein nach England bringen, wo er in den Krönungsstuhl der englischen Könige angebracht, noch jetzt in der Westminster-Abtei sich befindet, und man glaubte, der Orakelspruch, daß schottisches Blut herrschen werde, wo der Stein sich befände, sei in Erfüllung gegangen, als König Jakob I. den Thron von Großbritannien bestiegen [9]). Der Geist der Christen konnte nicht unterlassen, die Sage nach ihrer Weise umzugestalten, und den berühmten Stein denselben sein zu lassen, auf welchem Jakob in Haran schlief, und die Engel auf der Himmelsleiter herabsteigen sah [10]). Als Moses in Ägypten dem Volke predigte, erzählen altfranzösische Verse [11]) vom schottischen Schicksalsstein, hörte seine Tochter Scota, eine Weissagin (Fáta) nicht wohl zu, denn sie sah im Geiste und sagte voraus, daß, wer diesen Stein hätte, Eroberer (Herr) von vielem fremden Lande sein würde. Gaidelons und Scota führten diesen Stein mit sich, als sie aus Ägypten nach Irland und Schottland zogen. Die Idee, welche dem irischen und schottischen zur Königswahl dienenden Orakelsteine zu Grunde liegt, ist in der Sage von dem Steine, welcher sich im Hofe des Königs Artus befand, mehr ausgebildet. Von ihm singt Wirnt vom Grafen im Wigalois [12]). Bei einer Linde im Hofe des Königs Artus sah Wigalois einen breiten, nicht runden, sondern gevierten Stein liegen, dessen herrliche Beschaffenheit sein Herz durchdrang. Rothe und gelbe Streifen gingen hin und wieder durch den Stein. Das andere Theil war blau und durchsichtig wie ein Spiegelglas. So große Tugend war an ihm, daß durchaus kein Mann, der sich je etwas zu Schulden kommen ließ, die Hand daran bringen konnte. Zu der Linde ritt der Gast, sein Pferd band er an einen Ast, und setzte sich mitten auf den Stein. Sein Herz war ohne Fehl und frei von aller Bosheit. Sein Sinn strebte immer nach dem Besten. Wer je irgend eine Untugend beging, der konnte dem Steine nicht näher kommen, als eine Klafter lang. Sie mußten alle zurückweichen und entfernt stehen, wenn sie zum Steine gehen wollten. Es war vorher nie geschehen, daß jemand auf diesem Steine gesehen wurde, als der König allein, er war durchaus ohne Fehler. Mein Herr Gawein reichte mit der Hand dahin, und nicht weiter. Ich sage euch, wie er das verwirkte, daß er zum Steine nicht zu kommen vermochte, wie ich es oft vernommen habe. Ein wohlgethanes Mädchen griff er wider ihren Willen an, so daß sie weinte

5) Mone 1ster Th. S. 67. 6) S. das Nähere bei *Jocelinus*, Vita S. Patricii, in den Act. SS. Bolland. ad d. 17. Mart. §. 26—28. 35. 38—41. 50. 51. 54—56. 63. 65. 79. vergl. Mone 2ter Th. S. 448. 479 fg. 7) Liber Houthensis, bei Waräus Antiq. Hib c. 5. p. m. 29. 8) Nach der schottischen Sage brachte den Orakelstein der erste König der Schotten, Simon Brech, siebenhundert Jahre vor Chr. aus der Stadt Betanzos im spanischen Galizien nach Irland, und von da 570 Jahr nachher der schottische König nach Schottland, wo er im J. 850 von dem Könige Kenneth II. in die sconische Abtei gelegt und zum Krönungsstein bestimmt ward; nach der irischen Sage hingegen brachten ihn die Thuathdedanen nach Irland, und von da wurde er unter der Regierung Moriertach's, des Sohnes Erkas, zu seinem Bruder Fergus nach Argathalia gesandt.

9) *Hector Boëthius*, Hist. Scot. Lib. I. p. 180. Antiquities of St. Peter's, or the Abbey-Church of Westminster, londoner Ausg. S. 180. *Stephanius*, Notae ad Saxonis Grammatici Hist. p. 29 sq., welcher nur darin irrt, daß er angibt, die Orakelverse: Ni fallat fatum, Scoti quocunque locatum Invenient lapidem, regnare tenentur ibidem, seien auf Stein selbst eingegraben. 10) Die lateinischen Verse in den Antiquities l. c. 11) Aus der Handschrift der Bodlei'schen Bibliothek bei Keysler, Antiq. Sept. et Celt. p. 50—53. 12) Herausgegeben von Benecke S. 57—60.

und schrie. Keinerlei Untugend mehr beging er nie von seiner Kindheit bis an seinen Tod; jene jedoch ließ ihn an den Stein nicht. Als man den Knappen darauf erblickte, eilte ein Ritter vor den König und sprach: „Herr! ihr sollt froh sein! Ein Abenteuer ist hier geschehen. Ich habe auf dem Stein einen Jüngling sitzen sehen." Das deuchte sie alle zusammen ein großes und wunderbares Ding. Alles eilt nun den vom Orakelstein ausgezeichneten Gast zu empfangen, der so bescheiden war, daß, hätte er die Beschaffenheit des Steines gekannt, er sich nicht darauf gesetzt hätte. — Durch diese Sage wird die Idee, welche der Volksglaube mit dem irischen Orakelsteine verband, in das hellste Licht gestellt. Ein anderer Orakelstein war in Irland ein Goldstein, aus welchem ein Götze Antworten zu ertheilen pflegte [13]). Ein größerer Tempel von zwei Parallelkreisen, welcher zu Auchincorthie in Merris steht, wird von den Schotten Caer, d. h. Thron, Orakel, Einzäunung oder auch Capelle genannt. Bei den Brimham rocks in York gibt es auch Steine mit Nischen, welche man Orakelsteine nennt. Nicht minder bei Hoborough findet man förmliche Stühle mit Stufen ausgehauen, und noch manche dergleichen in Derby. Das Vorgebirge des Merlin (Dinas Emrys) auf dem Eryri, wo er den Votigern weissagte, ist ein Orakelstuhl [14]).

Bei den Lappländern ertheilte der durch Opfer verehrte Stein des Storjunkare auf diese Weise Orakel: wenn im Sommer diesem Gotte ein weiches Lager von Gras und Heu gemacht wurde, das man unter seinen heiligen Stein legte, so war es, wenn der Stein leicht zu heben, ein gutes, wenn schwer, ein böses Zeichen, und in diesem Falle suchte man den Gott durch Gelobung neuer Opfer zu versöhnen [15]). (*Ferdinand Wachter.*)

ORAKELGEWÄSSER, ORAKELQUELLEN, ORAKELFLÜSSE, ORAKELSEEN bei den germanischen, keltischen und slavischen Völkerstämmen. Die Wasserorakel waren bei den Teutschen, welche die Gewässer von Geistern bewohnt glaubten, von nicht geringer Wichtigkeit. Plutarch berichtet, daß die Weissagungen der heiligen Frauen in Ariovist's Heere statthatten, indem sie in die Strudel der Flüsse schauten, aus den Windungen und dem Geräusche der Strömungen Merkmale nahmen, und darnach voraussagten. Von der nämlichen Weissagungsart gibt auch Clemens von Alexandrien [1]) Kunde, und Papst Gregor III. [2]) erwähnt, indem er die getauften Teutschen im östlichen Theile des fränkischen Reiches gänzlich von heidnischer Verehrung abzustehen ermahnt, unter den heidnischen Gebräuchen, welche bei ihnen statt zu finden pflegten, auch die Erforschung der Zukunft aus Quellen oder Brunnen (fontium auguria). Neuere meinen: „Vielleicht wurden die, welche die Wahrsagung verrichteten, durch das starre Hinsehen auf das Wasser in eine Art Schwindel und Verzückung gesetzt, worin sie unwillkürlich etwas herausstießen [3])." Aber Plutarch [4]) erwähnt ja deutlich genug, daß die Orakelsprüche aus den Merkmalen geschöpft wurden, welche die Frauen aus den Windungen und dem Geräusche der Strömungen in den Strudeln der Flüsse abnahmen. Sie gehörten also nicht zu den Orakelsprüchen, deren Quelle Entzückung war, sondern zu denen, welche man aus gewissen Zeichen schöpfte, von welchen man glaubte, daß sie von den Gottheiten gegeben würden; und die Windungen und Geräusche in den Strudeln sind auch hinlänglich mannigfaltig, daß man Merkmale genug abnehmen konnte. Die Merkmale aus den Windungen der Ströme wurden wahrscheinlich nach der Ähnlichkeit gedeutet, welche sie mit gewissen Runen hatten. Daß aber die Frauen bei den Germanen vorzugsweise im Besitze der Runenkunde waren, erhellt anderwärts bei andern Gelegenheiten [5]). Die Wasserorakel, welche man aus dem Geräusche der Fluthen schöpfte, hatten einmal eine natürliche Grundlage, da das Geräusch bei verschiedener Witterung nicht nur verschieden klingt, sondern auch schon vor dem sichtbaren Eintritt anderer Witterung bemerkbar wird, welches in der Einwirkung der Luft und des Dunstkreises auf das Wasser und den Gehörsinn seine Erklärung findet. Solche natürliche Orakel schöpfen noch jetzt die dänischen Küstenbewohner aus dem eigenthümlichen Geräusche des Meeres vor Änderung der Witterung und gründen ihre Voraussage des nahen Eintrittes von Unwetter darauf, daß es, wie sie sich ausdrücken, in der See so mahle. Das isländische Landvolk weissagt noch jetzt aus dem verschiedenen, dem stärkeren oder schwächeren Geräusch der Wasserfälle die Änderung der Witterung. Zu dieser ersten natürlichen Begründung der Wasserorakel kam dann zweitens die schöpferische Einbildungskraft und der Glaube, daß das Geräusch des Wassers [6]) die Stimmen der Wassergottheiten seien. Dieses glaubten namentlich die Nordgermanen, und Wasserfälle und reißende Bäche dienten ihnen daher zur Schöpfung von Orakelsprüchen. Da man die Voraussagung der Witterung aus dem stärkeren oder schwächeren Geräusch des rasch strömenden, oder an Ufer anschlagenden, oder von Felsen fallenden Gewässers schöpfte, aber mit einer natürlichen Erklärung

---

13) Regestum Clochorense, bei Waräus, Antiq. Hib. c. 5. p. 28. zu lapide aureo setzt Keysler, Antiq. Sept. et Celt. in Parenthese forte inaurato, doch scheint es sicherer lapis aureus für Goldstein, Chrysolith zu nehmen. Es heißt idolum, quod e lapide aureo responsa dare solebat. 14) Mone 2ter Th. S. 445 fg. über Merlin's Zeugung durch einen Geist, wodurch er sehr geschickt zur Weissage ward, und über die unter seinem Namen berühmte Weissagung über das Schicksal des britischen Volkes s. unter Merlin. 15) *Scheffer*, Lapponia.

1) *Strom.* I. p. 805. 2) Epistola bei Othlo; Vit. Bon. I. p. 37.

3) *Tiedemann*, Disp. de quaest., quae fuerit artium magicarum origo. Ge. Chr. Braun, Religion der alten Teutschen. Anhang zu: Hermann der Cherusker. 2te Ausg. S. 404. 4) C. Julius Caesar. c. 19. *Τὰ μαντεύματα τῶν ἱερῶν γυναικῶν, αἳ ποταμῶν δίναις προσβλέπουσαι, καὶ ῥευμάτων ἑλιγμοῖς καὶ ψόφοις τεκμαιρόμεναι προεθέσπιζον.* 5) So z. B. Ala-Mál in Graenlenzo Str. 4. gr. Ausg. der Edda Säm. 2ter Th. S. 416. Str. 9. S. 421. Str. 11 — 18. S. 422 — 424. Volsunga-Saga. c. 42. bei v. d. Hagen S. 94 — 96. 6) Je tönender das Geräusch war, um so wichtiger war die Orakelquelle; Beispiele von Quellen mit musikartigen Tönen in Südteutschland führt *Faber*, Hist. Suev. c. 15, bei Goldast Scriptt. Svev. p. 103 sq. auf.

sich nicht begnügte, sondern dabei an sprechende Wassergottheiten dachte, so war die Ausdehnung der Wasserorakel auf andere Gegenstände, auch wenn sie mit dem Wasser in keiner Beziehung standen, sehr leicht. Wir wollen dieses durch ein Beispiel veranschaulichen. Noch jetzt glauben abergläubische Isländer und andere, daß das Murmeln des Meeres und der Flüsse den Wassertod der Schiffer und Land-Reisenden weissage. Diese Weissagung hat noch Zusammenhang mit dem Wasser, für Wassertod konnte aber auch gewaltsamer Tod im Allgemeinen genommen, und das Wasserorakel in dieser Ausdehnung vor einer Schlacht befragt werden, und so erhalten wir die Erklärung, wie die Frauen in Ariovist's Heere aus dem Geräusche des Wassers weissagend die Schlacht vor dem Neumonde verbieten konnten. Das den Wassertod weissagende Murmeln des Meeres galt in der frühern Zeit aller Wahrscheinlichkeit nach für die Stimme der Ran, der Göttin des Meeres, denn nicht nur waren bei Beschreibung der mit Sturm und Klippen kämpfenden Schiffe die beliebtesten Redensarten: Ran's Mädchen (die Wellen) haben das Wellenroß (Schiff) ermüdet, das Wasserroß habe sich aus den Händen Ran's, aus dem Rachen Ran's gerissen, der Ran gegeben werden (d. h. im Meere umkommen) ꝛc. [7]). Nicht nur schrieb man den Meerestod der Ran zu, sondern es war auch Glaube, daß die im Meere Umgekommenen in ihre Wohnung als Gäste aufgenommen würden. So sagt Fridthiof bei dem bevorstehenden Schiffbruche, daß er im Kurzen Ran's Bette im Abgrunde des Meeres besteigen werde. Bei einer andern solchen Meeresgefahr zerschneidet er einen mächtig großen Goldring und vertheilte die Stücke unter seine Gefährten, und sagt: Nun stehen unsere Sachen so, daß es wahrscheinlich ist, daß einige von uns die Ran besuchen werden. Kommen wir dahin, so müssen wir muthig und geschmückt sein. Gold, welches die Ankömmlinge schmückt, muß in Ran's Halle gesehen werden [8]). Daß die Meerestodten einen frohen Empfang genossen, glaubte man, wenn die Geister der verunglückten Schiffer den zurückgelassenen Freunden erschienen [9]). Nach dem Glauben Anderer war der Aufenthalt bei der Ran schrecklich. So nimmt z. B. der Isländer Snellu-Halli, welcher Kaufleute zur Verzichtleistung auf das Mitfahren bewegen will, zu einem Traumorakel seine Zuflucht, und erzählt, wie ihm im schrecklichen Traum der Geist eines im Meere Umgekommenen erschienen, um ihn von jener Seefahrt abzuhalten, und mit klagender Stimme ein Lied des Inhalts gesungen, daß er neulich bei einem Schiffbruch das Leben verloren, jetzt in Ran's Wohnung Gast zu sein gezwungen sei, aber auf traurigem mit Meeresgras bereitetem Bette ꝛc. [10]). Egil Skalagrim, welcher in seinem den Meerestod seines Sohnes beklagenden Liede Sonar Torrek den Tod seines Sohnes der Ran zuschreibt, glaubt doch, daß sein Sohn nach Godheim (Götterwelt) zu Odin geführt worden [11]). Der Wassertod war ja ein gewaltsamer, und dieser führte zu den Freuden Walhalls. Um so erklärlicher wird, wie man die Wasserorakel, welche den Wassertod voraus verkündigten, auch auf den Schlachtentod, da beide gewaltsame Todesarten waren, ausdehnen konnte, und die Befragung des Wasserorakels vor der Schlacht durch die Frauen in Ariovist's Heere findet so die beste Erklärung, zumal wenn man hinzunimmt, daß auch die ursprünglichste Art Wasserorakel, nämlich die aus dem stärkeren oder schwächeren Geräusche des an die Ufer anschlagenden oder von Wasserfällen herabstürzenden Wassers über künftiges günstiges oder ungünstiges Wetter, eine ganz ungesuchte Ausdehnung auf andere künftige glückliche oder unglückliche Ereignisse erhalten konnte. Nicht blos darin war die Einbildungskraft geschäftig, daß sie in dem Geräusch der Gewässer Orakelstimmen von Wassergottheiten hörte, sondern auch Wassergeister als Orakelgötter erscheinen sah. So wird in Schottland die Erscheinung des die Lippen eines ins Wasser Gefallenen flugs an seine Nüstern legenden und ihm das Blut aussaugenden Wassergebieters Neik, welcher bald in Gestalt eines Flußpferdes, bald eines Wasserstiers sich sichtbar macht, als das Anschwellen der Ströme und bald erfolgenden Wassertod weissagend genommen [12]). Auf einen vormaligen berühmten Weissagebrunnen läßt aus seinem Namen das durch seine Sauerbrunnen berühmte Städtchen Spa (Weissagung), Spada (Weissagung-Da) schließen; da die Heilquellen vorzugsweise als heilige, von den Göttern bewohnte Quellen durch Opfer verehrt wurden, so wird um so erklärlicher, warum Spa laut seines Namens ein wichtiger Orakelbrunnen war. Eine andere wichtige öffentliche oder Staats-Orakelquelle war unbezweifelt auch der wegen seiner wunderbaren Beschaffenheit ausgezeichnete Bullenborn in der Nähe der Irminsul. Opfer und Orakel standen in so inniger Beziehung, daher siehe andere muthmaßliche Gemeinde- und Staats-Orakelquellen unter den Opferquellen im Artikel Opfer bei den Germanen. Da die Götterwelt eine Abspiegelung der Menschenwelt ist, und jene nach dieser gebildet war, so müssen hier die göttersaglichen Orakelbrunnen näher betrachtet werden. Nicht unbemerkt darf hierbei zuvörderst Finn Magnusen's [13]) Deutung der Wohnung Saga's, als Orakelbrunnen bleiben. Von ihm singt das Grimnis-Mál [14]) Söcquabeikr heißt die vierte (Himmelswohnung), darüber aber können kalte Wellen tönen (für: tönen kalte Wellen); hier trinken Odin und Saga alle Tage fröhlich aus goldenen Krügen." Sökvabeckr, von Söck. Söckvi, Abgrund, Strudel, bedeutet Bach des Stru-

7) Helga-Quida Haddingia-Skata Str. 18. gr. Ausg. der Edda Säm. S. 89. Quitha Helga Hundingbana en fyrri Str. 25—27. a. a. O. S. 70–72. Refr in der Skalda bei Rask S. 125. Egill Skalagrim sagt in seinem den Meerestod seines Sohnes beklagenden Liede Sonar Torrek: „Mich hat Ran verletzt." 8) Fridthiofs-Saga. c. 6 sq. 9) Eyrbyggia-Saga, Thorkelin'sche Ausg. S. 662. 10) Thátt af Sneglu-Halla, Dänische Übersetzung von Finn Magnusen in den Schriften der literär. Gesellsch. Skandinaviens. Jahrg. 1820, und der Gesellsch. altnordischer Lit. 1827.

11) Egils Skalagrims Saga. Kopenhagner Ausg. S. 622 fg. 12) Arndt, Nebenstunden. 1ster Th. S. 401. 13) Lex. Myth. p. 677 sq. 14) Str. 7. gr. Ausg. der Edda Säm. S. 43.

deils, Strudelbach, und Saga ist laut der Bedeutung ihres Namens die Geschichtserzählung, zur vollkommenen Geschichtskunde ist aber die Orakelgabe, Verborgenes zu wissen, und rückwärts in längst vergangene Zeiten mit Sicherheit zu schauen nöthig. Wie bei den Menschen bei einer heiligen Quelle gewöhnlich ein heiliger Baum stand, z. B. bei dem Tempel zu Upsal, so steht auch bei den Göttern über dem Urdarbrunnar (Brunnen der Urd), Urdar-saer (See der Urd), Urdar-mar (Meer der Urd), die heilige ewig grüne Esche Yggdrasill. Aus ihm kommen die drei vielwissenden, Schicksal bestimmenden und voraussagenden Nornen Urd, Verdandi und Skuld [15]. Urd bedeutet Gewordene, gewordenes Schicksal, Verdandi. Werdende, werdendes Schicksal, Skuld, Sollende, zukünftig werdendes Schicksal, und nicht blos, wie sie gewöhnlich gedeutet werden, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft [16]. Urd bedeutet also Schicksal, das bereits bestimmt ist, Verdandi, was eben bestimmt wird, und Skuld das, von dem es noch ungewiß ist, ob es bestimmt worden ist, wird oder werden wird, wofür als Beweis dient die Redensart ef skal, wenn soll, d. h. wenn es sein soll, si fato destinatum est, si fata sinunt, wie es in den lateinischen Übersetzungen gegeben wird, z. B. Haddingia-Skata Str. 33. S. 47: thá má at gótho gioraz slikt, ef skal: da kann zum Guten sich solches machen, wenn (es) soll, d. h. wenn es im Schicksal liegt. Urd's Brunnen bedeutet also Brunnen des festgesetzten Geschicks, Schicksalsbrunnen. Das Wasser des Brunnens ist so heilig, daß alle Dinge, die hinein kommen, so weiß werden, wie die Haut, die zwischen der Schale des Eis und dem Eiweiß liegt, und die Skiál heißt. Mit dem Wasser befeuchten die Nornen jeden Tag die Esche, damit ihre Blätter nicht faulen und dürren. Zwei Vögel werden in Urd's Brunnen genährt, sie heißen Schwäne, und von ihnen stammt diese Vögelart ab [17]. Am Brunnen ist die Gerichtsstätte der Götter, zu der sie jeden Tag über Bifrost (die Asenbrücke, den Regenbogen) reiten [18]. Wegen der Rechtsorakel war die Gerichtsstätte der Götter sehr zweckmäßig am Orakelbrunnen. Am Urd's-Brunnen werden auch in den Lodfafnirsmál, einem Theile des Lehr-Orakel-Liedes Havamál (Str. 112—167. S. 117—142) die Klugheitslehren und Zauberkünste vom Erhabenen (Odin) dem jungen Loddfafnir gelehrt, denn man ließ die Lehren vom Gotte ertheilen, um ihnen als Orakelsprüchen desto mehr Ansehen zu geben. Urd's Brunnen befindet sich unter der Wurzel des Eschenbaumes, welche zum Himmel geht, sagt die jüngere Edda, aber dieses darf nicht, wie sie weiter unten zu sagen scheint, und daher von den berühmtesten Mythologen Finn Magnusen Lex. Myth. S. 529, Mone 1ster Theil S. 348 u. a. m. angenommen wird, so verstanden werden, als wenn der Brunnen im Himmel selbst läge, denn sonst brauchten die Götter ja nicht, um zu ihm zu gelangen, über Bifrost, welche Himmel und Erde verbindet, zu reiten. Die Esche hat drei Wurzeln, welche nach drei Gegenden gehen, unter der einen wohnt Hel (die Göttin der Unterwelt), unter der andern die Hrim thursar (Reifriesen), unter der dritten die Menschen (menzkir menn, Grimnismál Str. 21. S. 55). Unter dieser zuletzt genannten ist also Urd's Brunnen. Unter der zu den Reifriesen gehenden Wurzel der Esche Yggdrasill befindet sich der Mimisbrunnr. Von Mimir, dem Orakelertheiler, wird in der Gestaltung der Göttersage zu Menschensage (bei Snorri, Ynglinga Saga, bei Claussön, Norske Kongers Chronika S. 3—4) Folgendes erzählt: Bei der Beilegung des verheerenden Krieges zwischen den Asen und Wanen gaben Letztere dem Odin ihre beiden höchsten Männer Niord, den Mächtigen, und seinen Sohn Freyr zu Geiseln, aber die Asen sendeten ihnen einen großen, schönen Mann, mit Namen Hänir, und sagten, er wäre gut zu einem Häuptling, und Mimir, und sagten, er wäre der weiseste Mann, und die Wanen übergaben ihnen dagegen den weisesten Mann, den sie hatten, mit Namen Quasir [19]. Hänir ward zu einem Häuptling über die Wanen angenommen, und Mimir gab ihm alle gute Rathschläge, wie er zu verfahren habe; wenn aber Hänir auf der Volksversammlung oder dem Gericht, und Mimir nicht bei ihm war, so sagte Hänir immer dasselbe, nämlich: Gebt nun ihr Andern Rath! Da erkannten die Wanen, daß die Asen sie bei dem Männertausch betrogen. Daher ließen sie Mimir's Haupt abhauen, und den Asen senden. Odin balsamirte das Haupt ein, las etwas Zauberhaftes darüber, und bezauberte es so, daß es sprach, und ihm manchen verborgenen Handel kund machte. Aus dieser Erzählung läßt sich schließen, daß die Zauberer Häupter hatten, welche sie Orakel ertheilen ließen. In den göttersaglichen Liedern, der Quelle der Sage in ungebundener Rede, erscheint Mimir's Haupt als Odin's wichtigstes Orakel. Im Sigurdriso-Mál [20]) lehrt Si-

15) Völuspá. Str. 17. 18. S. 32 fg. 16) Wichtig in dieser Beziehung sind die altteutschen Glossen bei Eckhart Francia Orient. T. II. fortuna, Uurt bei Nyerup (Symb. Teut.) wo S. 373 fatum uyrd und S. 377 fors uyrd übertragen wird, und das angelsächsische wyrd, Schicksal. (Beowulf Lied Ausg. von Thorkelin. S. 45. 57. 81 92. 94. 165. 188. 192.) 17) Über die Bedeutung der Schwäne bemerken wir hier, daß die Nornen auch die Gestalt von Schwänen annahmen, wenn sie Orakelsprüche brachten. So die Sage von Fridlev, dem frommen Verehrer der Nornen. Er vernahm des Nachts einen ungewohnten Schall, erblickte drei Schwäne, hörte ein den Riesen Hythin und einen ihm dienenden Königssohn betreffendes Lied singen, und nach den Stimmen der Vögel fiel aus der Höhe ein Gürtel herab, auf welchem Buchstaben als Ausleger des Liedes standen. Durch das Schwanenlied aufgefodert befreite Fridlev den Königssohn. *Saxo Gramm.* p. 100. 18) Grimnismál, Str. 30. S. 55. Snorra-Edda, Ausg. von Rask. S. 18. 20., welche aber nicht, wie das ältere Orakellied, die Völuspá, die Nornen aus dem Brunnen selbst, sondern aus einem schönen Saale bei ihm kommen läßt, weil die Bedeutung der Wasserorakel durch den Sturz des Heidenthums getrübt war.

19) Wie die ungetrübte Göttersage von der Entstehung Quasirs berichtet, war er so weise, daß er auf alle Fragen Bescheid zu geben wußte, und in der Welt herumzog und den Menschen Unterricht ertheilte; aus seinem Blute bereiteten die Zwerge Fialar und Galar einen so kräftigen Meth, daß, wer immer davon trank, Dichter und Weiser ward; den Asen leistete er sehr wichtigen Dienst bei Lokis Gefangennehmung durch seinen klugen Rath. 20) Str. 13—14. gr. Ausg. der Edda Sám. S. 199.

gubrif dem Sigurd: „Geist-Runen (Hugrúnar) sollst du können, wenn du willst geisteskluger sein, als jeder andere Mensch; sie errieth, sie schnitt ein, sie erdachte Hroptr (Odin) aus dem Nasse, welches geträufelt war aus dem Haupte Heiddraupnir's (Geldträuflers), und aus dem Horne Hoddropnir's (Kreis-, oder Ringe-, oder Goldtröpfers). Auf dem Felsen stand er (Odin) mit Schwertesschneiden, hatte auf seinem Haupte den Helm. Da sprach Mimir's Haupt das erste weise Wort und sagte wahre Buchstaben (Wissenschaft)." So wie Mimir's Haupt das erste Orakel war, so wird es auch das letzte der gegenwärtigen Welt sein; denn, wenn vor dem Vernichtungskampfe der Muspellssöhne mit den Asen Mimir's Söhne spielen (die Meereswellen in stürmischer Bewegung sind), der Mitt-Baum (die Esche Yggdrasill, der Weltbau) bei dem Klange des Giallar-Hornes in Flammen geräth, Heimdall laut mit hocherhobenem Horne bläst, da redet Odin mit Mimir's Haupt [21]), welches die jüngere Edda (Ausg. von Rask S. 17.) näher bezeichnet, indem sie sagt: „Odin reitet nach Mimir's Brunnen, um von Mimir für sich und die Seinigen Rath zu holen." Im klaren Mimirs-Brunnen ist Weisheit und Verstand (mannvit, Menschenwitz, Menschwissenschaft, Menschenweisheit) verborgen. Der Eigener des Brunnens ist voller Weisheit, weil er jeden Morgen vom Brunnen aus dem Giallar-Horne trinkt. Einmal kam Odin dahin, und verlangte einen Trunk, erreichte aber seinen Wunsch nicht eher, bis er sein Auge zum Pfande setzte. Aus diesem Pfande Walfadur's trinkt nun Mimir jeden Morgen Meth [22]). Mimir findet man dichterisch für Weltmeer gebraucht. Daher ist Mimir's Brunnen nach Finn Magnusen's Deutung die Quelle des Weltmeers im äußersten Norden, welche der hier herrschende Mimir, einer der Hrimthussen oder Frostriesen, bewacht. Hier ist Odin's oder des Himmels Auge — die Sonne — jede Nacht verborgen, und jeden Morgen genießt der Meerriese den goldrothen Meth, d. i. die Morgenröthe [23]).

Aus der Sage von Mimir's Brunnen, als dem bedeutsamsten Orakelbrunnen, geht hervor, daß die wichtigsten und ursprünglichen Orakel die Naturorakel waren. Das allbelebende Wasser nahm man als Urkraft der Weissage an, und das Wasser der Orakelbrunnen für die Weisheit selbst, da die Geisteskräfte durch den Genuß der Flüssigkeiten aufgeregt, und so zu Orakelsprüchen fähiger wurden. In der norwegischen Volkssprache bedeutet mimre schwärmen, rasen, wovon Mimring das Hauptwort ist, und im Angelsächsischen meomer, mimor, kundig, erfahren, mimgrean, sich entsinnen, erinnern. Als wichtige vormalige Orakelseen bei den Schweden sind unstreitig anzusehen der Wäner- und der Wettersee, welche beide durch unterirdische Verbindungen mit dem Meere zusammenhängen. Der Wäner steigt und fällt nach dem Volksglauben alle sieben Jahre, 24 Flüsse strömen hinein, die einzige Göta-elf daraus, auf deren rechtem Ufer das Trollhaetta Faelle im Namen die Schwester der Weissagung, die Zauberei, trägt. In dem Wettersee (Geistersee von Vaettur, Geister) auf dem Eilande Wisings-ey ist unter einer der beiden darauf befindlichen Kirchen eine tiefe Höhle, in welcher nach der Sage der Zauberer Gilbert gebunden liegt, weil er sich gegen seinen Lehrer Catill Runske empörte, und dieser ihm zur Strafe Runenstäbe an Hände und Füße gezaubert hat, so daß sich Gilbert nicht mehr rühren kann. Um die Gilbertshöhle gehen viele Gespenster in Gestalt von Weibern und Pferden. In die Höhle hinabzusteigen, war streng verboten, weil Viele in ihr erstickt sind. Der Wetter gefriert vor Februar nicht zu, sein Eis machen die beständigen Wirbel und Strömungen sehr unsicher, so daß schon Viele darauf verunglückt sind. Der Bruch seines Eises kündigt sich zu Wisings-ey durch unterirdisches Krachen an. Sein stets ungetrübtes Wasser ist immer hellgrün. Den oft daraus steigenden Nebel halten die Leute für ein Meerweib (Hafs-fru; von den Meermännchen und Meerfrauen als Orakelertheilenden handeln wir sogleich). Nach dem Glauben der Schiffer ist jener Nebel manchmal ein nacktes Weib, dessen Haare bis in das Wasser reichen, manchmal ein Schiff, das voll vielfarbiger Geister sitzt. Die am Ufer und auf dem Wasser des Wetters häufigen Irrlichter (in der Schweiz brünnige Männer genannt) verführen die Schiffer. Steigt der Wetter, so kündigt dieses Theurung, fällt er, Fruchtbarkeit an. Daher das Sprichwort:

> När Vettern fallt sitt vatn fär
> Då är för dörren oode år.

Nicht weit vom See befindet sich die Hungerquelle. Vor der Hungersnoth tritt sie aus, vor dem Überfluß hat sie nur wenig oder gar kein Wasser; weder Regengüsse noch Wolkenbruch haben auf ihr Wachsthum Einfluß. Die aus dem Wetter fließende Motala-elf versiegt auch zuweilen ganz, und dann immer auf Weihnachten, welches Theuerung und Krieg ankündigt. So der Volksglaube und die Volkssage [24]). Der natürliche Zusammenhang der Feuchtigkeit in der Erde mit Quellen und Strömen, und der Einfluß der Feuchtigkeit, wenn sie zu groß oder zu gering, auf Fruchtbarkeit und Miswachs, mußte die sogenannten Hungerquellen, aus welchen man noch jetzt auf künftige Theuerung schließt, zu Orakelquellen über künftige Theuerung machen; ganz nahe war dann die Ausdehnung der aus den Hungerquellen genommenen Orakel auf anderes Unglück, besonders Krieg, und auch dieser stand noch im natürlichen Zusammenhange mit der Theuerung, da aus der Sage und Geschichte hinlängliche Beispiele bekannt sind, wie von Hungersnoth Bedrängte die Waffen ergriffen und in andere Länder eindrangen. Gaben aber die Hungerquellen einmal Orakel auch über künftigen Krieg, so war die Ausdeh-

---

21) Völuspá, Str. 42. S. 46. 22) Hrafna-Galdr Othins, Str. 5. S. 210. Völuspá, Str. 25. S. 36. Jüngere Edda, bei Rühs, S. 177. 23) *Finn Magnusen* Den äldere Edda. Oversat og forklaret. 4ter Bd. S. 260. Derselbe Eddalaeren og dens Oprindelse, 2ter Th. S. 122 fg. 232 fg. 262 fg. Lex. Mythol. p. 511.

24) *Ol. Magnus*, Hist. Septentr. Lib. III. c. 20. Acta literar. Suec. 1720. p. 114 sq. Philosoph. Transact. T. XXIV. p. 1938.

nung auch auf anderes Unheil ganz leicht. Diese Wasserorakel aus den Hungerquellen mußten aber auch wie die andern als wirkliche, d. h. unter dem Einflusse einer Gottheit oder eines Geistes stehende Orakel gelten, da auch hierbei die Mehrzahl die natürlichen Gründe zu übersehen, und an Einwirkung in die Zukunft schauender Geister zu denken sich nicht enthalten konnte. Bemerkenswerth als ein vormals wahrscheinlich wichtiger Orakelstrom ist die Helga (heiliger Fluß) in Schoonen. Eine bedeutsame Sage für die Orakelgewässer ist folgende Sage. Thorstein Raudnefr zu Fors (Wasserfall) auf Island, ein großer Opferer (blótmadrmikill), welcher dem Wasserfall Blutopfer brachte (blótadi) und alle Überbleibsel von Speisen in ihn tragen ließ, war auch sehr in die Zukunft schauend (framsýnn, weitersehend). Er war ungemein reich an Schafen, denn er sah jeden Herbst, welche sterben würden, und ließ diese alle schlachten. Aber den letzten Herbst, welchen er lebte, sagte er in der Schafumzäunung: „Schlachtet nun die Schafe, die ihr wollt, denn ich werde nun sterben oder alle Schafe, wenn nicht wir beide; und dieselbe Nacht, in welcher Thorstein starb, wurden alle Schafe hinaus in den Wasserfall getrieben, und kamen um [25]). Hier stehen die dem Wasserfalle gebrachten Blutopfer und die Gabe der Weissagung in innigem Zusammenhange, durch beides war Thorstein reich geworden, da er aber dieses dem Geiste des Wasserfalles verdankte, so nahm dieser, als Thorstein starb, sein Eigenthum zurück. Ein berühmter göttersaglicher Orakelwasserfall ist der Andvarafors (Andvari's Wasserfall), in welchem dieser Zwerg als Hecht lebte, bis ihn Loki, welcher Sühngeld für Otur's (s. d.) Todtschlag herbeibringen mußte, mit Ran's (s. d.) Netze fing, und zur Herausgabe seines Schatzes, und zuletzt auch des Geld verschaffenden Ringes zwang. Da ging der Zwerg in den Stein und meldete (maelte, sprach feierlich, betete): „Das Gold, welches der Zwerg (Gustr) hatte, wird (skall) zweien Brüdern zu Tode werden, und acht Edelingen (Fürsten) zum Zwist (Verderben, at rógi). Meines Vermögens wird (mun) niemand genießen [26])." Fluch und Weissagung waren eine und dieselbe Handlung.

Meermännern, Meermännchen und **Meerweibern**, das heißt, wie aus den lieblichen Sagen der von den Nordmannen stammenden Bewohner der Orkney's und shettländischen Inseln [27]) erhellt, Meergeistern, welche ihre Zauberpaläste der Tiefe zuweilen verlassen, sich in die Gestalt von Seehunden hüllen, und die überseeische Lichtwelt und ihr Wesen beschauen, schrieben die Germanen Ertheilung von Orakelsprüchen zu. Als Beispiele folgende Sagen. Grim, Enkel Hrodalld's aus Haddengiadal, Sohn Ingialld's, segelte nach Island, um Land zu Besitznahme aufzusuchen, und überwinterte in Grimsey in Streingrimsfiörd. Grim ruderte im Winter mit seinen Sklaven auf den Fischfang, und sein Sohn mit ihm. Dieser noch ein Knabe, Namens Thorer, lag auf dem Vordertheile des Fahrzeuges, und als er fror, hüllten sie ihn in ein Seehundsfell, und zogen es ihm an dem Halse zusammen. Grim fing ein Meermännchen (Marmennil), und als es empor kam, fragte Grim: „Was weissagest du uns über unsere Schicksale, oder wo werden wir in Island wohnen? Sag uns um unser Alter (alsi) und Langleben (längliß) oder du kommst nicht wieder heim." Er (der Meermann) antwortete: „Nichts daran ist euch gelegen, dieses zu wissen, denn du wirst todt sein, ehe der Frühling kommt, aber der Knabe hier im Seehundsfell, dein Sohn, wird da wohnen und Land nehmen, wo Skálm dein Roß (mar, Stute) unter dem Gepäcke sich legt." Mehre Worte erhielten sie von dem Marmennil nicht. Nachher noch im Winter ruderte Grim und seine Knechte aus, aber der Knabe blieb am Lande, da endeten alle. Bergdis, Grim's Witwe, und ihr Sohn Thorer reisten im Frühlinge aus Grimsey, und nach Westen über die Haide bis Breidafiörd. Skálm ging voraus und legte sich nirgends. Den andern Winter waren sie in Skalmarnes in Breidafiörd, aber im Sommer darauf lenkten sie nach Süden. Da ging abermals Skálm voraus, bis sie südwärts von der Haide nach Borgafiörd dahin kamen, wo zwei rothe Sandhügel waren, da legte sich Skálm nieder unter dem Gepäcke unter dem äußern Hügel. Da nahm Thorer Land im Süden vom Flusse Gnupá ꝛc. Daß man dem Pferde folgte, schien um so natürlicher, da man solche Thiere zum Orakelertheilen brauchte [28]). Berühmt in der teutschen Heldensage ist der Orakelspruch der Meerweiber (Wasserweiber) auf der Donau, daß keiner von den zu Etzeln fahrenden Nislungen in sein Land zurückkehren werde, als nur allein des Königs Capellan. Hagen, um die Wahrheit der Weissagung zu ergründen, will den Capellan ertränken, diesem aber hilft die Gotteshand wieder hinüber an's andere Ufer. Hagen theilt nun den Orakelspruch den Nislungen mit, und diese wurden von Besorgniß erfüllt [29]). Das wunderliche (wunderbare) Gewand der schicksalweissagenden Weiber bildeten im älteren Liede wol Schwanenhemden, mit welchen bekleidet wir schicksalbestimmende Walkyrien fliegend finden [30]). Auch rettet eine Meerminne Wittigen, und vertritt also die Stelle einer Walkyrie, nur auf andere Weise [31]). In Taubengestalt fliegen im Liede von Friedrich von Schwaben (Pfälz. Hrs. Nr. 345. Bl 285.) die Wasserweiber zum Bade. Bemerkenswerth für die Meerweiber als Orakelfrauen ist die althochteutsche Benennung Meriminni.

Zur Erforschung, ob ein neugeborenes Kind von dem Ehegatten oder einem Ehebrecher stamme, diente den Kelten der Rhein als Orakelgeber. Die neugeborenen Kinder wurden auf einen Schild gelegt, und dem Flusse überlassen. Die unehelichen sandte der Rhein, als Rächer des geschändeten Ehebettes, hinab in die Stru-

25) Landnámabók P. V. c. 5. p. 341. 26) Edda Sämundar. 2ter Th. S. 151 sq. Snorra-Edda Daem. 68—78. Volsunga-Saga. 27) Bei Arndt, Nebenstunden. S. 404—409.

28) Landnámabók. P. II. c. 5. p. 67. 29) Nibelungenlied, Z. 6145—6209. 6309—6376. Von der Hagen'sche Ausg. von 1816. S. 161—162. 165—167. 30) Volundar-Quida. Formáli gr. Ausg. der Edda Säm. S. 4—5. Quida Str. 1 fg. S. 6. 31) Ravennaschlacht 964. S. 61.

del und die Tiefe, die echten hingegen erhielt er oben auf dem Wasser, und gab so die Entscheidung, indem er sie zugleich vollzog [32]).

Den Sorben diente zum Orakel die Quelle Glomazi; wenn ihnen Friede und fruchtbare Zeit bevorstand, war sie voll Weizen, Hafer und Eicheln, und die Herzuströmenden voller Freude über diesen Anblick; sollte aber Kriegsungewitter hereinbrechen, so wurde dieses durch Asche und Blut angekündigt. Noch als Christen verehrten sämmtliche Bewohner jener Gegend diese Orakelquelle mehr als die Kirchen. Das Orakel selbst ward wahrscheinlich durch heimliche Opfer von den Priestern bewirkt, während das Volk glaubte, die Gottheit der Quelle bewirke das Wunder (s. Opfer bei den gall. etc. und slav. Völkern). — Nach althergebrachtem Glauben bei den Luitizen stieg, wenn die böse Zeit des Wiederausbruches eines langen Krieges drohte, aus dem Meere, an welchem die nach ihrem Hauptgötzenbilde Riedegost (Radegast) genannte, jedoch unter dem Namen Rethra bekanntere, in der Landschaft der Redarier gelegene Götterveste der Luitizen sich befand, ein großer Eber mit weißem, von Schaume leuchtendem Zahne, und ergötzte sich an seinem Wälzorte unter furchtbarer Bewegung [33]). Natürlich hielt das Volk den Eber nicht für einen natürlichen, sondern dachte dabei ohne Zweifel an eine im See wohnende Orakelgottheit, welche die Gestalt eines Ebers annähme. (*Ferdinand Wachter.*)

ORAKELPFERDE (Pferdeorakel) bei den Germanen, Slaven, Liwen und ihren Nachbarn. Bei allen diesen Völkern war das Orakel vermittels der Orakelpferde das Hauptorakel. Bei den Germanen wurden auf öffentliche Kosten in heiligen Wäldern und Hainen weiße, von keiner Arbeit für Menschen jemals berührte Rosse gehalten, und an den heiligen Wagen gespannt, von dem Priester und Könige oder Fürsten des Staates begleitet, welche ihr Wiehern und Brenschen (Schnauben, Tosen, fremitus) beobachteten. Keine Weissagung fand größeren Glauben, nicht blos bei dem gemeinen Volke, sondern auch bei den Edelingen (proceres) und den Priestern; denn sie selbst hielten sich für die Diener der Götter, die Rosse hingegen für ihre Vertrauten (Mitwissenden, conscios) [1]). Die Norweger und Isländer weihten namentlich dem Gotte Freyr zu seinem Gebrauche Pferde, und nannten sie Freyfaxi (Frey's Mähne). Da man glaubte, daß die Götzenbilder auf ihnen ausritten, so waren vermuthlich auch die heiligen Rosse bei den alten Teutschen in engerer Bedeutung zum Gebrauche der Götter bestimmt, und dadurch eigneten sie sich erst recht zu Orakelpferden, daß sie den Unternehmungen der Götter beiwohnten, und auf diese Weise ihre Mitwissenden wurden. König Olaf, Tryggvi's Sohn, entweihte die Rosse, welche dem Götzenbilde Freyr's im Tempel zu Thrand geheiligt waren und auf den Weiden herumschweiften, indem er und seine Begleiter sie bestiegen, auf ihnen zum Tempel ritten, das Götzenbild hinwegnahmen und auf der Volksversammlung zerschlugen. Auch verhinderten die christlichen Gesetze die Fortsetzung solcher Rosseweihungen [2]). Da das wichtigste Orakel das Pferdeorakel war, und im Holländischen wichelen, wiehern und wichelen, weissagen bedeutet, und auch im Teutschen das ältere wichern, wiehern, und Wicker, Weissager ganz ähnlich klingen, so haben die genannten Wörter, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht blos zufällig gleichen Klang, sondern waren ursprünglich Ein Wort. In den Orakelrossen sah das Volk aller Wahrscheinlichkeit nach keine natürlichen Pferde, sondern weissagende Geister in Pferdegestalt, ähnlich, wie nach dem Volksglauben der Nordmannen der im Wasser herrschende Geist Nickur, Nock, in Gestalt eines apfelgrauen Hengstes auf das Land

32) *Julianus* Ep. 16. ad Maximum. Eustathius ed. Rob. Stephan. p. 49. *Claudianus* in Rufinum II. v. 112 sagt blos im Allgemeinen, Et quos nascentes explorat gurgite Rhenus. Man hat daher die Sitte auch auf die Germanen, namentlich die Alemannen, bezogen. *Franciscus Irenicus*, Germaniae Exegeseos volumina XII. libr. I. c. 17. Straßburg 1518. Ernesti Ordalien der Teutschen in seinen Beiträgen zur Geschichte der Teutschen. S. 74. Mone 2ter Th. S. 26. Aber diesem widerstreitet, was Tacitus von dem seltenen Vorkommen des Ehebruchs bei den alten Teutschen erzählt, und der beschriebene Orakel- und Ordalgebrauch ist, wie ihn auch Julian, der selbst am Rheine sich befand, den Kelten nur beilegt, auf diese allein zu beziehen. Daher verliert auch an Widerlegungsgewicht, was Gottfr. Schütze (gottesdienstliche Handlungen bei den alten Teutschen und nordischen Völkern, deren Misdeutung die Erfindung einer hydromantischen Fabel veranlaßt hat) in seinen Schutzschriften, gegen die Wahrheit des thatsächlichen Gebrauches selbst vorbringt. Die Frauen der Kelten, zwar nicht minder schön als die der Germanen, wurden aber gewöhnlich von ihren Männern in gewisser Beziehung sehr vernachlässigt (den Grund s. bei Diodor von Sicilien Lib. V. a. a. O. Tom. I. p. 309.). Dieses macht erklärlich, warum jene Prüfung der echten Abstammung der neugebornen Kinder durch das Rheinorakel aufkam. Wenn auch so das Rheinorakel zur Erforschung der echten Geburt den Germanen ab- und den Kelten zuzusprechen ist, so waren ihnen doch vielleicht Wasserorakel zur Erforschung künftiger Tüchtigkeit eines Kindes nicht unbekannt; wenigstens könnte die langobardische Sage von dem neugeborenen Lamisso, wie er nebst den mit ihm zugleich geborenen Brüdern von seiner unnatürlichen Mutter in den Teich geworfen war, der sie findende König mit dem Speer hin und her bewegt, Lamisso ihn mit der Hand faßt, der König daraus seine künftige Größe weissagt, ihn erziehen läßt, als eine Spur jenes Gebrauches betrachtet werden. Vielleicht hat auch der Orakelzweikampf, den Lamisso erwachsen mit dem Schildmädchen bestand, auf Wasserorakel Beziehung, wenn Lamisso's Name von Lama (auch im Langobardischen Teich) nicht auch hier wieder Veranlassung gegeben, Lamisso'n mit dem Wasser zusammen zu bringen (*Paul. Diac.* I. 15.). 33) *Dithmarus Episc. Merseb.*, Chron. Lib. I. Wagnersche Ausg. S. 4. Lib. VI. p. 151. Die Worte Dithmars: si quando his (tristibus populis) saeva longae rebellionis asperitas immineat, gibt Mone 1ster Th. S. 212: „Wann der Hierarchie eine dauernde und blutige Empörung der Unterthanen bevorstand,“ und bemerkt in der Note, daß man sie nur auf obige Art übertragen könne, indem er sich auf Helmold I. c. 21 bezieht, nach welchem sich die Redarier wegen der in ihrem Gebiete gelegenen Götter- und Orakelstadt die Herrschaft über die übrigen Wilzen anmaßten, woraus ein blutiger Krieg der Stammgenossen entstand. Aber dieses hatte ja erst mehre Jahrzehndt später statt. Da das bis auf das vorhergehende tristibus populis sich bezieht, so ist unter rebellio hier nicht Empörung, sondern Wiederausbruch eines Krieges und Krieg überhaupt zu verstehen.

1) *Tacitus*, Germ. X. 2) Olafs Saga Tryggva sonar, Skalholt. Ausg. 2ter Th. S. 190 fg. Vatusdaela Saga p. 140. Saga Hrafnkéls goda c. 2. 3. 11. *Finn Magnusen*, Lex Myth. p. 366. 370.

sich begab, nach dem Volksglauben der Shetländer, der Wassergebieter, Shoopiltee, in Gestalt eines muthigen, muntern, niedlichen Hengstchens, und nach dem Volksglauben der Bewohner Orkney's, der sich verwandelnde Seegeist Tangie bald in Gestalt eines Pferdchens, bald eines Mannes erscheint. In Schottland wird die Erscheinung des Neck immer als ein das Anschwellen der Ströme und bald erfolgenden Wassertod weissagendes Vorzeichen genommen; dann erscheint er unter verschiedenen Gestalten, bald wie ein Flußpferd, bald wie ein Wasserstier[3]). Die einen künftigen Brand nach dem Volksglauben des Mittelalters in England ankündigende Geisterart, welche Grant hieß, hatte die Gestalt eines jährigen Füllens, hohe Schienbeine, funkelnde Augen. Häufig ließ diese Geisterart sich auf den Straßen, in der Hitze des Tages, oder um den Untergang der Sonne sehen. So oft ein Grant erschien, kündigte er im Orte (Stadt oder Dorfe) einen Brand an. Stand daher den folgenden Tag oder die folgende Nacht diese Gefahr bevor, so lief der Grant auf den Straßen herum, reizte die Hunde zum Bellen und Verfolgen desselben, indem er sich stellte, als wenn er fliehe, und die Hunde durch Vorspiegelung leerer Hoffnung, es zu erreichen, zur Verfolgung lockte. Durch dieses Spiel mahnte der Grant die Nachbarn, auf ihrer Hut zu sein, und über das Feuer zu wachen[4]). Viele Hessen waren im J. 723 christlich nach der Norm der römisch-katholischen Kirche, ein Theil der Übrigen hatte zwar auch das Christenthum angenommen, übte aber auch heimlich noch die heidnischen Gebräuche, während der andere es öffentlich that. Außer den Opfern, welche man den Bäumen und Quellen brachte, bestanden die heidnischen Gebräuche in Weissagungen, in Erforschung der Zukunft aus den Eingeweiden der Opferthiere, aus dem Fluge und den Stimmen der Vögel, in Zauberei etc.[5]). Vor den Auspicien, wie Willibald die Vögelorakel der Teutschen mit lateinischer Benennung, aber nicht erschöpfend bezeichnet, führt er noch Augurien auf; die Hessen übten nämlich, wie er sich ausdrückt, aruspicia atque divinationes, praestigia atque incantationes, auguria et auspicia. Worin die Augurien bestanden, lehrt das auf der liptinischen Kirchenversammlung gegebene Verzeichniß der Heidenheiten im fränkischen Reiche[6]) durch das achte Capitel (S. 17): De Auguriis, vel avium, vel equorum, vel boum stercore, et sternutatione. Die Pferde- sowie die Vögelorakel dauerten also bis an das Ende des Heidenthums. Hier werden wir überdies mit einem andern Orakel, dem aus dem Kothe der Rinder, bekannt. Die Rinder, von denen man das Orakel abnahm, waren vermuthlich theils heilige, so wie wir aus Tacitus wissen, daß der Wagen der Hertha von Rindern gezogen wurde, theils zwar zu gewöhnlicher Arbeit gebrauchte, von denen man aber bei besonderer Gelegenheit die Orakel abnahm, wie z. B. wenn man zum ersten Male in den Acker zog, oder eine Reise antrat; fuhren ja doch selbst die fränkischen Könige aus dem Geschlechte der Merowinger, von Rindern gezogen, auf die Volksversammlung. Falckenstein a. a. O. S. 17 vermuthet, daß gefundener neuer oder alter Koth der Rinder guten oder schlechten Ausgang eines Vorhabens verkündet habe, und hiervon noch die Redensart der Bauern von Sachen von keinem Werthe oder von einem keinen guten Erfolg versprechenden Unternehmen: einen alten Dr...! herkomme. Außer von dem Kothe der Orakelrinder nahm man wahrscheinlich auch von ihrem Brummen und Brüllen Orakel überhaupt ab; denn bekannt ist, daß, wenn in dem Tempel des isländischen Häuptlings Thorkell, in welchem er den Freyr verehrte und alte Ochsen opferte, der Opferstier brüllte, es als ein Zeichen göttlicher Gnade galt, sowie auch, wenn er von selbst todt niederfiel[7]). Welche Aufmerksamkeit man dem Gebrülle der Kühe schenkte, lehrt die Sage von der durch Blutopfer zu Upsal göttlich verehrten und bezauberten Kuh Sibylja (Sebelja, die fürchterlich Brüllende), deren Gebrüll Eysteins Feinde in der Schlacht so verwirrte, daß sie auf einander selbst schlugen, und die Sage von den beiden jungen noch unbesprungenen Zauberkühen zu Hvitabä, deren Gebrüll durch Blutopfer so mächtig war, daß kein Feind Stand halten konnte[8]). Der in Island und Trandheim abergläubisch verehrte Ochse Brandkrossi (Brandkreuzige, mit brandgelben Kreuzstreifen), der nach der Sage von dem Vopnafiörd über Meer schwamm und von seinem Eigenthümer zu Trandheim bei einem Höhlenbewohner gefunden worden, worauf eine Sühne und die Ehe mit der Tochter des Höhlenmannes stattfand, war sicher auch außerdem ein wichtiger Orakelstier[9]). Die heiligen Rosse, zu denen wir zurückkehren, ertheilten ihre Orakel hauptsächlich durch das Wiehern bei den Germanen, sowie auch bei den Persern die Königswahl auf den fiel, dessen Roß zuerst wieherte[10]). Anders war es bei den Slaven und Liwen. Hier waren die Pferdeorakel nicht so natürlich, sondern künstlicher gestaltet. Bei den Luitizen wurde das möglichst große, heilig verehrte Pferd über die Spitzen zweier in die Erde kreuzweis gesteckter Spieße von den Priestern geführt, und so die Ergebnisse des Loosorakels neuer Prüfung unterworfen. Bei den Slaven auf Rügen wurde dem Götzenbilde des Swantowit im Tempel zu Arkona ein wei-

3) Islands Landnámabók p. 88. 496. F. Wachter bei Pierer, encyklop. Wörterb. Bd. 15. S. 23. unter Nikur. Ol. Wormius Lib. I. Mon. Dan. p. 17. *John Ben* bei Arndt, Nebenstunden S. 398—402. 461 fg. 4) *Gervasius Tilberiensis*, Otia Imperialia, Decisio III. c. 62. de Grant, bei Leibnitz, Scriptt. Rer. Br. p. 980 sq. Verkleinerungsform von Grant ist Graendel, Grendel, jener verderbliche Zaubergeist, welcher die schlafenden Dänen so schrecklich heimsuchte (das Nähere s. im Beowulfsliede bei Thorkelin, de Danorum Reb. Gest. Sec. III. et IV. Poëma Danicum dialecto Anglosaxonica. p. 10—15. 55. 59. 95. 103—105. 119 123 sq. 156. 159. Vergl. Hrólfs Kraka Saga c. 35. 5) *Willibald* Vita S. Bonifacii c. 8. §. 22. bei Pertz Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. II. p. 343. 6) Indiculus Paganiarum et superstitionum, bei Falckenstein Concilium Germanicum I.

7) Müller's Sagabibliothek. Mone 1ster Th. S. 292. 8) Ragnar Lodbroks Saga c. VI—VIII. bei v. d. Hagen altn. Sagen und Lieder. S. 135 fg. c. VIII. p. 138. c. IX. p. 143. c. X. p. 148. c. XII. p. 151 sq. 9) Brandkossa Saga, Ausgabe von Thorlacius, Kopenhagen 1816. 10) *Herodot.* I, 189. VII, 55. *Justin.* I, 10, 6.

ſes Pferd gehalten. Ihm Haare aus der Mähne und dem Schweife zu reißen, galt für gottlos. Nur der Prieſter allein durfte es füttern und beſteigen, damit das göttliche Thier durch andern Gebrauch nicht an Heiligkeit verliere. Auf ihm führte nach dem Glauben der Rugianer Swantowit des Nachts Kriege gegen die Feinde ſeiner Religion; zum Beweiſe diente, daß es am Morgen mit Schweiß und Schmutze bedeckt war, als wie wenn es von langen Wegen heimgekehrt ſei. Durch dieſe nächtlichen Streifereien mit dem Gotte in die Länder der Feinde mußte das Roß am beſten von den Zuſtänden der Feinde unterrichtet ſein, und ſo findet das Pferdeorakel ſeine natürlichſte Erklärung, aber die Art und Weiſe, wie das Orakel befragt ward, war gaukelhaft. Hatten nämlich die Rugianer den Entſchluß eines Kriegszuges in irgend ein Land gefaßt, ſo pflegte vor dem Tempel eine dreifache Reihe Spieße durch die Diener aufgeſtellt zu werden, nämlich ſo, daß bei jeder Reihe je zwei und zwei Spieße in der Quere vereinet mit den Spitzen in die Erde geſteckt wurden und die Reihen in gleichen Zwiſchenräumen von einander entfernt waren. Sollte der Feldzug beginnen, ſo hob der Prieſter die Handlung mit einem feierlichen Gebete an und führte das Roß mit dem Zeuge aus dem Stalle. Überſchritt es die vorgeſteckten Reihen eher mit dem rechten als mit dem linken Fuße, ſo galt es als gute Vorbedeutung für Führung des beſchloſſenen Krieges, hatte es hingegen den linken Fuß dem rechten vorgeſetzt, ſo wurde das Vorhaben des Angriffes auf jenes Land geändert. Auch ward der Zeitpunkt einer Schiffahrt nicht eher beſtimmt, als bis drei Spuren des ununterbrochenen Einherſchreitens des Roſſes auf erwünſchte Weiſe zu ſehen waren. Die, welche in verſchiedenen Geſchäften zu reiſen ſich anſchickten, nahmen Vorbedeutungen für glückliche Erreichung ihrer Wünſche aus dem erſten Begegnen des Thieres. Waren ſie günſtig, ſo ſetzten ſie fröhlich die begonnene Reiſe fort, wenn ungünſtig, ſo wandten ſie um und kehrten heim. Dieſes Pferdeorakel ward mit dem Götzendienſt durch Eroberung Arkona's vom Könige Waldemar und ſeinen Verbündeten von Dänemark geſtürzt [11]). Die Slaven zu Stettin hatten ein ſchwarzes, fettes, wundergroßes, lebhaftes Pferd, ſo heilig, daß es Niemand beſteigen noch ſonſt zur Arbeit brauchen durfte. Sorgſam pflegte es einer der vier Prieſter der vier Continen (Tempel). Hatten die Stettiner einen Feld- oder Raubzug vor, ſo pflegten ſie den Ausgang deſſelben auf folgende Weiſe zu erforſchen. Neun Spieße wurden auf den Boden in Zwiſchenräumen von einer Elle auseinander gelegt. Das geſattelte und gezäumte Roß führte der Prieſter, welchem ſeine Wartung anvertraut war, am Zaume gehalten, dreimal quer durch die liegenden Spieße hindurch und zurück. Schritt es, ohne mit den Füßen anzuſtoßen und die Spieße in Unordnung zu bringen, darüber, ſo war es ein glückliches Zeichen, und die Stettiner zogen mit Zuverſicht aus. Als Biſchof Otto ſie bekehrte, ließ er das Orakelpferd, um alle Gelegenheit zu fernerer Benutzung deſſelben zum Weiſſagen zu entziehen, in ein anderes Land verkaufen, indem er verſicherte, daß es ſich für den vierſpännigen Wagen beſſer als zu Prophezeiungen eigne. Dafür war aber auch in dem großen volkreichen Stettin der Prieſter, welcher das Pferd in ſeiner Obhut gehabt, der einzige, welcher bis an ſeinen Tod dem Chriſtenthume entgegenſtrebte [12]). Bei den Liwen und ihren Nachbarn wurde durch das Pferdeorakel jedes Blutopfer beſtimmt. Ein heiliges Pferd wurde über einen auf die Erde gelegten Speer geführt; ſchritt es über denſelben zuerſt mit dem Fuße, welcher das Leben des Schlachtopfers bedeutete, ſo galt es als Zeichen der Ungnade und des Unwillens der Götter, und das Opfer blieb verſchont; trat es über den Speer zuerſt mit dem Todesfuße, ſo gaben die Götter zu erkennen, daß ihnen das Opfer wohlgefällig ſei, und es ward ohne Verzug geſchlachtet (aller Wahrſcheinlichkeit nach bedeutete den Lebensfuß der linke, und den Todesfuß der rechte; denn es war bei jenen Völkern ein Zeichen von der Gunſt der Himmliſchen, wenn das ſterbende Opferthier auf die rechte Seite fiel und ward dagegen als ein Orakel des Zornes der Götter angeſehen, ſtürzte es auf die linke). Schienen beſondere Umſtände obzuwalten, ſo ließ man ſich von dem erſten ungünſtigen Zeichen nicht abhalten, das Orakel zu wiederholen, ſo z. B., als man den Chriſtenprieſter Dietrich dem Opfertode weihen wollte und das Pferd den Lebensfuß emporhob [13]); ſ. Opfer bei den (gall. und) liv. Völkern. (*Ferdinand Wachter.*)

ORAKELWEISHEIT (altnord. Ordspeki) bei den Germanen iſt der Inbegriff der Lehrorakel (ſraedi), welche hauptſächlich die Götterlehre, Runenkunde, Kriegswiſſenſchaft und Regeln der Lebensweisheit betrafen. In das Gebiet der Orakelweisheit gehörten auch die Räthſel, welche der religiöſen Bilderſprache und Geheimlehre ihren Urſprung verdankten. Um die größere Orakelweisheit kommen Wettkämpfe auf Leben und Tod vor, indem das Haupt zum Pfande geſetzt wird, welches dem, der auch nur Eine Frage der Geheimlehre nicht zu beantworten weiß, verloren geht. — Ordspeki iſt zuſammengeſetzt aus Ord, welches Wort und in ſeiner höhern Bedeutung Orakel bezeichnet, und aus Speki, in welchem der Begriff der mit Weiſſagegabe verbundenen Weisheit liegt. (*Ferdinand Wachter.*)

ORALFIDEICOMMISS. Da die Anordnung eines Fideicommiſſes nach gemeinem Rechte ebenſowol in einem Codicille, als in einem förmlichen Teſtamente erfolgen kann, Privatcodicille aber nicht blos ſchriftlich, ſondern auch mündlich errichtet werden können; ſo bezeichnet der Ausdruck Oralfideicommiß 1) im Allgemeinen, jedes in einem mündlichen Codicille angeordnete Fideicommiß oder Vermächtniß, und es hängt ſonach die rechtliche Gültigkeit eines ſolchen inſoweit, namentlich der Form nach, lediglich von der Beobachtung deſſen ab,

11) *Dithmar. Merseb.* Chron. Wagner'ſche Ausg. S. 151. *Saxo Grammaticus,* Hist. Dan. p. 320 sq.

12) Anonymus de Vita S. Ottonis, Pomeranorum Apostol. Lib. II. c. 32. 33. bei Ludewig Scriptt. Rer. Ep. Bamberg. p. 681 sq. 13) Heinrich von Liefland, Annal. bei Gruber, Orig. Liven. p. 7. 76. Mone 1ſter Th. S. 70.

was für die Errichtung der Codicille gesetzlich vorgeschrieben ist. 2) Insbesondere nimmt man aber auch den Ausdruck Oralfideicommiß als gleichbedeutend mit dem sonst sogenannten Fideicommissum praesenti haeredi injunctum[1]), und versteht alsdann darunter eine an und für sich selbst formlose Verfügung auf den Todesfall, die jedoch, nach der gewöhnlichen Annahme, blos insofern rechtliche Geltung behaupten soll, als die auf Begünstigung eines Dritten abzweckende Auflage vom Erblasser einem persönlich bei ihm anwesenden Testaments- oder Intestaterben mündlich gemacht worden ist. Hinterläßt also der Erblasser der Erben mehre, von denen jedoch nur dem einen oder dem andern die Auflage auf die angegebene Art und Weise geschah; so pflegt man den letzteren jedenfalls allein für pflichtig zu achten, den Auftrag des Erblassers zu erfüllen, mag nun das Vermächtniß ausdrücklich blos ihm auferlegt worden sein, oder der Erblasser darüber, ob er dasselbe von sämmtlichen Erben oder dem Anwesenden allein entrichtet wissen wolle, näher sich nicht ausgesprochen haben. Hätte derselbe die Auflage ausdrücklich mit auf die übrigen Erben bezogen; so soll der Anwesende, also, wie man annimmt, allein wirksam Onerirte, das Vermächtniß pro rata seines Erbtheils zu bezahlen verbunden sein, und, wenn dasselbe einen bestimmten Gegenstand aus der Erbschaft beträfe, der dem Fiduciar vom Erblasser nicht ausdrücklich zugetheilt worden ist; so soll er, nach der Analogie der bei dem Legat einer fremden Sache geltenden Grundsätze, entweder denselben bei der Erbtheilung zu erhalten sich bemühen, um ihn in Natur abliefern zu können, oder, bezüglich nach dem Verhältnisse seines Erbantheils, den Werth desselben zu entrichten haben[2]). Zugleich[3]) gestattet man dem Fideicommissar gewöhnlich, zum Nachweis der geschehenen Auflage, nicht blos der Eidesdelation, sondern auch jedes andern im Allgemeinen rechtlich zulässigen Beweismittels und somit namentlich auch eines Zeugen- oder Urkundenbeweises sich zu bedienen; eine Theorie, welche denn auch in verschiedene Landesgesetze, z. B. in die kursächs. Decision XI. v. J. 1746 übergegangen ist. Allein diese ganze Lehre vom Oralfideicommiß in dem hier untergelegten Sinne beruht in der That auf einer im Wesentlichen irrigen Grundansicht. Die gesetzlichen Bestimmungen, auf welche es dabei ankommt (eine Verordnung Justinians in L. ult. C. de fideicommiss. 6, 42, vergl. mit §. 12. I de fideicommiss. hereditatib.), sind auf der einen Seite weiter, auf der andern Seite enger, als man gewöhnlich angenommen hat. Weiter nämlich, insofern die persönliche Anwesenheit des Onerirten und daß die Auflage mündlich geschehen sei, keineswegs erfodert wird, um das Oralfideicommiß zu einer rechtsgültigen Verfügung auf den Todesfall zu stempeln. Die Auflage kann ebenso wirksam durch schriftlichen Auftrag, mittels mündlichen Befehls durch Mittelspersonen, oder durch irgend ein anderes Vehikel geschehen, wodurch die Kundgabe der Willensmeinung des Erblassers der Natur der Sache nach möglich ist. Enger als nach der gemeinen Lehre unserer Juristen ist der Begriff des Oralfideicommisses, nach Maaßgabe der Gesetze, indem der honorirte den Beweis lediglich durch Eidesantrag führen darf. Will er denselben auf andere Art führen; so kann er das Vermächtniß nur dann in Anspruch nehmen, wenn es in einem förmlichen Testamente oder Codicille ausgesetzt ist. Dahingegen würde er aber des Eidesantrages insbesondere auch dann sich bedienen können, wenn die Prästation in einem förmlichen, wiewol abhanden gekommenen, letzten Willen auferlegt worden wäre. Auf diese allein richtige, schon von der Glosse vorgetragene Ansicht hat vor einiger Zeit von Löhr[4]), bis jetzt freilich mit geringem Erfolge[5]), — von Neuem aufmerksam gemacht, und es erledigt sich dadurch namentlich auch noch eine andere früher häufig gehegte, die nämlich, daß die Gültigkeit eines Oralfideicommisses durch das vom Onerirten abgegebene Versprechen, die Auflage erfüllen zu wollen, bedingt werde. Zweifelhafter ist bis auf den heutigen Tag geblieben: ob es dem Beklagten im gegenwärtigen Falle erlaubt sei, den ihm deferirten Eid zurückzuschieben[6])? Indessen möchten genügende Gründe ihm dieses, gesetzlich allgemein anerkannte, Befugniß hier zu entziehen, schwerlich gefunden werden. (*B. Emminghaus.*)

ORAN (arab. وهران Wahran, *Leo:* Orania, *d'Herbelot:* Oran und Oranah, *Marmol:* Oran und Guaharan. *Dapper:* Horan. *Shaw:* Warran), eine der drei Provinzen des Gebietes von Algier, deren Hauptstadt gleichen Namen trägt. Sie theilt jetzt das Schicksal jenes Staates und bildet seit der im J. 1830 erfolgten französischen Invasion eine der Provinzen desselben mit einer eignen Besatzung. Sie liegt in Westen von Algier und ist nach Dombai 15 Meilen davon entfernt. Nach Abu Obeid aus Cordova, aus dessen geographisch-historischem Werke Casiri (Bibl. Escur. II, 2. sq.) Auszüge liefert, wurde die Stadt von Mohammed Ben Abi Aun, Mohammed Ben Abdun und andern spanischen Schiffern in J. der Fl. 297 d. i. 909 n. Chr. gegründet, litt aber oft durch feindliche Einfälle. So ward sie bald nach ihrer Gründung von den Kabilen zerstört, und 300=912 n. Chr. auf Befehl des Abu Hamid Dawōs (داوس Daus) Ben Sula wieder aufgebaut. Im J. 954 (343 der Fl.) ward sie zum zweiten Male durch Jali Ben Mohammed heimgesucht und durch Feuer verwüstet, doch bauten sie die Einwohner

1) Die Hauptschrift darüber ist immer noch: *Ferd. Chrn. Harpprecht* Diss. ad Leg. ult. C. de fideicommiss. (Tub. 1691 und in Dissertat. academ. T. II. nr. 51.). 2) Vergl. von Bülow: Abhandlungen über einz. Materien des röm. Rechts, 2ter Th. Braunschw. 1818. Nr. X. 3) L. E. G. Süptitz, über den Beweis eines dem Fiduciare v. Testirer mündl. auferl. Fideicommisses rc. Braunschw. u. Helmst. 1804. Joh. Ferd. Melch. Kapf: Merkw. Civil-Rechtssprüche in Würtemb. 1ster Bd. Tübing. 1821. Nr. 13.

4) Im Archive für die civil. Praxis. 2ter Bd. Abhandl. XIX. Nr. 3. 5) S. indeß: Ferd. Mackeldey, Lehrb. des heut. röm. Rechts. 7te Ausg. Gießen 1827. §. 706 u. 729. 6) Vergl. auch Hasse im Rhein. Museum für Jurispr. rc. 2ter Jahrg. 1828. S. 165. Not. 11.

nach zwei Jahren wieder auf. In die Gewalt der Europäer gerieth sie zum ersten Male 1509 im Mai. Als nämlich Ferdinand die Mauren aus Spanien vertrieben, und alle ihre Besitzungen den Seinigen einverleibt hatte, ging er damit um, sie selbst in Afrika anzugreifen und ihren Seeräubereien ein Ende zu machen. Der Cardinal Ximenes bestritt die Kosten der zu diesem Behufe in Carthagena ausgerüsteten Expedition unter der Bedingung, daß, käme die Eroberung Orans zu Stande, dasselbe ein Lehn des Erzbisthums von Toledo so lange sein sollte, bis der König den Kostenbetrag an dasselbe zurückbezahlt habe. Vierzehntausend Mann gingen am 16. Mai unter Segel, und landeten zwei Tage darauf im großen Hafen (Mersa el Kebir المرسى الكبير) in der Nähe der Stadt (vgl. die Ansicht der Lage der Stadt und des Hafens in Shaw's Reise z. S. 14. der teutschen Übersetzung), der durch einen schmalen in das Meer hineingehenden Strich Landes gebildet, und durch diesen vor den Nord- und Nordostwinden gedeckt wird. Einige behaupten, daß an der ganzen Küste der Berberei kein sichererer und geräumigerer Hafen sei. Hier hatten auch die Spanier bereits seit 1505 eine Besatzung, die in fortdauernde Reibungen mit den Einwohnern von Oran verwickelt war. Die Mauren stellten sich den Spaniern zwischen diesem Hafen und der Stadt entgegen, mußten aber weichen und zwar so, daß ihnen der Rückzug nach Oran selbst abgeschnitten ward, indem die Einwohner die Stadt gesperrt hatten. Die Spanier begannen sogleich eine mehrtägige Kanonade von der Seeseite her, allein die Landtruppen, dieser Zögerung überdrüssig und ohne den Erfolg jener Beschießung abzuwarten, stürmten die Stadt und plünderten sie. Ximenes schuf sogleich die eine Moschee zu einer Kirche um, und weihte sie unter dem Namen Notre Dame de la Victoire (s. Recherches historiques sur les Maures par *Mr. de Chenier.* Tom. II. p. 353 sq., vergl. mit Leo Afric. Ed. Elzev. p. 511 sq.). Erst im J. 1731 traten sie die Spanier wieder ab, wußten sich aber fortdauernd im Besitz des Handels zu erhalten. Der Bei, der von nun an dort residirte, hing vom Dei in Algier ab. — Die Zahl der Einwohner von Oran wird gewöhnlich auf 20,000 angegeben. Schon Leo rühmt a. a. O. die dortigen Gebäude, Moscheen, Collegien, Bäder ꝛc. und bezeichnet ihre durch hohe Mauern geschützte Lage. Von der einen Seite derselben öffnet sich eine weite Ebene, auf der andern erheben sich hohe Gebirge. Außerdem ist die Gegend vorzüglich an Gerste fruchtbar, die in die Küstengegenden Spaniens ausgeführt ward. So befreundet aber auch schon zu Leo's Zeit die Einwohner den Europäern waren, so unterhielten und bemannten dennoch die Kaufleute auf eigene Kosten Schiffe, die bestimmt waren, Christensklaven aufzufangen. Shaw gibt ihren Umfang zu einer Meile an. Auf dem Rücken des Berges, der die Stadt von Nord und Nordwest übersieht, befanden sich zu seiner Zeit zwei Castelle, welche die Stadt auf der einen Seite und den großen Hafen auf der andern bestrichen. Auch noch andere Castelle waren zum Schutze der Stadt errichtet. Von weniger Werthe ist der kleine Hafen ganz in der Nähe derselben. — Vgl. noch *d'Herbelot* unter Oran und Edrisii Africa Ed. II. cur. Hartm. p. 195 sq. (*Gustav Flügel.*)

ORAN (Kriegsgeschichte). Im Jahre 1508 unternahm der Kardinal Ximenes, mit nur mühsam erhaltener Bewilligung des Königs Ferdinand V. von Spanien, auf eigene Gefahr die Eroberung von Oran, einer festen Hafenstadt im Westen von Algier. Der berühmte Peter von Navarra führte das Heer, der Cardinal wohnte selbst dem Feldzuge bei, die Mauren wurden in zwei Schlachten geschlagen, Oran ward erstürmt und dem siegenden Heere preisgegeben. Seitdem blieb Oran unter spanischer Herrschaft, bis 1708 die Mauren es belagerten und, als der Verrath des zum Entsatz der hart bedrängten Stadt befehligten Grafen von Sta-Cruz, Flotte und Entsatztruppen der feindlichen Britenflotte überlieferte, durch Hunger zur Übergabe zwangen.

Im Jahre 1732 unternahm König Philipp V. die Wiedereroberung von Oran, traf seine Vorbereitungen so geheimnißvoll und geschickt, daß die Mauren bei der Landung der zahlreichen von 45 Linienschiffen herangeleiteten Kriegsmacht (am 22. Junius 1732) vollständig überrascht waren, am 24. Junius in der Ebene von Masalquivir vollständig geschlagen, und in Oran eingeschlossen wurde, das drei Tage später dem Sieger sich ergab. Von ihrem ersten Schrecken ermannt, sammelte sich indeß schnell die Kriegsmacht des Feindes von Neuem; Oran wie Ceuta wurden aufs heftigste von derselben bedrängt, jedoch sonder Erfolg. Unter zahlreichen, fast immer für die Spanier siegreichen Ausfallgefechten hielten die von den Marokkanern unterstützten Algierer sich bis Junius 1733 vor der Stadt, bis ein entscheidender Sieg der Belagerten am 10. des gedachten Monats, sie nach Verlust des Kernes ihrer Truppen, zum Aufheben der Belagerung zwang. Von da an blieb Oran in den Händen der Spanier bis 1792, wo es gegen eine Geldsumme wieder an Algier abgetreten wurde. Gegenwärtig, wo die Franzosen im Besitze des größten Theils von Algier sind, wird eine Expedition zur Eroberung von Oran vorbereitet, das sich bis jetzt (1832 z. A.) ihrer Herrschaft entzogen hat. (*Benecken.*)

Oranai, s. Ranai.

Orange, Fürstenthum, Stadt und Fürsten, s. Oranien.

ORANGE ist der Name mehrer Grafschaften und Orte in den vereinigten Staaten von Nordamerika, von denen wir hier einige der wichtigern aufzählen wollen.

1) Grafschaft im Staate Indiana, in Norden an Lawrenze, in Osten an Washington, in Süden an Crawford, in Südwesten an Dubois, in Nordwesten an Owen grenzend. Sie wird vom White und Petoka bewässert und hat in den Gründen trefflichen Kornboden und Wiesen; auf den Höhen stehen sehr gute Wälder. Die Zahl der Bewohner betrug im Jahre 1820 5369. Hauptort ist Paoli.

2) Grafschaft im Staate Neu-York, auf der Westseite des Hudson liegend, und in Norden an Ulster,

in Osten an den Hudson, in Südosten an Rockland, in Südwesten an den Delaware, in Nordwesten an Sullivan grenzend, hat einen größtentheils felsigen Boden, nur in den Thälern, namentlich am Wallkill und Mohokomak sind treffliche Wiesen vorhanden. Die Zahl der Bewohner war 34,347 im Jahre 1810 und 41,213 im Jahre 1820. Viehzucht wird sehr lebhaft betrieben. Hauptort ist Goshen.

3) Grafschaft im Staate Vermont, in Nordwesten an Washington, in Nordosten an Caledonia, in Osten an Neu-Hampshire, in Süden an Windsor und in Westen an Addison grenzend. Außer dem Grenzflusse Connecticut fließen in dieser Grafschaft die Flüsse Waits, Halls und Omponpananasak. Die Grafschaft hat guten Boden und treffliche Felder. Die Zahl der Bewohner betrug 22,100 im Jahre 1810 und 24,700 in 20 Ortschaften im Jahre 1820. Hauptort ist Chelsea.

4) Grafschaft im Staate Nord-Carolina in Norden an Caswell und Person, in Osten an Granville und Wake, in Süden an Chatham, in Westen an Guilford grenzend, welche im Jahre 1820 23,500 Einwohner hatte, worunter 6700 Sklaven. Sie zeichnet sich durch Fruchtbarkeit aus. Hauptort ist Hillsborough.

5) Grafschaft im Staate Virginia, in Norden an Madison, in Nordosten an Culpeper, in Osten an Spotsylvania, in Süden an Louisa und Albemarle, in Westen an Rockingham grenzend. Im Westen liegen die blauen Berge. Rapidan, Conway, Thoreton, Lynch und Blue sind die wichtigsten Flüsse. Der Boden eignete sich ehemals sehr zum Tabaksbau, jedoch ist er schon sehr ausgesogen. Jetzt wird sehr viel Mais gebaut. Die Zahl der Bewohner betrug 1810 12,323, worunter 6516 Sklaven; im Jahre 1820 war ihre Zahl 12,913. Hauptort ist Stannardsville.

Orte dieses Namens liegen im Staate Massachusets, Neuhampshire, Neu-Jersey, Neu-York und Vermont. (*L. F. Kämtz.*)

Orange (Botanik) s. Citrus, 1. Sect. XVII. S. 322.

ORANGE oder Pomeranze, die bekannte Frucht des Orangen- oder Pomeranzen-Baums (Citrus aurantium). Als Handelsartikel sind die Orangen ein sehr bedeutender Gegenstand der Ausfuhr für die südlichen europäischen Länder, hauptsächlich Italien, Spanien und Portugal. 300 bis 1000 Stück werden gewöhnlich in eine Kiste verpackt. Die Sorten der Orangen, welche sich durch Gestalt, Größe, Farbe und Geschmack unterscheiden, sind mannigfaltig. Hinsichtlich des Geschmacks unterscheidet man drei Hauptarten, nämlich süße, sauere und bittere Orangen. Zu den süßen, welche frisch gegessen werden, gehören die Apfelsinen (s. Citrus); die bitteren und saueren Pomeranzen finden fast nur in den Apotheken, außerdem zu Likören rc. Anwendung. Auch unreife Pomeranzen, grün, und von der Größe einer Kirsche bis herab zu jener einer Erbse, kommen im Handel vor; solche sind z. B. die sogenannten Curassao-Äpfel und die Orangelettes. Die ölreichen, wohlriechenden und angenehm scharf schmeckenden Schalen der reifen Orangen werden theils getrocknet, theils candirt oder in Syrup eingemacht versandt. (*Karmarsch.*)

ORANGEADE, ein Kühl- und Erfrischungsgetränk in Spanien, welches aus Orangesaft mit Eiswasser dort bereitet wird. Auch heißt der sogenannte Bischof so, insbesondere aber der warme mit frischen Pomeranzen bereitete. (*Th. Schreger.*)

ORANGE-APFEL. Eine große, stark und angenehm riechende, gewürzhaft und säuerlich schmeckende Apfelsorte, deren Form meist gegen den Stiel etwas stumpfspitzig zuläuft, übrigens aber in gewissem Grade veränderlich ist. Die Farbe der Schale ist Anfangs blaßgrün, wird aber im Liegen goldgelb; die Sonnenseite ist blaß karminroth gestreift. Er gehört zur Classe der Streiflinge (s. Apfelbaum, 1ste Section IV. S. 394), und reift im December. (*Karmarsch.*)

Orange-Apricose (Oranien-Apricose) s. Apricosenbaum, 1te Section V. S. 11. (*Karmarsch.*)

ORANGEAT, heißen die in schmale lange Streifen zerschnittenen und eingemachten Orangenschalen. (*Karmarsch.*)

Orangebirn (Pomeranzenbirn) s. Birnbaum, 1te Section X. S. 239. (*Karmarsch.*)

Orangeblüthe s. Pomeranzenblüthe.

ORANGEBLÜTHENÖL (siehe oben 1te Sect. XVII. unter d. Art. Citrus, S. 322), ist frisch weiß und durchsichtig, und nimmt, nach Bonastre, durch Salpetersäure erst eine Eisenrostfarbe, aber nach 6 Stunden eine röthlichbraune Farbe an, mit Verlust seines Geruchs *).

Das Orangeblüthwasser (s. ebendas.), wird, nach Ader, von der Salpetersäure geröthet, von andern Säuren aber kaum gefärbt. Kalien scheinen das aromatische Princip einigermaßen im Wasser zu fixiren; Äther- und Fettöle damit geschüttelt entziehen es demselben. Daher wird die Salpetersäure in einem gehörig bereiteten Orangeblüthwasser ziemlich schnell eine schöne hellrothe Farbe hervorbringen; ist das Wasser minder reich an Arom, so wird die Farbe blos rosenroth ausfallen. Das in der Provence bereitete wird dieselbe Farbe zeigen, zugleich aber einen krautartigen Geruch entwickeln; ist es mit einem andern flüchtigen Öle verfälscht, so wird die Farbe nicht sehr merklich sein; dasselbe gilt von dem, welches mit nicht frisch bereitetem Öle erhalten worden ist; bei 1—2 Jahr alten wird gar keine Färbung mehr statt finden; (s. *E. Ader* im Journ. d. pharm. 1830. Juill. p. 417. Über künstl. Orangeblüthwasser s. Geiger's Magaz. f. d. Pharm. 1831. Jan. S. 47). Destillirter Essig, mit frischen Orangeblüthen und rectificirtem Orangeblüthengeist im trocknen Sandbade destillirt, gibt einen angenehmen Orangeblüthenessig. (*Th. Schreger.*)

ORANGEBURG, District in Süd-Carolina, welcher in Norden an Lexington und Richland, in Osten an

*) Überhaupt ist die Farbenänderung, welche die Salpetersäure mit ätherischen Ölen zeigt, viel deutlicher in den frisch ohne Mitwirkung der Hitze bereiteten Ölen, als in jenen, die schon einige Monate alt sind.

Sumter, in Südosten an Charleston, in Süden an Colleton, in Südwesten an Barnwell, in Nordwesten an Edgefield grenzt. Der Edisto und Santee sind die Hauptflüsse. Der Boden theils sandig und mit Nadelholz bewachsen, theils gut geeignet zum Bau von Mais, Reiß und Tabak. Im Jahre 1820 betrug die Zahl der Bewohner 15,653 und darunter waren 8829 Sklaven. Hauptort ist Orangeburg am Edisto. (*L. F. Kämtz.*)

ORANGEFARBE, die rothgelbe Farbe der Orangen. In der Malerei bedient man sich als einfacher orangegelber Farben des dunkeln Chromgelbs, des Realgars oder rothen Arseniks, oder eines aus Orlean bereiteten gelben Lackes, welcher erhalten wird, wenn man von Orlean mittels Pottaschenlauge eine Auflösung bereitet, und dieselbe durch Alaunauflösung niederschlägt. Häufiger indessen wird die Orangefarbe durch Zusammenmischen von Hellgelb und Roth, in gehörigem Verhältnisse, dargestellt. In der Färbekunst ist das Orange ebenfalls sehr oft keine einfache Farbe, sondern wird häufig durch Mischung aus Roth und Gelb hervorgebracht. Das Wesentlichste der Vorschriften zum Orangefärben ist Folgendes: 1) Einfaches Orange. — a) Aus Schwefel-Cadmium. Die Verbindung des Schwefels mit dem Cadmium hat eine schöne helle Orangefarbe. Um diese Verbindung auf einem zu färbenden Stoffe entstehen zu lassen, beizt man den Zeug zuerst in einer Auflösung von schwefelsaurem Cadmiumoxyd, und zieht ihn dann durch aufgelöstes Schwefelkali (Schwefelleber). — b) Aus chromsaurem Bleioxyd. Hier bewirkt man ebenso die Entstehung der gelben Verbindung durch Niederschlagung auf dem Zeuge. Man beizt denselben durch eine Viertelstunde oder länger in einer erwärmten Auflösung von basisch essigsaurem Bleioxyd, spühlt ihn, und verrichtet das Ausfärben in einer ebenfalls erwärmten Auflösung von neutralem chromsaurem Kali. Die Farbe wird höher, wenn die Bleiauflösung stark war, viel davon in den Zeug aufgenommen worden ist, und das Beizen und Ausfärben einige Male wiederholt wird. Diese beiden Farben sind schön und dauerhaft, widerstehen aber der Seife nicht ganz. — c) Aus Kurkume. Wolle und Seide nehmen, ohne vorläufige Beize, in einer mit Wasser gemachten Abkochung von Kurkumewurzel eine orangegelbe Farbe an, welche schön, aber gar nicht dauerhaft ist, und schon durch das Licht allein sehr bald zerstört wird. Weniger gut nehmen Leinen und Baumwolle die Farbe an. — d) Aus Orlean. Um Seide mit Orlean orange zu färben, werden auf 20 Pfund derselben 5 Pfund Orlean mit 5 Pfund Pottasche und der erfoderlichen Menge Wasser gekocht. Die Seide wird in der durchgegossenen warmen Brühe ausgefärbt, ohne vorläufig eine Beize zu erhalten; um der Farbe die gehörige Schattirung zu geben, zieht man die Seide zuletzt durch Wasser, welches mittels Essigs, Zitronensaftes oder Alauns säuerlich gemacht ist. Ähnlich verfährt man bei Leinen und Baumwolle, nur daß man hier doppelt so viel Pottasche zur Auflösung des Orleans anwendet. — e) Aus Quercitron. Wolle wird orange, wenn man sie in einem Bade von Quercitron, dem man schwefelsalzsaures Zinn zugesetzt hat, ausfärbt. 100 Pfund Tuch erfodern ungefähr 10 Pfund Quercitron und 10 Pfund schwefelsalzsaures Zinn. — 2) Gemischtes Orange. — a) Aus Fernambukholz und Scharte. 100 Pfund Wolle werden mit 11 Pfund Weinstein und 11 Pfund Zinnauflösung angesotten, und in einer Flotte ausgefärbt, welche Weinstein, Zinnauflösung, Scharte und Fernambukholz, von jedem 25 Pfund, enthält. — b) Aus Krapp und Gelbholz. Wolle, welche mit Weinstein und Zinnauflösung angesotten, und in einem mit Gelbholz versetzten Krappbade ausgefärbt wird, erhält eine Orangefarbe, die desto heller ist, je mehr man Gelbholz angewendet hat. — c) Aus Krapp und Wau. Man färbt Baumwolle und Leinen zuerst im Krappbade roth, siedet sie dann mit Alaun, und färbt sie endlich im Waubade. (*Karmarsch.*)

Orangefluss s. Oranjefluss.

Orangegelb s. Orangefarbe.

ORANGE-LEINEN. Eine Art bunter Kattune, nach ihrem Verfertigungsorte, Orange (im französischen Departement Vaucluse) so genannt. (*Karmarsch.*)

Orangelettes s. Orange.

ORANGEMEN. Diesen Parteinamen geben die Katholiken in Irland den Protestanten, welche die von ihnen genannte glorreiche Besiegung der papistisch-jakobitischen Partei in Irland unter Wilhelm III. von Oranien durch die Schlacht am Boyne 1690 und das dadurch begründete sogenannte „protestantische Übergewicht" mit lärmenden Processionen und Orangefarben jährlich begehen und dabei die Statue oder Büste jenes Königs bekränzen. Da diese Aufzüge nur dazu beigetragen haben, um die Erbitterung zwischen den protestantischen und katholischen Einwohnern Irlands immer von Neuem aufzuregen, hat die Regierung in den letzten Jahren alle solche Processionen verboten, doch scheint es nicht, daß das Verbot überall und lange geachtet wird. Die eifrigen Verfechter jener protestantischen Ansichten in Irland aus den höheren Ständen der Nobility und Gentry haben sich in Orangelogen vereinigt, deren Großmeister gegenwärtig der Herzog von Cumberland, Bruder des Königs, ist, und wenn gleich von der Thätigkeit dieser Logen lange Nichts verlautet hat, so scheinen sie doch auch nicht ganz geschlossen zu sein. Vergl. Irland und Emancipation. (*H.*)

ORANGEN (Pomeranzen), grüne (unreife), poma aurantiorum immatura, enthalten, nach der neuesten Analyse von Lebreton (im Journ. de Pharmacie 1828. XIV. p. 377, im teutschen Auszuge in Geiger's Magaz. für Pharmacie. 1828. Sptbr. S. 192 fg., und in Meißner's Berlin. Jahrb. d. Pharm. XXXI. 1. S. 205 fg. ꝛc.), außer einem flüchtigen Öle, Schwefel, Chlorophyl einer fetten und zusammenziehenden bittern Substanz, Citronsäure, Äpfelsäure, citronen- und äpfelsaur. Kalk- und Kalisalzen, Gummi, Eiweißstoff und Faser, einen eigenthümlichen Mischungstheil in ihrer grünen Schale und in ihrem weißen Marke, den Lebreton Hesperidin nennt, weil er ihn in andern Früchten der Hesperiden-Familie fand; auch ist derselbe in dem harzigen Stoffe enthalten, welcher sich mit der Zeit aus Citronenöl absetzt. Um ihn darzustellen, zieht man die

grüne Schale bei 25—30° Ctgr. mit Wasser aus, verdampft die braune sehr bittere Flüssigkeit bis auf drei Viertel, und trennt die niedergefallenen Eiweißflocken. Die Äpfelsäure wird dann durch Kalkwasser gesättigt, das Ganze zur Syrupsdicke abgeraucht, und mehrmals mit 40 grädigem Alkohol behandelt. Der gebildete Niederschlag besteht aus Gummi, etwas Eiweißstoff, äpfelsaurem Kalk und Bitterstoff. Die geistige Lösung liefert nach dem Verdampfen ein sehr bitteres, körniges Extract; wird dieses mit dem 20fachen Gewichte destillirten Essigs übergossen und geschüttelt, so setzt sich nach einiger Ruhe das Hesperidin erst als weißes Pulver, dann in warzigen Nadelgruppen ab. Diese sind weiß, von Seidenglanz, ohne Geruch und von bitterm Geschmack, der jedoch von einer sie begleitenden sehr bitteren Substanz herrühren soll.

Das Hesperidin wird vom Schwefeläther weder in der Kälte noch Wärme angegriffen; kalter Alkohol löst nur wenig davon auf, in der Wärme wirkt er stärker, läßt aber bei dem Erkalten einen Antheil fallen. Durch Wasser werden die geistigen Auflösungen nicht niedergeschlagen, sondern nur schwach getrübt. Kaltes Wasser wirkt nicht darauf; 600 kochendes Wasser lösen 10 Theile davon auf, doch scheiden sich bei dem Erkalten $\frac{9}{10}$ in Form aus feinen Nadeln bestehender Flocken plötzlich aus, und die Flüssigkeit bleibt durchsichtig. Bei längerem Kochen bedeckt sich die Wasserfläche mit einer dünnen, trüben Haut, welche wie Wachs aussieht. Von den Kalien wird das Hesperidin aufgelöst, und dadurch mit Wasser mischbar. Verdünnte Schwefelsäure verräth keine Wirkung; durch concentrirte wird die Auflösung erst orangegelb, dann schön roth gefärbt, nach 12 Stunden erscheint sie rostfarbig. Auch durch Wasserzusatz verschwindet das Roth. Von Salpetersäure wird die Hesperidinlösung in der Kälte erst röthlichgelb, dann orangegelb gefärbt. In der Wärme wird sie von ihr mit rostbrauner, ins Gelbe übergehender Farbe aufgelöst, und Oxalsäure nebst etwas gelbem Bitterstoff gebildet. Von der concentrirten Salzsäure wird sie grünlich gelb gefärbt, aber nicht bemerklich aufgelöst. Starke Essigsäure löst in der Wärme Alles auf, wird durch Wasser nicht getrübt, und gibt bei langsamer Verdünstung warzenförmige Krystalle. Weder die flüchtigen noch die fetten Öle wirken darauf ein. Das saure und neutrale essigsaure Blei fällen weder die geistige, noch wäßrige Auflösung. Mit dem schwefelsauren Eisenoxyd gibt sie einen rothbraunen Niederschlag. Bei gelindem Erwärmen phosphorescirt sie im Dunkeln. Bei 109° C. schmilzt das Hesperidin, bei stärkerer Hitze zersetzt es sich ohne Ammoniumentwickelung. Auf Glühkohlen verbrennt es mit Rauch und etwas würzigem Geruche. Aus diesem Allen geht hervor, daß sich das Hesperidin dem Olivil, Piperin und Caryophyllin nähert, durch mehre Eigenheiten aber auch wieder davon abweicht. Die spätern Untersuchungen der unreifen Pomeranzen von R. Brandes (in dessen Arch. des nordteutschen Apothekervereins rc. XXVII. 1), kommen in ihren Resultaten mit den Lebretonschen ziemlich überein. Brandes Aurantiin (Plisson's Aurad, richtiger Aurantinum (s. Orade), Pomeranzenbitter, wol nicht viel verschieden von dem Hesperidin), scheint nebst dem ätherischen Öle der wirksamste Bestandtheil der Früchte zu sein. Übrigens sind diese noch ausgezeichnet durch ihren großen Gehalt der in Wasser und Alkohol löslichen thierisch-vegetabilischen Materien, welche den Hauptbestandtheil der innern Marksubstanz und, mit Eiweiß verbunden, den unvollkommen entwickelten Samen ausmachen (vergl. den Artikel Citrus). (*Th. Schreger.*)

ORANGEN-CONSERVE wird bereitet, indem man Zucker, auf welchem für jedes Pfund eine Orange abgerieben ist, mit Wasser dick einkocht, in Papierkapseln ausgießt, und nach halbvollendetem Erkalten mit einem Messer in Stangen oder Täfelchen schneidet. — Conserve von Orangenblüthen erhält man, indem der zu Pulver gestoßene Zucker mit Orangenblüthen-Wasser eingekocht und ferner auf obige Weise behandelt wird. (*Karmarsch.*)

Orangenschalen, f. Pomeranzenschalen.

Orangerie, f. Citrus, Pomeranze, Garten-; Gewächshaus.

ORANGESSE, eine Art Likör, von den Schalen saurer Pomeranzen. (*Karmarsch*).

ORANGISTEN in der vormaligen Republik der sieben vereinigten Niederlande die Partei, welche es mehr mit dem Stadthouder hielt und dessen politische Interessen, Rechte, Macht und Einfluß vertrat; die ihr entgegenstehende Partei, die sich die Patriotenpartei nannte, suchte dagegen das Ansehen des Statthalters möglichst zu beschränken und das der aristokratischen Stände in den Provinzial- und Generalstaaten zu verfechten; jene rechnete meistens auf Englands oder Brandenburgs, diese auf Frankreichs Hülfe. Jene ließ den Ruf Oranje boven („Oranien hoch") hören und trug Cocarde und Farbe dieses Hauses. S. Niederlande. (*H.*)

ORANI, altes Volk in Asien hinter dem mäotischen See. *Plin.* H. N. VI. 7, 7. (*H.*)

ORANJEFLUSS, oder wie ihn die Colonisten nennen Groote Rivier, der t'Gariep der anwohnenden Koranas, einer der bedeutendsten Flüsse des südlichen Afrika, wurde im Jahre 1777 vom Capitain Gordon entdeckt und von diesem, seinem Fürsten zu Ehren, Oranjefluß genannt. Seine Quellen liegen an der Ostgrenze der Hochterrasse der Buschmänner, in der noch unbekannten Scheitelfläche des hohen Plateaus, im Norden der Schneeberge, welche das Kaffernland von der Hochterrasse scheidet. Campbell lernte vier Quellströme kennen, welche alle von Osten und Südosten herkommen und sich zwischen dem 28. und 29. Grad südlicher Breite in dem Meridiane der Algoabai zu einem Strombette vereinigt haben. Diese sind, von Ost nach West gerechnet, der Malalareen, der gelbe Fluß, der Alexanders- und der Cradbok-Fluß. Der gelbe Fluß ist bei seiner Einmündung schon breiter als die Themse bei hohem Wasserstande. Die Gegend umher ist trefflich. Truter, welcher durch den Fluß in 23 bis 24 Grad östlicher Länge (von Greenwich) und unter 29 Grad südlicher Breite setzte, fand ihn in zwei Arme getheilt, deren jeder etwa 1800 Fuß breit war. Das Wasser war tief und riß einen Wagen

fort. Lichtenstein fand im Julius eine Breite von 1720 Fuß und eine Tiefe von 20 Fuß.

Von Griquastadt aus fließt der Strom in Serpentinen über 100 Meilen nach Westen und nimmt bis zum Ocean keinen einzigen Fluß auf. Auf seiner nördlichen Seite hat er weite Ebenen, meistens unabsehbare Sandwüsten, an der Südseite aber zieht er an meist steilen Bergufern hin, deren nackte Klippenzüge sich häufig bis zum Strom erstrecken und ihn durchsetzen. Es ist an seinen Ufern fast gar kein fruchtbares Land; zahllose Steinblöcke, Rollkiesel liegen fast allenthalben. Nur verwachsenes Dickicht und Saftpflanzen wachsen am Ufer.

Westlich von Orlam-Kraal (21° östlicher Länge) wird das Ufer des Oranje so felsig, daß man große Umwege nach Süden über die Berge machen muß, um ihn in seinem untern Laufe weiter zu verfolgen. Oberhalb dieser Pässe liegt das Griqualand, unterhalb derselben das Namacqualand. Den Weg hinab hatten schon ehemals zwei Europäer nehmen wollen, sie fanden aber an den Felsreihen so viele Hindernisse, daß sie zurückkehrten. Campbell indessen suchte diese Schwierigkeiten zu besiegen. Einige Tagereisen westlich vom Orlam-Kraal zeigte die Landschaft sich in der wildesten Verwirrung. Die Felsen überdecken viele Meilen weit die Oberfläche, dicht gedrängt und überall zerklüftet und zwischen ihren tiefen Schlünden hindurch dringt der Strom, dessen Felsufer senkrecht wol 500 Fuß tief wie ausgehauen dastehen; hier waren reißende Stromschnellen. Diese Felsengen setzten weit gegen West fort über die Kabasberge und bis zur ersten Colonie der Namacquas, Pella, zu welcher man einen langen Hügel hinabsteigt. Letztere liegt eine Meile vom Flusse entfernt auf einem dürren, weißen Sandboden, der nur mit wenig zerstreuten Büschen bedeckt ist. Die Gegend umher ist unfruchtbar, gegen Norden und Osten von hohen, rauhen, schwarzen Bergen eingeschlossen. Die Ufer des Oranje sind hier so mit Felsklippen bedeckt, daß man nicht an ihnen leben kann. In einer Felskluft, die von der Colonie zu ihm hinführt, floß ein Salzbach, der acht Mal verschwand und wieder erschien. Campbell stieg aus dem Stromthal, das hier wie ein tiefer, gewaltiger Erdspalt den Boden durchschneidet, durch eine andere Felskluft wieder heraus; sie bildete eine ungeheuere Felsentreppe, 2 englische Meilen lang, Stufe über Stufe, deren viele 2 Fuß hoch und daher zu Pferde äußerst beschwerlich zu besteigen waren. Auf dem Gipfel dieser Felsen breitete sich die Sandebene aus mit Salpeter, wie überschneit.

Der Lauf des Flusses von Pella aus gegen Westen scheint ziemlich unbekannt zu sein. Lichtenstein bemerkt, der Strom verliere sich im Sande und verschwinde in den Wüsten, noch ehe er das Meer erreiche. Dieses ließe sich sehr gut aus dem Gegensatze des Klimas an den beiden Küsten des südlichen Afrika herleiten, indem der Strom dann das meiste Wasser hinabführt, wenn an der östlichen Küste die nasse Jahreszeit ist, während die fast senkrechte Sonne den Sand an der westlichen Küste fast ausgeglüht hat, während es in den Quellgegenden nicht regnet, dem Flusse also die Kraft fehlt, sich durch den Sand zu arbeiten, wenn häufige Regen an der Westküste herrschen. Dagegen erfuhr Campbell in der Capstadt, daß an der Mündung des großen Flusses eine Insel liege, welche das Gouvernement einem Privatmann geschenkt habe; noch andere kleinere lägen umher, die aber vielleicht zur Regenzeit überschwemmt seien; einige kleine Bäume ständen dort an dem Ufer und es gäbe wahrscheinlich auch Brunnen. Eine Flußbarre laufe quer durch den Strom, die 5 Faden Tiefe zur Fluthzeit habe. Am Ufer im Süden der Mündung sei eine Felsbucht, die zwei Schiffen Schutz gewähre und es sei möglich, dahin zu jeder Jahreszeit ein Schiff von der Capstadt zu schicken (Nach Ritter's Erdkunde I. 388—399). (*L. F. Kämtz.*)

ORANIEN, Orange. Die Fürsten von Oranien besaßen bis zum Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ein eigenes Ländchen im südlichen Frankreich, das Fürstenthum Orange. Dasselbe lag in dem heutigen Departement Vaucluse zwischen 44 Gr. 2 Minuten und 44 Gr. 11 Minuten der Breite, und 2 Gr. 15 Minuten und 2 Gr. 40 Min. westlicher Länge nach dem Meridian von Paris.

Das Fürstenthum Orange war im Westen begrenzt von dem Rhonefluß, im Norden von den Baronien Serignan, Piolens, Mornas, im Osten von den Ländchen Malaucene, Baumes, Sarrians und Camaret, im Süden von Chateauneuf und Bedarrides (s. *Joseph de la Pise* Tableau de l'Histoire des princes et principauté d'Orange. A la Haye MDCXL. Folio). — Nach der früheren Eintheilung Frankreichs lag das Fürstenthum Orange eingeschlossen von den Provinzen Languedoc, Provence, Dauphiné und der Grafschaft Avignon; nach den jetzigen Eintheilungen umfaßte es einen großen Theil des heutigen Arrondissements Orange und einen kleinern des Arrondissements Avignon im Departement Vaucluse. Das Fürstenthum Orange hat guten Boden, im Allgemeinen kalkartig, jedoch viel mit Thon und Sand gemischt. Das Ländchen ist sehr fruchtbar. Der nordöstlich liegende Mont Ventoux und seine weitgehenden Verzweigungen schützen vor rauhen Winden, und die Niederungen an der Rhone und anderen, das Ländchen durchlaufenden Flüssen, namentlich die Ouveze, Aigues und Meyne gewähren reichen Ertrag. Viele kleine Canäle sind schon vor langer Zeit zur Bewässerung des ergiebigen Ackers angelegt. Das Land ist eben, meist in sehr kleine Besitzungen getheilt und lieferte von jeher seinen Bewohnern so viel an Früchten, als zur Erhaltung des menschlichen Lebens nothwendig ist; wie denn auf der das Ländchen begrenzenden Rhone, die bei Orange schon 40 Meilen als schiffbarer Strom zurückgelegt hat, im breiten, wasserreichen Bette, der ewig sichere, seit Jahrhunderten viel befahrene Weg des Absatzes und Vertriebes aller Erzeugnisse der Natur und Kunst, zehn Meilen südlich in das Mittelmeer und alle Häfen der Welt, nördlich durch Flüsse und Canäle in alle Theile des schönen Frankreichs gegeben ist. Die Landesproducte sind aus dem Pflanzenreiche Weizen und Mais, Saffran und Krapp; es werden die schönsten Hülsen- und Gartenfrüchte, Melonen und Artischocken gewonnen, das schmackhafteste Obst, Birnen, Pflaumen, Pfirsichen, Mandeln und Feigen, gedeihen.

Auch Wein wird gebaut. In früherer Zeit ward der Ölbaum häufig angepflanzt; sonst und jetzt noch wird unter den Bäumen vorzugsweise der Maulbeerbaum zur Zucht des Seidenwurms cultivirt. Denn Seide ist das vorzüglichste Erzeugniß des Ländchens, überall, in Städten und in Dörfern, wird Seide gesponnen und bearbeitet.

Das ganze Fürstenthum Orange umfaßte bei seiner Vereinigung mit Frankreich nicht mehr als etwas über fünf □Meilen. Nach einer im Jahre 1642 (in dem oben erwähnten Werke von de la Pise) erschienenen Charte waren damals in den Ländchen etwa 30 Ortschaften, unter denen die Hauptstadt Orange mit jetzt etwa 9000 (wenn die Angaben in den alten Schriftstellern richtig sind, vor zwei Jahrhunderten mit 15,000 Einwohnern), ferner Courthezon mit jetzt 2972 Einwohnern, außerdem mit den Städtchen Jonquieres, Causans, Gigondas, Violez, Suzette und 23 andern Dörfern und Etablissements. — Die jetzige Einwohnerzahl des ganzen Landstrichs ist etwa 19,000 Menschen.

Die Stadt **Orange** hat dem Ländchen den Namen gegeben. Woher sie selbst den Namen erhalten, ist eine Streitfrage. Einige wollen den Namen, wie Mons a non movendo, oder lucus a non lucendo, von den Orangen herleiten, die nicht dort wachsen; und diese Erklärung ist gewiß unrichtig. Besser ist, den Namen von der alten Benennung herzuleiten. Orange hieß bei den Römern Arausio, griechisch *ΑΡΑΥΣΙΟΝ*. Dies, meinen viele, käme von *ΑΡΕΣ*, eine dem Mars geweihete Colonie der Griechen in Marseille, als Vormauer gegen die von Norden oft eindringenden Barbaren. Ganz neuerlich ist von Herrn v. Gasparin in seiner 1815 erschienenen Histoire de la ville d'Orange et de ses antiquités p. 2. noch eine andere Meinung aufgestellt. In der keltischen Sprache bedeutet die Endung ion beherrschen, und die Städte dieser Gegend mit dieser Endung haben von dem Flusse, an dem sie liegen, und den sie beherrschen, ihre Namen erhalten. Aven heißt, keltisch, der Fluß, daher Avenion, wobei die Rhone als der mächtigste Fluß *κατ' ἐξοχήν* blos Fluß, Cavaillon von Caval oder Cabal, wie der Cavaillon sonst hieß, Vaison von der Duveze: Duasion. Nun war der ursprüngliche Name des jetzigen Meyneflusses, an dem Orange liegt, Araïs, wie er sich in einer Gruppe von Häusern an dem Ufer des Meyneflusses in Orange selbst unverändert erhalten hat, und ergäbe sich so Arausion (Orange) von Araïs, wie Avignon von Aven, Vaison von Duveze, Cavaillon von Caval, als Stadt am Araïs. Das Wichtigste in der Stadt Orange sind heute noch für den Reisenden die merkwürdigen Reste alter Baukunst, die in und um den Ort sich vorfinden; ein Triumphbogen, ein Theater, ein Circus, ein Amphitheater, Aquäducte. Der Triumphbogen ist einer der am vollständigsten erhaltenen. Etwa 500 Schritt nördlich von den äußersten Häusern der Stadt Orange steht diese mächtige Ruine neben der Landstraße. Das Triumphthor bildet ein Parallelogramm, 60 Fuß hoch, auf beiden längeren Seiten, nach Norden und Süden 60 Fuß breit, auf den schmälern nach Westen und Osten etwa 40 Fuß breit. Die Hauptfronten nach Nord und Süd sind von drei Thoren durchbrochen. Die bewundernswerthen Reste des alten Theaters von Orange befinden sich am Fuße des alten Schlosses. Letzteres steht auf einem Berge an einem Ende der Stadt, und in diesen Berg waren die Sitze des Theaters hinein gebaut. Nicht weit vom Theater zeigen sich Reste des alten Circus, dessen offner Raum nach den neuern Ermittelungen wahrscheinlich fast die Hälfte der jetzigen Stadt umfing. Die Reste des Amphitheaters sind jetzt ganz verschwunden. — Dasselbe befand sich außerhalb der Ringmauern der jetzigen Stadt. — Auch vom Aquäducte finden sich nur unbestimmte Spuren; bestimmter sind alte Mauern, Mosaiken, Stücke alter Statuen, Münzen, die oft bei Ausgrabungen sich vorfinden.

Näheres über die Antiquitäten in Orange findet sich in dem oben bereits erwähnten Werke von de la Pise; in Maffei Galliae Antiquitates. Paris MDCCXXXIII. 4. Voyage dans les departemens du midi de la France Par *Aubin Louis Millin*. Paris 1807. 8. Th. 2. Malerische Fußreise durch das südliche Frankreich und einen Theil von Oberitalien von C. F. Mylius. Karlsruhe 1818. 2. Th. Histoire de la Ville d'Orange et de ses antiquités par *Mr. de Gasparin*. Orange 1815. 8.

Die ältesten Bewohner von Orange waren ein keltischer Volksstamm, die Cavaren (*οἱ Καούαροι*, *Strabo* IV. p. 185). Diese wurden später von den Galliern oft bekriegt; blieben aber, wenn auch oft unterdrückt, in ihren Sitzen, und schlossen sich nachher, als in Marseille die griechische Colonie aufblühte, enger an diese an; so daß griechische Cultur in diese Gegend eindrang und festern Fuß faßte. Als Hannibal über die Alpen gegen Rom zog, wehrten ihm die Griechen von Marseille und die Cavaren bei Orange beide als Bundesgenossen der Römer den Übergang über die Rhone in der Nähe von Orange, wurden aber von dem karthaginensischen Heere dort geschlagen. (*Livius* XXI. 20; *Polybius* III, 8.)

Die angrenzenden Gallier waren fortdauernd Feinde der Römer geblieben. Gegen diese zog zuerst der Proconsul Domitius Aenobarbus und besiegte sie im J. 120 vor Chr. zwischen Orange und Avignon bei Vindalium, Stadt der Cavaren, wahrscheinlich das heutige Bedarides (*Liv.* epit. 61). Später (im J. 105 vor Chr.) wurden die Römer an der Rhone von den Kimbern geschlagen (*Liv.* epit. 67.), worauf Marius Heerführer in Gallien ward, und die Kimbern und Teutonen bei Aix und St. Maximin schlug (*Liv.* epit. 68. *Flor.* III. 3. *Plut.* Mar. 15 sq.). — Nach dem Marius setzte Julius Cäsar die Bekriegung der Gallier fort und errichtete zur Sicherung der römischen Eroberungen feste Plätze und römische Colonien im südlichen Frankreich. Eine dieser Colonien war die Stadt Orange, die als Arausio Secundanorum, oder Arausio Colonia Secundanorum in mehren Stellen in den Alten vorkommt (*Pomponius Mela* II, 5; *Plin.* hist. nat. III. 4.).

Jahrhunderte hindurch blieb Orange eine römische Stadt. Nach dem Untergange des römischen Reichs, während der Völkerwanderung und in den nächst darauf fol-

genden Zeiten ward Orange von mehren Völkerstämmen nach einander eingenommen; — die Geschichte jener Zeit gibt keine nähere Auskunft über die Schicksale des Ländchens. Erst zur Zeit Karls des Großen wird desselben wieder erwähnt. — Im 8. Jahrhunderte hatten die Araber von Spanien aus das südliche Frankreich überschwemmt; und nachdem Karl Martell 732 durch die Schlacht bei Tours ihren Fortschritten Einhalt gethan, versuchten sie später wieder vorzudringen, wie sie denn namentlich Orange besetzt hielten. Damals soll Karl der Große dem Connetable de France, Wilhelm le Cornet — so genannt, weil er ein Horn im Schilde führte, — die Wiedereroberung des Landes übertragen haben. Dieser schlug die Araber 793 und erhielt dafür von Karl dem Großen Orange als eignes Fürstenthum. Wilhelm le Cornet blieb Feldherr Karls des Großen bis 804, in welchem Jahre er sich in ein Kloster zurückzog und 806 starb. Er war zweimal vermählt, zuerst mit Gunebunde, von welcher keine Nachkommenschaft angeführt wird, und später mit Guitburg oder Guibor, einer Saracenin, die er nach der Eroberung von Orange, nachdem sie Christin geworden, heirathete; mit ihr zeugte er vier Kinder, von denen die Tochter Herimberge ihm in der Regierung folgte.

Das Horn, welches Wilhelm le Cornet im Schilde führte, ward das Wappen des Fürstenthums Orange, und ist, wegen der Ansprüche des Königs Friedrich I. von Preußen auf Orange, in das Wappen des königlich preußischen Hauses übergegangen. In welcher Art und wie lange Herimberge regierte, ist nicht überliefert worden. Ihr folgten Hugo, Markgraf von Orange und Rorgon, Graf von Orange, welche bis 879 regierten; es wird berichtet, daß sie ihre Gerichtsbarkeit und Herrschaft in der Umgegend sehr erweiterten. Ihnen folgte Alatais, Gräfin von Orange (im J. 880.), welche ganz unter dem Einflusse des Bischofs von Orange und der Geistlichkeit stand. Ihr Sohn Rambaud I. regierte bis 910. Unter ihm ward die Stadt und das Ländchen Orange, wie erzählt wird, von der Pest und großer Sterblichkeit heimgesucht. Nach ihm folgte Boso um das Jahr 914.

Die Geschichte der bis hierher aufgeführten Fürsten von Orange, wie sie de la Pise, aus dessen ausführlichem und aus Urkunden und Handschriften zusammengetragenem Werke die nachfolgenden Nachrichten großentheils entlehnt worden sind, und Bonaventura (Histoire de la ville et principauté d'Orange à la Haye 1741. 4.) angeben, ist zum mindesten sehr unsicher, obwol de la Pise auch in Beziehung auf die Geschichte dieser Fürsten handschriftliche Nachrichten als seine Quellen angibt. Erst mit dem nach Boso angeführten Fürsten von Orange Gerald Adhemar 1086. — zwischen welchem und Boso offenbar mehre fehlen, — beginnt eine glaublichere Reihefolge der Fürsten des ersten Hauses Orange. Daher werden von den Neueren (l'Art de verifier les Dates) jene früheren Fürsten ganz ausgelassen; und mehre Namen der folgenden Fürsten, insbesondere die viel vorkommenden Namen Wilhelm, mit einer geringeren Zahl versehen; so daß bei de la Pise der berühmte Wilhelm von Oranien der XI. ist, während in den neuern Werken er als Wilhelm VIII. von Orange aufgeführt ist.

Gerald Adhemar regierte von 1086 bis 1096. Ihm folgte Rambaud II., Graf von Orange, im Jahre 1096. Er nahm Theil an dem Kreuzzuge unter Gottfried von Bouillon, und starb während desselben im Orient. Seine Tochter Tiburge I. war seine Erbin; sie verheirathete sich mit Wilhelm von Orange, der wahrscheinlich von Hugo, Markgrafen von Orange, abstammte, und als Wilhelm II. von Orange das Fürstenthum regierte. Tiburge I. und Wilhelm II. regierten bis 1150, nahe an 40 Jahre. Ihre Tochter Tiburge heirathete, nach de la Pise, Bertrand de Baux, von dem alle Fürsten der zweiten Linie von Orange abstammen. Tiburge I. und Wilhelm II. theilten ihr kleines Fürstenthum unter Wilhelm III. und Rambaud III. Letzterer starb ohne Erben, und vermachte an die Geistlichkeit seine Hälfte des Fürstenthums Orange. Wilhelm III. folgte in seiner Hälfte Wilhelm IV. und seine Schwester Tibour. Letztere vermachte ihren Antheil, also ¼ des Fürstenthums, dem Hospital des heil. Johannis von Jerusalem. Wilhelm IV. folgte sein Sohn Rambaud IV. bis 1177. Er starb ohne Erben, und war nach alten Schriftstellern ein guter Ritter, gewandt und tapfer in Waffen, und geachtet als provençalischer Dichter. Nach ihm fiel die Herrschaft Orange an Tiburge III. und Bertrand de Baux mit dem die zweite Linie des Hauses Orange beginnt.

Hiernach haben aus dem ersten Hause, dem Hause Orange, wenn man von Wilhelm le Cornet beginnt, 12 Regierungen Statt gefunden: 1) 793, Wilhelm le Cornet; 2) 806, Herimberge; 3) 839, Hugo und Rorgon; 4) 880, Alatais; 5) 910, Rambaud I.; 6) 914, Boso; nach ihm fehlen einige Regierungen, die nicht bekannt sind. 7) 1086, Gerald Adhemar; 8) 1096, Rambaud II.; 9) 1111, Tiburge und Wilhelm II; 10) 1150, Wilhelm III. und Rambaud III.; 11) 1174, Wilhelm IV. und Tibour; 12) 1177, Rambaud IV.

Fängt man die Regentenlinie, wie von mehren geschieht, mit Gerald Adhemar im J. 1086 an, so sind nur sechs Regierungen vorhanden, und die Zahlen bei Rambaud und Wilhelm vermindern sich um eins, sodaß Rambaud III. schließt, und Wilhelm III. ihm vorhergeht; und diese Differenz setzt sich bei allen folgenden Regenten fort. Weltgeschichtliche Bedeutung hat diese Regentenlinie nicht, es wäre denn, daß man den Kämpfen Wilhelms le Cornet gegen die Araber, und dem von ihm abgeleiteten Ursprunge eines noch heute bekannten Wappens, sowie der Theilnahme eines Fürsten von Orange an dem ersten Kreuzzuge Glauben gewähren und eine welthistorische Bedeutung beilegen wollte.

Zweite Linie der Fürsten von Orange: Haus de Baux.

Aus diesem Hause haben 9 Fürsten in Orange regiert, deren Namen wir hier übersichtlich voranstellen: 1) 1173, Bertrand de Baux; 2) 1183, Wilhelm V.;

3) 1225, Wilhelm VI. und Raymund I.; 4) 1239, Wilhelm VII.; 5) 1248, Raymund II.; 6) 1272, Bertrand II. und Raymund III.; 7) 1282, Bertrand III.; 8) 1314, Raymund IV.; 9) 1340, Raymund V.

Es ist oben angeführt worden, daß nach 1150 Tiburg und Wilhelm II. von Orange, deren Tochter Tiburg mit Bertrand de Baux vermählt war, das Ländchen Orange unter ihre Söhne Wilhelm III. und Rambaud III. theilten. — Der Antheil Wilhelms III. kam 1173 an Tiburg und Bertrand de Baux. — Die Linie Rambaud's III., und der Antheil desselben blieben noch getrennt und kamen in die Hände der Geistlichkeit. Erst unter Bertrand III. und Raymund IV. ward im Anfange des 14. Jahrhunderts die Herrschaft des an sich schon kleinen Ländchens wieder vereinigt; wobei noch unter zwei Regierungen (3.) Wilhelm VI. und Raymund I. und (6.) Bertrand II. und Raymund III. die Hälfte des Fürstenthums wieder getheilt war. Bertrand III. erkaufte von der Geistlichkeit, was letztere von Orange noch besaß. — So hinterließ er seinem Sohne Raymund III. die volle Herrschaft, und es ward Gesetz, daß keine Theilung wieder Statt finden dürfe.

Von den einzelnen Regierungen aus dem Hause de Baux ist etwa Folgendes zu bemerken: Bertrand I. ward vom Kaiser Friedrich I., als dieser 1178 in der Kathedrale zu Arles zum König der Provence gekrönt wurde, ausdrücklich mit dem Titel eines „Fürsten" von Orange belehnt. Seit dieser Zeit führen die Herren von Orange immer den Titel: Fürst, während sie früher sich nur Markgrafen oder Grafen nannten. Bertrand de Baux lebte in Feindschaft mit Raymund V., Grafen von Toulouse, auf dessen Befehl er Ostern 1181, da er unbewaffnet das Gebiet von Toulouse betreten hatte, ermordet ward. Sein Sohn und Nachfolger Wilhelm V. erhielt von Kaiser Friedrich II., der ihn sehr liebte, in Metz, nach einer Urkunde vom 13. Januar 1214, den Titel als König von Arles. Wilhelm V. erklärte sich in dem damaligen Kreuzzuge gegen die Albigenser wider letztere, und bekriegte die Bewohner von Avignon, welche die Albigenser unterstützten. Er fiel in die Gefangenschaft seiner Feinde und ward, nach der in jenen Kreuzzügen herrschenden grausamen Sitte, da er überdies sehr gehaßt ward, lebendig geschunden und sein Leichnam in Stücke zerrissen, im Juni 1218. Wilhelm V. von Orange wird zu den Troubadours gerechnet, sein Charakter als sehr unbeständig getadelt.

Unter Wilhelms VI. und Raymunds I. Regierung ward 1229 Avignon, weil es die Albigenser aufgenommen hatte, vom Papste mit dem Interdicte verfolgt, und von Ludwig VIII., König von Frankreich, belagert und erobert. Bald nachher erhielt der Papst Avignon und die Grafschaft Venaissin. Unmittelbaren Antheil an diesen Begebenheiten nahmen Wilhelm und Raymund nicht; beide aber blieben mit Kaiser Friedrich II. verbunden, führten auch den Titel Könige von Arles.

Wilhelm VII. regierte noch einige Jahre neben Raymund I.; jeder von ihnen hatte nur einen Theil von Orange. Sie lebten in gegenseitiger Fehde.

Raymund II. regierte von 1248 bis 1272. Er erkaufte 1264 die Besitzungen Camaret und Jonquieres, und hatte fortwährend Streit mit den Geistlichen in Orange, die er in ihren Anmaßungen zu beschränken sich bemühte. Auch er führte noch den Titel: König von Arles; trat solchen aber 1265 an Karl von Anjou, Bruder König Ludwigs IX. von Frankreich, auf das Ansuchen des letzteren ab.

Von den beiden Fürsten von Orange, Bertrand II. und Raymund III., ging ersterer in das gelobte Land, woselbst er 1300 starb. Raymund III. war ein tapferer Ritter und führte den Beinamen le Victorieux. Sein Sohn und Nachfolger Bertrand III. vereinigte, wie schon oben bemerkt, das Fürstenthum Orange. Er regierte glücklich und lange, bis 1335; und war eng verbunden mit Karl II., König von Neapel und Grafen von Provence, der ihn zum Grafen von Avellino ernannte. Sein Sohn und Nachfolger in der ganzen Herrschaft, Raymund IV., lebte und regierte nur wenige Jahre, bis 1340. Ihm folgte sein Sohn Raymund V., der 53 Jahre bis 1393 regierte, und der letzte Fürst von Orange aus dem Hause le Baux ist. Er war ein kriegerischer Fürst, der in den damaligen Fehden der kleinen Fürsten im südlichen Frankreich viele Kämpfe bestand. So lag er lange Zeit in Fehde mit Katharine von Baux, die er gefangen nehmen und hart behandeln ließ. Dies erfuhr Johanna, Königin von Sicilien und Gräfin von Provence, welche Raymund, wegen des Verbrechens des Aufruhrs, zum Tode verurtheilte. Seine Gemalin, Johanna von Genf, erbat seine Freisprechung, die ihm 1370 gewährt ward. Raymund ließ die Stadt Orange befestigen, namentlich das Schloß in derselben, und errichtete in Orange eine Universität. Das Datum der Errichtungsurkunde ist vom 27. Mai 1365. Raymund V. starb den 20. Febr. 1393. Er war zweimal verheirathet, zuerst mit Constance de Trians, mit der er keine Kinder hatte; sodann mit Johanna von Genf, die ihm zwei Töchter gebar: Marie, verheirathet mit Johann I. von Chalons, Erbin von Orange, und Alix, Baronin von Baux und Gräfin von Avellino. So kam durch Marie und ihren Gemal Johann das Fürstenthum Orange an das Haus Chalons, die dritte Linie der Regenten des Fürstenthums Orange. — Auch die Fürsten der zweiten Linie de Baux haben keine weltgeschichtliche Bedeutung. Nur zeigt sich schon in dieser Reihe von Fürsten die aus ihren Verhältnissen nothwendig sich entwickelnde Erscheinung, daß sie, um ihre Selbständigkeit zu erhalten, sich an größere Herrscher anschließen mußten, und daß ihnen ein Hinneigen zu Frankreich und dessen Königen nicht günstig war, weshalb sie meist mit den Frankreich feindlichen Fürsten sich vereinigten, wie dies in der Folge immer deutlicher hervortritt.

Dritte Linie der Fürsten von Orange: Haus Chalons.

Aus diesem Hause haben nur fünf Fürsten über das Ländchen Orange geherrscht. 1) Johann I. von Chalons und Marie de Baux von 1393 bis 1418. 2) Louis I. le Bon von 1418 bis 1463. 3) Wilhelm VIII. von

1463 bis 1475. 4) Johann II. von 1475 bis 1502. 5) Philibert von 1502 bis 1530.

Johann I. erweiterte seine Besitzungen durch Erbanfälle, und erhielt so die Schlösser Curnier, Montbrison und Montréal; auch erhob er, im Namen seiner Gemalin, Marie de Baur, nach dem Tode ihres Verwandten, Humbert de Villars, Ansprüche auf die Grafschaft Genf. Otto von Villars setzte sich jedoch in Besitz der Grafschaft, und überließ solche, da er einsah, daß sein Erbrecht geringer war als das der Marie de Baur, an Amadeus von Savoyen, gegen welchen Johann I. seine Ansprüche demnächst nicht weiter verfolgte. In den hierauf in Frankreich im Anfange des 15. Jahrhunderts, während der Krankheit Karls VI. ausgebrochenen innern Kriegen zwischen den Häusern Orleans und Burgund, nahm Johann I. von Orange lebhaft Partei für Johann von Burgund. Im Jahre 1407 begleitete er den letztern in den Feldzug gegen Lüttich, dessen Bewohner sich empört hatten, und leistete ihm erfolgreichen Beistand. In dem darauf folgenden innern Kriege in Frankreich führte Johann von Orange einen Theil der Truppen des Herzogs von Burgund, ward 1411 in St. Denys eingeschlossen, und mußte sich nach langer Vertheidigung an die Partei des Herzogs von Orleans unter der Bedingung ergeben, sechs Monate hindurch an den Kriegen zwischen den Häusern Orleans und Burgund keinen Antheil zu nehmen. Nach Ablauf dieser Zeit trat er wieder zur Partei des Herzogs von Burgund und ward zu dessen „Lieutenant général" ernannt. Bald nachher, im Juni 1417, verlor Johann seine Gemalin Marie de Baur, und starb selbst nicht lange nachher den 4. Decbr. 1418. Ihm folgte sein Sohn, Louis von Chalons, genannt der Gute, 1418—1462. Louis, der wegen seiner Rechtschaffenheit den Beinamen des Guten erhielt, schloß sich, wie sein Vater, eng an das Haus Burgund an, und war als Bundesgenosse des Herzogs Philipp von Burgund 1420 bei der Belagerung von Melun; jedoch weigerte er sich, dem König Heinrich V. von England den Eid zu leisten. Demnächst verband er sich mit Savoyen gegen Frankreich, ward aber 1429 bei Authon von Ludwig von Gaucourt, dem Statthalter von Dauphiné, geschlagen, und rettete sich von persönlicher Gefangenschaft dadurch, daß er, ganz bewaffnet, wie er war, zu Pferde durch die Rhone schwamm. In den nächstfolgenden Jahren verwüsteten die französischen Heere das Ländchen Orange, weshalb Ludwig dem Grafen von Provence, Ludwig III., für die Grafschaft Orange den Lehnseid leistete, um Hülfe gegen die verheerenden feindlichen Truppen zu erhalten. Er befreite sich von diesem Lehnsverhältnisse durch Zahlung von 15,000 Livres an Renatus, den Nachfolger von Ludwig III., nachdem er seine Besitzungen von Frankreich wieder erhalten hatte; da er einer von denjenigen Fürsten war, die am eifrigsten die Versöhnung Burgunds mit Frankreich betrieben hatten. Ludwig der Gute (le Bon) starb am 13. Dec. 1463, 75 Jahre alt. Er war dreimal verheirathet gewesen; mit Johanna, Gräfin von Montbelliard; Eleonore, Tochter des Grafen von Armagnac; und Blanca von Gemaches. Sein Sohn Wilhelm aus erster Ehe folgte ihm.

Wilhelm VIII. von Orange, von 1463 bis 1475, führte eine sehr unglückliche Regierung. Gleich nach dem Tode seines Vaters ging er nach Jerusalem, und überließ Orange an Ludwig von Vienne. Nach seiner Rückkehr verband er sich mit dem Herzoge Karl von Burgund, und focht mit ihm gegen die Lütticher im J. 1468, wobei er mehre Wunden erhielt und sich großen Kriegsruhm erwarb. Ein Jahr nachher, 1469, verließ er die Partei Karls von Burgund, da er mit der Entscheidung unzufrieden war, die Karl, als Schiedsrichter, in einer Streitsache zwischen ihm und seinem Bruder gefällt hatte. Nach Orange zurückgekehrt, errichtete er daselbst ein Parlament im J. 1470. Der Herzog von Burgund, aufgebracht über seinen Abfall, ließ alle die Güter einziehen, welche Wilhelm in Burgund besaß. Unterdessen blieb das Fürstenthum Orange selbst nicht ruhig. Das Parlament, welches Wilhelm errichtet hatte, misfiel den Unterthanen, weil es sie in ihren Freiheiten beschränkte. Sie erwirkten sich, die ungünstigen Verhältnisse ihres Fürsten benutzend, von ihm die Erlaubniß, von dem Parlament in Orange noch an ein anderes Tribunal zu appelliren. Ludwig XI., König von Frankreich, an dessen Hof sich Wilhelm begab, unterstützte unter der Hand die Wünsche der Stadt Orange, während er den Fürsten Wilhelm durch leere Versprechungen hinhielt. Als dieser endlich bemerkte, wie er von Ludwig XI. hintergangen war, faßte er den Entschluß, sich wieder mit dem Herzoge von Burgund zu vereinigen, worauf ihn Ludwig XI., als er auf der Reise nach Burgund sich befand, von dem Statthalter von Dauphiné, Baron von Lude, festnehmen ließ, ihn 18 Monate in Lyon gefangen hielt, und ihm die Freiheit nicht eher wieder gab, als bis er ein Lösegeld von 40,000 Thalern versprach und dem Könige von Frankreich den Eid der Treue leistete und die Oberhoheit über das Fürstenthum Orange zugestand. Hiergegen protestirte Renatus, Graf von Provence, mit der Behauptung, daß die Lehnshoheit über Orange immer dem Grafen von Provence zugestanden habe. Wilhelm aber erklärte, daß sein Vater Ludwig dem Könige Renatus die Lehnshoheit über Orange abgekauft habe; daß er solche jetzt wiederum an Ludwig XI., König von Frankreich, verkaufe, indem er über den richtigen Empfang des Kaufpreises von 40,000 Thlrn. quittirte. Dies war die Summe seines Lösegeldes, die er nun nicht baar zahlte, wol aber die Lehnshoheit seines Landes dafür an Frankreich abtrat. Dies geschah 1475. — Noch in demselben Jahre starb Wilhelm VIII. von Oranien. — Wilhelm war verheirathet mit Katharina, Tochter Richards von Bretagne, Grafen von Etampes. Er hatte mit ihr nur einen Sohn, Johann II., der in der Regierung folgte, von 1475 bis 1502.

Johann II. hatte mit Unwillen die Gefangenschaft seines Vaters ertragen; er eroberte bald wieder seine Güter in Orange und Burgund, die seine Verwandten während der Abwesenheit seines Vaters sich angeeignet hatten, und schloß sich an den Herzog von Burgund an.

Ludwig XI. suchte ihn zwar wieder dadurch zu gewinnen, daß er ihm die Statthalterschaft von Burgund verhieß; auch diente ihm Johann aufrichtig und bewirkte, daß französische Truppen in mehre Städte von Bourgogne eingelassen wurden. Dessenungeachtet hielt Ludwig XI. in keiner Art Wort gegen ihn, weshalb Johann II. sich für Marie von Burgund erklärte, und sich mit den Großen verband, die ihre Partei genommen hatten. Hierauf erklärte ihn der König Ludwig XI. unterm 7. Sept. 1477 des Verbrechens der verletzten Majestät für schuldig, und auf ewig für verbannt aus dem Königreiche. Johann machte indessen Fortschritte in der Grafschaft Bourgogne, siegte über die Franzosen in der Schlacht bei Esmagni und führte den Krieg fort bis zum Frieden von Arras 1482. Nach dem Tode Ludwigs XI. schloß er sich der Ligue des Herzogs von Orleans gegen die Regierung an. Er ward mit diesem Herzoge am 18. Juli 1488 in der Schlacht von St. Aubin du Cormier gefangen genommen, und auf das Schloß von Angers gebracht. Nach wiedererhaltener Freiheit begleitete er Karl VIII. auf seinen Kriegszügen in Italien, war bei der Belagerung von Neapel und mit dem Herzoge von Orleans, der nachher, als Ludwig XII. den französischen Thron bestieg, vor Mailand. Ludwig XII. gab ihm die freie und unabhängige Souverainetät über Orange zurück, wobei die Kosten, welche Johann II. in den italienischen Feldzügen aufgewandt hatte, als Zahlung der stipulirten Einlösungssumme von 40,000 Thlrn. betrachtet wurde. Johann II. starb am 25. April 1502. Von seiner ersten Gemalin, Johanna von Bourbon, hatte er keine Kinder; mit seiner zweiten, Philiberte von Luxemburg, erzeugte er zwei Kinder, einen Sohn, Philibert, der ihm folgte, und eine Tochter, Claudia, die in ihrem mannbaren Alter an den Grafen Heinrich von Nassau verheirathet werden sollte, was auch geschah. Beide Kinder wurden gegenseitig substituirt, so daß, wenn das Eine oder das Andere ohne Kinder sterben würde, die Kinder des Andern folgen sollten.

Philibert von Chalons, Fürst von Orange, war drei Wochen alt, als sein Vater starb. Seine Mutter gab ihm eine treffliche Erziehung und beherrschte mit Weisheit, während seiner Minderjährigkeit, das Ländchen Orange. Als Philibert 15 Jahre alt war, erklärte Franz I. im J. 1517 alle seit Karl VII. veräußerte Domainen in Frankreich für Staatseigenthum; und auch Orange sollte in diesem Edicte begriffen sein. Philibert begab sich hierauf nach Paris, mit großem Gefolge, um einen Widerruf dieses Edicts in Bezug auf Orange zu bewirken, welches ihm jedoch nicht zu seiner Zufriedenheit gelang, wenn gleich Franz I. im J. 1519 die halbbewilligenden, halb ausweichenden Erklärungen abgab, daß Philibert ungestört im Besitze von Orange bleiben, dessen Einkünfte ungekürzt genießen sollte u. dgl. Hierauf nahm Philibert in dem 1520 zwischen Franz I. und Karl V. ausgebrochenen Kriege lebhaft Partei für Karl V. und ward einer der vorzüglichsten Feldherrn desselben. Franz I. nahm darauf Besitz von Orange, und ließ es durch den Marschall von Coligny verwalten. Karl V. beschenkte dagegen Philibert 1522 mit mehren Besitzungen in Flandern, und Franz I. setzte ihn von seiner Gefangenschaft in Madrid aus wieder in Orange ein. In den fernern Kriegen Karls V. blieb Philibert immer in seinem Heere. Im Jahre 1526 diente er unter dem Herzoge von Bourbon. Dieser ward bei der Erstürmung Roms verwundet, und starb an seinen Wunden, aber der Prinz von Orange, Philibert, verheimlichte seinen Tod den Truppen während der Schlacht, und vollendete siegreich den Sturm 1527. Hierauf wählte die Armee Karls V. einstimmig Philibert zum Heerführer. Er zog von Rom nach dem Königreiche Neapel, aus welchem er die Franzosen vertrieb. Im folgenden Jahre 1528 belagerte er mit der Armee Karls V. Florenz, woselbst er in einer Schlacht am 3. August 1530 in einem Alter von 28 Jahren blieb. Die Geschichtschreiber sind voll des Lobes dieses Fürsten von Orange. Er gehört zu den größesten Helden seiner Zeit. Sein früher Tod erregte allgemeine Theilnahme; mit den größesten militairischen Ehrenbezeigungen ward sein Leichnam in feierlichem Trauerzuge nach Orange gebracht, und das Wappen des Hauses Chalons über seinem Grabe zerbrochen. Denn Philibert, von dem man sagte, daß er Katharina von Medicis, nachherige Königin von Frankreich, liebte, und wahrscheinlich geheirathet hätte, wenn Florenz in seine Hände gefallen wäre, starb unverheirathet und ohne Erben.

Die Fürsten von Orange aus dem Hause Chalons haben insofern allgemeine Bedeutung in der Geschichte, als sie größeren Weltbegebenheiten sich anschlossen, wie namentlich bei Johann II. und Philibert der Fall war. Ihre besondere Geschichte und ihr Verhältniß zu Frankreich gibt den Beweis, wie Letzteres darauf bedacht war, sie zu drücken und in Abhängigkeitsverhältnisse zu bringen, welche sich nur löseten, wenn die Fürsten von Orange ihnen zur Erreichung größerer Zwecke und in bedeutenderen Kriegen behülflich waren. Höchst interessant bleibt die Geschichte Johanns II. zur Charakteristik Ludwigs XI. von Frankreich. Mußte die Geschichte ihrer Vorfahren die Fürsten von Orange lehren, wie gefährlich ihnen Frankreich war, so war es, als ein teutsches Haus das Ländchen erhielt, noch natürlicher, daß die Fürsten aus diesem Hause mit den Feinden Frankreichs sich enger verbanden, bis das Ländchen zuletzt, nicht ohne Gewaltschritte, ganz mit Frankreich vereinigt wurde.

Vierte Linie der Fürsten von Orange: Haus Nassau.

Aus diesem Hause haben sieben Fürsten nach einander über Orange geherrscht, nämlich: 1) Renatus von Nassau, 1530—1544; 2) Wilhelm IX. von Orange — bekannt als Wilhelm von Oranien —, der muthige Vertheidiger der Niederlande, 1544—1584; 3) Philipp Wilhelm, 1584—1618; 4) Moritz von Nassau, 1618—1625; 5) Friedrich Heinrich, 1625—1647; 6) Wilhelm X., 1647—1650; 7) Wilhelm Heinrich, 1650—1702, worauf das Fürstenthum Orange unter Ludwig XIV. mit Frankreich vereinigt ward.

1) Renatus von Nassau, Fürst von Orange von

1530—1544. Johannes II. Tochter, Claudia, älter als Philibert, hatte sich 1515 mit Heinrich von Nassau vermählt. Ihr Sohn Renatus, 1518 geboren, Neffe Philiberts, folgte diesem nach dem Testamente in der Herrschaft von Orange 1530, im 13. Jahre seines Lebens. Renatus, dem Beispiele seines Onkels Philibert folgend, verband sich mit dem Hause Österreich; weshalb Franz I. schon 1531 Orange von französischen Truppen besetzen ließ, unter dem Vorwande, die Rechte der Großmutter des Renatus, Philiberte von Luxemburg, zu vertreten. Im Jahre 1531 ward nach einem zwischen Karl V. und Franz I. geschlossenen Vergleiche Renatus als Herr von Orange anerkannt. In den darauf folgenden Kriegen zwischen Franz I. und Karl V. blieb er auf der Seite Karls, der ihm 1540, außer der ihm schon früher übergebenen Statthalterschaft von Bourgogne, die von Holland, Seeland und Friesland übertrug. Renatus focht mit abwechselndem Glücke in den Niederlanden gegen die französischen Truppen, und drang nachher siegreich gegen Jülich und Cleve vor, da der Herzog von Cleve Partei für Frankreich genommen. Im Jahre 1542. Abermals ließ hierauf Franz I. Orange in Besitz nehmen, während Renatus den Kaiser auf den Feldzügen in der Picardie begleitete und dort, 26 Jahre alt, bei der Belagerung von St. Dizier am 18. Juli 1544 das Leben verlor. Sein Herz ward nach Bar-le-Duc gebracht, und dort in der Kirche des heiligen Maximilian verwahrt. Renatus hatte sich 1540 mit Anna, Tochter Antons, Herzogs von Lothringen, vermählt. Er hatte keine Kinder mit ihr, und setzte seinen Vetter, Wilhelm von Nassau, im Testamente vom 20. Juni 1544 zu seinem Nachfolger ein. Die Väter des Renatus und des Wilhelm waren Brüder. Die folgende kleine Stammtafel zeigt die Verwandtschaft.

Johann von Chalons † 1502. Prinz von Orange.
- Philibert. † 1530.
- Claudia. † 1521.

Johann der Jüngere, Graf zu Nassau, Besitzer vieler Güter in den Niederlanden. † 1516.
- Heinrich, Graf zu Nassau und Herr in Niederland.
- Wilhelm der ältere, Gr. zu Nassau und Besitzer der Güter in Teutschland. † 1559. — ist reformirt — verheirathet mit Walpurgis, Tochter des Grafen Egmont, und nachher mit Juliane, Gräfin von Stolberg; mit der er eilf Kinder hat, unter diesen:
  - Wilhelm IX. von Oranien, als ältesten Sohn.

Claudia + Heinrich:
- Renatus, Graf zu Nassau, Fürst von Orange.

2) Wilhelm (IX.) von Oranien, 1544—1584. Da, wie die Stammtafel zeigt, Wilhelm eigentlich gar nicht von dem Hause Chalons abstammte, so machte ihm der Herzog von Longueville, der von Marie de Baux und Johann III. von Chalons, das Recht auf Orange streitig. Die Ansprüche des Herzogs wurden aber wegen der testamentarischen Bestimmung des Renatus und der nahen Verwandtschaft Wilhelms mit Renatus abgewiesen. Schon in dieser Streitsache nahm sich Kaiser Karl V. lebhaft Wilhelms an, der überhaupt sein Liebling war, und einen großen Theil der Jugend in der Nähe des Kaisers zubrachte. Wilhelm war 11 Jahre alt, als Renatus starb, und er zur Erbschaft von Orange berufen ward. Er befand sich damals in Teutschland, um in den Wissenschaften und der reformirten Religion erzogen zu werden. Karl V. nahm ihn zu sich, behielt ihn neun Jahre bei sich, und nöthigte ihn, öffentlich die katholische Religion zu bekennen, welches jedoch die frühern Eindrücke seiner Jugend nicht unterdrückte, sodaß er im Mannesalter der weltberühmte Gegner Spaniens, Verfechter der niederländischen Freiheit und siegreicher Kämpfer für Religions- und Gewissensfreiheit geworden ist. Im Jahre 1550, im 18. Lebensjahre, verheirathete er sich zum ersten Male mit Anna, Gräfin von Büren, einziger Tochter und Erbin des Hauses Launoy, nach dem Wunsche Karls V.

In Orange hatte sich um diese Zeit die reformirte Religion schon sehr verbreitet, und die Bürger- und Religionskriege auch dieses Ländchen erschüttert. Noch 1561 erließ Wilhelm IX., als Deputirte aus Orange ihn um Schlichtung des Streites zwischen Reformirten und Katholiken baten, ein Edict, nach welchem in dem Fürstenthume Orange die katholische Religion aufrecht erhalten werden sollte. Indessen vermählte sich Wilhelm von Oranien 1561, nach dem Tode seiner ersten Gattin, mit Anna von Sachsen, einer Lutheranerin, Tochter des berühmten Herzogs und nachherigen Kurfürsten Moritz von Sachsen, nach evangelischem Ritus. Von jetzt an tritt sein offener Bruch mit dem Cardinal Granvella in den Niederlanden ein und die Geschichte Wilhelms von Oranien fällt ganz der niederländischen anheim, sodaß ihre Erzählung an einen andern Ort gehört. — In wiederholten Edicten erklärte er für das Ländchen Orange gänzliche Gewissensfreiheit und Schutz für die dort immer mehr sich verbreitenden Reformirten.

Am 10. Juli 1584 ward Wilhelm von Oranien, in einem Alter von 52 Jahren, von Balthasar Gerhardt zu Delft erschossen, nachdem mehre vorher von andern schon gegen ihn unternommene Mordversuche mißlungen waren. Wilhelm von Oranien war vier Mal verheirathet: a) mit Anna von Büren, von 1550—1558, von seinem 18. bis 26. Lebensjahre. Aus dieser Ehe war ein Sohn, Philipp Wilhelm, geboren 1554, und eine Tochter, Marie, verheirathet mit Philipp von Hohenlohe; — b) mit Anna, Tochter des Kurfürsten von Sachsen, Moritz, von 1561—1576. Aus dieser Ehe waren fünf Kinder: 1) Moritz von Orange, der jung stirbt. 2) Moritz von Orange, geb. den 14. Nov. 1567, nachheriger Statthalter der Niederlande. 3) Anna von Nassau, vermählt mit Wilhelm Ludwig von Nassau-Dillenburg. 4) Ämilie von Nassau, vermählt mit Emanuel, Prinzen von Portugal. 5) Louise Juliane, vermählt mit Friedrich von der Pfalz; — c) mit Charlotte von Bourbon, von 1576—1582. Aus dieser Ehe waren fünf Kinder: 1) Isabelle von Nassau-

Orange, vermählt mit Herzog Heinrich von Bouillon. 2) Katharina von Nassau, vermählt mit Philipp Ludwig von Hanau. 3) Flandrine von Nassau-Orange, wird katholisch und Äbtissin von Poitiers. 4) Charlotte Brabantine, vermählt mit Claudius, Herzog de la Tremouille. 5) Ämilie von Nassau, vermählt mit Friedrich Casimir von Landsberg; — d) mit Louise, Tochter des Admirals v. Coligny, von 1583—1584. Aus dieser Ehe war ein Sohn, Friedrich Heinrich von Orange.

Aus der zahlreichen Nachkommenschaft Wilhelms von Oranien von 13 Kindern, folgte in Orange der Sohn erster Ehe: 3) Philipp Wilhelm von Orange, von 1584 bis 1618. Er war am 19. December 1554 geboren, und befand sich 1567 auf der Universität Löwen, als der Herzog von Alba ihn als Geisel nach Spanien führen ließ. Auf die Einrede des Rectors der Universität gegen diese Gewaltthat antwortete der spanische Commissarius im barbarischen Latein: non curamus vestros privilegios. Nach dem Tode Wilhelms 1584 ward er zum Nachfolger in Orange bestimmt; für letzteres jedoch sein Bruder Moritz zum Regenten ernannt. Philipp Wilhelm blieb in spanischer Gefangenschaft bis 1594, wo er erst seine Freiheit erhielt. Er war katholisch erzogen, und blieb in dieser Religion und im spanischen Interesse bis zu seinem Tode 1618. Er war verheirathet mit Eleonore von Bourbon Condé, hinterließ aber keine Kinder. Ihm folgte sein Bruder (aus der zweiten Ehe Wilhelms) 4) Moritz von Nassau, Fürst von Orange, 1618—1625. Er war Statthalter von Holland, ist bekannt als Staatsmann und Feldherr. Er studirte in Leyden, als sein Vater ermordet wurde, und schwur bei der Leiche desselben, seinen Tod zu rächen. Die Geschichte der Niederlande beweist, daß er seinen Schwur löste; denn er war es, der in vielen Schlachten und Feldzügen gegen Spanien den Niederländern die Freiheit erkämpfte, die ihnen später im westfälischen Frieden vollkommen anerkannt wurde. Für Orange wird Moritz von Nassau wichtig, weil er während der Regentschaft in der Zeit, da sein Bruder noch in Spanien gefangen gehalten wurde, sich oft daselbst aufhielt, und nachher das Schloß in Orange mit neuen starken Festungswerken versehen ließ. Nach dem damaligen Stande der Festungsbaukunst ward die Befestigung des Schlosses Orange für eine der vorzüglichsten ihrer Zeit gehalten; und Moritz von Nassau glänzte in diesem Theile militairischer Wissenschaft wie in Feldherrntalenten im offenen Felde. Er war auch Erfinder mehrer bei Belagerungen, Übergängen von Flüssen rc., brauchbaren Maschinen, und der erste Feldherr, der bei Schlachten des Fernrohrs sich bediente. Moritz von Nassau starb 1625, nachdem er an einer Krankheit der Leber Monate lang gelitten, 57 Jahre alt. Er war nie verheirathet, hatte jedoch mit Madame de Mecheln zwei natürliche Söhne, Wilhelm und Ludwig von Leck, erzeugt *).

In Orange folgte dem Moritz von Nassau nach der festgesetzten Erbfolge und dem Willen Moritzens, der jüngste Sohn seines Vaters, Wilhelms IX. von Oranien, nämlich 5) Friedrich Heinrich von Nassau, Prinz von Orange, 1625—1647. Er folgte seinem Bruder Moritz in der Stelle des Statthalters in den Niederlanden, und als Fürst von Orange. Tapfer, wie Moritz, und von diesem zum Kriege gebildet, setzte er mit Glück den Krieg gegen die Spanier fort, und befestigte die Generalstaaten in der Freiheit, deren Unabhängigkeit unter ihm schon öffentlich und auch von Spanien anerkannt ward. Er vermählte sich 1625 nach dem Wunsche, und im Einverständnisse seines Bruders, Moritz von Nassau, mit Emilie, Tochter Johann Alberts, Grafen zu Solms. Er hatte von dieser Gemalin fünf Kinder: 1) Wilhelm (X.), der ihm folgte. 2) Louise Henriette, vermählt mit Friedrich Wilhelm, dem großen Kurfürsten von Brandenburg. 3) Albertine Agnes, vermählt mit Wilhelm Friedrich von Nassau-Diez. 4) Henriette Katharine, vermählt mit Georg Johann, Fürsten von Anhalt-Dessau. 5) Marie, vermählt mit dem Pfalzgrafen Ludwig Heinrich von Simmern. — Friedrich Heinrich von Nassau starb am 14. Mai 1647 in einem Alter von 63 Jahren.

6) Wilhelm (II). von Nassau, als Fürst von Orange X., 1647—1650. Er blieb, wie seine Vorfahren an der Spitze der Generalstaaten, der Feind von Spanien. Der westfälische Friede 1648 setzte ihn in den Besitz der Güter seines Hauses in der Franche Comté, gab aber den vereinigten Niederlanden die Rechte einer freien Republik. Wilhelm wünschte die Rechte des Statthalters in unumschränkte Gewalt zu verwandeln, und belagerte Amsterdam 1650. Die Einwohner öffneten die Schleusen; er mußte die Belagerung aufheben, und starb bald nachher, 24 Jahre alt, seine Gemalin, Marie Henriette, Tochter Karls I., Königs von England, im schwangern Zustande hinterlassend. Sie gebar 7) Wilhelm Heinrich von Nassau, der dem Vater folgte. So lange Witt, Großpensionnair von Holland, lebte, gelangte Wilhelm Heinrich nicht zur Statthalterschaft. Nach dessen Tode 1672 erhielt er diese Würde. Gleich im folgenden Jahre 1673 nahm Wilhelm Bergen op Zoom und andere Besitzungen des Grafen von Auvergne, nachdem die Generalstaaten sich gegen Frankreich erklärt hatten, in Beschlag; wogegen Ludwig XIV. Orange einziehen ließ, und dem Grafen von Auvergne als Entschädigung gab, Schloß und Festungswerke der Stadt aber vorher schleifen ließ.

Im Jahre 1688 bestieg Wilhelm Heinrich von Nassau, als Wilhelm III., nach Abdankung Jakobs II., seines Schwiegervaters, den englischen Königsthron, und starb 1702. Er hatte seinen Vetter, Johann Wilhelm Friso, Erbstatthalter in Friesland, für Orange zum Erben eingesetzt. König Friedrich I. von Preußen bestritt diese Erbeinsetzung, und machte als unbedingt näherer Verwandter, nämlich als Sohn der Tochter Friedrich Heinrichs, fünften Prinzen von Orange, und Urenkel des berühmten Wilhelm (IX.) von Oranien, Ansprüche auf Orange. Während dieser streitigen Verhandlungen trat Ludwig XIV. von Frankreich mit der Behauptung auf, daß das Fürstenthum Orange, wegen Mangels an männlichen Erben, als heimgefallenes Lehn an Frankreich fallen müsse.

*) S. Joh. Hübner's Genealogische Tabellen. Tab. 256.

Er berief sich auf den 1475 von Wilhelm VIII. von Orange, dem Könige Ludwig XI. von Frankreich geleisteten Eid; und wenn er gleich zu erklären sich nicht scheute: es sei natürlich, daß Orange als ein von Frankreich ganz eingeschlossenes Land bei fehlender männlicher Descendenz der Krone Frankreich, von der es in frühester Zeit nur abgezweigt worden, jetzt zufallen müsse, so ließ er doch den Prinzen von Conti vortreten, der als Erbe des Hauses Longueville, von Johann IV. von Chalons her († 1486), mit der 3. Linie der Fürsten von Orange entfernt verwandt war, und auf die Erbschaft Anspruch machen. Ein Spruch des Parlaments von Paris erklärte Orange, als Dominium utile dem Prinzen von Conti zu, unter der Oberherrschaft von Frankreich. Dieser Parlamentsspruch ward durch den Frieden von Utrecht im J. 1713 bestätigt, und demnächst das Fürstenthum Orange mit Frankreich vereinigt; an Preußen dagegen die Ansprüche der Krone Frankreichs und des Hauses Longueville auf Neufchatel, die viel näher waren als auf Orange, abgetreten, dergestalt, daß der Krone Preußen Titel und Wappen von Oranien verblieben (Friedensvertrag zwischen Frankreich und Preußen, vom 11. April 1713, Artikel II. und III.).

Die verwandtschaftlichen Verhältnisse, nach denen König Friedrich I. von Preußen Ansprüche auf Orange machte, und weshalb solche näher waren, als die des Erbstatthalters Johann Wilhelm Friso, ergeben sich aus folgender Geschlechtstafel.

Geschlechtstafel des Hauses Nassau-Oranien.

Wilhelm von Oranien geb. 1532 † 1584, verheirathet mit 1) Anna von Egmond, des Grafen Maximilian von Büren Tochter und Erbin, von 1550—1558; 2) mit Anna, Tochter des Kurfürsten Moritz von Sachsen, 1561—1576; 3) mit Charlotte von Bourbon, Tochter Herzogs Ludwig von Montpensier, 1576—1582; 4) Louise, Tochter des Admirals Coligny, 1583 und 1584.

1)	1)	2)	2)	2)	2)	2)	3)	3)	3)	3)	3)	4)
Philipp Wilhelm geb. 1554 † 1618.	Maria.	Moritz v. Orange † jung.	Moritz v. Nassau, Prinz von Oranien † 1625.	Anna von Nassau, vermählt mit Ludwig von Nassau-Dillenburg.	Aemilia I., vermählt mit Emanuel, Prinzen von Portugal.	Louise Juliane, vermählt mit Friedrich von der Pfalz.	Isabella von Nassau, vermählt mit Herzog Heinrich von Bouillon.	Catharina von Nassau, vermählt mit Philipp Ludwig v. Hanau.	Flandrine von Nassau, wird Äbtissin von Pelstiers.	Charlotte Brabantine, vermählt mit Claudius, Herzog de la Tremouille.	Aemilia II., vermählt mit Friedrich Casimir von Landsberg.	Friedrich Heinrich v. Orange. geb. 1583 † 1647. vermählt m. Amilia, Tochter des Grafen Johann Albert von Solms.

Wilhelm (II.) Prinz von Orange † 1650.	Louise Henriette, Gemahlin Friedrich Wilhelms v. Brandenburg, des großen Kurfürsten † 1667.	Albertine Agnes, Gemahlin Wilhelm Friedrichs von Nassau-Diez.	Henriette Catharina, Gemahlin Johann Georgs v. Anhalt-Dessau.	Maria, Gemahlin des Pfalzgrafen Ludwig Heinrich von Simmern.
Wilhelm Heinrich von Orange, nachheriger König Wilhelm von England, stirbt kinderlos 1702.	Friedrich I. König von Preußen. † 1712.	Heinrich Casimir, Fürst von Nassau-Diez. † 1696.		
		Johann Wilhelm Friso, Erbstatthalter in Friesland. † 1711.		

Die Geschichte des Ländchens Orange und der Fürsten des vierten Hauses Nassau-Orange, würde ebenso, wie die Geschichten der Grafen von Provence, Toulouse, Foix und ähnlicher Herren für die Weltbegebenheiten und die Entwickelung der europäischen Staatenverhältnisse ohne Bedeutung sein, und nur den Eindruck lassen, wie Frankreich Jahrhunderte hindurch in unausgesetzter Consequenz dahin arbeitete, alle abgesonderte Länder in seinem Umkreis, wie es immer möglich war, mit sich zu vereinigen; wenn nicht eben ihr Anschließen an die Feinde Frankreichs und zunächst an den teutschen Kaiser die Fürsten von Nassau-Orange in die wichtigsten Kriege und Begebenheiten Europa's verwickelt, ihre Besitzungen in den Niederlanden sie an die Spitze eines neu sich entwickelnden Staates gestellt, ihre zum Theil zahlreiche Nachkommenschaft sie verwandtschaftlich mit vielen der wichtigsten Kronen und Regenten Europas verzweigt, und die gerade damals aufkeimende Glaubensreinigung ihnen Gelegenheit gegeben hätten, die großen Talente, die Charakterstärke und die Tugenden im hellsten Lichte zu zeigen, die offenbar fast ein Familienzug des Hauses Nassau-Oranien waren. Wilhelm von Oranien, Moritz von Nassau, selbst Friedrich Heinrich; ebenso Wilhelm von England, gehören zu den bedeutendsten Cha-

rakteren ihrer Jahrhunderte. Die Reformation fand in ihnen Glaubenshelden, und die Gewissensfreiheit ward mit durch sie in Europa erfochten. Wilhelm (IX.) von Oranien gehört entschieden zu den klügsten Staatsmännern, den charaktervollsten Fürsten, die je gelebt; Moritz von Nassau ist einer der größesten Kriegshelden seiner Zeit. Wilhelm Heinrich beginnt als Wilhelm III. von England eine neue Ära dieses Eilandes; die bedeutendsten Männer ihrer Zeit, Karl V., Moritz von Sachsen, der große Kurfürst von Brandenburg, standen in den engsten Beziehungen zu den Fürsten von Nassau-Orange; und nach Verwandtschaftsverhältnissen ist diese vierte teutsche Linie der Fürsten von Orange, für England, Holland und Preußen wol bis auf den heutigen Tag vom größesten Interesse. (*Dieterici.*)

ORANIENBAUM, eine Stadt ohne Mauern, 2¼ St. von Dessau, am Rande der großen oranienbaumer Heide und dicht an der (sächsischen) preußischen Grenze gelegen, ist der Sitz des Justizamtes Oranienbaum, und hatte im J. 1787 276 Häuser, 1430 Einwohner, 1830 287 Häuser, 2010 Einwohner, worunter 22 Juden. Seinen Namen hat der Ort von seiner Gründerin, der Mutter Fürst Leopolds I., Henriette Katharina, einer gebornen Prinzessin von Oranien, welche hier, wo ehemals ein Dorf Nichwitz, Nischwitz, gestanden, ein Schloß bauen (1683—1698) und einen Lustgarten anlegen ließ; bald wurde daneben eine Stadt (in geraden, sich rechtwinklig kreuzenden Straßen) angelegt, welche 1695 2, und später noch 2 Jahrmärkte erhielt. Diese 4 Jahr- und Viehmärkte, starker Tabaksbau, Breihahnsbrauerei, starke Branntweinbrennerei, Leinweberei und die Lage an der sächsischen Grenze machten Oranienbaum — die einzige neu angelegte Stadt in Anhalt — bald zu einem nahrhaften Städtchen, allein durch die Verhältnisse der letztern Jahre hat es sehr gelitten. Merwürdig ist das schon erwähnte Schloß nebst einem Garten, zum Theil in chinesischem Geschmacke, und einer sehr bedeutenden Orangerie, der größten in Anhalt, und einer der größten im nördlichen Teutschland; die Stadt hat 2 Kirchen und 1 Wittwenhaus.

Ob das alte Dorf Nischwitz dem Gaue Nitscici auf dem rechten Muldufer den Namen gegeben, ist keineswegs ausgemacht, ja man könnte sogar das Dasein dieses Gaues bezweifeln, welches am Ende nur auf einem Misverstande beruht. Vgl. meine Beschreibung Anhalts. S. 552 fg.

Das Justizamt Oranienbaum umfaßt, mit Ausnahme zweier Dörfer, sämmtliche auf dem rechten Muldufer gelegenen Ortschaften des Herzogthums Anhalt Dessau, und ist 1819 neu gebildet worden, indem die Stadt Oranienbaum, 4 Ämter und 2 Gerichtsdörfer vereinigt wurden. Das Amt enthielt 1830 in 2 Städten, 18 Dörfern und 3 Vorwerken 10,194 (1787 nur 8081) Einwohner. Der Boden besteht theils aus schönem Auboden, theils aus magerm Heideboden, der aber zum Kartoffel- und Tabaksbau sehr geeignet ist; in jenem Theile dagegen werden alle Getreidearten, Rübsen, Futterkräuter rc. gebaut und die Schaf- und Rindviehzucht ist — namentlich auf den herzogl. Gütern Pötnitz und Wörlitz — ausgezeichnet zu nennen. Der östliche Theil des Amtes, der sogenannte wörlitzer Winkel, ist sehr anmuthig und der bevölkertste Theil Anhalts, er hat seine jetzige Gestalt durch Fürst Leopold I. erhalten, welcher durch den Kapengraben die großen Brüche trocken legte, durch einen hohen Elbwall die Äcker vor Überschwemmungen schützte und mehre neue Dörfer und Vorwerke anlegte. Leopold Friedrich Franz vollendete auf seine Weise, was sein Großvater begonnen hatte. (*H. Lindner.*)

Oranienbaum, ein schönes russisch-kaiserl. Lustschloß am finnischen Meerbusen im Gouvernement St. Petersburg (unter 59 Gr. 52 Min. Br. u. 47 Gr. 26 Min. L.) 6 Meilen von dieser Residenzstadt, Kronstadt gerade gegenüber, dahin auch von hier aus die gewöhnliche Überfahrt geschieht, auf einem hohen, terrassenartigen Uferabhange, wodurch es eine überaus schöne Lage erhält und eine weite Aussicht über Land und Wasser beherrscht. Es ward im Jahre 1730 von dem Fürsten Mentschikow erbauet, kam aber späterhin an die Krone. Das Schloß selbst besteht aus drei, durch Colonnaden mit einander verbundenen herrlichen Gebäuden, die jetzt theils für das Seecadetten-Corps, theils für ein Seehospital eingerichtet sind. Das Mittelgebäude hat zwei, die beiden Seitenflügel aber nur ein Stockwerk. Das Innere ist geschmackvoll, aber nicht prächtig verziert. Die Gärten sind schön und bilden einen obern und einen untern Garten. Der untere hat eine ansehnliche Orangerie und einen schönen, über eine Werst langen Canal, auf welchem man in den hier nur 1 Meile breiten kronstädtischen Meerbusen fährt. Der obere ist in holländischer Manier angelegt und hat einen Porzellanthurm. Seine Hauptmerkwürdigkeiten aber sind die Eremitage und der Rutschberg. Jene ließ die Kaiserin Katharina II. noch als Großfürstin und Gemahlin Peters III. in einer etwas entfernten Waldpartie für sich mit einem einstockigen Gartenhause einrichten und in dem herrlichsten Geschmacke ausschmücken. Das niedliche Gebäude, welches noch zu meiner Zeit (von 1785—1798) wohl erhalten war, bestehet aus 12 schönen möblirten Zimmern. Eins derselben war mit herrlichem Mosaik ausgelegt; in einem andern sind die Wände mit Schmelzwerk und Korallen bedeckt, und einige sind in griechischer, persischer und chinesischer Manier ausgeschmückt. Der Rutschberg besteht aus einer schiefen Fläche, deren erhabenes Ende etwa 10 Klafter über den Boden durch ein Gewölbe getragen wird, und welche durch mehre kleine Hügel in abnehmender Größe unterbrochen ist. Über diese Fläche gleitet man in kleinen Wagen hin, deren Räder in ihre Geleise passen, und welche durch die Gewalt, womit sie von jedem Hügel herabrollen, immer neue Kraft bekommen, über den folgenden wegzulaufen. Im Winter vertauscht man die Wagen mit Schlitten. Längs der Bahn befindet sich an jeder Seite eine bedeckte Colonnade von 100 Säulen. — An den Garten stößt ein kleiner See von etwa 200 Quadratklaftern mit einigen kleinen Lustfahrzeugen, welche Kriegsschiffe, Jachten und Galeeren vorstellen, und neben dem See steht eine kleine, jetzt ver-

fallene, übrigens regelmäßige Festung, welche Peter III. noch als Großfürst zu seinem Zeitvertreibe anlegen ließ und mit seinen Holsteinern bewohnte. Hier und in dem nicht weit entfernten Lustschlosse Peterhof war es auch, wo der unglückliche Monarch von seiner Gemahlin Katharina II. im Junius 1762 entthront wurde. — Der Thiergarten bei dem Schlosse ist blos ein eingehegter Wald. — Der dazu gehörige gleichnamige Ort ward 1783 von Katharina II. zur Kreisstadt erhoben, hat ein Seehospital, eine russische Kirche, ein lutherisches Bethaus und 1800 Einwohner, die sich von Handwerken und Landwirthschaft nähren. (*J. C. Petri.*)

ORANIENBURG, Stadt an der Havel im niederbarnimschen Kreise im Regierungsbezirke Potsdam mit 2100 Einwohnern, die sich mit Färbereien beschäftigen. Das ehemalige königliche Schloß ist jetzt zu einer chemischen Fabrik benutzt. — Gutes von der Kurfürstin Louise gestiftetes Waisenhaus. —

Es hieß ehemals Bötzow, und es befand sich hier ein kleines Jagdschloß, erhielt aber seinen jetzigen Namen von der Gemahlin des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, Louise von Oranien. Diese ließ 1665 ein größeres Schloß bauen, das Friedrich I. verschönerte; Friedrich Wilhelm I. ließ aber fast alle Meubles fortschaffen; Friedrich II. schenkte es seinem Bruder August Wilhelm, später wurde es von Friedrich Wilhelm II. etwas hergestellt, jedoch ist es nicht wieder anhaltend bewohnt worden. (*L. F. Kämtz.*)

Oranienburg (gewöhnlich Ranienburg), eine kleine im Jahre 1702 von dem Fürsten Mentschikow angelegte Kreisstadt in der russischen Statthalterschaft Rjäsan, an dem in den Woronesch fallenden kleinen Flusse Rjäsa, in einer fruchtbaren, getreidereichen Gegend. (*J. C. Petri.*)

Oranischer Erbfolgestreit, s. Oranien. S. 395 fg.

ORANIZE (Seewesen). Ein leichtes türkisches Ruderboot, vorzüglich auf der Unter-Donau gebräuchlich, lang und schmal gebaut, mit sehr flachem Kiel und zwei Ruderbänken, auf deren jeder zwei Ruderer sich befinden, die zugleich steuern. In den letzten Kriegen haben die Türken diese ursprünglich zu Ordonnanzböten für die Festungen an der Donau gebrauchten Fahrzeuge, die gewöhnlich mit 8 Bewaffneten besetzt sind, als Kanonenböte eingerichtet und mit einem leichten Geschütz am Vorder- und Hintertheile ausgerüstet, zugleich den flachen Bord durch bewegliche Blendungen erhöht, um die Besatzung und die Ruderer zu decken. (*Benicken.*)

ORARIUM (*ὠράριον*), ein Theil der priesterlichen Amtskleidung, zunächst in den ältern Zeiten der Kirche.

Das Wort Orarium findet sich in dem spätern Latein des dritten und der folgenden Jahrhunderte. So bei Vopiscus (Vita Aurelian. c. 48), wo es Casaubon. erklärt durch linteum oblongum et latum, nachher öfter bei den Kirchenvätern, z. B. Ambrosius, Prudentius, Augustinus, Hieronymus. Letzterer stellt es zusammen mit sudarium. — Es ist nicht, wie manche im 6. Jahrh. glaubten und wie es auch Beda V. im 8. Jahrh. ihnen nachschreibt, abzuleiten von orare, oratio, sondern von os, oris, — orarium sc. linteum ori abstergendo. Das Wort ging auch in das Griechische über, als *ὠράριον*, und die spätern hielten es für ein ursprünglich griechisches Wort. So der Canonist Balsamon im 12. Jahrh. (ad Can. 22. Conc. Laod.). Den lateinischen Ursprung scheint richtig erkannt zu haben der griechische Abt Isidorus von Pelusium, wenn er in seinen Briefen sagt: *ἡ ὀθόνη, μεθ᾽ ἧς λειτουργοῦσιν ἐν τοῖς ἁγίοις οἱ διάκονοι, τὴν τοῦ κυρίου ἀναμιμνήσκει ταπείνωσιν νίψαντος τοὺς πόδας τῶν μαθητῶν καὶ ἐκμάξαντος* (Epp. L. I. ep. 136.).

Die erste Erwähnung des Orarium findet sich auf dem laodicenischen Concilium, nach der Mitte des 4. Jahrh., wo den Subdiaconen (can. 22), sowie den Lectoren und Cantoren (can. 23) verboten wird, sich des or. zu bedienen. In der orientalischen Kirche scheint dieses Tuch (dieser Streif) eine eigenthümliche Auszeichnung der Diaconen gewesen zu sein, wie man aus *Isidorus* l. c., aus Pseudochrysostomus, hom. de prodigo filio und Balsamon l. c. entnehmen kann (*τὸ ὠράριον φορεῖν μόνων ἐστὶ τῶν διακόνων*). Sie trugen dasselbe an der linken Schulter. In der occidentalischen Kirche haben wir bestimmte Nachrichten, daß es zu der Amtskleidung nicht nur der Diaconen, sondern auch der Episkopen und Presbyteren gehörte, welch letztere dasselbe um den Nacken über beide Schultern herab trugen. Vgl. das Conc. Bracarense III. (Braga in Spanien) c. 4. a. 569.: ut omnis Sacerdos, cum ordinatur, orario utroque humero ambiatur. — Cum sacerdos ad solennia missarum accedit, aut sacramentum corporis et sanguinis Domini nostri J. Christi sumturus, non aliter accedat, quam orario utroque humero circumseptus, sicut et tempore ordinationis suae dignoscitur consecratus, ita ut de uno eodemque orario cervicem pariter et utrumque humerum premens, signum in suo pectore praeferet crucis. Vgl. Conc. Toletan. IV. c. 28. a. 633. Die Kirchenversammlungen zu Orleans (Conc. Aurelianense. I. c. 20. a. 511.) verbot das Tragen desselben den Mönchen, die zu Toledo (c. 40) das misbräuchliche Tragen mehrer Orarien.

Der Gebrauch und Zweck des Orarium ist nicht ganz sicher. Die spätern Griechen, wie Balsamon, M. Blastares u. A. und nach ihnen Beveridge, Suicer, v. Espen, Bingham ꝛc. glauben, daß sich die Diaconen dieses Schweißtuches bedient haben, um der versammelten Gemeinde den Moment anzudeuten, wann ein Abschnitt des Gottesdienstes anfange. Freilich sagen uns die Alten in ihren Beschreibungen des Cultus davon nichts, sie sagen nur, daß die Diaconen durch lautes Ausrufen diese Abschnitte bemerklich gemacht haben. Indeß dies ist immer noch kein genügender Beweis gegen den Gebrauch eines zweiten Zeichens. Es konnte ja, besonders wenn die Versammlung (wie öfter der Fall gewesen zu sein scheint) — unruhig und lärmend war, ein solches Zeichen für den Gesichtssinn sehr nöthig sein. Im Occident allerdings läßt sich dieser Gebrauch kaum annehmen, da auch die höhern Würden, die nichts in der Kirche zu verkünden hatten, dasselbe trugen.

Das Orarium hatte ohne Zweifel seine nächste Bestimmung Anfangs in dem, was sein Name aussagt, es konnte den Diaconen auch nöthig sein bei dem Altardienste, besonders der Abendmahlshandlung. Bekanntlich hatten sie mit den Elementen sehr viel zu thun, mit dem Empfangen der Oblationen, Austheilen, Bringen an die Abwesenden rc. (*Justin. M.* Apol. I, 65.). In der orientalischen Kirche diente es denn wol auch zu dem oben angegebenen anderen Zwecke, für die kirchlichen Versammlungen, und zeichnete hier die Diaconen vor den Klerikern der niedern Grade aus. Allmälig wurde es im Abendlande ein eigenes Kleidungsstück sämmtlicher höheren Kleriker. In den Documenten des 8. und 9. Jahrh. wird das Orarium (auch orarius, -ii) noch häufig erwähnt, nach dieser Zeit aber verliert sich dieser Name und an seine Stelle tritt die Bezeichnung Stola. Riculfus, B. von Soissons (Suessionensis), Constitutio. c. 7. bei *Harduin* Conc. T. VI. p. 414. cum orariis i. e. stolis duabus nitidis; cfr. Pseudoalcuin. de div. officiis. Um diese Zeit scheint auch mit der äußern Gestalt und Form des Orarium eine Veränderung vorgegangen zu sein, wodurch dieses Stück des Ornats mehr der heutigen Gestalt der Stola nahe gebracht wurde. S. d. A. Stola. — In der griechischen Kirche hat es sich bei den Diaconen mehr in der alten Gestalt erhalten, als ein langer Streifen auf der linken Seite getragen über den Ornat. In einigen Kirchen sind die Worte: Heilig, heilig, heilig! darauf gesetzt, in der russischen Kirche Kreuze darauf gestickt. Vgl. King Gebräuche der griechischen Kirche in Rußland S. 32. und die Abbildung Taf. III. (*Rheinwald.*)

ORASCA, bei Ptolemäus (doch ist die Lesart unsicher und im Mscrpt. Palat. steht Throasca), alte Stadt in Caramanien, östlich von Alexandrien. (*H.*)

Oraszok, s. Ruthenen.

ORATA, 1) Goldforelle Fest., eigentlich andere Rechtschreibung für Aurata. 2) Beiname einer Familie der Sergischen Gens in Rom, Sergius Orata, auch Aurata geschrieben; s. Sergius. (*H.*)

ORATELLI, Alpenvolk bei *Plinius* H. N. III, 20 sq. 24. (*H.*)

ORATHA (Ὄραθα), nach Stephanus von Byz. (u. d. W.) Stadt am Tigris in Mesene, wofür er sich auf Arrhian's 16tes Buch parthischer Geschichten beruft; sonst wird ihrer nicht eben gedacht. (*H.*)

ORATORIANER, oder Philippiner, wie sie in Italien gewöhnlich genannt werden. Unter diesem Namen kommen zwei verschiedene Congregationen von Weltpriestern vor. Die ältere verehrt als ihren Gründer den h. Philipp von Neri, geb. zu Florenz den 22. Juli 1515, und bei einem Oheim zu San-Germano, am Fuße des Monte-Cassino erzogen. Diesen Oheim, der über 20,000 Goldthaler reich, sollte er auch beerben, allein der Wunsch, Gott allein zu dienen, hieß ihn auf diese schöne Hoffnung verzichten. Er verließ San-Germano und wendete sich 1533 nach Rom, um seine Studien zu vollenden. Seine ausgezeichneten Fortschritte in Theologie und Philosophie erregten allgemeine Aufmerksamkeit, und wer nur einigermaßen bedeutend, suchte mit dem gelehrten und frommen jungen Manne in nähere Berührung zu treten. Die Wichtigkeit, den Einfluß, welche ihm diese allgemeine Gunst verlieh, benutzte er, um im J. 1548 zum Besten armer Pilger die berühmte Brüderschaft della Trinita, als welche in dem Jubeljahre 1600 überhaupt 470,000 Pilger verpflegte, zu begründen. Drei Jahre später, 1551, empfing er auf Anrathen seines Beichtvaters die Priesterweihe, zugleich bezog er eine Wohnung bei der Kirche S. Hieronymus. Daselbst hatten sich auch schon einige andere Priester angesiedelt, von denen aber jeder, trotz der gemeinschaftlichen Wohnung, auf seine Weise lebte und den kirchlichen Verrichtungen oblag. Philipp beschäftigte sich vorzüglich in dem Beichtstuhle, aber nicht zufrieden, auf diese Art einem der dringendsten Bedürfnisse der Gläubigen abzuhelfen, eröffnete er sein Stübchen allen denjenigen, welche seinen Rath in geistigen Angelegenheiten begehrten, woraus sich dann bald sogenannte geistige Conferenzen bildeten. Diese Conferenzen wurden anfänglich nur von sechs oder sieben Personen, allgemach aber so zahlreich besucht, daß die enge Stube nicht mehr ausreichte, und Philipp Behufs seiner Exercitien, sich von den Kirchenvorstehern zu S. Hieronymus einen freien Raum unter dem Dache der Kirche erbitten mußte. Dieser Raum wurde zu einem Oratorium eingerichtet, und von 1558 an zu den Conferenzen bestimmt, deren fortwährende Ausdehnung den Stifter nöthigte, sich vier Gehülfen zuzulegen. Einer derselben war der Geschichtschreiber Baronius. Unbeschadet der Conferenzen wurde jetzt das Oratorium im Sommer um 6, im Winter um 5 Uhr Abends eröffnet. Sonntag, Dienstag, Donnerstag und Samstag war eine halbe Stunde stillen Betrachtungen gewidmet, worauf die Lauretanische Litanei gebetet wurde. An den übrigen Wochentagen gab jeder der Anwesenden die Disciplin. Nach einiger Zeit wurde eine andere Ordnung beliebt. Während die Gesellschaft sich versammelte, mußte einer der zuerst Eingetroffenen vorlesen. Über diese Vorlesung stellte sodann der Präses einige Fragen, er wiederholte summarisch, was vorgelesen und darüber gesagt worden, und schloß mit einigen Betrachtungen, welche Liebe zu Gott und Verachtung der Welt erwecken, und zur Übung aller Tugenden einladen sollten. Dann wurde ein Fragment aus der Kirchengeschichte vorgetragen und die Handlung mit Gebet und einem Lobgesange beschlossen. Demnächst ging der heilige Stifter aus, um verschiedene Kirchen zu besuchen, und es folgte ihm eine große Anzahl seiner Schüler, die den nächtlichen Officien beiwohnten, und nicht selten ihre Andachtsübungen bis in den Tag hinein fortsetzten. Der feierlichste dieser Kirchenbesuche fand in der Fastnacht statt; dann suchte der Stifter so viele Menschen als möglich anzuziehen, um in ihrer Gesellschaft die sieben Kirchen zu besuchen. Dreißig oder vierzig Schüler waren besonders verpflichtet, in den Hospitälern zu dienen und den Kranken beizustehen.

Dergleichen fromme Übungen fingen aber an, die Zungen der Verläumder in Bewegung zu setzen. Weil

den Theilnehmern der Procession, welche in den Faschingstagen die sieben Kirchen besuchte, während eines Ruhestündleins, in einem anmuthigen Garten, einige Erfrischungen gereicht wurden, hieß es die vorgebliche Andacht sei eigentlich nur ein Gelag, und Philipp selbst wurde dem päpstlichen Vicarius als ein Ehrgeiziger geschildert, der Neuerungen suche und den Glauben selbst in seinen Conventikeln zu untergraben trachte. Er mußte vor dem Vicariat erscheinen, und eine sehr harte Behandlung erfahren; es wurde ihm der Beichtstuhl und die Kanzel verboten, und mit dem Gefängnisse gedroht, wenn er noch ferner Schüler um sich haben, oder Conventikel veranstalten werde. Er entgegnete in großer Demuth, er habe sein Werk aus Gehorsam unternommen, und werde es aus Gehorsam aufgeben, wiewol er dabei nie etwas anderes gesucht, als die Ehre Gottes und der Seelen Heil. Der Prälat, statt sich an so seltener Demuth und Folgsamkeit zu erbauen, empfand nur Verachtung für den Heiligen, und ließ ihn fortjagen, und viele von Philipps eifrigsten Zuhörern, selbst einige seiner Schüler, fielen von ihm ab, nachdem sie in ihm nunmehr einen von seiner Höhe herabgestürzten Ehrgeizigen zu erblicken wähnten. Allein er fand auch Freunde, die seine Unschuld und Herzensreinigkeit zu würdigen wußten. Sie erwirkten ihm die Erlaubniß, seine Exercitien wieder zu beginnen, die Zahl der Schüler vermehrte sich bedeutend, und das Institut und sein Begründer gelangten zu solchem Ansehen, daß die in Rom seßhaften Florentiner glaubten, Philipp sei der einzige, der ihrer im J. 1564 neuerbauten Kirche zu S. Johann Baptist würdig vorstehen könne. Er machte jedoch Schwierigkeit, das ihm angetragene Amt zu übernehmen, die Florentiner wandten sich darum bittweise an den Papst Pius IV. und dieser nöthigte den Heiligen, dem Gesuche zu willfahren, ließ auch zugleich drei von dessen Schülern, Baronius, Fideli und Bordin, zu Priestern weihen. Diese drei Priester, denen sich auch bald Taruggi und Velli anschlossen, bezogen ein der Kirche der Florentiner anstoßendes Gebäude, und kann dieser Überzug als die Epoche der wahrhaftigen Gründung ihrer Congregation betrachtet werden, als welche ihren Namen von dem über der Kirche zu S. Hieronymus angelegten Oratorium empfing. Philipp selbst verweilte noch längere Zeit in seiner bisherigen Wohnung, was die Priester zu S. Johann nöthigte, dreimal des Tages den Weg zu ihm zurückzulegen. Morgens kamen sie, bei ihm zu beichten; nach der Mahlzeit fanden sie sich zum zweiten Male ein, um eine Predigt in dem Oratorium anzuhören, oder wenn die Reihe sie traf, selbst zu predigen. Sie hielten Vesper zu S. Johann und kamen nochmals wieder, um den fernern Andachtsübungen in dem Oratorium beizuwohnen. Unter sich lebten diese Priester in seltener Eintracht, einer lösete den andern in den häuslichen Ämtern und Verrichtungen nach einem festen Turnus ab, wenn der eine den Tisch bediente, so hatte der andere die Vorräthe zu beaufsichtigen oder die Küche zu bestellen, und durch diese demüthigen Beschäftigungen fanden sie sich dergestalt geehrt, daß Baronius, als er eines Tages die Mahlzeit bereitete, ergriffen von dem Wunsche, stets in diesem Zustande der Erniedrigung zu verharren, mit großen Buchstaben in den Rauchfang einkratzte: Baronius, coquus perpetuus. Magnaten oder Gelehrte, die seine Bekanntschaft machen und seine Unterhaltung genießen wollten, fanden ihn häufig mit der Küchenschürze umgürtet, und beschäftigt, die Kessel zu scheuern, oder die Teller zu spülen. German Fideli und Octav Paravicini, ein Schüler von Baronius, und später gleich diesem Cardinal, hatten gewöhnlich das Amt, bei Tische vorzulesen; einer aber wie der andre mußte, wenn die Reihe ihn traf, am Samstage die Kirche kehren, die Altäre schmücken, und die Vorbereitungen zu dem sonntägigen Gottesdienste treffen.

Die Kirche zu S. Johann wurde noch immer nur provisorisch von den Oratorianern bedient, die Florentiner wünschten aber sehnlichst, sich fester mit ihnen zu verbinden. Zu dem Ende, auch um ihre Priester der Beschwerde, dreimal im Tage den weiten Weg nach dem Oratorium machen zu müssen, zu entheben, baten sie den h. Philipp, seine Exercitien nach ihrer Kirche zu übertragen, und ließen ihm zu diesem Behufe ein sehr geräumiges Oratorium erbauen; die Übersetzung erfolgte wirklich unter Gregors XIII. Genehmigung im J. 1574, und die Versammlungen und Conferenzen fanden ohne wesentliche Abänderung in dem neuen Locale statt. Weil aber die Congregation von Tage zu Tage zunahm, empfand allgemach der Stifter, wie seine Gesellschaft, das Bedürfniß, eine eigene Kirche zu haben, in der sie Niemanden stören dürften, aber auch keine Störungen zu befürchten hätten. Es wurden zwei Marienkirchen, Manticelli und Vallicella, angeboten und Philipp erwählte diese, obgleich die kleinere, weil sie in der Mitte der Stadt, und also den Gläubigen am bequemsten gelegen war. Der bisherige Pfarrer verzichtete 1575, gegen eine Pension, auf sein Amt, und Philipp ließ einstweilen die Kirche durch zwei seiner Oratorianer, German Fideli und Johann Anton Luccio versehen. Bald aber wurde auf der nämlichen Stelle der Grundstein zu einer neuen prachtvollen Kirche gelegt, in welcher zum ersten Male im J. 1577 Gottesdienst gehalten wurde. Zugleich traten auch die Constitutionen in das Leben, die der Heilige zwei Jahre früher für seine Congregation entworfen hatte, nachdem sie im nämlichen Jahre 1577 die Genehmigung des Papstes Gregors XIII. empfangen, der auch erlaubte, das Oratorium von der Kirche der Florentiner nach Vallicella, oder nach der neuen Benennung, nach der Chiesa nuova zu übertragen. Den nämlichen Zeitpunkt benutzte Philipp, um in seinen frommen Übungen einige Veränderungen einzuführen; statt der Conferenzen verordnete er für alle Tage, den Samstag ausgenommen, eine geistliche Vorlesung, auf die vier Predigten folgen sollten. Ein Gebrauch, der sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, und für dessen Nützlichkeit insbesondere die bekannte Anekdote von einem Weltpriester zu zeugen scheint. Dieser hatte niemals eine jener Predigten versäumt, sterbend verordnete er, daß man ihn in der Kirche von Vallicella, dem Predigtstuhle gegenüber, beerdige, und sein Grab mit den Worten Ezechiels: Ossa arida audite verbum Domini

bezeichne. Zum Beschlusse der Andacht sollten, nach des h. Philipps Vorschrift, einige Hymnen gesungen, und einige Gebete für die Bedürfnisse der Kirche gesprochen werden. Die neue Kirche und das anstoßende Wohngebäude waren nicht so bald zu Stande gebracht, als ein Theil der Zöglinge des Oratoriums dahin übersiedelte (1577); zugleich wählte sich die Gesellschaft einen Superior in der Person des h. Philipp, der aber demungeachtet nicht eher als im J. 1583, auf Bitten seiner Schüler und in Gefolge höherer Weisung, seinen Wohnsitz von St. Johann nach Vallicella übertrug. Noch blieben einige Oratorianer bei der Kirche der Florentiner, allein auch sie wurden durch ein Decret der Congregation von dem J. 1588 abgerufen, so daß seitdem alle zu derselben gehörige Priester ihre gemeinschaftliche Wohnung zu Vallicella hatten.

Das Institut fing aber auch an sich auswärts zu verbreiten. Bereits 1586 gründete Taruggi die Oratorien zu Neapel und zu Mailand, welches letztere zwar bald wieder einging, ein drittes entstand im nämlichen Jahre zu San Severino, und in dieselbe Epoche fällt auch die Entstehung der Häuser zu Fermo und zu Palermo. Diese Ausbreitung der Congregation beunruhigte in etwas die Väter des römischen Oratoriums; um sich gegen alle mögliche Folgen zu decken, setzten sie durch Decret fest, daß sie kein außer Rom belegenes Haus unter ihre Verwaltung nehmen würden, mit alleiniger Ausnahme der Oratorien zu Neapel und San Severino; damit man aber nicht wähne, daß sie überhaupt die Anlegung solcher Oratorien mißbilligten, erklärte das Decret zugleich, daß es dem römischen Oratorium unverwehrt bliebe, seine Zöglinge, zu Begründung ähnlicher Institute in auswärtige Städte zu verschicken, daß aber dergleichen Expositi nach Ausrichtung ihres Geschäftes sogleich nach Rom zurückzukehren hätten, daß in keinem Falle solche neue Institute dem römischen Hause einverleibt werden könnten, und daß es ebenso wenig ihren Priestern erlaubt sein sollte, sich als der Congregation des römischen Oratoriums angehörig zu betrachten; schließlich wurde die Zulassung fremder Priester, welche die Gebräuche der Congregation erlernen wollten, um sie auswärts hin zu verpflanzen, bewilligt. Dieses Decret wurde im J. 1595 erlassen, gelegentlich eines von den Häusern zu Palermo und Fermo gestellten Antrags, mit ihnen eine engere Verbindung einzugehen, aber bereits 1598 übertreten. In diesem Jahre wurde nämlich ein neues Oratorium zu Lanciano in dem diesseitigen Abruzzo gestiftet, und sofort dem großen Hause in Rom einverleibt. Die Versuchung war aber auch zu groß; als Stiftungsfonds für die neue Anstalt wurde nämlich die Abtei von S. Giovanni in Venere, nahe bei Lanciano gewidmet, und diese Abtei, in welcher die Oratorianer ein Seminarium für die Bildung junger Geistlichen unterhalten, besitzt die bedeutenden Lehen Fossaceca, Perano, Rocca S. Giovanni, S. Eusanio, Villa Scorciosa und Caprara, mit einer Bevölkerung von 8—9000 Seelen.

Im J. 1587 wurde der h. Philipp auf Lebenszeit zum Superior der Congregation erwählt; nach den bisherigen Grundsätzen hätte er dieses Amt nur drei oder höchstens sechs Jahre lang bekleiden können, in Betracht aber der besondern Verdienste des h. Stifters wurde er auf seine Lebtage darin bestätigt, dabei aber verordnet, daß seine Nachfolger nur für einen Zeitraum von 3 Jahren gewählt werden sollten, daß aber ihre Functionen um drei andere Jahre verlängert werden könnten. Nachträglich zu diesen Bestimmungen wurde auf des Superiors besonderes Verlangen noch festgesetzt, daß Niemand sich durch Gelübde, sondern lediglich durch die Bande der Liebe mit der Congregation verbinden, und es einem Jeden darum freistehen sollte, sie zu verlassen, um sich einer höhern Vollkommenheit zu befleißigen, oder in einen geistlichen Orden zu treten. Zugleich wurde die Form, in welcher das Capitel der Congregation abzuhalten bestimmt, und endlich verordnet, daß Ungehorsam oder Scandal mit der Verweisung aus der Congregation zu bestrafen sei. Der Heilige fühlte indessen allgemach sein Lebensende herannahen; von 1591 an erschien er nicht mehr öffentlich, 1592 legte er sein Generalat nieder; er starb den 25. Mai 1595, wurde in einer besondern Capelle seiner Kirche zu Vallicella beerdigt, und 1622 vom Papste Gregor XV. canonisirt. Unmittelbar nach seinem Tode, und es ist dieses gewiß ein herrliches Lob seiner Führung, nahm die Congregation das Gesetz, welches die Zeit des Generalats auf drei Jahre beschränkte, zurück, und erklärte, daß ein zeitlicher General in seinem Amte belassen werden könnte, so lange es dem Wohle der Congregation angemessen sei. Damals, und seit Philipps Abdankung, bekleidete Baronius das Generalat, das er jedoch, nach sechsjähriger Führung, mit dem Cardinalshute vertauschte. Die Congregation fuhr aber fort, sich weiter zu verbreiten. Galonius, der zu Anfange des Jahres 1600 schrieb, nennt außer den vereinigten Oratorien von Rom, Neapel, San-Severino und Lanciano, vier andere, zu Lucca, Fermo, Palermo und Camerino, und berichtet ferner, daß an der Gründung von sechs andern Häusern, zu Fano, Pavia, Vicenza, Ferrara, Thonon in Savoyen und Notre-Dame-de-Graces in dem Bisthume Frejus gearbeitet werde. Später sind noch andere Häuser in verschiedenen Provinzen Italiens hinzugekommen. Von Cardinälen, welche aus der Congregation hervorgegangen, können wir neben Baronius und Octav Paravicini, auch noch den Franz Maria Taruggi, Alfons Visconti, Nicolaus Sfondrate und Leander Colloredo nennen; auch Johann Juvenal, einer der ersten Schüler des h. Philipps, und weiland Bischof zu Saluzzo, gehört unter ihre Zierden. Als Schriftsteller haben sich bekannt gemacht Baronius, Oldericus Rainaldi, Anton Galonius, Thomas und Franz Bozius. Der P. Johann Marciano, ebenfalls ein Oratorianer hat Memorie Istoriche della Congregazione dell' Oratorio, 1693. 2 Bde. Fol. gegeben. — Das Wappen der Congregation zeigt die h. Jungfrau, mit dem Jesukindlein auf dem Arme, in einem mit Strahlen umgebenen wachsenden Monde.

Die andere in Frankreich einheimische „Congregation

der Priester des Oratoriums Jesu" wurde nach dem Muster der italienischen Congregation durch den berühmten Cardinal **Peter von Berulle**, geboren zu Serilly, in Champagne, den 4. Febr. 1575 gestiftet. Peter war mit zwei Oratorianern, den P.P. Cäsar de Bus und Romillon in nähere Verbindung gekommen, und was er durch sie von den Einrichtungen der Congregation erfahren, erweckte in ihm den lebhaften Wunsch, eine ähnliche für Frankreich zu stiften, als dessen Klerus, nach seiner Ansicht, einer allgemeinen Reform gar sehr bedurfte. Die Elemente dazu waren unter dem Beistande gottesfürchtiger Personen bald gesammelt, nur fehlte es an einem Führer für die Anstalt, denn Berulle selbst wollte sich, so sehr auch in ihn gedrungen wurde, diesem Geschäfte nicht unterziehen, wußte aber auch, trotz der ämsigsten Nachforschungen, kein dazu taugliches Subject aufzufinden. Endlich glaubte er ein solches in der Person des h. Franciscus von Sales gefunden zu haben, allein auch dieser war zur Übernahme so großer Verantwortlichkeit nicht zu bewegen; so mußte denn Berulle sich dem bestimmten Befehle des Bischofs von Paris, Heinrichs von Gondy, fügen und selbst an die Spitze des werdenden Instituts treten. Als er dasselbe 1611 in dem Hotel du Petit-Bourbon, Vorstadt St. Jaques zu Paris, dessen Stätte in späterer Zeit das Kloster Val-de-Grace einnahm, eröffnete, hatten sich nur erst fünf Priester um ihn gesammelt. Ihre Verbindung wurde durch ein Patent König Ludwigs XIII. bestätigt, erhielt auch 1613 die Genehmigung des Papstes Paul V., der zugleich den P. Berulle zum General ernannte. Es war des frommen Stifters Absicht, in seiner Congregation einen Verein von Geistlichen zu bilden, welche in Armuth leben, und, ohne nach Beneficien oder geistlichen Ämtern zu trachten, alle kirchliche Verrichtungen üben, auch den Gehorsam, zu dem sie sich beim Empfange der Priesterweihe verpflichteten, dem kirchlichen Vorgesetzten im Allgemeinen, in allen Dingen, welche die Ehre Gottes und das Wohl der Kirche betreffen, ebenso pünktlich erweisen sollten, als er von den Jesuiten dem Papste erwiesen wird. Er theilte die Congregation in zwei Classen, die der Incorporirten und die der Associirten. Aus den Incorporirten sollte der General die Vorsteher der einzelnen Oratorien wählen, die Associirten sollten in die Congregation aufgenommen werden, um sich eine Zeitlang in wahrhaft geistlicher Führung und Sitte zu üben, als in welcher Führung und Sitte der Geist der Gesellschaft eigentlich bestand, denn es sollte weder weltliche Wissenschaft, noch Theologie, wie in den gewöhnlichen Seminarien, sondern nur die Übung geistlicher Tugenden gelehrt werden. Eine Bestimmung, durch welche die Oratorianer doch nicht abgehalten werden konnten, sich später Collegien und Seminarien zuzulegen, worin die gewöhnlichsten Lehrgegenstände vorgetragen wurden, ja sich endlich beinahe ausschließlich dem Lehrfache zu widmen, zum sprechenden Beweise, daß es selbst einer Congregation unmöglich wird, sich gegen den Geist und die Forderungen der Zeit zu verwahren. Von anderweitigen Statuten wollte der P. Berulle nichts wissen, er überließ es vielmehr dem General, die Gesellschaft nach seiner Weisheit, nach den Personen und Zeiten zu leiten. Ein solches System wurde vorzüglich durch seine Persönlichkeit begünstigt; er war für seine Congregation ein Vorbild von Demuth, Geduld, Sanftmuth, Aufmerksamkeit für die Rathschläge seiner Brüder, von Milde gegen Arme, Kranke und Sünder. Papst Urban VIII. nöthigte ihn, im J. 1627 den Cardinalshut anzunehmen. Am 2. Oct. 1629 las er, obgleich schon bedeutend unpäßlich, die Messe. Als er die Worte des Canons: hanc igitur oblationem sprach: fiel er in eine todesähnliche Schwachheit, man brachte ihn auf ein Bette, das in der Eile in der Capelle selbst bereitet worden, und er starb nach wenigen Stunden, nachdem er noch an die Umstehenden die rührendsten Ermahnungen gerichtet. Er wurde in der Kirche des Oratoriums der Straße St. Honoré zu Paris, an der er selbst als Handlanger gearbeitet hatte, beigesetzt, das Institut aber, obgleich von den Jesuiten auf eine ihrer unwürdige Weise angefeindet, machte auch nach seinem Tode die bedeutendsten Fortschritte, so daß man im J. 1760 überhaupt 73 (75) Oratorien zählte. Davon kommen 58, theils Seminarien, theils Collegien, auf das eigentliche Frankreich, 11 auf die Niederlande, 2 auf die Grafschaft Venaissin, 1 auf Savoyen, 1 auf die Stadt Lüttich.

Ursprünglich regierte sich die Congregation, wie bereits erinnert worden, ohne Statuten, statt deren der Wille des Stifters galt. Als aber, um das Oratorium in Rouen zu begründen, der königliche Bestätigungsbrief dem dasigen Parlamente vorgelegt werden mußte, widersetzten sich die Pfarrer der Stadt und der Generalprocurator der Einregistrirung dieses Briefs und verlangten vorläufig die Einsicht der Statuten, als ohne welche selbst eine geistliche Gesellschaft unzulässig sei. Die Oratorianer, beunruhigt durch diesen unerwarteten Einspruch, entwarfen in der Eile eine Art von Statut, bei dessen Eingabe sie zugleich erklärten, daß sie keineswegs Ordensleute, sondern eine Verbrüderung von Priestern seien, die unmittelbar von dem Ordinarius, in dessen Sprengel sie sich niedergelassen haben, abhängen, auch allein durch ihn, unter ihm, und für ihn arbeiten. Allein auch noch weiter unter die Hierarchie der Kirche sich schmiegend, erkennen sie sich verbunden, alle Verrichtungen, welche ihnen durch die Pfarrer übertragen werden könnten, gleich andern Capellanen, zu übernehmen, als z. B. unter pfarrlicher Aufsicht und ausdrücklicher Vollmacht Beichte zu hören, oder andere Sacramente zu verwalten. Mit dieser Erklärung beruhigten sich die Pfarrer und das Parlament, und das königliche Patent wurde einregistrirt.

Nicht lange nach des Stifters Tode wurde die Verfassung der Congregation bedeutend modificirt. Der neue General, P. Karl von Gondren, veranstaltete für den 1. Aug. 1631 eine von allen Oratorien zu beschickende Generalversammlung. Hier wurde einstimmig angenommen, daß die Mitglieder der Congregation gewöhnliche Weltpriester seien, die sich weder durch einfache, noch durch feierliche Gelübde verpflichten könnten, und daß diejeni-

gen, die es unternehmen würden, die Mitglieder der Congregation zu Gelübden zu zwingen, oder deren selbst ablegen würden, auch sogar dann, wenn sie die Mehrzahl ausmachten, betrachtet werden sollten, als hätten sie sich von dem Institute losgesagt, und daher gehalten sein sollten, die Häuser und die davon abhängenden Güter denjenigen zu überlassen, welche in dem seiner Natur nach lediglich geistlichen und priesterlichen Institut verharren wollten, wenn diese auch nur die Minderzahl ausmachten. Sodann erklärte die Versammlung, daß die höchste und alleinige Gewalt der Congregation in ihrer gesetzlichen Versammlung, nicht aber dem Generale zustehe, als welcher verbunden sei, in allen Dingen die Stimmenmehrheit zu beachten, so zwar, daß seine persönliche Stimme für zwei zählen sollte, und weil dergleichen Versammlungen, die alle drei Jahre Statt finden sollten, dem pariser Oratorium zu viele Kosten gemacht hätten, so wurde beliebt, daß alle Häuser, deren Deputirte die Versammlung besuchten, auch zu den Kosten beitragen sollten. Endlich, um zu verhindern, daß ein General, der etwa ein schlechter Wirthschafter, das Eigenthum der Gesellschaft verschleudere, wurde von der Versammlung für gut gefunden, seine Macht in zeitlichen Dingen zu beschränken: zu dem Ende wurden ihm drei Assistenten, (deren Anzahl nöthigenfalls zu vermehren) beigegeben, die gleich ihm, in allen Berathungen über zeitliche Dinge, als neue Anlagen, Fundationen, Anlehen u. s. w. eine entscheidende Stimme haben sollten. Noch wurde verfügt, daß alle Mitglieder der Congregation, in sofern sie die Mittel dazu haben würden, und ohne Rücksicht auf ihre Dienstleistungen, ein mäßiges Kostgeld bezahlen sollten, auch Niemand in die Congregation aufgenommen werde, er habe denn einen titulum mensae. Von dieser letzten Bestimmung konnte jedoch der General dispensiren. In einer zweiten Generalversammlung wurde ausgemacht, daß diejenigen, welche in die Congregation einzutreten begehrten, derselben drei Jahre und drei Monate nach ihrer ersten Reception auf einen ausdrücklichen Befehl des Generals incorporirt werden sollten. Dieses Decret wurde in mehren Versammlungen erneuert, gerieth aber demungeachtet in Vergessenheit, und eine spätere Generalversammlung erklärte sogar, daß die Congregation kein Corpus ausmache; seitdem hatte sie keine Mitglieder mehr, die unzertrennlich mit ihr verbunden, und es stand einem jeden zu jeder Zeit frei, auszutreten.

Das erste Haus, und gleichsam die Mutter aller andern, war das pariser Oratorium in der Straße St. Honoré; daselbst mußte der auf Lebenszeit erwählte General mit seinen Assistenten residiren. Dieses Haus besaß zwei Abteien, die eine in der Insel Ré, die andere in dem Kirchsprengel von Meaux. Wegen der Nähe des Louvre wurde die Kirche vorzugsweise von den zum Hofe gehörigen Personen besucht; um sie noch mehr anzuziehen, fiel der dritte General, P. Franz Bourgoing (1641—1662), auf den Gedanken, den Psalmen und andern kirchlichen Gesängen die Musik einiger eben damals allgemein gesungener Lieder anzupassen. Dieser Einfall wurde die Veranlassung, daß die Oratorianer sich, statt des gregorianischen, einen eigenthümlichen Gesang bildeten. Sie hatten in Paris noch zwei andere Häuser, das von des Herzogs von Orleans Schatzmeister Pinette im Jahr 1650 gestiftete, und mit dem reichen Priorate von St. Paul-au-bois, in dem Bisthume Soissons, dotirte Noviziat vor der Barrière d'Enfer, und das erzbischöfliche Seminarium zu St. Magloire. Die Congregation hat dem Reiche mehre Prälaten und Gelehrte von ausgezeichnetem Range, wie Malbranche, Morin, Thomassin, Mascaron, Massillon, Senault, Le Long, gegeben, ihr schönstes Lob aber hat Bossuet ausgesprochen: „Es ist," sagt er, „eine Körperschaft, in der Jedermann gehorcht, und Niemand besiehlt." — Im Wappen führt sie die Namen Jesus, Maria, blau im goldenen Felde; eine grüne Dornenkrone umschlingt den Schild. (*v. Stramberg.*)

ORATORIUM (Kirchl. Alterth.), entsprechend dem griechischen *εὐκτήριον, προσευκτήριον, εὐκτήριος οἶκος, οἶκος προσευχῆς* [1]), war Anfangs ohne Zweifel allgemeine Bezeichnung christlicher Gotteshäuser, identisch mit ecclesia, dominicum, templum. Schon zu Augustin's Zeit (Vgl. ep. 211. 230.) scheint aber Oratorium, wie später *εὐκτήριος οἶκος* in der griechischen Kirche, in einem engern Sinne gebraucht worden zu sein, zur Bezeichnung solcher gottesdienstlichen Versammlungsplätze, wo nur Gesang und Gebet verrichtet, nicht aber die andern heiligen Handlungen verwaltet wurden, so viel als Bethaus. Solche Oratorien (Privat-Bethäuser, Betsäle, Zimmer) hatten Anfangs wol solche Hausbesitzer in Städten anzulegen sich veranlaßt gefunden, welche in einer von einer Kirche entfernten Straße oder Stadttheil (in Vorstädten ꝛc.) wohnten. Es versammelte sich allda die Familie des Hauses, vielleicht auch die Familien der nächstgelegenen Häuser, ungefähr wie im apostolischen Zeitalter, als noch gar keine eigenen für gottesdienstliche Zwecke bestimmten Häuser vorhanden waren. Auf dem Lande, in den Dörfern oder auf Meierhöfen und Landgütern entstanden sie wahrscheinlich durch Mangel an Kirchen überhaupt, als Surrogat für dieselben. Wie groß der Mangel an Landkirchen noch zu Anfange des 5. Jahrh. war, sieht man aus manchen Äußerungen des Johannes Chrysost. u. A.

In der orientalischen Kirche, besonders in der östlichen Residenz waren diese Privatbethäuser besonders seit dem 6. Jahrh. ziemlich häufig. Justinian I. sah sich in Rücksicht auf häretische Unordnungen genöthigt, an seinen Patriarchen Mennas ein Gesetz zu erlassen (Nov. 58), in welchem er diese Oratorien (*εὐκτήριοι οἶκοι*) zwar gestattet, aber allein zum gemeinsamen Gebet, zur Feier der Sacramente nur dann, wenn sich die Besitzer eines Oratorium in Constantinopel von dem Patriarchen, in

1) Der jüdische Tempel heißt *οἶκος προσευχῆς* im N. T. Matth. 21, 13. und sonst. Vergl. Jes. 56, 7 bei den LXX., entsprechend dem hebr. בֵּית־תְּפִלָּה. Ebenso hießen die jüdischen Betplätze außerhalb der Städte *προσευχαί*. Apostelgesch. 16, 13. 16. Vergl. 3 Makk. 7, 20. Auch Proseucha bei Juvenal.

den Provinzen von dem Bischof, Cleriker zu diesem Geschäft absenden lassen. Die Trullanische Synode 692 verordnet, daß die in diesen Oratorien fungirenden Geistlichen (ob sie bestimmt daran angestellt waren, ist nicht hieraus zu entnehmen) diese Handlungen nur mit Erlaubniß des Bischofs verrichten dürfen, verbietet aber ausdrücklich c. 59. die Taufe in denselben, als eine den öffentlichen Hauptkirchen (*ἐκκλησ. καθολικ.*) zugehörige Handlung. Erst *Leo* philos. im 9. Jahrh. hob alle diese Beschränkungen auf (Nov. 4. 15.). In jedem Oratorium sollten alle Sacramente verwaltet werden können von jedem Geistlichen, nicht nur von den an den Hauptkirchen angestellten. Der Kaiser motivirt seine Erlaubniß durch den Zustand der Kirche seiner Zeit, den er als einen sehr erfreulichen angibt [2]). Von dem griechischen Canonisten Balsamon erfahren wir, daß diese Oratorien in seiner Kirche nicht von dem Bischofe eingeweiht wurden, daß Bischöfe in denselben nie fungirten, daß sie aber für dieselben sogenannte *ἀντιμίνσια* weihten, welche über die Altäre der Oratorien gelegt — anzeigten, das Opfer geschehe im Namen und unter Autorität des Bischofs. Auch die griechischen Kaiser hatten in ihren Palästen solche *εὐκτήριοι οἶκοι*. Die Anlegung eines solchen erzählt schon von Constantin I. Eusebius (de v. Const. 4, 17.) und vom Kaiser Heraklius erzählt Theophanes (Chronogr. Ed. Ven. p. 199.), er sei gleich nach seiner Ankunft in der Residenz von Sergius, mit seiner verlobten Braut Eudokia gekrönt worden *ἐν τῷ εὐκτηρίῳ τοῦ ἁγίου Στεφάνου ἐν τῷ παλατίῳ*. Vgl. auch *Du Fresne du Cange*, Constantinop. Christ.

Solche Privatbethäuser (oratoria, oratoriola domestica) kommen nun im 6. und den folgenden Jahrhunderten auch im Abendlande häufig vor. Sie heißen hier, besonders seit dem 8. Jahrh. auch capellae, obgleich diese Bezeichnungen nicht immer identisch sind. Die meisten nur irgend wohlhabenden Gutsbesitzer legten solche Oratorien auf ihren Gütern und Besitzungen an (oratoria villaria, capellae villaticae), die Mönche und Nonnen in ihren Klöstern für ihre Andachten (oratoria-capellae monasteriales), die Bischöfe in ihren bischöflichen Wohnungen (*Gregor. M.* hom. 37. in Evang. in episcopii oratorio missas fecit.), die Fürsten in ihren Palatien, so besonders die fränkischen Könige in Aachen und sonst im Reiche umher (oratoria-capellae regiae, palatinae). Die Erlaubniß, solche zu errichten, gab der Bischof [3]), er weihte sie ein, er gab die Concession der Abendmahlsfeier (celebratio missarum) in derselben. — Das Concilium von Agatha (Agde) 506. c. 21. erlaubt die Administration des A. M. in diesen Oratorien, zunächst mit Berücksichtigung der weiten Entfernung der Landgüter von den Dorf-Pfarrkirchen (propter fatigationem familiae), restringirt sie aber doch dahin, daß an hohen Festen: Ostern, Weihnachten, Epiphanien, Himmelfahrt, Pfingsten und Natalis S. Joannis B. die Bewohner der Landgüter gehalten sein sollen, sich in den betreffenden Pfarrkirchen einzufinden. Auf diese Festhaltung des Nexus dieser Oratorien mit den Hauptkirchen dringen auch die spätern Kirchen-Ordnungen.

Der Gottesdienst in diesen Oratorien wurde versehen entweder von einem Presbyter, den der Bischof auf Verlangen dahin deputirte, oder durch benachbarte Dorfpresbytern. Die Fürsten ließen sich für ihre Oratorien bald eigene Geistliche von dem Bischofe geben [4]) und ihnen ahmten die reichen Gutsbesitzer nach. (So finden wir schon zu Gregors I. Zeit: presbyter oratorii S. Severini, später presbyter capellae S. Severini.) Natürlich hatten die Inhaber der Capellen zu sorgen für die Besoldung ihres Hausgeistlichen. Durch Stiftungen entstand bald ein eigenes Dotationsgut für die Geistlichen solcher Oratorien, die Stifter und deren Erben erhielten die Verwaltung der Fonds und das Recht einen Priester zu ernennen. Da viele Landleute sich auf und um diese Güter anbauten, und auch an dem Gottesdienste in diesen oratoriis villariis Theil nahmen, so wurden aus manchen dieser Oratorien später Parochialkirchen.

Im Verlaufe des Mittelalters wurde die Sitte der Oratorien immer häufiger. Jeder Adelige hatte auf seinem Edelhofe, jeder Ritter auf seiner Burg, in seinem Schlosse ein Hausoratorium und für dasselbe einen Hausgeistlichen (Burg-, Schloßcapellan). Dieser hatte aber nicht nur den Gottesdienst zu besorgen, ja dieses war oft das Geringste, er wurde, als der gebildetste des Hauses, von dem Herrn zur Führung der Geschäfte und Verwaltung der Güter und ihrer Einkünfte gebraucht, er war der Instructor der adeligen Kinder, er hatte auch wol Tisch und Küchendienst zu verrichten, ja sogar Sorge zu tragen für die Jagdhunde und die Pferde, welche die gnädige Frau ritt [5]). Diese Hausgeistlichen standen nun wie jeder andere Parochus natürlich unter dem Bischofe. Schon frühzeitig machten sie aber Versuche, sich von der bischöflichen Aufsicht loszumachen, getrieben von ihrem verkehrten Freiheitssinn, gestützt auf die Macht ihrer Principale. Nachtheilig wirkte hier auch

2) Nov. 15.: *νῦν, θείᾳ χάριτι πάσης κακοδοξίας ἀπεσκορακισμένης.* 3) Suppliken um diese Erlaubniß und bischöfliche Concessionen gibt der Liber diurnus Rom. pontif. c. 5. tit. 2 sq.

4) Capellani, Capellani Regales — palatini. Am fränkischen Hofe hieß ihr Vorsteher: Capellanus *κατ᾽ ἐξοχήν*, oder eine Zeitlang auch Archicapellanus. Sehr häufig war letzterer auch summus Cancellarius. Karl d. Gr. nahm zu denselben mehrmals einen Bischof oder Erzbischof. Capit. Francof. a. 794. c. 53. *Baluz.* T. I. p. 270. 5) *Agobardus Lugdunensis* Ende des 8. und Anf. des 9. Jahrh. Ep. ad Bern. Ep. de privil. Jur. et sacerdot. c. 11. (ed. Paris. 1605. p. 128. auch bei Galland. T. XIII.) Increbuit consuetudo impia, ut pene nullus inveniatur anhelans aut quantulumcunque proficiens ad honores et gloriam temporalem, qui non domesticum habeat sacerdotem, non cui obediat sed a quo incessanter licitam simul atque illicitam obedientiam, non solum in divinis officiis, verum etiam in humanis (?). Ita ut plerique inveniantur, qui aut ad mensas ministrent, aut saccata vina misceant, aut canes ducant, aut caballos, quibus foeminae sedent, regant, aut agellos provideant. Et quia tales, de quibus haec dicimus, bonos sacerdotes in domibus suis habere non possunt (nam quis esset bonus clericus qui cum talibus hominibus dehonestari nomen et vitam suam ferret?), non curant omnino, quales clerici illi sint, quanta ignorantia

das Vorbild der Geistlichen bei den Fürsten und Königen, welche sich gewisser Privilegien erfreuten, namentlich einer gewissen Befreiung von der bischöflichen Jurisdiction. Nach diesen war der große Hause der Hausgeistlichen des Adels auch lüstern, und sie unterstützten in ihrer Widersetzlichkeit gegen die Bischöfe, die in einer andern Beziehung ebenso aller Autorität widerstrebender Ritter und Herren.

Zwar suchten die Concilien diesem Unfug ein Ende zu machen, indem sie die alten Kirchen-Gesetze erneuerten, daß die Laien nur solche Hausgeistlichen anstellen dürften, die der Bischof geprüft und empfohlen hätte. Alle diese Maßregeln mußten aber unfruchtbar bleiben, da man das Übel nicht an der Wurzel angriff und die sogenannten ordinationes absolutas[6]) nicht abschaffte. Hierdurch war es jedem Ritter ganz leicht, irgend einen Priester zu erhalten, ohne bei dem Bischof darum anzuhalten. Ein so ordinirter konnte ja alles, was zum geistlichen Amt gehörte, auf eine ganz gültige Weise vollbringen. An Subjecten fehlte es gar nicht, alle Landstraßen waren voll solcher unwissenden Menschen, die sich ein Unterkommen bei irgend einem Oratorium suchten und, wenn sie es gefunden, ihrem Brotherrn ganz zu Dienst und Gefallen lebten. Der Principal unterstützte ihn dafür in seinem Trotz gegen die Bischöfe[7]). Die Päpste[8]) und andere wohlgesinnte Männer[9]) klagten laut und öffentlich über diese Unordnungen, die Synoden[10]) fuhren fort diesen Willkürlichkeiten durch Gesetze entgegenzutreten. Aber Alles blieb vergeblich.

Die Privilegien der Geistlichen an den Oratorien und Capellen der Fürsten bestätigt das Concilium von Trient (Sess. 24. c. 11.) von der einen Seite, beschränkt sie aber von der andern, indem es verordnet, daß sie den Ordinarien, als Bevollmächtigten des apostolischen Stuhls vollkommen in allem unterthänig sein sollen, nach dem Gesetze Innocens III., „cum Capella" etc.

In den österreichischen Staaten gestattet die neuere Gesetzgebung die Beibehaltung der Schloßcapellen und Hausoratorien, aber nur mit Erlaubniß des Bischofs darf in ihnen Messe gelesen werden[11]). Das Local und die darin veranstaltete Einrichtung soll von jedem entweihenden Gebrauche fern gehalten werden und muß versehen sein mit einem altare portatile. Die Bischöfe sollen, vorzüglich in Städten, die Erlaubniß hierzu nicht mehr so oft und nur mit Beschränkungen geben. Namentlich soll das alte Gesetz beobachtet werden, daß an Festtagen in ihnen keine Messe gelesen werde[12]). — Bau, Einrichtung, Reparatur 2c. bleibt den Besitzern überlassen[13]).

Analoga dieser Hausoratorien in der evangelischen Kirche sind die in den Palästen der Fürsten und Großen befindlichen Schloß-, Hof-, Hauscapellen, die Gesandtschaftscapellen 2c. Häufig sind die adeligen Hauscapellen besonders auch in Schweden. Es ist den Reichsräthen, Reichsherren und deren Frauen, wie dem Adel überhaupt erlaubt, einen Hausprediger (Huspredicanter) anzustellen. (*Rheinwald.*)

ORATORIUM (Musik.). Das Wort hat mancherlei Bedeutungen. Eigentlich heißt es ein Ort, wo gebetet wird, ein Betsaal; dann ein solcher, wo Heiligenbilder oder Altäre sind; auch wurden Capellen, kleine Betsäle, die sich Fürsten, Ritter 2c. an ihren Schlössern und Landsitzen erbauen ließen, welche das Pfarr-Recht nicht hatten, so genannt. Diese letzten durften nicht ohne besondere Erlaubniß des Bischofs erbaut werden, wenn sie nicht nambaften Privatpersonen gehörten. Besondere Wichtigkeit erhielt der Ausdruck, als Philipp von Neri die

---

caeci, quantis criminibus involuti, tantum ut habeant presbyteros proprios, quorum occasione deserant ecclesias, sermones et officia publica. Quod autem non habeant eos propter religionis honores, apparet ex hoc, quod non habent eos in honore unde et contumeliose eos nominantes quando volunt illos ordinari presbyteros, rogant nos aut jubent, dicentes: habeo unum Clericionem, quem mihi nutrivi de servis meis propriis aut beneficialibus sive pagensibus, aut obtinui ab illo vel illo homine, sive de illo vel illo pago, volo ut ordines mihi eum presbyterum. Cumque factum fuerit, putant ex hoc quod majoris ordinis sacerdotes non eis sint necessarii, et derelinquunt frequenter officia publica et praedicamenta. Siebenhundert Jahre später klagt eine kölner Synode (1536.) c. 27. P. II. Magna eorum levitas est, in magnam Cleri ignominiam redundans, qui se laicis atque adeo delicatis foeminis, ventris causa, in capellanos, ut appellant, atque Anteambulones venditant. Qui enim debebant esse gregis duces, rediguntur in caudam, et sordidissimis quibuscunque negotiis alligantur. Proh! nefas.

6) D. h. das unbestimmte Ordiniren, im Gegensatz gegen die gute alte Praxis der sechs ersten Jahrhunderte, nach der man Niemanden anders als für eine bestimmte Kirche, Niemanden sine titulo, ordiniren durfte. 7) Ein eclatantes Beispiel dieser Art erzählt der Chronist Dithmar von Merseburg (bei *Leibnitius*, Script. Rer. Brunsvicens. T. I. p. 398.). Arnulphus, (Ep. Halberstadiensis) die sancto, cum post missam de ecclesia ambularet, vidit clericum accipitrem in manu sua tenentem et zelo commotus hunc cum brachio suimet comprehendit ac secum duxit, non ut puniretur, sed sic verbis mediocribus corriperetur. Fama volans milites congregat, quorum primus, Hugo nomine, ad episcopum veniens, cur seniorem suum sic inhonorare voluisset, interrogat. Nach einem Gespräch iratus egreditur et miles armatus glomeratur, et cum jam vellet episcopus coenare, videt omnes appropiare etc. 8) Urban II. auf den Conc. Melefitanum (Melfi) 1089. c. 9. Novum hoc tempore clericorum acephalorum genus emersit, qui morantur in curiis, et viris et feminis ad sui ordinis dedecus subditi etc. 9) Der Propst des Klosters Reichersberg, Gerohus (st. 1169.) in seiner Schrift de corrupto eccl. statu (bei *Baluz.* Misc. T. V. p. 169.): Inter ceteras sectas perituras, etiam illa secta pereat clericorum et ad nihilum deveniat, quae nomen habet acephalorum (p. 90.: Hippocentauris assimilati, qui nec equi nec homines, mixtum genus et confusum in se repraesentant.) — quorum conversatio vaga et dissoluta nusquam invenitur in omnibus regulis ab evangelicae vel apostolicae doctrinae fonte derivatis etc.

10) Conc. Claromont. (Clermont) a. 1095. c. 18. Conc. Mogunt. 1310. C. de maj. et obed. Ebenso Synoden zu Magdeburg, Salzburg, Würzburg 2c. im 14. u. 15. Jahrh. 11) Hofdecr. vom 24. Jan. 1784, 26. Apr., 12. Jul., 24. Sept., 9. Dec. 1785. 12) Hofdecr. vom 17. März 1791. 13) Helfert von Erbauung, Erhaltung und Herstellung k. Gebäude. Wien 1823. 8. Vergl. Desselben Darstellung der Rechte in Ansehung der heiligen Handlungen nach kirchl. und österr. bürgerl. Gesetzen. Prag 1826. 8. Auch G. Rechberger, Handb. des österr. Kirchenrechts 2ter Bd.

Priester des Oratoriums stiftete, geistliche Gespräche anstellete, die mit Gesängen und körperlichen Büßungen wechselten. Im Jahre 1574 erbauete sich die Gesellschaft ihr eigenes Oratorium. Seine Anstalt fand sehr bald großen Beifall und verbreitete sich von 1586 an in viele Städte Italiens, und zwar von Rom aus. In der Folge wurde eine gewisse Art frommer Dichtungen, die mit Musik nothwendig verbunden waren, Oratorien genannt, und diese musikalischen Dichterwerke sind es, von denen hier gehandelt werden soll. Dadurch haben sich nun nicht unbedeutende Schriftsteller verleiten lassen, dem Philipp Neri die Erfindung der Oratorien zuzuschreiben. Nicht nur Castil-Blaze gibt in seinem Werke de l'Opéra en France, den in Frankreich ganz vorzüglich hochgeachteten Neri, der bekanntlich erst auf Bitten Ludwigs XIII. und seiner Mutter 1622 heilig gesprochen wurde, für den Erfinder dieser Musikgattung aus, sondern auch Friedrich Rochlitz hat noch vor Kurzem in seinem 4ten Bande „Für Freunde der Tonkunst" dieselbe Meinung aufgestellt, und zwar mit dem Zusatze, als habe der fromme Neri diese seine Erfindung von der damals in Italien wieder allgemein beliebten, wenn auch, wie gewöhnlich, selbst von ihm zu spät angesetzten, nicht erst erfundenen, nur veränderten und verbesserten Oper hergenommen, und so die Wirkung derselben zum Nutzen des Religiösen verwenden wollen. So verbreitet diese Annahme auch ist, so falsch ist sie auch. Selbst in den Angaben der Jahresbestimmungen, die sich auf das bekannte Leben und Wirken des frommen Neri beziehen, haben sonst ausgezeichnete Männer geirrt, zum Beweis, wie wenig genau sie sich selbst um bekannte Dinge kümmerten, wie viel weniger um noch unbekannte. So setzt z. B. Dr. Peter Lichtenthal in seinem Dizionario e Bibliografia della Musica (Milano 1826.) Neri's Einführung des Oratoriums, gleichfalls Erfindung genannt, in das Jahr 1548, was mindestens 10 Jahre später gesetzt werden müßte, da Neri erst 1558 die Hieronymuskirche in Rom zu seinen Andachtsübungen erhielt. Früher hätte der fromme Mann auf Darstellungen größerer Musikwerke durchaus nicht denken können, wenn auch die Annahmen in dieser Hinsicht ihre Richtigkeit hätten. Die Meinung, daß der Stifter der Priester des Oratoriums diese Musikart der beliebt gewordenen Oper entlehnt habe, widerlegt sich von selbst; die musikalischen Oratorien hätten dann erst nach 1600 ihren Anfang nehmen können, da in der Regel die Einführung der Oper nicht eher, als nach der Aufführung der Euridice in Florenz von jenen Geschichtschreibern angenommen wird. Es kann nicht fehlen, daß sie dabei in allerlei Widersprüche unter einander selbst kommen. Ganz richtig wird von Castil-Blaze erzählt, daß in Rom 1480 auf einem beweglichen Theater la Conversione di S. Paolo aufgeführt worden sei. Er glaubt aber berechtigt zu sein, das Werk unter die Opern zu zählen. Wäre es eine Oper, so wären die weltlichen Opern aus den geistlichen entstanden und man hätte schon deshalb nicht fortfahren sollen, die gelehrte Gesellschaft in Florenz für die Erfinderin derselben auszugeben. That man es dennoch, wie man es wirklich that: so hätte man dem Castil-Blaze widersprechen und die Bekehrung des heiligen Paul für ein Oratorium ansehen sollen, was es auch ist. Damit wäre also die Meinung, Neri sei durch die weltlichen Opern auf das musikalische Oratorium verfallen, von selbst vernichtet gewesen. Da man einmal dem frommen Stifter der Congregation der Priester des Oratoriums die Erfindung dieser Musikart beilegte, überredete man sich um so leichter, der Oratorienmusik einen eigenen, von Neri angeordneten Musikstyl zuzuschreiben, der von allen damals herrschenden sich unterschieden habe. Das ist leicht gesagt, wenn sich keiner die Mühe nehmen und es beweisen will. Es hat es aber bis auf diese Stunde auch nicht Einer bewiesen, ja nicht einmal den Versuch gemacht. Man hätte mindestens für seine Meinung den Ausspruch einiger, um etliche Jahrhunderte späterer Mönchsschriftsteller anführen können, die wirklich versichern, der Gesang der Priester des Oratoriums sei ein abweichender: aber auch selbst diesen matten Beweis hat, so viel uns nur bekannt ist, Keiner beigebracht. Und dennoch ist diese Ansicht die gewöhnliche geworden. Wüßte man es nun noch nicht, daß die Geschichte auch ihre Glaubenspunkte hätte, nach deren Erörterung Niemand fragen soll, wenn er nicht schnurstracks unter die Ketzer geworfen sein will; so würden wir es an diesem Exempel bestimmt genug erfahren. Wenn es uns gelungen wäre, eins von den ältesten Musikstücken aufzutreiben, die in Neri's Betsaale gesungen wurden; so würde die Falschheit jener Meinung Jedem sogleich in die Hände fallen. Wir werden zum Glück auf einem anderen Wege, der den ersten gleich gilt, zur Überzeugung von der Nichtigkeit jener Angabe gelangen. Unser Gewährsmann ist Palestrina. Dieser, dem Namen nach aller Welt bekannte, Hauptcomponist jener Tage, hat auch Vieles für Neri's Betsaal geschrieben. Baini hat fast sein ganzes Leben lang keine Mühe und keine Kosten gescheut, Palestrina's sämmtliche Werke, Gedrucktes und Ungedrucktes, zu sammeln. Ihm, dem alle Hülfsmittel zu Gebote standen, wie keinem Andern, steht ein Schatz von Compositionen dieses viel verehrten Meisters offen, der so groß ist, daß die Welt nicht einmal das Geld daran wenden will, das dazu gehört, sie drucken zu lassen. Baini hat in seinen zwei starken Quartbänden, die er über Palestrina und seine Zeit herausgegeben hat, für diesen Hochmeister der Tonkunst eine Liebe bewiesen, die an offenbare Schwärmerei grenzt; alle Ehrennamen der Welt sind ihm kaum hinlänglich, Palestrina's Erhabenheit und sein Hervorragen über alle Andere zu bezeichnen. Daß er bei solchen Flammen nichts unbeachtet läßt, was dem Helden seiner Untersuchungen auch nur einigen Schein mehr zuwenden könnte, muß Jeder zugestehen, der nur etliche Seiten seiner Schrift, sei es auch nur in einer Recension, gesehen hat. Dieser höchst übertrieben für sein Ideal eingenommene Mann hat nun unter andern mit aller möglichen Spitzfündigkeit uns überreden wollen, Palestrina habe in seinen Compositionen zehn verschiedene Style entwickelt. Seine Beschreibung dieses zehnfachen Musikstyls ist aber so ausgefallen, daß man, trotz aller Milde, die man gegen jede von einer Seite her begrün-

bete Liebe gern übt, doch nicht selten darüber lächeln muß. Die Unterschiede, die er zu machen sich abmüht, laufen dergestalt in einander und sind so verworren, daß nicht viel Reelles dabei herauskommt. Hätte nun zu Neri's Gesängen (und Palestrina schrieb ihm solche) ein eigener, ja nur einigermaßen eigener Musikstyl gehört; so hätte sich der fromme Palestrina dem heiligen Manne gewiß willig gefügt, hätte nicht nur in jenem kirchlichen Style geschrieben, sondern ihn wol noch veredelt. Und siehe da, unter Baini's herausgeklaubten zehnerlei Scheinstylen Palestrina's ist auch keine Sylbe von einem Neri- oder Oratorien-Style die Rede. Beweises genug, daß gar keine Verschiedenheit darin gewesen sein muß, weil Hr. Baini sogar da Verschiedenheiten sieht, wo keine Spur davon vorhanden ist. Sollte er nicht mit Freuden auch die allergeringste Verschiedenheit ergriffen haben, wenn sie nur halbwege hinein zu bringen gewesen wäre? Ganz zuverlässig! Kurz, die ganze Sache von Neri's Oratorienerfindung, als einer eigenen Musikgattung, ist so gut, wie sein besonderer Musikstyl, eines von den vielen Mährchen, die in der Geschichte der Musik bis jetzt noch als unbezweifelte Thatsachen herumlaufen. — Nichts, als höchstens der in jenen Zeiten beliebt gewordene Name Oratorium ist auf diese, auch von Neri in seinen Andachtsübungen verwendete Musikgattung übergegangen, und selbst dieser nicht eben zum Vortheile der Sache, denn die Benennung ist so unbestimmt, so durchaus in sich selbst begrifflos, als nur irgend ein Name im Fache der Musik sein kann, und das will viel sagen. Demnach glauben wir dem heiligen Neri, außer dem unbestimmten Namen (den sie jedoch auch erst im 17. Jahrh. erhielten), in dieser viel älteren Musikart nichts weiter schuldig zu sein, als daß sich diese Musikgattung mit der Verbreitung seiner Congregation gleichfalls verbreitete und daß sie unter Allen, die den Stifter der neuen Priester verehrten, zu höherem Ansehn kam, was die Geistlichen allesammt in der Folge um so eifriger zu erhalten und zu fördern suchten, je mehr das Weltliche anfing, dem Geistlichen jeder Art gewissermaßen die Spitze zu bieten.

Wir begreifen um so weniger, wie man darauf verfallen konnte, den von uns widerlegten Glauben über Erfindung und Einrichtung des Oratoriums festzuhalten und so viel Gewicht darauf zu legen, da der ältere Ursprung dieser mit Musik verbundenen Darstellungen keineswegs ganz unbekannt geblieben war. Dr. Lichtenthal selbst setzt in seinem oben angeführten Werke im Verfolge der Sache ausdrücklich hinzu: „Andere führen den Ursprung der Oratorien bis auf die Zeiten der Kreuzzüge zurück." Auch Friedr. v. Blankenburg in seinen literarischen Zusätzen zu Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste berichtet: „Offenbar gingen die Oratorien aus den alten Mysterien hervor, die von Pilgern und andern christlichen Darstellern auf Straßen, Kirchhöfen und in Kirchen aufgeführt wurden und mit Gesang verbunden waren." Das ganze Leben und vorzüglich der Tod, die Auferstehung und Himmelfahrt Jesu, das jüngste Gericht und dergl. waren die gewöhnlichen Gegenstände, die ohne sonderliche Ausarbeitung vorgestellt wurden. Volksmäßige Melodien und allerlei Tänze, Gruppirungen und pantomimische Mummereien gehörten dazu. Daß nicht bei allen Vorstellungen solcher geistlichen Gegenstände die Musik gleichen Antheil hatte, wol auch bei manchen einen sehr geringen, wird Niemand in Abrede stellen. Gab es doch seit noch längerer Zeit ordentlich ausgearbeitete und in Klöstern aufgeführte geistliche Komödien. Manche derselben hatten auch wol zeitig genug rein politische Zwecke. So wird z. B. im Thesaur. Anecd. T. II. P. III. p. 187. ein Schauspiel des 13. Jahrh. von Leonh. Petz beschrieben: „Der Antichrist." Darin bezwingt erst der Kaiser alle Könige, auch den König von Frankreich, der sich jedoch zuvor gebührend wehrt. Hernach kommt der Antichrist, der bezwingt Alle und den Kaiser mit. Auf einmal wird aber der höllische Antichrist von einer großen Gewalt gefaßt und vom Throne geschleudert, worauf sich dann alle Fürsten wieder unter das süße Joch der Kirche beugen. — Dagegen werden uns andere Spiele beschrieben, wo Tanz und Musik die Hauptsachen waren. Selbst die Flagellanten hielten ihre Umzüge singend, ja sie sangen sogar mehrstimmig, was wir bei andern Gelegenheiten, namentlich bei unsern Untersuchungen über die christlichen Lieder des Mittelalters erwiesen haben. Alle diese scenischen Vorstellungen, die größtentheils der biblischen Geschichte entnommen waren, führten den gemeinschaftlichen Namen Ludi, auch zuweilen Laudi spirituali. Nicht weniger war ihnen der Name Mysterien gemein, welcher schon im 13. Jahrh. vorkommt, doch mit der Einschränkung, daß dabei nicht allein an Declamation oder an ein blos recitirtes Schauspiel zu denken ist, sondern immer an eine Darstellung, die mit Aufzügen, Mummerei und Musik verbunden ist. Diese Mysterien wurden verschiedentlich eingetheilt: Mysterien im engern Sinne wurden besonders diejenigen genannt, die Glaubenspunkte verhandelten; Figurae hießen die Gegenstände aus dem alten Testamente, auch Tropen; Vangeli (Evangelien) die Stücke aus dem neuen Testament; Exempel nannte man solche, deren Stoff die Wunder der Heiligen waren, und Legenden wurden die Erzählungen christlicher Begebenheiten genannt. Diesen fügte man im 15. Jahrh. noch die Spiele moralischen Inhalts bei, welche Fausti hießen. — So roh und voller Unanständigkeiten diese Spiele auch immerhin sein mochten: so waren sie doch nicht nur in Italien, sondern auch in Teutschland und Frankreich, Lieblinge des Volks, das sich dies alles nie ganz nehmen ließ, so vielfach ernstere Geistliche und ganze Concilien es versuchten. Waren sie auch an manchen Orten glücklich aus den Kirchen verbannt worden, so spielte man sie auf den Straßen; ja man errichtete für sie wandernde Theater, wie wir das Weitere schon im Artikel Oper berichtet haben. Namentlich geschah dies in Rom und in Paris. Konnte man sie nicht verbannen, so suchte man sie zu veredeln. Da ließ sich auch Neri (aber nicht schon 1540, wie v. Blankenburg schreibt) geistliche Gespräche dichten (z. B. Christus und die Samariterin; Tobias und der Engel; die Reue und der Glaube rc.), welche so gut, als es

eben gehen wollte, in Musik gebracht wurden. Dichtung und Musik konnten natürlich keine anderen sein, als die damals herrschenden. Der Erzähler der Historie war die Hauptperson. Wir würden uns wundern, wenn wir uns damit unterhalten oder gar erbauen lassen sollten. Wie viel uns auch Beschreibungen derselben zu Gesicht gekommen sind, anziehend sind sie eben nicht, so großen Beifall sie auch sonst gefunden haben müssen, da man bei Weglassung des Erzählers an der Änderung großen Anstand nahm. Eins der ersten ausgeführteren Stücke der verbesserten Art war die Dichtung des Agostino Manni: „Reppresentatione di anima e di corpore," was von Emilio del Cavalieri in Musik gebracht wurde. Noch bestand die Musik nur aus Recitativen und Chören derzeitiger Art, die Vorrede läßt vermuthen, daß auch in dieser Vorstellung die Tänze nicht gefehlt haben. Die Welt und das menschliche Leben spielen ihre Rolle darin und die Kleidung ist ihnen vorgeschrieben, wie Blankenburg versichert. Sie wurden also damals opernmäßig vorgestellt. Erst im 17. Jahrh. erhielten diese Vorstellungen eine verbesserte Gestalt. Im Jahre 1656 ließ Arc. Spagna in seiner Debora den Erzähler weg und nicht mit allgemeinem Beifalle. Strinati's „heiliger Hadrian" war in drei Akten oder Abtheilungen verfaßt ꝛc. Auch jetzt, im 17. Jahrh., wo erst der Name Oratorien aufkam, wurden diese Vorstellungen noch dramatische Poesien genannt. Erst Apostolo Zeno und Metastasio brachten die Dichtungen der sogenannten Oratorien in guten Aufschwung. Was diese Männer dafür thaten, muß unter ihren Namen nachgelesen werden. Zu ihren Zeiten hatte auch die Tonkunst, besonders in Italien, sich außerordentlich gehoben. Jetzt erst kamen auch in dieser Musikgattung bedeutende Werke zum Vorschein. Von da an hat sich die Kunst, obschon in verschiedenen Umgestaltungen, im Ganzen erhalten bis auf unsere Tage. Waren frühere Zeiten in Einfachheit und Kirchlichkeit ausgezeichneter, als die jetzigen, und kann die Vorliebe vieler Kunstfreunde und Kunstkenner bald für diese, bald für jene Musikperiode, namentlich in geistlichen Producten, nicht geradehin deshalb angeklagt oder auch nur völlig grundlos genannt werden: so werden sie doch hoffentlich nicht so ungerecht sein, die Vorzüge unserer Zeit, namentlich in wirksamerer Instrumentation, zu verkennen. Wir würden ohne Anstand Jeden der Lieblosigkeit und der Einseitigkeit zeihen, wenn er so weit gehen und unsern Tagen allen rechtschaffenen Sinn für fromme Musik absprechen wollte. Übertreibungen haben nie Gutes gebracht, und wer zu viel sagt, sagt im Grunde nicht viel. Wir dürfen auch behaupten, die alte Musik so gut zu kennen, wie die neue; wir wissen den Vorzug jeder Zeit in Ehren zu halten, aber wir wissen auch, daß Stehenbleiben unnatürlich und ein größeres Verderben ist, als ein Fortschritt zum Überschwänglichen, was seinem Wesen nach sich nicht lange halten kann und mit Gewinn irgend eines erhöheten Vermögens wieder zum Rechten, innerlich Gehaltigen mit erstärkter Kraft zurückkehrt. Was man auch sagen mag: wir haben noch jetzt sehr tüchtige Componisten kirchlicher Werke; ja wir dürfen behaupten, daß jetzt in unserm Vaterlande die allermeisten und die besten leben, so daß kein Land einen Vergleich mit Teutschland, in dieser Musikgattung ganz vorzüglich, aushalten kann.

Die vorzüglichsten Oratorien-Componisten sind folgende: Steffani, Aless. Scarlatti, Gius. Amadori, Jomelli, Hasse, Telemann, Strunk, Thiele, Kayser, Mattheson, J. P. Kunzen, J. A. P. Schulz, C. F. Weinlig, C. Ph. E. Bach, Weigl, Alb. Max. Stadler, Rolle, Graun, Mozart, Haydn, Beethoven, Neukomm, Clasing, Fr. Schneider, Bernh. Klein ꝛc. Unter allen obenan setzen wir in diesem Fache unsern Händel, einen Teutschen, den die Engländer sich freilich gern zueignen, weil er die meisten und besten seiner Oratorien in London schrieb. Die Werke dieser Männer wird man unter ihren Namen nachzusehen haben. Von teutschen Oratorien-Dichtern sind die berühmtesten Rammler und Niemeyer. — Beiträge zur Geschichte des Oratoriums in Italien findet man in *Crescembini* istoria della volg. Poesia T. 1. p. 312. 1731; — in England, dessen Componisten sich nicht auszeichnen, Dr. Brown's Betrachtungen über Poesie und Musik. Auch in Burney's Geschichte der Musik, 4ter Th. Ferner in der Leipziger musikalischen Zeitung, zu deren bestmöglichstem Gebrauch man die beiden bei Breitkopf und Härtel erschienenen Register in 4. benutzen muß; der erste enthält die ersten 20 Jahrgänge und der andere geht von 1814 bis mit 1828. — In Frankreich ist für Oratorienmusik so wenig geschehen, daß man es kaum mit zu nennen Ursache hat. Ihre Concerts spirituels, die erst in neuerer Zeit eingeführt worden sind, gehören nicht hierher; sie sind etwas anderes, sogar geistliche Concerte wird man sie nicht übersetzen können, wenn man unsern Begriff hineinträgt. Aber selbst in diesen ihren spirituellen Concerten haben sie nichts Bedeutendes geliefert, was in Dichtung und Composition dem Volke selbst angehörte.

Nach dieser möglichst gedrängten und berichtigenden geschichtlichen Übersicht haben wir noch die Fragen zu erörtern: Was hat man unter Oratorien, dichterisch und musikalisch, zu verstehen? Wodurch unterscheiden sie sich von andern geistlichen oder kirchlichen Kunstwerken? Wie werden sie am besten einzurichten sein, um ihrer Absicht am glücklichsten zu entsprechen? —

Wir haben schon bemerkt, die neuere Benennung dieser Musikgattung ist so unbestimmt, daß sie gar nichts aussagt. Es ist ein allgemeiner Ausdruck, wie Cantate, der auf alles Mögliche, was im Kirchlichen geschieht, angewendet werden könnte. Man wird sich daher nicht im Geringsten verwundern, wenn die Erklärungen verschiedener Zeiten völlig von einander abweichen. Man hatte gewöhnlich nur eine gewisse Zeit und Art dieser Musikwerke vor Augen und bildete sich darnach seinen Begriff, den man fälschlich als einen allgemeinen angesehen wissen wollte. Nicht anders erging es der Cantate, die von dem Einen für ein langes, von dem Andern für ein kurzes Musikgedicht ausgegeben wurde. Da man nun häufig genug von der Cantate und dem Oratorium, den Hauptsachen nach, dasselbe zu fodern beliebte und

Beide sich nur durch die Länge und durch einen großartigern Stoff und Styl des Letzten von einander unterscheiden sollten; so werden wir wohlthun, Beide mit einander zu vergleichen, um ihr Gemeinsames und Besonderes deutlicher zu erkennen. Seitdem beide Musikgattungen bis zu einer namhaften Höhe sich herangebildet hatten, finden wir die Grundwesenheit beider im Lyrischen, ohne welches ihnen der Alles erwärmende Strahl fehlen würde. Irgend eine Hauptempfindung muß in beiden lebendig werden, wenn sie wirken sollen. Dennoch wird weder eine Cantate, noch ein Oratorium im Stande sein, sich hierin mit einem vollkommenen Liede und einer gelungenen Ode zu vergleichen. Daß dabei die verschiedene Länge und Kürze der Verse und Strophen keinen gültigen Unterschied macht, sieht Jeder von selbst. Beide würden hierin der Ode, z. B. Klopstocks, nur oft genug gleichstehen. Ein zweiter Hauptbestandtheil ist nothwendig, nämlich der dramatische Wechsel verschiedener Personen, wohin wir schon den Wechsel der mancherlei Sologesänge, Chöre und Doppelchöre rechnen. Ohne diesen Wechsel würden sie zur poetischen Erzählung, mit Lyrischem verschönt, herabsinken. Deshalb können auch Cantaten, die für eine Singstimme gesetzt sind, deren es sonst gab, keine große Wirkung hervorbringen. Man hat sie aufgegeben, da sie im glücklichen Falle nur Gefühle an Gefühle knüpfen, vermittels eines Fadens, der einer Erzählung ähnelt. Anders verhält es sich, wenn in der Cantate Sologesänge verschiedener Stimmen mit Chören wechseln. Es erscheinen verschiedene Individuen, die ihre eigenthümlichen Gefühlsarten, Wünsche und Hoffnungen vortragen. Es bespricht sich das Herz Vieler über einen bestimmten Gegenstand Es ist ein Austausch der Empfindung Verschiedener. Das ist die ganze Erzählung, das ganze Dramatische, oder vielmehr dem Drama sich Nähernde, was der Cantate nöthig, ja zuträglich ist. Das Oratorium hingegen verlangt mehr Erzählung, mehr Dramatisches oder dramaähnliches als die verwandte Cantate. Ein gerundetes Drama, worin mancherlei Charaktere in Handlungen vor unsern Augen sich entwickeln und dadurch sich selbst und das Ganze zu einem nothwendigen Ziele führen, kann die Musik im vollsten Sinne nicht einmal in einer Oper, wie viel weniger in einem Oratorium gebrauchen, wo, wie seit lange allgemein, Kleidung nach Art der vorzustellenden Personen und Action gänzlich fehlen. Dessenungeachtet müssen dem Oratorium verschieden gestellte Individuen, die ihre Empfindungen verschiedentlich äußern, und ein gewisser geschichtlicher Faden, eine dramaähnliche Entwickelung, eigen sein. Die Erzählung der Fabel darf aber nur äußerst kurz sein; das Allermeiste muß in der Aufeinanderfolge der verschiedenen Charaktere liegen und aus dieser Zusammenstellung sich meist ohne alle Worte entwickeln, so daß eine Situation, ein Gefühl das andere lebendig hervorruft. Der Hörer muß sich mehr die Erzählung hinein denken. Soll dabei nicht zu viel vorausgesetzt werden; so muß der zu behandelnde Stoff den Hörern durchaus bekannt sein. Das Ergänzen alles dessen, wodurch das Oratorium gegen ein Drama gehalten im Nachtheile stehen würde, muß dem Hörer auf alle Art leicht gemacht werden, wenn das Ganze nicht langweilig werden soll. Die auftretenden Personen, wirkliche und allegorische, ihre Verhältnisse zu einander, dürfen also den Hörern durchaus nicht fremd sein. Ferner müssen die Grundrichtungen aller genau und stark genug gezeichnet sein, damit man sie gehörig sondere und wieder zusammenfasse. Kein Fehler kann also im Oratorium größer sein, als wenn die verschiedenen Charaktere in dem Wort- und Tonausdrucke in einander laufen. Feste Zeichnungen und solche, die sich leicht unterscheiden lassen, sind aber noch nicht genug. Da die natürlichen Verbindungsmittel, Erzählung und Reflexion, im Oratorium nur ganz kurz sein dürfen und das zweite nur als Ausnahme angewendet werden darf; so wird auf eine geschickte Aufeinanderfolge der vorkommenden Personen, also auf eine glückliche Gruppirung, Alles ankommen. Eins muß aus dem Andern hervorgehen, das Vergangene muß das Nächste erklären; man muß fühlen, daß der neu Auftretende nach dem, was sein Vorgänger ausgesprochen hat, gar nicht anders angeregt werden kann, seinem bekannten Wesen zufolge. Der rechte Moment muß gleich für den Anfang gefunden worden sein, damit Alles aus innerer Nothwendigkeit sich entwickele und zwar so, daß durch gegenseitig sich hebende Verflechtungen die Hauptverwickelung des Ganzen, die höchste Schürzung des Knotens am Ende des ersten oder des zweiten Theiles, je nachdem der Zuschnitt des Ganzen ist, wirklich erfolge. Von hier an muß sich das Drängen der Ungewißheiten, des verschiedenartigen Sehnens, nach und nach wieder in einen Zustand der Befriedigung auflösen, bis endlich das beruhigte Gefühl des Guten im Segen seines Glückes sich zum Jubel des Dankes erhebt. Dabei wird die Sprache des Dichters höchst sorgfältig, verständig — klar und gefühlslebhaft sein müssen. Die angebrachten Bilder und Gleichnisse dürfen durchaus nicht lang ausgesponnen, sollen aber dafür bei aller Kürze desto bezeichnender sein; sie müssen stets in unmittelbarer Beziehung auf das eben herrschende Gefühl stehen, sowie dieses jederzeit geeignet sein muß, das nächste herbei und das Ganze vorwärts, einem glücklichen Schlusse näher zu führen. Bei dem Allen darf der dichterische Rhythmus nicht gleichmäßig, nicht immerfort derselbe bleiben, sowol um der äußern Mannigfaltigkeit des Gedichts, und noch mehr um der Mannigfaltigkeit der musikalischen Formen willen. Wie sehr sich aber auch das Rhythmische ändere, so müssen doch jederzeit die Einschnitte der einzelnen Verse genau bestimmt und abgesondert dastehen; keine Zeile darf ohne grammatikalischen oder logischen Ruhepunkt in die andere fließen, damit weder dem Componisten noch dem Hörer das Werk ohne Noth erschwert werde. J. F. v. Mosel hat in einer Abhandlung über das Oratorium, in welcher vor allen Andern die historischen Angaben einzig und allein die allergangbarsten und unbegründetsten sind, die Frage untersucht: Ist es günstiger für den Tonsetzer und Hörer, wenn das Gedicht seinen Gegenstand nur mit wenigen Zügen, gleichsam nur in uncolorirten Umrissen andeutet und die Ausführung desselben beinahe ganz dem

Componisten überläßt, oder, wenn es die gewählte Handlung und die aus ihr von selbst hervortretenden oder hineinverwebten Bilder, Gefühle und Leidenschaften vollständig ausführt und dem Tonsetzer nur die Aufgabe bietet, durch die Macht der Musik das schon vorhandene Colorit der Bilder magisch zu erhöhen und jene Empfindungen dergestalt zu steigern, daß sie mit unwiderstehlicher, aber süßer Gewalt sich des Gemüthes der Zuhörer völlig bemeistern? Die Antwort liegt schon in der Stellung der Frage. Der Verfasser meint, kurze Gedichte wären für Oratorien und Cantaten nicht sonderlich tauglich, und die dadurch herbeigeführten und häufigen Textwiederholungen schaden mehr als sie nützen. Für die ewigen Textwiederholungen sind wir auch nicht, außer in Fugen und kanonischen Sätzen, wo sie ganz an ihrer Stelle sind. Man kann aber offenbar mit zu großer Kürze, wie mit zu großer Länge fehlen. Es fragt sich, unserer Meinung nach vielmehr, was in einem Oratorium schlechthin kurz behandelt, nur angedeutet, oder sogar durch die bloße Zusammenstellung sich ergeben muß? Bilder, d. h. Gleichnisse, dürfen nicht ausgeführt werden, denn der Musiker kann nichts mit ihnen anfangen. Was soll man mit Beschreibungen der Pracht der Blumen, wenn sie von der Wurzel bis zu den Staubfäden zergliedert würden, machen? was mit ausführlicher Beschreibung des Schmelzes einer Wiese rc.? Wenige Zeilen sind hier besser als lange Zergliederungen, die sogar öfter in Gedichten, die nicht für Musik dienen, weggewünscht werden. Erzählungen und was ihnen nahe kommt, sind nicht für Musik; lange Recitative langweilen. Ferner muß Alles, was Handlung heißt, durchaus nur kurz angedeutet sein: es wird ja in Oratorien nicht agirt; es ist keine Illusion, wie in der Oper, möglich. Was bleibt nun noch, was ausgeführt gegeben werden darf? Nichts als Darstellung der Gefühle, der Leidenschaften. Aber auch diese können hier nicht entstehend, werdend, aus dem Verhandelten nach und nach vor unsern Augen geschaffen dargestellt werden, sondern als vorhanden. So, im Zustande einer gewissen schon klaren Stufe der Ausbildung, müssen sie vorgeführt und in diesem bestimmten Grade des Lebens können und sollen sie vom Dichter ausgeführt werden. Selbst in solchen erwünschten Ausführungen ist die Breite zu vermeiden, unbeschadet der Deutlichkeit. Coloriren kann hier der Dichter nicht blos, sondern er soll es: aber die Geschwätzigkeit ist dennoch auch hier der größte Fehler in musikalischen Gedichten. Sehr zuträglich sind dem Oratorium biblische Stellen, wenn sie geschickt gewählt werden. Sie sind es schon darum, weil sie dem Hörer bekannt sind und weil ihre alterthümliche, Gedanken und Empfindungen höherer Art erregende Kraft etwas Zauberisches in sich trägt. Ganz vorzüglich sind sie bei Fugensätzen und großen Chören an ihrer Stelle.

Ist nun demnach das Oratorium weder rein lyrisch, noch rein dramatisch, sondern ein Gemisch von beiden, so könnte es scheinen, als ob es zwischen beiden im offenbarsten Nachtheile stehen müßte, da es keine dieser beiden Gattungen völlig zu erreichen vermag. Allein das Unbestimmtere, nicht so leidenschaftlich Aufregende des Oratoriums vermittelt einen ganz eigenen, ruhigern, mitten in der Schöpfung Anderer durch ein Hinzuthun eigner Gedanken und innerer Anregungen sich selbst noch etwas schaffenden Genuß, der durch den nur dramaähnlichen Fortgang der umschleierten Handlung und durch die nothwendigen Aufeinanderfolgen und Situationszusammenstellungen verschiedentlich individueller Empfindungen dem Hörer nicht Zeit läßt, in irgend einem Gefühle zu lange zu verweilen, nicht bis zu jener gefährlichen Ermattung, nicht bis zum unthätigen Versinken in irgend ein Gefühl. In dieser ruhigern Haltung des innern Menschen liegt aber etwas so Erstarkendes, den Willen Förderndes, daß gerade ein meisterliches Oratorium mit jedem neuen Hören uns um so lieber wird, ausgenommen in einer leidenschaftlich erregten Zeit. Aus dem Letzten ergibt sich sogleich, warum jetzt die Oratorien nicht so beliebt sein können. Dieser unser Zustand ist jedoch natürlich kein bleibender, kann also auch keinen Maßstab für den Werth und Unwerth der Oratorien abgeben. Man wird aber dennoch die Stimmung der Zeit nicht ganz unberücksichtigt lassen wollen. Demnach sei 1) das Oratorium nicht zu lang, damit von der jedenfalls geschwächten Neigung für diese Gattung nicht plötzlich die alte Liebe gefordert werde; 2) halte es sich nicht zu viel an Fugen, die unserer Zeit nicht mehr in dem Maaße, wie früher, zusagen, auch, zu reichlich gegeben, allerdings zu gleichförmig wirken; 3) bemühe man sich, jeder Stimme, die, wenn sie auch nicht ausdrücklich Maria, Petrus rc. heißt, doch meist und mit Recht ein selbständiges Gefühl personificirt, ihre charaktervolle Abzeichnung zu geben; endlich 4) sehe man mehr, als es oft geschehen ist, auf einen geschickt fortschreitenden Wechsel in Hinsicht auf Situationen und Gefühlsdarstellungen.

Über die einzelnen Musikbestandtheile des Oratoriums bemerken wir kürzlich folgendes, als das Wichtigste:

1) Das Recitativ. Im Allgemeinen sei es kurz, oder doch nur von mäßiger Länge. Ist es auf Veranlassung des Dichters einmal lang, so wechsele man, mehr als es gewöhnlich geschieht, mit schicklicher Instrumentalbegleitung. Hier bleibt der Erfindung des Componisten ein großes, noch nicht zu häufig betretenes und wundersames Gebiet, auf welchem er manche originelle Gestaltungen vor die Seele des Hörers zaubern kann. Auch wird es wohlgethan sein, wenn besonders nach Mozarts Vorbilde auf das eingestreute Arioso mehr Rücksicht genommen wird. Gewöhnlich vermeidet man es wol absichtlich nur darum, damit die darauf folgende Arie nach dem Einförmigen des vorangeschickten Recitativs sich desto besser heben möge. Man thut aber damit nicht selten etwas Vergebliches. Denn was

2) die Arie betrifft, so wünschten wir sie lieber aus dem Oratorium völlig verbannt, als daß wir sie in der herrschenden Opernweise hören müssen. Sie kommt uns in dieser Verbrämung nicht minder unschicklich vor, als wenn eine Dame sich im modischen Ballgewande in der Kirche zeigen wollte. Die Arie, wie sie einmal ist, gehört in den Concertsaal zu profaner Musik. Da mögen

Sänger und Sängerin zeigen, wie weit sie es in der Kunst gebracht haben, aus ihrer Stimme ein Geigeninstrument zu machen: aber in die Kirche und zu frommer Musik gehört sie nicht. Sie trägt doch in der Regel nur das Modegewand und eine Modedame aus vergangenen Tagen wird leicht lächerlich. Jemehr sie also aus der Modeform heraustritt, jemehr sie sich dem Arioso oder dem Liede nähert, desto länger wird sie bestehen. Hier sind einfache Melodien, ohne modische Bravourgänge, Melodien, die aus der Tiefe der Empfindung genommen und ohne Ansprüche schlicht und recht hingestellt sind, offenbar das einzig Rechte. Künstliche und modische Gänge müssen verbannt werden, soll nicht geradehin der guten Wirkung entgegen gearbeitet und nur für eine sehr kurze Zeit dem guten Geschmacke Widerstrebendes gegeben werden. Nur unter diesen Bedingungen wird das Arienmäßige zulässig, ja fördernd.

3) Duetten, Terzetten u. s. f. Auch diese müssen einfach in den Melodien erfunden, ohne großen Schmuck ausgeführt werden. Dem Componisten bleibt, ohne solche Verzierungen, ein sehr großes Feld, seine Kunst und die Tiefe seines Gefühls zugleich zu offenbaren. Das geschieht durch angemessene Charakteristik jeder einzelnen Singstimme, durch geschickte Verwebung der verschiedenen Melodien zu einem deutlichen und schönen Ganzen; durch contrapunktische Versetzungen und Anspielungen, durch sangbare, doch nicht zu schmuckvolle und den Gesang überladende Instrumentirung. Was für eine Mannigfaltigkeit bietet sich also hierin dem Componisten dar, dem alle rechtliche Mittel seiner Kunst zu Gebote stehen, ohne daß er nöthig hat, nach einem Schimmer zu haschen, der dieser Musikgattung durchaus fremd bleiben muß.

4) Der Chor, der höchste Glanzpunkt dieses Gebietes. Je größer die Wirkung eines echten Chores ist, desto mehr werden Dichter und Componist auf ihn zu achten haben. Ein Chor, der nur am unrechten Orte steht, oder wol gar nichts weiter als eine leere Schilderung äußerlicher Dinge enthält, oder Gefühle ausspricht, die wol für einen Einzelnen, aber nicht für eine Masse sich schicken, thut sogar bei aller Kunst musikalischer Bearbeitung dem Eindrucke des Ganzen so großen Schaden, daß der Nachtheil kaum wieder gut zu machen ist. Die Gedanken und Empfindungen eines Chores müssen nicht nur allgemein, sondern auch aus der behandelten Situation hervorgegangen sein, wenn den Bedingungen des Wirksamen nicht entgegen gehandelt werden soll. Der Componist besonders wird in Hinsicht auf charakteristische Erfindung und Durchführung der Chöre um so größern Fleiß zu verwenden haben, je kunstvoller und geistreicher die Vorbilder sind, die wir aus den verschiedensten Zeiten besitzen. (*G. W. Fink.*)

Oratorium, Orden der Väter des, s. Oratorianer.

ORAVICZA. Flecken in der krassover Gespanschaft in Ungarn und Hauptort des 24¼ Quadratmeilen großen oraviczer Districtes mit etwa 2000 Einwohnern. In der Nähe sind bedeutende Kupfer- und Silberwerke. Hier hat das Oberbergamt für den ganzen banater Bergwerksdistrict seinen Sitz und hier befindet sich auch ein Berggericht, von welchem zu Dognatska, Szaszka, Moldava, Rez-Banya, Ruszkita, Bogschan und Neschicza Substitutionen angestellt sind. (*L. F. Kämtz.*)

Orawa s. Arva, 1ste Sect. V. S. 464.

ORAXUS oder ORAXES, bei *Plinius* H. N. XVIII. 11 sq. 29. 2. alter Name eines Flusses. (*H.*)

ORAYURI heißt in der Landessprache der wahre Angusturarindenbaum (s. oben Cuspariae febrifugae cortex; vergl. J. Hancock's Preisschrift in den Transact. of the med. botan. Soc. of London. Vol. I. Part. 1. Juli 1829. p. 16 fg.; im teutschen Auszuge im Pharmaceut. Centralblatte, 1831. Nr. 4. S. 49 fg.) (*Th. Schreger.*)

ORB 1) ein Landgericht und Rentamt im Untermainkreise des Königreichs Baiern, mit 12,473 Einwohnern in 1897 Familien und auf 5 □Meilen. — 2) Orb, ein Städtchen im gleichnamigen Landgerichte, an den Flüßchen Orb und Hassel, in einer gebirgigen Gegend, mit den Sitzen des Landgerichts, Forst- und Rentamtes dieses Namens, einem Pfarramte und Dekanate im Bisthume Würzburg, einer Zollinspection, einem Spital, einer Apotheke, 626 Häusern, 4264 Einwohnern, unter welchen 86 Juden sind, sechs Mahlmühlen außer dem Städtchen, vier Mühlen am Hasselbache, einer Mühle an der Orb, zwei Ziegelhütten, einer Saline (wo jährlich über 30,000 Cent. Salz erzeugt werden), drei Jahr- und fünf Viehmärkten, Viehzucht, Holz- und Salzfuhren, Gemeindewaldung, einer Mineralquelle. Es liegt 15 St. von Würzburg. — Im J. 1064 schenkte Kaiser Heinrich IV. dem Erzstifte Mainz sein Prädium Orbaha mit allen Zugehörungen und Rechten. — Eine neue Vicinalstraße von Orb bis Wirtheim führt auf die Straße von Frankfurt nach Leipzig. (*Eisenmann.*)

ORBADARU, ein nur aus Ptolemäus bekannter Name eines Orts in Äthiopien, zwischen dem Nil und dem arabischen Meerbusen. (*H.*)

ORBAN (Ferdinand), ein Jesuit, bekleidete längere Zeit die Stelle eines Hofpredigers zu Inspruck, war dann Beichtvater des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz, wohnte viele Jahre in Ingolstadt, und starb den 30. Dec. 1732. Er war ein guter Kenner der alten Sprachen, Geschichte, Archäologie und Numismatik, und unterhielt mit vielen Gelehrten, vornehmlich mit Leibnitz[1]), einen literarischen Briefwechsel. Sein großes Vermögen verwendete er theils zu wohlthätigen Zwecken, theils zu wissenschaftlichen Sammlungen. So schenkte er z. B. dem Bürgerhospital zu Landshut 40,000 Gulden[2]), unterstützte viele arme Studenten, und suchte unaufgefodert menschliche Noth zu mildern. In Ingolstadt legte er eine, unter dem Namen des orbanischen Saales bekannte und berühmte, große Naturalien-, Antiquitäten- und Kunstsammlung an, die eine Menge Seltenheiten

1) Sechs Briefe von Leibnitz an Orban sind abgedruckt in Will's Bemerkungen über einige Gegenden des katholischen Teutschlands. Nürnberg 1778. S. 57—80; und in *Leibnitzii* operibus ed. Dutens. T. V. stehen ebenfalls Briefe an Orban. S. 438 schreibt Leibnitz an Orisch: Spero etiam bene valere optimum nostrum Patrem Orbanum, per quem aliquando Sinensia disco, quibus ego plurimum delector. 2) Meidinger's Beschr. von Landshut. 2ter Th. S. 77.

enthielt, welche die Jesuiten auf ihren Missionsreisen gesammelt hatten[3]). Was er drucken ließ, ist höchst selten, und besteht in Folgendem: Die anderte Predig. Wundervolles Contrafait beider, neben der seraphinischen BundtsKasten gesetzten Cherubim. Entworffen in einer Lob- und Ehrenpredigt, an dem anderten Tag des hochfeierlichen Festes, der von Alexandro VIII. heilig gesprochenen Johannis von Capistran, und Paschalis von Baylon, 4. (ohne Jahr und Ort). Josue des Andern ehrenvolles Trophaeum oder Siegzeichen, aufgeführt in der Lob- und LeychPredig, dem durchlauchtigsten Fürsten und Hrn. Carolo V., Herzogen zu Lothringen und Laar. Inspr. 1690. Fol. 14 Bogen. Horoscopus Herculis Palatini per virtutes et labores ad astra translati, d. i. Tugent und Lebens-Wandel Joannis Wilhelmi, Pfaltzgraffen bei Rhein. Düsseld. 1716. Fol. Apotheosis Leopoldi primi Caesaris. In dreien abgetheilten Leich- und Lobpredigten. 4. (ohne Jahr und Ort). Lapis Philosophicus. Das philosophische Edelgestein, endlich erfunden, probirt, erklärt, und für das Fundament gelegt. 4. (ohne Jahr und Ort). Epitaphium oder Grabschrift und Ehren-Gebäu für Maria Francisca Eleonora, Freifrau von Taufffirchen. 4. (ohne Jahr und Ort). Ramus aureus. Der goldene Zweig. Ausgelegt in der hochfeierlichen Einholung des h. Blut-Zeugens Christi, Victorini. 4. (ohne Jahr und Ort)[4]). *(Baur.)*

ORBANASSA, nur aus Ptolemäus bekannter alter Name eines Ortes in Pisidien. *(H.)*

ORBASSANO, Ort in der Provinz Turin in Piemont, zwischen Turin und Pignerol gelegen, mit Überresten von Mauern und 1700 Einw. Im Jahre 1693 gewann der Marschall von Catinat zwischen diesem Orte und Marsal eine Schlacht. *(L. F. Kämtz.)*

Orbay-Langay-Gebirge s. Nubien.

ORBE. So heißt im eidesgenössischen Kanton Waadt a) ein District, welcher in den vier Kreisen, Vallorbe, Romainmoutier, Orbe und Baulmes 11,625 Einwohner zählt, in und an dem Jura; b) ein Kreis dieses Districts mit 3130 Einwohnern; c) der Hauptort des ganzen Districts, eine kleine Stadt mit 1300 reformirten Einwohnern; d) ein kleiner Fluß in diesem Districte. — Die Stadt Orbe hat eine romantische Lage, am Ausgange eines Thales auf einem Hügel, an dessen Fuße die schäumende Orbe in einem tiefen Felsenbette strömt. Das weitläufige Schloß liegt in Trümmern; im Mittelalter unter den Merowingern und Carolingern war er ein stark befestigter königlicher Sitz, wo sich unter andern auch Karl der Dicke zuweilen aufhielt. Auch unter den Königen von Klein-Burgund war die Stadt von Bedeutung. Sie existirte schon im römischen Zeitalter, und wird im Itinerarium des Antoninus unter dem Namen Urba erwähnt; sehr zweifelhaft ist dagegen die Beziehung dieses Namens auf der Pagus Urbigenus oder Verbigenus der alten Helvetier (s. den Art. Helveii). Im funfzehnten Jahrhundert gehörte Orbe und Granson dem Hause Chalons unter savoyscher Hoheit. Da die beiden Brüder Hugo und Ludwig von Chalons, Herren von Chateau Guyon, im Heere Karls des Kühnen von Burgund waren, so wurden Orbe und Granson 1475 von den Eidsgenossen erobert, blieben dann bis 1798 eine gemeine Herrschaft von Bern und Freyburg und wurden bei der schweizerischen Staatsumwälzung dem Kanton Waadt einverleibt. — Orbe ist die Vaterstadt des berühmten Reformators Petrus Viret, der durch Mäßigung und Vorsicht der Reformation daselbst Eingang verschaffte, nachdem der heftigere Farel war vertrieben worden. Doch dauerte es bis 1554, ehe die Mehrheit der Bürger sich für die reformirte Religion erklärte, und der katholische Cultus abgeschafft wurde. In eben derselben Stadt wurde dagegen auch Jakob Davy, bekannt als nachheriger Cardinal Du-Perron, von reformirten Ältern aus der Normandie geboren, der am Hofe Heinrichs III. zur katholischen Religion übertrat. — In dem Thale Vallorbe, welches sich von Orbe einige Stunden weit in den Jura hinaufzieht, und durch seine romantische Naturschönheit ganz ausgezeichnet ist, entspringt am Fuße eines senkrechten, zweihundert Fuß hohen Felsens, das völlig reine Gewässer der Orbe, welches am Ursprunge schon ein Bett von siebzehn Fuß Breite und vier Fuß Tiefe erfüllt. Dieser unter dem Felsen hervorbrechende Strom, der das Thal Vallorbe in seiner ganzen Länge durchläuft und sich nachher in den Neufchateller-See ergießt, ist der unterirdische Abfluß der Gewässer des hohen Thales von Jour. Dieses mehr als 3000 Fuß über die Oberfläche des Meeres erhabene, sechs Stunden von Westen gegen Osten sich erstreckende Bergthal des Jura ist ringsum von Bergen eingeschlossen, sodaß seine Gewässer keinen oberflächlichen Abzug finden. Der westliche höchste Theil (Vallée des Rousses) gehört zu Frankreich: hier entspringt die Orbe aus dem See Rousses, tritt dann in das eigentliche zur Schweiz gehörige Thal von Jour ein, ergießt sich hier in den zwei Stunden langen See von Jour, und aus diesem in den nahen, nur eine Stunde im Umkreise haltenden, See Brenet. Hier an der nördlichen und östlichen Seite ist das Thal am tiefsten, zugleich aber dem Wasser jeder Abfluß durch die Berge versperrt; allein durch die sogenannten Entonnoirs findet dasselbe einen unterirdischen Abzug. Dieses sind viereckigte Löcher, von denen das größte ein Werk der Natur ist; die andern sind von den Einwohnern zu einer Tiefe von 18—20 Fuß zwischen die Schichten des Felsens gebrochen; sie haben eine Breite von 8—10 Fuß und stehen durch kleine Canäle mit dem See in Verbindung. Da nun die Schichten senkrecht stehen, so fließt das Wasser ungehindert und mit reißender Schnelligkeit durch die Entonnoirs ab, und kömmt dann 680 Fuß tiefer in dem Thale Vallorbe unter dem Felsen hervor. Diese Entonnoirs, die man sorgfältig offen erhält, sichern das Thal gegen das Anschwellen der Seen, die ohne diese unterirdischen Abflüsse nach und nach dasselbe ganz anfüllen müßten, indem alle

3) Einige Nachricht von diesen, in der Folge zum Theil nach Landshut versetzten, Sammlungen gibt Mederer in seinen Annal. acad. Ingolstad. T. III. 1817, und Reithofer in seiner Gesch. der Univ. Landshut, S. 222. 4) Baaders Lexikon baier. Schriftsteller. 1sten Bds. 2ter Thl.

Gewässer der Thäler Rousses und Jour durch dieselben abfließen und die Orbe bilden. (*Escher.*)

Orbea Haw — s. Stapelia.

Orbellia s. Myodarii.

ORBELOS (*Ὀρβηλος*). Berg in Macedonien. *Plinius* H. N. IV, 19, 7. *Strabo* VII, 329. (T. 2. p. 478. Tzsch.) nennt ihn unter dem nördlichen Grenzgebirge Macedoniens; *Pomponius Mela* II, 2, 2. rechnet ihn zu Thracien; es soll der heutige Berg Karopnitze sein. (*H.*)

ORBENT (Ruprecht von), oder Rupert von Orlanndt. Ein französischer Dichter dieses Namens soll die Sage von Flos und Blancflos, den mythischen Ältern Bertha's, der Gemahlin Pipins und Karls des Großen Mutter, bearbeitet haben. Wann dies geschehen sei, läßt sich nicht mit Genauigkeit bestimmen; aber als wahrscheinlichen Zeitpunkt der Behandlung kann man den Anfang des 13. Jahrh. festsetzen. Die einzige Quelle, welche über jenen Dichter bis jetzt existirt, ist die Erwähnung desselben bei dem teutschen Dichter, Konrad Flocke, der im 13. Jahrh., und zwar gegen den Anfang desselben, bekanntlich im Mittelhochteutsch die Sage von Flos und Blancflos nach seinem Vorbilde dichtete. Eine Handschrift dieses Gedichtes auf der königl. Bibliothek zu Berlin wurde von Ch. Müller in seiner Sammlung im 2. Bde. abgedruckt; hier lauten die betreffenden Verse V. 142 fg.:

„Es hat Ruprecht von Orbent
Gedichtet in Welschen
Mit rimen [und] ungevelschen,
Das ich in Tüschen willen han."

Die oft besprochene, weitläufige Literatur von Flos und Blancflos, auf welche Boccaccio's Filocopa besonders hingeführt hat, gibt für die nähere Bestimmung jenes Dichters und für Kenntniß seines Werkes keinen Aufschluß. Vgl. die höchst vollständige Literatur jenes Artikels in Eberts bibliograph. Lex. Nr. 7659—60. Außerdem s. über die verwandte Literatur v. d. Hagen und Büsching's Grundriß zur Geschichte der teutschen Poesie, Berlin, 1812, S. 159—162. — Bei dem Interesse, welches jene liebliche Sage von jeher erweckt hat, ist es auffallend, über ihre ursprüngliche französische Bearbeitung noch keine nähere Auskunft zu besitzen. Auch die Provençaldichter, welche Blancaflor's öfter erwähnen, nennen niemals einen Dichter. Die Nordfranzosen sind für den teutschen Dichter Quelle gewesen, wie aus der von ihm gebrauchten Form Blantscheflor, die französisch ist, hervorgeht. Aber bei *Roquefort*, état de la poésie française dans les XII. et XIII. siècles. Paris 1821, findet sich merkwürdiger Weise auch nicht einmal eine ferne Andeutung über ein Gedicht von Flos und Blancflos, vielweniger eine Erwähnung Ruprechts von Orbent, wofern Orbent die richtige Lesart ist. (*Karl Rosenkranz.*)

ORBETE, ORBARE, ÖRBARE, ist eine in mehren Städten Nordteutschlands noch jetzt fortbestehende Abgabe an den Staat oder andere Körperschaften oder Personen, welche sie von jenem erworben haben. Ursprünglich wurde sie als eine, auf die einzelnen Grundstücke verhältnißmäßig repartirte, Gemeindelast zur Entschädigung des Landesherrn für die von ihm, statt seiner Landsassen, allein übernommene Reichs- und Landesvertheidigung entrichtet, oft aber auch als ein immerwährender Grundzins an den vormaligen Grundherrn in recognitionem dominii oder jurisdictionis superioris gezahlt. In der Folge ging sie mit den veränderten Steuerverfassungen meistens zu Grunde, auch wurde sie hin und wieder von einzelnen Städten eingelöst, oder von dem Landesherrn Andern verliehen; in mehren Districten besteht sie indessen noch fort. Dies ist namentlich in Neuvorpommern der Fall, wo z. B. Greifswald eine Örbare zu entrichten hat, welche ursprünglich in Geld, dann außer einem Opfergelde in einer Tonne Rheinwein und einer Tonne Meth dargebracht wurde, seit dem Jahre 1660 aber wieder in Geld mit 41 Thlr. 23 Schill. Pommersch abgetragen wird. Dagegen hat Greifswald bis zum Jahre 1820 die 15 Mark betragende Örbare der Stadt Jarmen mit der Verpflichtung genossen, einen von der Jarmenschen Fähre bis zum Dorfe Brechen führenden gepflasterten Weg zu unterhalten. In dem Landbuche der Mark Brandenburg wird die Orbete oder Orbare durch exactio originalis übersetzt, und davon der Grundzins, census arearum, genau unterschieden. (*Bornemann.*)

ORBICULA, *Lamarck* (Mollusca). Diese 1801 errichtete Weichthiergattung gab zunächst Veranlassung zur Errichtung der Abtheilung — jetzt Classe — der Brachiopoda. Sie ward aber von ihrem eignen Aufsteller wieder verkannt und noch einmal unter dem Namen Discina anderwärts aufgeführt, welchen Irrthum indessen Sowerby aufdeckte; doch besteht letztere Benennung noch für eine Untergattung. Cuvier (Regne animal ed. 2. III. 173) stellt sie nach Terebratula, mit der sie, so wie mit Crania, am nächsten verwandt, zu der Classe Brachiopoda; Menke (Synopsis Moll. ed. 2. 95.) bringt sie zu derselben, an die Spitze der Familie Craniacea; Blainville (Malacologie p. 315) rangirt sie in die Classe Acephalophora und die Ordnung Palliobranchiata. Cuvier rechnet Criopus Poli's hierher, welcher nach Deshayes zu Crania gehören soll, worüber wir aus Mangel letzteren Werkes hier nicht entscheiden können. Allerdings mag das Thier der Orbicula dem weniger bekannten der Crania nahe genug stehen. Bei jenem besteht der Mantel aus zwei ganz getrennten Theilen, von denen jeder auch die Klappe seiner Seite, der obere die obere rc. bekleidet. Man findet in der Schale vier Muskeleindrücke, welche gegen den hintern Theil der Schale einen Vorsprung bilden. Wie bei den verwandten Gattungen Lingula, Crania etc. sind die gefranzten Arme des Thieres in der Ruhe spiralförmig eingerollt. Die Muschel ist mitunter unregelmäßig, ziemlich flach, die beiden Schalen ziemlich gleichmäßig vertieft; die untere Schale zeigt bei manchen das Eigenthümliche, daß sie in der Mitte des Kreises, welchen die Muskeleindrücke bilden, gespalten ist. Diese Spalte, welche durch die ganze Dicke der Schale hindurch geht, dient als Durchgang für einige Muskelfasern, vermittels deren das Thier sich an Felsen befestigt. Als Gattungscharakter ergeben sich folgende Merkmale. Der Körper des Thieres ist platt, rundlich,

der Mantel im ganzen Umkreis offen. Die Muschel ist kreisförmig, sehr platt, ungleichseitig, ungleichschalig; die untere Schale dünn, bei manchen mittels der gedachten, durch den Spalt tretenden Fasern befestigt; dieser Spalt ist länglich, zusammengedrückt, über ihn ragt im Innern der Schale ein zusammengedrückter Fortsatz vor; die obere Schale ist schüsselförmig, mit wenig erhabener nach hinten geneigter Spitze und ohne Spur eines Schlosses. Schuhmacher (Essai d'un nouveau Système des Habitations des Vers testacés. Copenh. 1817. 4. S. 276. t. 21. f. 2.) hegt den festen Glauben, daß die bei dieser Gattung sogenannte untere Schale, von welcher der genaue Beobachter Müller (Zool. dan.) nicht rede, auch, nach seinem Exemplare, dem Thiere nicht angehöre, sondern ein Theil der Körper, z. B. einer Austerschale sei, auf dem das Thier aufsitze. Er sagt darüber Folgendes, worauf wir wenigstens die Aufmerksamkeit derer lenken wollen, welche den Gegenstand an Ort und Stelle zu betrachten vermögen. „Cette lame ne peut pas être considérée comme une valve inférieure; au contraire je la prends pour un morceau de la coquille ou l'animal a été attaché avec son habitation; car Müller même nous apprend, que l'animal ne peut être en levé de sa place où il se trouve attaché, sans qu'il sort déchiré. Les pierres sont dures et leurs parties ne se degagent pas aisement lorsqu'on en lève l'animal; mais les coquilles, p. e. les huitres, ont des lames moins cohérentes, et consequemment leurs feuillets, quand l'animal y est attaché, suivent bien facilement en l'enlevant. C'étoit sur une huitre que ma coquille c'étoit placée; et en l'ôtant, je n'ai pu observer la moindre chose qui eut aucune ressemplance à une valve inférieure, mais seulement ce morceau de la lame dont je viens de parler. Mr. Bosc parle dans son ouvrage II. p. 243. 244. de cette coquille comme obscure, et non pas connue des Naturalistes françois. Comment peut-on arranger une chose sans en avoir connaissance? Je fait des reproches à Mr. Müller sur ce qu'il n'a pas parlé dans sa description de la charnière de cette coquille; peut-on faire mention de la charnière d'une coquille, lorsqu'on ne lui en voit aucune? Mr. Delamarck à placé cette coquille parmi les bivalves, et Mr. Bosc l'a suivi, parce qu'il ont presumé l'existance d'une valve inférieure sans avoir connu cette coquille. La Nature doit être contemplée d'après un Être; et dans cette contemplation il ne faut pas se contenter de soupçons; et consequemment, il ne faut pas faire des reproches a un autre, qui a vu les choses comme la Nature les a faites, parce qu'on a de présomptions et seulement de présomptions que la Nature les ait arrangées d'une autre manière. Mr. Müller a vu la coquille en question, il l'a decrite et dessinée avec toutes ces marques charactéristiques; il a eu au moins ces trois coquilles attachées à un morceau de pierre, et les a fait graver dans son ouvrage; il a sans doute fait des recherches en actes en les ôtant, et s'il y avoit eu quelque chose de semblable à une valve inférieure, assurément! elle n'auroit pas échappé à ses yeux perçants, et il en auroit fait mention avec la même précision, qu'il étoit accoutumé à mettre dans tous ses travaux litteraires. J'ai donné les figures de cette coquille, que je crois la même que celle de Mr. Müller, dans la table XXI, fig. 2. lett. a. b. de deux surfaces, et lettre c. l'animal, comme je l'ai trouvé avec la lame calcaire d. Les avans Naturalistes me jugeront, mais sur un Être non pas sur leurs soupçons *)." Blainville (Malacologie l. c.) sagt in den Gattungskennzeichen „la valve inférieure-imperforée" — nimmt aber nichts destoweniger zwei Abtheilungen an: die erste, „la valve adhérente (der untere) n'est nullement percée" und „la valve adhérente est reellement percée." — Diese letztern Arten umfassen die Gattung Discina Lamarcks (Hist. nat. des Animaux ans vertèbres VI. 1. p. 236.), welche, wie gesagt, ebenfalls auf Müller's Patella anomala beruht. Poli's Anomia turbinata (animal Criopus) gehört nach Sowerby zu Crania personata Lamarcks.

Diese Muscheln finden sich in den nördlichen Meeren, nicht selten, außerdem auch an den englischen und französischen Küsten im Ocean, auf Steinen, auf andern Muscheln oder Korallen befestigt. Es sind nur wenig Arten bekannt, die man eben nach jenem Spalte der untern Schale in zwei Untergattungen gebracht hat, doch scheint es, als ob derselbe vielleicht nicht als Gattungskennzeichen gelten könne, wenigstens sagt Deshayes (Dict. classiq. d'hist. nat. XII. 297) von Orb. laevis „elle ne présente pas toujours la fente à la valve inférieure."

Typus der Gattung ist: O. Norvegica, *Lamarck* (Patella anomala, *Müller* Zoologia danica I. t. 5. fig. 1—7. Transactions of the Linnean Society. XIII. pl. 26. fig. 2. a-f. *Blainville* Malac. pl. 51. fig. 2. (fig. mal.) pl. 55. fig. 5. a-c. *Schumacher* l. c.). Die Muschel kreisrund, manchmal unregelmäßig; die Schalen gleichen zwei kleinen, an der Basis verbundenen Schüsselchen, sind platt, dunkelbraun, fast durchscheinend; sie erscheinen durch die Wachsthumsansätze zirkelförmig, mehr oder weniger regelmäßig gestreift; die obere Schale ist etwas kleiner als die untere, ihre Spitze steht nicht in der Mitte, sondern ist etwas nach hinten gerichtet; die Ränder sind dünn, schneidend, der Hinterrand der oberen Schale ist etwas stumpfer und in seiner ganzen Ausdehnung fein gekerbt, beide Schalen sind inwendig weißlich. Erreicht Zollgröße. (D. *Thon.*)

ORBICULA (Paläozoologie). Auch aus diesem Brachiopoden-Geschlechte mit zwei in nördlichen Meeren lebenden Arten kennt man, vom Lias an bis zum Grobkalke, einige Reste im fossilen Zustande, 6—7 Arten angehörig.

1) O. reflexa: testa subelliptica, umbonem versus angustiore, laevigata; valva superiore convexiore, vertice ad marginem posticum approximato;

---

*) Wie wenig oft den présomptions und soupçons der französischen Naturforscher zu trauen ist, haben wir im Artikel Ochthosia nachgewiesen. Auch das eben Folgende liefert ein Beispiel solcher Genauigkeit.

valva inferiore vertice subcentrali, margine inflexo; sinu pro bysso magno elongato. O. reflexa *G. B. Sowerby* Zool. Journ. VII. 321. *J. Sowerby* Min. Conch. VI. p. 4—5. Taf. 506. Fig. 1. Länge 7‴, Breite fast 6‴. — In den Thoneisenstein-Nieren des Alaunthones der Liasformation von Whitby.

2) O. granulata: testa conica, orbiculari, radiis granulatis notata; apice elevato; valva inferiore..... O. granulata *J. Sow.* Min. Conc. VI. p. 5. Taf. 506. Fig. 3 u. 4. Höhe und Breite etwa 2½‴. Höher und regelmäßiger, als die folgende Art. Einer Patella ähnlich, und lange dafür gehalten. — Im großen Oolith von Ancliff in Wiltshire.

3) O. Humphriesiana: testa conica, orbiculari, striis divergentibus notata, apice elevato magis excentrico obtuso. O. Humphriesiana *J. Sow.* Min. Conch. VI. p. 5. Taf. 506. Fig. 2. Ähnlich der lebenden O. Norwegica, doch regelmäßiger kegelförmig, tiefer gestreift, dicker; die Unterklappe unbekannt. Höhe etwa 2½‴, Breite 5‴. Aufsitzend auf Ostrea deltoidea, wahrscheinlich in Oxford-clay, die Jura-Formation zu Shotover-hill, Oxfordshire.

4) O. radiata *J. Phillips* Yorksh. Taf. IV. Fig. 12. Ist mir nicht näher bekannt. — Im Coralrag der obern Juraformation, Malton, Yorkshire.

5) O. crispa testa suborbiculari; valvis: superiore marginibus irregularibus, umbone acuto subcentrali, costis subsquamosis radiantibus irregularibus interruptis, marginem usque continuatis, — inferiore..... O. crispa *Defr.* Dict. 36. 293.; Atlas nro. 42. Fig. 1. Eindruck des Ziehmuskels hufeisenförmig. Breite 10‴, Höhe 3‴. — Im Grobkalk von Hauteville (Manche).

6) O. (affinis O. Norwegicae) testa minuta.... Eine nur 2‴ im Durchmesser haltende Muschel, welche der O. Norwegica sehr ähnlich ist. Gefunden im quarzigen Sande in einem von Palisot de Beauvois aus Virginien mitgebrachten Konchyle.

Nach der Isis kommt im Zool. Journ. VII. 320—322. auch noch eine fossile O. cancellata vor. Ist diese identisch mit obiger O. granulata?*). (*H. G. Bronn.*)

ORBICULATA (Crustacea). Eine Section der Crustacea Decapoda brachyura, charakterisirt durch die fast kugelige, rhomboidale oder eiförmige immer sehr feste Schale, die kurzen oder doch nicht langen Augenstiele, die Scheeren von ungleicher Größe (bei Männchen größer), den Schwanz, der nie 7 vollständige Segmente hat, die Mundhöhle, die sich nach oben verschmälert, und durch das dritte Glied der äußern Kieferfüße, welches immer die Gestalt eines verlängerten Dreiecks hat (*Latreille* in *Cuvier* regne animal ed. 2. IV, 52). Es gehören hierher die Gattungen Corystes, Leucosia, Ixa, Iphis, Nursia, Ebalia, Arcania, Ilia, Persephone, Myra, Phylira. (*D. Thon.*)

ORBICULATI (Paläozoologie). Orbiculati sc. Dentes heißen bei Luyd und Gesner die runden stumpfen Gaumenzähne mehrer Fischgeschlechter.

Orbiculati sc. Cochlitae, auch Umbiliciten (cfr. Operculiten), Tellerschnecken, heißen bei andern ältern Oryktographen die hohlen, flachrunden, ungekammerten Konchylien, z. B. Planorbis, Serpula, Spirula etc.*) (*H. G. Bronn.*)

ORBICULES SILICEUSES (Paläontologie), Kieselringchen, nennt Al. Brongniart die aus concentrischen Ringen bestehenden Kieselscheibchen, woraus sich nicht nur manche Chalcedone, Achate rc. gebildet zu haben scheinen, sondern welche auch die Verkieselung der aus kohlensaurem Kalke bestehenden Konchylien vermitteln. Worüber auch gleichzeitig L. von Buch s. Versteinerung. (*H. G. Bronn.*)

ORBICULINA, *Lamarck* (Mollusca). Eine Weichthiergattung, welche von Lamarck zwar zuerst aufgestellt wurde, deren einzige Art, obwol als verschiedene Arten betrachtet, schon früher von Fichtel-Moll beschrieben wurde. Sie findet ihre richtige Stelle (*Menke* Synopsis molluscorum ed. 2. S. 8.) in der Classe Cephalopoda, deren Ordnung Trematophora und der Familie Entomostegea (Orbigny's) und steht zwischen Heterostegina und Alveolina. Montfort zersplitterte die Abweichungen der einen Art in die Gattungen Helenis, Archaias und Ilotes. — Die Schalen dieser Thiere, welche selbst noch unbekannt sind, haben eine sonderbare Bildung. Sie sind scheibenförmig, seitlich zusammengedrückt; die letzte Windung verbirgt alle übrigen, das ganze Innere erscheint zellig durch eine große Anzahl Scheidewände, welche nach der Länge und nach der Quere stehen; der ganze Umkreis der Schale ist durch eine besondere sehr dünne Scheidewand wieder bedeckt, welche regelmäßig von mehren Reihen sehr kleiner rundlicher Öffnungen durchbrochen ist. Diese Öffnungen, so symmetrisch als die Schale selbst, gehen durch die ganze Wand, auf der sie sich finden, hindurch. Hiernach sind die Gattungsmerkmale folgende. Die Schale kreisrund, scheibenförmig, mit excentrischer Spitze, die Windungen nur zum Theil sichtbar, von der letzten umschlossen, innen zahlreiche Querfächer, regelmäßig in kleine viereckige Höhlen durch senkrechte Scheidewände getheilt; der Saum frei, platt, mit einer zahlreichen Menge Löcherchen regelmäßig durchbohrt.

Diese Schalen sind alle mikroskopisch klein und finden sich in den amerikanischen Meeren. Die von den Schriftstellern angeführten Arten reduciren sich nach Orbigny auf eine einzige.

O. numismalis. *Lamarck* (Hist. nat. des animaux sans vertèbres VII. 609. n. 1.). Die Schale der Länge nach gestreift, weiß, etwas durchscheinend.

---

*) G. Sowerby, zwei neue Gattungen von Orbicula Zoological Journal 1825. Nr. VII, 320—322. taf. XI. Isis 1830. S. 1034 fg. *J. Sowerby*, Mineral Conchology etc. VI. p. 4 sq. taf. 506. *Defrance*, im Dictionnaire des sciences d'histoire naturelle XXXVI. (Paris 1825.) p. 293. *J. Phillips*, Geology of the Yorkshire Coast. London 1828. 4.

*) *Luyd*, Lithophylacium Britannicum. *C. Gesner*, Tract. de petrific. Cap. XVIII. p. 615. Walch, Naturgeschichte der Versteinerungen (Nürnberg 1768. Fol.) II. 1. p. 97. II. 2. p. 209.

Var. a. Jung! Die Schale sehr klein (Nautilus angulatus, *Fichtel-Moll* Testacea microscop. p. 113. Taf. 22. Archaias spirans, *Montfort* Conchol. I. 190. *Lam.* l. c. n. 2. Encycl. method. pl. 468. Fig. 3. a. b. c. d.).

Var. b. Schale etwas eiförmig (Nautilus orbiculus *Fichtel-Moll* l. c. Tab. 21. Ilotes rotalitatus *Montf.* p. 198. Encycl. Fig. 1. a. b. c. d. Orbiculina numismalis *Blainville* Malacologie p. 373. pl. 7. Fig. 4.).

Var. c. Älter. Die Schale größer (Nautilus aduncus *Fichtel-Moll* l. c. Tab. 23. Helenis spathosus *Montfort* 194. Orbic. uncinata, *Lamarck* n. 3. Encycl. Fig. 2. a. b. c. Annales des Scienc. natur. VII. p. 305. pl. 17. Fig. 8—10. *Orbigny* Modeles des Cephalopod. Livr. I. n. 20.) Findet sich bei den Antillen und Marianen und wird höchstens über 2 Linien groß. (*D. Thon.*)

Orbiculus, s. Cytherea.

ORBILIUS PUPILLUS, ein zu seiner Zeit berühmter Grammatiker und Schulmeister, der sich schon von seiner frühesten Kindheit an mit Grammatik und Literatur beschäftigt hatte. Benevent war seine Geburtsstadt; die Ältern verlor er beide an einem Tage, da sie von ihren Feinden hinterlistig aus dem Wege geräumt wurden. Diese Todesfälle raubten ihm seine Subsistenzmittel und nöthigten ihn, einen subalternen Posten bei den Behörden als Schreiber oder Aufwärter anzunehmen. Später diente er in Macedonien, erst als Gefreiter, dann als Reiter. Nach beendigtem Kriegsdienste kehrte er zu seinen alten Studien zurück und wurde Lehrer der Grammatik in seiner Vaterstadt, was er lange Zeit blieb, bis er sich 691 d. St. 63. v. Chr. nach Rom begab, wo er dieselbe Beschäftigung bis in sein höchstes Alter fortsetzte, dabei großen Ruhm und wenig Geld erwarb. Aus Horaz Ep. 2. 1. 70. sehen wir, daß er mit seinen Schülern besonders die Gedichte des Livius Andronicus tractirte und sie ihnen gehörig einbläuete. Denn sei es, daß er von Natur sehr reizbar und heftig war, oder daß seine schlechte äußere Lage ihn noch mehr reizte, (denn noch im höchsten Alter war er arm und mußte in einer Dachstube wohnen und immer hatte er sich über manche Unbillen zu beklagen, die ihm, wie andern Lehrern, die Nachlässigkeit der Ältern seiner Schüler zufügte) genug er war giftig und bissig gegen Jedermann, gegen seine Schüler, denen er so viel Ruthen- und Peitschenhiebe gab, daß ihrer einer, Horazius, ihm für alle Ewigkeit den Beinamen des Schlägereichen (plagosus) gesichert hat, gegen seine Rivalen unter den Grammatikern, über die er sich in allerlei bittern Reden vernehmen ließ, und selbst die vornehmsten Staatsmänner ließ er nicht unverschont. So hatte er einst, als er noch wenig bekannt war, in einem Criminalprozeß ein Zeugniß gegen den Angeklagten abgegeben, als ihn in der Contra-Examination der gegnerische Anwalt *), vielleicht gerade in der Absicht, um ihn zu verwirren, die Frage vorlegte, was er treibe und was sein Geschäft sei; worauf er erwiederte: „Bucklige aus der Sonne in den Schatten zu tragen,“ oder nach andern: „ich pflege in der Sonne Bucklige zu reiben;“ — der Anwalt war nämlich bucklig. Er wurde beinahe 100 Jahre alt und hat also etwa von 641—741 d. St. 113—13 v. Chr. gelebt. In Benevent wurde ihm eine Marmorstatue im Capitol errichtet. Er hinterließ einen Sohn Orbilius, der ebenfalls Lehrer der Grammatik wurde. Sueton führt eine Schrift von ihm an unter dem dunkeln und kritisch unsicherem Titel Perialogos. S. *Sueton.* de illustr. grammat. 9. Ausleger zu Horaz a. a. O. (*Meier.*)

*) Sueton nennt ihn Varro Murena, Macrobius dagegen (Sat. II, 6.) Galba.

ORBIS, wurde in der alten Astronomie jede hohle Kugel, Scheibe oder jeder Kreis genannt, durch deren Hülfe man die Bewegung der Planeten erklärte. Sie wurden auf verschiedene Art mit einander verbunden, concentrisch mit verschiedenem Halbmesser, excentrisch sich berührend oder sich schneidend, mit gleichem oder verschiedenem Halbmesser &c, und erhielten hernach verschiedene Namen; so hatte man orbes concentrici, excentrici, concentreccentrici etc. — Orbes deferentes Augem hießen zwei solche hohle Kugeln oder auch Scheiben, durch deren Bewegung man die Bewegung des Apogäums und Perigäums, also die Apsidenlinie erklärte. — Orbis deferens caput et caudam Draconis, auch circulus nodorum aequans lunae, hieß ein Kreis, vermittels dessen man die Bewegung der Mondsknoten, also der Punkte, in welchen die bewegliche Mondbahn die Ekliptik schneidet, zu erklären suchte. — Alle diese Ausdrücke sind gegenwärtig veraltet und gänzlich außer Gebrauch gekommen, so daß ihnen kaum ein geschichtliches Interesse zuzuschreiben ist. (*Scherk.*)

Orbis pictus, s. J. A. Comenius (1ste Sect. XVIII. S. 344. Note 4.)

ORBITA (Paläozool.), heißt bei Luyd unter nro 1761. Rotularis quidam lapillus, triuncularis fere in ambitu (*Scheuchzer* Sciagraphia lithologica p. 60.). Und von einer versteinerten Augenhöhle, orbita, aus einem unbekannten oder einem Fischschädel, welche aber vielmehr ein runder Fischzahn oder ein Wirbelstück zu sein scheint, und jetzt im großh. Cabinet zu Weimar liegt, ist bei mehren ältern Schriftstellern die Rede *). (*H. G. Bronn.*)

ORBITANA, alter Name einer Stadt in Asien, in der Landschaft Aria hinter dem caspischen Meere, bei Ammian. Marc. L. XXIII. a. E. und Ptolemäus. (*H.*)

ORBITANIUM, alter Name einer Stadt in Samnium Liv. XXIV. 20. (*H.*)

ORBITELAE. *Latreille* (Arachnides). Eine Section der Spinnen, aus der Ordnung der Pulmonariae. Die äußeren Spinnwarzen derselben sind fast kegelförmig, wenig vortretend, convergirend, rosettenförmig

*) Knorr, Sammlung von Merkwürdigkeiten der Natur. Supplem. Taf. VIII. Fig. 11. Walch, Naturgesch. der Versteinerungen III. (Nürnb. 1771. Fol.) S. 210. Schröter, Lithologisches Real- und Verballexikon. V. (Frankf. 1782. 8.) S. 31 fg.

gestellt, die Füße schmächtig, die Kiefern gerade, an der Spitze breiter. Das erste und zweite Fußpaar sind immer die längsten, die Augen, an der Zahl acht, sind so gestellt, daß vier in der Mitte ein gleichseitiges Viereck bilden und zwei an jeder Seite stehen (: ∷ :). Sie nähern sich der Section Inequitelae durch Größe, Weichheit und bunte Färbung des Hinterleibs, so wie durch ihre kurze Lebensdauer, spinnen aber ein regelmäßiges Netz, welches aus concentrischen durch, aus den Mittelpunkt auslaufenden geraden Strahlen getheilten Kreisen besteht, in dessen Mitte sie (bei gutem Wetter) sitzen. Manche verbergen sich in einer dabei an den Rand gesponnenen bald horizontalen, bald senkrechten Höhle. Die Eier sind zusammengehäuft, sehr zahlreich und mit einem starken Gespinnst umgeben. Der Fäden des Netzes bedient man sich zu Mikrometern. Sie lassen sich um ein Fünftheil ihrer Länge ausziehen. Es gehören hierher die Gattungen Linyphia, Uloborus, Tetragnatha und Epeira. (D. *Thon.*)

ORBITELLO, Podestarie im Großherzogthume Toscana, welche der Großherzog auf dem Wiener Congreß erhielt. Der Hauptort gleiches Namens liegt auf einer kleinen Erdzunge, die sich in den mit dem Meere zusammenhängenden See von Orbitello erstreckt. Die Stadt ist ummauert, wird durch zwei Kastelle und gute Bastionen vertheidigt und zählt 1900 Einw., die sich von Fischerei und Handel ernähren. Der geräumige Hafen ist für große Schiffe nicht tief genug. (*L. F. Kämtz.*)

Orbitolite und Orbitolites, s. Orbitulites.

ORBITOLITES (Zoophyta). Eine Steinkorallengattung aus der Ordnung der Milleporen, von dem Aufsteller Lamarck, später (Hist. nat. des Animaux sans vertèbres II.) Orbulites mit Unrecht genannt, da dieser Name schon vergeben. Die Kennzeichen sind: steinartig, frei (nicht aufsitzend!), kreisrund, flach oder etwas ausgehöhlt, auf beiden Seiten oder am Rande mit Poren besetzt, die sehr klein und regelmäßig gestellt sind. Blainville sagt (Dictionnaire des Sciences naturelles LX, 376.) von der einzigen lebenden Art, von der jedoch das Thier unbekannt ist: „Sie ist sehr gemein in unsern Meeren, namentlich im mittelländischen. Wir haben sie mit Sorgfalt studirt und haben uns fast überzeugt, daß diese kleinen kreidenartigen Körper keine wahren Polypenwohnungen sind, sondern wol eher irgend ein innerer Theil (quelque pièce intérieure), welche am Umkreise (par la circonference) wächst. Es ist in der That augenscheinlich, daß eigentliche Zellen nicht vorhanden sind, wenn man nicht als solche die zwei Ebenen mit Fächern (de locules), welche den Rand einnehmen und nichts Bestimmtes zeigen, annehmen will. Alles Übrige ist mit einer schwachen Kreidekruste bedeckt, welche die alten Poren verschließt." (D. *Thon.*)

ORBITULITES (Zoologie und Paläozoologie), wird von Orbita, Orbitula (Geleise, Augenhöhle als diminut.) und der Anhängesylbe ites abgeleitet, und daher von Goldfuß richtig auf obige Weise geschrieben, Lamarck aber, welcher dieses Geschlecht zuerst aufgestellt, nannte es 1802 zuerst Orbitolites, franz. Orbitolite, und später 1816, vergessend, daß er denselben Namen einer Abtheilung der Ammoniten gegeben und bewahrt hatte, Orbulites, der deshalb hier nicht beibehalten werden kann. Cuvier, Schweigger, Lamouroux, zuerst auch Defrance, haben gleichwohl den Namen Orbulites, aber Al. Brongniart, später Defrance, Blainville u. A. den Namen Orbitolites angenommen.

Diese Benennungen gehören einem Geschlechte der Polyparia foraminata, wovon man, obschon eine lebende Art darunter vorkommt, doch nichts weiter als den Polypenstock kennt. Die übrigen 5 Arten sind fossil, und stammen theils aus der Kreide, theils aus dem älteren Grobkalke.

Man hat die Orbituliten früher mit den Nummulinen verwechselt, welche aber spiral-, nicht kreisförmig gebildet sind; dann mit den Lunuliten (Deluc, Lamarck 1802.), mit den Porpiten (Deluc), mit den Discolithen (Fortis), und ihnen auch öfters diese verschiedenen Namen beigelegt.

Der Geschlechts-Charakter ist: Polypaeium lapideum, liberum, orbiculare, planum s. concavum, utrinque vel (lateribus scil. incrustatis?) solo margine porosum, e stratis cellularum formatum, Nummulitem referens. Pori superficiei minimi, ad amussim dispositi, conferti, interdum vix conspicui. — Eichwald hat diesen Charakter wesentlich abgeändert, und fossile Körper zu diesem Geschlechte gesellt, welche ihm fremd bleiben müssen.

Die Orbituliten unterscheiden sich von den nahe verwandten Lamarck'schen Lunuliten dadurch, daß die Poren auf beiden, bei diesen aber nur auf der converen Seite stehen, während die concave unregelmäßig gestrahlt ist. O. lenticularis jedoch scheint mir wegen eben dieses Charakters nach Beschreibung und Abbildung noch zu den Lunuliten zu gehören, und vielleicht selbst zwei Arten in sich zu vereinigen. Doch lasse ich ihm, da ich nicht durch Autopsie urtheilen kann, noch einstweilen seine Stelle in diesem Geschlechte.

A. Lebende Art.

1) O. marginalis: polypario utrinque plano, margine poroso. Orbulites marginalis *Lamarck* hist. II. (1816) p. 196. Orbitolites marginalis *Blainville* Dict. p. 376. — Lebt in europäischen Meeren auf Corallinen, Fucoiden rc. Breite 0‴002. (Vgl. die folgende Art.)

B. Fossile Arten.

2) O. complanata: polypario tenui, fragili utrinque plano et poroso. Orbulites complanata *Lamarck* hist. II. 196. *Lamarck* exposit. p. 45. taf. 73. fig. 13—16. *Brongn.* tabl. p. 392. Orbitolites complanata, *Lamarck* syst. p. 376. *Defr.* Dict. p. 294. *Blainv.* Dict. p. 376. Hélicite *Guétt.* Mém. III. p. 434. taf. 13. fig. 30—32. ?Discolithe, *Fortis* Mém. vol. II. taf. 3. fig. 4. Poren röhrenförmig durch die ganze Dicke des Polypenstocks durchgehend, oben und unten ausmundend, und unter sich durch kleine Seitencanäle communicirend, außen gewöhnlich durch eine Art

Haut bedeckt, rautenförmig, sehr nahe stehend, nach der Peripherie an Größe zunehmend (Lamouroux). Breite des Ganzen bis 8‴. — Gemein im Grobkalk von Grignon, Courtagnon, Hauteville (Manche), Bordeaux (*Brongniart* tabl.). Eine sehr ähnliche Art lebte nach Defrance noch um Neuholland.

3) O. lenticularis: polypario lentiformi, superne convexo, subtus planiusculo aut concavo. Mine de fer lenticulaire, Pierre lenticulaire, *Sauss.* voy. I. p. 336—348. taf. III. fig. 3. Lenticulaire, Madrepore du genre Porpite. *Deluc* Journ. d. phys. vol. 48. p. 216—219., vol. 56. p. 325—335. fig. 1—4. Madreporites lenticularis, Blumenb. Abbild. Nr. und Fig. 80. Discolithe, *Fortis* Mém. taf. 3. fig. 12 sq.; taf. 4. fig. 6 sq. Orbulites lenticulata, *Lamarck* hist. II. 197. *Lamarck* expos. p. 45. taf. 72. fig. 13—16. Orbitolites lenticulata, *Al. Brongn.* bei *Cuv.* recherch. II. II. p. 333. 613. taf. 9. fig. 4. Bronn Pflanzenthiere S. 43. Taf. 6. Fig. 18. *Defr.* Dict. XXXVI. p. 295. *Blainv.* Dict. p. 376. *Martin* Sussex taf. 16. fig. 22. Polypenstock 1‴—2‴ breit, ½‴ dick. Poren nahestend, flach, sehr klein, rundlich, von Saussure, Fortis und Defrance nie gesehen, von Deluc und Blumenbach aber genau untersucht. Nach beiden nämlich stehen die Poren nur auf der converen Fläche, die in ihrer Mitte selbst wieder etwas vertieft ist, und zwar a) seltener in concentrischen Kreisen, b) gewöhnlicher und deutlicher in vom Mittelpunkt nach der Peripherie ziehenden Bogenlinien, die sich vorwärts und rückwärts durchschneiden (So auch bei Lamouroux). Die concave Fläche ist nur mit kurzen unregelmäßigen, etwas radiirenden Aushöhlungen bedeckt. Im Innern liegen einige Zellenschichten aufeinander. So scheinen beide Verschiedenheiten nicht nur gänzlich dem Genus Lunulites, sondern sogar insbesondere den zwei von Lamarck beschriebenen Arten desselben zu entsprechen. — In der Kreide (fälschlich „Jurakalk" bei Blainville) beim Fort de l'Ecluse bei Bellegarde an der Perte du Rhône unfern Genf, wo sie beträchtliche Massen zusammensetzt; — dann in Kreide zu Lewes in Sussex.

4) O. concava: polypario uno latere convexo, altero concavo. Orbulites concava, *Lamarck* hist. II. 197. Orbitolites concava, *Defr.* Dict. p. 295. *Blainv.* p. 376. Ist von O. plana nur durch die eine convexe Seite der Oberfläche verschieden, und oft noch mit einer concentrischen Zuwachsstreifung versehen. — Fossil in der Gemeinde Ballor (Depart. de la Sarthe) 4 Stunden nordöstl. von Mans, und daher wahrscheinlich in Kreide; — nach Blainville aber in Tertiärkalk im Marne-Departement*).

5) O. macropora: polypario complanato, utrinque centro depresso et poris marginis majoribus. Milleporite, *Fauj. St. Fond* p. 208. taf. 40. fig. 7. Porpite, *Deluc* Journ. phys. vol. 56. p. 338. Orbulites macropora *Lamarck*, hist. II. 197. Orbitolites macropora, *Defr.* Dict. p. 295. *Blainv.* Dict. p. 376. Orbitulites macropora. Goldf. Teutschl. Petrefact. S. 41—42. Taf. 12. Fig. 8. Die Poren sind ansehnlich und werden gegen den Rand hin immer größer und stehen in bogenförmigen Radien. Breite 3‴, Dicke fast 1‴. — Fossil (in tertiärem Kalke [??] um Paris nach Blainville und Goldfuß) in Kreide des Petersberges bei Mastricht nach Faujas und eigenen Exemplaren, dann auch in jüngeren meerischen Tertiärschichten Südfrankreichs, Calcaire moëllon, nach Marcel de Serres S. 159.

6) O. pileolus: polypario uno latere convexo, altero concavo, margine sulco exarato. Orbulites pileolus, *Lamarck* hist. II. 197. Orbitolites pileolus, *Blainv.* Dict. p. 376. Poren nicht sichtbar. — Fundort unbekannt.

Die von Eichwald in Ingriens Übergangskalke aufgefundenen Arten: Orbitolites hemisphaericus, O. fungiformis, O. distinctus, O. apiculatus, O. quadrangularis zeichnen sich durch ihre Unregelmäßigkeit aus, und sind meistens nur auf einer Seite porös; sie gehören nicht zu diesem Geschlechte, sondern theilweise zu Calamopora (?C. fibrosa) Goldfuß*). (*H. G. Bronn.*)

ORBODA, ÖRBODA, AURBODA, ÚRBODA (nord. Mythologie). 1) Orboda, bemerkenswerth als Mutter der in der Göttersage so berühmten Gerdur, welche sie vom Riesen Symir gebar†), bedeutet, je nachdem man es

---

*) Orbitolites concava, *Lamarck* syst. p. 376. zu Grignon gemein, scheint ein Lunulit zu sein, da die concave Oberfläche, als strahlig gestreift, die convere, als porös angegeben wird.

*) *Guëttard* Mémoires. *De Saussure*, Voyages dans les Alpes. Tom. I. Genève 1779. 4.; Chap. 18. des pierres lenticulaires. p. 336—348. tab. III. fig. 3. Dessen Reisen durch die Alpen, übers. Lpz 1781. 8. 2ter Bd. Cap. 18. von d. Linsensteinen S. 84—100. Taf. III. Fig. 3. *G. A. Deluc*, Mémoire sur la Lenticulaire des roches de la Perte du Rhône, sur la Lenticulaire numismale et sur la Belemnite. Journal de Physique. Paris 1799. 4. vol. 48. p. 216—225. Continuation, ibid. 1802. vol. 56. p. 325—346. avec 1 planche. *Al. Fortis*, Mémoires pour servir à l'histoire naturelle de l'Italie etc. vol. II. p. 1—137. Mémoire sur les Discolithes, avec 4 planches. *Farjas St. Fond*, Histoire naturelle de la montagne de St. Pierre de Maestricht. pet. in-fol. Paris an 7. *Lamarck*, Système des animaux sans vertèbres. Paris 1802. 8. p. 376. *De Lamarck*, Histoire naturelle des animaux sans vertèbres. Paris 1816. 8. vol. II. p. 196 sq. Blumenbach, Abbildung naturhistorischer Gegenstände (1805) nr. et fig. 80. *Lamouroux*, Exposition méthodique des genres de l'ordre des Polypiers. Paris 1821. pet. fol. p. 44 sq. *Al. Brongniart* in Déscription géologique des environs de Paris, bei *Cuvier*, Recherches sur les ossem. fossil. II. 2. Paris 1822. p. 333. *Defrance* im Dictionnaire des sciences d'histoire naturelle. Paris 8. vol. 36. (1825.) p. 294 sq. Bronn, System der urweltlichen Pflanzenthiere. Heidelb. 1825. Fol. Goldfuß, Abbildung und Beschreibung der Petrefacten Teutschlands. Düsseldorf 1826. Fol. 1stes Heft. S. 41 fg. *Martin*, Geology of Western Sussex. London 1829. 4. *Marcel de Serres*, Géognosie des terrains tertiaires du midi de la France. Paris 1829. 8. p. 159. *Al. Brongniart*, Tableau des terrains, qui composent l'écorce du globe. Paris 1829. 8. *Ducrotay de Blainville* im Dictionnaire des sciences d'histoire naturelle vol. 60. p. 367. (Paris 1830. 8.). *Eichwald*, Zoologia specialis. Pars prior. Vilnae 1829. 8. p. 179 sq.

†) Hyndlu-Lioth Str. 28. gr. Ausg. d. Edda Säm. 1ster Th. S. 335.

von aur, Pfeil, oder von aur, Münze, Gold, oder endlich von aur, ör, or, Feuchtigkeit, Koth rc. ableitet, Pfeilbieterin, Goldbieterin (largiter invitans, wie es in der lateinischen Übersetzung gegeben wird) oder Feuchtigkeitbieterin, Feuchtigkeitverkünderin (pluviam, nivem aut procellam nuntians, offerens sive dirigens, wie es Finn Magnusen, Lex. Mythol. p. 291 überträgt). Diese letzte Bedeutung wird bei der natur-symbolischen Auslegung der Wesen der nordischen Mythologie geltend gemacht, während Orboda's Tochter Gerdur als Nordlicht gedeutet wird (Lex. Mythol. p. 302. 389.). — 2) Orboda, eine allegorisch-erotische Nymphe, welche mit der Hlif (Schutz), mit der Hlif-thursa (Schutz der Thursen [Riesen], Schutz vor den Riesen), mit der Theóth-varta (Volkwächterin), mit der Beort (Strahlende), mit der Blith (Freundliche, Sanfte), mit der Blithur (desgleichen), mit der Frith (Schöne) und der Eir (Heilkundige) einmüthig vor der Jungfrau Menglaud Knien sitzt (Fiöl-svinns-mál Str. 39. S. 303.). Bei Deutung dieser Orboda wird die Bedeutung Goldbieterin, Freigebige (Liberalis, wie es die lateinische Übersetzung gibt), Überflußbietende (largitionem sive abundantiam nuntians aut offerens, wie es Finn Magnusen a. O. S. 291 überträgt), vorgezogen. (*Ferdinand Wachter.*)

ORBONA, die Verwaiserin, eine zu Rom neben dem Tempel der Laren verehrte Gottheit, die Cicero als Beispiel aufführt, wie man verderblichen Verhältnissen nicht blos den göttlichen Namen gegeben, sondern auch Heiligthümer und Opfer eingerichtet habe, dieser Verwaiserin so gut, wie dem Fieber und dem schlimmen Geschick. Cic. Nat. Deor. III. 25. und aus ihm Plin. II, 7, 5. Den Namen erklärt demgemäß Tertullian (ad Nation II. 14) vollkommen richtig: es sei die Göttin, welche den Samen bis zur Verwaisung vertilge (dea, quae in orbitatem semina extinguat). Schief, wenigstens undeutlich, drückt Arnobius (contr. gent. IV, p. 164.) ihr Verhältniß aus: Ältern, die an Kindern verwaist wären, seien unter ihrer Obhut (in tutela sunt Orbonae orbati liberis parentes); wovon Nichts wahr ist, als daß sich an solchen Ältern Orbona's Gewalt, aber nicht in freundlicher Weise, gezeigt hat, und daß sie unter ihrem herrschenden vernichtenden Einfluß stehen. Durch die letzte Stelle scheinen neuere Erklärer zu der falschen Meinung veranlaßt zu sein, als habe man die Göttin um Wiedergewährung der Kinder angerufen. Rief man sie in einem solchen Falle an, so geschah das gewiß nur mit der Bitte, daß sie sich für immer so fern als möglich halten, namentlich aber jetzt von ihrem lähmenden Einfluß ablassen möge. (*Klausen.*)

Orbulites, s. Orbitolites.

ORBULITES (Paläozoologie), (von Orbis, Orbulus, kleiner Kreis, mit den Anhängesylben ites) teutsch Orbulit, französisch Orbulite, ist die Benennung eines 1802 von Lamarck aufgestellten, von Parkinson, Blainville u. A. angenommenen Geschlechtes, zur Aufnahme derjenigen Ammonitenarten bestimmt, deren letzter Umgang jedesmal alle vorhergehenden in sich einschließt und verbirgt. Testa subdiscoidea, spiralis, anfractibus contiguis, ultimo alios obtegente, interna pariete suturis sinuosis articulata. Septa transversa ad peripheriam lobata, tubo marginali perforata. Es entspricht also dem De Haan'schen Geschlechte Globites, welcher jenen ersteren Namen wegen des doppelten Gebrauchs desselben (s. Orbitulites) nicht annehmen wollte, obschon dieser in dem gegenwärtigen Sinne die Priorität hat und daher eher beibehalten werden müßte. — Allein da sich theils eine feste Grenzlinie zwischen Orbulites und Ammonites nicht ziehen läßt, und theils durch diese Abtheilung oft die verwandtesten Arten auseinandergerissen würden, so hat man dieses Genus wieder eingehen lassen, und seine Arten wieder zu Ammonites gebracht *). (*H. G. Bronn.*)

Orcades, Orcadische Inseln, s. Orkney.

ORCAGNA (Andrea di Cione l'Arcagnuolo). Der Künstler [1]) war bis in die neueste Zeit nur unter unrichtigen Namen bekannt. Vasari hatte ihn zu Orgagna verstümmelt. Dies wollte auch della Valle auf einem Gemälde des Künstlers gelesen haben. Etwas richtiger ist Orcagna, welchen Namen die Abschrift der Kunstgeschichte des Ghiberti darbietet. Auch Baldinucci [2]) verwarf Vasari's Schreibart, weil er, wenn er anders richtig gesehen, in einem Originalcontracte des Künstlers und in den Handschriften der Novellen des Sacchetti überall Orcagna fand. Aber auch dies ist nur eine Verstümmelung, sollte sie auch schon zur Lebenszeit des Künstlers eingerissen sein. Der wahre Beiname des Künstlers lautet l'Arcagnuolo. Dieser ward in Schriften und Urkunden, wie man aus den durch v. Rumohr mitgetheilten sehen kann, häufig zu Ende abgekürzt und bisweilen mit dem Artikel zusammengezogen [3]); und so geschah es, daß man in der Folge die Grundform aus den Augen verloren und nur die Verstümmelung beibehalten hat. Wie die Verbesserung des Namens könnte wol auch noch manches Geschichtliche aus Urkunden und Handschriften über

---

*) *Lamarck*, Système des animaux sans vertèbres. Paris 1802. 8. p. 100. *De Lamarck*, Histoire naturelle des animaux sans vertèbres. Paris 1822. 8. vol. VII. p. 642 sq. *De Haan*, Monographiae Ammoniteorum et Goniatiteorum specimen. Lugduni Batav. 1825. 8. p. 37. 143—149. *Parkinson*, Outlines of Oryctology. London 1822. 8. p. 163. *Ducrotay de Blainville*, Manuel de Malacologie Paris 1825. 8. p. 387.

1) Über ihn s. *Vasari* Vite de' più ecc. pittori. T. I. Livorno 1767. 4. p. 429—442. und im 1sten Bde. der t. Übers. St. u. T. 1832. S. 295. mit dess. Bildn. Baldinucci. Bottari. Manni. *Niccolini*, Elogio di Andr. Orgagna. Prose. p. 57—62. Von d'Agincourt und Cicognara's Werken wird im Verfolg dieses Aufsatzes Gebrauch gemacht. Das Gewöhnliche in Sandrart T. Ac. d. d. K. 3ter Hauptth. 2ter Bd. Nürnberg 1774. S. 74. Serie degli uomini i più ill. n. p. T. I. in Fir. 1769. 4. p. 51—56. mit dess. Bildn. *Gir. Tiraboschi*, St. d. lett. Ital. T. V. Fir. 1807. 8. p. 656. Lanzi. Biogr. univ. a. et m. T. XXXII. à P. 1822. p. 49. Qu. de Quincy, Gesch. d. b. Archit. 2ter Bd. Darmst. u. Leipz. 1831. 8. S. 333. 2) Decen. VI, 5, 2. p. 64. 3) Andrea di Cione archagniolo dipintore oder Andrea Archagnio, Archagno, arcagno dello' rchagnio, dell' archagnielo, dell' archagnio, Andreas vocatus Archangnolo. Kunstbl. 1821. nr. 63. S. 252. C. F. von Rumohr, italien. Forsch. 2ter Th. Berl. u. St. 1827. S. 90.

den Künstler zu Tage gefördert werden, wenn italienische Gelehrte, von denen man dies zu verlangen berechtigt ist, statt den Vasari und andere noch Neuere als Quellen anzusehen, lieber sich vereinigten und in gemeinschaftlicher Arbeit alle erreichbare Archive, deren in Italien unermeßlich viele sind, Schritt für Schritt durchgingen. Dann erst würde die neuere Kunstgeschichte aus dem Novellenhaften und Halbwahren, welches ihr Stifter derselben mitgetheilt, zu geschichtlicher Echtheit und Würde sich erheben. Andreas Vater, Cione, war derselbe ausgezeichnete florentinische Goldschmied, den Vasari im Leben des Agostino und Agnolo erwähnt[4]). Er machte für die Kirche St. Giovanni Battista einen Altar von Silber, an welchem er schöne Figuren von getriebener Arbeit verfertigte. Man bewunderte an demselben sowol die Schönheit als die Größe des Werkes. Wie della Valle bemerkt, war er auch bei den Kunstarbeiten am Dome zu Orvieto beschäftigt gewesen. Daher mag Andrea, der mit seinen Brüdern den Beinamen Orcagna annahm, von ihm den ersten Unterricht erhalten haben, worauf er in die Schule der Pisaner[5]) kam.

Unter Niccola Pisano muß er nicht allein Sculptur, sondern auch Architektur getrieben haben, und Vasari's Darstellung, wie Andrea erst spät die letztere sich angeeignet habe, scheint nicht richtig zu sein. Andrea erscheint in d. J. 1357 unter den Baumeistern des Domes zu Florenz[6]).

Als die Gemeine von Florenz, nach Vasari im J. 1355, nach den von Niccolini im Archivio delle Riformagioni gefundenen Nachrichten im J. 1374, einige Bürgerhäuser neben dem Palaste gekauft hatte, um sich ausbreiten zu können, den Platz zu vergrößern und einen Raum zu erbauen, in welchen sich die Bürger im Regen und zur Winterszeit zurückziehen und dort geschützt die Geschäfte vornehmen könnten, welche, wenn es das Wetter nicht verhinderte, auf der Ringhiera (Rednerplatz) abgehalten wurden, ließ man viele Zeichnungen zu einer großen und prächtigen Loge verfertigen, die zu diesem Zwecke nahe bei dem Palaste zugleich mit der Münze erbaut werden sollte. Unter allen Zeichnungen, welche von den besten Meistern der Stadt hierzu ausgeführt waren, wurde die des Orgagna als die größte, schönste und prächtigste allgemein gebilligt, und nach Entschluß der Signoren und der Gemeine fing man an, nach seiner Vorschrift die große Loggia des Platzes, wo in neuerer Zeit die Hauptwache sich befand, auf den Fundamenten zu erbauen, die zur Zeit des Herzogs von Athen gelegt worden waren, und führte sie aus wohlgefugten Quadersteinen mit vielem Fleiße auf. Wiewol der Rundbogen in toskanischen Bauwerken, sowie in Venedig und anderwärts[7]) nie ganz abgekommen war, und sich am unteren Geschoß des von Arnolfo erbaueten Orsanmichele und am Campo Santo zu Pisa findet, so war es immer etwas neu, daß Orgagna die Bogen des Gewölbes nicht mehr in Spitzbogen, sondern in Halbkreisen führte, wodurch jener Bau ein zierliches und schönes Ansehn gewann. Das ganze Werk ward unter der Leitung Andrea's in kurzer Zeit vollendet und erhielt den Namen Loggia de' Lanzi von den Lanzenknechten, welche daneben ihr Wachthaus hatten. Hätte man die Loge neben S. Romolo errichtet und die Rückseite gegen Norden gewendet, was vielleicht nicht geschah, um sie an der Thür des Palastes zu haben, so würde sie nicht nur ein sehr schönes, sondern auch ein sehr nützliches Bauwerk für die ganze Stadt sein, während man wegen des starken Windes zur Winterszeit dort nicht verweilen kann. Über die von Orgagna an diesem Gebäude verfertigten Bildhauerarbeiten wird weiter unten die Rede sein. Sie sowol als das Gebäude selbst hat Casinio durch seine Kupferstiche auch dem Auslande bekannt gemacht[8]). In d'Agincourt's Werke findet man drei Bogen, freilich außerordentlich im Kleinen abgebildet, deren jeder einen richtigen Halbkreis bildet. Das darüber angebrachte Gesims bekränzt, ohne regelmäßig zu sein, das Ganze doch recht graziös[9]). Eben da ist ein Pfeiler[10]) der Loggia und auf einer andern Tafel etwas größer nur die Base und das Capitäl[11]) abgebildet. An der Base sind über den kleinen völlig frei angebrachten Säulchen sitzende menschliche Figuren. Man muß zugeben, daß dieses Werk das schönste und prächtigste Orgagna's ist und schon wegen der wiedereingeführten halbkreisförmigen Bogen nach der besten Weise der Alten ein eigenthümliches Interesse hat. Die Loggia hat, abgesehen von ihrer überraschenden Pracht, so treffliche Verhältnisse, daß Michel Angelo an Cosmus I., der von ihm eine Zeichnung zu dem Palaste des Magistrats verlangte, geschrieben haben soll, er möge nur die Loggia des Orgagna weiter führen und damit den Platz umgeben; etwas Besseres lasse sich nicht machen. Aber der Fürst wurde durch die Kosten — denn es wa-

4) *Vas.* T. I. p. 345. Das daselbst von Vasari erwähnte Werk ist übrigens nicht von Cione, sondern von Andreas Arditi aus Florenz verfertigt. *L. Cicognara*, Storia della scult. Vol. III. Prato 1823. 8. p. 433. 5) Andreas Ugelino, genannt Pisano. 6) In dem bequemen und zugänglichen Archivio dell' opera del Duomo di Firenze (*Blume*, Iter Italicum. 2ter Bd. Halle 1827. S. 33. n. 3.) ist ein gebundenes Buch in schmalem Folio (auf der Vorseite des Pergamentbandes bezeichnet: Prestanze 1355—1357.). In diesen durch v. Rumohr (a. a. O. S. 113—118.) bekannt gewordenen Protocollen wird unter andern Künstlern auch Arcagnuolo sehr oft erwähnt und sein Name ist auf die schon angegebene Weise sehr verschieden geschrieben. Vergl. Viaggio pittorico della Toscana. T. I. in Firenze 1801. fol. p. 57. La Metropolitana Fiorentina illustrata. Firenze, presso Gius. Molini. 1820. 4. Kunstbl. 1821. nr. 14. S. 59. Nach einer Notiz, deren Richtigkeit ich nicht verbürgen will, soll Orcagna in der Baukunst den Taddeo Gaddi zum Lehrer und den Brunelleschi zum Schüler gehabt haben.

7) Z. B. im Dome zu Orvieto. 8) La Piazza del Granduca di Firenze, con i suoi monumenti, inc. da *Gio. Paolo Lasinio*, dichiarati da M. Misserini. Fir. Bardi, 1830. vergl. die Veduta della Loggia de' Lanzi in Viaggio pitt. della Tosc. T. I. 1801. p. 67. und Wiebek. T. 67. 9) *Seroux d'Agincourt*, Hist. de l'art. T. III. Paris 1823. Pl. 42. n. 25. p. 42. 10) Ib. Pl. 68. fig. 50. 11) Ib. Pl. 70. fig. 27. p. 82. La multiplicité de ces chapitaux, se heurtant et se penétrant mutuellement, cause une confusion qui contraste, péniblement pour l'oeil, avec la disposition grandiose de l'édifice.

ren schon 86,000 Gulden aufgewendet worden, — zurückgeschreckt.

Bildhauerwerke. Da Andrea für seinen Bruder Jacopo zuweilen Entwürfe in erhabener Arbeit aus Thon verfertigte, wandelte ihn die Lust an, einmal etwas in Marmor zu arbeiten, damit er sehe, ob er die Regeln dieser Kunst noch inne habe, in welcher er auch in Pisa Einiges gethan hatte; und weil er mit mehr Studium an diesen Versuch ging, vermochte er darin so viel, daß er sich ihrer ehrenvoll bediente [12]). Er verfertigte einige Marmorarbeiten in der Kirche der Madonna, die auf der Seite von Ponte Vecchio gelegen ist [13]).

An der oben erwähnten, von Orgagna selbst erbauten Loggia de' Lanzi, die von italienischen Kunstkennern als der schönste Porticus, den es nur geben kann, als ein Wunder von Majestät, Eleganz und edlem Style beschrieben wird, arbeitete Orgagna die theologischen und Cardinaltugenden. Es waren dieselben recht passend an einem Orte, der, in der Nähe des Versammlungshauses des Magistrates gelegen, selbst oft als ein Versammlungsplatz diente. Sie sollten zeigen, daß man durch Tugenden zu Ehren und Ansehen gelange. Es sind derselben übrigens nicht sieben, wie Vasari und Baldinucci angeben, sondern sechs. Die siebente, unter einem Tabernakel [14]) befindliche, stellt die Madonna vor. Die vier Cardinaltugenden sind von Jacopo di Pietro [15]). In d'Agincourt's Werke ist die Stärke abgebildet. Die Reliefsfigur ist geflügelt und hält sitzend einen Schild und eine dünne Säule [16]). Auch die Religion oder der Glaube ist in einem andern Relief sitzend auf einem Stuhle dargestellt. Sie hält in der Linken das Kreuz, in der Rechten den Kelch [17]).

Die Männer der Brüderschaft von Orsanmichele [18]) hatten viel Geld zusammengebracht, Almosen und Gaben, welche wegen der Sterblichkeit von 1348 der Madonna daselbst gereicht worden waren und sie beschlossen deshalb, jene Mutter Gottes mit einer Capelle, oder eigentlich einem Tabernakel, zu umgeben, welches nicht nur mit allen Arten von Marmorarbeiten und andern kostbaren Steinen geziert und bereichert, sondern auch durch Musaik und Bronzewerke so sehr verschönert werden sollte, als man nur wünschen könne. Die Ausführung sowol als der Stoff, aus dem es gearbeitet wurde, sollte alle Werke übertreffen, die bis auf jenen Tag in dieser Größe verfertigt worden waren. Hierzu nun mußte Orgagna, als der vorzüglichste Künstler jener Zeit, den Plan entwerfen, und er machte so viele Zeichnungen, daß endlich eine den Befehlshabern vor allen wohlgefiel, die ihm die Arbeit übertrugen und alles seinem Rathe und Urtheil anheimstellten [19]). Demnach gab er vielen Meistern aus verschiedenen Ländern, die in Stein arbeiteten, alle andere Dinge auszuführen, er selbst aber und sein Bruder übernahmen die Figuren zu verfertigen; das Tabernakel, einem freistehenden Altar vergleichbar und in der Nische einer Capelle aufgestellt, ist aus weißem Marmor gearbeitet. Es ist achteckig und hat mehre Stockwerke, welche immer spitziger zulaufen. Die Form ist also, in teutscher Art, pyramidal mit kleinen Tabernakeln und gewundenen Säulchen verziert, die mit bunter Musaik ausgelegt sind. Als das Ganze vollendet war, ließ er sehr vorsichtig und verständig die einzelnen Theile ohne Kalk, mit verbleieten Kupferspangen aneinanderfügen, damit der glänzende und polirte Marmor nicht verletzt werden möchte. Dies gelang ihm zu seiner Ehre und zum Nutzen der Meister, welche nach ihm kamen, über alles wohl, denn durch diese Art zusammenzufugen, die Orgagna erfand, glaubt jeder, der dies Werk betrachtet, die ganze Kapelle sei aus einem einzigen Stücke Marmor gearbeitet; und obschon sie in teutschem Geschmacke (di maniera Tedesca) ausgeführt ist, hat sie dennoch in jener Manier so viel Zierliches und Anmuthiges und so viel Verhältniß, daß sie unter den Arbeiten jener Zeit den ersten Platz einnimmt. Das Werk ist vornehmlich aus großen und kleinen Figuren zusammengesetzt. Engel und Propheten sind an der Vorderseite halb erhoben rings um die Madonna sehr gut ausgeführt. Die übrigen schön componirten Reliefs sind: An der Nebenseite links: Geburt der Maria und Aufgang zum Tempel. Auf der Vorderseite: Vermählung der Maria und Verkündigung. Auf der Nebenseite rechts: Geburt Christi und Anbetung der Könige. Auf der Rückseite am Sockel: Darbringung im Tempel und Warnung des Engels, nach Ägypten zu ziehen. Jenes Relief [20]) zeigt im Hintergrunde ein von Säulen getragenes Gewölbe. Der bejahrte Priester hält voll Liebe und Ehrfurcht das Christkind auf den Armen und spricht mit göttlicher Begeisterung. Man bemerkt eine Frau und noch einen Mann hinter dem Altar, welche Figuren etwas zu kalt und unbeweglich sind, endlich Maria. Ihr an den Mund gelegter Finger deutet die Stille an, womit, wie es sein muß, die Rede des Priesters angehört wird. Die Gewänder sind, wie die ganze Anordnung, einfach und keineswegs kleinlich. Darüber das Relief, welches unten die heilige Jungfrau im Tod, von den weinenden Aposteln umgeben, oben Maria in ovaler Glorie von Engeln getragen darstellt. In jenem liegt die verstorbene Maria auf dem Sterbebette, mit einem die Stirn bedeckenden Tuche. Sie scheint mehr zu schlafen, als todt zu sein. Ihre Seele entflieht in der Gestalt eines jungen Mädchens. Noch trefflicher sind zwei Köpfe der um Maria stehenden Apostel, die der Betrachter fast für lebendige Personen halten muß. Ein bärtiger Mann, ausgezeichnet wegen des Ausdruckes des Schmerzes und wegen der sprechenden Lebendigkeit, liest oder singt aus

---

12) *Vas.* p. 435. 13) *Vas.* p. 433. 14) Milizia Memorie degli Architetti im Leben des Orgagna. 15) *Baldinucci*, Dec. VI. del Sec. II. p. 65. *Baldinucci*, Notizie de' professori del disegno Tom. I. part. II. p. 128. 142. Nachrichten enthält libro di ricordanze nell' opera di S. Maria del Fiore. 16) *S. d'Aginc.* H. de l'art. T. IV. Paris 1828. Sculpt. Pl. 35. fig. 1. Table des pl. p. 31. 17) Ib. Pl. 35. fig. 5. 18) Hierüber s. Viaggio pitt. della Tosc. T. I. p. 63.

19) In Hase's übersichtstafeln d. Gesch. d. n. K. Dresden 1827. Fol. wird das Werk in das Jahr 1359 gesetzt. 20) *Cicognara.* Vol. III. p. 436. Ser. I. tav. XXII.

einem Buche, welches er in der Rechten hält; ein anderer stützt das Haupt auf beide Hände. Man hört ihn wirklich mit lauter Stimme wehklagen; so treffend ist in der Haltung des Hauptes, in den Augenwimpern, im Munde, die mit solchem Schmerz verbundene Körperhaltung zur Anschauung gebracht. Die Zeichnung kann nicht correcter sein und der Meisel ist meisterhaft geführt und so leicht, daß man durchaus keine Spur von Mühe, die das Werk dem Künstler gekostet, bemerkt. Jene Figuren hat übrigens Vasari im Sinn: „Wie sehr Andrea sich bemühte in jenem plumpen Zeitalter die Feinheit seines Geistes zu zeigen, erkennt man an einer großen, halb erhoben gearbeiteten Darstellung, welche an der Rückseite jenes Tabernakels angebracht ist, worin er in Figuren von anderthalb Ellen Höhe die zwölf Apostel abbildete, die hinaufwärts nach der Madonna schauen, welche von Engeln umgeben in einer ovalen Glorie zum Himmel schwebt. In einem dieser Apostel bildete er sich selbst in Marmor ab; alt wie er war, mit einem rasirten Barte, eine umwundene Capuze auf dem Haupte, und mit dem flachen, runden Gesichte." Darnach ist das Bildniß gemacht, welches man in den ital. Ausg. Vasari's und auch in der Übersetzung antrifft. Außerdem setzte er unten in Marmor gehauen folgende Worte hin: Andreas Cionis pictor Florentinus oratorii archimagister extitut hujus MCCCLIX. Der Grund des Reliefs ist mit Musaik aus dunklem Glas (sonst sollen es edle Steine gewesen sein) und weißem und goldenem Laubwerk verziert. Ebenso und mit vielen kleinen Reliefsfiguren sind alle Pfeiler geschmückt. Bewundernswerth ist der Guß der Bronzeeinfassungen, die sorgfältig polirt sind, und das ganze Werk so umgeben und umschließen, daß es dadurch nicht minder fest und stark, als in allen Theilen schön wird. Es hat sich gefunden, daß die Erbauung dieser Loge und des Marmortabernakels mit allen seinen Verzierungen 86,000, oder, wie (aber vielleicht weniger richtig) in der späteren Ausgabe des Vasari steht, 96,000 Goldgulden kostete, die sehr wohl angewandt waren; denn es ist als Bauwerk und wegen seiner Bildhauereien und andern Verzierungen so schön wie irgend etwas in der damaligen Zeit, und der Name Orgagna's wird durch das, was er daran gethan hat, immer dauern und berühmt sein [21]).

Nach einer Notiz, deren Richtigkeit ich nicht verbürgen will, soll Andrea auch das Grabmal des Pietro Farnese im Dome zu Florenz verfertigt haben. Das Ganze, obgleich völlig rund, steht wie ein Relief vor einer Wand. Auf Consolen ruht der Sarkophag. Auf diesem steht die Reiterstatue des Farnese — die erste oder wenigstens eine der ersten der neueren Zeit, — in Lebensgröße von vergoldetem Marmor.

Orgagna zeigt sich in seinen Reliefs viel freier von der giottesken Manier als in seinen Gemälden, und ist in der Geschichte der Bildnerei als der erste zu betrachten, welcher den in der pisanischen Schule entwickelten edeln Styl zum Theil der Naturtreue aufopfert oder aus entschiedener Neigung zu ausdrucksvoller Natürlichkeit, bisweilen die Schönheit vernachlässigte, worin ihm später Donatello folgte [22]).

Mosaikarbeiten. Im Archive des Domes von Orvieto findet sich bei dem Jahre 1360: Andrea Cionis magister Operis S. M. super opere Musayco. Vom Jahre 1357 an ward er eingeladen, die Fehler an den Musaikarbeiten der Vorderwand des Domes zu besichtigen. Aus dem geheimen Archive der Stadt wissen wir, daß Andrea sich anheischig machte, die Darstellung der Vermählung der Maria zu vollenden [23]).

Gemälde. Von seinem Bruder Bernardo veranlaßt und mit ihm malte Andrea in der Hauptcapelle von Santa Maria Novella, welche damals der Familie Ricci angehörte, das Leben der Mutter Gottes [24]). In derselben Kirche, in der Capelle Degli Strozzi [25]), die nahe bei der Thüre der Sacristei und den Glocken gelegen ist, und zu welcher man auf einer steinernen Treppe gelangt, malte Andrea mit seinem Bruder viele Frescobilder, auf einer Seite die Herrlichkeit des Paradieses mit allen Heiligen, welche mannigfaltige Gewänder und Kopfputz nach Art jener Zeit tragen; und auf der andern Wand die Hölle mit den Schluchten, Kreisen und andern Dingen, die Dante [26]) schildert, welchen Dichter Andrea, der selbst Dichter war, sorgfältig studirte. Dieses Frescogemälde [27]) füllt eine ganze Wand der großen Capelle. Ganz in der Höhe zur Rechten sieht man den äußeren Wall oder die Einschließungsmauer der Hölle. Die Fahne der Unwissenden wird getragen [28]). — Daneben der Fährmann Charon in seinem Kahne [29]). Unter Nr. 1. hat seine Stelle Minotauros [30]). Daneben Nr. 4. Seelen getrieben von dem unreinen Hauche der bösen Geister [31]). Weiter unten in Nr. 5. frißt Kerberus die Seelen der Fresser [32]). Weiter unten, aber mehr seitwärts, in Nr. 6. müssen die Geizigen und Verschwender schwere Lasten tragen [33]). Auf der entgegengesetzten Seite versinken die Misgünstigen und Zornigen in den Morästen des Styx [34]), durch welchen ein Kahn getrieben wird, worin ein thierköpfiges Unge-

21) Eine Abbildung des Tabernakels oder Altars, welcher noch jetzt wohl erhalten ist, gab Richa in seinen Notizie istoriche delle chiese Fiorentine nach einer Zeichnung von Andrea's Hand, welche sich in der Bibliothek Strozzi zu Florenz befand.

22) Cicognara bemerkt S. 436 unter Anderem, daß Andrea's Werke zwar, wie natürlich ist, mit denen der Griechen sich nicht messen können, aber doch durch etwas Grandioses, Majestätisches und daneben durch Leichtigkeit sich auszeichnen. Seine Gewänder lassen das Nackte nicht sehr durchblicken, dafür aber sind sie in einem breiten, lobenswerthen Style gearbeitet. 23) Ausführlich wird hierüber gehandelt in der Storia del Duomo di Orvieto. 24) Vergl. Bernardo Orcagna. 25) *Franc. Bocchi*, Le Bellezze della città di Fiorenza. in Fior. 1591. 8. p. 114. 26) Dante's Tod fällt ungefähr in die Zeit der Geburt des Orcagna zu Florenz. *Bocchi* l. l. p. 108. Daselbst p. 200 wird auch von dem Weltgerichte, einem Freskogemälde des Fra Bartolommeo in dem Spidale di S. Maria Nuova gehandelt. 27) *S. d'Aginc.* T. V. Paris 1823. Pl. CXIX. p. 132. 28) Inferno, canto III. v. 52—54. Una insegna Che girando correva tanto ratta Che d'ogni posa mi pareva indegna. 29) Ib. c. III. v. 83. 30) Ib. c. V. v. 4—11. Stavvi Minos, orribilmente e ringhia. 31) Ib. V. v. 40—43. 32) Ib. c. VI. v. 13—18. 33) Ib. c. VII. v. 25—28. 46—48. 34) Ib. c. VII. v. 101—111.

heuer das Steuerruder führt. Unter Nr. 7. und 6. hat Nr. 8. seine Stelle. Hier stehen drei Thürme der die citta dolente umschließenden Mauer[35]) in hellen Flammen. Man erblickt die Stifter der ketzerischen Secten. In dem gleich unter der Mauer sichtbaren Stadtgraben versinken die, welche gegen ihre Nächsten gesündigt haben. Kentauren, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet[36]), haben sie entweder hineingetrieben, oder wehren ihnen, sobald sie an das Ufer sich retten wollen. Rechts von dieser Darstellung ist Nr. 10. Hier werden die, welche gegen sich selbst gesündigt haben, in den Morästen von den Harpyien gequält, welche ein menschliches Haupt haben, im übrigen Vögel sind[37]) auf der entgegengesetzten Seite und von der eben beschriebenen Darstellung durch Nr. 9. geschieden, ist Nr. 11. Hier sieht man mehre, die gegen Gott gesündigt haben, sitzen und liegen, und ein Feuerregen fällt auf sie herab[38]). Über dieser Darstellung zeigt Nr. 12 die Seele des Tyrannen Geryon, in dem Flammenmeere versenkt[39]). Rechts unter den Kentauren werden in Nr. 13. Wollüstlinge (Lenones) und Verführer der Jugend von gehörnten Dämonen gegeißelt[40]). Links unter den Kentauren sieht man in Nr. 14. den stinkenden Schlund oder Strudel, in welchen die Schmeichler geworfen sind[41]). Rechts von den Lenones ist in Nr. 15. ein Feuermeer mit großen Kesseln. In diesen sieden, Kopf über hineingeworfen, die Simoniaci, oder die geistliche Ämter durch Geschenke oder auf andere niederträchtige Weise zu erschleichen wußten. Man sieht nur ihre Beine, die über den Kesseln und Flammen baumeln[42]). Auf der entgegengesetzten Seite, neben den Schmeichlern, stehen die Indovini, d. h. die Zauberer, Hexen, Wahrsager[43]). Unter und den Simoniacis rechts ganz unten im Gemälde sind in Nr. 17. die Baratieri. Gauner, Spitzbuben, Betrüger braten hier im siedenden und brennenden Pechteiche[44]). Ganz unten am linken Ende des Gemäldes stehen die Ippocriti wol in geistlichen Gewändern. Bei der Person, die, den Kopf nach unten gekehrt, gekreuzigt ist[45]), steht Chaifas. Darüber, also zwischen Nr. 18, 16. und 11. zeigen sich in Nr. 19. die fraudolenti consiglieri, oder solche, die verschmitzt durch bösen Rath Andern zu schaden suchen. Es blicken nur die Köpfe aus dem Feuermeere etwas heraus[46]). Ganz unten auf der rechten Seite in Nr. 20 die Scandalosi, deren einer seinen abgeschnittenen Kopf in der Hand trägt, in Bezug auf Dante's Worte: Un busto senza capo andar — E'l capo tronco tenea per le chiome Pesol con mano, a guisa di lanterna[47]). Ebendaselbst zwischen den Scandalosi und Baratieri sind die Ladri, Diebe, Räuber u. dgl., welche ein Kentaur mit Schlangen quält[48]). Ganz unten auf der linken Seite des Gemäldes bemerkt man neben Chaifas die Alchimisti e falsificatori. Zwei derselben (der eine aus Arezzo gebürtig und wegen Zauberei verbrannt) sitzen auf dem Steine, welcher diese Inschrift enthält, mit zugekehrtem Rücken[49]). Man findet diese Darstellung auch in dem Miniaturgemälde eines Manuscriptes der drei Gedichte Dante's aus dem 14. Jahrhunderte, welches 188 Pergamentblätter in Fol. enthält und in der Bibliothek des Cardinal Zelade, welcher Bibliothekar der Vaticana war, sich befand[50]). Ganz unten ist in der Mitte Nr. 23. ein mit Wasser ausgefüllter, aber zu Eis gefrorner Brunnen oder Schacht, worin die treulosen Verräther und die Undankbaren (Ingrati), von furchtbaren Riesen bewacht, ihre Strafe erleiden[51]). Gleich darüber ragt Plutons noch weit kolossalere Schreckgestalt aus dem gefrorenen Teiche hervor. Er hat drei Thierköpfe, welche an Kerberos und die tartarische Hekate erinnern, und würgt mit ihren Mäulern die verdammten Sünder[52]). Weit entfernt hiervon zeigt sich im obersten Theile des Gemäldes, links von der zweiten und über der fünften Darstellung in Nr. 25. die heilige Stadt Jerusalem mit der pyramidenförmigen Burg und ihrem Thurme[53]). Es wird berichtet, daß Andrea Orcagna in diesem Gemälde seine Freunde in der himmlischen Glorie, seine Feinde aber in den Flammen der Hölle vorgestellt habe. Allerdings gleicht das Gemälde einer Teufelsküche, worin die Seelen in den Schlünden wie Frösche in kochenden Töpfen herumschwimmen. Will man hierüber rechten, so müßte man sagen, der Künstler hätte gar nicht nach Dante's bizarrem und seltsamem Gedichte malen sollen und es würde der Tadel doch zuletzt auf die Unkenntniß des zwischen Dichtkunst und Malerei bestehenden Unterschiedes hinauslaufen. Da nun aber hierin noch viel spätere Künstler gefehlt haben und die Sache erst von Philosophen neuerer Zeit aufs Reine gebracht worden ist, glaube ich doch, daß man in solchen Dingen einen Künstler aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, dessen Dichtkunst ohnedies von der späteren sehr verschieden ist, nicht allzustreng beurtheilen müsse. So seltsam Dante's Gedicht ist, hat Orcagna doch hinsichtlich der Erfindung höchst klar und mit Feuer die vom Dichter geschilderten Scenen zur Darstellung gebracht. Alles ist belebt, und wenn der nachahmende Künstler auch die Natur nicht erreicht, muß man doch zugeben, daß er derselben keineswegs in geringem Maaße sich nähert. Gerade

35) Inferno, canto IX. v. 31 sq. 36) Ib. c. XII. v. 52. 55. 56. 37) Ib. XIII. v. 101. 115. 116. 124. 125. Dirietro a loro era la selva piena di nere cagne. 38) Ib. c. XIV. v. 22—29. 39) Ib. c. XVIII. v. 19 sq. 40) Ib. XVIII. v. 44—66. 41) Ib. c. XVIII. v. 112. Giù nel fosso Gente attuffata in uno sterco. 42) Ib. c. XIX. v. 22—24. 43) Ib. c. XX. v. 10—12. Il viso — Mirabilmente apparve esser travolto, Ciascun dal mento al principio del casso. 44) Ib. c. XXI. v. 17. Bollia laggiùso una pegola spessa. 45) Ib. c. XXIII. v. 110. A gli occhi mi corse Un crocifisso in terra, con tre pali. 46) Ib. c. XXVI. v. 55. Là entro si martira Ulisse e Diomede. 47) *Dante* Inferno c. XXVIII. v. 119.

48) *Dante* Inferno c. XXV. v. 17. 19. 20. 49) Ib. c. XXIX. v. 73 sq. Jo viddi duo sedere a se appoggiati Come a scaldar s' appoggia tegghia a tegghia. 50) *S. d'Aginc.* T. V. Pl. 77. fig. 1. p. 93. 51) *Dante* Inferno c. XXXI. v. 42—44. 52) Ib. c. XXXIV. v. 28. 29. 38. 55. 56. 53) Ein von Orcagna nach Dante's Gedicht angefertigtes und in der Capelle Strozzi der Kirche Santa Maria Novella befindliches Gemälde stellt dar: Ein Engel zieht zwei Seelen aus dem Fegfeuer hervor (*S. d'Aginc.* T. V. Pl. 119. n. 26. p. 135.). Ein anderes Gemälde, aus Dante's Paradies entnommen und ebendaselbst befindlich, enthält: Zwei Selige, die von einem Engel auf Wolken zum Himmel geführt werden (Ib. Pl. 119. n. 27.).

diese Lebendigkeit muß, wenn man das Zeitalter, dem Orcagna's Werk angehört, in Erwägung zieht, unsere höchste Bewunderung erregen. Aber ebenso selten war in diesen Zeiten das Talent, eine so große Composition, wie die des Orcagna ist, mit einer solchen Ordnung und wohlberechneten Symmetrie zu Stande zu bringen. Das Hauptverdienst Orcagna's besteht in der Zeichnung und man muß zugeben, daß er seine Nachfolger veranlaßte, diesem Zweige ihre ganze Aufmerksamkeit zu widmen, und daß die toscanische Schule, die später von Zeit zu Zeit auf dieser Bahn von Schritt zu Schritt immer weiter gelangte, den Anregungen des Orcagna recht viel zu verdanken hat [55]).

Zu Florenz malte Andrea mit Bernardo in der Servitenkirche die Capelle der Familie Cresci mit Frescomalereien, welche längst zu Grunde gegangen sind, ferner in S. Pietro Maggiore in einem ziemlich großen Bilde die Krönung der Mutter Gottes, und eine Verkündigung, sonst in S. Romeo neben der Seitenthüre, jetzt in der Sacristei. Mit seinem Bruder Bernardo malte er auch die äußere Wand von S. Apollinare mit solchem Fleiße in Fresco, daß die Farben sich an diesem unbedeckten Orte bis in Vasari's Zeit wunderbar lebhaft und schön erhielten. Später wurden aber die Malereien überweißet und noch später die Mauer selbst niedergerissen.

Die damaligen Befehlshaber von Pisa beriefen den Orcagna, damit er ihnen im Campo Santo ihrer Stadt einen Theil von einer Wand malen sollte, wie dies früher von Giotto und Buffalmacco geschehen war [55]). Andrea malte auf der Seite nach dem Dome zu, neben der von Buffalmacco verfertigten Passion Christi, ein allgemeines Weltgericht [56]) (Trionfo dello Morte). In dem ersten Bilde an der Ecke stellte er die verschiedenen Würden aller weltlichen Herren dar, die von den Freuden dieser Erde umgeben sind. Sie sitzen auf einer blumenreichen Wiese im Schatten von Orangenbäumen, die ein anmuthiges Gehölz bilden und über deren Zweigen einige Liebesgötter ringsum über viele zarte Frauen hinschwärmen; man sieht, daß diese vornehme Damen und Herren jener Zeit darstellen, die er nach der Natur zeichnete, wegen der Länge der Zeit aber, die seitdem verflossen ist, sind sie nicht mehr zu erkennen. Die Liebesgötter scheinen nach den Herzen der Frauen zu zielen, in deren Nähe junge Männer und Ritter auf Musikklänge und Gesänge horchen und zärtlichen Tänzen von Jünglingen und Mädchen zuschauen, die fröhlich sind und glücklich, weil sie lieben. Unter diesen Herren zeichnete Orgagna den Castruccio, Gebieter von Lucca, als einen schönen jungen Mann. Auf der andern Seite desselben Bildes malte er auf einem hohen Berge das Leben derer, welche der Welt aus Reue wegen ihrer Sünden oder aus Verlangen nach dem Heile entsagt haben. Am Fuße des Berges ist der heil. Macarius und zeigt drei Königen, die mit ihren Damen und ihrem Gefolge zur Jagd reiten, ein Bild des menschlichen Elendes in drei Königsleichen, welche noch nicht ganz verwest in einem Grabe liegen. In einem dieser Könige zu Rosse stellte er den aretinischen Herrn Andrea Uguccione della Fagginola dar, der sich mit einer Hand die Nase zuhält, um nicht den Gestank der vermodernden Könige zu riechen. Inmitten dieses Bildes ist der Tod, der schwarzgekleidet durch die Lüfte fliegt. Nach Buffalmacco's Vorgange brachte Orgagna hier wie in dem ganzen Werke gereimte Inschriften an. Sie sind von Orgagna selbst gedichtet. Zwei derselben hat Vasari mitgetheilt. Bei den todten Körpern sind einige Teufel, die ihnen die Seelen aus dem Munde reißen und sie zu Feuerklüften tragen, welche man auf dem Gipfel eines hohen Berges sieht. Gegenüber Engel, welche die besseren Seelen gleichfalls den Gestorbenen aus dem Munde entführen, und sie im Fluge nach dem Paradiese bringen. In den Verzierungen unter dem Bilde hielten neun Engel auf Zetteln lateinische Sprüche [57]). Es war schon in Vasari's Zeit hiervon das Meiste verwischt [58]). In seinem Weltgerichte stellte Orcagna in der Höhe auf Wolken Jesus Christus mit den zwölf Aposteln dar, wie er die Lebendigen und Todten richtet, und zeichnete mit vieler Kunst und Lebendigkeit auf der einen Seite den Schmerz und Jammer der Verdammten, die von grimmigen Dämonen zur Hölle gerissen, und auf der andern die Freude und den Jubel der Guten, die von einem Engelchore, den der Erzengel Michael anführt, fröhlich nach der rechten Seite zu den Seligen geleitet werden. Die Gesichter der Figuren waren Portraite; aber schon in Vasari's Zeit wußte man nicht mehr, wen sie vorstellten [59]). Seine oder der Republik Feinde brachte er als Teufel an. Orcagna überließ es, wie Vasari p. 433 sagt, seinem Bruder, für sich allein die Hölle [60]) zu malen, wie sie Dante geschildert hat. Das jüngste Gericht

---

54) *S. d'Aginc.* Peint. p. 110. 55) Kunstbl. 1823. nr. 5. S. 19. und Veduta dell' interno del campo santo in Viaggio pitt. della Tosc. T. II. p. 14. 56) Eine Abbildung dieses Gemäldes liefert Lasinio, Le pitture del Campo Santo di Pisa. Vergl. *Rosini*, Descrizione delle pitture del Campo Santo di Pisa. Pisa 1816.

57) Bruno de Giovanni, ein Schüler des Tafi, ließ Zettel aus dem Munde der Gestalten gehen, wie Cimabue und Orcagna (S. Orsola in der Comthurei zu Florenz). 58) *Vas.* T. I. p. 430—433. 59) Ib. Mit Hülfe von alten Bildnissen, Medaillen und andern Monumenten gelingt es vielleicht, eines und das andere Portrait in Orcagna's Werken zu benennen. 60) Noch vor Dante verfertigte Niccola da Pisa das von Cicognara gerühmte Werk (St. d. sc. Vol. III. p. 190.). Giotto hatte in der Capelle Foskari bei den Eremiten in dem Arena benannten Orte zu Padua die Hölle nach Dante gemalt und sich durch den Dichter zu unpassenden Darstellungen hinreißen lassen. Noch mehr war dies bei Orcagna der Fall, der noch sklavischer an den Dichter sich anschloß, in dem für das Campo Santo zu Pisa angefertigten Werke. Hier wie in St. Maria Novella zu Florenz erblickt man das dreiköpfige Ungeheuer mit Sündern in jedem Rachen. Statt der neun Kreise des Dante sind acht Abtheilungen gewählt. Unter den Schamlosen sind gekrönte Häupter von Schlangen und Teufeln gequält. Zwischen Lucifers Beinen zeigt sich Herodes mit den Geizigen. Ferner sieht man die Zornigen, die Gefräßigen, die Neidischen, die zum Guten Trägen oder Schläfrigen. Oben sind die Ehrgeizigen und Stolzen, worunter Mohammed, der Antichrist und Averroes durch Namen bezeichnet werden. Die Erfindung ist ungeschickt und die Zeichnung höchst mittelmäßig, so daß man das Ganze keinesweges unter die bessern Werke des Orcagna setzen

und die Hölle im Campo Santo zu Pisa machen eigentlich ein Bild aus. Es ging im J. 1530 zu Grunde. Sollazino, Zeitgenosse Vasari's, restaurirte den untern Theil desselben, und hielt sich nicht an die ältere Composition, wie man aus einem alten Kupferstiche sieht, den Morrona in seiner Pisa illustrata bekannt gemacht hat.

Andrea malte zu Florenz inmitten der Kirche Santa Croce auf einer sehr großen Wand zur Rechten dieselben Dinge in Fresco, die er im Campo Santo zu Pisa ausgeführt hatte, den Theil ausgenommen, worin der heilige Macarius und die Einsiedler auf dem Berge Gottes zu sehen waren. Auch veränderte er die Bildnisse, die hier also nach andern Freunden und Feinden des Künstlers gemacht waren. Unter den Guten sah man den Papst Clemens VI., der Orcagnas Malereien besaß und sie sehr werth hielt, ferner Dino del Garbo, einen zu jener Zeit vorzüglichen Arzt. Unter den Verdammten malte Orgagna den Guardi, Gerichtsboten der Gemeine von Florenz, der ihn einmal ausgepfändet hatte, ferner den Notarius und Richter. Neben Guardi war Cecco d'Ascoli, Mathematiker, Dichter und Arzt und 1327 als Religionsverächter verbrannt, ferner ein Mönch, den ein Engel aus den Guten, unter welche er sich mischen will, unter die Verdammten stößt. Die Zeichnung war hier besser und das Ganze mit mehr Fleiß gearbeitet, als das ähnliche Werk zu Pisa. Übrigens sind die Gemälde in Sta Croce zu Florenz, die noch Vasari sah, jetzt nicht mehr vorhanden.

Während die Loggia de' Lanzi erbaut wurde, verfertigte Andrea für die Capelle der Strozzi, welche bereits seine und seines Bruders Frescomalereien enthielt, ein Bild in Tempera, auf welchem er viele große Figuren und auf der Staffel viele kleine Gestalten anbrachte. Das Altarblatt ist, wie Schorn berichtet, noch wohl erhalten und besteht aus fünf spitzbogigen Abtheilungen, deren mittlere und größte den thronenden Heiland umgeben von Engeln und Cherubim, die zur Linken Maria und den heil. Thomas von Aquin, die heil. Katharina und St. Michael, die zur Rechten die heil. Petrus und Johannes den Täufer, Paulus und Laurentius zeigen, alle diese Figuren auf Goldgrund. Am unteren Rande liest man die Namen der Heiligen und in der Mitte desselben: Anno Domini MCCCCLVII. Andreas Cionis de Florentia me pinxit. Diese Inschrift setzte Andrea darunter, weil ihm schien, dies Bild könne besser ein Zeugniß von seiner Kunst geben, als die Frescomalereien. An der Altarstaffel befinden sich drei kleine Vorstellungen, deren mittelste Petrus auf dem Wasser vorstellt.

Als dies Werk vollendet war, verfertigte Andrea einige Gemälde, die dem Papste nach Avignon geschickt wurden und in der Cathedrale jener Stadt ihre Stelle erhielten. — In Florenz sah Vasari noch viele Gemälde von Andrea, die man zum Theil am Namen als Werke seiner Hand erkannte, wie ein Bild in St. Romeo, zum Theil an der Manier, wie eins im Capitel des Klosters degli Angeli. In der Galerie der Akademie zu Florenz befindet sich unter Orcagna's Namen ein großes Bild der Verkündigung mit vielen Heiligen zu beiden Seiten, nebst einer Altartafel mit kleinen Geschichten, welches vielleicht das Gemälde aus St. Romeo sein könnte. In St. Pier Maggiore zu Florenz soll in der Capelle der Herren della Rena eine Tafel vorhanden gewesen sein, welche die Krönung der Maria vorstellte [61]). In der Domkirche zu Florenz ist das beste Bildniß des berühmten Dante's noch wohl erhalten und von sehr lebhaftem Kolorit. Er ist in ganzer Figur und beinahe in Lebensgröße abgebildet. Im Hintergrunde sieht man Anspielungen auf seine Gedichte, das Paradies, das Fegefeuer und die Hölle. Der Magistrat zu Florenz hat dieses Bildniß zum Denkmal beider großen Männer in jener Kirche aufstellen lassen, wo es allein an einer großen leeren Wand hängt. Doch weiß ich nicht, ob die Behauptung, daß es von Andrea verfertigt sei, auf eine Inschrift sich gründet. Sehr bezweifelt wird, daß eine Geburt der Maria in drei Abtheilungen, welche in der Galerie des Louvre zu Paris hängt, dem Orcagna zuzuschreiben sei [62]). — Andrea wird als Maler für den ersten nach Giotto gerechnet und wenigstens Buffalmaco gleich gestellt. In der Fruchtbarkeit der Ideen und in der Erfindung übertraf er alle seine Vorgänger. Es herrscht darin viel Ernst und Tiefsinn [63]) und ein Dantekischer Geist. Freilich ließ er und sein Bruder Bernardo durch Dante's Gedicht auch zur Wahl von Sujets sich hinreißen, die nach den weiter geschrittenen Begriffen unserer Zeit nicht als angemessene Aufgaben für die schönen Künste gelten können. Andrea führte seine Zeichnungen sehr sorgfältig aus, wie man aus Vasari's Zeichnenbuche sehen konnte. Wiewol seine Weise zu zeichnen von der des Giotto nicht viel verschieden ist, gab er doch seinen Figuren ein edleres Ansehen, da er sie natürlicher in ihren Bewegungen, mit Ausdruck und mit weniger trocknen und scharfen Falten in den Gewändern vorstellte. Fleiß bemerkt man so gut als bei einem seines Jahrhunderts. In Compositionen, Formen, Stellungen und in dem Colorite mußte er den Nachfolgern des Giotto weichen [64]).

Andrea pflegte auf seine Malereien zu setzen: Fece Andrea di Cione scultore, und auf seine Bildhauerwerke: Fece Andrea di Cione pittore, weil er wollte, daß man bei seinen Gemälden auch von seinen Bildhauerwerken erfahre und umgekehrt.

Gedichte. Andrea ergötzte sich zuweilen daran, Verse zu machen [65]), besonders Sonnete. Solche stehen im Campo Santo zu Pisa auf seinem Triumphe des

kann, mag nun Andrea nur gezeichnet und Bernardo gemalt (*Cicognara* l. l. p. 206—208.), oder Sollazino einen Theil der Fehler verschuldet haben. Den nämlichen Gegenstand behandelten später Luca Signorelli zu Orvieto und Michel Angelo in der Sixtinischen Capelle.

61) Noch finde ich erwähnt: In S. Giovannino nella Via S. Gallo una Vergine incoronata, ed un Annunziata nella Sagrestia di S. Remigio. 62) Biogr. univ. l. l. peint sur bois, et tiré de la cathedrale de Pise; il représente les Obsèques d'un saint, que l'on croit être saint Bernard. 63) Goethe Winkelm. u. s. Jahrh. Tüb. 1805. S. 310. 64) *Lanzi* I, 36 sq. 65) *Tiraboschi* T. V. p. 578.

Todes. Als er schon alt war, dichtete er einige Sonnete an Burchiello, einen damals noch sehr jungen Mann. Hinwiederum ist von diesem an Orcagna ein Sonnet gerichtet und er wird überhaupt in Burchiello's Gedichten öfters erwähnt, die man am vollständigsten in der zu London 1757 erschienenen Ausgabe antrifft. Wegen dieser Vielseitigkeit kann man übrigens den Orcagna als einen Vorläufer des Michel Angelo betrachten.

Den Andrea zierte Rechtschaffenheit und ein heiteres und feines Betragen[66]). Er war ein so liebenswürdiger Mann, wie nur jemals einer seines Standes gewesen ist.

Andrea starb, 60 Jahre alt, im J. 1389 oder nach den von Manni aufgefundenen archivalischen Notizen[67]) im J. 1375. In diesem Falle hätte er die Vollendung der Loggia de' Lanzi nicht erlebt. Er wurde von seinem Hause, welches in der Via vecchia de' Corazzai lag, ehrenvoll zu Grabe getragen und erhielt folgende Grabschrift:

> Hic jacet Andreas, quo non praestantior alter
> Aere fuit; patriae maxima fama suae[68]).

Schüler Andrea's waren der Pisaner Bernardo Nello de' Giovanni Falconi und der Florentiner Tommaso di Marco, beide Maler[69]). Sein bester Schüler war aber Francesco Traini[70]). — Andrea's Mitarbeiter Jacopo di Pietro wurde oben schon erwähnt. *(G. Rathgeber.)*

ORCAGNA (Bernardo). Bruder des Andrea di Cione l'Arcagnuolo oder (verderbt:) Orcagna, lernte bei Angelo Gaddi die Malerei[1]). Mit Hülfe des Bernardo gelang es dem Andrea in Tempera- und Fresko-Farben zu malen und Bernardo veranlaßte diesen auch, in der Hauptcapelle von Santa Maria Novella, welche damals der Familie Ricci gehörte, das Leben der Mutter Gottes darzustellen. Dies Werk galt, als es vollendet war, für sehr schön, wurde aber aus Nachlässigkeit derer, welche dafür zu sorgen hatten, wenige Jahre nachher, als die Dächer beschädigt waren, durch Nässe zu Grunde gerichtet und deshalb neu gemalt. Domenico del Ghirlandajo, der es erneuerte[2]), benutzte zum großen Theil die Erfindungen Orcagna's. Dante's Hölle lieferte die Sujets zu dem bizarren Gemälde, welches Bernardo für das Campo Santo zu Pisa verfertigte. Es steht in Kupfer gestochen im ersten Bande der Pisa illustrata, und wird mit Recht auch von Cicognara nicht sonderlich günstig beurtheilt[3]). Bernardo führte einige von seinem Bruder unbeendet hinterlassene Werke aus[4]). *(G. Rathgeber.)*

ORCAGNA (Jacopo), Bruder des Andrea di Cione l'Arcagnuolo oder (verderbt:) Orcagna und des Bernardo, widmete sich mit geringem Glück der Bildhauerkunst und Andrea verfertigte zuweilen für ihn in erhabener Arbeit aus Thon Entwürfe[1]). Auch befleißigte er sich um die Zeit, als sein Bruder Andrea starb, der Baukunst. Nach dem Tode Andrea's bediente man sich des Jacopo, als im Jahre 1382 das Thor von S. Pietro Gattolini gegründet und erbaut wurde[2]) und man sagte, von seiner Hand gearbeitet wären die vier steinernen Löwen, die in Vasari's Zeit auf den vier Ecken des Hauptpalastes aufgestellt und ganz vergoldet waren. Es hat sch nur ein einziger Löwe, halb verstümmelt, an der Ecke dem großen Brunnen gegenüber erhalten. Dies Werk wurde sehr getadelt, weil man ohne Ursache jenen Punkten ein schwereres Gewicht auflegte, als man gesollt hätte, und Vielen hätte es wohl gefallen, wenn man die Löwen von Kupferblech gearbeitet, im Feuer vergoldet und so an demselben Platz errichtet hätte, wodurch sie minder schwer und zugleich dauerhafter geworden wären. Von Jacopo sollte auch das runderhobene und vergoldete Pferd in Santa Maria del Fiore sein, über der Thüre, welche zur Brüderschaft des heiligen Zenobius führte. Die Sage behauptete, es sei zum Gedächtniß des Pietro Farnese, Feldhauptmanns der Florentiner, errichtet worden[3]). *(G. Rathgeber.)*

ORCAGNA (Mariotto). Neffe und Schüler des Andrea di Cione l'Arcagnuolo oder (verderbt:) Orcagna, malte in der Kirche St. Michael Visdomini zu Florenz das Paradies auf frischem Kalke, nebst zwei Altarblättern. *(G. Rathgeber.)*

ORCANE gehören zu den schrecklichsten Phänomenen, die der Seefahrer zu bestehen hat. Ein Sturmwind, dessen Schnelligkeit über 60 Fuß in der Secunde beträgt, heißt Orcan. Er erreicht oft die Geschwindigkeit von 100 bis 130 Fuß in der Secunde und seine Kraft ist dann ungeheuer. Wie er auf dem Lande Häuser umwirft und Bäume entwurzelt, so zerreißt er auf den Schiffen Segel und Taue, selbst das Sturmsegel kann dann nicht mehr geführt werden, alle Stengen und Raaen müssen herabgenommen, die Masten und das Geschütz stärker befestigt, erstere zuweilen gekappt, und das Schiff dem Treiben des Windes und der Wellen überlassen werden. Die Orcane wüthen jedoch nur in den heißeren Gegenden, besonders furchtbar sind sie bei den

---

66) *de Fontenai.* 67) *Niccolini,* Prose. p. 59. 68) Eine andere Grabsch. bei *Tirab.* p. 657. 69) *Vas.* T. I. p. 440. 70) p. 441.

1) *Baldinucci,* Sec. 2. p. 69. 2) *Franc. Bocchi,* Le bellezze della città di Fiorenza. in F. 1591. 8. p. 115. 3) In der St. d. Scult. Vol. III. p. 206—208. Orcagna nel Campo santo di Pisa si è abbandonato ad ogni sorta di strane allegorie quasi facendo una pompa di violare le leggi dell' epopea pittorica in ogni sua parte. Es werden hierauf mehre Theile des Gemäldes kurz beschrieben und das Urtheil beigefügt: Mediocrissimo il disegno e l'invenzione sconcia in ogni sua parte, questa produzione non può annoverarsi tra le migliori d'Andrea Orcagna che la disegnò avendone compiuto il dipinto Bernardo suo fratello. 4) *Vasari.*

1) S. diese Encykl. unter Orcagna, Andrea. 2) Viaggio pitt. d. Toscana. T. I. in Fir. 1801. fol. p. 15. Di qui egli è che al riferire di Gio Villani Lib. X. c. 58. ai 22. di Gennajo del 1327. presso le Donne di Monticelli s' incominciò a fondare la gran Porta della Città che va verso Siena e verso Roma, e ciò, secondo il Vasari, Vit. T. I. p. 440., col disegno di Jacopo Orgagna, che non solo condusse la porta, ma ancora la Torre, verisimilmente a quell' altezza a cui erano state condotte innanzi le altre. Questa pure fu denominata dal titolo d' un anticha Chiesa — ma che fu rovinata poi allorchè Cosimo I. pensò di fortificare l'interno della Città fabbricando i Bastioni. 3) *Baldinucci,* Notizie dei Professori del disegno da Cimabue. Fir. 1686. 4. T. II. p. 72.

westindischen Inseln und im japanischen Meere, wo man sie Typhon nennt. Sie brechen aus einer kleinen schwarzen Wolke hervor und wahrscheinlich ist außer einer plötzlichen großen Veränderung der Temperatur der Atmosphäre, auch die Electricität eine Mitursache ihrer Entstehung, da sie von gewaltigen Blitzen und Donnern begleitet zu sein pflegen. (*v. Carisien.*)

ORCANETTE oder unechte Alcanna, heißt die Wurzel der rothen Ochsenzunge (Anchusa tinctoria), welche in ihrer dunkelrothen Rinde ein rothes Pigment enthält, und daher zum Färben von Salben, Ölen, Likören rc. (selten in der Wollen- und Seidenfärberei) gebraucht wird. (*Karmarsch.*)

Orcapi, s. Perecop.

Orcas, s. Howburn.

ORCHAMUS, König der Achämenier, siebenter Nachkömmling des Belus, Gemahl der Eurynome, Vater der wunderschönen Leukothea, zu der der Sonnengott sich einschlich in Gestalt ihrer Mutter. Die eifersüchtige Klytia verrieth den Fehltritt dem Vater, und dieser ließ sein Kind lebendig begraben. Ovid. Met. IV, 208. Der Name ὄρχαμος bezeichnet den Fürsten, den Hüter. (*Klausen.*)

ORCHAN oder URCHAN, zweiter Sultan der osmanischen Türken, folgte (1326) seinem Vater Osman I. in der Regierung. Schon bei Lebzeiten des heldenmüthigen Vaters zeichnete er sich als Theilnehmer an dessen Unternehmungen vor allen seinen Brüdern aus. Nach Osman's Tode setzte er den Eroberungskrieg rüstig fort, bezwang Nikomedien und verlegte seinen Herrschersitz in die schon früher überwältigte Stadt Brusa. Was die Sache des Islam und der Osmanen unter seiner Leitung besonders förderte, war die physische Überlegenheit, die er seinem Heere verschaffte, indem er selbiges durch eine Menge griechischer Renegaten verstärkte, den Truppen zuerst regelmäßigen Sold auszahlte, und überhaupt das Kriegswesen verbesserte. Aber auch sein moralischer Einfluß darf keineswegs niedrig angeschlagen werden; mag nun Orchan's großmüthiges Benehmen gegen die Überwundenen aus religiöser Quelle geflossen, oder auf selbstische Zwecke basirt gewesen sein. Vermuthlich war Ersteres — der Triumph des Glaubens — vorherrschende Triebfeder, wenn er gegen Christen, und Letzteres, wenn er gegen Muhammedaner kämpfte. Den Einwohnern von Nicäa, das nach zweijähriger Belagerung (1331), durch Hunger und Pest gedrängt, sich ergeben mußte, schenkte er nicht nur das Leben, sondern erlaubte ihnen sogar, bei ihrer Auswanderung mitzunehmen, was sie wünschten. Von solcher Großmuth bezaubert, huldigten sie ihm gleich als Unterthanen, und der Ruf lockte noch ganze Scharen anderer Byzantiner herbei, so daß Nicäa weit blühender wurde als vorher. Auch in seinen Unternehmungen gegen die Reste der seldschukischen Dynastie in Kleinasien war er glücklich, obgleich hier seine berechnende Schlauheit eine weit größere Rolle spielte, als sein kriegerischer Muth.

Am Abend seines Lebens hatte er noch die Freude, das Waffenglück seiner würdigen Söhne Suleiman und Murad auf europäischem Boden zu erfahren. Ersterer bezwang Gallipoli, und Murad, der 1360 seinem Bruder nachrückte, machte die Festung Tyrilos, zwischen Adrianopel und Constantinopel, dem Erdboden gleich. Aber den hoffnungsvollen Suleiman sollte der alte Vater nicht wiedersehen. Er, dem es zuerst gelungen war, das Zeichen des Halbmondes an der europäischen Küste aufzupflanzen, starb in der Blüthe seines Lebens durch einen Sturz vom Pferde. Orchan überlebte diesen schmerzlichen Verlust nur wenige Monate, und ward in dem ehemaligen Kloster zu Brusa (1360) begraben. Von seiner Frömmigkeit, Barmherzigkeit und Liebe für nützliche Kenntnisse zeugen seine Stiftungen. Nach türkischen Angaben soll er der erste Sultan gewesen sein, welcher Bethäuser, Schulen und Hospitäler errichten ließ. Namentlich verdankte ihm Brusa die Gründung einer Hochschule, die bald im ganzen Orient berühmt ward. Er war blond, untersetzt und von mittlerer Größe. (*W. Schott.*)

ORCHENI (Ὀρχηνοί). Name eines alten Volks, das Ptolemäus V, 19. mit Unrecht nach Arabia deserta an den persischen Meerbusen setzt; sie gehören vielmehr nach Plinius N. G. VI, 27 und Strabo 16. nach Chaldäa an den Euphrat, dessen Ausfluß sie verstopften, damit er, in mehre kleinere Arme getheilt, ihr Land fruchtbar mache. Strabo nennt sie eine Gattung der astronomischen Chaldäer (*τῶν Χαλδαίων τῶν ἀστρονομικῶν γένος οἱ Ὀρχηνοί*). (*H.*)

ORCHEITIS, OSCHEITIS, OSCHITIS, Aedoeitis scrotulis, die Entzündung des Hodensacks. (*Wiegand.*)

ORCHEOCELE, der Hodensackbruch (s. unter Bruch), auch die Hodengeschwulst (Orchidocele, Orchidoncus, Testiculus tumidus). (*Wiegand.*)

ORCHEOTOMIE, Orcheotomia, diejenige chirurgische Operation, wodurch ein oder beide Hoden weggenommen werden, die Castration; auch der Schweineschnitt. (*Wiegand.*)

ORCHESIA, *Latreille* (Insecta). Käfergattung aus der Ordnung Heteromera, zur Familie Stenelytra und zur Tribus Serropalpides gehörig (*Cuvier* règne animal ed. 2. V. 43), von Illiger-Paykull mit Hallomenus, von Fabricius mit Dircaea vereinigt, früher von Latreille zu Anaspis gestellt. — Kennzeichen: Die Fühler enden in eine Kolbe von drei Gliedern, das letzte Glied der Maxillarpalpen ist beilförmig, die hintern Beine haben an den Schienen zwei lange Stacheln und sehr lange, aus fast cylindrischen Gliedern bestehende Tarsen; die Tarsen der vier vordern Füße sind viel kürzer, das vorletzte Glied derselben ist fast zweilappig ausgerandet. — Der Körper dieser Käfer ist lang, vorn und hinten verschmälert, der Kopf klein, geneigt, mit länglichen Augen, die Fühler bestehen aus elf Gliedern, von welchen das erste spindelförmig, die folgenden sieben viel kürzer und unter einander fast gleich, jedoch bis zum neunten, als dem größten, etwas dicker werden; das zehnte ist noch dicker, das letzte verkehrt, kurz-kegelförmig. Die Fühler stehen unbedeckt vor den Augen, die Lefze ist vorspringend, die Mandibeln dreieckig, verlängert, wenig ge-

bogen, am Ende gespalten, die Maxillen endigen in zwei kleine häutige behaarte Lappen und tragen viergliederige Palpen, deren erstes Glied sehr klein, das zweite größer, dreieckig, nach innen zahnförmig vorstehend, das dritte ebenso, aber kürzer, das vierte beilförmig, fast so groß als alle übrigen zusammengenommen ist; die Lippe ist klein, ausgerandet, die Labialpalpen sind fadenförmig; der Thorax (Brustschild) ist fast halbzirkelförmig, ungerandet, das Schildchen sehr klein, die Flügeldecken schmal, spitzig zulaufend.

Typus der Gattung ist O. micans, *Fabricius* (Anaspis clavicornis *Latreille*, Serropalpus [Hallomenus] micans *Illiger* Käf. Preußens I. 135. 12. Megatoma picea *Herbst* Käfer IV. Taf. 39. Fig. 5. a. b. c. Hallomenus micans. *Panzer* Fauna 16. fig. 18.). Variirt sehr in der Größe, so, daß die kleineren etwas über eine Linie, die größten einige Linien lang. Oben pechbraun, seidenhaarig, glänzend, sehr fein, wie runzelig punktirt, Füße und Körper unten rostfarben. — Gyllenhal (Insecta suecica II. 532) führt eine ganz rostfarbene Varietät mit schwarzen Augen an. — Dieser niedliche Käfer hält sich in und auf Baumschwämmen (Boletus) in Deutschland, Frankreich, Schweden, England, doch nicht häufig auf, und ist wegen seiner äußerst flüchtigen Sprünge schwer zu fangen. Die Larve lebt ebenfalls und in Menge in denselben Löcherpilzen gegen den Herbst. Sie ist über eine Linie lang, rein hellrosenfarben und besteht ohne den Kopf aus zwölf Ringen. Der Kopf ist ziemlich groß und hat zwei starke gespaltene Mandibeln, zwei Maxillen mit kleinen dreigliederigen Palpen und einer kleinen Unterlippe ebenfalls mit sehr kleinen Palpen. An den drei ersten Ringen sitzen die sechs fünfgliederigen Füße, die andern Ringe sind einfach mit Haaren sparsam besetzt. Die Chrysalide gleicht dem vollkommenen Insect sehr. Der Kopf ist ganz unter den Thorax gebogen. Sie schlüpft im Frühjahre aus. (D. *Thon.*)

ORCHESTER, ursprünglich ein griechisches Wort, einen Tänzer, Pantomimen bezeichnend. Daher Orchestra, jener Theil des Theaters bei den Griechen, wo Chöre und Sänger, Mimen und Tänzer ihre Darstellungen gaben; einer der drei Haupttheile des Theaters [1]). Er war mit Sitzen umgeben, und in einem Halbzirkel gebildet — s. den Art. Theater [2]).

Bei den Römern war für Tänzer und Künstler das Proscenium bestimmt, der Ort vor der Scena, wo die Schauspiele aufgeführt wurden. Auf der Orchestra waren die Sitze für die Senatoren, Vestalinnen, für Magistrats- und andere vornehme Personen. Daher benannte man auch in neueren Zeiten hie und da ähnliche mit Bänken versehene Orte in Schauspielhäusern ebenso [3]).

1) S. Stieglitz: Die Baukunst der Alten. S. 109. 2) S. Vitruv in seinem Werke über die Architektur; und Montfaucon 2ter Theil des 3ten Bandes seines Werkes: L'Antiquité expliquée; auch im 3ten Supplementband S. 175. Pl. LXVI. fig. 1. 3) Siehe d. 2ten Theil von Rousseau's Dictionnaire de Musique. Art. Orchester.

Auch bei uns wird, wie bei den Griechen, der Platz, wo musikalische Ausführungen stattfinden, Orchester genannt: so jener im Theater, im Concert- und Tanzsaale. Von daher übertrug man es auf die Gesammtheit der musikalischen Ausführenden, worunter man aber nur die Instrumentisten versteht, und zwar die mit Bläsern gemischten Saiteninstrumentisten; während man eine aus bloßen Blasinstrumenten bestehende Musik Harmonie-, türkische-, Blechinstrumenten-, Hörner-Musik rc. benennt. Was in dieser doppelten Bedeutung des Wortes Orchester zu beachten, darauf beziehe sich die folgende Erörterung.

Daß ein guter Platz für die musikalische Darstellung sehr wichtig sei, ist für sich klar. Die größere oder kleinere Wirkung, das leichte, aber auch oft schwierige, dieser hängt bedeutend davon ab. Trifft man doch so ungünstige Orchester, daß bei aller Geschicklichkeit der Musiker ein guter Effect nicht erzielt werden kann. Die Güte eines solchen Platzes bezieht sich hauptsächlich darauf: 1) daß er in akustischer Hinsicht Mögliches leiste; 2) die Ausführung erleichtere; 3) ihre Wirkung sichere. In akustischer Beziehung muß schon das ganze Gebäude entsprechend hergestellt sein. Was vorzüglich dabei zu berücksichtigen sein möchte, ist: a) leichte, ungehinderte Fortpflanzung der Schallwellen; und b) möglichste Verstärkung dieser. Daher ist Alles zu entfernen, was die Tonwellen in ihrer Bewegung und Ausbreitung hindert, was sie zerstreut, einsaugt: dagegen Alles anzuwenden, was die Fortpflanzung fördert. Die länglichte Form ist sonach vortheilhafter als die runde; besser jene, welche mehr länglicht als breit ist. Glatte Wände sind den verzierten vorzuziehen rc.

Noch wichtiger ist die Verstärkung der Tonwellen. Zu diesem Zwecke brachten die Alten zwischen den Sitzen der Zuschauer dünne Gefäße aus Metall oder Thon an, die, in verschiedene Töne gestimmt, schief nach unten gekehrt, auf schmale keilförmige Unterlagen gestützt waren. Sprach der Schauspieler, oder sang der Chor, so tönten die gleichgestimmten Gefäße mit, was den Ton verstärkte, ja ihn unmittelbar an die Zuhörer ausgoß. Auch verstärkte man den Ton durch Nischen, akustisch in der Mauer angebracht, oder durch harte Körper, welche, zum Einsaugen der Schallwellen an verschiedenen Stellen vortheilhaft angehängt, den Ton gekräftigt zurückwarfen. So soll, nach Chladni, der Concertsaal in Sanssouci mit dünnen Brettchen von Resonanzholz, die nur am Rande auf schmale Leisten befestigt sind, ausgetäfelt sein, mit guter Wirkung. Darüber, so wie über Vieles, was hierher gehört, dessen genaue Erörterung aber nach dem Zwecke dieses Artikels zu weit führen müßte, verweiset der Verf. d. Art. auf den 3. Theil in Chladni's Akustik, wo auch am Ende von den für den Schall vortheilhaftesten Einrichtungen eines Saales gesprochen wird. Doch bemerkt derselbe, daß er die elliptische Form in der Mitte für nicht so nachtheilig halten könne, als Chladni. Er fand nämlich noch keinen akustisch so vortheilhaften Platz, als die Residenzkirche zu Würzburg. Hier wölben sich ober dem Orchester auf der einen, und dem hohen Altare auf

der andern Seite, zwei Kuppeln, welche eine in der Mitte befindliche, kuppelmäßig an- und auslaufende, Ellipse einschließen. Es ist hier beiläufig, wie bei den Geigen, wo die zwei äußeren Parabeln die Schallwellen der in der Mitte befindlichen Ellipse zuführen, deren sanfter in den Focus leitende Bau, sowie das ungehinderte, ja gleichsam hindrängende Führen der Schallwellen in die Ellipse, in der Regel für die Güte der Instrumente — stimmt das Übrige mit ein — entscheidet. In jedem Falle sollte man darauf sehen, daß die Tonwellen sich sammeln, verschmelzen, verdichten, und verstärkt mit bester Wirkung auf die Hörer und zwar nach allen Richtungen sich ergießen.

Sehr viel kömmt aber auch auf den Bau des Orchesters selbst an. Der beste möchte jener sein, wo die Tonwellen sich nicht zu bald vertheilen, sondern sich vereinen, zu einem Ganzen zusammenfließen. Daher will Rousseau, daß die Einfassung des Orchesters — vermuthlich im Theater — von einer bald vibrirenden Holzart, z. B. Tannen, sei, leicht, nicht überladen, resonirend gebaut, wie ein großes Instrument. — Ebenso sollen auch die Hörer in solcher Distanz von dem Orchester sein, daß die Tonmasse frei vibriren kann und nicht gleich von dem zu nahen Publicum eingesogen wird; was auch für Concertsäle gilt. Daher ist es so gefehlt, wenn das Orchester im Theater zu tief steht. Auch wird hier die Tonmasse gleichsam erstickt. Ebenso wichtig ist der Platz ober dem Orchester. Ist er gehörig gebaut, so wird er zur Verstärkung Vieles beitragen. Im Gegentheil kann er aber auch die Tonwellen einsaugen oder doch dämpfen.

Auch das Verhältniß der Höhe des Orchesters zur Höhe des Musiksaales ist zu betrachten. Ist das Orchester zu nahe an der Decke, so kann sich die Gesammtmasse der Tonwellen nicht genug sammeln, und als ein Ganzes die gehörige Verstärkung erhalten; ist es zu weit davon, so zerstreuen sich viele Schallwellen, ohne durch Repercussion die nöthige Kräftigung erhalten zu haben.

Ist das Gebäude und der Orchesterplatz akustisch gut, dann kömmt es auf die gute Stellung der Ausführenden an. Auch hier sind wieder die zwei Punkte zu betrachten: 1) Leichtigkeit und Sicherheit in der Ausführung; 2) möglich bester Effect.

Erleichtert wird die Ausführung, wenn der Director, oder die Dirigenten — wenn es mehre sind —, so wie alle Stimmen sich gegenseitig sehen und hören. Daher stehe, wer dirigiren soll, auf einem erhabenen Platze, dessen Höhe so beschaffen sein muß, daß ihn Alle sehen können. Die Hauptstimmen müssen so nahe als möglich aneinander sein; oder stehen manche, z. B. die erste und zweite Violine, weiter aus einander, so muß sie denn doch etwas verbinden, z. B. der in der Mitte zwischen beiden sich befindende Baß, Blasinstrumente, der Pult des Directors &c. Die Hauptstimmen bei einem Orchester sind die Saiteninstrumente. Und wenn wegen der etwa erfoderlichen Menge, z. B. der Bässe, nicht alle zusammenstehen können, ohne die jetzt immer so concertanten Blasinstrumente zu weit zu entfernen oder zu decken, was die Ausführung erschweren, vielleicht den ganzen Effect verderben würde; so sollten doch die ersten Pulte des sogenannten Quartetts — der zwei Violinen, Viola und des Basses — möglichst zusammen sein, und die übrigen so geordnet, daß sie entweder unmittelbar zusammenhängen, oder zusammen sehen und hören können. Die übrigen Stimmen reihen sich dann nach ihrer Wichtigkeit und Angemessenheit an die Hauptstimmen an, die mit schwachem Tone mehr vor, die starken — Trompeten, Posaunen, Pauken &c. — mehr zurücktretend, so, daß der Director Alles im Auge und Ohre hat. Ist nun das Orchester so eingeübt, daß Alle auf den Director schauen; ist jeder erste Unterdirector an einer mehrfach besetzten Hauptstimme verpflichtet und eingewöhnt, seine ganze Stimme — die erste und die zweite Violine &c. — nach dem Winke des Hauptdirectors zu leiten; so ist das Ganze, wie es sein muß, möglichst vereinfacht: der Director in der Mitte; um ihn die wenigen Haupt-Unterdirectoren, von jenem mit einem Winke des Auges oder einer Bewegung der Hand, des Bogens, sonach ohne auffallenden Tactschlag (was stets gefehlt ist) durch die einfachste, unvermerkteste Andeutung zu leiten; diese dirigiren wieder ihre Partien, welche mit den übrigen in Verbindung stehen; und so kann die größte Masse gelenkt und die schwierigste Musik mit Leichtigkeit und Sicherheit ausgeführt werden.

Oft leidet es aber der Platz nicht, der z. B. eine lange, schmale Linie bildet — wie man es in vielen Kirchen antrifft, wo sogar manche Instrumente hinter der Orgel sind, von den meisten Ausführenden abgesondert, — daß die Musiker zusammenstehen. Da fand der Verf. nur darin Hülfe, daß er mehre feste Musiker, z. B. Sänger, die in der vordern Reihe standen, auf den verschiedenen Seiten, übereinstimmend mit dem in der Mitte sich befindenden Anführer, Tact schlagen ließ. Aber auch das genügte nicht immer, um die Ausführung zu sichern, um das häufige Schwanken zu beseitigen. Da half er sich, indem er den Rhythmus im Tacte, d. i. die guten und schlechten Tacttheile, genauer beachten ließ. Die guten wurden fest, besonders das erste im Tacte, mit einem eignen Nachdrucke accentuirt; die schlechten wurden leicht gehoben, und immer beflügelter gegeben, je mehr sie sich dem Schlusse des Tactes näherten. Dadurch kam nicht nur eine eigene Beseelung in das Ganze, sondern auch ein so festes Zusammenhalten, daß, hatte auch eine Stimme in einem Tacte geeilt oder sich verspätet, dies mit dem Anfange des nächsten sicher eingebracht war. Dazu wirkte noch hauptsächlich mit die gleiche Beachtung des Auf- und Abschwunges, s. d. Art. Vortrag.

Was den zu erzielenden möglich besten Effect betrifft, so ist dieser entweder ein äußerer oder innerer. Zu dem äußeren gehört vorzüglich eine verhältnißmäßige Besetzung aller Stimmen.

Wären die Sänger und Instrumentisten an künstlerischer Kraft einander gleich, so würde man bei jeder Stimme eine gleiche Anzahl von Ausführenden nehmen, ebenso viele Soprane als Alte, Tenore und Bässe; ebenso viele erste als zweite Geiger &c. Allein das trifft sich

nicht wol. Auch soll die obere Stimme und der Baß, jene, weil sie den Hauptgesang führt, dieser, als die eigentliche harmonische Grundlage, vor-, wenigstens nicht zurücktreten. Somit sind diese Stimmen gut zu besetzen, jedoch daß sie die andern nicht überbieten, s. d. Art. Besetzung. 1ste Sect. IX. S. 284 fg. Darum kann man hier keine feste Regel geben; denn mehr als die Zahl entscheidet die künstlerische Kraft der Ausführenden, sogar die Güte der Instrumente. Wie oft wiegt ein Geiger zwei bis drei andere auf! Eine kräftige Knabenstimme, wie viele schwache weibliche überbietet sie nicht! Selbst der Satz in den Singstimmen ändert das Verhältniß. Ist der Tenor sehr hoch, der Baß sehr tief gesetzt, so muß man die Stimmen stärker besetzen, da man selten die hierzu erfoderlichen Subjecte findet. Oft muß eine Stimme des Platzes wegen mehr zurückstehen; sie ist also in dem Verhältnisse zu verstärken. Und so können der Fälle viele eintreten, welche das Maß der Besetzung ändern. Sowie aber alle Stimmen das gehörige Verhältniß unter sich haben müssen, so ist dies noch mehr in Beziehung auf den Raum selbst zu beachten. Das gehörige Maß zu treffen, den ganzen Platz mit Tonwellen zu sättigen, ihn sonach weder zu überfüllen, noch zu leer zu lassen, — wobei nothwendiger Weise die Anzahl der den Klang einsaugenden Hörer, selbst das helle oder trübe Wetter mit in Anschlag zu bringen ist, — das ist eine große Kunst, die durch viele Erfahrung errungen wird.

Nebstdem sind die einzelnen Stimmen so zu stellen, daß keine die andere verdeckt. Flöten oder Clarinetten vor Trompeten und Pauken, wie gefehlt! Sie sollen sich vielmehr gegenseitig herausheben und so geordnet sein, daß der Hörer sowol die nöthige Fülle erhält, als auf jedem Punkte etwas Interessantes, Neues hört. Aber auch was zusammengehört, das trenne man nicht. Wollte man z. B. die mit den Singstimmen concertirenden Blasinstrumente oder das begleitende Quartett von den Solostimmen zu weit entfernen, wie müßte dies schaden! Man erwäge in dieser Hinsicht die brave Anordnung des großen Orchesters in Wien, wovon weiter unten. Vorzüglich sehe man auf eine gute Stellung des Basses, der seine Kraft überall hin ergießen, Alles erschwingen muß. Breitet sich daher das Orchester sehr aus, so ist es besser, die Bässe zu trennen, den Hauptpart der Mitte zuzutheilen, aber auch die beiden Flügel gehörig zu bedenken, damit überall festes Zusammenhalten durch den kräftigen Baß hergestellt werde, und über das Ganze sich wohlthuende Grundfülle verbreite[4]).

Der Verf. d. Art. stellte im Concertsaale das Orchester so, daß auf beiden Seiten die Violinen standen, in zwei Reihen, die zweite etwas höher. In der Mitte waren zwei Hauptcontrabaß- und vier Violoncellpulte. Den höheren Halbkreis nahmen in der Mitte die Violen und auf beiden Seiten wieder vier Violoncell- und zwei Contrabaßpulte ein. Rückwärts waren Trompeten und Pauken. Eine Etage höher, auf der Seite der ersten Violine, standen die Flöten, dann die Oboen, Clarinetten, Fagotte, Hörner und Posaunen — diese rückwärts. Der Orchesterdirector hatte seinen Stand in der Mitte der Violinen. War ein Chor mit Sologesang dabei, so waren in der ersten Reihe die Solosänger; hinter ihnen auf beiden Seiten die Soprane und Alte, nächst ihnen, oder bei starker Besetzung eine Stufe höher, hinter den Sopranen die Tenore, und hinter den Alten die Bässe, in der Mitte zwischen Sopran und Alt der Hauptdirector.

Was zum Effect des Ganzen und der einzelnen Partien vorzüglich beiträgt, ist, daß jede Stimme, ja jeder Pult gehörig singt. Da wird nicht allein das Ohr der Hörer auf die angenehmste Weise befriedigt, sondern es erzeugt sich auch, wenn rein gespielt wird, eine Verschmelzung des Ganzen, es entstehen so viele effectvolle mitklingende harmonische Beitöne, wie bei einem gutgebauten und reingestimmten Flügelfortepiano.

Noch mehr verstärkt sich diese Wirkung, wenn die Instrumente brav, die Saiteninstrumente gut bezogen und die Spieler mit guten Bogen versehen sind. Welchen

---

4) Lichtenthal räth, die Contrabässe auf hohlen Grund und mit dem sogenannten F gegen die Hörer zu stellen, was den Ton voller gebe. Doch kömmt es hier wieder darauf an, ob die Anordnung des Orchesters für das Theater oder den Concertsaal zu treffen ist. Dort hat man die Zuhörer hinter sich, hier vor sich. Dort sind sowol die Hörer zu befriedigen, als zugleich die Sänger und Chöre auf dem Theater zu unterstützen; hier steht Alles in Einer Masse vereint den Hörern gegenüber, daher das Orchester höher sein sollte, als der Stand dieser ist. Hasse stellte das Orchester der Oper zu Dresden so, daß rechts (vom Parterre gegen das Theater zu), mit dem Rücken gegen das Theater die zweiten Violinen, mit dem Rücken gegen das Parterre die ersten, zwischen beiden die Violen und quer eine Partie Violoncelle und Contrabaß standen; hinter diesen letztern war eine Tribune für Pauken und Trompeten. Links waren die Blasinstrumente, mit dem Rücken gegen das Theater die Oboen, ebenso gegen das Parterre die Fagotte, in der Mitte die Flöten, quer die Hörner, nach diesem der begleitende Cembalist, und hinter diesen eine Partie Violoncelle und Contrabaß; hinter ihnen wieder eine Tribune. In der Mitte zwischen den Saiten- und Blasinstrumenten war das Claviaturinstrument des Capellmeisters, hinter diesem die Pulte der vorzüglichsten Violoncellisten und des Contrabasses; somit die Bässe auf allen Seiten. — Die Stellung des Orchesters in der großen Oper zu Paris gibt Lichtenthal auf folgende Weise an: In der Mitte ganz vorn am Theater der Director; rechts neben ihm die Secund-Violinen, links die ersten; zwischen beiden die Flöten und Oboen in der ersten Reihe, in der zweiten die Clarinetten und Fagotte. Hinter diesen ist ein Halbkreis; auf beiden Seiten stehen die Violen, in der Mitte die Violoncelle; hinter den Violen links die Harfen, rechts Posaunen, Trompeten und Pauken. Den letztern engern Halbkreis bilden die Contrabässe, auf beiden Seiten die drei-, in der Mitte die viersaitigen und die großen Baßblasinstrumente. — Die Stellung des Orchesters bei dem großen Concert zu Wien im Jahre 1812 gibt er auf folgende Weise an: Vorn in der Mitte gegen die Hörer das breite Theil gerichtet, der Flügel des Begleitenden, unmittelbar hinter ihm erster Contrabaß und hinter dem Flügel seitwärts erstes Violoncell; rechts und links die Solosänger; rechts 2 Flöten, 2 Fagotte, 2 Violen, links 2 Clarinetten, 2 Oboen, 2 Hörner. (So standen die wichtigeren concertanten Instrumente um die Hauptsänger, welche durch die volle Harmonie des Flügels, der Violen und der Bässe unterstützt waren.) Hinter diesen kamen rechts 5 Reihen Soprane, links ebenso viele Alte. In der Mitte zwischen beiden stand der Director. Auf beiden Seiten am Ende waren jedesmal 2 Violoncellpulte und 1 Contrabaßpult. Hinter den Sopranen waren 4 Reihen Tenoristen, auf der andern Seite hinter den Alten ebenso viele Reihen Bassisten; der ganze Chor 230 Personen. Zwischen beiden blieb ein mä-

herrlichen Effect machen gute Violen und Violoncelle, majestätische Contrabässe, Blechinstrumente mit silberähnlichem Klange, und Pauken mit guten Fellen! Wie ärmlich dagegen lauten diese schlecht bezogen!

Das Wesentlichste aber ist der innere Effect. Er beruht darauf, daß der Director und die Ausführenden Gehöriges leisten und in gleichem Geiste, in jenem würdigen der Kunst, zusammenwirken.

Über das, was der Anführer zu thun hat, zum Theile, was von den Ausführenden gefodert werden kann, werden wir an einem andern Orte sprechen.

Sollen die Letzteren ihren Posten ausfüllen, so muß jedes Instrument mit dem entsprechenden Geiste, sonach kunstwürdig behandelt und jede Stelle mit der gehörigen rednerischen Kraft herausgehoben werden, s. den Art. Vortrag.

Dadurch, daß jedes in seiner eigenthümlichen geistigen Sphäre sich bewegt, die Flöte im Ganzen in der Zartheit, die Oboe mehr im Idyllischen, der Fagott im Charakter edler, schöner Männlichkeit, das Horn in dem Andachtvollen, Süßmelancholischen rc., wodurch aber die Darstellung anderer Charaktere nicht ausgeschlossen ist, dadurch wird hier erreicht, was in der geistigen Organisation der Menschheit sich findet, wo auch die verschiedenen Individuen Repräsentanten mannigfaltiger Geistesrelationen sind, die alle zusammen das Bild des Ganzen der Menschheit herstellen. Daher auch der große Effect eines Orchesters, mit Worten oft nicht zu bezeichnen, wenn Alles in Einem Geiste zusammenwirkt, alle schönen einzelnen Individualitäten in der ergreifenden Totalität verschmelzen. Und vorzüglich darauf hat der Director zu sehen [5].

Doch würde man den Verf. misverstehen, wollte man glauben, als solle durch dieses gemeinsame präcise Ausführen die freischaffende Kraft der Solospieler, in größeren oder kleineren Partien, beschränkt werden. Im Gegentheile besteht der Reiz einer solchen Musik gerade darin, daß die bei dem Solo vortretende Freiheit des individuellen Ergusses mit dem gemessenen, streng in der vorgeschriebenen Form sich bewegenden, Gange des Ganzen mannigfaltig abwechselt. Beides aber muß sich in Einem Geiste verbinden.

Wie dies möglich? — Das Ganze ward in den kleineren Proben — mit Einzelnen, im Quartett, bei Chören und Arien am Fortepiano rc. —, sowie in jenen mit dem gesammten Personale künstlerisch-richtig einstudirt; alle Einzelnen sind unter sich und mit dem Director so zusammengewöhnt; dieser versteht es, die Regungen seines Geistes und Gemüthes allen Einzelnen und dem Ganzen so mitzutheilen, daß er die wahre eigentliche Seele des Ganzen ist [6]. Bei der Aufführung — sei es nun eine Hauptprobe oder die wirkliche Production — überläßt er sich nun dem Gefühle seiner Begeisterung. Diese saugen Alle aus ihm, als dem Brennpunkte; die Vielheit verschmilzt in Einheit. Und, ist der Director eine erhabene, künstlerische Natur, so muß eine würdige, ergreifende Darstellung das schöne Resultat sein.

Dies der höchste Punkt, welchen ein Orchester zu erringen vermag; ehrend den Führer, alle einzelnen Glieder; vorführend in geweihter Form die schönsten Blüthen des menschlichen Geistes und Gemüthes, befruchtend das Leben mit den höchsten Anschauungen. (*Fröhlich.*)

ORCHESTES, *Olivier* (Insecta). Eine Gattung Rüsselkäfer von Schönherr (Curculionidum dispositio methodica 1826.) unter die Ordnung Gonatoceri, Legio Mecorhynchi, Divisio Erirhinides gestellt, von Latreille (*Cuvier* règne animal ed. 2. V. 85.) unter Rhynchaenus geordnet, zu welchem sie auch Fabricius und Gyllenhal rechneten, von Germar Salius (ein schon vergebener Name) genannt. Die Kennzeichen sind: Fühler ziemlich kurz und dünn, eilfgliederig, die Geißel sechsgliederig, das erste Glied größer, dicker, das zweite und dritte länglich,

ßiger leerer Raum, damit der weiter unten stehende noch zu erwähnende zweite Director die Leitung des ersten sehen konnte. Nun kamen auf beiden Seiten quer gestellt jedesmal 6 Violoncell- und 3 Contrabaßpulte. In der ersten Reihe, ihnen zur Seite rechts, waren 4 Hörner und 2 Fagotte; in der zweiten Reihe 3 Posaunen: links in der ersten Reihe 2 Oboen und 2 Flöten; in der zweiten 4 Clarinetten; in der Mitte zwischen beiden Trompeten und Pauken. Darauf standen rechts — den Orchesterdirector an der Spitze — in 5 Reihen 60 Violin Prim; links in 5 Reihen 60 Sekund; auf beiden Seiten in 2 Reihen 37 Violen. Hinter ihnen in der Mitte, um die hinterste Partie leiten zu können, stand der schon erwähnte Unterdirector. Rechts waren 6 Clarinetten, hinter ihnen 4 Violoncell- und 2 Contrabaßpulte. In der zweiten Reihe standen 8 Flöten, in der dritten 8 Fagotte und 2 Contra-Fagotte, und hinter diesen wieder 2 Violoncell- und 3 Contrabaßpulte. Ebenso waren links in der ersten Reihe 6 Hörner; ihnen zur Seite quer 4 Violoncell- und 2 Contrabaßpulte; in der zweiten Reihe 8 Oboen; in der dritten 4 Trompeten und 6 Posaunen; hinter ihnen wieder 2 Violoncell- und 3 Contrabaßpulte; in der Mitte zwischen der zweiten Reihe standen Trompeten und Pauken; ebenso auf beiden Seiten der dritten Reihe; und den Schluß in der Mitte zu Ende machte die große Trommel. Rechnet man in den Chören 280 Personen, 120 Violinisten, 37 Violisten, 33 Violoncellisten, 21 Contrabassisten, 12 Flötisten, ebenso viele Oboisten, Clarinettisten, Hornisten und Fagottisten, dazu 2 Contra-Fagotte, 9 Posaunen, 12 Trompeten, 4 Paar Pauken, eine große Trommel, 3 Directoren, den Cembalisten und 7 Solosänger, so ergiebt sich die Summe von 590 Personen. Daß diese in vielen Etagen über einander und so gestellt waren, daß kein Instrument das andere oder den Chor deckte; daß bei den Solostellen nur Einige begleiteten, das versteht sich von selbst. Aber wie effectvoll die ganze Anordnung; nichts gestört, sondern eine Wirkung durch die andere gehoben; die große Menge wie einfach gestellt; wie trefflich Leichtigkeit und Sicherheit in der Ausführung mit dem größten Effecte vereinet!

5) Bei Orchestern, welche meistens aus Künstlern bestehen, darf der Director nur darauf hinweisen. Schwierig ist dies, wo die dazu nöthige Bildung der Einzelnen fehlt. Wie können da die großen Werke der Kunst mit dem tieferen Geiste, der sie erfüllt, vorgeführt, wie können sie zum Einwirken auf Veredelung und Vergeistigung der Menschheit benutzt werden? Um diesem Mangel abzuhelfen, hat der Verf. d. Art. sein Werk: Systematischer Unterricht in den vorzüglichsten Orchesterinstrumenten (Würzburg bei Stahel), geschrieben, worin alle wichtigen Orchesterinstrumente nach ihrem eigenen Geiste entwickelt sind, so daß jeder Musikdirector jedes einzelne mit seinem Charakter heraustreten lassen kann, und so der bestmöglichen Wirkung, sowie eines ehrenden Ausfüllens seines Postens, gewiß ist. 6) Das kann man unmöglich mit dem Taktstabe; nicht einmal gehörig mit dem Flügel. Daher die Violine das beste Instrument zum Dirigiren, — nach dieser Ansicht.

die übrigen kurz, an der Spitze gestutzt, die Keule dick, länglich eiförmig. Der Rüssel lang, ziemlich stark, rundlich, eingebogen; die Augen groß, rund, vorragend, genähret; der Thorax klein, fast kegelförmig; Flügeldecken länglich eiförmig, breiter als der Thorax, an der Spitze stumpf zugerundet; die Afterdecke meist nackt; die Füße stark, die hintern Schenkel dick, Springfüße.

Es gehört hierher unter mehren Arten auch O. viminalis, ein kleiner roströthlicher, weichhaariger Käfer, mit schwarzem Kopfe und Brust und einem dreieckigen grauhaarigen Flecke an der Wurzel der Flügeldecken, sowie sehr starken, sägezähnigen Hinterschenkeln. (Herbst Käfer VI. t. 93. fig. 1. Curculio saltator *Degeer*. Ins. 5. t. 8. fig. 5—11).) Die Larve desselben lebt unter der Haut der Eichenblätter, der Käfer auf diesen und überwintert in den Ritzen der Eichenrinde.

Demnächst stellt Schönherr (l. c.) noch die Untergattung Tachyerges auf, zu welcher O. Salicis Fabricius u. a. gehören. (Dr. *Thon.*)

ORCHESTIA, *Leach* (Crustacea). Krebsgattung, nach Latreille (*Cuvier* règne animal ed. 2. IV. 119) zur Ordnung Amphipoda, und zur Familie Gammarinae gehörend. Sie ist der Gattung Talitrus nahe verwandt und kommt in mehren Kennzeichen mit ihr überein. Die vier vordern Füße haben eine zusammengedrückte Schere mit einschlagbarer Fangklaue, die des zweiten Paares ist viel stärker, mit langer, gebogener Klaue, welche sich auf den vordern Rand des Handtheils einschlägt; dieser Rand ist bei den Weibchen einzähnig. Diese Thiere sind klein, leben im Meere und schwimmen, wie unsere Bachgarneelen, auf der Seite, oder liegen auf dem Sande, hüpfen auch, mit Hülfe ihres Schwanzes. Typus der Gattung ist O. littorea, *Leach* (Transactions of the Linnean Soc. XI. 356) Cancer gammarus littoreus *Montagu*, Talitrus Gammarus, *Risso*, Oniscus gammarellus *Pallas* Spicilegia Zool. fasc. 9. t. 4. f. 8.). Sechs bis sieben Linien lang, blaßgrün mit röthlich, Kopf klein, Schwanz mit drei gespaltenen Anhängen, von denen der mittelste sehr kurz. Es gibt auch eine blaßgelbe Varietät. An den französischen, englischen Küsten, bei Nizza; soll mehre Male des Jahres gelbliche Eier legen. (Dr. *Thon.*)

Orchestik, s. Tanz.

Orchestra, s. Theater. Hier bemerken wir nur, was auch schon im Art. Orchester angedeutet wurde, daß ὀρχήστρα der Theil des griechischen Theaters war, auf dem die ὄρχησις, oder die Tanzbewegung des Chors, vorging und eben daher sein Name; es befand sich dieser Theil in der Mitte zwischen dem eigentlichen θέατρον, oder dem von den Sitzen der Zuschauer gebildeten Halbkreise, und der σκηνή, oder dem für die Aktion der Schauspieler bestimmten Raume, dessen Länge dem Durchmesser des Theatron, dessen Höhe der Höhe desselben entsprach, also der eigentlichen Bühne; der mittlere Raum nun zwischen diesen beiden Theilen, der einen freien Platz in der Form eines Halbkreises oder Kreises bildete, von dem aus alle Eintheilungen des Theaters ausgingen, der an der einen Seite durch die unterste Bank der Zuschauer, auf der andern durch die Scene begrenzt war, ist die Orchestra. Bei den Römern, bei denen es keinen besondern Platz für den Chor bedurfte, weil ihre Bühne überhaupt keinen Chor hatte, bei denen daher die Orchestra die Sitzplätze für die Senatoren und einige sonst distinguirte Personen bildete, war diese Eintheilung des Theaters ohne Sinn und Bedeutung. (*H.*)

ORCHIA LEX SUMPTUARIA. Orchia hieß eine ziemlich unbekannte römische Familie; ihr gehörte auch C. Orchius an, der als Volkstribun im J. 573 der St. 181 v. Chr. G. mit Genehmigung des Senats den Vorschlag bei der Volksversammlung zu dem von ihr genehmigten Gesetze anbrachte, welches die Zahl der Gäste bestimmte, die man zu einer Gasterei einladen dürfe. Macrobius Sat. II. 13. (*H.*)

ORCHIDEAE. Eine sehr ausgezeichnete, von allen Botanikern, die von natürlicher Methode einen Begriff hatten, anerkannte Pflanzenfamilie aus der Abtheilung der Monokotyledonen. Ihre Verwandtschaft mit den Liliaceen und Scitamineen, zwischen welche man sie gewöhnlich stellt, ist nicht streng nachzuweisen, da die Bildung der Geschlechtstheile ganz eigenthümlich und nur bei den sonst gar nicht verwandten, dikotyledonischen Contorten (Asklepiadeen) der Bau der Antheren einigermaßen analog ist. Die Orchideen sind meistens perennirende Kräuter, nur sehr wenige exotische Arten sind Staudengewächse. Ihre Wurzel ist büschelförmig oder knollig, oder beides zugleich, die Knollen sind rundlich oder handförmig getheilt. Der Stengel, meist einfach, drehrund oder eckig, selten hohl, ist mit Blättern oder Blattscheiden bekleidet. Die Blätter sind an der Basis des Stengels zusammengedrängt, oder abwechselnd, selten fast gegenüberstehend; sie sind einfach, ungetheilt, ganzrandig, nervenreich, an der Basis scheidenförmig, zuweilen ganz in schuppenartige, anders als grüngefärbte Scheiden umgewandelt. Die unregelmäßigen Zwitterblumen bilden oft Ähren, oder Trauben, oder Doldentrauben, oder sie stehen einzeln am Ende des Stengels; ihre Stiele sind mit einem Stützblatte versehen. Die Blumendecke (perianthium, perigonium, der corollinische Kelch) steht über dem Fruchtknoten, verwelkt, oder fällt selten ab, ist sechstheilig, unregelmäßig, oft rachenförmig, selten gleichförmig. Von den drei äußeren Abschnitten ist der vordere, welcher, wegen des Gedrehtseins des Stieles oder Fruchtknotens, oft als der hintere erscheint, meistens gewölbt; die beiden seitlichen sind unter sich gleich. Von den innern Abschnitten sind die beiden seitlichen oft mit dem mittlern der äußern Segmente verwachsen und zusammenstoßend, der hintere, aber durch die Blüthenstellung gewöhnlich vordere (das Lippchen, labellum) weicht in der Form und Farbe meist von den übrigen sehr ab, ist frei oder mit dem Befruchtungssäulchen an der Basis verwachsen, ungetheilt, oder gelappt, an der Basis oft in einen Sack, oder Sporn, der aber keinen Nektar absondert, auslaufend, an der Spitze zuweilen mit einem Anhange, in der Mitte der oberen Seite mit einem Kamme versehen. Dieses Lippchen sah man früher für die Corolle, die übrigen Abschnitte für den Kelch

an. Die eigentliche Corolle ist dreispaltig, mit dem Befruchtungssäulchen verwachsen: der mittlere Lappen ragt bisweilen über das Säulchen hinaus, dessen Seitenflügel bei mehren Gattungen die seitlichen Corollenlappen darstellen. Das Befruchtungssäulchen (Columna genitalium, gynostemium) befindet sich in der Mitte der Blume, auf der Spitze des Fruchtknotens, als Träger der männlichen und weiblichen Geschlechtstheile. Ein einziger Staubfaden ist mit dem mittleren Corollenlappen (folglich auch mit dem Säulchen) verwachsen; bisweilen deuten noch seitliche Fortsätze des Säulchens (Staminodia) zwei unfruchtbare Staubfäden an. Nur bei der Gattung Cypripedium tragen diese seitlichen Anhängsel jeder eine fruchtbare Anthere, wogegen dann die mittlere Anthere in eine Drüse ausartet. Die meist einzige, zweifächerige Anthere hängt mittels fadenförmiger, häutiger und plattartiger Stielchen und Halter (caudicula, retinaculum) in mönchskappenförmigen Blättchen (cucullia), welche an das Säulchen angewachsen sind. Das Pollen (der Befruchtungsstaub) besteht entweder aus eckigen Läppchen, welche elastisch zusammenhalten, oder aus mehligem Pulver, dessen Körnchen zu vieren zusammenhängen, oder aus zwei, vier oder acht wachsartigen Massen. Die Narbe (stigma, gynizus) ist meist nur eine schiefe, klebrige Abflachung oder Vertiefung der vordern Seite des Säulchens, oft unter den Antherenkappen. Die Frucht ist eine einfächerige, dreiklappige, trockne (nur bei der Vanille mit einem fleischigen Brei gefüllte) Kapsel, deren Wände die Mutterkuchen tragen. Die sehr zahlreichen, kleinen, in ein Häutchen eingehüllten Samen sind mit Eiweißkörper versehen, in dessen Längsaxe der außerordentlich kleine Embryo liegt.

Die Orchideen wachsen vorzüglich an feuchten Orten, in Wäldern und auf Bergwiesen, in den heißesten Gegenden am häufigsten, aber einzelne Arten steigen auf die höchsten Berge und bis in die Polargegenden. Von 141 Gattungen dieser Familie, welche bis jetzt bekannt sind (*Sprengel* gen. plant. Vol. II.), kommen nur etwa 34 in der gemäßigten und kalten Zone vor. Zwischen den Wendekreisen wurzeln die Orchideen sehr häufig auf Baumstämmen, aber nicht eigentlich als Schmarotzergewächse, indem sie dem Baume wol keinen Nahrungssaft entziehen. Bei diesen sogenannten parasitischen Orchideen ist oft die Basis des Stengels zwiebelförmig aufgetrieben.

Die Gewächse dieser Familie zeichnen sich bei dem ersten Anblicke durch ihre sonderbar gestalteten, oft sehr schön gefärbten Blüthen aus. Ihre Wurzelknollen enthalten viel Stärkemehl und Schleim, und ein Riechstoff tritt oft in den Blüthen, besonders kräftig aber in dem Brei, welcher die Frucht der Vanille füllt, auf.

Durch Samen scheinen sie sich gar nicht zu vermehren, indem vermittels der Wurzeln für Erhaltung der Art gesorgt ist. Diejenigen, welche zwei Knollen haben, verlieren deren jährlich einen und treiben dafür auf der entgegengesetzten Seite einen jungen hervor, so daß die Pflanze wirklich nach und nach ihren Standpunkt verändert.

Die Orchideen zerfallen in zwei sehr ungleiche Abtheilungen, nämlich in solche mit nur einer Anthere in jeder Blume (Monandrae), wozu alle Gattungen, bis auf eine (Cypripedium *L.*) gehören, welche letztere zwei Antheren in jeder Blume trägt und allein die zweite Abtheilung (Diandria) ausmacht. Nach dem Linnéschen Systeme bilden die Orchideen ausschließlich die erste und zweite Ordnung der zwanzigsten Classe (Gynandria). Bei der natürlichen Methode lassen sich die Unterabtheilungen oder Gruppen am Besten nach der Bildung des Pollen unterscheiden. Bartling (Ord. nat. p. 56—58.) nimmt deren fünf an: Neottieae, Arethuseae, Ophrydeae, Gastrodieae und Epidendreae.

Um die Familie der Orchideen haben sich berühmte Pflanzenforscher verdient gemacht, namentlich: Olaf Swartz, Robert Brown und Ferd. Bauer (mit trefflichen Abbildungen), Claude und Achille Richard, Aubert du Petit-Thouars, und neuerdings John Lindley, besonders in dem jetzt erscheinenden, umfassenden Werke: The genera and species of Orchideous Plants. (*A. Sprengel.*)

ORCHIDIUM. Eine von Swartz sogenannte Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Orchideen und der ersten Ordnung der zwanzigsten Linnéschen Classe. Da der Name gegen Linnés Regel ein Diminutiv von Orchis ist, so haben Salisbury und Wahlenberg für diese Gattung die Namen Calypso und Norna vorgeschlagen. Jener, als der ältere, ist vorzuziehen, da die Gattung Calypso Thouars (S. d. Art.) mit Tonsella Schreb. zu Salacia L. gehört. Char. Getrennte, aufsteigende Kelchblättchen, vier nach vorn geneigt, das fünfte aufrecht. Das Lippchen eiförmig-ablang, schuhförmig, an der Spitze unterhalb gespornt, in der converen Mitte mit einem drüsigten Kamme, an der Basis auf jeder Seite mit einem zahnförmigen Anhange versehen. Das Befruchtungssäulchen blattartig, elliptisch. Die zuletzt wachsartigen vier Pollenmassen stehen zu zweien auf einer häutigen, breiten, fast viereckigen Platte. Die einzige bekannte Art Calypso borealis *Salisb.* (Parad. lond. 89, Orchidium Sw. Svensk bot. t. 518, Limodorum W. Sp. pl., Cympidium Sw. Act. Ups., Cypripedium bulbosum L.), ist eine Zierde des höchsten Nordens. Sie findet sich in Lappland und Finnland, in Sibirien an der Lena; häufiger in Nordamerika: in Canada, am Eriesee, in Neuschottland und an der Nordwestküste. Die amerikanische Pflanze hielt R. Brown für eine besondere Art (Cal. americana *R. Br.* in Hort. Kew. ed. 2. V. p. 208.), unterschieden durch die Länge des Sporns im Verhältnisse zu dem ausgerandeten Lippchen; nach Hooker (Exot. fl. 12. Bot. mag. 2763), sind es nur wechselnde Formen einer und derselben Art. Die Wurzel ist ein kleiner, schuppiger Knollen mit zwei bis drei Fasern nach unten, und einem gestielten, herzförmigen, stumpfen, nervigestreiften, glatten Blatte nach oben. Der drei bis vier Zoll lange, gerade, drehrunde Blüthenschaft ist mit etwa drei scheidenförmigen Schuppen bekleidet und trägt eine einzige, große überhängende Blüthe. Die fünf lanzettförmigen Kelchblättchen sind rosenroth, wie die Befruchtungssäule; die Grundfarbe des Lippchens ist braunroth mit blutrothen Flecken, der

Kamm und die Anthere gelb, die Spitze des Lippchens rosenroth. (*A. Sprengel.*)

ORCHIDOCARPUM. Unter diesem Namen stellte Michaux eine Pflanzengattung auf, für welche Jussieu und Dunal mit Recht den älteren Adansonschen Namen Asimina vorgezogen haben. Sie gehört zu der natürlichen Familie der Anoneen und der letzten Ordnung der 13. Linnéschen Classe. Char. Der Kelch dreitheilig. Sechs Corollenblättchen, von denen die innern drei kleiner als die äußern (bei der nahe verwandten Gattung Porcelia R. et P. ist dies umgekehrt). Zahlreiche, sehr kurze Staubfäden auf einer Scheibe, welche die Fruchtknoten trägt, eingefügt. Die (meist zu drei beisammenstehenden) Beeren eiförmig, fleischig, mehrsamig; die Samen in einer Reihe (bei Porcelia sind die Beeren cylinderisch, lederartig, die Samen liegen in zwei Reihen). Die fünf bekannten Arten sind amerikanische Sträucher, selten Bäume.

1) Asimina parviflora *Dun.* (Mon. des Anon. p. 82. t. 9., Porcelia *Pers.* syn., Orchidocarpum *Mich.* flor. bor. am. I. p. 329.); 2) A. triloba *Dun.* (l. c. p. 83, Annona *Lin.*, Schkuhr's Handb. T. 149, Porcelia *Pers.*, Orchidocarpum arietinum *Mich.* l. c.); 3) A. pygmaea *Dun.* (l. c. p. 84. t. 10, Annona *Bartr.* trav., Porcelia *Pers.*, Orchidocarpum *Mich.* p. 330.) und 4) A. grandiflora *Dun.* (l. c. p. 84. t. 11., Annona *Bartr.*, Porcelia *Pers.*, Orchidocarpum *Mich.*) sind in Carolina, Virginien, Georgien und Florida einheimisch. 5) A. campecheana *Kunth.* (*Humb.* et *Bonpl.* nov. gen. V. p. 61.), wächst an der Campeche-Bai. — Asimina triloba *Dun.* trägt große beerenartige Früchte, welche nach Elliott (*Sketch* II. p. 42.) eßbar, aber fade süß sind. Die Rinde dieser Art, welche von den französischen Amerikanern Corossol, von den Engländern Papaw genannt wird, wie die der übrigen, riecht sehr unangenehm. Das Holz ist nach Duhamel zäh und sehr hart. (*A. Sprengel.*)

ORCHIDOCATABASIS, das bei dem Fötus in der Regel zwischen dem siebenten und neunten Monate statt findende Herabsinken der Hoden aus der Unterleibshöhle in den Hodensack (S. unter Hoden). (*Wiegand.*)

Orchidocele, s. unter Orcheocele.

ORCHILE, *Aristoteles* (Aves). Ein nicht mehr zu bestimmender Vogel, den indessen Geßner als Zaunkönig deutet. (Dr. *Thon.*)

ORCHIS (Ragwurz, Knabenkraut). Unter diesem Namen, dessen sich schon Dioskorides bedient, begreift man eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 20sten Linnéschen Classe und aus der natürlichen Familie der Orchideen, welche nach ihr benannt ist. Char. Die Kelchblättchen nach Innen gewölbt, rachenförmig; das Lippchen gespornt; die Halter der lappigen, elastisch zusammenhängenden Pollenmassen in einer ungetheilten Kappe vereinigt (Schkuhr's Handb. Taf. 271. *Cl. Rich.* Orch. n. 2.). Indem eine Menge Arten, welche die älteren Botaniker hierher zählten, jetzt, wegen der Eigenschaften des Lippchens, der Befruchtungssäule und der Pollenmassen, eigene Gattungen bilden; so sind der Gattung Orchis nur einige 40 Arten geblieben, welche, mit Ausnahme von O. fuscescens *L.* (wenn nämlich die von Pursh in Pennsylvanien gefundene nicht von der sibirischen verschieden ist) und O. Königii *Retz.* (in Island und in Grönland), auf die Berge, Wälder und Wiesen der alten Welt, vom Atlas und Himalaya bis zum hohen Norden, beschränkt sind. Davon kommen 14 Arten in Teutschland vor. Mehre sind ausgezeichnet durch Wohlgeruch, z. B. die hochrothen Blüthen der O. pyramidalis *L.* (Engl. bot. t. 110., *Jacqu.* Fl. austr. t. 266., *Reichenb.* ic. t. 561.) und die blaßrothen von O. fusca *Jacqu.* (Fl. austr. t. 307., Sturm Teutschl. Fl.). Dagegen riechen andere sehr unangenehm, z. B. die schmuzig grünen, braunrothen der O. coriophora *L.* (*Jacqu.* l. c. t. 122., *Reichenb.* ic. t. 567.) nach Wanzen, die gelblichen der O. pallens *L.* (*Reichenb.* ic. t. 808.), nach Katzenurin und die gleichfalls weißgelben der O. sambucina *L.* (*Jacqu.* Fl. austr. t. 108., Fl. dan. 1232., *Reichenbach* ic. t. 809.) nach Fliederblüthen. Die allermeisten Orchisarten haben eiförmige, rundliche, nur wenige handförmig-getheilte Wurzelknollen und nur die beiden als auch in Amerika wachsend genannten büschelförmig-faserige Wurzeln. Die Knollen sind reich an sehr nahrhaftem Stärkemehl und Schleim. Die rundlichen mehrer nicht genauer bestimmten Arten (nach *Sibthorp*, flor. graec. II. p. 213., nennen die Neugriechen die schöne O. papilionacea *L.* σαλέπι) geben den orientalischen Salep (Rad. Salep. s. Salap), dessen man sich in cultivirten Ländern als eines stärkenden, einhüllenden Mittels bedient, mit welchem aber im Morgenlande, wo er für ein kräftiges Aphrodisiacum gilt, vielfacher Misbrauch getrieben wird. Dieses Misbrauches erwähnt schon Dioskorides (Mat. med. lib. III. cap. 131. περὶ ὄρχεως) als bei den Thessaliern üblich. Er erzählt ferner, daß, wenn Männer den größeren (saftigeren, diesjährigen) Knollen der Orchis äßen, sie Knaben zeugten, wenn dagegen Weiber den kleineren (welkeren, vorjährigen) Knollen speisten, so würden Mädchen geboren. Auch im Mittelalter, wo die Ärzte viel Werth auf die äußere Ähnlichkeit (oft blos des Namens) von Heilmitteln mit den zu heilenden Organen des menschlichen Körpers legten, galten die den Hoden ähnlichen (daher der griechische Name Orchisknollen) als treffliches Mittel um die Zeugungskraft zu stärken. — Die Versuche, den Salep in Teutschland, namentlich in den Knollen von O. Morio *L.* (Schkuhr 271., Fl. dan. 253., Engl. bot. 2059.), welche auf trockenen Hügeln und Wiesen häufig wächst, zu gewinnen, haben bisher kein genügendes Resultat gegeben. (*A. Sprengel.*)

Orchis. Für den Gebrauch zum Färben sammelt man die Pflanze nach ihrem Abblühen im Monat Mai, zu welcher Zeit die Wurzeln reif sind, trennt letztere davon und trocknet erstere im Schatten ab. Bei dem Färben wird die getrocknete Pflanze in Wasser ausgekocht und dem Decoct so viel Flußwasser zugesetzt, bis die Flüssigkeit hinreichend zum Färben und handlau geworden ist. Jetzt wird die Waare vermittels der Winde oder des Haspels

in das Bad eingetrieben, und bei allmäliger Erhöhung der Temperatur so lange darin gelassen, bis die gewünschten Farbenabstufungen erzielt sind. Die baumwollenen und leinenen Stoffe, mit essig- oder holzsaurer Thonerde vorbereitet, nehmen in dem Bade eine reine und dauerhafte gelbe Farbe an. Mit den Olivebeizen imprägnirt werden reine ins Gelblich spielende Olivefarben erzeugt. Setzt man dem Bade eine verhältnißmäßige Dosis Krapp zu, so werden mit der Thonerden-Basis helle Chamois und Orange und mit den Olivebeizen rothbraune Farbennuancen gewonnen. Statt Krapp, Fernambukholzdecoct oder Absude von andern Spielarten der Cäsalpinen zugesetzt, werden die eben benannten Farben eigenthümlich modificirt erhalten. Durch einen Cochenillezusatz erfolgt dasselbe. In Schweden färbt man mit den Blumen der Orchis den Branntwein violblau.

Viel wichtiger, als sich die Pflanze zum Färben erweist, sind die zubereiteten Wurzeln der verschiedenen Orchisarten, nämlich: A. als Verdickungsmittel und B. wegen der nährenden Eigenschaften, in welcher Beziehung sie mit dem Sago Ähnlichkeit besitzen.

Die knolligen, bisweilen handförmigen Wurzeln, welche den Salep (Radix Salep) darstellen, steigen von der Größe einer Kaffeebohne bis zur Größe einer welschen Nuß. Man sammelt sie nach dem Abblühen und Welken der Pflanze, und befreit sie von den daranhängenden braunen vorjährigen Knollen, indem jede Pflanze gewöhnlich 2 Knollen, einen frischen und einen alten welken, besitzt. Die darauf folgende Reinigungsart besteht darin, daß, wenn die Wurzeln aus der Erde genommen sind, man sie mehre Male in kochendes Wasser taucht und mit grober Leinwand abreibt, um die äußere zarte Oberhaut davon zu trennen. Nachdem diese Verrichtung geschehen, reiht man die Wurzeln an Zwirnsfäden und trocknet sie, gewöhnlich in einer zinnernen Schüssel, im Backofen oder in einer Trockenstube schnell ab. Das völlige Austrocknen wird an der freien Luft vollendet, wobei die Wurzeln in ihrem Umfange verringert werden und eine weißliche oder gelbliche Farbe, so wie eine hornartige durchscheinende Beschaffenheit annehmen. In diesem Zustande kann die Wurzel, ohne der Verderbniß unterworfen zu sein, Jahre lang aufbewahrt werden. Die gut zubereitete, im Handel vorkommende Salepwurzel besitzt weder bemerkbaren Geruch, noch auffallenden Geschmack, sie ist so hart, daß sie sich zum feinsten Staubmehl pulvern läßt.

Die Behandlung mit kochendem Wasser und das Trocknen der frischgeernteten Wurzeln in erhöhter Temperatur ist nöthig, um das damit verbundene stinkende und übelschmeckende ätherische Öl zu verflüchtigen.

Der feinste und gehaltreichste Salep wird von den orientalischen perennirenden Orchisarten, welche vorzüglich in Syrien, Persien und China häufig wachsen, durch den levantischen Handel zu uns nach Europa gebracht. Die teutsche Salepwurzel ist von geringerer Qualität. Mathieu de Dombasle bestätigte durch seine Versuche, daß der Salep in Frankreich aus denselben Varietäten, wie bei uns in Teutschland, gewonnen werde, daß er aber dem orientalischen an Güte nachstehe [1]). Dieser Unterschied mag zum Theil in der Varietät der Pflanze, zum Theil in dem Klima und der Behandlungsart bei dem Einsammeln, Waschen und Dörren zu suchen sein.

Man glaubte lange, der Salep bestehe hauptsächlich aus Amylum, bis Pfaff zeigte, daß er außer etwas Amylum hauptsächlich Pflanzenschleim enthalte, was auch durch Caventon bestätigt worden ist. Einige nehmen an, daß nur die Wurzeln einzelner Gattungen etwas in Inulin und Amylum übergehen. Der Schleim, den die Salepwurzel in reichlichem Maße enthält, ist mit dem Tragantschleim, dem Flohsamenschleim und dem Schleime aus der Hyacinthus non scriptus ziemlich analog. Von dem Gummi unterscheidet sich dieser Pflanzenschleim wesentlich dadurch, daß er außer den bildenden Bestandtheilen des Gummi noch Salpeterstoff, etwas Phosphor und Schwefel enthält.

A. Anwendung des Saleps als Verdickungsmittel. Der Schleim der Salepwurzel ist ein ganz vortreffliches Verdickungsmittel für erdige und metallische Beizen in der Kattundruckerei und eignet sich auch besonders gut zur Darstellung schöner und solider Tafeldruckfarben. In fein gepulvertem Zustande löst sie sich in kochendem Wasser auf, und hat dann die Eigenschaften des Pflanzenschleims, aus welchem sich der kleine Gehalt von Pflanzenfaser, wahrscheinlich verbunden mit phosphorsaurem Kalk, scheidet. Ich schrieb schon vor 22 Jahren eine Abhandlung über diesen Gegenstand [2]), und ergänzte später durch eine zweite das mir bis zur Zeit bekannt gewordene Wissenswürdigste [3]).

Um die Beizen und Tafeldruckfarben mit gepulverter Salepwurzel in druckförmigen Zustand zu bringen, erreicht man seinen Zweck am vollkommensten, wenn man vermittels eines Marienbades operirt. Gewöhnlich verdicke ich mit Salep nach dieser Methode, zu welchem Behuf ich einen steinernen Topf mit der zu verdickenden Flüssigkeit ¼ voll fülle, in einen Kessel mit Wasser stelle und nach und nach die feingepulverte Wurzel in ganz kleinen Portionen einrühre, und so lange mit Umrühren fortfahre, bis die flüssige Masse 6 bis 10 Minuten lang gekocht hat. Die verdickte Beize oder Tafeldruckfarbe lasse ich so lange ununterbrochen rühren, bis sie vollkommen erkaltet ist. Durch dieses Verfahren erhält man eine verdickte druckförmige Masse, welche ganz zur Arbeit mit der Form geeignet ist. Das Marienbad ziehe ich bei verschiedenen Beizen und Tafeldruckfarben, welche vermöge ihrer Natur auflösende Wirkung auf das Metall äußern, aus der ganz natürlichen Ursache vor, damit die Beize oder Farbe nicht damit verunreinigt und dadurch die Farbe weder irritirt, noch modificirt werden kann. Bei anderen Beizen, so wie in der Lösung mit Wasser, wo dieses hingegen nicht zu befürchten ist, bewerkstellige

1) Annales de Chimie. T. LXXVII. p. 105. 2) Kurrer, in Hermbstädt's Magazin für Färber. 5ter Bd. 1806. Dingler's Journal für die Zitz-, Kattun- oder Indiennendruckerei rc. 1ster Bd. 1stes Heft. 1806. 3) Kurrer, im neuen Journal für die Indiennen- oder Baumwollendruckerei rc. von J. G. Dingler. 1ster Bd. S. 384—391.

ich die Lösung unmittelbar in einem kupfernen Kessel. Hat man Farbenbeizen zum Verdicken, in welchen noch prädominirende Säure vorwaltet, wie dieses mehrentheils bei den Metallauflösungen der Fall ist, so nimmt man etwas Salep mehr, weil dieselben nach einigen Tagen anfangen wässerig zu werden, welchem Übel man durch erneuertes Aufwärmen abhelfen kann. Am vortheilhaftesten ist es aber, von dergleichen nur so viel vorräthig zu machen, als man längstens in zwei Tagen verarbeiten kann. Werden dergleichen saure Beizen durch etwas Kali neutralisirt, z. B. auf 2 Pfund essigsaures Eisen ¼ Loth Pottasche, welche man in dem Augenblicke zusetzt, als man die zu verdickende Flüssigkeit dem Marienbade unterwirft, so hält sich die mit Salep verdickte Beize mehre Tage hindurch, ohne wässerig zu werden. Beizen im neutralen Zustande besitzen diesen Fehler in einem viel geringeren Grade; wenn sie jedoch längere Zeit verdickt da stehen, coagulirt sich etwas Schleim, welcher Fall sich aber erst nach Befinden der verschiedenen Beizen bald früher, bald später ereignet. Auch hier kann durch Erwärmen wieder nachgeholfen werden.

Da die kleine Portion Salep, welche zum Verdicken in Anwendung kommt, gegen die weit größere des Gummi die Farbe concentrirter und satter machen würde, so muß man hier, wie bei dem Tragant dieselbe mit Wasser verschwächen oder gleich in einem diluirten Zustande anwenden.

Bei der Anwendung dieses Verdickungsmittels ist die Wohlfeilheit gegen Gummi sehr beträchtlich, da man mit einem Theile desselben eben soviel Flüssigkeit in druckförmigen Zustand versetzen kann, als mit 16 Theilen arabischen oder senegalischen Gummis.

Im Winter gewährt die Salepwurzel noch den Vortheil, daß die damit gedickten Beizen und Farben, selbst auf dem Gewebe, ein gelindes Anfühlen erhalten und sich leichter von dem Verdickungsmittel im Wasser und Kuhmistbade reinigen lassen.

Nachstehende Beizen qualificiren sich, mit Salep verdickt, sehr gut zum Druck:

1) Die essigsaure Thonerde zum Einpassen und Decken der Waare, wozu 1 bis 2 Loth pr. Maß erforderlich sind. Die Beize aus einem adjectiven gelbfärbenden Pigmente gefärbt, liefert ein schönes und intensives Gelb; aus Krapp gefärbt ein feuriges und kräftiges Roth. Die essigsaure Thonerde in verschiedenen Verhältnissen mit Wasser diluirt und aus Krapp gefärbt liefert sehr schöne hellrothe Schattirungen.

2) Die violetten und Lillabeizen aus Krapp, hauptsächlich für Streifen oder Bänder und andere Desseins, wo die Vordruckfarbe (Contour) mit Stärke verdickt aufgedruckt worden.

3) Die Beizen für Braun und Oliven aus einer proportionalen Zusammensetzung von essigsaurer Thonerde und Eisenbeize, sowol für den Eindruck, als für den Deck. Diese Basis gibt mit Krapp schöne braune Farben, mit den gelbfärbenden Pigmenten intensive Olivenfarben, durch welche, nachdem mehr oder weniger von der einen oder der andern dieser Beizen bei der Zusammensetzung in Anwendung gebracht werden, alle Schattirungen von Braun und Oliven producirt werden können.

4) Zu den violetten und aschgrauen Beizen, welche mit dem Pigmente des Campechenholzes die sogenannten Ganz- und Halbtrauer-Kattune darstellen.

5) Zum Verdicken des in Wasser gelösten neutralen und chromsauren Kalis, welche auf mit salpetersaurer Bleiauflösung imprägnirten baumwollenen und leinenen Geweben sehr schöne Abstufungen von Chromgelb bilden.

6) Zum Verdicken der Imprägnirungsbeizen, wo der Grund gleichförmig (uni) entweder vermittels der Grundirmaschine, einer Bürste oder platten Form tingirt wird, und welche Waare entweder auf weißen oder gefärbten Reservagedruck verarbeitet werden soll.

Hingegen ist dieses Verdickungsmittel gar nicht anwendbar zum Verdicken des Kupferammoniums, zur Darstellung für Kurrer's Grün und fast aller Beizen, in welchen Kali, Natron und Ammonium vorherrschend sind. Hier gerinnt der Salep augenblicklich und bildet zuletzt große, feste Knollen, die sich nur schwer zertheilen lassen.

Unter den Tafeldruckfarben (Applicationsfarben) lassen sich nachstehende mit dem Salep leicht verdicken:

1) Die gelbe Tafeldruckfarbe aus den Gelbbeeren und andern adjectiven gelbfärbenden Pigmenten, wo die Farbe mittels schwefelsaurer oder essigsaurer Thonerde entwickelt wird.

2) Die tafeldruckgrüne Farbe, sowol für den Druck als für den Pinsel.

3) Die Rosafarbe für den Druck und den Pinsel.

4) Die Hellchamois-Farbe aus Eisenbrühe, mit Wasser und essigsaurer Thonerde verdünnt.

5) Die violetten und Lilas-Farben aus Campechenholzdecoct, mit mehr oder weniger Zusatz von Fernambukholzabsud.

Außer diesen noch andere Beizen und Tafeldruckfarben, deren ich der Kürze wegen hier keine Erwähnung thue.

Salep und Zucker. Werden 2 Theile gepulverte Salepwurzel mit 3 bis 4 Theilen geringen Stoßzuckers und einer verhältnißmäßigen Menge Wassers eine Stunde lang mäßig gekocht, so bildet sich eine schleimige Masse, die als ein vorzüglich gutes Verdickungsmittel in den Kattundruckereien unter der Benennung Surrogat bekannt ist. Diese Substanz ist als Verdickungsmittel in vielen Fällen dem Salep noch vorzuziehen.

B. Salep als Nahrungsmittel und für den officinellen Gebrauch. Als Nahrungsmittel dient die Salepwurzel gleich dem Sago, und sie wird von mehren asiatischen Völkern als Speise genossen. In der Medicin legten ihr die älteren Ärzte zu übertriebene Lobsprüche bei; man rühmte sie früher besonders als ein kräftiges Mittel, den Geschlechtstrieb zu erhöhen. Jetzt bedient man sich ihrer als ein schmeidigendes, einwickelndes und gelind nährendes Mittel, theils in Pulver, theils in Getränken zu Schleim bereitet, den Kranken gereicht. Zu letzterer Absicht wird die fein gepulverte Wurzel mit

64 Theilen stark kochenden Wassers in immerwährendem Aufwallen erhalten und zugleich ununterbrochen umgerührt. Ein Quentchen dieser Wurzel gibt mit 16 Unzen Wasser gekocht an 8 Unzen gallertartigen dicken Schleim, welcher für sich oder mit Wein, Milch oder Chocolade vermischt als ein nährendes, stärkendes Mittel abzehrenden Kranken verordnet wird.

Die ohne weitere Zubereitung eingesammelten und getrockneten Wurzeln waren ehemals unter dem Namen Stendelwurzel, Knabenwurzel (Radix Satyrionis), officinell. (*Kurrer.*)

ORCHITEN, ORCHITES, Bildsteine oder Naturspiele, meist aus dem Geschlechte der Stalaktiten, deren Form mit jener des Hodensackes oder der Hoden Ähnlichkeit hat, und die nach der Anzahl dieser scheinbar abgebildeten Hoden in Enorchiten (Enorchitae), Dyorchiten (Dyorchitae), Triorchiten (Triorchitae) rc. unterschieden werden. Ferner nennt man Orchiten verschiedene hodenähnliche Früchte, z. B. mancher Pflaumenarten. (*Wiegand.*)

ORCHITIS, eigentlich ORCHIDITIS, die Hodenentzündung, die entzündliche Hodengeschwulst (Orcheocele acuta, Inflammatio testiculi, Testiculus inflammatus, Didymitis et Epididymitis, der Sandklos, der Sandbode). (*Wiegand.*)

ORCHOE (Ὀρχόη), nur bei Ptolemäus erwähnt als Name einer chaldäischen Stadt. (*H.*)

ORCHOMENOS in Arkadien. Geschichte. Was über die Gründungsgeschichte der einzelnen Städte Arkadiens, besonders in Pausanias Reise, berichtet wird, scheint eine nicht sehr alte Erfindung der mystischen Priester des Berges Lykäon zu sein, die auf jede mögliche Weise ihrem Heiligthume Ehrwürdigkeit zu verleihen und dasselbe als den religiösen Mittelpunkt Arkadiens darzulegen suchten. Den einzelnen Städten des Landes wurden meist gleichnamige Gründer zuertheilt [1]) und diese in einen genealogischen Zusammenhang gebracht, dergestalt, daß die Anleger der Städte von Lykaon abstammten, der auf dem Berge Lykäon wohnte. Um ferner die lebenden Geschlechter zur Verehrung des auf demselben Berge thronenden Zeus zu ermuntern, erzählten die Priester: die Söhne des Lykaon, deren sehr viele waren, hätten sich der Gottlosigkeit und des Übermuthes schuldig gemacht; darum habe Zeus sie sowol als ihren Vater mit dem Blitze erschlagen. Einer derselben hieß Orchomenos [2]). Diesem hatten Methydrion und die Stadt Orchomenos in Arkadien ihren Ursprung zu danken [3]). Methydrion bauete Orchomenos auf einem hohen Hügel zwischen den Flüssen Maloitas und Mylaon, woher auch der Name der Stadt herzuleiten ist [4]). Wie Duris im funfzehnten Buche seines Werkes über Makedonien bemerkte, war Arkas der Sohn des Orchomenos [5]). Im trojanischen Kriege erhielten die der Meeresgeschäfte nicht kundigen Arkader von Agamemnon 60 Schiffe, die Agapenor, Sohn des Ankäos, befehligte. Unter der Mannschaft werden auch die Bewohner von Pheneos und die der an Schafen reichen Orchomenos aufgeführt [6]). Äneias, nach Sicilien schiffend, landete an der Küste von Lakonike und bauete die Städte Aphrodisias und Hetis [7]). Sein Vater Anchises begab sich aus einer gewissen Ursache zu dem auf der Straße von Mantineia nach Orchomenos liegenden Berg, der nachmals auch die Grenze zwischen beiden Städten bildete, starb daselbst und wurde hier von Äneias begraben, wie denn nach Pausanias Versicherung auch die Ilion bewohnenden Äoler nirgends in ihrem Lande ein Grabmal des Anchises zeigten. Der Berg bekam daher den Namen Anchisia und es war bei dem Grabe des Anchises ein in Pausanias Zeit verfallener Tempel der Aphrodite [8]). Vielleicht sind alle diese peloponnesischen Sagen von Äneias mit ähnlichen hinsichtlich Pallantion [9]) erst damals erfunden worden, als die Römer festen Fuß im Peloponnes gefaßt hatten und die Bewohner der Halbinsel zu ihrem eigenen Nutzen, d. h. um Begünstigungen zu erlangen [10]), durch Sagen von dem den Römern werthen Äneias denselben sich zu empfehlen suchten. Es wurden dieselben an bestehende Culte der Aphrodite angeknüpft, wie denn auch der Name der lakonischen Stadt Aphrodisias einen solchen errathen läßt. — Als in Arkadien Polymestor ohne männliche Erben starb, bekam seines Bruders Briakos Sohn, der Ächmis hieß, die Regierung, unter welchem die Arkader den Messeniern im Kriege gegen die Lakedämonier Hülfe leisteten [11]). Aristokrates I., des Ächmis Sohn, mag seine Gewalt auf mancherlei Weise gegen die Arkader gemisbraucht haben. Sein größtes Verbrechen war die Schändung der Priesterin der Artemis Hymnia zu Orchomenos. Die Arkader steinigten ihn deshalb und machten darauf die Verordnung, daß künftig statt einer Jungfrau eine Frau, die den Umgang mit einem Manne lange genug genossen hätte, Priesterin sein sollte [12]). Aristokrates I. lag auf dem Wege begraben, der von Orchomenos unten an dem Berge Trachys vorbei zu den teneischen Quellen [13]) und zu dem Orte Amilos führte [14]). Aristokrates I. Sohn war Hi-

1) *Apollod.* lib. III. p. 302. H. 2) Ib. 3) *Paus.* VIII, 3, 1. 4) *Paus.* VIII, 36, 1. Methydrion lag an der Straße, die von Orchomenos quer durch Arkadien nach Olympia führte (*Polyb.* IV, 10.) und ist ohne Zweifel in den Ruinen, Palatia genannt, zwischen zwei Flüssen erhalten. 5) Schol. Ap. Rh. IV, 264.

6) *Hom.* Il. II, 605. *Eustath.* ad h. l. T. I. p. 223. lin. 5, Basil. 1560. et ad II, 511. cf. *Paus.* VIII, 3, 1. *Apollod.* fr. p. 423. *Strab.* lib. 8. T. III. p. 41. Tzsch. Apollodoros, wo er angibt, auf welche Weise Homer homonymische Städte zu unterscheiden pflege, sagt, er nenne Orchomenos in Arkadien das viehreiche und hingegen die andere Stadt dieses Namens in Böotien das Minyeische. Stat. Theb. IV, 295. Dives Orchomenos pecorum. Etymol. M. p. 635. lin. 4. ed. Sylb. 7) *Paus.* III, 22, 9. 8) *Paus.* VIII, 12, 4. über Anchises Tod und Äneias Aufenthalt im Peloponnes *Heynii*, excurs. 1. et 27. ad Virg. Aen III. 9) *Paus.* VIII, 43, 2. (von Donop) Numism. Anfragen oder Beschreibung einiger wahrscheinlich einzigen Münzen. Meiningen 1819. 8. S. 52. 10) *Paus.* l. l. über Pallantion: „dies hat den Kaiser bewogen, den Pallantieern viele Gnade zu erweisen." 11) *Paus.* VIII, 5, 6. 12) *Paus.* VIII, 5, 8. 13) *Gell.* Narrative of a Journey in the Morea. p. 370. Dodwell. 2ter Bd. 2te Abth. S. 316. d. t. übers. 14) *Paus.* VIII, 13, 4. Das Grab von Gell (a. a. O.) aufgefunden.

ketas. Aristokrates II., den Pausanias Sohn des Hiketas [15]) und einen Trapezuntier nennt [16]), war ein Zeitgenosse Pantaleons, Sohnes des Omphalion, der in der 34. Ol. lebte. Herakleides der Pontiker [17]) und Plutarch [18]) behaupten, daß Aristokrates länger als zwanzig Jahre beinahe über ganz Arkadien als König herrschte. Dagegen wissen wir aus guten Zeugnissen [19]), nämlich aus Strabon, der die Gesänge des in demselben Kriege auftretenden Tyrtäos anführt [20]), daß Aristokrates eigentlich nur König von Orchomenos in Arkadien war [21]). Aristokrates, dessen Zeit bis etwa über Olymp. 30. hinaufgeschoben werden kann [22]), führte im zweiten messenischen Kriege, in welchem die Messenier von den Argeiern, Arkadern und Pisaten unterstützt wurden [23]), die Arkader, so wie Pantaleon die Pisaten an. Aristokrates hatte von den Lakedämoniern Geschenke genommen und war durch seine Verrätherei [24]) an der Niederlage der Messenier bei dem großen Graben Schuld. Als hiervon die Arkader genugsamen Beweis hatten, steinigten sie ihn [25]), so daß er mit seinem Großvater wie gleichen Namen, so auch gleiches Ende hatte. Auch nahmen die Arkader seinem Geschlechte die Regierung [26]). Wie Pausanias, erzählt auch Kallisthenes [27]) und beide führen die Inschrift einer Stele an, welche im Temenos des Zeus Lykäos aufgerichtet war [28]). Es läßt sich aber gegen jene Angabe die Behauptung aufstellen, daß Aristokrates Geschlecht keineswegs die Herrschaft verlor, indem noch sein Sohn Aristodemos von Orchomenos über einen großen Theil Arkadiens herrschte [29]). Prokles, der Epidauros und die damit noch verbundene Insel Ägina beherrschte [30]), war als Gemahl der Eristheneia [31]), Tochter des Aristokrates und Schwester des Aristodemos, mit den orchomenischen Fürsten verwandt [32]). Plutarch knüpft an die Erwähnung der Verrätherei und Bestrafung des Aristokrates ein ähnliches Ereigniß: „Oder was hatten die Orchomenier, die durch Lykiskos Verrätherei ihre Kinder, Freunde und Anverwandte verloren hatten, für Trost davon, daß dieser Lykiskos erst lange hernach von einer fressenden Krankheit ergriffen wurde, die seinen ganzen Körper verzehrte, da er doch immer seine Füße in den Fluß tauchte und unter schrecklichen Flüchen bei lebendigem Leibe zu verfaulen wünschte, wenn er sich der geringsten Verrätherei und Ungerechtigkeit gegen die Orchomenier schuldig gemacht hätte? Ja, daß in Athen die Leichname der mit dem Fluche belegten Verbrecher weggeworfen und über die Grenzen geschafft wurden, dies erlebten nicht einmal die Kindeskinder der Unglücklichen, die von jenen waren ermordet worden [33]).“ Wyttenbach denkt sich die Sache so: Die Orchomenier hatten durch Lykiskos Verrätherei Kinder und Freunde verloren. Lykiskos begab sich, als er seine schlechte Handlung vollbracht hatte, nach Athen. Lange Zeit nachher starb Lykiskos unter schrecklichen Schmerzen. Viele Jahre später wurde zu Athen noch an den Leichnamen des Lykiskos und der übrigen Verbrecher ein in dieser Stadt üblicher [34]) Strafakt vollzogen [35]). Es bleibt freilich ungewiß, ob das Ereigniß in diese oder in eine spätere Zeit fällt. — Nach Thermopylä sendete Orchomenos 120 Mann, Tegea 500, Mantineia ebenso viele und das übrige Arkadien 1000 Mann [36]). Unter den Griechen, die in der Schlacht bei Platäa kämpften, nennt Herodot zwischen den Einwohnern von Potidäa und den Sikyoniern 600 Orchomenier aus Arkadien [37]). In der Inschrift des vom Ägineten Anaxagoras verfertigten und von den Hellenen, die bei Platäa gegen Mardonios und die Meder gefochten hatten, zu Olympia errichteten Zeus werden die Tegeaten und Orchomenier erwähnt [38]). — Orchomenos hatte noch im peloponnesischen Kriege Könige. Peisistratos, der Orchomenier, bezeigte sich in diesem Kriege als einen Feind der Vornehmen (εὐγενεῖς) und war dagegen der Volkspartei (εὐτελεῖς) eifrig ergeben. Die Rathsherren (οἱ ἐν τῇ βουλῇ) beschlossen daher seinen Tod, zerhackten ihn in Stücken und trugen diese, nachdem sie das Blut von der Erde weggescharrt, in ihren Busen fort. Das gemeine Volk (δημότης ὄχλος) hatte darüber Verdacht und lief nach dem Rathhause (βουλή). Allein des Königs jüngster Sohn, Tlesimachos, der mit um die Verschwörung wußte, brachte noch das Volk auseinander, durch die Versicherung, daß er seinen Vater in übermenschlicher Gestalt eiligst nach dem pisäischen (πισαῖον) Berge habe gehen gesehn. Auf diese Art wurde das Volk hintergangen, wie Theophilos im zweiten Buche der peloponnesischen Begebenheiten meldete [39]). — Ol. 90, 3. erklärten die Athener im Beisein des Alkibiades, Gesandten bei den Argeiern und ihren Bundesgenossen, der Friede sei nicht gültig, da die übrigen Bundesgenossen nicht mit dazu gezogen worden; es sei gut, daß sie noch zu rechter Zeit dazu gekommen wären; man müsse also sich jetzt den Krieg angelegen sein lassen. Ihre Reden fanden wirklich so viel Eingang bei den Bundesgenossen, daß sie sogleich insgesammt, nur die Argeier ausgenommen, auf Orchomenos in Arkadien losgingen. Diese letztern hatten ihnen zwar nicht minder beigepflichtet, blieben aber doch fürs Erste zurück, bis sie nachher ebenfalls mitgingen. Nunmehr also fingen sie an, Orchomenos

15) *Paus.* VIII, 5, 8. 16) *Paus.* IV, 17, 2. 17) *Diogen. Laert.* I, 94. p. 58. Amst. 1698. 4. 18) *Plut.* de sera n. v. ed. Wytt. L. B. 1778. p. 5. 19) *Muell.* Aegin. p. 65. 20) *Strab.* lib. 8. T. III. p. 173. 21) Wer die verschiedenen Angaben vereinigen wollte, müßte sagen, Aristokrates habe als arkadischer König in Orchomenos seine Residenz gehabt. 22) S. die Genealogie in Müll. Dor. I. S. 168. 23) Manso Sparta. 1ster Bd. 1ster Th. S. 259. 24) Das. S. 263. 25) *Paus.* IV, 23, 4. *Plutarch.* l. l. Manso, S. 276. 26) *Paus.* VIII, 5, 8. 27) *Callisth.* ap. Polyb. IV, 33. 28) *Paus.* IV, 23, 4. 29) *Heraclid. Pont.* περὶ ἀρχῆς ap. *Diog. Laert.* I, 94. p. 58. 30) *Muell.* Aegin. p. 64. 31) geb. ohne Zweifel vor Ol. 28. vergl. *Corsini.* Fast. Att. III, 44. Manso. I, 275. 32) *Diog. Laert.* l. l. *Reiner. Reineccii.* Hist. Julia. P. I. p. 434. Helmaest. 1594. fol.

33) *Plutarch.* l. l. p. 5. 34) Interpr. ad Aelian. var. hist. IV, 7. 35) *Wyttenb.* ad Plutarch. l. l. p. 16. 36) *Herodot.* VII, 202. 37) Ib. IX, 28 et 31. 38) *Paus.* V, 23, 1. Olympische Inschrift verglichen mit Herodot's Aufzählung der griechischen Truppen bei Platäa, in Bröndsted Reis. u. Unt. in Griechenl. 1ster Bd. Stuttg. u. Paris. 1826. 4. S. 105. 39) *Plutarch.* Parallela Gr. et R. 32. T. II. P. I. p. 233. Wytt.

förmlich zu belagern und unternahmen verschiedene Stürme darauf, indem sie diesen Ort unter andern sonderlich deswegen gern haben wollten, weil die Lakedämonier ihre arkadischen Geiseln darin aufgehoben hatten. Da den Orchomeniern die schlechte Befestigung ihrer Stadt sowol, als eine so zahlreiche Armee bange machte, und sich kein Entsatz sehen ließ, so verglichen sie sich, um Unglück zu verhüten, dahin, daß sie dem Bunde beitreten und sowol für sich selbst Geiseln hergeben, als die, welche die Lakedämonier ihnen in Verwahrung gegeben, an die Mantineer ausliefern wollten [40]. Hiernächst, als sie bereits Meister von Orchomenos waren, gingen die Bundesgenossen mit einander zu Rathe, wo sie nun zuerst ihre Waffen hinwenden sollten [41]. Schon damals war der Sinn der Arkader auf Söldnerei gerichtet; selbst den Barbaren in Asien waren arkadische Scharen feil [42]. Ol. 94, 4. nahm der Orchomenier Kleanor mit Aristonymos aus Methydrion und andern Arkadern [43]) Theil am Feldzuge der Griechen unter Kyros dem Jüngeren [44]). Nach Ol. 96, 4. als Agesilaos von Korinth nach Hause zurückzog, marschirte er so spät als möglich in die Städte und rückte mit dem frühesten wieder aus. Bei Mantineia aber ging er noch im Dunkeln vorbei, da er des Morgens aus Orchomenos ausmarschirt war. So empfindlich war es den Truppen, die Mantineer zu sehen, die über ihr Unglück sich freueten [45]). Ol. 98, 2. Die Lakedämonier mußten eine Mora Besatzung in Lechäon und eine Mora in Orchomenos halten; ein wachsames Auge auf die Städte haben, sowol auf die zuverlässigen, daß sie nicht verloren gingen, als auf die unzuverlässigen, daß sie nicht abfielen. Daher waren sie wie die Athenäer und Argeier zum Frieden geneigt [46]). — Ol. 100, 3. Die Lakedämonier hatten einen neuen Feldzug gegen Theben beschlossen und dem Agesilaos das Obercommando gegeben. Dieser, benachrichtigt, daß die Kleitorier gegen die Orchomenier kriegten und fremde Truppen im Solde hätten, verglich sich mit ihnen, um diese Miethvölker bekommen zu können, wenn er sie nöthig hätte [47]). Wie er nun die Feldzugsopfer verrichtet hatte, sandte er, ehe er noch zu Tegea ankam, zu dem Befehlshaber der bei den Kleitoriern dienenden fremden Völker, bezahlte ihnen einen Monat Sold und befahl, daß sie sich zum voraus des Kithärons versichern sollten. Den Orchomeniern aber ließ er sagen, so lange dieser Feldzug dauerte, sollten sie sich des Krieges enthalten und wenn eine Stadt, so lange diese Truppen im Felde ständen, eine andere Stadt feindlich angreifen würde, so wollte er dieselbe nach dem Schlusse der Bundesgenossen zuerst angreifen [48]). Methydrion gehörte nebst Teuthis und Theisoa zum Gebiete von Orchomenos, wenigstens eine Zeit nach dem peloponnesischen Kriege, und vor Ol. 102, 2. [49]). Als die Arkader von Epaminondas unterstützt, nach dem Vorgange der Argeier um ihre Macht zu vereinigen und zu verstärken, Megalopolis gründen wollten, ließen aus dem orchomenischen Gebiete (*ἐκ τῶν συντελούντων ἐς Ὀρχομενόν*) die Bewohner von Theissoa, Methydrion, Teuthis sich von den Arkadern aus Haß gegen die Lakedämonier bereden, ihre Geburtsstädte zu verlassen. Tripolis, Kallia, Dipöna und Nonakris traten auch dazu. Die Arkader insgesammt ließen sich den gemeinschaftlich gefaßten Entschluß gefallen und säumten nicht nach Megalopolis zusammenzuziehen [50]). Megalopolis wurde wenige Monate nach der Niederlage der Lakedämonier bei Leuktra zu bauen angefangen, als Phrasikleides zu Athen Archon war, im 2. Jahre der 102. Ol., in welcher der Thurier Damon im Stadion siegte [51]). Die große Stadt Megalopolis besaß das verlassene, vorher orchomenische Methydrion als ein Landstädtchen oder als einen ihr unterthänigen Flecken [52]). Während die Lakedämonier Ol. 102, 3. unter Agesilaos mit den Heräern und Lepreaten gegen Mantineia rückten, versammelten sich mehre arkadische Völker zu Asea. Weil sich aber die Orchomenier mit den andern Arkadern nicht vereinigen wollten, wegen ihrer Feindschaft gegen die Mantineer, und auch die Miethvölker, welche sich zu Korinth unter dem Befehl des Polytropos versammelt hatten, in ihre Stadt aufnahmen, blieben die Mantineer zu Hause, um diese zu beobachten [53]). Agesilaos nahm die Grenzstadt Eutäa weg und blieb daselbst, die Miethvölker des Polytropos erwartend [54]). Während der Zeit kriegten die Mantineer gegen die Orchomenier. Von der Stadt derselben mußten sie mit vielem Verluste abziehen und verloren dabei einige Leute. Als sie aber auf ihrem Rückzuge bei Elymia ankamen und ihnen die orchomenischen Hopliten nicht nachsetzten, die Truppen des Polytropos hingegen sie sehr in die Enge trieben, sahen die Mantineer, daß viele von ihnen erlegt werden würden, wenn sie jene nicht mit Gewalt zurücktrieben. Sie schwenkten sich also und machten einen Angriff auf ihre Verfolger [55]). In diesem Ge-

40) *Thuc.* V, 61. 41) Ib. V, 62. *Diod. Sic.* XII, 79. Als die Athener den Argeiern zur See 1000 Mann auserlesene schwerbewaffnete Truppen und 200 Reiter zusendeten, welche Laches und Nikostratos befehligten und wobei aus Freundschaft gegen die Eleier und Mantineer sich auch Alkibiades, aber ohne Commando befand, ward im gemeinen Rathe aller Argeier beschlossen, sich nicht weiter an den Waffenstillstand zu binden, sondern loszuschlagen. Jeder General munterte deswegen seine Leute zur Tapferkeit auf, die Soldaten bezeigten alle viele Bereitwilligkeit, und so wurde ein Lager außerhalb der Stadt aufgeschlagen. Man fand für gut, vor allen Dingen zuerst gegen Orchomenos in Arkadien zu ziehen, rückte deshalb in Arkadien ein, belagerte die Stadt und bestürmte sie täglich. Als sie die Stadt erobert hatten, schlugen sie ihr Lager nahe bei Tegea auf und beschlossen auch diese Stadt zu belagern. Ol. 90, 3. Methydrion. *Thuc.* V, 58. 42) *Thuc.* III, 34. 43) *Xen.* Anab. IV, 1, 27. 44) *Xen.* Anab. II, 5, 37 et 39. III, 1, 47. III, 2, 4. IV, 8, 18. VII, 1, 39. cf. II, 1, 10. 45) *Xen.* Hell. IV, 5, 18. 46) Ib. V, 1, 29. 47) Ib. V, 4, 36.

48) *Xen.* Hell. V, 4, 37. 49) *Paus.* VIII, 27, 3. 50) *Paus.* VIII, 27, 3. 51) *Paus.* VIII, 27, 6. 52) *Paus.* VIII, 27, 6. VIII, 12, 1. 53) *Xen.* Hell. VI, 5, 11. 54) Ib. VI, 5, 12. 55) Ib. VI, 5, 13. *Diod. Sic.* XV, 62. In den Peloponnes sendeten die Lakedämonier den Feldherrn Polytropos mit 1000 Mann schwerbewaffneter, einheimischer Truppen und 500 landesflüchtigen Argeiern und Böotern nach Arkadien. Er kam zu dem arkadischen Orchomenos und besetzte diese Stadt, deren Lage für die Spartaner wichtig war. Dagegen kam der Mantineer Lykomedes, General der Arkader, mit den sogenannten Auserlesenen,

fechte blieb Polytropos. Von den andern aber würden auch noch viele auf der Flucht umgekommen sein, wenn die phliasischen Reiter nicht dazu gekommen und den Mantineern in den Rücken gefallen wären, wodurch sie sie am weitern Nachsetzen hinderten. Nachdem die Mantineer diese That ausgeführt hatten, gingen sie wieder nach Hause[56]). Als Agesilaos dieses hörte, glaubte er, die orchomenischen Miethvölker würden sich nun wol nicht mit ihm vereinigen, und rückte also weiter vor, zuerst in das Gebiet von Tegea, dann zu den westlichen Gebirgen von Mantinea, diejenigen Arkader, die sich zu Asea versammelt hatten, kamen in der Nacht in das Gebiet von Tegea[57]). Noch ehe Agesilaos Mantineia erreicht hatte, zogen sich die Arkader zusammen. Die orchomenischen Peltasten und phliasischen Reiter, die mit ihnen des Nachts bei Mantineia vorbei marschirt waren, ließen sich mit Anbruch des Tages vor dem Lager sehen, als Agesilaos eben opferte. Dies verursachte, daß die übrigen eilig zu ihren Ordnungen sich begaben, und daß Agesilaos zurückging, um die Waffen anzulegen. Als man aber wahrnahm, daß es Freunde wären und Agesilaos glückliche Zeichen bei dem Opfer hatte, ließ er das Heer nach genommenem Frühstück weiter auf Mantineia ausrücken[58]). — Ol. 102, 3. waren die Arkader, Argiver, Eleer und Thebaner bis Sparta vorgedrungen. Auf Seiten der Lakedämonier hatten sich mehr als 6000 Heloten einschreiben lassen, um gegen den Andrang der Feinde zu kämpfen. Man war zu Sparta wegen der Heloten besorgt, wenn sie in einen Haufen gestellt würden; denn es schienen ihrer so sehr viele zu sein. Als aber die orchomenischen Miethvölker bei den Lakedämoniern blieben und diesen auch noch die Phliasier, Korinthier, Epidaurier und Pelleneer, nebst noch einigen aus andern Städten Beistand leisteten, fürchteten sie jene eingeschriebenen Heloten nicht mehr so sehr[59]). Theopompos gedenkt der Kleinheit und Armuth Methydrions. Das Vermögen der ganzen Stadt komme kaum dem eines in reicheren Städten Ioniens lebenden Privatmannes gleich. Auch beschreibt derselbe, wie Klearchos, ein Einwohner Methydrions, den Hermes und die Hekate verehrte[60]). Es ist möglich, daß ähnliche Culte auch in Orchomenos bestanden. — Ol. 116, 4. zog Kassandros, auf die Nachricht, daß Aristodemos in den Peloponnes gekommen wäre und eine große Menge Söldner zusammengebracht hätte, ebenfalls in den Peloponnes. Er nahm gleich Anfangs Kenchreä weg und verwüstete das korinthische Gebiet. Hierauf eroberte er noch zwei andere Castelle mit Sturm und ließ Alexanders Truppen auf Bedingungen abziehen. Sodann wagte er auch einen Angriff auf die Stadt Orchomenos, und nachdem ihm von denen, die Alexandern entgegen waren, die Thore geöffnet worden, legte er eine Besatzung in die Stadt und stellte es den Bürgern anheim, mit Alexanders Freunden, die in den Artemistempel geflohen waren, zu machen, was sie wollten. Die Orchomenier jagten also die Flehenden mit Gewalt heraus und brachten sie sämmtlich, der allgemeinen Gewohnheit der Griechen zuwider, um das Leben[61]). Megalopolis, Athen und Argos folgten den Achäern und in dem ganzen Peloponnes war überhaupt, außer den Eleern, Lakedämoniern und einigen mit den letztern vereinigten Arkadern, namentlich den Tegeaten, Mantineern und Orchomeniern, keine Völkerschaft, die nicht zum achäischen Bunde gehörte. Kleomenes hatte nach Ol. 136. durch List und mit Verrätherei sich in den Besitz von Tegea, Mantineia und Orchomenos gesetzt. Ungeachtet diese Städte damals mit den Ätolern nicht allein im Bündnisse standen, sondern auch eine gleiche Verwaltung mit ihnen genossen, hatten doch die Ätoler, welche insgeheim mit den Lakedämoniern sich verstanden, aus Haß gegen die Achäer die unrechte Handlung des Kleomenes geschehen lassen, ja den Besitz der Städte ihm zugesichert. Nur wagten sie nicht öffentlich Feindseligkeiten gegen die Achäer[62]). Nachdem Kleomenes den Athenatempel bei der Stadt Belbina besetzt und befestigt hatte, zog Aratos, ohne sich erst darüber zu beschweren, bei Nachtzeit aus, um die Tegeaten und Orchomenier zu überfallen, kehrte aber, weil die Verräther, die ihm beide Städte in die Hände spielen sollten, in Furcht geriethen, wieder zurück, in der Meinung, daß seine Absicht von Niemand bemerkt worden sei. Der Vorfall gab Anlaß zu einem spöttischen Briefwechsel zwischen Kleomenes und Aratos[63]). Dieser hatte bald darauf die Stadt Kaphyä eingenommen. Darum wurde Kleomenes von den Ephoren wieder zu Felde geschickt. Er eroberte Methydrion und verwüstete das Gebiet der Argiver[64]). Dem Kleomenes wurde Kleitor von Thearkes verrathen. Die Kleitorier leugneten, daß dieser Verräther von einem Kleitorier erzeugt sei. Sein Vater sei ein Soldat aus Orchomenos gewesen[65]). Aratos, im Begriffe wegen der Erbitterung der Achäer gegen ihn, die Feldherrnwürde niederzulegen, hielt nach reiferer Überlegung noch die übrige Zeit aus, führte Ol. 138, 3. die Achäer nach Orchomenos und lieferte dem Megistonos, dem Stiefvater des Kleomenes, ein Treffen, worin er den Sieg behielt, 300 Mann von den Feinden tödtete und den Megistonos selbst zum Gefangenen machte[66]). Kleomenes zog mit denjenigen Bürgern, von denen er den stärksten Widerstand

deren Zahl sich auf 5000 Mann belief, ebenfalls vor Orchomenos. Die Lakedämonier rückten mit ihren Truppen aus der Stadt und es kam zu einem hitzigen Treffen, in welchem der General der Lakedämonier selbst und von seinen Leuten gegen 200 Mann blieben. Die übrigen wurden wieder in die Stadt zurückgetrieben. Ungeachtet die Arkader gesiegt hatten, fürchteten sie doch Sparta's Macht und glaubten für sich allein den Krieg mit den Lakedämoniern nicht ausführen zu können. 56) *Xen.* Hell. VI, 5, 14. 57) Ib. VI, 5, 15. 58) Ib. VI, 5, 17. 59) Ib. VI, 5, 29. 60) *Porphyr.* de abstin. ab esu an. ed. de Rhoer. Traj. ad Rh. 1767. 4. lib. 2. p. 123 sq. Übrigens ist dieser Dienst orphischattisch und entweder aus dem von Athenern angelegten Kaphya (*Paus.* VIII, 23, 8.) oder aus Megalopolis herzuleiten, welches die Mysterien zu Eleusis nachahmte. *Paus.* VIII, 31, 4.

61) *Diod.* XIX, 63. 62) *Polyb.* II, 46. T. I. p. 327. Schw. 63) *Plutarch.* Cleomen. 4. 64) Ib. Manso Sp. III, 1. S. 103. 65) *Polyb.* II, 55. T. I. p. 347. 66) *Plutarch.* Arat. 38. Manso Sp. III, 2. S. 293.

gegen sein Unternehmen erwartete, gegen die von den Achäern abhängige Stadt Herda. Diese eroberte er auch, versah die Orchomenier mit einem guten Vorrathe an Lebensmitteln und lagerte sich dann in der Nähe von Mantinea [67]). Antigonos, dem Tegea sich ergeben hatte, führte seine Truppen eilig nach Lakonike. Kleomenes erwartete ihn mit seinem Heere vor den Grenzen seines Landes. Antigonos ließ sich Anfangs nur in leichte Gefechte ein. Als er aber (Ol. 139.) durch Kundschafter in Erfahrung gebracht hatte, daß die Soldaten aus Orchomenos dem Kleomenes zu Hülfe gekommen seien, brach er schnell auf und eilte dahin. Er nahm ohne Verzug Orchomenos mit Gewalt ein. Dann schlug er um Mantinea sein Lager auf und belagerte diese Stadt. Sie ergab sich schnell den Makedonern [68]). Plutarch erzählt, daß Antigonos Tegea einnahm und Orchomenos sowol als Mantinea ausplünderte [69]). Es wurde später dem Aratos zur Last gelegt, es nicht verhindert zu haben, daß Antigonos Orchomenos ausplünderte und eine makedonische Besatzung hineinlegte [70]). Jene Unternehmungen des Antigonos nöthigten den Kleomenes, der sich blos auf Lakonike eingeschränkt sah, alle Heloten, welche fünf Minen erlegten, in Freiheit zu setzen [71]). Kleomenes rückte von Phlius nach Ologuntum, wo er die Besatzung verjagte und zog sich endlich an den Mauern von Orchomenos hin zurück [72]). Antigonos hatte bis Ol. 139, 3. (533 n. Roms Erb.) die von ihm mit Gewalt eingenommene Stadt Orchomenos den Achäern nicht überlassen, sondern sie sich zugeeignet und sie in seinem Besitz erhalten, um, wie Korinth ihm den Zugang zum Peloponnes eröffnete, so auch mitten im Lande an der Besatzung zu Orchomenos einen Anhaltpunkt zu haben [73]). In der Umgegend des zum Gebiete von Megalopolis gehörenden Methydrion lagerten sich Ol. 139, 4. (534 n. Roms Erb.) die von Dorimachos und Skopas angeführten Ätoler [74]). Taurion und Aratos, die Anführer der Achäer, von der Nähe des Feindes in Kenntniß gesetzt, zogen sich unklug genug aus Kleitoria zurück und lagerten sich um Kaphyä. Als nun die Ätoler von Methydrion aufbrachen und bei der Stadt der Orchomenier vorbeizogen, führten sie selbst die Achäer aus und kamen so auf das Gebiet der Kaphyeer. Hier suchten sie sich durch den die Ebene durchziehenden Fluß zu decken [75]). Bald darauf fiel die von Polybios beschriebene Schlacht bei Kaphyä vor, die für die Achäer sehr nachtheilig ausschlug [76]). Fliehend suchten sie die nächsten Städte zu erreichen. Hätten nicht viele Achäer in die nahe liegenden Städte Orchomenos und Kaphyä sich retten können, so wäre vielleicht keiner von ihnen mit dem Leben davon gekommen [77]). Es traf sich, daß die Megalopoliten auf die Nachricht, daß die Ätoler sich zu Methydrion gelagert hätten, den Tag nach der Schlacht mit ihren sämmtlichen Truppen zur Hülfe herbeikamen. Sie fanden die Achäer, denen sie helfen wollten, vom Feinde getödtet und ließen nun auf dem Gebiete der Kaphyeer einen Graben machen, worin sie die gesammelten Leichname der Gefallenen beerdigten und ihnen auf alle nur erdenkliche Weise die letzte Ehre erzeigten [78]). Könnten nicht von dieser Schlacht die Gräber herrühren, die Pausanias zu Orchomenos fand: „Unter der Stadt liegen etwas von einander verschiedene Steinhaufen, die man solchen, die ihr Leben im Kriege eingebüßt haben, zu Ehren zusammengebracht hat. Gegen welches Volk aber der Peloponnesier oder der Arkader selbst sie Krieg geführt haben, zeigen keine Überschriften auf den Gräbern an und die Orchomenier wissen es auch nicht zu sagen [79]).“ Noch Dodwell will diese großen Tumuli aus unbehauenen Steinen gesehen haben [80]). Im Jahre 553. n. Roms Erb. (Ol. 144, 4.) schickte Philippos Gesandte nach Achäa, theils um die Eidesleistung zu fodern; theils um den Achäern Orchomenos, Hernia und Triphylia wieder zu geben und den Megalopoliten Aliphera. Durch dieses Mittel sicherte er sich die Verbindung mit den Achäern [81]). Strabon zählt Orchomenos und Methydrion unter den untergegangenen oder wenigstens zur Unbedeutenheit herabgesunkenen Städten auf [82]). Von Pomponius Mela werden von allen Städten Arkadiens nur drei genannt, Psophis, Tegea und Orchomenos [83]) und zwar als noch bestehende Städte. Von Plinius wird Orchomenos unter den arkadischen Städten zwischen Antigoneia (d. i. Mantinea) und Pheneos, und Methydrion zwischen Alea und Enispe aufgeführt [84]). In Pausanias Zeit lagen einige der Städte, deren frühere Bewohner sich von den Arkadern aus Haß gegen die Lakedämonier zur Gründung von Megalopolis bereden ließen, ganz wüste, andere waren Komen, die den Megalopoliten zugehörten. So Gortyn, Dipönä, Theissoa bei Orchomenos, Teuthis, Kalliä, Helisson [85]). Zwar wurde auch die alte Stadt Orchomenos, die auf der Höhe eines Berges lag, nicht mehr bewohnt. Es wurde aber die 13 Minuten von ihr entferntе [86]) neue Stadt, die unter den Ringmauern der alten angelegt war (heutiges Tags Kalpaki) bewohnt [87]) und diese prägte noch unter Septimius Severus Münzen.

Münzen. Orchomenos bediente sich in älteren Zeiten der von den Arkadern in Gemeinschaft und, wie ich glaube, auf dem Berge Lykäon, der auch Olympos hieß, geprägten Münzen. Wenn nach der Gründung der Stadt Megalopolis noch einige Einwohner in dem an ihr Gebiet grenzenden [88]) Orchomenos lebten, so gebrauchten diese die megalopolitischen Münzen oder auch die Münzen des Achäerbundes, in noch späterer Zeit die

67) *Plutarch.* Cleom. 7. Manso Sp. III, 1. S. 312. 68) *Polyb.* II, 54. T. I. p. 344. Manso Sp. III, 1. S. 327. 69) *Plut.* Cleom. 23. 70) *Plut.* Arat. 45. 71) *Plut.* Cleom. 23. Manso Sp. III, 1. S. 329. 72) *Plut.* Cleom. 26. 73) *Polyb.* IV, 6. T. II. p. 18. *διὰ τῆς ἐν Ὀρχομενῷ φρουρᾶς καὶ παρασκευῆς.* 74) *Polyb.* IV, 10. 75) Ib. IV, 11. T. II. p. 30. 76) *Plut.* Arat. 47. 77) *Polyb.* IV, 12.

78) *Polyb.* IV, 13. 79) *Paus.* VIII, 13, 2. 80) Dodw. 2ter Bd. 2te Abth. S. 310. d. t. Übers. 81) *Liv.* XXXII, 5. 82) *Strab.* lib. 8. T. III. p. 318. 83) *Mela* II, 3, 5. Tzsch. ad h. l. Vol. III. P. II. p. 247. 84) *Plin.* H. N. IV, 10. 85) *Paus.* VIII, 27, 5. 86) *Gell.* Narr. p. 369. 87) *Paus.* XVIII, 13, 2. 88) *Paus.* VIII, 36, 2.

römischen[89]). Erst unter Septimius Severus und seiner Familie prägte Orchomenos, wie sehr viele kleine Städte des Peloponneses, eherne Münzen[90]). Den Grund dieser Erscheinung hat bei dem Stillschweigen der alten Schriftsteller noch Niemand angeben können. Vielleicht gab Septimius Severus, als er eine Legion absendete, die Griechenland und Thracien besetzen sollte, damit nicht Pescennius Niger dieser Länder sich bemächtigte[91]), jenen kleinen Städten den Befehl, für gleichmäßige Scheidemünze zu sorgen. So würde es sich auch erklären lassen, warum selbst Megara Münzen des Septimius Severus, der Julia Domna und des Geta prägte, Athen aber nicht. Es hatte nämlich Septimius Severus, als er der Studien halber in Athen sich aufhielt, daselbst Unannehmlichkeit erdulden müssen, wofür er noch als Imperator durch Verminderung der Privilegien dieser Stadt sich rächte[92]). Eine orchomenische Münze der Julia Domna enthält die geschürzte und rechtsgewendet stehende Artemis, die in jeder Hand eine brennende Fackel hält[93]). Die Orchomenier verehrten Artemis Kedreatis und Artemis Hymnia. Pausanias: „Bei der Stadt Orchomenos steht ein Schnitzbild der Artemis und zwar in einer großen Ceder, von welcher die Göttin den Namen Kedreatis hat[94])." Schwerlich war der Cultus dieser Kedreatis so bedeutend, daß ihr Bild auf der Münze copirt wurde. Hinsichtlich der Hymnia berichtet Pausanias: „An der Grenze des Gebietes der Mantineer[95]), aber auf dem orchomenischen Gebiete, zur Rechten der Straße von dem Berge Anchisia, liegt an der Seite des Berges ein Tempel der Artemis Hymnia, an welchem die Mantineer Antheil haben[96]). Anfangs verwalteten Jungfrauen das Priesterthum der Göttin. Nachdem aber Aristokrates eine derselben vor der Bildsäule der Hymnia, in deren Tempel sie ihre Zuflucht nahm, geschändet hatte[97]), verordneten die Arkader, welche dem Frevler durch Steinigung den Tod gaben, daß künftig statt einer Jungfrau eine Frau, die den männlichen Umgang lange genug genossen hätte, Priesterin sein sollte. Sie und der ihr beigegebene Priester mußten nicht allein der ehelichen Beiwohnung sich enthalten, sondern noch vielen andern Einschränkungen hinsichtlich des Essens und Trinkens sich unterwerfen. Sie durften sich nicht wie Andere baden und sogar das Haus einer Privatperson zu betreten, war ihnen untersagt[98]). Der Artemis Hymnia wurde alle Jahre ein Fest gefeiert[99]). In den Artemistempel hatten sich Ol. 116, 4. die Freunde Alexanders geflüchtet[1]): Pausanias versichert, daß auch allen übrigen Arkadern seit den ältesten Zeiten Artemis Hymnia heilig war[2]). Vermuthlich wurde diese Artemis Hymnia durch Processionen unter Gesang[3]) und Saitenspiel verehrt. Solche zu Ehren der Artemis und des Apollon veranstaltete Festlichkeiten sind öfters auf großgriechischen Vasengemälden zu sehen, wo ein Jüngling den Apollon, eine Jungfrau die Artemis darstellt. Daß aber auch Apollon von den Orchomeniern verehrt wurde, geht aus der unter Septimius Severus geprägten Münze hervor, wo Apollon stehend und in weiblicher Kleidung auf einen Dreifuß sich stützt[4]). Wir wissen nicht, ob eine Bildsäule dieser Art im Tempel der Artemis Hymnia stand, oder ob Apollon seinen eignen Tempel hatte.

Eine Münze der Julia Domna führt den stehenden Poseidon vor, der mit der Rechten einen Delphin und mit der Linken den Dreizack hält[5]). Die Verehrung dieses Gottes in einer mitten in dem Lande liegenden Stadt ist seltsam genug, doch geben die Schriftsteller den nöthigen Aufschluß. Dionys von Halikarnaß bemerkt, Orchomenos in Arkadien werde, ungeachtet die Stadt mitten im Lande liege, die Insel genannt, wegen der dortigen Sümpfe und des Flusses[6]). Die ältere Stadt, die nachmals die Akropolis bildete, lag auf einem hohen und einzeln stehenden Hügel, dessen Fuß von den Flüssen eingeschlossen war. „Das Regenwasser, welches durch einen hohlen Graben zwischen der Stadt Orchomenos und dem Berge Trachys herunterläuft, fällt in eine Ebene, die sehr groß, aber meistentheils ein See ist[7]). Drei Stadien weit von Orchomenos geht ein Weg neben dem Graben und dann zur Linken neben dem See vorbei gerade nach der Stadt Kaphyä[8])." Auf dem Felde der Kaphyaten, deren Münzen gleichfalls den Poseidon enthalten, war ein Damm von Erde aufgeworfen, durch den das Wasser aus dem orchomenischen Gebiete aufgehalten wurde, daß es den Fruchtfeldern keinen Schaden

---

89) Daß die von *Millingen*, Réc. de qu. méd. Gr. inéd. à R. 1812. 4. p. 53. tab. III. n. 18. herausgegebene Münze in der Orchomenos unterworfenen Stadt Methydrion geprägt sei, ist unrichtig. Sie gehört den Messeniern im Peloponnes an. 90) Vergl. Vaillants Werk, worin die Münzen nach den Imperatoren geordnet sind. 91) *Aelii Spartiani* Sever. Imp. 8. 92) Ib. 3. 93) aen. 5. Numism. qu. c. f. et m. Mus. Honorii Arigoni. T. II. Tarv. 1741. fol. tab. 21. fig. 289. rechtsgew. — ib. fig. 290. linksgew. Es ist ungewiß, ob die Figur der Münze des Sept. Sev. in ders. Sammlung Artemis mit dem Hunde oder Dionysos mit dem Panther ist. Ib. T. I. Imp. Gr. tab. 7. n. 113. 94) *Paus.* VIII, 13, 2. 95) *Paus.* VIII, 5, 8. 96) *Paus.* VIII, 13, 1. Aus diesem Grunde erblickt man die nämlichen Figuren der Artemis auf Münzen von Mantinea. *Sestini*, Descr. d. mus. Fontana. p. 71. n. 1. *Sest.* Descr. di molte med. ant. Gr. es. in più Musei. Fir. 1828. p. 95. tab. XIII. fig. 2. *Mionn.* Suppl. IV, 280. n. 53. übrigens lag zwischen Orchomenos und Mantinea Elymia. *Xen.* Hell. VI, 5, 13. 97) *Paus.* VIII, 5, 8. VIII, 13, 4.

98) *Paus.* VIII, 13, 1. Alles dieses mußten auch die Priester der Artemis zu Ephesos, die Hestiatores oder Essenes, jedoch nur auf ein Jahr beobachten. *Spanh.* ad Call. H. in Jov. 66. 99) *Paus.* VIII, 13, 1.

1) *Diod.* XIX, 63. 2) *Paus.* VIII, 5, 8. 3) Artemis durch Hymnen geehrt. *Spanh.* ad Call. H. in Dian. I, 1. durch Chöre I, 3. — Vasengemälde auf der vaticanischen Bibliothek. *Passer.* Pict. Etr. Vol. II. tab. 181. p. 66. (wo die auf den beiden Stangen sitzenden Vögel Wachteln [ὄρτυγες] sind, in Bezug auf Ortygia. Eine Wachtel ist auch auf der Stange hinter der Artemis Bildsäule auf Münzen der Leukadier). *Dempst.* de Etr. reg. T. I. Flor. 1723. tab. 12. *Buonarroti*, in Dempst. l. l. p. 18. *Passer.* in Dempst. ll. de Etr. reg. Paralip. Lucae 1767. p. 43 sq. *Passer.* Pict. Etr. Vol. II. tab. 172. p. 37 sq. 4) aen. 6. *Vaillant* Gr. p. 85. *Harduin.* Oper. sel. p. 129. 5) aen. 5. Mus. Theup. p. 956. 6) *Dion. Hal.* A. R. I, 30. T. I. p. 88. 7) Die Hauptnahrung des Sees ist die Quelle Tenéä. *Paus.* VIII, 13, 4. Dodwell 2ter Bd. 2te Abth. Cap. 23. S. 316. d. d. übers. 8) *Paus.* VIII, 13, 5.

thun konnte [9]). Ehe die Entwässerungscanäle [10]) gegraben waren, mögen die Ebenen von Orchomenos und Kaphyä sehr oft unter Wasser gestanden haben. Auch bemerkt Dodwell, daß die ältere Stadt, die nachmals die Akropolis bildete, im Winter, wenn der Schnee schmilzt und der See übertritt, bisweilen ganz von Wasser umgeben sei. Poseidon Hippios hatte auch nahe bei der von Orchomenos gegründeten Stadt Methydrion einen Tempel, vermuthlich weil diese Stadt häufigen Überschwemmungen durch die Flüsse Maloitas und Mylaon, zwischen denen sie auf einem hohen Hügel lag [11]), ausgesetzt war. Sonst gab es auch mystische Heiligthümer des Gottes in Arkadien, wie zu Mantinea, welche Stadt an Orchomenos gränzte [12]) und auch an dem Tempelcultus der Artemis Hymnia Theil nahm [13]), wegen einer Salzquelle [14]), und es ist wahrscheinlich, daß der Cultus des Poseidon zu Orchomenos mit dem der mystischen Gottheiten dieser Stadt in Verbindung stand. Die Figur des Poseidon ist sicherlich Copie der von Pausanias erwähnten Tempelbildsäule: „Sehenswürdig sind in der neuen Stadt Orchomenos die Quelle, woraus die Stadt ihr Wasser hat, die Tempel des Poseidon und der Aphrodite und die marmornen Bildsäulen [15]).“ Auch die Bildsäule der Aphrodite scheint auf folgender Münze copirt zu sein: *ΙΟΥΛΙΑ. ΔΟΜΝΑ.* Kopf der Julia Domna. *ΟΡΧΟΜΕΝΙΩΝ.* Eine stehende weibliche Figur stützt die Rechte auf eine Säule und hält eine Kugel auf der Linken [16]). Vermuthlich ist das, was Sestini für einen Globus hielt, ein Apfel. Mit der Verehrung der Aphrodite bei den Orchomeniern hingen die Sagen von Anchises und Äneas zusammen. Dieser soll zu Orchomenos gewohnt haben [17]). Bei dem Berge Anchesia, der die Grenze zwischen den Orchomeniern und Mantineern bildete, war das Grab des hier von Äneas beerdigten Anchises. Ganz in der Nähe des Grabes sah Pausanias noch die Ruinen eines verfallenen Tempels der Aphrodite [18]).

Auf einer Münze des Septimius Severus steht Dionysos nackt bei einem Felsen und hält über einem zu seinen Füßen befindlichen und emporblickenden Panther ein Trinkgefäß [19]). Ferner sind auf einer andern Münze desselben Imperator zwei männliche Figuren, deren jede in der Rechten eine Weintraube hält. Eine der Figuren hält überdies noch eine Diota und hat die Pantherhaut auf dem linken Arm [20]). Offenbar besaßen die Orchomenier eine Gruppe des Dionysos und des neben ihm stehenden Faun oder Ampelos [21]) oder Akratos, dergleichen noch mehre auf unsere Zeit gekommen sind [22]). Auf Dionysos bezieht sich auch die Weintraube, die einmal hinter dem Brustbild der Julia Domna sichtbar ist [23]).

Den stehenden Asklepios, der auf den von der Schlange umwundenen Stab sich stützt, zeigen Münzen des Septimius Severus [24]) und des Caracalla [25]). Asklepios konnte einerseits dem obenerwähnten Apollon sich anschließen; andererseits erschien er auch im demetrischen Cultus, wie zu Eleusis, wo er den Geweiheten Gesundheit verleihet, oder mit dionysischem Gefolge, wie zu Pergamos. Übrigens erblickt man den Asklepios auch auf Münzen von Mantinea aus derselben Zeit [26]).

Tyche, die stehend mit der Rechten das Steuerruder, mit der Linken das Füllhorn hält, erscheint auf Münzen des Sept. Sev. [27]), der Julia Domna [28]), hinter deren Haupte eine Weintraube ist, und des Caracalla [29]). Tyche wendet alles Unheil von den Geweiheten ab und überschüttet sie mit Reichthum [30]). Es ließe sich vielleicht wahrscheinlich machen, daß diese Göttin, die man ungemein häufig auf den unter den römischen Imperatoren geprägten Münzen antrifft, eine Stellvertreterin der mystischen Göttinnen [31]), Demeter und Persephone, sei.

Indem nun diese Münzen die Bildsäulen der von

---

9) *Paus.* VIII, 23, 2., wo auch der sogenannten Inseln, des Schlundes und des Tragos gedacht wird. Poseidon zu Kaphyä: *Paus.* VIII, 23, 3. M. der Julia Domna *Mionn.* II, 247. n. 27. 10) Die südliche, höher gelegene Ebene von Orchomenos ist von einem Entwässerungscanal durchschnitten und hängt durch einen Hohlweg zusammen mit der größeren, in der der See von Orchomenos zusammengelaufen ist, der zum Flußgebiet des Ladon gehört. Müll. Dor. II, 441. Dodwell setzt über einen künstlichen Graben, der augenscheinlich aus dem Alterthume herstammte und dazu angelegt war, den Überfluß des Wassers, das zur Winterszeit von den Gebirgen umher herabströmte, abzuhalten, da es ohne diesen Canal die ganze Ebene überschwemmen würde; vergl. Gell, Reiseber. von Morea. Karlsr. 1829. S. 65 fg. Der aus dem orchomenischen See kommende Tragos ist wol derselbe Fluß, der nach *Polyb.* IV, 11. durch die Ebene der Kaphyeer floß. 11) *Paus.* VIII, 36, 1. Gell S. 58. 12) *Paus.* VIII, 12, 5. 13) *Paus.* VIII, 13, 1. 14) *Paus.* VIII, 10, 3. Münze von Mantinea mit der Darstellung des Poseidon. *Mionn.* Suppl. IV, 279. n. 43. Dreizack. *Ed. de Cadalvene,* Rec. de med. Gr. in. p. 206. n. 2. Pl. III. fig. 9. n. 3. fig. 10. *Dumersan*, All. de Haut. p. 53. — Poseidon und Demeter zu Thelpusa und Phigalia. 15) *Paus.* VIII, 13, 2. 16) aen 6. *Sestini*, Descr. num. vet. p. 218. n. 3. M. A. 17) *Dion. Hal.* I, 49. 18) *Paus.* VIII, 12, 5.

19) aen. 6. *Pellerin.* Rec. T. III. Pl. 126. n. 11. p. 196. Auf der Abbildung ist der Felsen weggelassen. *Mionn.* II, 251. n. 47. *Sestini*, Descr. n. vet. L. 1796. p. 218. n. 1. M. C. Die Figur einer Münze des Sept. Sev. in Numism. M. Arigon. T. I. Tarv. 1741. N. Imp. Gr. tab. 7. n. 113. scheint doch mehr Dionysos mit dem Panther als Artemis mit dem Hunde zu sein. 20) aen. 5. *Mionn.* II, 251. n. 49. 21) *Ovid.* Fast. III, 409. 22) Müll. Handb. d. Arch. S. 512 fg. — Gros. Mus. Worsleyan. L. 1824. Part. IV. p. 69. 23) Mit Tyche auf der hintern Seite. *Mionn.* Suppl. IV, 284. n. 71. 24) aen. 6. *Mionn.* II, 251. n. 48. *Sestini*, M. Fontana. Fir. 1822. 4. p. 72. 25) *Vaill.*, Gr. p. 107. *Harduin.* Op. sel. p. 129. *de Cadalv.* p. 209. n. 1. Pl. III. fig. 11. 26) *Vaill.* p. 104. *Dumersan* p. 53. 27) aen. 5. Num. M. Arigon. l. l. n. 112. *Sestini*, Descr. n. v. p. 218. n. 2. M. A. Vermuthlich hat die zu Paris vorhandene Münze (aen. 6. *M.* Suppl. IV. n. 68.) ganz dieselbe Darstellung, wiewol sie durch eine Contremarque entstellt ist. Auch soll daselbst zu den Füßen der weiblichen Figur ein kleiner Altar sichtbar sein, der vielleicht nur ihr Steuerruder ist. 28) N. M. Arig. T. II. Imp. Gr. tab. 21. fig. 291. *M.* Suppl. IV, 284. n. 71. 29) *Sestini*, In Cat. M. Hederv. partem primam castig. Flor. 1823. p. 35. n. 4585. Im ältern Catalog von Caronni (P. I. p. 194. n. 4585.) war sie irriger Weise als eine unter Commodus geprägte Münze der Stadt Nikomedia in Bith. beschrieben. 30) *Orph.* Hymn. LXXI, 6 sq. 31) Daß Methydrion schon Jahrhunderte vor Christi Geburt mystische Culte hatte, kann man aus dem schließen, was Theopompos über den Privatcultus des Hermes und der Hekate berichtet.

Pausanias erwähnten Tempel des Poseidon, der Aphrodite und der Artemis Hymnia in Copien vorführen, kann man fragen, ob auch Apollon, Dionysos, Asklepios und Tyche ihre besondern Heiligthümer hatten.

In Betreff Apollons wurde oben schon Einiges bemerkt. Tyche, vielleicht auch Asklepios könnten in einem Tempel der Demeter gestanden haben, den Pausanias nicht erwähnt hätte. Andere sind vielleicht geneigter, die Zahl der Tempel größer anzunehmen. Es ist seltsam, bemerkt Dodwell, daß sich noch Überreste von verschiedenen Gebäuden in der Unterstadt, auf deren Ruinen das Dorf Kalpaki liegt, vorfinden, die Tempel gewesen zu sein scheinen, obgleich Pausanias nur zwei erwähnt. An der Stelle einer zerstörten Kirche stand offenbar ein altes Gebäude von dorischer Ordnung, aber von geringer Ausdehnung; denn die Säulenfrusten hielten nicht einmal zwei Fuß im Durchmesser. Eine Hütte des Dorfes Kalpaki stand auf den Trümmern eines dorischen Tempels von weißem Marmor, wovon einige große Stücke in der Umgegend zerstreut lagen. Dodwell ließ durch Landleute nachgraben und diese förderten einige dorische Capitäle von zierlicher Arbeit vollkommen wohl erhalten zu Tage. Die Säulen hatten nur achtzehn Reife. Ferner ist die Kirche Panagia, die am nördlichen Fuße der Akropolis liegt, ganz aus den Trümmern eines dorischen Tempels erbauet, unter welchen Triglyphen, ebene Metopen und gereifte Frusta von weißem Marmor, jedoch von geringen Verhältnissen sind. Es befinden sich auch hier Antefixa von Terra Cotta, mit dem gewöhnlichen Blätterwerke von dunkelrother Farbe gemalt. Weiter in die Ebene hinein, gegen den See zu, liegt eine andere Kirche in Trümmern, aus altem Stein und Marmorblöcken erbauet, und nicht weit davon ein ionisches Capitäl. Noch weiter gegen das sogenannte Dorf Rusch hin ist eine dritte Kirche, in deren Mauer einige Triglyphen von Marmor angebracht sind. Einige hundert Schritte westlich von Kalpaki liegt ein Haufe viereckiger Steinblöcke von bedeutender Größe und weiter in die Ebene hinein sind noch andere ähnliche Überreste. Alles scheint in der That zu beweisen, daß Orchomenos eine feste und große und mit Prachtgebäuden köstlich geschmückte Stadt war, die Pausanias (*ἐν τῷ λόγῳ τῷ ἐς Ὀρχομενίους*, wie er **VIII, 23, 2.** den Abschnitt seiner Reisebeschr. selbst nennt) nicht mit seinem gewöhnlichen Fleiße beschrieben hat [32]).

(*G. Rathgeber.*)

ORCHOMENOS (*Ὀρχομενὸς Μινύειος*) in Böotien. Über die geographische Lage vergl. diese Enc. unter Böotien (1ste Sect. XI. S. 257.) und Kruse's Hellas 2. Th. 1. Abth. Leipzig 1826. S. 574.

Schon Henninges hat in genealogischen Überblicken Orchomenos mythische Geschichte berührt [1]). Was Wolfgang Laz gibt [2]), ist höchst dürftig, wie auch Vindings [3]) Notizen sehr ungenügend sind. In die allgemeine Geschichte ist das Volk der Minyer erst durch Gatterer [4]) und Beck [5]) eingeführt worden. Zerstreutes, und nach beschränkten Gesichtspunkten, gaben Clavier [6]) und Raoul-Rochette [7]). Bald nachher schrieben Buttmann und Müller über den nämlichen Gegenstand in ungefähr gleicher Zeit. Doch wurde Buttmanns kürzere Abhandlung über die Minyer der ältesten Zeit [8]) erst dann gedruckt, als Müllers reichhaltigeres und weit bekannteres Buch bereits erschienen war.

Die Grundsätze, von denen Buttmann sich leiten ließ, sind ungefähr folgende: Die ganze ältere Geschichte bis gegen die Zeiten des Pisistratus ist nur ein wissenschaftliches Product, gezogen aus wenigen Monumenten und vielen Sagen und Epopöen, mit einer Kritik, die wir nicht immer revidiren können. Vor der geschriebenen Geschichte ist nämlich eine Periode, welche man als die Periode eigentlicher Überlieferung von der rein fabelnden Sage unterscheiden muß. Dies ist die dunkele, für uns thatenarme Zeit, worein nur durch unsichere Überlieferung, die jedoch hier und da durch Listen verschiedener Art unterstützt wird, und durch Schlüsse einige, obgleich sehr unzuverlässige, Chronologie gebracht wird. Die Leere nimmt aufwärts zu, fängt dann oberhalb an mit fabelhaften Erscheinungen sich auszustatten, und plötzlich sind wir, ganz oben, mitten in einem Meere der mannigfaltigsten Völker- und Personengeschichte (Fabelsage). Aus den ältesten Zeiten war die Notiz von Verwandtschaften der Völker übrig, die sich dann, nach der Analogie späterer Zeiten in Colonienfendungen und Auswanderungen einkleideten, und zuletzt in der Menge epischer Sagen, die den Namen der Stiftungen *κτίσεις* führten, jene unterhaltende und bestimmte Form gewannen, worin sie sich späterhin auch dem Historiker empfahlen [9]). Die Bewegungen, das Fortrücken und Nachrücken der Völker geschah in dem Laufe der Zeiten allmälig und entzog sich aller Beobachtung. Die Sage erhielt die Veränderung der Wohnplätze im Gedächtniß. Sie gestaltete sie episch in persönliche Ereignisse und aus diesen suchte die späte historische Wissenschaft ein vernunftgemäßes und durch Epochen dem Verstande faßliches Ganzes zu machen. Bei diesem Verfahren waren mythische Anachronismen unvermeidlich, vermöge welcher Mythen, die in großen Zwischenräumen von Jahren entstanden waren, durch und neben einander stehen. Pausanias, wie alle griechischen Historiker, besonders die späteren, wählte und formte aus dem Chaos von widersprechenden und sich durchkreu-

32) Dodwell Cap. 27. S. 311.

1) *Hier. Henninges*, Theatrum genealog. T. I. Magdeb. 1598. fol. p. 281 sq. 299. 301. 2) *Gron.* Thes. VI. p. 3473. 3) *Erasmi Vindingii*, Hellen. *Gron.* Thes. XI. p. 272—277.

4) Joh. Christoph Gatterer's Einleitung in die synchron. Universalhist. Gött. 1771. S. 374. 5) Beck's Anleit. z. g. K. der allgem. Weltgesch. 1813. I, 1. S. 859. 6) *Clavier*, Hist. des prem. tems de la Grèce. 7) *Raoul-Rochette*, Hist. de l'établ. d. colon. Grecques. 8) Abhandl. d. hist. philol. Cl. d. k. preuß. Akad. d. Wiss. a. d. J. 1820—1821. Berl. 1822. S. 175—218. Phil. Buttmann, Mythologus oder gesammelte Abh. über die Sagen des Alterth. 2ter Bd. Berl. 1829. S. 194—245. 9) Es scheint alles, was in den ältern Zeiten als Wanderungen und Colonien dargestellt wird, zum Behuf des Gedächtnisses in eine regelmäßige Form und auf gewisse Epochen zurückgebracht worden zu sein, die das Resultat von Schlüssen und Rechnungen, nicht von Nachrichten waren.

zenden Nachrichten ein Ganzes, wie es ihm am vernunftgemäßesten schien, und verfuhr dabei, wenn gleich nicht so zerstörend und albern, wie Diodor, doch immer so, daß er dem Leser das Unglaubliche in den Sagen selbst und das Verwirrende in ihrer Vielheit möglichst zu ersparen suchte. Lächerlich wäre es nun, wenn wir ihn seinen ehrlichen Zweck auch bei uns erreichen ließen und seine Darstellung als die wahrer Geschichte am nächsten kommende annehmen, was wir aber bei Andern finden als wildes und loses Gewebe beseitigen wollten. Eben so wenig wird man die Angaben, welche sich bei den alten Erklärern der griechischen Dichter finden, wegen der schlechten Verfassung dieser Scholien selbst, als willkürliches und grundloses Geschreibe verwerfen. Vielmehr zeigen die Namen, die hier und da von ihnen angeführt werden, wie Pherekydes, Akusilaos u. a., aus welchen Quellen, wenn auch nicht unmittelbar, das Meiste floß, was wir bei ihnen finden. Indem nun Buttmann auch diese abweichenden Nachrichten, wenn auch nicht zur Bereicherung, doch zur Läuterung des Bekannteren verglich, suchte er zugleich ein Beispiel zu geben, wie zur Berichtigung der Historie auch die Mythologie gebraucht werden könne, ohne diese selbst als Historie zu misbrauchen.

Ein solches Beispiel hat, noch tiefer eingehend, Müller gegeben, dessen Buch[10]) in folgende Abschnitte zerfällt: Böotiens Berge und Bewässerung; der kopaische See und dessen Canäle; Gestalt und Erzeugnisse des Sees und der Umgend; Ureinwohner, und von den morgenländischen Einwanderern; Sagenkreis der Orchomenier; das Orakel des Trophonios; Zeus Laphystios, und die Sage von Athamas; Charitendienst. Stamm der Phlegyer; Orchomenos Herrschaft in Böotien; Reichthum, Baukunst, Schifffahrt; thessalische Minyer; Minyer als Argonauten; geschichtliche Bedeutung und Erweiterung der Fahrt; Minyer von Lemnos[11]); Minyer und Kadmeer in Lakonien; Niederlassung zu Thera; Gründung Kyrenes; Minyer und Neliden in Triphylien; böotische Thraker und Äoler; Orchomenos Böotios. In den Beilagen wird über die tyrrhenischen Pelasger und über die Gottheiten von Samothrake gehandelt; dann folgen Genealogien, einige Inschriften, die Zeittafel der äolischen Völkerzüge, endlich S. 478—500. geographische Belege, mit Hinsicht auf die beigefügte Karte von Böotien und Phokis[12]).

Müller's Buch, ein Muster, wie man aus mythischen Überlieferungen Historisches entwickeln müsse, ist in den Händen sowol der Lernenden als der unterrichteten Kenner des griechischen Alterthums. Darum würde ein Auszug desselben überflüssig, in anderer Hinsicht auch mislich sein. Würde nämlich die Untersuchung nur im Auszuge mitgetheilt, so könnte Manches als hypothetisch erscheinen, was gleichwol in jenem Werke sehr fest begründet ist. Oft kann eine Sache nicht mit ausdrücklichen Zeugnissen alter Schriftsteller belegt werden. Dagegen wird sie durch den Zusammenhang getragen und unterstützt. Für Leser aber, die allererst und mit wenigen Worten in die Topographie und Geschichte von Orchomenos eingeführt werden wollen, reichen die Capitel 34. bis 38. des neunten Buches der Reisebeschreibung des Pausanias in der Ursprache oder in Übersetzungen völlig aus, und es würde zweckwidrig sein, sie hier abdrucken zu lassen, wo der Raum durch so vieles Andere in Anspruch genommen wird.

Unnöthig ist's, auch von den Inschriften der Orchomenier zu handeln, indem nach Böckh's umfassenden Untersuchungen[13]) wenig oder gar nichts Neues darüber zu sagen ist; für die aber, die kürzerer Darstellungen bedürfen, dasjenige hinlänglich sein wird, was in Böckh's Staatshaushaltung und Müller's Orchomenos enthalten ist. Dagegen ist es unumgänglich nothwendig, von den Münzen der Orchomenier in diesem Werke zu handeln, nicht blos, weil ihre Betrachtung den Leser in die spätere Geschichte, seitdem die Stadt böotisches Bundesglied war, einzuführen, sehr geeignet ist, sondern noch weit mehr, um eine Lücke der Literatur auszufüllen, d. h. die Untersuchung über Orchomenos vollends zum Abschluß zu bringen. Nachdem nämlich über Topographie, Geschichte, Verfassung und Inschriften zur Genüge gehandelt worden ist, sind wirklich die orchomenischen Münzen allein, um nicht zu sagen, gar nicht, wenigstens so wie sie es verdienen, noch niemals untersucht worden.

Münzen. Eine Abhandlung über das Geld dieser Stadt zerfällt in drei Abtheilungen. Anfangs bediente sich Orchomenos gewogenen Metalls, später der von den Thebanern geprägten Bundesmünzen, zuletzt prägte die Stadt selbst Münzen.

Orchomenos wird schon in den Homerischen Gesängen als eine reiche Stadt bezeichnet[1]). Eben dahin führen auch die bedeutungsvollen Namen der Chryse und Chrysogeneia, Töchter des Halmos. Der Chrysogeneia Sohn von Poseidon war Chryses, der Vater des goldreichen Minyas. Dieser Minyas bauete unter allen Menschen zuerst ein Schatzhaus[2]), dessen Eingang noch die neueren Reisenden, wie bekannt, aufgefunden haben wollen[3]). In dem Schatzhause mag theils unverarbeite-

10) Geschichten hellenischer Stämme und Städte von K. Otfr. Müller. 1ster Bd. Orchomenos und die Minyer. Breslau 1820. 8. Recens. in d. Jahrbüchern der Literatur. 15ter Bd. 1821. Wien. S. 113—145. (von Rhode). 11) Vergl. hierüber noch Res Lemnicae scr. *Car. Rhode.* Vratislaviae. 1829. 8. p. 43—49. Heidelb. Jahrb. d. Lit. 1830. 10tes Heft. S. 1004. 12) Damit sind noch zu verbinden die in dieser Encykl. unter Böotien (welcher Aufsatz ebenfalls von Müller abgefaßt ist) befindlichen Abschnitt über Böotiens Völkerstämme, über die Minyer, Phlegyer etc. (Encykl. 1ste Sect. XI. S. 261 fg.), über den Athamasdienst der Minyer (das. S. 267.), und über die Bundesverfassung (S. 271.).

13) *Boeckh.* C. I. Gr. Vol. I. p. 736. n. 1564. 1568. 1569. a. b. c. 1573. 1579. 1580. 1583. 1584. 1593. 1639. 1643. 1651. 1663. 1664. 1666. 1673.

1) *Hom.* Il. IX, 381. *Strab.* lib. 9. T. III. p. 475. Tzsch. 2) *Paus.* IX, 36, 3. 3) Dodw. 1ster Bd. 2te Abth. S. 4. d. d. übers.

tes und abgewogenes, theils zu Geräthen und Schmuck verarbeitetes Gold und Silber in Gefäßen[4]) aufbewahrt worden sein. Dieser Landesreichthum dürfte unter besonderer Obhut der Hekate gestanden haben, die nicht allein im Minyerlande Thessalien und im entferntesten Ziele der Minyerfahrt zu Kolchis, sondern wahrscheinlich auch in Orchomenos verehrt wurde. Die Schilderung der Hekate, die der den Orchomeniern überaus werthe[5]) Hesiodos gibt, setzt einen Staat wie den der Minyer von Orchomenos voraus, dem die Erd- und Meergöttin, weil Macht und Vermögen ihr beiwohnte, Reichthum schenkte[6]). Vielleicht führte die Göttin bei den Minyern den Namen Chryse. So wenigstens hieß die auf der Insel Chryse verehrte, an äußerer Gestalt der Artemis-Hekate gleichende Göttin, wie ein Vasengemälde beweist[7]). Chryse selbst kam durch die tyrrhenischen Pelasger nach Brauron und von hier nach Lemnos[8]). Es scheint aber, daß jene Hekate-Chryse auf Lemnos und in den Mysterien der benachbarten Inseln zur Kabeiro und zur Gemahlin des Hephästos wurde, woraus später die in die Eleusinien übertragene Dreigottheit sich entwickelte. In Orchomenos dagegen könnte sie bei dem Schatzhause gewacht haben, gleich der Munychia-Hekate[9]) oder Artemis Empylie[10]) vor dem Palaste des Aetes und dem das goldene Vließ umschließenden Haine[11]), und der zur mystischen Dreigottheit erweiterten Hekate auf der Akropolis zu Athen, wo auch der Schatz der Athener sich befand[12]).

Orchomenos, seit der Einwanderung der äolischen Böoter diesen unterworfen[13]), bediente sich, als Münzen geprägt wurden, zuerst der unförmlichen, welche auf der einen Seite den böotischen Schild, hinten die auf sehr vielerlei Weise gestaltete Vertiefung, haben, später der zierlicheren, worauf wiederum der Schild, hinten aber das zweihenkelige Gefäß zu sehen ist. Unter diesen Münzen haben die älteren gar keine Inschrift. In den Inschriften der jüngeren werden die Böoter genannt. Von Thukydides wird Orchomenos unter den böotischen Bundesstaaten aufgeführt[14]). Die Stadt sendete einen Archonten und besaß Chäroneia als einen von ihr abhängigen Ort[15]). In den unruhigen Zeiten vom peloponnesischen Kriege an war Orchomenos bald spartanisch, bald thebanisch, bald seiner Selbstbestimmung überlassen[16]). Unter Agesilaos mußten die Thebaner Orchomenos Unabhängigkeit anerkennen. In Orchomenos hielt sich eine lakedämonische Besatzung[17]). Ferner war Orchomenos auch dann noch frei geblieben, als die Thebaner Ol. 101, 2. die Herrschaft über die übrigen Städte des schon aufgelösten Bundes wiedergewannen. Als daher kurz vor der Schlacht bei Leuktra die Münzen mit den Namen des Epaminondas, Xenokrates und Damokleidas[18]) geprägt wurden, war Orchomenos theils unabhängig von den Thebanern, theils stand es denselben feindselig gegenüber und hatte an jenen Münzen keinen Antheil. Nach der Schlacht bei Leuktra (Ol. 102, 2.) zogen die Thebaner mit einem großen Heere gegen Orchomenos und hatten die Absicht, diesen Staat in Knechtschaft zu bringen. Aber durch Epaminondas zurückgehalten, gaben sie den Orchomeniern unter ihren Bundesgenossen Platz[19]). Noch in dieser Zeit gab es in Böotien nur die Classe der oben erwähnten Münzen und die Einzelnstädte haben keine aufzuweisen. Während hierauf Epaminondas, vom Hause abwesend, in Thessalien verweilte, wurden die orchomenischen Minyer (Ol. 103, 2.) von den Thebanern aus dem Lande getrieben[20]). Die Stadt lag eine Zeitlang in Trümmern, noch zur Zeit der Demosthenischen Rede gegen die Megalopoliten[21]), so daß jetzt am wenigsten orchomenische Münzen erscheinen konnten. Von denen, die Theben schwächen wollten, wurde die Wiederherstellung der Stadt gewünscht.

Der phokische oder sogenannte heilige Krieg ist, wie bald sich ergeben wird, ein für die Numismatik von Hellas sehr wichtiges Ereigniß[22]). Onomarchos ließ aus

4) *Paus.* IX, 37, 3. cf. *Otth. Sperlingii* Diss. de nummis non cusis. Amst. 1700. 4. p. 14—17. 5) *Paus.* IX, 38, 3 et 6. 6) *Hes.* Theog. 413. 7) In der Lamberg. S. Herakles, Jason, *XPYΣH.* Abh. d. hist. phil. Cl. d. k. pr. Ak. d. Wiss. 1804—1811. Berlin 1815. S. 63. *Millingen*, Peint. d. vas. Gr. t. d. div. coll. R. 1813. Pl. 51. p. 77. cf. *Laborde*, Vases du comte de Lamberg. I, 24. Schol. Soph. Philoct. 194. *Philostr. jun.* imag. XVII. p. 139. — in Millingens Besitz. Philoktet, Kalchas, Odysseus. *Millingen*, ib. Pl. 50. p. 76. *Buttm.* ad Soph. Philoct. p. 57. *Amm.* de voc. diff. p. 47. 8) *Plut.* virt. mul. 247. d. 9) *Orph.* Arg. 933. 10) Ib. 900. 11) Ib. 892. 12) Noch in späterer Zeit Verehrung der Hekate bei den Böotiern (Schol. Hes. Theog. 411. p. 140. Venet. 1537. 4.), deren Land an drei Meeren lag (*Strab.* p. 387.). Drei Monde auf Münzen der Thebaner. *Mionn.* II, 110. n. 109. 13) *Strab.* p. 457. et 391. 14) *Thuc.* IV, 93. 91. 15) Ib. IV, 76. 16) Böckh Staatsh. II, 370.

17) *Diod.* XV, 37. *Plut.* Pelop. 16. 18) Ein Einwohner zu Leuktra, Namens Skedasos, wendete sich wegen des von drei Lakedämoniern an seinen Töchtern ausgeübten Frevels (*Plut.* amat. narr. 3. T. IV. P. I. p. 100. Wytt.) an den berühmten Epaminondas, einen der Böotarchen, dessen Name auf den Münzen bald *ΕΠΑΜ.* (*Eckh.* Cat. P. I. p. 110.), bald *ΕΠΙΛΑ*, wie auf einer Münze im Cab. zu Gotha (arg. 5. cf. *Mionn.* II, 101. n. 24.), bald *ΕΠ.* geschrieben ist (Ib. n. 25.). Dem Epaminondas, der so schnell als möglich den Lakedämoniern eine Schlacht liefern wollte, stimmte der Böotarch Xenokrates bei. Den Epaminondas vor der Schlacht bei Leuktra um die Herbeiholung des Schildes des Aristomenes bat (*Paus.* IV, 32, 5.) *ΞΕΝΟ* liest man auf den Münzen (*Mionn.* II, 102. n. 39.). Der Böotarchen Damokleidas und Damophilos Ausspruch fiel dahin aus, Weiber und Kinder nach Attika zu bringen, aber die Schlacht zu vermeiden (*Paus.* IX, 13, 3. cf. *Plut.* Pelop. 8.). Damokleidas Name ist auf einer Münze *ΔΑΜΟΚΛ.* geschrieben (*Mionn.* Suppl. III, 504. n. 13.) und damit hiervon der Name des Damophilos sich unterscheide, ist dieser auf einer andern folgendermaßen abgekürzt: *ΔΑΜΟ.* (Mus. Pembroch. II. tab. 49. fig. 3.). Bald darauf gewannen die Böotier die Schlacht bei Leuktra, wozu Branchyllides gerathen hatte. Ihr sind also jene Münzen ungefähr gleichzeitig. Es gab damals sieben Böotarchen (*Diod.* XV, 52. 53. *Paus.* IX, 13, 3. X, 20, 3.). 19) *Diod.* XV, 57. 20) *Paus.* IV, 27, 6. IX, 15, 2. IX, 27, 3. *Diod.* XV, 57. et 79. *Wessel.* ad h. l. *Wolf* ad Demosth. Lept. p. 323. cf. p. 97. *Demosth.* pro Megalop. p. 155. B. 158. A. Böckh Staatsh. II, 371. *Boeckh.* Corp. I. Gr. I. p. 742. Nach *Fr. Winiewsky* comm. h. et chr. in Demosth. or. de cor. Monast. 1829. 8. p. 25. et 364. im ersten Jahre der 104. Ol. Epaminondas sah diese Vertreibung als eine dem Staate nachtheilige Sache an. *Paus.* IX, 15, 2. 21) *Demosth.* p. 203, 4. p. 203, 18. 22) Philomelos. *Diod.* XVI, 24. XVI, 30. Onomar-

dem Silber und Golde der Schätze und Weihgeschenke im delphischen Tempel Geld prägen, welches er unter die bundesverwandten Städte austheilte, vorzüglich die Häupter derselben beschenkend. Bald darauf (Ol. 106, 4.), eroberte er Orchomenos[23]). Phayllos, der ebenfalls silberne und goldene Münzen schlagen ließ[24]) und durch die Menge des aus seinem unerschöpflichen Geldvorrathe ausgetheilten Geldes nicht wenige der kleinen Staaten zum Beistande zu reizen wußte[25]), ward Ol. 107, 1. bei der Stadt Orchomenos in einem Treffen geschlagen und verlor viele von seinen Leuten. Doch wußten die Phoker die feste[26]) Stadt Orchomenos, ferner Koronea und Korsiä zu behaupten, von wo aus sie die Böotier überzogen[27]). Als ein Theil des böotischen Vereines hatte Orchomenos vermuthlich eigne Verfassung (Ol. 108, 2.). Durch jenen Tempelraub wurde eine sehr bedeutende Menge Silber in Umlauf gesetzt. Nicht alle Phokis umringenden Völker hatten die Religiosität der Opuntier, welche die von den Phokern geprägten Münzen sammelten und sie dem Apollon zu Delphi überschickten. Nur glaube man nicht, daß unmittelbar nach geendigtem heiligen Kriege die erhaltenen Münzen der kleinern Städte Böotiens geprägt wurden, am wenigsten die von Orchomenos; denn Ol. 108, 3. hätten die Orchomenier gern mit Hinterlassung ihrer Güter und Ländereien Böotien verlassen[28]). Allein Philippos überließ sie der Willkür der Thebaner, nicht sowol aus freiem Entschlusse[29]), sondern von den Thessalern und Thebanern, denen er nach Beendigung des heiligen Krieges Orchomenos und Koronea wieder zuzustellen versprochen hatte, gedrängt (Ol. 108, 3.). Demosthenes bemerkt, daß Orchomenos verwüstet, alle Bürger zu Sklaven verkauft seien[30]) und Theben sich des Bodens bemächtigt habe[31]).

Indessen hat derselbe Philippos, nachdem er Ol. 110, 3. die Böoter und Athener bei Chäroneia geschlagen hatte, auch die von den Thebanern nach der Schlacht bei Platää aus ihrer Stadt vertriebenen Orchomenier in dieselbe zurückgebracht[32]). Die Stadt wurde aufgebaut[33]). Wenn Orchomenos nicht schon jetzt die ersten Münzen prägte, so geschah es sicherlich dann, als Ol. 111, 2. (333 v. Chr. Geb.) Alexander, von Orchomenos, Thespiä, Platää lebhaft unterstützt, Theben, wo die böotischen Münzen bisher geprägt wurden, zerstört[34]) und die Grundstücke der Thebaner unter die böotischen Städte vertheilt hatte, denen sie reiche Einkünfte brachten[35]).

Nunmehr begannen Anthedon, Delion, Thespiä, Kopä, Koronea, Mykalessos, Orchomenos, Platää, Tanagra, Pharä, Chäroneia silberne Münzen zu prägen, indem sie vermuthlich die von den tempelräuberischen Phokern geprägten Münzen, so viele derselben noch aufzutreiben waren, sammelten, einschmolzen und umprägen ließen, um so das Andenken an jenen irreligiösen Vorfall zu tilgen. — Böotischer Schild, auf dessen oberem Theile eine Ähre ist. — *EPXO*. Zweihenkeliges Gefäß. Darüber *EY.*[36]) — Ähnlich[37]). — Böotischer Schild. — *EPX.* Zweihenkeliges Gefäß. Links davon eine Ähre. Über dem Gefäße *EYDO*[38]). — Böotischer Schild. — *EPX.* in einem Ährenkranze[39]). Die Schilde der Böotier[40]), Kadmeer[41]) und Thebaner[42]), worüber Bl. Caryophilus nur Ungenügendes gibt[43]), werden von den ältesten Dichtern erwähnt und auf einem schwarzen Vasengemälde trägt Herakles einen böotischen Schild[44]). Vielleicht hat Chalkos, der Sohn des Minyerkönigs Athamas, der von alten Schriftstellern als Erfinder der Schildbewaffnung bezeichnet wird[45]), nur die eigenthümliche Gestalt der böotischen Schilde erfunden. Man kann aus einem Gemälde zu Athen schließen, daß nicht allein die Schilde, sondern auch die Helme der Böotier eine eigenthümliche Form hatten[46]). Schilde der gewöhnlichen Art mußten Reitern oder den auf den Streitwagen kämpfenden Kriegern, die den Zügel des Pferdes hielten und zugleich durch die Bewegung desselben oder durch den unsichern Stand des Wagens belästigt wurden, wegen ihrer weit hervorragenden Seiten höchst beschwerlich fallen. Wie oft mag der Speerwerfer an dem Rande des Schildes die Hand aufgeschlagen, wie oft der Speer selbst, indem sein hinterer Theil an dem Rande des Schildes anprallte, eine schiefe Richtung bekommen haben, bis endlich die Erfindung der ausgeschweiften Schilde dem Übel abhalf. Des Ausschnittes unterer Rand gewährte große Erleichterung; denn auf diesem konnte der Speer

---

chos, Phayllos. Ib. XVI, 56. Die Schilderung der Ereignisse gehört in die Untersuchung über die phokischen Münzen.

23) *Diod.* XVI, 33. 24) Ib. XVI, 36. 25) Ib. XVI, 37. 26) Aus dieser Zeit die Ruinen der orchomenischen Burg. *Walp.* Mem. r. to Eur. Turk. p. 336. 27) *Diod.* XVI, 58. 28) *Aeschin.* *π. παραπρ.* Or. Gr. III. p. 309. ed. R. 29) *Demosth.* *κ. Φιλιππ.* Vol. I. p. 69. *π. εἰρην.* Ib. p. 62. *παραπρ.* Ib. p. 375. *Aeschin.* l. l. 30) *Demosth.* *παραπρ.* p. 445. 31) Ib. p. 385. lin. 5. p. 387. lin. 11. 32) *Paus.* IV, 27, 5. IX, 37, 3. 33) *Arrian.* I, 9, 19. 34) *Diod.* XVII, 13. *Strab.* p. 398. *Klütz*, De foedere Boeotico. Berol. 1821. p. 66. *Winiewski* p. 211. et 327. 35) *Paus.* I, 25, 4. *Diod.* XVIII, 11. Theopomp (*Steph. Byz.* s. v. *Εὐαίμων*) erwähnt Euämon als eine orchomenische Stadt. Vielleicht war jetzt das Land der Orchomenier so ausgedehnt als während der Perserkriege, wo es über den Kephissos reichte (Müll. Orch. 470.). Im peloponn. Kriege war Chäroneia von Orchomenos abhängig. *Thuc.* IV, 76. Alte Minyerstädte waren Aegyrä, Holmones, Hyettos (*Paus.* IX, 24, 3. IX, 36, 4.).

36) arg. 5. M. Hunter. p. 68. n. 16. tab. XIII. fig. 12. Zwei merkw. ähnliche Münzen kaufte Dodwell von einem Landmanne zu Orchomenos. Dodw. 1ster Bd. 2te Abth. S. 13. d. t. übers. 37) arg. 5. *Mionn.* II, 101. n. 27. *Mionn.* Suppl. III, 516. n. 78. Pl. XVI. n. 9. 38) arg. 5. Ib. n. 80. *Dumersan.* All. de Haut. à P. 1829. 4. p. 45. Pl. VI. n. 2. 39) arg. 3. Numism. cim. C. R. Austr. Vindob. P. I. V. 1755. fol. p. 33. tab. IX. fig. 1. *Eckh.* Cat. P. I. p. 110. n. 15. Böckh Staatsh. II, 384: „Walpole (bei Clarke 2ter Th. 2te Abth. S. 152.) hat ebenfalls eine orchomenische Silbermünze mit den Buchstaben *EPX.*" 40) *Hes.* Sc. Herc. 24. *Eur.* Phoen. 1595. Der Schild des Aias war zu Hylä in Böotien verfertigt. *Hom.* Il. VII, 220. *Strab.* p. 434. 41) *Hes.* Ib. 3. 42) *Pind.* Isthm. I, 1. 43) *Caryoph.* De vet. clyp. L. B. 1751. 4. p. 60. 44) Herakles im Kampfe mit Kyknos. *Millingen*, Anc. un. mon. Paint. Gr. vas. Lond. 1822. p. 91. Pl. 38. 45) *Plin.* H. N. VII, 57. Böotien und Euböa hatten in den ältern Zeiten Eisenbergwerke. 46) *Demosth.* in Neaeram. Vol. II. p. 1377. ed. R. vergl. *Poll.* On. I, 10, 3. Auf Vasengem. trägt Kadmos die böotische *κυνέη*.

auffliegen, während der Reiter zielte, und dieser konnte auch wieder durch des vorgehaltenen Schildes Öffnungen die Bewegungen des Feindes ohne Gefahr beobachten. Man kann sich denken, daß die Böotarchen, welche die einzelnen Städte vertraten und die Truppen derselben auch für sich besonders in der Schlacht aufstellten [47]), solche vielleicht geheiligte Schilde trugen, wie der Archon in Theben die heilige Lanze [48]), und daß die Schilde besonders dann gebraucht wurden, wenn die Abgesandten der einzelnen böotischen Städte unter deren Bewohnern vorzüglich die Thebaner als kriegerisch geschildert werden [49]), auf dem Felde vor Koronea bei dem Tempel der auch auf Münzen dargestellten [50]) itonischen Athena [51]) zusammenkamen, weniger vermuthlich, um zu berathschlagen, als um sich bei den Festmahlen [52]) und Kampfspielen der Pamböotien [53]) ihrer gemeinsamen Abkunft zu erinnern. Dann könnte z. B. ein festlicher Aufzug bewaffneter Reiter oder eine Musterung stattgefunden haben. Man weiß, wie sehr unter andern böotischen Völkern auch die Orchomenier durch zahlreiche und stattliche Reiterei sich auszeichneten [54]). Eine Verschwörung der dreihundert Ritter von Orchomenos mit thebanischen Aristokraten sollte bei einer gemeinsamen Waffenmusterung der Reiterei ausgeführt werden [55]). Das ungemein zierliche Gefäß der hintern Seite stimmt mit derjenigen Vasenform überein, die von den Alterthumsforschern jetzt Kraterikos oder Krater Panionios genannt wird [56]). Bei der Auslegung eines ähnlichen Gefäßes der opuntischen Münzen wies ich auf die Aianteien hin [57]). Auch ist es denkbar, daß an das Fest des in den Inseln der Seligen fortlebenden Aias ein Dionysisches Freudenfest sich anschloß. Wenn Strabon berichtet, daß aus einer mystischen Ursache im Heiligthume der Itonia Athena zu Koronea auch eine Bildsäule des Hades stehe [58]), so kann man, die bekannte Verehrung des Dionysos in Böotien [59]) erwägend, die Vermuthung aufstellen, daß auch in den Pamböotien der jenseitigen Dionysischen Freuden der Geweiheten gedacht wurde; es war jener Hades vielleicht geradezu nach Orphischer Lehre mit Dionysos identisch. Auf einer der böotischen Münzen sieht man eine Weintraube über dem Gefäße schweben [60]). Daß in den Pamböotien, wie in den Heraklesspielen zu Marathon [61]) die Sieger ein Gefäß als Kampfspreis erhielten, läßt sich nicht nachweisen. Vielleicht bezieht sich der Kraterikos nur auf die in den Pamböotien herrschende und nach mystischer Weise als ein Vorgeschmack der jenseitigen Freuden geltende Fröhlichkeit [62]). Von ausschweifender Neigung der Böoter zur Völlerei, sogar bei ernstern Gelegenheiten, zeigen die verschiedensten Schriftsteller. Gegen Ol. 139. wenigstens waren die Pamböotien weniger ein Nationalfest, zur Bekräftigung eines einträchtigen und entschlossenen Sinnes, als ein großes Eß- und Trinkgelage [63]). Durch die Ähre wird der ergiebige Weizenertrag angedeutet, dem schon die alten Minyer einen Theil ihres Reichthums verdankt haben mögen [64]). Ἐρχομενός war der eigentliche Name der Stadt, und man liest ihn so auf Inschriften, noch aus dem Zeitalter nach Alexander dem Großen [65]). Ferner steht in der vatikanischen Handschrift des Pindar [66]) Ἐρχομενοῦ. Auch in andern Wörtern schrieben die Böoter statt des gewöhnlichen ο ein ε [67]). Da auf den allgemeinen Münzen der Böoter die Namen der Böotarchen der Thebaner Epaminondas, Xenokrates, Damokleidas, Damophilos zu lesen sind, auf andern des Böotarchen Ismenias Name vorkommt, wird auch auf den orchomenischen Münzen das abgekürzte Wort *EYDO* der Name des orchomenischen Böotarchen [68]) sein. Aus einer Inschrift ist Melannios Nikokleios der Erchomenier als Böotarch bekannt [69]). Hiervon müssen die Archonten zu Orchomenos unterschieden werden, deren folgende bekannt sind: Aleuas [70]), Athanias [71]), Damotötas [72]), Thynarchos [73]), Karächos [74]), Mnasinos [75]), Timon [76]). Mit dem Namen eines Archon wird das Jahr bezeichnet, daher das Amt ein jährlich wechselndes gewesen sein muß [77]). Geldangelegenheiten besorgten zu Orchomenos die Tamiä (Schatzmeister), deren Oberhaupt ὁ πρύτανις τῶν ταμιῶν hieß, mit den Polemarchen (Kriegsobersten) und Katopten (Aufsehern) [78]). Mit diesen hat der Schatzmeister die Aus-

47) *Klütz.* p. 90. Tittm. D. d. gr. St. S. 677 fg. 48) *Plut.* de gen. Socr. p. 406. ed. Wytt. 49) *Strab.* p. 389. 50) *Peller.* Rec. I. p. 153. Pl. 24. n. 11. *Mionn.* II, 104. n. 65. *Mionn.* Suppl. III, 508. n. 41. 51) *Strab.* p. 614. et 458 sq. *Paus.* IX, 34, 1. III, 9, 7. *Plut.* amat. narr. 4. T. IV. P. I. p. 106. Wytt. *Polyb.* IV, 3. cf. *Callim.* lav. Pall. 60. Der Cultus war von den böotischen Äolern eingesetzt. 52) *Polyaen.* Strat. VII, 43. p. 681. 53) *Boeckh.* C. I. Gr. I. 770. n. 1588. *Gron.* Th. Gr. A. VII. p. 634. 54) *Pind.* Ol. XIV, 2. Schol. ad h. l. p. 293. Müll. Orch. 84. u. 406. 55) *Diod.* XV, 79. 56) *Th. Panofka*, Rech. s. les vérit. noms des vases Gr. P. 1829. p. 12. Pl. IV. n. 19. 57) S. diese Encykl. unter Opuntische Lokrer, Münzen. 58) *Strab.* T. III. p. 459. 59) S. dieser Encykl. 1ste Sect. XI. S. 267. 60) arg. 6. zu Gotha. Vergl. *Mionn.* II, 101. n. 18. 61) Schol. Pind. Ol. IX. p. 226.

62) Stat. Theb. II, 721. laeta choris. *Barth.* ad h. l. T. II. p. 645. 63) *Polyb.* XX, 4. et 6. XXIII, 2. *Athen.* Deipn. lib. X. p. 418. 64) *Strab.* p. 478. Überschwemmungen des Sees *Paus.* IX, 38, 5. Müller Orch. 83.: Die allergrößte Vervielfachung des Getreidekornes in ganz Griechenland bemerkten Reisende an dem Weizen, den man auf die Moräste von Kopä säet ꝛc. Den Zehnten weihten die Orchomenier in ihrem Tempel der Chariten. Schol. Villois. ad Hom. Il. IX, 381. 65) *Boeckh.* C. I. Gr. I, 757. n. 1564. zweimal. p. 741. n. 1569. a. III. fünfmal. p. 756. n. 1573. p. 776. n. 1593. dreimal in der Inschrift von Krissa p. 41. n. 25. 66) *Pind.* Ol. XIV, 4. Auch Isthm. I, 35. müßte Ἐρχομενοῖο geschrieben werden. 67) *Boeckh.* C. I. Gr. I. p. 722. und über Ἐρχομενός dessen Staatsh. II, 383. 68) über diese s. *Thuc.* IV, 93., über die Dauer der Böotarchie und ihre Erneuerung diese Encykl. 1ste Sect. XI. S. 271. *Klütz* p. 85 sq. 88. 69) *Boeckh.* C. I. Gr. I. 775. n. 1593. ἀφέδρια τενόντων. 70) Ib. I, 756. n. 1564. 71) Ib. I, 762. n. 1580. 72) Ib. I, 739. n. 1568. 73) Ib. I, 741. n. 1569. a. 74) Ib. I, 756. n. 1573. 75) Im Siegerverzeichnisse. Ib. I, 763. n. 1583. 76) Ib. I, 761. n. 1579. Böckh Staatsh. I, 321, 11. II, 359. 374. 375. 398 fg. Die Archontenwürde kommt außer Theben auch in andern böotischen Städten vor, wie in Lebadeia. 77) Orchomenos hatte ferner Polemarchen (*Boeckh.* C. I. Gr. I, 741. n. 1569. a. p. 756. n. 1573., wie es scheint, sechs), einen Schreiber der Polemarchen (ib.), einen Priester des Zeus Meilichios (p. 739. n. 1568.), einen θεοπροπέων und einen Priester der Chariten (p. 776. n. 1593.). 78) p. 742. n. 1569. a. I. et II. — p. 750. — Vergl. was in einer

zahlung zu leisten, und er selbst stellt die Urkunde über die geleistete Auszahlung an den Gläubiger aus. Ob das alte Schatzhaus zu Orchomenos noch damals, als die Münzen geprägt wurden, brauchbar war und also unter jenen *ταμίαις* stand, ist unbekannt [79]); Ol. 116, 1. stellte Kassandros von Macedonien Theben wieder her [80]) und es waren damals Thebä, Orchomenos, Lebadea, Platää, Koronea, Thespiä, Chäroneia, Tanagra Bundesstaaten [81]), sodaß nur Münzen mit der Inschrift *Βοιωτων* erschienen. Einer noch spätern Zeit gehört folgende Münze an: Böotischer Schild. *EPXO* innerhalb der Strahlen eines Sternes [82]). Es ist dieselbe nicht von Silber, sondern von Erz, weil nämlich die durch den phokischen Tempelraub herbeigeführte silberreiche Zeit längst vorüber war. Auch ist die Ähre, wodurch die Orchomenier in früherer Zeit den Reichthum ihres Landes andeuteten, jetzt weggelassen. Vermuthlich fällt sie in die Zeit des Streites zwischen Demetrios Poliorketes und Kassandros. Damals scheinen die Böotarchen ihren Sitz in Orchomenos gehabt zu haben [83]). Ptolemäos erhielt von dem Bunde der Böoter Mannschaft, und Kassandros schloß mit den Thebanern ein Bündniß, mit den übrigen Böotern Frieden [84]). Theben selbst wurde von Demetrios belagert [85]) und eingenommen [86]). Der Stern, sonst auf Münzen ein Abzeichen nächtlicher Mysterien, könnte auch hier so erscheinen, wenn man ihn aus der Geschichte der Metioche und Menippe, Töchter des Orion, erklären wollte, welche von Persephone und Hades in Sterne, oder genauer Kometen, verwandelt und unter dem Namen Koronides in einem Tempel zu Orchomenos verehrt wurden [87]). Die Orchomenier hatten auch einen Tempel des Dionysos [88]). Es ist vielleicht besser, den Stern Seirios zu benennen und ihn mit Aristäos, den Bakchylides als einen Sohn des Himmels und der Erde bezeichnet [89]), in Verbindung zu bringen, wie auf den Münzen von Keos, über die Bröndsted gehandelt hat [90]). Den Aristäos finden wir auch in dem Sagenkreise der Thessaler und der Kyrenäer, welche vom orchomenischen, wie von einem gemeinsamen Mittelpunkte ausgehen. Die Insel Keos befreit Aristäos von der Gewalt des heißen Seirios, indem er die kühlenden Etesien herbeibeschwor. Auch zu Orchomenos mag er als Verleiher der Fruchtbarkeit des Landes verehrt worden sein. Aktäon, der jährlich von den Orchomeniern Gedächtnißopfer erhielt und auch auf einer orchomenischen Münze zu sehen ist, war der Sohn jenes Aristäos und der Autonoe. Aristäos selbst wird von Müller dem iolkischen Zeus Aktäos verglichen und auch dieser mit Aktäon zusammengebracht [91]). — Vor Ol. 145., vielleicht noch in den Zeiten des peloponnesischen Krieges oder bald nachher, wurde die orchomenische Inschrift abgefaßt, die jetzt im britischen Museum ist und die Namen der in dieser Zeit üblichen Geldsorten vorführt. Anchiaros, Eumeilos Sohn, der Schatzmeister, sagt darin, er habe dem Phokier Eubulos die Schuld abgetragen, nach dem Beschluß des Volkes 16,163 Drachmen. Farnon, Polykles Sohn, der Schatzmeister, hatte dem Phokier Eubulos von der Schuldverschreibung den Rest gezahlt, 5823 Dr. 1½ Ob. Wenn ferner jemand den Eubulos des Weideviehes beraubte, sollte die Stadt der Erchomenier dem Eubulos vierzig Minen Silbers schuldig sein für jedes Jahr, und sollte Zins zahlen (zwei) Drachmen für jede Mine jeden Monat, und sollte von Eubulos der Staat der Erchomenier zur Zahlung angehalten werden können [92]). Weit roher als die früher aufgeführten Münzen, besonders hinsichtlich der Schrift, ist folgende: Böotischer Schild. *OPX.* ohne andere Darstellung [93]). Daß diese Münze einer spätern Zeit als alle bisher beschriebenen angehört, kann man daraus schließen, daß sie nicht mehr *EPX.*, sondern *OPX.* zur Inschrift hat. *Ὀρχομενίῳ* liest man in der achäischen Inschrift [94]) und es ist wahrscheinlich, daß Auswärtige auch früher die Stadt insgemein Orchomenos nannten. Die Münze gehört in die dem Kriege mit Perseus vorangehende Zeit (Ol. 152, 1. oder 583 n. R. Erb.), als die Römer danach strebten, den böotischen Bund zu zerreißen, indem sie nur jede einzelne Stadt als ein politisches Ganze anerkannten [95]), welches Ziel sie auch völlig erreichten [96]). Völlig abweichende Typen hat die Erzmünze, die aus Cousinery's Sammlung in das königl. bairische Cabinet zu München kam und aus Pausanias Worten ihre Erläuterung erhält: „Auf dem Wege von Megara ist zur Rechten eine Quelle und etwas weiter fort der Fels Aktäons, auf dem dieser geschlafen haben soll, wenn ihn die Jagd ermüdet hatte. In der Quelle soll er die badende Artemis gesehen haben. Stesichoros von Himera schreibt, die Göttin habe ihm

---

Inschr. von Oropos über die dortigen Polemarchen und Katopten gesagt wird. p. 750. n. 1570. a.

79) Die Notiz eines neueren Schriftstellers, daß der Grammateus den Schlüssel des *ταμιεῖον* hatte, scheint auf dem zu beruhen, was in *Xen.* Hell. V, 4. über Phyllidas erzählt wird. 80) *Diod.* XIX, 53. *Paus.* IX, 7, 1. Daß Theben demungeachtet unbedeutend genug blieb, bemerkt *Strab.* p. 398. 81) *Boeckh.* C. I. Gr. I. 723. In einer Inschrift, die nicht vor Ol. 116 abgefaßt ist, sind Theben, Orchomenos, Koronea, Anthedon, Thespiä, Tanagra, Oropos, Platää Bundesstaaten. Es wird unter den andern Aphedriateuontes auch der orchomenische Archon genannt. *Boeckh.* ib. p. 776. n. 1593. 82) aen. 3. *Sestini*, Descr. d. M. Fontana. Fir. 1827. 4. p. 28. tab. IV. fig. 14. 83) *Polyaen.* Strat. IV, 17. 11. p. 397. 84) *Plut.* Arat. 16. 85) *Plut.* Demetr. 39. 86) Ib. 40. zehn Jahre nach seiner Aufbauung. 87) Nikandros und Ktenna bei *Antonin. Lib.* Met. 25. p. 453. ed. Gale. cf. *Ovid.* Met. XIII, 685. 88) *Paus.* IX, 38, 1. 89) Schol. Ap. Rh. II, 500. 90) Nach Keos kam der Dienst des Aristäos entweder durch die Parrhasier oder durch die Lokrer, deren Münzen bekanntlich sehr oft den Stern enthalten.

91) Müll. Orch. 341. vergl. diese Encykl. 1ste Sect. XI. S. 266 fg. 92) *Walp.* Mem. p. 469. *Boeckh.* C. I. Gr. I, 742. n. 1569. 93) aen. 3. *Haym.* Th. Brit. T. I. Vind. 1763. tab. 23. fig. 1. p. 234. *Gessn.* N. Gr. p. tab. 49. fig. 14. p. 303. *Froel.* not. el. 104. Ej. not. comp. Gr. p. 152. Die von Dodwell (1ster Bd. 2te Abth. S. 13.) erwähnten Münzen (mit dem böotischen Schilde auf der einen Seite und *EPX.* auf der andern innerhalb eines Kranzes und darunter zwei Weizenkörner) scheinen nach Erythrä zu gehören. 94) *Boeckh.* C. I. Gr. I, 711. n. 1542. 95) *Polyb.* T. IV. p. 357. Schw. *Liv.* XXXXII, 38. 44. 47. Drumann, Ideen z. G. d. V. Berl. 1815. S. 459. 96) *Klütz.* p. 71.

eine Hirschhaut umgeworfen und dadurch verursacht, daß ihn die Hunde zerrissen, damit er die Semele nicht heirathen sollte [97]). Ich glaube, daß seine Hunde ohne eine Gottheit toll geworden und so einen jeden, der unter sie gerathen, werden zerrissen haben" [98]). Ferner in dem Abschnitte über Orchomenos: „Von dem Aktäon erzählen die Orchomenier, sein Gespenst, welches sich auf einem Felsen aufgehalten, habe in dem Lande viel Unheil angerichtet. Als sie deswegen in Delphi um Rath fragten, befahl ihnen Apollon, das, was sie vom Aktäon noch finden würden, zu begraben [99]), ingleichen ein Bild des Gespenstes aus Erz zu gießen und an dem Felsen anzufesseln. Das Bild habe ich selbst gesehen. Dem Aktäon wird jährlich ein Gedächtnißopfer gebracht" [1]). Die Münze zeigt nun auf der einen Seite Artemis, die auf das rechte Knie sich niedergelassen hat und in der vorgestreckten Linken den Bogen hält. Die andere Hand ruht auf der Erde. Die Haare der Göttin, die eine kurze Kleidung trägt — auf der gelieferten Abbildung scheint sie nackt zu sein — sind auf dem Scheitel in einen Knoten zusammengenommen und hängen dann herab. Hinter Artemis sitzt ihr Hund, den linken Vorderfuß emporhebend. Auf der hintern Seite, wo die Inschrift *ΟΡΧΟΜΕΝΙΩΝ* steht, ist der nackte Aktäon, der in die Höhe blickt, mit eisernen Ketten an dem Felsen, worauf er sitzt, angeschlossen [2]). Vermuthlich hatten die Orchomenier da, wo das eherne Bild des Aktäon stand, auch eine Statue der Artemis aufgestellt, die Pausanias nicht erwähnt. Aktäon selbst war der Sohn der Autonoe und des Aristäos [3]), über dessen Verehrung schon oben gehandelt wurde. Aus dem Dienste des Zeus Aktäos mag sich auch Aktäons Mythos, gleichbedeutend dem von Aristäos, entwickelt haben. Apollodor erzählt, daß die Hunde, die den Aktäon zerrissen, zur Höhle des Chiron kamen und daß dieser ein Eidolon des Aktäon verfertigte und so die Trauer der Hunde um ihren Herrn stillte [4]). Das Zeitalter der Münze anlangend, so muß sie, da sie gar keine Bundestypen hat und hierdurch von allen übrigen Münzen der Orchomenier sich unterscheidet, in einer Zeit geprägt sein, in welcher entweder der böotische Bund gar nicht mehr bestand, oder wenigstens Orchomenos sich völlig von demselben losgesagt hatte. Böotisches Bundesmitglied war Orchomenos noch, als das Decret des Achäerbundes auf der Inschrift von Ägion abgefaßt wurde, die nach Böckh in das Zeitalter von Ol. 125. bis 152. zu setzen ist [5]). Die Münze gehört also in eine spätere Zeit. Von Mummius wird erzählt: Mummius löste die Demokratie auf und übertrug den reichsten Personen die Verwaltung [6]). Auf Hellas wurde eine Steuer (*φόρος*) gelegt und den Wohlhabenden verboten, außer ihrem Gebiete etwas anzukaufen; auch wurden die Synedrien der Achäer, der Phoker, Böoter und die es sonst noch in Hellas gab, ohne Unterschied alle aufgehoben [7]). Der Zeitabschnitt, in welchen obige Münze zu setzen wäre, ist aber nicht sonderlich lang; denn derselbe Schriftsteller fügt hinzu: „Nicht viele Jahre später hatten die Römer mit Hellas Mitleid und erlaubten den einzelnen Völkern, wieder ihre alten Synedrien zu halten und Land außer ihrem Gebiete anzukaufen. Sie erließen auch die Geldstrafen, die Mummius ihnen auferlegt hatte. Denn die Böoter und Euböer sollten den Herakleoten hundert Talente bezahlen [8]). „In die noch spätere Zeit des Sulla ist die Münze schwerlich zu setzen; denn damals wurde Orchomenos schrecklich heimgesucht. Bei der Stadt überwand Sulla (86 v. Chr.) den Archelaos, Feldherrn des Mithridates [9]). Da er überdies den Orchomeniern eine von Myron verfertigte stehende Bildsäule des Dionysos raubte, um sie auf dem Helikon aufzustellen [10]), würden sich die Orchomenier schwerlich ihrer Kunstwerke auf den Münzen gerühmt haben. Schon in den Zeiten zwischen Mummius und August scheint Tanagra weit angesehener gewesen zu sein als Orchomenos. Letztere Stadt hat nur die eine autonome Erzmünze aufzuweisen, die eben beschrieben wurde, Tanagra dagegen ungleich mehre. Von Theben gibt es eine Münze des Trajan, von Thespiä eine Münze Domitians. Thespiä und Tanagra werden auch unter den böotischen Städten von Strabon [11]) und Plinius hervorgehoben. Tanagra besaß außer der Tetrakomie Eleon [12]), Mykalessos, Pherä, Harma [13]), auch noch Aulis, Hyria [14]), Delion. Darum zieht sich die Reihe der tanagräischen Münzen von Augustus bis Commodus, während Orchomenos keine einzige Imperatorenmünze aufzuweisen hat. (*G. Rathgeber.*)

97) Cf. Acusil. fr. ed. St. p. 234. *Apollod.* p. 259. 98) *Paus.* IX, 2, 3. 99) Aktäons Mutter sammelte seine Gebeine. *Nonn. Dion.* lib. 5. p. 172. *Callim.* lav. Pall. 115. Den Grabhügel will Dodwell aufgefunden haben. Dodw. 1ster Bd. 2te Abth. d. t. übers.

1) *Paus.* IX, 38, 4. 2) *Sestini*, Lettere e diss. num. T. II. Pisa 1817. p. 27. Abbild. T. IV. Fir. 1818. tav. 1. n. 27. p. 66. 3) *Apollod.* lib. III. p. 259. Nach *Pherecyd.* fr. ed. St. p. 159. war des Aristäos Tochter Hekate. 4) *Apollod.* p. 260. Bekanntlich ist auf den vier Abtheilungen eines Sarkophags der Villa Pinciana die ganze Geschichte des Aktäon vorgestellt. Villa Pinciana. Stanza VII. n. 16. 17. *Visc.* Monum. Borghes. publ. d. Ger. de Rossi. T. II. tav. II. III. *Millin.* G. m. Pl. 100. n. 406. Pl. 101. n. 405. 407. Vielleicht ist es Copie eines Kunstwerkes, welches die Römer unter Sulla aus Orchomenos entführten. Die drei weiblichen Figuren, welche Fruchtgehänge tragen, würden die zu Orchomenos verehrten Chariten sein. Auch der Zug der Nereiden und Tritonen, den die obere Abtheilung enthält, könnte in Orchomenos erfunden sein, wo gewiß im mystischen Gottesdienste der Aufenthalt der Geweiheten in den Inseln der Seligen gelehrt wurde, worauf jene Reliefsdarstellung hinweist. — Sonst noch auf Urnen *Gori* Mon. Etr. T. I. tab. 122. T. II. p. 244. *Inghir.* Mon. Etr. Ser. I. tav. LXV. T. I. P. II. p. 540—545. im Mus. zu Volterra. Ib. tav. 70. p. 595—606. Bilds. aus der Villa des Antoninus Pius 1744. bei Civita Lavinia gefunden, *Taylor Combe*, Anc. m. in the Brit. M. P. II. Lond. 1815. Pl. XLV. Geschnittene Steine. *Tassie-Raspe.* Vol. I. p. 157. n. 2157—61. *Stosch.* P. gr. II, 93. Spiegel. *Inghir.* M. E. II, 146. Vasengem. in der Samml. der H. Santangelo in Neapel. Vase zu Eboli ausgegraben. Annali dell' inst. di corrisp. archeol. Vol. III. R. 1831. 8. p. 403 sq. mit der Abbildung in dems. Bande Tav. d'aggiunta D.

5) *Boeckh.* C. I. Gr. I, 711. n. 1542. 6) *ἀπὸ τιμημάτων τὰς ἀρχάς.* 7) *Paus.* VII, 17, 6. 8) *Paus.* VII, 16, 7. 9) *Polyaen.* Strat. VIII, 9, 2. *Plut.* Lucull. III, 11. 10) *Paus.* IX, 30, 1. 11) *Strab.* p. 398. et 449. 12) Ib. p. 411. 13) Ib. p. 418. 14) p. 410.

ORCHOMENOS in Böotien. — Orchomenischer Mythos in Bildwerken. — Ein Vasengemälde, worauf frühere Alterthumsforscher die Herabstürzung des Astyanax vom Thurme zu finden wähnten[1]), wird richtiger aus dem orchomenischen Sagenkreise erklärt. Es ist nämlich unmöglich, daß das Bauwerk, worauf ein Krieger stehend einen Knaben und ein gezücktes Schwert hält, ein Thurm[2]) sei, weil vor demselben auf ebenem Boden eine weibliche Figur steht, die jenen Knaben aus den Händen des Kriegers zu ziehen sucht. Das Bauwerk selbst ist mit Sphingen, die auf Böotien hinweisen und mit Reliefdarstellungen verziert. Letztere enthalten die Kämpfe der Lapithen und Kentauren, die bald auf Dionysos sich beziehen, bald ein Sinnbild des Frevels und der Bestrafung desselben sind. Auch diese Nebendarstellungen erscheinen recht sinnig gewählt, wenn man das Bauwerk für einen breiten aber niedrigen Altar hält, den darauf stehenden Mann aber Athamas nennt, welchen Hera mit Raserei strafte, weil seine Gemahlin Ino den Dionysos auferzogen hatte[3]). Athamas, der bereits, wie man denken muß, den Learchos getödtet hat, ist im Begriff, auch den andern seiner mit Ino erzeugten Knaben, nämlich den Melikertes, mit dem Schwerte zu tödten. Aber Ino reißt ihm denselben aus den Händen. So würde die Erklärung ausfallen, wenn man den Homerischen Scholiasten zu Grunde legt[4]). Der Altar selbst war zwischen Orchomenos und Koronea auf dem Berge Laphystion[5]). Als der Künstler Aristonidas den rasenden Athamas in der Reue über den Sturz seines Sohnes Learchos vorstellen wollte, legirte er Kupfer und Eisen, damit der Rost des letztern durch das glänzende Kupfer durchschimmere und die Schaamröthe ausdrücke. Diese Statue war zu Theben noch in Plinius Zeit vorhanden[6]). Den Statuenbeschreibungen des Kallistratos ist die Beschreibung eines mit Wachs angefertigten Gemäldes angehängt, worauf der rasende Athamas zu sehen war, nackt und mit der einen Hand das Schwert haltend. Eine weibliche Figur, ohne Zweifel die von Athamas verfolgte Ino, hielt den Knaben und küßte ihn. Ferner sah man die skironischen Felsen und das von Delphinen belebte Meer. Auch Amphitrite und die Nereiden zeigten sich auf den Wogen und der Okeanos umgrenzte die Ferne[7]). Der Widder, der Helle über das Meer trägt, bildet das Gemälde einer Patera[8]). Auf einem im J. 1760 in den Ausgrabungen zu Civita entdeckten Gemälde wird Phrixos vom Widder über die Meeresfluthen getragen. Er streckt umsonst die Hand aus[9]) nach der bereits versinkenden Helle[10]). Noch auf einem andern Wandgemälde des Museo Borbonico, welches aus dem gewöhnlich Pantheon, jetzt Serapeum benannten Gebäude zu Pompeji herrührt, wird der ungemein schöne Phrixos allein von dem Widder, der eben das Meer hinter sich gelassen hat, über das Land nach Äa geführt[11]). Die Geschichte erscheint öfters auf Gemälden Pompeji's, weil diese Stadt am Meere lag. Pausanias sah ein Kunstwerk auf der Akropolis zu Athen: Phrixos, bei den Kolchern angelangt, opfert den Widder dem laphistischen Zeus[12]). Ein Gemälde, welches Philostratos beschrieb, zeigte in der Nähe des Kephissos[13]) den an Körper gewaltigen Phorbas, welchen Apollon, der die Gestalt eines jungen Faustkämpfers angenommen, mit der Rechten gepackt und bereits zur Erde niedergeworfen hatte[14]). Aus Phorbas verwundetem Haupte floß Blut. An einer Eiche waren die Köpfe derer aufgehängt, die, zum Heiligthume des Apollon reisend, durch Phorbas ihren Tod fanden[15]). Der Baum selbst, vom Blitze getroffen, stand in Flammen[16]). Die Münze mit der Darstellung des Aktäon wurde unter den übrigen Münzen der Stadt Orchomenos aufgeführt. Aktäons Geschichte enthalten auch ein borghesischer Sarkophag, Sarkophage aus Volterra, eine Gruppe aus Civita Lavinia im britischen Museum und einige geschnittene Steine. *(G. Rathgeber.)*

ORCHOMENOS in Thessalien. Diese Stadt lag an den Grenzen Thessaliens und Macedoniens[1]), in der Nachbarschaft der früher Halmonia benannten Stadt Minya. Sie wird mit Dion im macedonischen Pierien zusammen genannt und wurde bald zu Thessalien, bald zu Macedonien gerechnet[2]). Kassandros von Macedonien wollte Ol. 119, 3. die Einwohner von Dion und von Orchomenos nach Theben in Phthiotis versetzen, welches damals Demetrios Poliorketes verhinderte[3]). Orchomenos in Thessalien war nicht allein dem Plinius[4]), son-

1) *Tischbein* Coll. of engr. fr. anc. vases. Vol. II. Pl. 6. p. 24. *M.* G. m. Pl. 163. n. 610. 2) Nicht einmal ein Theaterthurm, wie sie *Poll.* On. IV, 19, 127. erwähnt. Das Vasengem. kann übrigens leicht nach der Scene eines Trauerspieles entworfen sein. Äschylus schrieb einen Athamas, Sophokles zwei Tragödien dieses Namens und eine Ino (*Boeckh.* Gr. trag. pr. p. 119. 140. 120.), Euripides einen Phrixos und eine Ino (*Eur.* trag. et fr. ed. Matthiae. T. IX. Lips. 1829. p. 195. et 294.), Achäus einen Phrixos. 3) *Tzetz.* ad Lyc. 22. Dionysos Laphystios. Müll. Orchom. 173. 4) Schol. Hom. Od. V, 334. p. 206. ed. Buttm. Wollte man das Gemälde aus Apollodor (lib. I. p. 63.) erklären und die weibliche Figur Nephele benennen, so würde entgegenstehen, daß man den Phrixos nicht als Knaben, sondern nur erwachsen sich denken kann. Über die Verschiedenheiten der Erzählung s. die Auslegung zu *Hyg.* f. 1. 5) *Paus.* IX, 34, 4. 6) *Plin.* H. N. XXXIV, 40. 7) *Callistr.* stat. 14. *Heynii* Opusc. ac. Vol. V. G. 1802. p. 219.

8) *Tischb.* l. l. Vol. III. Pl. 2. *M.* G. m. Pl. 102. n. 408. *Fr. Inghir.* Pitture di vasi fittili. T. I. Poligr. Fiesol. 1832. tav. 26. p. 50. 9) *Ovid.* Fast. III, 865. 10) Le pitt. ant. d'Ercolano. T. III. Nap. 1762. tav. 4. p. 19—23. *M.* G. m. Pl. 102. n. 409. Real Mus. Borbon. Vol. VI. tav. 19. Jahn Wandgem. 11. 11) Real Mus. Borbon. Vol. II. tav. 19. 12) *Paus.* I, 24, 2. 13) *Hom.* H. in Ap. 100. 14) Die Geschichte wurde von den Kyklikern erzählt. Schol. Hom. Il. XXIII, 660. 15) So sind auf einem Relief die Köpfe derer, die Iphigenia opfern mußte, an einem Baume aufgehängt. 16) *Philostr.* imag. II, 19. Nach *Paus.* IX, 36, 2. wurde das ganze Geschlecht der Phlegyer durch Blitze, Erdbeben und Krankheiten vertilgt. Nur Wenige blieben übrig und retteten sich nach Phokis.

1) Schol. Apoll. Rh. II, 1190. *van Staveren* ad Hygin. f. 1. 2) Bei *Eust.* ad Hom. Il. II, 512. T. I. p. 206. lin. 22. wird das thessalische und macedonische Orchomenos unterschieden, dagegen ad Hom. Il. IX. T. I. p. 661. lin. 4. bemerkt, daß beide eine und dieselbe Stadt seien. 3) *Diod.* XX, 110. 4) *Plin.* H. N. IV, 15.

dem auch noch spätern Schriftstellern bekannt [5]). Sein Name lautete damals verderbt oder barbarisch Charmenas [6]). *(G. Rathgeber.)*

ORCHOMENOS um Karystos. *Strab.* lib. 9. T. III. p. 482. *Tzsch.* Eust. ad Hom. Il. II, 512. p. 206. lin. 22. *(G. Rathgeber.)*

Orchomenos in Macedonien, s. Orchomenos in Thessalien. *(G. Rathgeber.)*

ORCHOMENOS im Pontos. Schol. Ap. Rh. II, 1190. *Strab.* lib. 9. T. III. p. 481. Müller Orch. 288. *(G. Rathgeber.)*

ORCHOMENOS. Orchomenisch-thessalische Mythendarstellung: Orchomenos I. Ältern waren Zeus [1]) und Hesione, die Tochter des Danaos. Orchomenos selbst oder vielmehr Poseidon hatte von Hermippe, Tochter des Böotos, einen Sohn Minyas, der in Orchomenos wohnte [2]). Sein Volk erhielt von ihm den Namen Minyer. Minyas und Klytodora erzeugten den Presbon, die Periklimene und Eteoklymene, unter denen Periklimene die Stammmutter des Argonauten Jason war. Mit Phanosyra, Tochter des Päon, erzeugte Minyas drei Söhne, den Orchomenos II., der also seinem Großvater gleichnamig war, ferner den Diochthondes und den Athamas [3]). *(G. Rathgeber.)*

ORCHOTOMIE, ORCHOTOMIA, wird meist mit Orcheotomie, Orcheotomia, verwechselt und zur Bezeichnung derjenigen chirurgischen Operation, wobei ein oder beide Hoden weggenommen werden, (der Castration) gebraucht; allein mit Unrecht, da Orchotomie (als von ὄρχος, eigentlich eine Reihe, in med. Beziehung der Tarsusknorpel der Augenlider, abstammend) wol nur die Hinwegnahme der Augenlidränder u. dgl. bezeichnen könnte. (S. L. A. Kraus's krit. etymol. med. Lexikon. Göttingen 1826, S. 560.) *(Wiegand.)*

ORCIN, nennt Robiquet den neuen von ihm entdeckten Grundstoff der Orseille de terre aus der Variolaria dealbata, einer Flechtenart. Dieser Stoff ist in seiner Reinheit farblos, krystallisirbar, im Wasser und Weingeist löslich, von etwas widrig zuckersüßem Geschmack. In der Hitze verflüchtigt er sich zum großen Theil unverändert. Er verhält sich vollkommen neutral. Mit Salpetersäure behandelt, färbt er sich Anfangs blutroth, ohne dabei Oxalsäure zu liefern; an der Luft bleibt er unverändert. Mit Ammoniumdunst in Berührung gesetzt, wird er violetroth. Bei seiner Lösung in mit Ammonium versetztem Wasser färbt er solches sehr intensiv carmoisinroth. Hat sich das Orcin einmal geröthet, so kann es im Wasser gelöst werden, dem es seine Farbe mittheilt. Durch diese Umwandlung des Farbestoffes verschwindet der zuckerige Geschmack des Orcins; vom Schwefelwasserstoff und, nach Rollet, selbst unter der Glocke der Luftpumpe wird es bald wieder entfärbt. Übrigens ist zur Hervorbringung der Farbe keine Gährung nöthig, der Zusatz von Kalk, Alaun rc. aber bei seiner Bereitung gerade zu nachtheilig (s. Robiquet in Schweigger-Seidel's Jahrb. der Chem. und Pharm. 1829. 4. Heft. S. 477 fg. Dingler's polytechn. Journ. 1829. XXXIII. 3. S. 249 fg. Geiger's Magaz. für Pharm. 1829. Sept. S. 254 fg.) *(Th. Schreger.)*

ORCINUOVI (Orzinuovi), ehemals befestigter Marktflecken in der Delegation Brescia am Oglio, mit drei Kirchen, einem Hospital, Friedensgericht und Postamt und 4800 Einw. In der Nähe liegt ein kleiner Ort, Orci vecchi. *(L. F. Kämtz.)*

ORCINUS LIBERTUS. Das römische Recht kannte, vermuthlich seit sehr alten Zeiten, für Freilassung von Sklaven auch die Form, welche testamento heißt, oder durch letztwillige Erklärung desjenigen, dessen Eigenthum der Sklave war; es beruhte diese Form auf der durch das XIITafelgesetz anerkannten Befugniß des römischen Bürgers, über sein Eigenthum durch einen letzten Willen gültige Verfügungen zu treffen (pater familias uti legassit super pecunia tutelave suae rei, ita ius esto). Dabei mußte sich aber der Testator directer Bezeichnungen bedienen: mein Sklave Stichus soll frei sein; es ist mein Wille, daß mein Sklave Stichus frei sein solle. Eine solche Erklärung hatte die Wirkung, daß nach dem Tode des Erblassers mit Eröffnung des Testaments der Sklave augenblicklich frei wurde, so wie er nur eben die Freiheit anzunehmen erklärte. Ein so Freigelassener hatte unter den Lebenden keinen Patron, keinem also die Pflichten zu erfüllen, die Dienste zu leisten, die Freigelassene ihrem Freilasser schuldig waren; denn man sah ihn als Freigelassenen des Verstorbenen an, als einen also, der seinen Patron in der Unterwelt habe, und darum nannte man ihn Orcinus libertus. Eine solche directe Freilassung konnte aber nur der mit Wirkung vollziehen, welcher zur Zeit der Abfassung des Testaments und zur Zeit des Todes das volle römische (quiritarische) Eigenthum am Sklaven hatte. Im Gegensatze gegen diese directe Freilassung kam später die fideicommissarische auf, vermöge welcher der Testator nicht selbst einen Sklaven für frei erklärte, sondern im Testamente seinen Erben oder Legatar ersuchte (ihm den Auftrag ertheilte), den Sklaven freizulassen; durch die Vollziehung dieses Auftrags, machte der Erbe oder Legatar den Sklaven zu seinem, nicht aber zu des Verstorbenen Freigelassenen. Auf diesem letztern Wege konnte der Erblasser nicht nur dem Sklaven, an dem er volles Eigenthumsrecht hatte, sondern selbst einem ganz fremden Freiheit verschaffen, wobei es Sache des Erben und Legatar wurde, die dazu greigneten Schritte zu thun. Vgl. Gaj. 2, 267. Zimmern, Geschichte des römischen Privatrechts I. S. 746 fg. *(Meier.)*

ORCUS, der römische Name des Todtenreichs. Die Schilderung desselben, welche ganz durch griechische Vorstellungen bedingt war, ist unter Hades und Pluton nachzusehen; hier ist nur der Anlaß dieses Namens und der mit demselben ursprünglich verbundene Begriff nachzuweisen. Das Wort Orcus ist, wie alle Gedanken

---

5) Schol. Hom. Il. II, 512. *Eust.* in den beiden schon angeführten Stellen. 6) *Eustath.* l. l. p. 661. *τούτους βαρβαρίζοντες νῦν οἱ πολλοὶ ἐν παραγραμματισμῷ Χαρμένας λέγουσιν.*

1) *Eust.* ad Hom. Il. II, 519. T. I. p. 206. lin. 22. 2) *Tzetz.* ad Lyc. Cass. 874. 3) Hauptstelle: Schol. Apoll. Rh. I, 230. cf. *Sturz.* ad Hellanic. fr. 48. p. 81.

über das Todtenreich den Römern und Griechen gemeinsam sind, durchaus griechisch, es ist desselben Stammes mit ἕρκος, der Zaun, die Einfriedigung, ἑρκάνη, εἵργειν, einsperren, εἵργειν, abwehren, ἑρκτή, εἱρκτή, Gefängniß, und dem lateinischen arcere, wovon arca, Lade (namentlich Sarg), und arcanus geheim. Ja, auch das Wort Orcus selbst findet sich im Griechischen unzweifelhaft wieder in Ὅρκος, der Eid, nicht der, den man schwört, sondern der, wobei man schwört, die Macht, die darüber wacht, daß der Eid gehalten wird, also wie eine Wehr, wie ein Zaun, die Seele des Menschen, der die Grenze, die ihm durch den Schwur gezogen ist, überschreiten möchte, gefangen und geschlossen hält; und bezeichnet insofern den Eid, als der, der ihn schwört, sich dadurch in einen Zaun einengt, sich eine engere Grenze setzt. Daher nennt Hesiod (*Theog.* 231) den Eideswahrer Horkos den Sohn der Zwietracht und sagt von ihm, er füge den Menschen den größten Schaden zu, wenn einer freiwillig einen Meineid geschworen habe. Selbst die Götter fühlen diese furchtbare Eidesfessel, sobald sie einen Meineid geschworen haben; denn dann liegen sie eine Zeit von acht Jahren stumm und athemlos in der Einsamkeit gefangen (*Theog.* 793 sq. 805.). Während aber die griechische Ansicht dieses Wort blos auf die Fessel des Eides bezieht, faßt die römische es in weiterm Sinne auf von der Fessel des Todes. Den Todesgott nennen die Griechen Hades, Aïdes, den Gott des Nichtigen, denn das, wovon Niemand etwas sieht, ist das Nichtige; mit dem Tode aber zerfällt die Form des Körpers, und der Schatten flieht unsichtbar dem gewöhnlichen Auge in das Todtenreich hinab. Dies nun ist auf ewig verschlossen, Niemand darf es wieder verlassen, nachdem er darin eintrat; darüber wacht der Höllenhund (*Theog.* 772). Hades selbst mit unbarmherziger Seele (*Th.* 455) schließt sein Haus zu, sodaß Niemand heraus kann (*Paus.* V, 20, 3). Dieser unüberwindliche Zwang des Todes gibt den Anlaß zu seinem römischen Namen, der nun sowol vom Todtenreich, wie auch vom Todesgotte, ganz wie das griechische Ἅιδης gebraucht wird. Nicht unmerkwürdig aber ist der Unterschied, daß im griechischen Namen der Gedanke der Vernichtung aller Lebensstärke, bei dem römischen dagegen der der zwingenden Fessel vorherrscht. Das Resultat ist freilich ziemlich dasselbe, nur möchte ein Anzeichen des würdigen römischen Stolzes darin liegen, daß er sich seine Kraft, durch die er im Leben groß ist, auch im Tode nicht als ganz vernichtet, wenn gleich von einer einzwängenden Fessel überwältigt, denken will; während der heitre Ionier Alles, was sich geltend macht, nur so lange gelten läßt, als er es vor Augen sieht, und mit dem Tode auf Stärke und Thätigkeit resignirt. Die europäisch-griechischen Stämme, die äolischen, namentlich die böotischen, scheinen wiederum der römischen Ansicht etwas näher zu stehen, als die ionische, denn eben bei Hesiodus finden sich jene Schilderungen der einengenden Macht des Todesgottes; Homer's Seelen sind freier, es findet sich keine Spur von Einsperrung, bei ihm ist das Kennzeichen des Todes die Nichtigkeit des Schattenbildes nach der Zerstörung seiner Lebenskraft. (*R. H. Klausen.*)

Orcynus, s. Scomber.

Orda, s. Eimack.

ORDALIEN. Ordale ist ein angelsächsisches Wort, welches unserm Urtheil, dem althochteutschen Urteili, dem mittelhochteutschen Urteile entspricht [1]). Mit dem Worte Ordale, Urteili wurden aber von unseren Vorfahren vorzugsweise die Gottesgerichte, dei judicia, divina judicia, wie sie in den lateinischen Urkunden des M.-A. heißen, bezeichnet. Zufällig ist die angelsächsische Form, nach der lateinischen Übersetzung: ordalium, technisch geworden [2]). Gottesgerichte sind Proben, an deren Ausgang man einen Ausspruch der Gottheit über Schuld oder Unschuld, Recht oder Unrecht zu erkennen glaubte. Ordalien und Orakel scheinen auf das innigste verwandt zu sein. Beide gehören ihrem Ursprunge nach einer Zeit an, in welcher die Menschen noch in einem engern, gleichsam persönlichen, durch die Erscheinungen der Natur vermittelten Umgang mit der Gottheit lebten. Beide beruhen auf dem Glauben, daß die Gottheit die Bitte der Menschen erhörend, den Schleier, der die Augen derselben umhüllt, heben und sie in Klarheit die Gestalt der Dinge erschauen lassen werde. Die Gottheit, welche das nächtliche Dunkel der Zukunft zerfließen, die Erfolge der Handlungen, die Verkettung der Begebenheiten erblicken läßt, sollte sie sich weniger bereitwillig den Menschen zeigen, wenn es darauf ankam, daß Vergangenes in seiner wahren Gestalt offenbar werde? Schwerlich dürfte daher wol die Ansicht Rogge's bei näherer Prüfung sich als richtig bewähren, nach welcher Orakel und Ordalien so verschieden sein sollen wie Nacht von Tag [3]): „da nicht das Künftige, sondern das Geschehene durch die Ordalien erforscht wurde, und zwar nicht aus geheimnißvollen Zeichen, die dem unkundigen Seher schwiegen und die der Kundige, auf seine Gefahr als Lügenprophet beschämt zu werden, deutete, sondern über allen menschlichen Zweifel gewiß aus Proben, die niemals schwiegen und niemals mehrdeutig sprechen konnten, die Vergangenheit hingestellt wurde." Rogge hatte, indem er dies schrieb, eine bestimmte Gattung von Orakeln und eine bestimmte Gattung von Ordalien vor Augen. Er hätte sich aber nur daran erinnern dürfen, daß gerade bei den Teutschen, von welchen er redet, dieselben Mittel angewendet wurden, um zukünftige und vergangene Ereignisse zu erforschen, nämlich der Zweikampf und das Loos.

Ordalien finden wir selbst bei den mit den edelsten Anlagen ausgestatteten Menschenstämmen, und mit staunender Verwunderung bemerken wir, wie sie sich auch bei diesen lange Jahrhunderte hindurch erhalten haben. Aus einer Reihe lehrreicher Nachweisungen, die Grimm [4]) hierüber gesammelt hat, wollen wir nur Einiges hervorheben. Ordalien waren selbst den Griechen nicht fremd; in einer Stelle des Sophokles (Antig. v. 264) wird des Tragens des geglüheten Eisens (*μύδρους αἴρειν χεροῖν*) und des Durchgehens durch die Flamme (*πῦρ διέρπειν*) erwähnt.

---

1) Grimms Grammatik. II. S. 783 fg. Dess. Rechtsalterthümer. S. 749. 2) Grimms Rechtsalterth. S. 908. 3) Rogge, das Gerichtswesen der Germanen. S. 196. 4) Teutsch. Rechtsalterth. S. 933 fg.

In Sicilien war ein eigenes Gottesurtheil bei der Diebstahlsbeschuldigung üblich, welches mit der germanischen kalten Wasserprobe einige Ähnlichkeit hat. Der Angeklagte mußte sich nämlich durch einen Eid reinigen, der auf eine Tafel geschrieben, in einen heiligen See (lacus Palicorum) geworfen wurde; schwamm die Tafel, so galt dies als Zeichen der Unschuld, sank sie unter, so war der Diebstahl und Meineid erwiesen und der Überführte wurde in dem See ertränkt, weil er es gewagt hatte, die Götter als Zeugen seiner Unschuld anzurufen. Ähnliches wird auch von einer Quelle in Ephesus erzählt. Eine Jungfrau, die ihre Reinheit beweisen wollte, stieg mit einer Tafel, worauf die eidliche Versicherung geschrieben war, um den Hals gehängt in die Quelle, deren Wasser kaum die Mitte ihrer Knöchel berührte. War sie schuldig, so hob sich das Wasser bis zur Tafel empor [5]). Es erinnert dies an die christliche Eidesleistung auf dem Grabe der Märtyrer, welche selbst Augustinus in dem Glauben, daß an der heiligen Stätte der Meineid sogleich bestraft werden würde, empfahl [6]).

Bei keinem Volke sind aber die Ordalien mehr ausgebildet und mehr verbreitet als bei den Indiern; ihre Gesetzbücher enthalten darüber sehr ausführliche Vorschriften und sie sind bei ihnen noch fortwährend im Gebrauch. In den Asiatic researches V. 1. p. 389. findet sich darüber eine sehr interessante Mittheilung v. Warren Hastings, in welcher auch ausführlich zwei Beispiele von Gottesurtheilen, die im Jahre 1783 zu Benares angestellt wurden, erzählt werden. Außerdem werden daselbst neun Arten von Gottesurtheilen angegeben und näher beschrieben 1) durch die Wage, 2) durch Feuer, 3) durch Wassertauche, 4) durch Gift, 5) durch Trinken von dem Wasser, worin das Bild einer Gottheit gewaschen worden, diese Probe wurde Coscha genannt, 6) durch Reis, 7) durch siedendes Öl, 8) durch glühendes Eisen, 9) durch ein silbernes und eisernes Bild. Einige dieser Proben stimmen fast ganz mit denen überein, welche wir weiter unten, als die bei den germanischen Völkern üblichen, kennen lernen werden. Dahin gehört das Tragen des glühenden Eisens, ferner die Probe des siedenden Öles, welche sich von dem germanischen Kesselfang nur dadurch unterscheidet, daß bei diesem siedendes Wasser genommen wurde und der Beschuldigte aus dem Kessel einen Ring oder Stein hervorholen mußte. Die Reisprobe ist das judicium offae der Angelsachsen. Die Wassertauche hat einige Ähnlichkeit mit der germanischen kalten Wasserprobe; bei den Indiern mußte der Angeschuldigte sich eine durch das Abschießen und Wiederholen von Pfeilen genau bestimmte Zeit unter dem Wasser halten; bei den Germanen wurde es als Zeichen der Schuld oder Unschuld angesehen, je nachdem der Angeklagte auf dem Wasser schwamm oder unterging. Das Gottesurtheil durch das Hervorziehen eines silbernen oder eisernen Bildes aber, wobei dieses für die Schuld, jenes für die Reinheit zeugte, ist nichts anderes als eine Entscheidung durch das Loos, in einer etwas veränderten Form. Das Gottesurtheil durch die Wage erinnert an das Wiegen der Hexen im spätern Mittelalter. Bei den Indiern wurde der Angeklagte erst auf einer berichtigten Wage genau gewogen, dann die Anklage auf ein Papier geschrieben, ihm auf das Haupt gelegt, und er für schuldig gehalten, wenn sein Gewicht dadurch vermehrt wurde. Eine sehr bemerkenswerthe Erscheinung ist es, daß man bei den verschiedensten Völkern in der verschiedensten Zeit, den Gebrauch derselben Mittel, zur Herstellung von Recht und Unrecht, Schuld und Unschuld wieder findet, die Art der Anwendung dieser Mittel, um dadurch zu der einen oder andern Überzeugung zu gelangen, aber dagegen oft sehr verschieden, hier und da selbst schwankend ist. Auch unsere heilige Schrift erwähnt eines bei den Hebräern üblichen Gottesurtheiles, wodurch man die Schuld eines des Ehebruchs verklagten Weibes zu ermitteln suchte [7]).

Alle Notizen über die Gottesurtheile bei fremden Völkern sind aber zu abgerissen und zu dürftig und zum Theil wol auch zu unsicher, um uns das Wesen dieses für die Cultur-, Religions- und Rechtsgeschichte wichtigen Gegenstandes genauer erkennen zu lassen. Die Geschichte der Ordalien bei den Germanen, die uns nun beschäftigen soll, muß uns diesen Mangel gleichsam ersetzen. Es dürfte hierbei aber zweckmäßig sein, erst die einzelnen Gottesurtheile, welche im Mittelalter üblich waren, durchzugehen und daran dann die Bemerkungen über deren Gebrauch, muthmaßliche Entstehung und Verbreitung ꝛc. anzuknüpfen.

Gottesurtheile bei den Germanen. (Arten).

1) Das Loos [8]) dürfte für eines der ältesten und echt nationalen Ordalien der Teutschen zu halten sein, da die Teutschen schon zu Tacitus Zeiten sich dieses Mittels bedienten, den Willen der Götter zu erforschen [9]). Als Ordale wird das Loos in den Verordnungen fränkischer Könige und in den Volksgesetzen erwähnt, und wir wissen mit Sicherheit, daß es als solches im 6. Jahrhunderte im Gebrauche war. Es wurde besonders bei Diebstahlsbeschuldigungen angewendet [10]). Nach der Bestim-

5) *Achilles Tatius*, de amorib. Clitoph. lib. VIII. c. 12. 6) *Augustini*, epist. 76. Mehres über diese Eidesleistungen bei *Boehmer*, jus eccl. T. V. p. 565—568.

7) 4 B. Mos. 5, V. 27. 28. 8) Augusti in seiner Abhandlung über Ordalien (in den Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie. 10ter Bd. S. 245—308.), hat es mit Recht getadelt, daß die meisten Schriftsteller, welche diesen Gegenstand behandelt haben, und selbst Grimm, das Loos gänzlich übergangen haben. Augusti hat nun selbst mit Gelehrsamkeit eine Menge Notizen darüber gesammelt, aber das Meiste davon gehört nicht hierher, da sie die sortia sacra bei Wahlen u. dgl., nicht aber die Erforschung der Wahrheit bei Rechtsstreitigkeiten betreffen. Nicht der Gebrauch gewisser Mittel, um einen Ausspruch Gottes dadurch zu veranlassen, sondern die Herbeiführung eines solchen Ausspruches in Beziehung auf Recht oder Unrecht ist das Charakteristische der Ordalien. 9) *Tac.* Germ. c. 10. 10) Pactus pro tenore pacis Dnn. Childeberti et Chlotarii Regum. c. a. 593. (*Walter*, C. J. germ. antiq. T. II. p. 8.) §. 5.: Si servus in furto fuerit inculpatus, requiratur a domino ut ad XX noctes eum in mallum praesentet. Et si dubietas est ad sortem ponatur — — §. 6. Si servus minus tremisso involaverit, et mala sorte priserit — — Decretio Chlotarii II. regis data

mung des ripuarischen Volksrechtes sollte jeder Teutsche eines andern Stammes, der keine Eidhelfer im Lande finden konnte, sich entweder durch die Feuerprobe oder das Loos, von einer gegen ihn erhobenen Anklage befreien [11]). Daß diese Probe aber nicht den Franken allein eigenthümlich war, könnte man freilich schon aus der angeführten Stelle des ripuarischen Gesetzes schließen, wenn man sie aus dem vorhergehenden im Zusammenhange richtig erklärt, aber unzweifelhafter wird dies noch durch die Rechtssammlung der Friesen, in welcher das Loosordal und die Art und Weise, wie man dasselbe nach Einführung des Christenthums und Abschaffung der früher ohne Zweifel dabei üblichen heidnischen Gebräuche anzustellen pflegte, ausführlich beschrieben wird: Duo tali de virga praecisi, heißt es daselbst [12]), quos tenos vocant, quorum unus signo crucis dignoscatur, alius purus dimittitur, et lana munda obvoluti, super altare seu reliquias mittuntur, et presbyter si adfuerit vel si presbyter deest, puer quilibet innocens, unum de ipsis sortibus de altari tollere debet, et interim deus exorandus, si illi septem, qui de homicidio commisso juraverunt, verum jurassent, evidenti signo ostendat. Si illum, qui cruce signatus est, sustulerit, innocentes erunt, qui juraverunt; si verum alterum sustulit, tunc unusquisque illorum septem, faciat suam sortem i. e. tenum de virga et signet signo suo —, presbyter — unumquemque illorum singillatim de altari tollat, et ei, qui suam sortem esse cognoverit, rogat. Cujus sortem extremam esse contigerit, ille homicidii compositionem persolvere cogatur etc. [13]). Diese Art, den wahren Mörder eines in einem Auflauf oder Handgemenge Erschlagenen zu ermitteln, war nur in einem Theile Frieslands (wie wir aus demselben Titel des Gesetzes lernen) üblich, in andern Provinzen entschied die Probe des heißen Wassers oder der Zweikampf. In späteren Rechtsquellen wird des Loosordals nicht mehr erwähnt, und die Geschichte kennt kein Beispiel der Anwendung desselben.

2) Feuerproben. [Iudicium ignis, jud. igneum s. ignitum, probatio per ignem] [14]).

Erstens. Die einfachste Art dieser Proben, welche darin bestand, daß der Beschuldigte seine Hand eine (wahrscheinlich genau bestimmte) Zeit in das Feuer halten mußte und als unschuldig galt, wenn er sie unverletzt zurückzog, kennen wir nur aus den Gesetzen der ripuarischen Franken, weiter ist davon nicht die Rede [15]). Wenn in andern Geschichtsquellen von einem judicium ignis etc. gesprochen wird, so pflegte sich dies auf eine der andern Arten dieser Proben zu beziehen.

Zweitens. Der Beklagte mußte seine Unschuld dadurch erweisen, daß er im bloßen Hemde oder, wie es gar einige Vorschriften verlangten, in einem Wachshemde [16]) unversehrt durch einen brennenden Holzstoß ging. Auf diese Art soll nach Königshofens Chronik (S. 105.) Richardis, die Gemahlin Karls des Dicken, ihre Unschuld bewährt haben: „das bewerte sü domitte, das sü ein gewihset hemede ane det und domit in ein für gieng und bliep unversert von dem füre [17])." Im Jahre 1067 bestand ein florentinischer Mönch Peter (daher Peter Igneus genannt) glücklich eine solche Probe, indem er unversehrt im bloßen Hemde durch das Feuer ging, um seine Ordensbrüder von dem Vorwurfe einer ungerechten Klage wider ihren Bischof zu befreien [18]). Auch Peter Bartholomäus soll mit der heiligen Lanze, um ihre Echtheit darzuthun, im Hemde durch das Feuer gegangen, nach Einigen dabei aber tödtlich verbrannt worden sein [19]). In dem Processe des berühmten Dominicaners Hieronymus Savanarola sollte derselbe im Jahre 1498 ebenfalls diese Probe bestehen [20]). Die Art und Weise, wie man dabei zu verfahren pflegte, finden wir beschrieben bei *Martene* de antiq. eccl. rit. T. III. p. 458.

Drittens. Üblicher und verbreiteter als diese beiden obgenannten Arten der Feuerprobe, war die zu derselben Gattung gehörige Probe des heißen Eisens judicium s. examinatio ferri candentis s. igniti. Aber auch bei dieser sind wieder zwei verschiedene Arten zu unterscheiden.

a. Die Probe des Eisentragens. Es mußte ein Eisen von bestimmter Schwere eine Strecke (gewöhnlich 9 Schritte) weit mit bloßen Händen getragen werden. Wiewol dieses Ordale in den ältesten teutschen Volksrechten nicht ausdrücklich erwähnt wird, so ist doch kein Zweifel, daß es eines der verbreitetsten und am meisten gebräuchlichen Ordalien war. Auch fehlt es uns nicht an Zeugnissen aus den Zeiten der Karolinger, welche die damalige Üblichkeit dieser Probe bestätigen [21]). Es ge-

---

c. a. 595. §. 6.: Si de suspicione inculpatur ad sortem veniat. §. 7. Si mala sorte priserit, latro tamen, ad utramque partem sint ternas personas electas, ne conludius fieri possit. §. 8. De servis Ecclesiae, aut fisci v. cujuslibet, quicunque inculpatur, ad sortem veniat aut ad plebium promoveatur.

11) Lex Ripuar. T. XXXI. c. 5. Quod si in provincia Ripuaria juratores invenire non potuerit, ad ignem s. ad sortem se excusare studeat. 12) Lex Frisionum. t. XIV. c. 1. (*Walter* l. c. T. I. p. 360.). 13) Sehr interessant ist die Vergleichung der Beschreibung des Tacitus von der Art, wie die Teutschen durch das Loos den Willen der Götter erforschten. Germ. c. X. Auspicia sortesque ut qui maxime observant. sortium consuetudo simplex. virgam frugiferae arbori decisam in surculos amputant, eosque notis quibusdam discretos super candidam vestem temere ac fortuito spargunt. mox, si publice consuletur, sacerdos civitatis, sin privatim, ipse paterfamilias precatus deos caelumque suspiciens, ter singulos tollit, sublatos secundum impressam ante notam interpretatur. 14) *Roth* (*Eb. R.*) de more quo olim apud plerosque europaeos populos per ferrum candens, ardentes prunas rogumque probantur. Ulmae 1676. 4. *Loscher Casp.* de probatione rerum dubiarum per ignem facta. Lips. 1695. 4.

15) Lex Ripuar. XXX, 1. Quodsi in ignem manum miserit — — XXXI. §. 5. ad ignem s. ad sortem se excusare studeat. 16) So besonders nach den friesischen Volksrechten s. Wiarda zu Asegabuch. S. 127. 17) Die abweichenden Berichte anderer Chronisten s. bei Grimm, Alterth. S. 912. 18) *Mabillon* in actis Benedict. sec. IV. P. II. p. 456. *Boehmer*, jus eccles. Vol. V. p. 595. Schröckh's Kirchengesch. 33ster Th. S. 53. 19) Wilken's Kreuzzüge. 1ster Bd. S. 261. 20) Schröckh's Kirchengesch. 33ster Bd. S. 561. 21) Annales Hincmari Remens. ad a. 876. (bei *Pertz.* I. p. 501.) Hlodowicus Hludowici regis filius decem homines aqua calida, decem ferro calido et decem aqua frigida ad judicium misit.

hören dahin besonders auch die kirchlich-liturgischen Verordnungen über diese Probe, welche aus jenen Zeiten erhalten sind [22]). Im Sachsenspiegel heißt es, daß diejenigen, die rechtlos geworden und nicht mehr durch ihren Eid der Beschuldigung entgehen können, die Wahl hätten: „dat glogende isern to dragene, oder in enen wallenden Ketel to gripene bit to dem ellenbogen, oder dem kempen sik to werene [23]).“ Das Eisentragen kommt dann auch in Stadtrechten des nördlichen Teutschlands, die mit dem vorgenannten Rechtsbuche verwandt sind, vor [24]). Einige sehr interessante, sich auf diese Probe beziehende, Stellen aus Dichtern des Mittelalters hat Grimm mitgetheilt [25]). Für den Gebrauch dieses Ordals bei den Friesen zeugen mehre Stellen ihrer Rechtsbücher und in dem sogenannten altfriesischen Landrechte wird das dabei übliche Verfahren genau beschrieben [26]). Aus den Gesetzen der Angelsachsen, bei welchen diese Probe ebenfalls gebräuchlich war, sehen wir, daß in der Regel das Eisen ein Pfund wog, daß man unter Umständen aber, um die Probe dadurch zu erschweren, ein dreipfündiges Eisen dazu nahm [28]). — Im scandinavischen Norden war diese Probe unter dem Namen iarnbûrdr (gestatio ferri), womit man dann auch uneigentlich alle übrigen Ordalien, im Gegensatz zur Kampfprobe, bezeichnet zu haben scheint, sehr bekannt [29]). Die ältern Rechts- und Gesetzbücher gedenken derselben und die historischen Sagen enthalten viele interessante Beispiele der Anwendung dieses Gottesurtheils. Es waren aber im Norden zwei verschiedene Arten der Probe des Eisentragens gebräuchlich. Bei der einen thrugsjarn, d. i. wörtlich Trogeisen, mußte der Beschuldigte das glühende Eisen auf einer Entfernung von 12 Schritten in einen Trog werfen; fiel es außerhalb desselben, so wurde das Eisen von Neuem geglüht und der Wurf mußte wiederholt werden. Die andere Art wurde Skudsjarn, wörtlich Wurfeisen, genannt; das Eisen mußte 9 Schritte weit getragen und dann fortgeworfen werden; wer es früher wegwarf, galt ebenso für überwiesen, als der, dessen Hand durch das Tragen des Eisens verletzt worden war. In dem schonischen Gesetze sind diese verschiedenen Arten des Gottesurtheils genau angegeben und zugleich die Fälle bezeichnet, in welcher die eine oder die andere zur Anwendung kam. Besonders lehrreich ist hierüber aber des Erzbischofs And. Sunesen Bearbeitung des schonischen Gesetzes [30]) (Lib. V. tit. 15 sq. VII. 3, 8, besonders 15. XIII. 2 sq. XIV.).

b. **Die Probe der glühenden Pflugscharen**, deren in der Regel 9, oft aber auch 6 oder 12 in einer bestimmten Entfernung von einander gelegt wurden, über die der Angeklagte barfuß gehen mußte. In dem alten Volksrechte der Thüringer (lex Anglor. et Werinor. c. 14) wird diese Probe zuerst erwähnt. Si mulier maritum veneficio dicatur occidisse, proximus mulieris campio eam innocentem efficiat, aut si campionem non habuerit, ipsa ad novem vomeres ignitos examinanda mittatur [31]). Auch in den Capitularien Karl des Großen wird dieses Gottesurtheil und zwar zuerst in dem Capitulare zum salischen Gesetz vom Jahre 803 (c. 5.) vorgeschrieben [32]). In dem Asegabuche oder dem Landrechte der Rüstringer (2ter B. §. 23.) heißt es nach Wiarda's Übersetzung: „Wenn er (die Mishandlung einer schwangern Frau) leugnet, so reinige er sich auf dem heiligen mit 12 Männern oder gehe über neun Eisen (hi gange tha niugun skero), oder wenn er dieser Ordalen keines thun will, so ist ein blosbeinigter Kampf innerhalb drei Tagen zu fechten.“ Snorro Sturleson erzählt in der Sage K. Sigurd's des Kreuzfahrers, daß dieser König, als Harald Gylle, nach Norwegen kam und sich für den Sohn K. Magnus ausgab, verlangt habe: er solle dies zu beweisen über glühende Eisen gehen; aber diese Probe, setzt der Erzähler hinzu, schien sehr hart, denn er sollte sie bestehen, nur um seine Abkunft darzuthun, nicht aber um sein Recht zum Königreich; er willigte aber demungeachtet darein; und nun wurde eine Probe vollführt, „welche die stärkste war, wovon man im Nordland vernommen hat. Es wurden nämlich 9 glühende Pflugeisen hingelegt, darüber ging er barfuß, geleitet von 2 Bischöfen; und drei Tage darauf (als man sehen sollte, wie die Probe abgelaufen wäre) waren seine Füße unverletzt [33]).“ Es ist diese Erzählung besonders beachtungswerth, weil daraus hervorzugehen scheint, daß die Probe, welcher sich Harald unterworfen hatte, in Norwegen damals noch ungewöhnlich war und Arnesen, der diese Erzählung mittheilt, meint deshalb, auch der König könne sie vielleicht in andern Ländern, wo sie schon damals üblicher war, gesehen haben [34]). Nach der Anordnung des schonischen Gesetzes [35]) konnte man, wenn ein Mord begangen war, und der Kläger zwei Zeugen hatte, 10 Personen nach der Reihe beschuldigen, wovon 9 sich durch die Eisenprobe, die Skutsjarn genannt wurde, reinigen mußte, aber den zehnten konnte der Kläger, wenn er vorher mit 12 Eidhelfern eine Art Calumnieneid geschworen hatte, nöthigen, über 12 Pflugscharen zu gehen;

---

22) Cf. *Baluzii* Capitularia. Vol. II. in appendice und auch bei *Walter C. J.* germ. antiq. Vol. III. p. 570 sq. 23) Sachsenspiegel. I, 39. (Ausg. v. Homeyer.) 24) Braunschw. Statuten bei *Leibnitz.* scriptt. Rer. Brunsw. III. p. 439. und in dem v. Ölrich's herausgegebnen sogenannten Rigischen Recht (ein dem ältesten hamb. Rechte v. 1270 sehr nahe verwandtes Statut) S. 88. 102. 104 fg. 25) Grimms Rechtsalterth. S. 916. 26) Asegab. 2ter Abschn. §. 10. und Wiarda zu dieser Stelle. 27) Altfries. Landrecht, bei Schotanus S. 229. 28) F. Phillips angelsächs. Recht. §. 55. Not. 521. und §. 54. Not. 515. 29) Man sehe darüber insbesondere: John Arnesen: historisk Indledning til den Islandske Rettergang (histor. Einleitung zu dem isländischen Proceß). Kopenhagen 1762. 4. S. 167—182. 30) *Westphalen* Monum. Cimb. T. IV. p. 2019.

31) *Walter C. J.* T. I. 32) *Walter* l. c. p. 178. Et si negaverit se illum occidisse ad novem vomeres ignitos judicio dei examinandus accedat. 33) *Sigurd* Jorsalaf. S. c. 30. ed. Peringskiold. T. II. p. 269. 34) J. Arnesen, Isländ. Rettergang. S. 184. 35) *Andr. Sunesen*, l. c. lib. V. c. 15. Postremo si nullus eorum convictus fuerit, decimum eodem ordine accusatum hoc modo ad calcandum vomeres ardentes compellat, ut juret — — — eum illud homicidium perpetrasse. Ibid. VII, 15. Triplex autem ferri judicium quod usus recipit invenitur: unum quod in duodecim ignitis vomeribus calcandis consistit.

woraus ebenfalls hervorzugehen scheint, daß man diese Probe für die stärkste und gefährlichste hielt. — Nach den Erzählungen der Chronisten sollen Richardis [36]), die Gemahlin Karl des Dicken, Kunigunde, die Gemahlin Heinrich II. [37]) und Emma, die Mutter Eduard des Bekenners [38]), sich durch diese Probe von den Beschuldigungen der Untreue gereinigt haben.

3) Wasserprobe [39]). Man unterscheidet zwei Arten, nämlich die Proben mit heißem und mit kaltem Wasser; beide sind aber so wesentlich von einander verschieden, daß sie eigentlich mit Unrecht als zu einer Gattung gehörig betrachtet werden, und die heiße Probe fast richtiger mit den Feuerordalien, als mit der kalten Wasserprobe zusammengestellt werden könnte.

Erstens. Probe mit heißem Wasser, im Latein des Mittelalters judicium aquae ferventis oder calidae, jud. caldariae oder aheni, bei den Friesen ketelfang und ebenso in Norden ketilfang oder ketiltak genannt, gehört nebst dem Tragen des glühenden Eisens und dem Kampf zu den am weitesten verbreiteten und zu den am häufigsten erwähnten Ordalien. Diese Probe ging dahin, daß der Beklagte aus einem Kessel, in welchem Wasser siedend gemacht worden, einen Ring oder Stein, der hineingeworfen war, mit bloßem Arm unverletzt hervorholen mußte [40]). Daß der Kesselfang gothische Rechtssitte war, lehrt die Erzählung einer in das 6. Jahrhundert fallenden Begebenheit, die nach Gregor v. Tours (de miraculis lib. I. c. 81) Grimm wieder mitgetheilt hat, so wie auch eine Stelle des westgothischen Volksrechtes [41]). Für den Gebrauch dieses Gottesurtheils bei den Franken gibt außer dem salischen Gesetze [42]) (in dem ripuarischen kommt die Feuerprobe und der Kampf vor) auch der Friedensvertrag zwischen Childebert und Chlotar vom Jahr 593 [43]) Zeugniß. Es wird ferner noch in den Gesetzen des Longobarden-Königs Luitprand [44]), in dem ältesten Volksrechte der Friesen [45]), und in mehren Capitularien fränkischer Könige genannt [46]). Auch in den Landrechten der folgenden Periode finden wir den Kesselfang als ein sehr gangbares Gottesurtheil. Er wird im Asegabuch erwähnt [47]); besonders häufig scheint dies Ordale aber bei den Brockmännern gewesen, und oftmals da zur Anwendung gekommen zu sein, wo man sich in andern Gegenden Frieslands der Probe des Eisentragens bediente [48]). Im altfriesischen Landrechte findet sich eine ausführliche Beschreibung der Art und Weise, wie man diese Probe vorzunehmen pflegte [49]). Es kommen dafür die Ausdrücke: ketelfang, unga to ta szetele (zum Kessel gehen), wallende wege, wetter comp, (Wasserkampf) vor; merkwürdig ist auch, daß diese Probe, aber wahrscheinlich auch andere ähnlicher Art, obgleich die Beweise dafür noch fehlen, mit dem Ausdruck lessa stryd, kleiner Kampf, bezeichnet wurde, im Gegensatz zu dem Schwertkampf, welcher graet oder mara stryd, großer Kampf hieß [50]). Bei den Angelsachsen unterschied man wie auch bei dem Eisentragen so auch bei dem Wasserordal (waeter ordael) eine einfache und erschwerte Probe; es wurde nämlich in dem mit siedendem Wasser gefüllten Kessel ein Stein, den der Beschuldigte herausholen mußte, so tief gehangen, daß er entweder nur mit der Faust hineinzugreifen oder auch mit dem Arm bis zum Ellenbogen hinablangen mußte [51]). Auch in den altnorwegischen Gesetzen, sowie in der isländischen Graugans kommt der Kesselfang (ketiltak) vor, und zwar als eine Probe, der sich Frauen unterziehen mußten, wenn bei gleichen Beschuldigungen Männern das Eisentragen zuerkannt wurde [52]). Die Kesselprobe blieb während des ganzen Mittelalters nächst dem Zweikampf und dem Eisentragen das am häufigsten zur Anwendung kommende Ordal. Die Chronisten sind zwar nicht so reich an Erzählungen von Begebenheiten, bei welchen durch diese Probe, wie es oft durch die Feuerproben geschehen sein soll, die Unschuld wunderbar gerettet und die Wahrheit beurkundet worden, indeß gedenken die Rechtsbücher des 13. und 14. Jahrhunderts, namentlich der Sachsen- und sogenannten Schwabenspiegel, des Kesselgriffs [53]).

---

36) Regino ad a. 887. (*Pertz.* I. p. 597.) Nach andern Erzählungen ging sie aber durch einen brennenden Holzstoß, wie dies bereits oben bemerkt worden. S. Grimm Alterth. S. 912. 914. 37) Autor vitae Henrici apud Canisium VI, 387. Magnum Chronic. belgic. p. 96. Compil. chron. ap. Pistor Scriptt. T. I. p. 1091 sq. S. Grimm a. a. O. S. 914. Maier, Ordalien. S. 54. 38) *Joh. Bromtoni*, Chron. bei Twysden. p. 942. 39) *Frid. Heinii*, Diss. de prolatione quae fieri olim solebat per ignem et aquam cum ferventem, tum frigidam. Rost. 1620. 4. Tubing. 1622. 40) Grimm a. a. O. S. 921. 41) Lex Wisigothor. VI. t. 1. §. 3. Eum per examinationem aquae ferventis a judice destringendum. 42) Lex Sal. t. 56. Si quis ad aeneum mallatus fuerit etc. t. 59. c. 1. t. 76. c. 1., wo noch die Ausdrücke vorkommen: manum ab aeneo redimere, ad aeneum ambulare, aeneum calefacere, manum suam in aeneum mittere. 43) *Walter.* T. II. p. 8. Si homo ingenuus in fusto inculpatus ad aeneum provocatus manum incederit, quantum inculpatur furtum componat. 44) Legum Luitprandi t. V. c. 21. [50.]. (*Walter* I. p. 776.). Si quis servum alienum sine voluntate domini sui in sacramentum miserit, aut manum in caldaria mittere fecerit, componat domino sol. XX. 45) Lex Fris. tit. 3. c. 6. Aut si grandis res erat, in reliquiis juret, servum autem ad judicium Dei in aqua ferventi examinet. c. 8. Si quis in furto deprehensus fuerit, et ab ipso qui eum deprehendit furti arguatur, et negaverit juret uterque solus et ad examinationem ferventis aquae, judicio Dei probandus, accedat etc. cf. tit. 14. c. 3.

46) Capit. Ludovici Imp. ab a. 819. (ad Leg. Longob.) bei *Walter* T. III. p. 624. Si quis hominem in ecclesia interfecerit. — Si proprius servus hoc admiserit judicio aquae ferventis examinetur utrum hoc sponte an se defendendo fecisset. 47) Asegab. Absch. V. §. 12. 48) Willküren der Brockmänner herausgeg. v. Wiarda. §. 105. 106. 146. 49) Altfries. Landr. S. 49—53. und 248. 50) S. Wiarda zum Asegab. S. 248. zu den Willk. der Brockm. S. 82. 51) Angels. Gesetze v. R. Schmid. S. 218; vergl. auch Ges. K. Athelst. I, 26. und ebendas. S. 77. Phillips Angels. R. S. 189. 52) Biaerkoe Ret (*Paus* Samling af Norske Love. II. p. 268.) c. 68. — bere karlmadr Jarn fyre, enn kona take i ketil, d. i. ein Mann soll das Eisen tragen, eine Frau in den Kessel greifen. Gragas festapaetti. c. 55. John Arnesens a. a. O. S. 180. 182. 53) Sachsensp. (Ausg. v. Homeyer) I. S. 39. In enen wallenden ketel to gripene bit to dem ellenbogen. Schwäb. L. R. c. 310. (Senkenberg) — oder in einen wallenden Kessel gegreifen uncz an den ellenbogen und einen stein auf dem boden aufheben, der als groß sey als ein eyhe. vergl. c. 129. 163. 210.

Zweitens. **Probe mit kaltem Wasser.** Der Beschuldigte wurde entkleidet, mit einem Strick um den Leib (um ihn wieder herausziehen zu können), ein oder auch mehre Male in das Wasser geworfen; das Untersinken wurde für ein Zeichen der Unschuld, das Schwimmen für einen Beweis der Schuld gehalten. Auf diese Weise hat dieses Gottesurtheil schon beschrieben Hincmar v. Rheims: de divortio Lotharii [54]), womit aber noch die Beschreibung in zwei Weisthümern, einem Dreieicher v. 1338 und einem Lorscher v. 1423, die Grimm anführt (S. 924) zu vergleichen sind. Es ist darin ausführlicher bestimmt, wie der, welcher die Probe zu bestehen hatte, gebunden werden sollte („sein hend binden zu hauf, und soll ime heinen knebel zwischen seinen Beinen und Armen durchstoßen"); dann sieht man daraus, daß man den Beschuldigten zuweilen in ein großes (dreifudriges) Gefäß, statt in ein eigentliches Gewässer warf. Damit stimmt überein das arrêt de la Tournelle v. 1. Dec. 1601, wodurch das Parlament von Paris diese Probe verbot: cette épreuve n'était en usage que pour le petit peuple et se faisait en jettant l'accusé dans une grande cuve, pleine d'eau, après lui avoir lié la main droit au pied gauche et la main gauche au pied droit, s'il s'enfonçait il était innocent s'il surnageait il était coupable [55]). — Die Volksrechte erwähnen dieser Probe nicht und ebenso schweigen davon die Rechtsdenkmäler der Friesen, Angelsachsen und Scandinavier. Das älteste historische Zeugniß für den Gebrauch dieser Probe ist ein Verbot derselben von Ludwig dem Frommen v. Jahr 829 [56]). Vielleicht ist diese Probe erst kurz vorher zu Anfang des 9. Jahrh. aufgekommen. Zeugnisse ihres häufigen Gebrauches während des ganzen Mittelalters geben sowol Erzählungen der Chronisten, wie auch manche Verordnungen [57]). Wir finden diese Probe wenigstens von dem 12. Jahrhundert an über Teutschland [58]), Frankreich [59]), Spanien [60]), Italien [61]), England [62]) und Schottland [63]) verbreitet. Das Wasserurtheil erhielt sich besonders in den Hexenprozessen; Beispiele seiner Anwendung im 16. und 17. Jahrh. sollen unten angeführt werden.

4) **Kreuzurtheil** [Judicium crucis [64])]. Beide streitende Theile mußten mit aufgehobenen Händen an einem Kreuze stehen; wer von ihnen zuerst die Hände sinken ließ oder bewegte, galt für besiegt. Dies war die gwöhnlichere Art. Zuweilen wurde aber gefordert, daß beide Theile so lange vor dem Kreuze stehen mußten, bis einer von ihnen vor Ermattung hinfiel [65]). Wir finden keine Spur dieser Probe in den teutschen Volksrechten, noch in den Rechtssammlungen der Scandinavier, Angelsachsen rc. Zuerst wird die Kreuzesprobe in einem Capitulare Pipins vom Jahre 752 erwähnt [66]); in mehren Fällen hat sie aber Karl der Große vorgeschrieben [67]), der auch verordnete, daß die Kreuzesprobe, und nicht der Kampf entscheiden sollte, wenn unter seinen Söhnen Streit über Grenzen und Umfang ihrer Gebietes entstehen würde: Si causa vel intentio et controversia talis inter partes propter terminos aut confinia regnorum orta fuerit, quae hominum testimonio declarari aut definiri non possit, tunc volumus, ut ad declarationem rei dubiae judicio crucis Dei voluntas et rerum veritas inquiratur, ne unquam pro tali causa cujuslibet generis pugna vel campus ad examinationem judicetur [68]). Auch hat uns die Geschichte mehre Beispiele der Anwendung dieser Probe aufbewahrt. Unter der Regierung Karls des Großen war ein heftiger Streit zwischen der Bürgerschaft von Verona und dem Bischof und der Geistlichkeit wegen des Wiederaufbaues der Stadtmauer entstanden. Die Kreuzprobe sollte entscheiden. Man wählte von jeder Seite einen jungen Geistlichen „ab introitu Missae usque ad mediam Passionem tantum, quae est secundum Matthaeum pariter starent, ille qui de parte publica datus est, in terram velut exanimis corruit [69])". Auf eben diese Weise wurde ein Streit zwischen dem Bischof von Paris und dem Abte von St. Denis über das Eigenthum einer kleinen Abtei im Jahre 775 entschieden [70]). Alle Nonnen des Klosters Bischofsheim mußten durch die Kreuzesprobe ihre Reinheit und Unschuld erweisen, da ein neugeborenes Kind in einem benachbarten Teiche war gefunden worden [71]). Ludwig verbot dieses Gottesurtheil im Jahre 816 „nullus deinceps quamlibet examinationem crucis facere praesumat; ne quae Christi passione glorificata est, cujuslibet temeritate contemtui habeatur [72])." Ein solches theologisches Bedenken scheint diesen Monarchen auch etwas später zu dem Verbot der kalten Wasserprobe veranlaßt zu haben [73]), worin man ebenso eine Entweihung der Taufe finden konnte,

54) In *Hincmari Remens.* operib. T. I. p. 557. ed. Sirmond. Paris. 1645. 55) Grimm. S. 925. 56) Capit. Wormatiense a. 829. c. 12. (*Walter*, II. p. 384.). Ut examen aquae frigidae quod hactenus faciebant a missis nostris omnibus interdicatur ne ulterius fiat. 57) S. dieselben bei Grimm a. a. O. S. 924. 58) Waterordel: Sachs. Sp. 3, 21. Schwäb. Landr. c. 310. Vetus auctor de beneficiis. c. 1. §. 99.: Aquaticum Dei judicium. 59) Charta communiae Tornacensis a. a. 1187. Charta Philippi August. pro Universit. Paris. a. 1200. Beide in *du Cange*, Gloss. s. v. aqua. 60) Charta Ildefonsi. R. Arragoniae. a. 1187. bei *du Cange* l. c. 61) Friderici I. Constit. Sicul. II. t. 31. c. 8. V, 34.: de purgatione canonica. 62) *Glanvilla* XIV. c. I. 63) Regia Majestas. lib. III. c. 4. Stat. Wilh. R. c. 15. 16. Alex. II. R. c. 7. 64) *Roth. C. R.* De antiquissimo illo more, quo plurimi europaei populi reorum innocentiam culpamve judicio crucis quondam permisere. Ulmae 1677. 4. Von Bauvrye, Abhandl. von den Kreuzgerichten der Alten. Halle 1748.

65) Formulae Bignoniane. n. 12. *Walter*, I. c. III. p. 405. Ut ad crucem ad judicium Dei pro ipsa terra — — in ipso placito pro hoc deberent adstare. — — Sed ipse ad crucem vissus est cadisse. 66) Capit. synodi Verner. a. 752. c. 17. (*Walter*, II, 35.) Si qua mulier se reclamaverit, quod vir suus numquam cum ea mansisset, exeant inde ad crucem. 67) Capit. a. 779. c. 10. (*Walter*, II, 59.). Capit. ad leg. Rip. a. 803. c. 3. Aut cruce aut scuto et fuste. c. 6. campo vel cruce. 68) Charta divisionis imperii a. 806. c. 14. *Walter*, II. p. 219. 69) *Hieronymi della Corte*, hist. Veronensis. lib. IV. p. 178. *Ughelli*, Ital. sacra. T. V. p. 610. 70) *Mabillon*, de re diplom. lib. VI. p. 498. 71) *Rudolphus Fuldensis*, in vita St. Lobiae c. 15. 72) Capit. a. 816. c. 27. *Walter*, III. p. 306. 73) Capit. Wurmatiense II. c. 12. *Walter*, III. p. 384.

auf welche in den dabei üblichen Ritualien hingedeutet wurde. Das Verbot der kalten Wasserprobe scheint weniger wirksam gewesen zu sein, als das des Kreuzordals.

5) Probe des geweiheten Bissens, judicium offae, panis adjurati, casibrodeum [74]), bei den Angelsachsen, wo es vorzüglich im Gebrauch war, auch corsnaed genannt (von cors, execratio und snaed: frustum, offa) und nedbraed: panis necessario sumendus [75]). Die Probe war auch im fränkischen Reiche üblich, wie die aufbewahrten dabei üblichen kirchlichen Ritualien beweisen [76]), obgleich in den Volksrechten und Capitularien nichts davon vorkommt. In den friesischen Rechtssammlungen wird dieser Probe unter der Benennung corbita erwähnt. Dem Beschuldigten wurde ein vorher benedicirter Bissen Brot und Käse gegeben, und er galt für überwiesen, wenn er denselben nicht leicht hinunterbringen konnte, er ihm im Halse stecken blieb oder wieder herausgenommen werden mußte. Die Vorstellung, die man mit dieser Probe verband, ergibt sich am besten aus einer alten benedictio offae, worin es auch heißt: „benedicas hunc panem et caseum tua benedictione divina ita ut per omnes apostolos tuos — fauces illius et guttur constringantur et quicquid ex praedicto pane et caseo ore perceperit, antequam ventris hospitia tangat cum sanguineo vomitu illud rejiciat, sicque tuo sancto judicio convictus ac superatus tremat et tremiscat, requiemque non habeat, donec confiteatur admissum." Eines der erwähnten, bei Martene [77]) abgedruckten Ritualien, enthält auch folgende nähere Vorschrift über die Art und Weise, wie bei dieser Probe zu verfahren sei: Et dabis ei tunc panem et formaticum pondus IX denariorum. Panis sit ordeaceus absque fermento: formaticus maiensis de ovibus . . . quam diu cantatur missa sint ante altare, qui de furto accusantur, et unus homo, juxta illos plures, qui eos praevideant ne aliquem dolum invicem loquantur. Cum vero ventum fuerit ad communionem, prius communicet se sacerdos corpore Christi, et postea benedicat panem et caseum, juste pensata, et statim communicet eos, ipseque sacerdos et custos ipsos bene videat, qualiter unusquisque transglutiat. Postquam autem omnes transglutierint, arceantur omnes anguli gulae eorum, ne quid remanserit etc. Beispiele der Anwendung dieser Probe, unter andern auch von einem Graf Godwin, der gleich nach Verschluckung des geweiheten Bissens gestorben sein soll, hat Du Fresne (Glossar. s. v. cornsnaed) gesammelt. Die Redensart: „daß mir das Brot im Halse stecken bleibe," welche noch bei den meisten Ständen üblich ist, soll von diesem Ordale herstammen.

6) Abendmahlsprobe. (purgatio per eucharistiam, examen corporis et sanguinis Domini, zuweilen auch blos eucharistia [78]). Der Beschuldigte mußte mit den Worten: „corpus Domini sit mihi ad probationem hodie" das Abendmahl nehmen: Das Concilium zu Worms vom Jahre 865 verordnete c. 10. „Si Episcopo aut Presbytero causa criminalis hoc est homicidium, adulterium, furtum, et maleficium imputatum fuerit, pro singulis Missam celebrare debet et communicare, et de singulis sibi imputatis innocentem se ostendere und c. 15. Saepe contingit, ut in Monasteriis furta perpetrentur, et qui hoc committant, ignorentur. Idcirco statuimus, ut quando ipsi fratres de talibus se expurgare debuerint, Missa ab Abbate celebretur, vel aliquo cui Abbas praeceperit praesentibus fratribus, se sic expleta Missa, omnes communicent in haec verba: Corpus Domini sit mihi ad probationem hodie [79]). Neu eingeführt ist diese Probe durch diese Verordnung, wie Majer, Ordalien S. 72, dies angibt, wol schwerlich, und ebenso wenig dürfte wol ein Grund vorhanden sein, mit Grimm (Alterth. S. 932) anzunehmen, daß die Abendmahlsprobe an die Stelle des Gottesurtheils durch den geweiheten Bissen getreten sei. Beide Proben bestanden vielmehr, wie dies unter andern auch aus der Erwähnung beider in den Gesetzen der Angelsachsen hervorgeht, nebeneinander [80]); so wie auch bei den Indiern die Reisprobe, neben der durch das Trinken von dem Wasser, worin ein geweihetes Bild gewaschen war, vorkommt. Diese letztere Probe beruhte aber auf derselben Vorstellung wie die Abendmahlsprobe. Man ging dabei nämlich von dem Glauben aus, daß der Verbrecher, der im Bewußtsein seiner Schuld, dennoch das Abendmahl zu genießen wagen möchte, durch einen plötzlichen Tod bestraft werden würde. Die Abendmahlsprobe war vorzüglich bei der Geistlichkeit in Gebrauch, doch wurden auch Laien oft zur Reinigung durch dieselbe zugelassen [81]); berühmt ist das Beispiel von Lothar dem Jüngern, König von Lothringen, vom Jahre 869 [82]). Noch jetzt ist es eine Betheuerungsformel: „ich will das Abendmahl darauf nehmen."

74) *Chr. L. Lieberkühn*, Diss. de offa judiciali Anglo-Saxonum. Hal. 1771. 4. 75) Äthelraed's Gesetze VI. v. Kirchenfrieden §. 18. (Reinh. Schmid's Ausg. und Übers. der Angels. Gesetze. Lpz. 1832. S. 183.) Und wenn man einen Geweiheten mit Fehde belegt und sagt er sei Thäter oder Rathgeber, so reinige er sich mit seinen Magen, welche die Fehde mit ihm tragen mögen oder für ihn büßen. Oder wenn er keinen Magen hat, so reinige er sich mit seinen Genossen oder faste zum Probebissen, und da geschehe, wie Gott beschließt (oððe faeste to cornsnaed and þar aet gefaere þaet þaet god raede. Vergl. auch Cnuts (geistliche) Gesetze c. 5. §. 3. 4. (Schmid a. a. O. S. 141.) 76) *Walter*. l. c. T. III. 572. 77) *Martene*. T. III. p. 477. *Walter*. l. c.

78) *C. R. Roth*. Diss. de antiquissimo more probandi innocentiam per Eucharistiam. Ulmae 1677. 4. *J. Andr. Schmid*, De probanda innocentia per eucharistiam. Helmst. 1716. 4. 79) Darnach Decret. Gratiani c. 33. C. II, 9, 5. 80) Z. B. Cnut (geistl.) Gesetze. c. 5. §. 3. nach Schmid: Und wenn man einen freundlosen Altardiener, der keine Eideshülfe hat, bezüchtigt, so schreite er zum Probebissen (ga to corsnaede) und da geschehe was Gott will, außer wenn er sich auf die Hostie reinigen kann (buton he on husle geladian mote). Im §. 1. ebendas. heißt es auch: und reinige sich selbst allein auf die Hostie (ladige on tham husle) bei einer einfachen Klage ꝛc. 81) *Sirmond*. Concil. Gall. T. III. p. 532. *Rhegino* ad a. 941. *Adam. Brem.* III. c. 31. *Albert. Stad.* ad a. 1051. 82) S. *Rhegino*, Annales Metenses ad a. 869. und andere Chronisten, die Majer a. a. O. S.

7) **Das Bahrrecht** (jus feretri),[83]) wurde angewendet, um den Thäter bei einer verübten Mordthat zu ermitteln. Der Ermordete wurde nämlich auf eine Bahre gelegt und diejenigen Personen, auf welchen der Verdacht ruhte, mußten hinzutreten, und, unter Aussprechen gewisser Formeln, mit der Hand den Leichnam des Ermordeten, gewöhnlich die Wunden und den Nabel, berühren. Man glaubte, daß, wenn der Schuldige sich auf diese Weise dem Ermordeten nähere, ein Zeichen geschehen und die Wunden zu bluten oder zu zittern anfangen, der Todte seine Gesichtsfarbe ändern würde. Geschah von dem allen nichts und bekannte der Verdächtige nicht freiwillig, so mußte seine Unschuld als erwiesen angenommen werden. Die Rechtsbücher des Mittelalters reden freilich nicht von diesem Bahrrechte, aber es scheint dasselbe auf einem sehr alten Volksglauben zu beruhen, wie dies aus der Erwähnung desselben in den Gedichten des 13. Jahrh. Niebelungen V. 984—986. Iwein 1355—1364 (s. Grimm S. 930) hervorzugehen scheint. Es deuten auch französische Fabliaux darauf hin, so wie es auch in England und Schottland bekannt war. Eine Art dieses Bahrrechtes kommt besonders in Niedersachsen unter dem Namen Scheingehen vor. Es unterschied sich dies dadurch, daß der Verdächtige bei Betheuerung seiner Unschuld — nur die abgenommene Hand des Todten, statt des Leichnams, berührte.

Das Kampfurtheil[84]) (judicium pugnae s. campi, pugna duorum, duellum, monomachia, singulare certamen alth. einwic, in der lex Bajuvar. chamfvic und wêhadinc, bei den Scandinaviern hôlmgângr) war vor allen Ordalien das vornehmste. Der gerichtliche Zweikampf, seinem Ursprunge nach wol nur eine geregelte Fehde, nahm durch den Glauben, daß eine Gottheit das Schicksal der Schlachten und des Kampfes lenke (deum adesse bellantibus credunt. *Tac.*), den Charakter eines Gottesurtheils an. Den Zweikampf als ein Mittel, sich Genugthuung für zugefügtes Unrecht durch den eignen bewährten Arm zu verschaffen, bei welchem man den Sieg um des Sieges willen suchte, und bei welchem dieser Sieg, sogleich den Richterspruch, (der sonst, nachdem die Schuld bewiesen war, erst noch erfolgen mußte), sowie die Vollziehung des Urtheils selbst enthielt, dauerte fort neben dem Zweikampfe, als ein bloßes gerichtliches Beweismittel, bei welchem also der Sieg nur dazu dienen sollte, die Wahrheit der Welt zu offenbaren, und einen Richterspruch herbeizuführen, der nun die Genugthuung gewährte, die bei der ersten Art des Zweikampfes durch das Unterliegen des Gegners selbst gegeben war. Er war wol ursprünglich keinem germanischen Volksstamme fremd und findet sich im M.-A. fast in allen europäischen Ländern. „Speciosius viribus quam verbis confligendum," welche Ansicht Saxo dem Könige Frode leihet, der dieses Entscheidungsmittel in Dänemark eingeführt haben soll, dürften wir als den Ausdruck einer ehemals allgemein echt germanischen Gesinnung betrachten; auch Kaiser Otto I. zog vor, eine Rechtsfrage durch das Schwert, als durch Schiedsrichter entscheiden zu lassen, weil er, wie der Erzähler Wittechind angibt, nicht wollte: „viros nobiles ac senes populi inhoneste tractare." Die Fähigkeit, sein Recht durch Kampf zu bewähren, setzt das Recht, Waffen zu führen, welches nur den Freien zustand, voraus. Da aber diese Probe eine zweiseitige war, so unterschied man gewissermaßen ein actives und passives Kampfrecht. „Kämpflich grüßen" konnte in der Regel nur der freie Mann, der vollkommen an seinen Rechten und zugleich physisch fähig war, die Waffen zu führen. Mit dem passiven Kampfrechte nahm man es in der Regel bei den germanischen Völkern nicht so genau; der schlechtere Mann konnte nicht, auf seine geringere Rechtsfähigkeit sich berufend, wenn er angesprochen wurde, den „Kampf weigern." Aber wol nicht leicht ließ sich der Germane mit einem Geringern in Kampf ein, da sich mit diesem Ordal doch immer die Vorstellung verband, daß der Sieg auch beweise, der Sieger sei der tapfere, der bessere Mann. Als daher die Stände sich schärfer trennten, die kriegerische Ehre im Sinne des M.-A. nicht mehr allen Freien zukam, da bildete sich auch der Grundsatz aus, daß man mit Kampf nur dem ebenbürtigen Standesgenossen zu Recht zu stehen brauche[85]). Diese Grundsätze enthalten der Sachsenspiegel, so wie die übrigen Rechtsbücher des M.-A. In dem Sachsenspiegel heißt es: „Iewelk Man mach kampes weigern deme, de wers geboren is, denne he. Die aver bat geboren is den ne kan die wers geborne, nicht verlecgen mit der betern gebord of he en ansprict"[86]). An einer andern Stelle heißt es: „Svelk scepenbarn vri man enen sinen genot to kampe an sprikt, die bedarf to wetene sine vier anen unde sind hantgemal, unde die to benomene oder imne weigeret ime kampes mit rechte"[87]). In den Willküren der friesischen Brockmänner heißt es (nach Wiarda's Übersetzung S. 82.) §. 105. „Alle Nothklagen sollen durch Kampf

---

75. anführt, und andere Beispiele bei *Gregor v. Tours* X. c. 8. *Ditmar. Merseb.* lib. II. p. 41. (ed. Mader.)

83) Schottel, Abhandlung vom Bahrrechte in seinem Tractat von unterschiedlichen Rechten in Teutschland. Wolfenb. 1671. 8. J. v. Geriken's Nachlese zu Schottels Tractat. 1718. 8. S. 60—106. Mehre ältere Dissert. s. b. Majer S. 81. 84) Unter vielen ältern Dissertationen die Majer, Ordalien S. 125—150 anführt, heben wir nur hervor: *E. Gerhard*, De judicio duellico, vulgo vom Kampf- und Kolbengericht. Frankf. und Leipz. 1731. 4. und *Klugkist*, de veris duellorum limitibus (Kampfrecht) Hal. 1756. 4. Hauptschriften sind aber *K. v. Alkemade*, van Kamprecht. ed. 2d. dor Peter van Schelling. Amst. 1741. 8. Thorlacius Afhandling om Tvekamp, in den Schriften der Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen. Neueste Sammlung. 6ter Bd. 1stes Heft. Vergl. auch Arnesen's Islandske Rettergang. S. 137—167. *du Cange* Gloss. s. v. Duellum u. Campio.

85) Senkenberg von den kaiserl. Gerichten in Teutschland, in den Beilagen S. 63. Majer a. a. O. S. 240. Ein fränkischer Edelmann antwortete im J. 1473 auf eine an ihm bei dem Hofgerichte zu Rothweil ergangene Aufforderung: Wiewol er dann ein frommer Edelmann auch der Stadtschreiber unebel auch ein Böswicht und deshalb seine nachvolgenden Erbietung nit Genoß, noch dazu gut sei, da en so woll er ihn das alles nachlassen, und woll in mit hilff Gottes sinen Lib wie ein frommer Edelmann einen Boswicht wyssen solle, wyssen daß er ain wissentlicher Boswicht sey. 86) Sachsensp. I. 63. (Ausg. v. Homeyer.) Schwabensp. 385. §. 14. 15. 87) Sachsensp. I, 51. Schwabensp. Art. 334.

ausgemacht werden, es sei denn, daß er so arm sei, daß er nicht kämpfen könne und keine Freunde für ihn stehen wollen. Alsdann soll er zum Kessel gehen." Wiarda bemerkt aber zu dieser Stelle: „der, welcher in dem Ordale, es sei in dem Schwertkampfe oder in der heißen Wasserprobe, unterlag, mußte außer der verdoppelten taxmäßigen Buße und dem kampfwürdigen Schatz eine schwere Brücha an den Staat entrichten (altfries. Landrt. Art. 38. 48.), und dafür einen sichern Bürgen stellen (Art. 43.). Schwerer waren die Bußen und Brüche, wenn das eigentliche Kampfgericht oder der Schwertkampf gehalten wurde. Daher mußte vor Eröffnung eines Kampfordals der Vermögensstand (nach der Bestimmung des altfries. Landrt. Art. 42, durch sieben Nachbaren) untersucht werden. Nur Vermögende konnten daher ihr Recht mit dem Schwerte beweisen. Dies scheint keineswegs allein bei den Friesen der Fall gewesen zu sein [89]).

Personen, die aber nicht selbst zu kämpfen im Stande waren, konnten oder mußten, je nachdem sie Kläger oder Beklagte waren (wenn sie sich keinem andern Ordale unterziehen wollten), einen Andern für sich stellen. Dies konnte entweder der Vogt oder Vormund der Person, die ihr Recht durch Kampf geltend machen wollte, oder sonst jemand, der sich freiwillig oder für Geld dazu hergab, sein. Das Recht aber, einen andern als Kämpfer für sich zu stellen, stand allgemein zu: 1) Denjenigen, die durch körperliche Mängel, durch Altersschwäche oder Jugend verhindert waren, selbst zu kämpfen, „non liceat campionem pro se dare nisi decrepita aetas aut iuvenilis aut infirmitas pugnare prohibuerit." [90]) 2) Weiber. „Si mulier maritum veneficio dicatur occidisse proximus mulieris campo eam innocentem efficiat: aut si campionem non habuerit, ipsa ad novem vomeres ignitos examinanda mittatur" [91]). „Gat aver de klage to kampe wart, so mut wol ir (der Frauen) vormunde sin en iewelk ir evenburdige swert mach" [92]). Da es aber einer Frau, wenn die Verwandten für sie den Kampf nicht übernehmen wollten, schwer werden mochte, für Geld sich einen Kämpfer zu verschaffen, so wurde es später (die ersten Spuren finden sich in dem Schwabenspiegel) [93]) den Frauen gestattet, selbst sich zu vertheidigen, und man ersann, um die Ungleichheit der Kräfte auszugleichen, eigenthümliche Arten des Weiberkampfes. Aus einem Mſ. der Bibl. zu Wolfenbüttel, worin eine ausführliche Beschreibung und Abbildung enthalten ist, hat Thomasius folgende Schilderung mitgetheilt [94]): „Der Mann steht in einer runden, etwas weiten Grube bis an den Gürtel, hat in der rechten Hand einen Kolben, mit dem er nach der Frau schlägt, er darf aber nicht herausgehen, noch der Frau nachlaufen, auch nicht einmal mit der freien Hand sich an die Grube anhalten, bei Verlust des Sieges. Die Frau hat einen Schleier in der Hand, in welchem vornan ein Stein von etlichen Pfunden geknüpft ist, womit sie nach dem Manne schlägt. Wenn die Frau dem Mann hinter den Rücken kommen kann, bemühet sie sich dessen Kopf hinterwärts aus der Grube zu ziehen und ihn zu würgen; parirt der Mann den Schlag mit dem Schleier mit dem Kolben aus, so umwickelt sich der Schleier um den Kolben, und erlangt dadurch die Frau Gelegenheit, dem Manne den Kolben aus der Hand zu reißen. Parirt der Mann den Schlag mit dem linken und freien Arm aus, so hat er Gelegenheit, die Frau an sich an die Grube zu ziehen; da er dann trachtet, die Frau in der Mitte des Leibes zu umfassen und sie in die Grube zu ziehen, auch zuweilen umzuköpeln ꝛc. Eine andere Weise des Weiberkampfes beschreibt ein Mſ. der gothaischen Bibl. [95]). „Der Mann stehet in einer drei Schuh weiten Grube bis an den Nabel, die Frau zehn Schuhe davon. Ein jedes hat drei Stäbe, davon jeder ungefähr eine Elle lang, und zwei Zoll im Durchmesser ist; vorn ist an jedem ein gewöhnlich drei Pfund schwerer Stein gebunden. Mit diesen Waffen greifen die Kämpfer einander an. Schlägt der Mann nach der Frau, versieht es aber dabei und greift mit der Hand an den Rand oder den Erdboden des Grabens, in welchem er stehet, hat er einen von seinen Stöcken verloren. Übereilt sich aber die Frau und schlägt, indem der Mann sich auf die eben gedachte Art vergehet, nach ihm, verliert sie ebenfalls einen von ihren Stöcken. Wer nun auf diese Art seine drei Stäbe zuerst einbüßt, der ist überwunden und wird für schuldig gehalten." Man sollte fast auf den Gedanken kommen, diese ganze Beschreibung für einen Scherz zu halten, wenn sich nicht ausdrückliche Zeugnisse von der wirklichen Vollführung solcher Weiberkämpfe fänden. So erzählt Johann Stumpff in seiner Schweizerchronik [96]): „Darnach im Jar des Herren 1288, am 5. Tage Januarii, geschah

88) Die Kampfordnung des Burggrafenthum Nürnberg vom J. 1410. bei Burgermeister: Corp. jur. publ. et priv. T. I. p. 707 sq. enthält Folgendes: Nach Erkantnus des kampflichen fürbets soll der Landrichter an dem Kämpfer gesinnen, ihm zu geloben un anzurürende, an den Stab, den Kampff nachzukommen, u ihm dem Richter dem Kampfschatze nämlich 20 Gulden, ob der Kampff nicht nachkomme zu verbürgen, darauf ꝛc. 89) Sachsensp. I, 48. Ne mach die lame man, of man yne so kampe grot, sines rechten vormunden nicht hebben, vnde darn, he dar sin recht to dun he gewint to vormunden, swet vor yne dun wille, oder svene de mit zenyngen gemerden mach, al mege man sinen rechten vormunden bewisen. 90) Henrici I. Augusti leges Longobardicae c. 3. (*Walter* III. p. 676.) Fridrici II. Constit. Sicul. II. T. 37. (*Canciani* legg. Barb. Vol. I. p. 352.): qui aetatis annum sexagesimum tetigerit et qui nondum XXV. annorum curriculum impleverunt, per se pugnare minime teneantur sed possint ad defensionem suam, non cum alios impetunt subjicere campiones. S. auch Sachsensp. I. Art. 48. 49. Schwabensp. Art. 60. Nach dem in England im M.-A. geltenden Rechtsgrundsätzen fand aber bei Criminalanklagen keine Kampfvertretung statt, sondern es wurde die Sache nun durch ein anderes Ordal entschieden s. *Glanvilla* lib. XIV. c. 1. 3. 6. vergl. Biener Beitr. z. Gesch. d. Inquisitionsprocesses. S. 254. 276. 91) Lex Angl. et Wer. tit. 14. 92) Sachsensp. I, 43.

93) Schwabensp. Cap. 229. 94) *Thomasius* de Const. crim. Carol. Hal. 1718. §. XIX. not. r. p. 22. 95) Mitgetheilt in *C. Gerhard.* Diss. de judicio duellico. Jen. 1711. Cap. III. §. 6. und im Anhang. 96) Gemeiner löblicher Eidgenossenschaft, Stetten, Landen und Volkern-Chronick würdiger thaaten beschreybung durch Joh. Stumpffen. Zürch 1548. Fol. 8tes Buch 6tes Cap. S. 2506. S. Majer Ordalien. S. 270., woraus diese Nachrichten über den Weiberkampf genommen sind.

zu Bern an der Matten (da jetzund die groß Kilchhofmauer stadt) ein Kampf zwischend einen Mann und einem Weyb. Das Weyb lag ob und gewan den Kampf."

3) War es auch den Geistlichen und zwar sowol einzelnen wie ganzen Corporationen gestattet, sich bei dem Kampfgericht vertreten zu lassen. Bestimmungen hierüber enthalten manche weltliche Gesetze[97]), während die kirchlichen den Geistlichen überhaupt den Zweikampf verboten[98]).

4) Auch Personen sehr vornehmen Standes war es, mindestens durch Sitte, schon früh gestattet, sich bei dem Kampfgericht durch andere vertreten zu lassen: Burchardi episc. Wormat. leges Familiae St. Petri c. 19. — „si autem tam digna persona est, qui pugnare cum eo pro tanta re dedignetur, vicarium suum ponat." Fürsten und Herren hatten daher (wie auch zuweilen Kirchen)[99]) ihre eigenen Kampfvertreter. Ein Rest dieser Sitte hat sich noch in England erhalten, wo bei der Krönung des Königs ein Ritter sich erbietet, alle die mit Waffen zu widerlegen, die das Recht des Königs zur Krone bestreiten wollten[1]).

Diese Kämpfer vornehmer Personen und Corporationen sind nicht zu verwechseln mit den gemeinen Kämpfern, die jedem dienten, der sie bezahlte. Diese gehörten im M.-A. zu den rechtlosen Personen, wahrscheinlich weil sie sich einem Gewerbe widmeten, bei dessen Ausübung sie ohne Wehrgeld getödtet werden konnten[2]). Auffallend ist die Erscheinung solcher Kämpfer schon im 7. Jahrhundert; auffallender aber noch, daß es bei den Longobarden Sitte geworden war, die Kampfordale überhaupt durch solche Personen ausfechten zu lassen. Daß dem aber wirklich so gewesen, darüber lassen die in den Gesetzen dieses Volkes immer wiederkehrenden Ausdrücke keinen Zweifel z. B. Edictum Rotharis c. 9 „liceat ei per campionem i. e. per pugnam crimen ipsum desuper se ejicere. c. 198" per Campionem causa i. e. per pugnam, ad Dei judicium decernatur. c. 203 „Et si illa negaverit liceat parentibus, eam purgare aut per sacramentum, aut per pugnam i. e. per campionem. Gesetze Luitprands c. 70. Si quis alium asto animo compellaverit de pugna, quae fieri solet per pravas personas" etc. Auch die Baiern scheinen in der Regel nicht selbst gefochten zu haben, da immer, wo von der Entscheidung durch Zweikampf die Rede ist, auf ein Kämpfergefecht hingedeutet wird; z. B. Tit. 8. c. 2. §. 6. „cum sex sacramentalibus juret vel duo campiones pugnent et sortiant de illis cui Deus fortiam dederit." Tit. 9. c. 4. §. 4. Si negare voluerit de istis cum camphione se defendat, aut cum XII. sacramentaribus juret. In dem Gesetzbuche der Friesen Tit. 14. c. 7. heißt es beschränkender: ‚In hac tamen contentione licet unicuique pro se campionem mercede conducere." In den übrigen Volksrechten wird der Kämpfer nicht gedacht, das Kampfordal mußte dadurch, daß die Betheiligten nicht selbst kämpften, einen ganz andern Charakter annehmen. Eine Verordnung, die Kaiser Otto II. auf dringende Vorstellung des italischen Adels erließ[3]), führte den Kampf nicht allein in vielen Streitigkeiten wieder ein, da die frühern longobardischen Könige ihn zu beschränken gesucht hatten[4]), sondern bestimmte auch, daß außer Frauen und Geistlichen jeder, der nicht durch Körperschwäche daran verhindert wurde, immer selbst kämpfen sollte, und so finden wir im spätern M.-A., in allen germanischen Staaten, über das Recht, einen Kämpfer für sich zu stellen, fast ganz dieselben Vorschriften, wie sie oben angegeben worden.

Es finden sich zwar auch Beispiele einer Vertretung bei andern Ordalien, aber es war dies doch ein seltener Fall, der besonders vorkam, wenn eine hohe, namentlich fürstliche, Person sich durch ein Gottesurtheil reinigen sollte[5]). Da diejenigen Personen, die zu einer solchen

---

97) Z. B. Ottonis II. Imp. Leges Longobard. (*Walter* l. c. p. 668.) c. 3. De ecclesiarum rebus, ut per advocatos fiat (sc. pugna) similiter jubemus. c. 9. Ut ecclesiae seu Comites et viduae lites suas de his quae supra scriptis capitulis continentur per consimiles advocatos per pugnam dirimant. 98) Decret. Coelestini III. a. a. 1194. c. 3. X. s. 14. Nec praedictus sacerdus licet non ipse (denn Beispiele der Art kommen allerdings vor: Peter Cluniacensis de miraculis. lib. III. c. 8. Adveraldus Floriancensis de miraculis St. Benedicti c. 2.) sed aliquis pro eo in duello pugnaverit, debet in sacris ordinibus ministrare: sicut enim tradunt sacrorum canonum instituta etc. Decret. ejusd. a. a. 1195. c. 1. X. de purgatione vulgari (s. 34.) Cum f. f. duxerit sedem Apostolicum consulendum utrum super ecclesiarum possessionibus duella debeant sustineri. Tuae duximus solicitudini respondendum quod in eo casu vel aliis etiam hoc non debes tolerare. 99) Urk. Graf Karls von Flandern von 1121 für die Abtei Winoxberg (b. *Miraeus* in donat. Belg. II. c. 35.): Preterea noverit unusquisque, si opus fuerit jam dictae ecclesiae, Isaac de Forucsellis vel heres illius, cum sumptu proprio, pro ea pugnabit vel pugiles, quos de suo nihil ominus faciet pugnare et hoc debet de Scodo, quem Joanes de Scotetha de eadem tenet Ecclesia.

1) *K. v. Alkemade,* van't Kamp-Recht. Delf 1702. p. 193 sq. Seit Richard II. ist das Amt eines Kron-Kämpfers in der Familie Dimok erblich geworden. Alkemade führt aus der Erzählung des Thomas Walsingham von der Krönung Richard II. folgendes an. Interea praeparavit se quidam miles Dominus Joannes Dimmek qui clamabat se habere jus ad defendendum Jura Regni illo die et etiam si opus esset Duello confligendum, si aliquis praesumeret affirmare, Regem non habere jus in Regno Angliae. *Bracton* lib. 3. t. 2. c. 21. §. 11. bemerkt, in Beziehung auf die damalige herrschende Rechtsansicht und Beweistheorie Videtur autem miles patriam repraesentare, quia Rex non pugnat, nec habet alium campionem quam patriam. 2) Sachsensp. I, 38. §. 1. Kempen und ihre Kinder — sint rechtlos. III, 45. §. 9. Kempen unde ihre Kinder gift man to bute den blik von ene kampscilde iegen die sunen. Lex Fris. t. V. De hominibus qui sine compositione occidi possunt. §. 1. Campionem et eum, qui in proelio fuerit occisus adulterum et furem etc. Zweifelhaft ist es hier, ob dem Kämpfer nur dann das Wehrgeld abgesprochen wird, wenn er im Kampfe getödtet wurde, oder ob man ihn schon damals für rechtlos hielt? In den Gesetzen Luitprands, K. der Longobarden, werden die Kämpfer pravae personae genannt. S. Text.

3) Ottonis II. leges Longob. bei *Walter* C. I. G. T. III. p. 666. 4) Leges Grimoaldi c. 1. 2. 4. Leges Luitprandi c. 70. 71. 5) Aimonius de gestis francor. V, 34. Hludowicus Hludowici regis filius decem homines aqua calida decem ferro calido, decem aqua frigida ad judicium misit. Nach der Erzählung Hincmars: de divortio Lotharii R. et Tetbergae (Opp.

Probe ihre Zuflucht nehmen mußten, wol selten einen Vertreter finden mochten, so möchte wol die Veranlassung gefehlt haben, darüber besondere gesetzliche Bestimmung zu erlassen[6]). Die Rechtsbücher schweigen also darüber.

Da der gerichtliche Zweikampf, so manche Stimmen sich gegen dieses Beweismittel auch erhoben, im späteren M.-A. eher häufiger als seltener wurde, so bildete sich in den verschiedenen germanischen Ländern ein eigener Kampfproceß. Wir lernen denselben theils aus den allgemeinen Rechts- und Gesetzbüchern[7]), theils aus den besondern Kampfsordnungen kennen, dergleichen namentlich in Teutschland für verschiedene Gerichte verfaßt worden[8]). Wir können nur einiges Wenige hervorheben, wollen aber auf ein für diesen Gegenstand interessantes Buch verweisen, welches eine Belehrung über die Gebräuche bei dem gerichtlichen Zweikampf im südlichen Teutschland und Unterweisung in den Fechtregeln aus dem 15. Jahrhundert enthält, d. i. „Hans Tallhöffers Kampfrecht," wovon zuerst Dreyer ausführlichere Nachricht gegeben, und welches Schlichtegroll nachmals herausgegeben hat. Da man nicht um ganz geringfügige Streitobjecte kämpfen konnte, so ging schon daraus die Regel hervor, daß man nicht bei allen Untergerichten, deren Competenz beschränkt war, jemand kämpflich grüßen konnte. Es konnte dies in der Regel nur in den Grafengerichten, zuweilen wol nur vor dem Könige selbst geschehen[9]). Dem Sachsenspiegel zufolge war man nicht in einem fremden Gerichte auf eine Kampfklage zu antworten verpflichtet[10]). Mehre Formeln von Kampfklagen aus den Zeiten der Rechtsbücher sind unter andern auch in den verschiedenen Handschriften des sogenannten sächsischen Weichbildes aufbewahrt[11]). Da wo geklagt und vom Richter der Kampf zugelassen war, wurde derselbe in der Regel auch ausgefochten. Durch kaiserliche oder landesherrliche Privilegien wurden im späteren M.-A. gewisse Orte zu Kampfgerichten erhoben, oder auch gewissen mit Gerichtsbarkeit bekleideten Personen das Recht ertheilt, daß alle Zweikämpfe innerhalb eines gewissen Districts, unter ihrer Aufsicht und Leitung ausgefochten werden mußten. Besonders bekannt waren im 14. und 15. Jahrhundert die Kampfgerichte der Städte Halle in Schwaben, Anspach, Würzburg, des Burggrafenthums Nürnberg, des Landgerichts zu Franken und andere mehr[12]). Den Herzögen von Lotharingen ist wiederholt das Privilegium, bei allen gerichtlichen Zweikämpfen zwischen Rhein und Mosel zu präsidiren, von den Kaisern bestätigt worden, z. B. von Kaiser Friedrich II. im J. 1258. und noch von Rudolf II. im J. 1609[13]).

Das Gericht, welchem es zustand, auf Kampf zu erkennen, mußte auch das Recht haben, ein anderes Ordal anzuordnen[14]), wenn entweder Kläger oder Beklagte ein solches vorzogen oder eine Partei aus juristischen oder physischen Ursachen nicht zu kämpfen fähig war. Die Ordalien selbst wurden aber meist in der Kirche vollzogen, und zwar in den Haupt- oder bischöflichen Kirchen[15]). Einigen Kirchen wurden ähnliche Privilegien in Beziehung auf diese Ordalien, wie den Gerichten in Beziehung auf das Kampfrecht, ertheilt[16]).

Der Kampfplatz wurde von dem Richter angewiesen, doch hatte man an den Orten, wo häufig gerichtliche Zweikämpfe pflegten gehalten zu werden, bestimmte Kampfplätze[17]), die man mit einem Zaun oder dergl.

T. I. p. 557 sq. ed. Sirmond. Paris. 1645.) bestand ein Diener für die Königin die heiße Wasserprobe.

6) Zwar heißt es in einem Capitulare Ludwig des Frommen: Quodsi majoris aetatis sunt et non possunt ad crucem stare mittant alii filios aut qualemcunque hominem possunt. Das Kreuzordal erforderte aber wie der Kampf Körperstärke, und da es bestimmt gewesen zu sein scheint, an die Stelle desselben zu treten, wurde es auch nach gleichen Grundsätzen beurtheilt. 7) Hierher gehört für Teutschland: Sachsensp. I. Art. 63. Schwabensp. Art. 161. Von den franz. Rechtsbüchern sind besonders für das Kampfrecht wichtig: *Beaumanoir*, Coutûmes de Beau voisis. art. 61 sq. die Assisses de Jerusalem, Cour-Haut. art. 35 sq. *Boutellier*, Somme ural (Paris 1603.); von den englischen: *Bracton*, De legib. et consuet. Angliae. Lond. 1640. p. 137 sq. 8) Z. B. Ordnung des Kampfgerichts des Burggrafenthums zu Nürnberg v. 1410 in Jungen's Miscell. T. I. p. 161., Goldast Reichssatzungen 2ter Th. S. 85. Ordnung des Kampfgerichts am Landgericht zu Franken in Goldast Reichssatzungen, 1ster Th. S. 236 und Burgermeister's Corp. jur. publ. et privati T. I. p. 715 sq. Den Inhalt der Kampfordnung in Schwäbisch Hall findet man in Münster Cosmograph. lib. III. c. 302—305. und daraus unter andern in Schottel's Tractat von unterschiedlichen Rechten c. 23. n. 10. und Doepler Theatro poenar. crim. p. 112. Über mehre andre teutsche und ausländische Kampfordnungen s. Dreyer Anmerkung von den ehemaligen gerichtlichen Duellgesetzen §. 1. in den vermischten Schriften. 1ster Bd. S. 141. 9) Lex Ripuar. t. 59. c. 4. super XIV noctes s. super XL ante regem repraesentare studeant pugnaturi. *Oliv. Vredius* in Flandr. lib. I. fol. 474. (bei *Alkemade* l. c. p. 48.) In legibus feodalibus Burgi Brugensis aliarumque curiarum feodalium, tota Flandria, reperio olim in curia comitum disceptatum fuisse de Duellis: neque unquam sine venia principis fuisse permissa. 10) Sachsensp. III, 33. §. 3. vergl. auch III, 26. §. 2. III, 79. §. 3.

11) Gaupp, Magdeb. Recht. S. 247. Mehre finden sich in dem Uffenbachischen Mſ. 12) Majer Ordalien. S. 295. 13) *Leibnitz*, Cod. jur. gent. et pl. p. 18. *Conring*, De finib. imper. germ. p. 735. und Majer a. a. O. S. 314. 14) Dipl. ex tabul. Prioratus S. Nivasii de Mellento ab a. 1280. (bei *du Cange*, s. v. aquae frigidae judicium) Cum omni libertate et plena justitia videlicet cum banno et sanguine Aqua, Duello et aliis hujusmodi libertatibus etc. 15) Bei dem kalten Wasserordal konnte dies natürlich nicht der Fall sein; s. Augusti über Ordalien a. a. O. S. 290. In den angelſ. Gesetzen Adelstar's heißt es: aelc Ordal beo on thaes Cininges Byrig bei *Wilkins*, p. 117. In dem norwegischen Kirchenrecht, welches dem Gesetzbuche K. Magnus Lagabäter's vorgesetzt ist (bei Paus 1ster Thl. S. 233.) heißt es im 45. Cap. enn at fylkis-kirkiu skal jarn bera i heradi; einni kirkiu er til skillt i kaupangi hveriam. 16) Statut. Colomanni regis Hungar. Lib. I. (bei *du Cange*, s. v. ferri cal. jud.), Judicium ferri et aquae in aliqua ecclesia fieri indicimus nisi in sede Episcopi et majoribus praepositurís. Charta Gastonis vice comit. Benehearn. (*du Cange* s. v. aquae cet.) Concessi quoque eidem ecclesiae caldariam judiciariam cum marmore, ita quod in toto Archidiaconatu non habeatur nisi ibi tantum modo. S. auch Monum. Boica V, 233 (dipl. a. 1171.) 17) Angabe und Beschreibung der Kampfplätze mehrer niederländischen Städte s. bei Alkemade a. a. O. Cap. 43. S. 122. des Kampfplatzes in Schwäb. Hall in *Münster* Cosmographia, lib. III. p. 803., eine Abbildung eines solchen Platzes bei dem Foro Julii bei *Canciani*, legg. Barb. T. IV.

umgab, so daß der eingeschlossene Raum in der Regel eine runde oder ovale Form erhielt und daher auch Kryt, Krais, Grais, auch Ring oder Warf genannt wurde[18]). Bei den Friesen war der Kampfplatz (auch hemme, hamm d. i. ist ein Feld genannt) aber viereckig. In dem altfries. Landrecht heißt es: „der Kampfplatz soll von allen Seiten 43 Erdfüße breit sein[19])." In Italien nannte man den Kampfplatz camformium[20]). Im Norden wurde der geregelte Zweikampf gewöhnlich auf einer Insel gehalten und daher die allgemeine Benennung eines Zweikampfes: Holmgang. Unter Otto II. kämpften zwei Grafen, Hero und Waldo, auf einer Elbinsel bei Magdeburg[21]). Von dem Holmgang unterschied man im Norden noch eine Kampfart, bei welcher wenig Regeln beobachtet wurden, unter dem Namen Einvig, und den Kergang. Dieser letzte Kampf wurde mit Stöcken in einem, auch oben bedeckten Kasten oder Käfig gehalten[22]). Die Gebräuche bei dem eigentlichen Holmgang finden sich vorzüglich beschrieben in der Kormacks Saga *). Es wurde bei dem Holmgang eine 5 Ellen lange Haut oder ein Teppich hingelegt und an vier Pfählen befestigt. Einer dieser Pfähle wurde als der Hauptpfahl Tiosnur genannt. Der, welcher den Fechtplatz zurichtete, mußte zu diesen Pfählen rückwärts gehen, gebückt und seine Ohrläppchen haltend, so daß er den Himmel zwischen seinen Beinen durch sehen konnte und eine Beschwörungsformel hersagen, die Tiosnublot genannt wurde[23]). Um den Teppich herum sollten drei Räume, jeglicher einen Fuß breit, und diese durch vier Stangen begrenzt sein, die man Hauslur nannte. Der so eingerichtete Fechtplatz wurde eine befriedete Mark (völlr hasladr) genannt. Jeder sollte drei Schilde haben; wenn diese zerschlagen sind, muß man wieder, wenn man auch früher zurückgewichen war, auf den Teppich treten und die Hiebe mit den Waffen auffangen. Der Herausgefoderte hatte den Aushieb. War einer so verwundet, daß Blut auf die Erde fiel, so konnte man den Kampf als beendet ansehen. Wer so weit gewichen war, daß er mit beiden Füßen außerhalb der Grenzstangen stand, war in die Flucht geschlagen. Jeder Streiter sollte einen Mann als Schildhalter bei sich haben. Der, welcher überwunden war, mußte 3 Mark als Lösegeld für sein Leben erlegen." Dies der Inhalt der angedeuteten Stelle aus der Kormackssage.

Derjenige, welcher einen andern in solchem Holmgang erschlug, mußte gleich darnach einem großen und alten „Opferstier," der zu dem Ende immer zur Stelle war, den Kopf abhauen. Dies wird in der Eigils Saga bei Erzählung des Kampfes zwischen Eigil und Atle bemerkt[24]). Atle vorenthielt dem Eigil die Güter seiner Frau, und wollte, als ihm dieser vor dem Gulathing belangte, mit zwölf Männern beweisen, daß er nichts von seinem Gute besäße. Eigil foderte ihn aber zum Zweikampf. Sie rannten erst mit den Speeren gegen einander, griffen dann zum Schwerte, und als auch so keine rasche Entscheidung erfolgte, warf Eigil Schwert und Schild fort, stürzte auf seinen Gegner, warf ihn zu Boden, biß ihm die Gurgel[25]) ab, daß er gleich verschied, ergriff den Opferstier bei den Hörnern und schleuderte ihn in die Luft, daß ihm das Genick brach[26])." Arnesen ist der Meinung, durch dieses Opfer habe man entweder dem Gott des Zweikampfes seinen Dank für den Sieg darbringen oder den Schutzgott des Platzes oder die Manen des Verstorbenen versöhnen wollen. Durch dieses Opfer blieb man dann auch frei von Rache und Ansprache der Verwandten des Erschlagenen. Wahrscheinlicher scheint es aber, daß das Abschlagen des Hauptes des Opferstiers ein Beweis sein sollte, daß man im redlichen Kampfe, durch Stärke und nicht durch böse Zauberkünste, seinen Gegner erlegt habe. Der Glaube, daß man durch solche Künste den Sieg sich verschaffen könne, war im ganzen germanischen Alterthume verbreitet; dies lehren nicht nur scandinavische Sagen, sondern auch teutsche Rechtsmonumente. In den Verordnungen des bairischen Herzogs Tassilo (c. 5.) heißt es: „De pugna duorum, quod wehadinc vocant, ut prius insortiantur, quam parati sint, ne forte carminibus vel machinis diabolicis vel magicis artibus insidiantur[27]); ferner in den Gesetzen der Longobarden von König Rotharis (c. 371.). „Nullus camphio praesumat, quando contra alium pugnando vadit, herbas quae ad maleficia pertinent super se habere[28]). Nach einem der uns aufbewahrten Formularien mußten die Kämpfenden schwören: non habeo herbas vel breves conjuratorias etc." [29]).

So wie im Norden die Kämpfer einen Schildhalter zu haben pflegten, so waren auch in Teutschland eine Art Secundanten üblich, die Griz- oder Grieswartel[30]) genannt. Sie waren mit langen Stangen oder Bäumen

---

18) Wiarda zu den Willk. der Brockmänner. S. 120. 19) S. Dreyer a. a. O. S. 161. 20) Majer a. a. O. S. 256. 21) *Ditmar. Merseb.* ed. Leibnitz. tit. IV. p. 343. 22) Nach Arnesen islandske Rettergang S. 144. soll die einzige Stelle, wo diese Art des Zweikampfes erwähnt wird, sich in der Floamanna-Saga finden: þa baud Raud vidr þrandi Hólmgaungo, er kollut er kerganga, skal þar berjáz i keri oc byrgia yfir ofan oc hafi kefli i hendi etc. *) Diese Sage, welche bisher ungedruckt war, ist jetzt von der nordischen Gesellschaft in Kopenhagen herausgegeben; über ihren Inhalt s. Müllers Sagaenbibliothek 1ster Bd. übers. v. Lachmann (Berl. 1816.) S. 107. Die hierher gehörende Stelle des 7ten Capitels ist mitgetheilt von Arnesen a. a. O. S. 152. auch Thorlacius a. a. O. hat sie vorzüglich benutzt. 23) Arnesen bemerkt S. 166., daß nach andern Erzählungen die Hexen in ähnlicher Stellung ihre Beschwörung verrichteten.

24) Eigils Saga (Hafniae 1809.) c. 66. 25) Kaiser Friedrich II. verordnete in seiner sicilianischen Kampfordnung §. 2. Constitutiones Neapol. s. Sicularum lib. II. tit. 37., daß die Lohnkämpfer se non debeant invicem affidare, quod manibus vel dentibus et modis quibuslibet poterint, alter alterum non offendat, immo unus ad confusionem alterius toto posse conetur. 26) Die Erzählung dieses Kampfes s. auch bei Arnesen S. 162. vergl. auch Müllers Sagaenbibl. a. a. O. S. 88. 27) *Walter* l. l. Vol. I. p. 296. 28) *Walter* p. 749. s. auch Wiarda zu den Willküren der Brockmänner. S. 45. 29) Majer Ordalien. S. 231. 30) Wachter's und besonders Halthaus Glossarien s. v. Majer S. 262. In dem Kampfselde müssen die Kämpfer sein, und die Kreisbewahrer (Greetwerdere), der Schulze und der Aesga. Wer sonst darin geht, ist dem Grafen 2 Pfund schuldig. Altfries. Landr. 60.

bewaffnet, welche sie mit Urlaub des Richters dem Sinkenden, Verwundeten, auch wol Ermatteten, zur Stütze darreichten [31]). Sie hatten überhaupt dafür zu sorgen, daß bei dem Kampfe alles ohne Trug, List und Gefährde zuging; mußten Sonne und Wind, Schatten und Licht gleich theilen, damit kein Kämpfer einen Vortheil über den andern habe [32]).

Sehr verschiedene Bestimmungen treffen wir auch über die bei dem Zweikampfe gebräuchlichen Waffen. In der früheren Zeit scheint der Zweikampf mit den einem jeden Stamm besonders eigenthümlichen Waffen ausgefochten worden zu sein; z. B. die Franken [33]) und Longobarden [34]) scheinen alle Zweikämpfer mit Keulen geschlagen zu haben, die Allemannen [35]) mit Schwerten (spada) und so auch die Sachsen [36]), Friesen [37]) und Normänner [38]). Eine solche Verschiedenheit der Waffen nach den verschiedenen Gegenden scheint sich auch zwar noch im späteren M.-A. erhalten zu haben; doch suchten theils hier und da Gesetzgeber den Kampf mit weniger tödtlichen Waffen zu befördern, theils aber bewirkte die Bildung des Ritterstandes eine Änderung. Die Ritter erschienen nämlich in ihrer vollen Rüstung auf dem Kampfplatze, und bedienten sich aller Waffenstücken, die sie zu führen pflegten; den übrigen Freien war eine eigene Rüstung vorgeschrieben. Nach den Bestimmungen des sächsischen Landrechts war es jedem Kämpfenden erlaubt, soviel Leder- und Leinenzeug anzulegen, als er wollte. Haupt und Füße mußten aber vorn bloß sein, an den Händen sollten sie nichts als dünne Handschuhe, über der Rüstung aber einen Rock ohne Ärmel, in der rechten Hand mußte jeder ein bloßes Schwert haben, doch war es ihm erlaubt, sich noch mit einem oder zweien zu umgürten; der Schild in der andern Hand sollte rund, blos aus Leder und Holz gefertigt, und nur die Buckel daran von Eisen sein. Die Keulen blieben nur noch in manchen Gegenden als Waffen des geringern Volkes und der Lohnkämpfer üblich [39]); letztere wurden nach Art der Mönche geschoren, ehe sie den Kampfplatz betraten [40]).

Zum Siege war keineswegs Tödtung des Gegners erforderlich [41]). Als besiegt galt der, dessen Blut zuerst den Erdboden färbte [42]), der über gewisse festgesetzte Schranken hinaus zurückgewichen [43]), durch Entkräftung oder Verlust seiner Waffen nicht mehr zu kämpfen im Stande war, zum dritten Mal die Stange des Grieswärters begehrte ꝛc. Wer aber bis zum Sonnenuntergang sich vertheidigte, wurde von der gegen ihn erhobenen Anklage freigesprochen [44]).

Derjenige, der im Kampfgericht- oder einem andern Gottesurtheile unterlag, wurde oft noch besonders bestraft. Das sächsische Landrecht kennt eine solche Strafe nicht. Es besagt dasselbe nämlich, daß, wenn der Beschuldigte unterlag, „man über ihn richten soll" [45]), d. h. er wurde nun zu der Strafe verurtheilt, die auf dem Verbrechen stand, dessen er durch Kampf überführt war. Der Friedebruch, von dem hier die Rede ist, zog freilich

---

31) Sachsensp. I, 63. 32) Sie wurden in einigen Gegenden auch patrini genannt. *Alkemade* c. 52. p. 161. 33) Ludovici Imp. capitula ad legem salic. (a. 519.) c. 10. eligantur duo ex ipsis, qui cum scutis et fustibus pugnent. 34) Caroli M. leges Longob. c. 66. in campo cum fustibus contendant. 35) Lex Allem. tit. 44. cum tracta spata se idoneare. tit. 84. tangant ipsam terram cum spatis suis, cum quibus pugnare debent. 36) Sachsensp. a. a. O. 37) In den altfries. Landr. S. 62 heißt es nach Wiarda's Übersetzung (s. Willküren der Brockmänner S. 61.): der Schulze und der Asega sollen die Waffen schauen des Abends und des Morgens. Dann sollen die Waffen auf dem Kampfplatze bleiben, wohin sie die Kämpfer bringen. Sie sollen zwei Schwerter haben, wenn etwa das eine bricht. Eine solche Waffenschau, wie hier erwähnt wird, ist auch in vielen andern Rechtsquellen vorgeschrieben, z. B. auch im Sachsensp. I, 63. vergl. *Alkemade* c. 52. 38) Die Normänner kämpften im Holmgang (bei dem Kergang schlug man sich mit Keulen) ebenfalls mit kurzen Schwertern. Arnesen führt aus der Halfsrecka Saga c. 10. eine Stelle an, worin es heißt: Eines von diesen Gesetzen war, daß sie keine längern Schwerter als eine Elle haben sollten, damit sie desto mehr auf einander gingen; deshalb ließen sie sich Sahs (saux) dazu machen (kurze und sehr starke Schwerter), damit der Hieb desto kräftiger sei. Thorkell sagte in der Kormaksaga zu Berse: das Schwert, welches du hast, ist länger, als das Gesetz zuläßt. Der nordische Kämpfer erschien indeß mit allen seinen Waffen auf dem Kampfplatze. Dies zeigten die obigen Stellen aus der Kormaksaga, sowie auch die Buasaga c. 5., worin es heißt: jeder hatte eine guten Schild und alle andern Waffen. Der Hauptkampf wurde indeß mit dem Schwerte ausgemacht. Majer Ordalien. S. 266 zweifelt, ob auch gerichtliche Zweikämpfe seien zu Pferde gehalten worden. In manchen Gegenden war dies mindestens der Fall. *Allicatus* de singulari certamine (Lugd. 1544. 8.) c. 43. sagt: Qui dediditium se fatebitur, judicio divino victus, injuste demicasse censendus erit, intentioque actoris pro vera habetur, permissumque est victori ejus arma, vexilla, ephippia, equos, armillas sibi habere. Bei den Gothen war der Kampf zu Pferde schon früh üblich: In palatio quoque Bera comes Barcinonensis cum impeteretur a quodam vocato Sunila, et infedilitatis argueretur, cum eodem, secundum legem propriam, utpote quia uterque Gothus erat, equestri praelio congressus est, et victus. Vita incerta Ludov. pii.

39) *Saxo* lib. V. p. 86. erwähnt unter den angeblichen Gesetzen Frode's: Sin autem quavis de re pugilem popularis impeteret ipsum armatus exciperet, cubitali duntaxat stipite pugnaturum. In einer Urkunde Philipps von Frankreich v. J. 1215 (bei *Alkemade* p. 159.) heißt es: Quod campiones non pugnent de caetero cum baculis qui excedant longitudinem trium pedum. Friderici II. Imp. Constit. Sicul. II. tit. 37. §. 2. Statuimus praeterea ut amodo Campiones habeant claves aequales non spinosas, nec cum aguzonibus nec habentes cornua nec ex parte fustis ad modum unguis. Mehre Stellen bei *Alkemade* und *du Cange* ll. cc. 40) Stat. Richardi I. Angliae R. bei *Roger Hoved* p. 266 und *Brompton* p. 1173. Latro de furto convictus tondeatur admodum campionis. Aus einer andern englischen Urkunde, den Vertrag eines Ritters mit einer Kirche enthaltend, führt *Alkemade* p. 157. Folgendes an: De quibus XXX. marcis dictus D. Abbas mihi solverit in vadiatione dicti duelli X. marcas, in tonsione mea V. marcas, et residuum supra dictarum marcarum die armationis meae. 41) Olivarius Vredius in Flandria: Neque morte alterius rem decisam esse, sed victoria sufficiebat enim alterum adeo caesum, ut sese diutius defendere non posset, et campo excederet, aut ultro manus daret, saepe enim duello inito et nondum perfecto res componebatur alioquin sufficiebat campum obtinuisse. Bei *Alkemade* p. 174. 42) Das Volk trennte die Fechter Kormak und Berse, und wollte keinen weitern Kampf gestatten, als ersterer zufällig am kleinen Finger verwundet war. Kormaksſ. c. 7. Arnesen a. a. O. S. 160. 43) *Saxo Gram.* p. 86. Quodsi alter dimicantium relato pede orbis gyrum excederet, perinde ac victus causae detrimentum reciperet. 44) *Bracton*, de legib. et consuet. Angliae. p. 142. Reeves hist. of English law II, 28. 45) Sachsensp. I. Art. 63. §. 4.

an sich schon den Verlust des Lebens nach sich [46]). Unterlag der Kläger, der die kämpfliche Ansprache gethan hatte, so mußte er den Gegner „mit Wette und Buße" lassen [47]). Nach sächsischem Landrecht konnte man nur um Friedensbruchssachen kämpfen, und wenn man ein gescholtenes Urtheil „an seine rechte Hand zog" [48]). Im letztern Falle traf wahrscheinlich den Besiegten kein weiterer Nachtheil, als der Verlust der Sache, es sei denn, daß eine Conventionalstrafe stipulirt worden. Anders verhielt sich die Sache nach andern Rechtsquellen. In dem Lehnrechte von Brugge (c. 74.) [49]) war bestimmt, „daß derjenige, der im Kampfe überwunden wurde, an den Galgen und sein Schild neben ihn gehängt werden sollte. Demjenigen aber, der sich ergab oder aus dem Kreise gewichen war, sollte man in dem Kampfplatze das Haupt abschlagen, und er hatte alle seine Güter gegen den Herrn verwirkt." Teutsche Kampfordnungen dagegen gaben dem im Zweikampf Erschlagenen stets ein ehrliches Begräbniß, und nur der sich ergab, wurde ehrlos [50]). In den Assissen von Jerusalem finden wir (c. 98.) die Verordnung: „Ut muliere per campionem de quacunque querela decertante et campione devicto, illa in ignem mittatur et campio furcae addicatur, praeterea sepultura ecclesiastica carebit." Kaiser Friedrich II. verordnete für Sicilien, daß ein Lohnkämpfer, der überwunden worden, nur dann die Todesstrafe erleiden sollte, wenn das Verbrechen, dessen derjenige, für welchen er gekämpft hatte, beschuldigt war, mit dem Leben gebüßt werden mußte [51]); sonst sollte er nur, wie jeder Meineidige, die Hand verlieren [52]).

Jeder Kämpfer mußte nämlich vor Beginn des Kampfes einen Eid ablegen, daß er von der guten Sache seines Kampfherrn, von der Wahrheit der Behauptung, die er nun mit den Waffen bewähren wollte, überzeugt sei. Von einer solchen Verantwortlichkeit der Lohnkämpfer finden sich aber nicht in allen germanischen Statuten Spuren, so wenig als von einem abzulegenden Eid, wie er oben erwähnt wurde. Aber im Allgemeinen war die Cumulation von Eid und Ordale, also gewissermaßen zweier Beweismittel, keinesweges etwas Ungewöhnliches. Man muß hier aber zwei verschiedene Arten von Verbindungen des Eides und der Gottesurtheile unterscheiden. Es konnte nämlich ein Ordale zum Eide hinzutreten, um zu erproben, ob er der Wahrheit gemäß geleistet worden; davon soll noch unten die Rede sein. Es konnte aber auch die Ablegung eines Eides nur als eine Vorbereitung zu einem Gottesurtheil betrachtet werden. Diese Verbindung von Eid und Gottesurtheilen scheint erst durch das Bestreben, die Ordalien zu vermindern, die Scheu vor denselben zu erhöhen, hervorgerufen zu sein. In diesem Sinne scheint in manchen germanischen Gesetzen demjenigen, der seinen Gegner zum Gottesurtheil treiben wollte, die Ablegung eines Eides auferlegt zu sein. So heißt es z. B. in den Gesetzen des Longobarden-Königs Luitprand: Si quis alium asto animo compellaverit de pugna, quae fieri solet per pravas personas, praebeat sacramentum ipse, qui compellat, solus, et dicat juratus, quia non asto animo eum per pugnam fatigare quaerat, nisi quod certam habeat suspicionem sive de furto fuerit sive de incendio aut unde causa ipsa compellatio agitur. Auf ähnliche Weise bestimmt das Gesetz der Friesen: (Tit. 14. c. 3.) Is qui compositionem homicidii quaerit, in reliquias sanctorum juret, se non alium de hac re interpellaturum nisi eos, qui ei ipsius homicidii suspecti sunt. Es ist aber zu beachten, daß dies in dem Falle geschah, wenn jemand wegen eines Todschlages mehre Personen zur Reinigung durch ein Ordale treiben wollte, um den wahren Thäter zu finden. Ob ein solcher Eid auch in den übrigen Fällen, wo man nur einen zur Reinigung durch die Gottesprobe treiben wollte, abgelegt werden mußte, ist zweifelhaft. In einer Urkunde Königs Ildefons von Arragonien v. J. 1187 [53]) wird dieser Eid des Klägers geradezu ein juramentum calumniae genannt, wiewol er seiner Natur nach mit dem römischen Eid nicht ganz übereinkommt; „accusans, heißt es daselbst, praestabit juramentum calumniae, quod credit, illum accusatum fore factum, de quo eum accusat fecisse, et exinde accusatus recipiet Judicium aquae frigidae. Der Ahteid in der lex Bajuv. de popular. legib. c. 5. (s. Grimm Alterth. S. 907.) scheint auch ein solcher Calumnieneid gewesen zu sein. Auch im Norden, namentlich in Dänemark, war ein solcher Eid üblich, den der Kläger ablegen mußte, wenn er jemanden eines so schweren Verbrechens beschuldigte, daß sich der Beschuldigte entweder dem Ausspruch der Geschwornen (Neffn, nominati) oder der Probe des glühenden Eisens unterwerfen mußte. Dieser Eid hieß Aasvoren-Eed, welches etwa durch „Zuschwörungseid" übersetzt werden könnte [54]). Auch das angelsächsische Recht kennt einen in Verbindung mit den Ordalien vorkommenden Voreid (foraþ). Man hat aber darüber gestritten, ob dieser Eid von dem Kläger oder dem, der das Ordale selbst bestehen sollte, geleistet werden mußte. Das letztere hat du Cange behauptet, den Dreyer [55]) aber zu widerlegen gesucht hat, und Rosenvinge stimmt dem letztern bei [56]). Indeß man kann wol beiden Parteien recht geben. Öfter wird allerdings in den angelsächsischen Rechtssammlungen eines Eides gedacht, welcher von dem, der sich von einer Beschuldigung reinigen wollte, abgelegt wurde;

46) Sachsensp. II. Art. 13. §. 5. II. Art. 16. §. 2. 47) Ebendas. I. Art. 51. §. 5. I, 63. §. 4. a. E. II, 8. 48) Ebend. I, 18. §. 3. II, 12. §. 8. 49) *Alkemade* l. l. c. 72. 50) Majer S. 267. 300. 51) Friderici II. Imp. Const. Sic. II. tit. 57. §. 3. 52) Eod. l. §. 2.

53) *Du Cange*, Gloss. s. v. aqua frigida. 54) Über den Aasvoreneid hat ausführlich gehandelt *Kolderup-Rosenvinge*, De usu juramenti — juxta legg. Daniae antiquas. Hafniae 1815. Part. I. p. 60—126. Leges Scaniae ex interpret. *Andr. Sunonis* archiep. Lundensis. (in *Westphalen* Mon. IV. p. 2029.) Haec est forma juramenti quod candentis ferri judicium antecedit, ut affirmet actor sub jurisjurandi religione, quod non odii causa, non lucri gratia reo imposuerit crimen etc. 55) *Dreyer*, De usu juris Anglos. in explicando jure Cimbr. etc. p. 175. not. 56) *Rosenvinge* l. c. p. 64.

doch auch der Kläger mußte schwören[57]). So heißt es in den Gesetzen Königs Adelstans (Concilium Greatanleagense) c. 26. „and swerige þonne þane að, þaet he sy mid folcrithe unscyldig þaere tyhlan, aer he to þaem ordale ga, d. i. und leiste dann den Eid, daß er nach Volksrecht der Anklage nicht schuldig sei, ehe er zu dem Ordale gehe." Bald darauf a. a. O. §. 3. wird aber gesagt: „And ofga ylc man his tyhlan mid foreaðe, swa we aer cwaedon." Und jeder Mann trete seine Klage mit einem Voreide an, wie früher beschlossen. Es sind auch zwei angelsächsische Formulare von solchen Calumnieneiden, wie sie der Kläger leisten mußte, erhalten[58]). Man könnte durch einige Stellen der teutschen Volksrechte zu dem Glauben verleitet werden, daß sie auch eines solchen Eides gedenken, durch welchen derjenige, der ein Ordale bestehen sollte, seine Unschuld feierlich betheuern mußte; hierher gehört namentlich eine Stelle des Gesetzes der Friesen (tit. 14. c. 5.): Producat (nämlich derjenige, der eines Mordes beschuldigt war) hominem, quem voluerit et juret, quod ille homo homicidii, de quo interpellatus sum, reus est tenens eum per oram sagi sui[59]): Ille autem si hoc sacramentum negare velit, iuret, et contra ipsum cum armis suis in campum procedat etc. Freilich beschwört hier der Beklagte auch seine Unschuld, aber die Verhältnisse, unter denen es geschieht, der Zusammenhang dieses Eides mit dem Ordale ist ein anderer. Das Ordale wird nämlich hier als letzte Entscheidung gewählt, weil zwei Eide, zwei gleich starke Beweise sich entgegenstehen. Dies ist ohne Zweifel nicht germanisch. In dem Sachsenspiegel (I. 63. §. 4.) heißt es ganz einfach: „Vor dem richtern solen sie beide gegerwet gan vnde sveren, die ene: dat die scult war si, dar he yne umme beklaget heuet; vnde die andere: dat he unscyldig, si dat yn got helpe to irme kampe." Also damals war ein solcher beiderseitiger Voreid, wenigstens bei dem gerichtlichen Zweikampf, allgemein üblich geworden.

In der frühern Zeit mochte der Zweikampf nicht ganz ohne religiöse Gebräuche, wie wir dies schon weiter oben gesehen haben, gewesen sein. In der christlichen Zeit traten diese ganz in den Hintergrund, wiewol man wol Beispiele findet, daß einzelne Kämpfer sich vor Antritt des Kampfes durch Communion u. dgl. dazu vorbereiteten. Auch mögen einzelne Kampfordnungen dies vorgeschrieben haben[60]). Es wurde indeß im Allgemeinen nicht als wesentlich betrachtet. Aber die übrigen Ordalien standen immer gänzlich unter Leitung der Geistlichkeit. Sie wurden Alle bis auf das kalte Wasserordal[61]) in der Kirche vollzogen, und es konnte dies nie ohne Einwilligung der bei derselben angestellten Priester geschehen. Die Geschichte hat uns Beispiele aufbewahrt, daß Reinigungen durch Gottesprobe nicht vor sich gehen konnten, weil die Priester ihren Dienst verweigerten und das erforderliche Geräthe, das Eisen, den Kessel u. dgl. nicht herausgeben wollten, oder bei Seite geschafft hatten. In der Sage vom König Hakon Hakonsson wird erzählt, daß Inga, Hakons Mutter, durch die Probe des heißen Eisens beweisen wollte, daß ihr Sohn durch Abkunft zur Krone berechtigt sei. Sie ging zur Peterskirche, und fastete, wie es üblich war, die gesetzmäßige Zeit, aber als die Zeit herangekommen war, wo sie die Probe bestehen sollte, war das Eisen fort und Niemand wußte, wohin es gekommen war. Einige der Kreuzbrüder entschuldigten sich damit, daß sie das Eisen nicht dürften tragen lassen, ehe der Erzbischof zurückgekehrt sei. — Wer eine solche Gottesprobe bestehen wollte, wurde schon eine Zeitlang vorher dem Priester übergeben, wie dies in der obigen Erzählung bereits angedeutet ist; er mußte sich durch Religionsübungen, namentlich durch Fasten, dazu vorbereiten. Manche Gesetze, wie z. B. die angelsächsischen, schreiben dreitägige Fasten vor[62]). Einige seiner Freunde und Verwandte fasteten mit ihm[63]). In

57) Phillips, das Recht der Angelsachsen. S. 188. Note 520. vergl. mit S. 156 Not. 430. 58) Die Eidesformeln 2. u. 4. im Anhange X. d. R. Schmid's Ausgabe der angels. Gesetze S. 216. Merkwürdig ist noch die Verordnung in den Gesetzen Königs Kanut c. 20. §. 1.: And ofga man anfealdne lade mid anfealde foraðe and þryfealde lade mid þryfealde foraðe; d. i. einfache Reinigung trete man an mit einfachem Voreide und dreifache Reinigung mit dreifachem. (vergl. Phillips S. 186. Not. 515.) §. 2. And gif þegen haebbe getrwyne man to foraðe for hine þaet swa sy: gif he naebbe, ofga sylf his spraece, and beo afre aenig forað forgyfen; d. i.: Und wenn ein Than einen glaubwürdigen Mann zum Voreid für sich hat, so sei das also, wenn er keinen hat, so übernehme er selbst seine Sache, und es werde nie ein Voreid erlassen. — Vergl. auch über diese Stellvertretung der Dienstherren durch seinen Dienstmann Phillips S. 156. Was war der eigentliche Nutzen dieses Privilegiums? Es ist in der Stelle von dem Voreid die Rede, den der Beklagte leisten mußte, wie das Vorhergehende zeigt; konnte oder mußte der Dienstmann, der diesen Voreid übernommen, auch das Ordal für seinen Herrn bestehen? 59) Auch in einem fränkischen Formular zum Kampfeide (Majer S. 260.) heißt es: Adversarium quem in conspectum manibus teneo. Sachsensp. I, 63. §. 1. So vint man to rechte getolike bime houetgate.

60) Talhofer in seinem Kampfrecht schreibt vor: So soll er zu den ersten bichten darnach soll im ain Priester ain Meß lesen von unser frowen und von sant Jörgen und der Priester soll in segnen sant Johanns myn und dem Kempfer geben. — Item wenn der Mann kumpt in den Schranken, so soll er machen mit dem rechten Fuß ein Kreuz und mit der Hand ains an die Brust und soll für sich gon. 61) Es wurde aber auch dieses Ordal nicht immer in einem Flusse, See, Teich u. dgl., sondern auch in Wasserbehältern angestellt. *Martene* l. c. p. 467. Ordo IV. Lacus autem aquae duodecim pedes mensuratos habeat in profunditate, XX vero circumquaque in latitudine et usque ad summum aqua impleantur. In tertia vero parte foveae fustes fortissimi cum cleta fortissima ponantur desuper, ad sustinendum videlicet sacerdotem aquam benedicentem, et judices desuper assistentes, et hominem intraturom in aquam cum duobus vel tribus hominibus eum ibidem demittentibus. 62) Adelstan's Gesetze II, 26. nach Schmid's Übersetzung S. 77.: Wenn jemand auf Ordal dingt, so komme er drei Nächte vorher zu dem Messepriester, der es weihen soll, und nähre sich mit Brod und Wasser und Salz und Wurzeln, bevor er hinzugehen soll, und wohne an jedem der drei Tage seiner Messe bei und opfre auch und gehe zum Abendmahl an dem Tage, wo er zum Ordal gehen soll und leiste dann den Eid, daß er nach Volksrechte der Anklage nicht schuldig sei. *Andr. Sunesen* leges Scaniae. lib. VII. c. 15. — reus in pane et aqua et vestimentis laneis jejunabit et in quarta (feria) subibit judicium. 63) Angelsächs. Verordnung über das

der oben angeführten Erzählung von Inga, Hakons Mutter, die nachher doch die Eisenprobe bestand, heißt es: „diese Männer fasteten mit ihr, Sigurdr, des Königs Freund, und mehre Cleriker und Laien." War der zum Bestehen der Probe bestimmte Tag gekommen, so durfte das Volk nicht in die Kirche kommen; es wurden nur gewisse Zeugen, die an der vorhergehenden religiösen Weihe mit Theil genommen hatten (darunter wol auch Zeugen des Klägers) zugelassen [64]). Das zum Gottesurtheil Erforderliche wurde vorbereitet: der Kessel aufgesetzt, das Eisen in das Feuer gelegt u. dgl. Der Angeklagte kniete nieder. Der Priester erflehte im Gebete Gottes Beistand, daß er die Unschuld beschützen und die Schuld offenbaren möge. Nach beendigter Messe beschwor der Priester den Beklagten noch einmal, daß er Gott nicht versuchen und nicht wagen möge, dem Altar zu nahen, wenn er schuldig sei; schwieg er, so reichte ihm der Priester das Abendmahl mit den Worten: „Corpus hoc et sanguis Domini nostri Jesu Christi sit tibi ad probationem hodie." Alle Gegenwärtigen wurden mit Weihwasser besprengt und mußten von demselben kosten; das Evangelium und das Kreuz wurde ihnen zum Küssen gereicht; dem Angeklagten aber wurden andere Kleider angelegt [65]). Während dem singt der Priester eine kurze Litanei und spricht dann über das Wasser, Feuer rc. einen Exorcismus und eine Benediction, worin eine Menge Wunder aus dem alten und neuen Testamente hergezählt wurden. Es sind in den Ritualien auch besondere Vorsichtsmaßregeln vorgeschrieben, wodurch dem Verdacht des Betruges vorgebeugt werden soll [66]). Nach der Benediction besprengte der Priester das Eisen, das auf dem Feuer lag, mit Weihwasser, und reichte es dem Angeklagten; oder der Kessel wurde von dem Feuer genommen, der Stein oder Ring hinabgelassen, den der zu Prüfende herausholen mußte; oder es wurde der Letztere nun gebunden von Priestern in das Wasser gelassen, wenn er die kalte Wasserprobe bestehen sollte rc. Dies sind die Grundzüge des Verfahrens, die wir theils aus Vorschriften und Beschreibungen, welche die Rechtsquellen enthalten, theils aus den uns aufbewahrten Ritualien, die größtentheils wol in das 8. und 9. Jahrhundert gehören, kennen lernen [67]).

Bei einigen Ordalien wurde sogleich über den glücklichen oder unglücklichen Ausgang entschieden. Bei dem Zweikampf wurde das Urtheil von den Kampfrichtern ausgesprochen. Bei den übrigen, welche ganz von der Geistlichkeit geleitet wurden, konnten freilich die zugezogenen Zeugen, und die übrigen, die zugegen waren, sich von der Art und Weise des Ausganges überzeugen, doch hing die Entscheidung darüber wol großentheils von den Geistlichen ab; ganz besonders mochte dies auch bei den Proben der Fall sein, die man kirchliche Gottesproben im engern Sinne nennen könnte, wie z. B. die Kreuzesprobe, bei der es auf die Beurtheilung ankam, ob ein am Altar stehender gewankt, die Arme habe sinken lassen; bei dem Judicio offae und der Abendmahlsprobe. Auffallend ist es, daß über den Ausgang der heißen Eisen- und Wasserproben nicht gleich entschieden wurde. Man sollte doch glauben, daß, wer ein glühendes Eisen neun Schritte mit bloßer Hand getragen, wer einen Stein oder Ring aus einem Kessel mit siedendem Wasser holen mußte, der hätte, wenn nicht ein Wunder oder etwas Anderes ihn beschützte, den unglücklichen Ausgang, wol selbst sogleich kund geben oder doch sichtbare Spuren desselben an sich tragen müssen. So sehr aber auch die Gebräuche bei den Ordalien in einzelnen Punkten verschieden sind; so finden wir überall, wo die Ordalien im Germanischen vorkommen, die Vorschrift: daß die Hand sogleich nach bestandener Probe eingewickelt, versiegelt, erst am dritten Tage geöffnet und dann die Entscheidung, ob sie verletzt sei oder nicht, abgegeben werden sollte. Es wurden die Siegel in Gegenwart der Gegenpartei, Zeugen und Volk geöffnet [68]), aber nichts-

---

Eisen- und Wasserordal. Anhang XI. zu den angels. Ges. bei Schmid S. 218. §. 5.: Und diese alle (die bei der Gottesprobe zugegen sind), sollen fastend sein und sollen sich in der Nacht ihrer Weiber enthalten haben. In einem alten Ritual, wieder abgedruckt bei *Walter* Corp. j. Germ. (formulae exorcismorum) T. III. p. 571. — et qui adsunt omnes jejunent. In einem andern Ritual bei *Martene* de antiq. eccl. rit. T. III. p. 461. Quicunque judicium aquae frigidae vult facere, Judicium accipiant homines qui suspectionem habent de ipso latrocinio aut falsitate eorum. Advocati autem illorum, infantes, qui mittendi sunt in aqua cum diligentia custodiant. Item ut non sit in eis ulla phantasia Diaboli, illorum corpus diligenter lavent, non solum caput, sed etiam pedes. Postea jejunent illi qui mittendi sunt in aqua XL diebus.

64) Adelstan's Gesetze. II. c. 26. §. 5. nach Schmid S. 78. Und es seien von keiner Seite mehr als 12 Männer gegenwärtig. §. 6. Wenn aber der Angeklagte von mehr als 12 umgeben ist, so sei das Ordal gebrochen, außer wenn sie ihn verlassen wollen. 65) Altes Ritual *Walter* l. l. p. 562.: Post haec exuat eum vestimentis suis, et induat eum vel eos vestimentis mundis de Ecclesia i. e. indumento de Exorcista vel Diacono etc. In einem andern Ritual für die kalte Wasserprobe bei *Martene* l. l. p. 467. Ita Missa expleta, homo praedictus in ecclesia exuatur non solum laneis vestibus verum etiam femoralibus et accingatur circa renes novo panno lineo, ne pudenda ejus videantur, cooperiatur ad horam sive tempus pallio, vel cappa propter frigus et sic ad lacum aquae cum processione et litania ducatur donec dicatur Agnus Dei, usque Miserere nobis. 66) *Martene* l. l. p. 484. Deinde signetur locus in atrio ecclesiae, ut ignis fieri possit ad caldariam suspendendam, in qua aqua bulliens efficiatur; ita tamen ut prius locus ille aqua benedicta adspergatur, nec non et aqua, quae in caldaria est propter illusiones Diabolicas.

67) Die Ritualien findet man in *Martene* de antiq. eccl. rit. T. III. p. 456 sq. *Baluzii* Capit. Reg. Franc. in Append. T. II. und darnach bei *Walter* Corp. jur. Germ. T. III. p. 559 sq. *Goldasti*, Constit. Imper. T. III. p. 254. *Bernh. Pezii*, Anecd. Thesaur. nov. T. II. P. II. *Wilkins* Glossar. ad leges Anglos. s. v. Ordal. Unter den Gesetzstellen sind besonders mehre öfter angeführte aus den angelsächsischen Gesetzen und dem altfries. Landrecht bei Schotanus hervorzuheben, z. B. S. 49—53 von der h. Wasserprobe. 68) Dem altfries. Landrecht zufolge (S. 229 bei Schotan) untersucht, wie Wiarda berichtet, der Priester und die Zeugen die Hand, ob sie verwundet war; waren sie uneinig, so gab die Mehrheit den Ausschlag, es sei denn daß die ganze Gemeinde anders urtheilen möchte. — Formulae Exorcismorum bei *Walter* l. l. Vol. III. p. 563.: Postea cum magna diligentia, sic fiat involuta manus sub sigillo judicis signata us-

destoweniger that wol der Geistliche den ersten Ausspruch; in der Sturlunga-Sage (B. 2. c. 12) kommt in einer Erzählung vor: „Ein Nordlandsmann, Namens Grimr, trug das Eisen, und da die Hand gelöst wurde, war des Bischoffs Urtheil, daß er frei wäre." Die Geistlichen ließen sich auch für ihre Mühwaltung bei den Ordalien bezahlen [69]).

Wesen und Gebrauch der Ordalien. Alle Ordalien beruhen auf dem Glauben, daß Gott die Wahrheit enthüllen, den Unschuldigen beschützen, den Schuldigen bestrafen werde. Wenn wir aber die Mittel näher betrachten, durch welche man eine solche Entscheidung herbeizuführen suchte, so zeigt sich dabei die auffallendste Verschiedenheit. Bei dem Zweikampfe war es die Körperkraft und die Kunst der Waffen, welche den Ausschlag gab. In der früheren Zeit, als das kriegerische Volk Tapferkeit und moralischen Werth leicht für gleich zu achten geneigt war, scheint der Gedanke, daß die Gottheit den Kampf lenke und auch dem Schwächern, der sein gutes Recht vertheidigt, den Sieg zuwenden werde, gleichsam nur im Hintergrunde der Seele gelegen zu haben. Erst allmälig dürfte sich die religiöse Ansicht, daß Gott auch dem Schwächling den Sieg verleihen könne und würde, wenn er für Recht und Wahrheit streite, daß also eine höhere Macht, nicht Tapferkeit, den Kampf eigentlich entscheide, er ein wahrer göttlicher Richterspruch sei, sich bestimmter ausgeprägt haben. Eine solche Ansicht von dem Zweikampfe muß namentlich bei den Völkern sich gebildet haben, die selbst nicht mehr diese Kämpfe schlugen, sondern sie von gemietheten Fechtern ausmachen ließen, wie zur Zeit der Volksrechtsbücher die Longobarden und Baiern. Das Kampfordal näherte sich dadurch dem Gottesurtheil, welches man durch Loose glaubte erlangen zu können. Bei dem Loose konnte, wenn Alles dabei in ordentlicher Weise herging, der wahrscheinliche Ausgang der Probe nach menschlicher Weise nicht vorherbestimmt werden. Das Loos ist gewissermaßen das reinste Ordal. Bei einer andern Gattung von Ordalien war auf das Eintreten eines Wunders, einer den Gesetzen der Natur widerstreitenden, sinnlich wahrnehmbaren Wirkung gerechnet. Eine wesentliche Verschiedenheit zeigt sich aber unter den hierher gehörigen Proben. Einige bestanden in der Anwendung an sich schädlicher, dem Menschen gefährlicher Mittel, sodaß derjenige, welcher einer solchen Probe sich unterwarf, dem gewöhnlichen Lauf der Dinge nach, immer als schuldig erscheinen mußte; hierher gehören die sämmtlichen Feuer- und Wasserproben. Es setzen dieselben den innigsten festen Glauben voraus, daß Gott, wenn dessen Beistand erfleht werde, die Unschuld nie verlassen werde. Wo dieser Glaube unerschütterlich feststand, konnte es auf die scheinbare Gefährlichkeit nicht ankommen. Aber der häufige Gebrauch solcher Proben muß diesen Glauben wankend machen. Da der unglückliche Ausgang einer solchen Probe schon an sich oft mit bedeutenden Schmerzen verbunden war und den Verlust der Gesundheit des Leibes herbeiführen konnte, so wurde der Unterliegende eigentlich doppelt bestraft, indem er nachher noch den Lohn für seine Schuld zu empfangen hatte; ja, es trat zuweilen eine dreifache Strafe ein, weil nach einigen Rechten der Frevel, den der Schuldige dadurch beging, daß er sich auf das Zeugniß der Gottheit zu berufen gewagt hatte, noch besonders bestraft wurde. Eine andere Gattung von Proben bestand in der Anwendung an sich unschädlicher Mittel; ohne Dazwischenkunft Gottes mußten sie immer für die Unschuld sprechen. Man rechnete bei denselben darauf, daß durch ein Wunder das scheinbar Unschädliche dem Frevler verderblich werden würde; dahin gehört z. B. die Probe des geweiheten Bissens. Gewissermaßen ist auch die Abendmahlsprobe hierhin zu rechnen, nur daß bei der größern Heiligkeit des Mittels ein frevelhafter Gebrauch desselben um so gewisser Verderben bringen mußte. Diese Proben, und namentlich die letztern, unterscheiden sich von den andern Ordalien aber auch durch den Glauben, zu dem man sehr begreiflicher Weise hingeführt wurde, daß das Ergebniß derselben nicht immer unmittelbar, sondern oft erst nach längerer Zeit sichtbar hervorzutreten pflege. Es waren diese Proben, wenn sie gegen den verstockten Bösewicht, der die Scheu vor dem Heiligsten unterdrückt, die Stimme des Gewissens zum Schweigen gebracht hatte, zur Anwendung kamen, weniger tauglich, um als Hülfsmittel der weltlichen Gerechtigkeit, als Fundament eines Richterspruches zu dienen. Der Frevler konnte diese Probe oft, ohne daß ein Zeichen seiner Schuld sichtbar wurde, bestehen und dem weltlichen Richterarm entzogen werden; aber früher oder später ereilte ihn die göttliche Gerechtigkeit. Mehre Beispiele der Art erzählt die Geschichte. In diesem Sinne konnte aber auch der Eid als ein Gottesgericht betrachtet werden, indem sich damit die Vorstellung verbindet, daß das heilige Wesen, welches man als Zeuge der Wahrheit anrufe, strafend das Haupt desjenigen treffen werde, der durch eine solche beleidigende Berufung der Macht und der Rache desselben gespottet habe. Auch hat die christliche Kirche in den frühern Jahrhunderten den Reinigungseid als solch ein judicium iustum, verum, divinum, betrachtet [70]). Aber wenn

quo in tertio die; quo visa sit veris et idoneis et aestimata. Ebendas. — manus sigilletur, sub sigillo servetur et post tres noctes aperiatur. Et si mundus est Deo gratuletur. Si autem insanies crudescens in vestigio ferri inveniatur, culpabilis et immundus reputetur. *Andr. Sunesen* legg. Scaniae l. c. lib. VII. c. 15. Hoc velamen in pedibus v. manibus usque ad sabbathum permanebit. Eo die coram actore, adversario usque ad solis descensum post meridiem expectando. Et si nec tunc advenerit coram adstantibus auferendum, qui statim cum nudam manum vel pedes conspexerint reum innocentem vel culpabilem judicabunt.

69) *Andr. Sunesen* l. l. Et si fuerit innocens judicatus persolvat laboris sui pretium sacerdoti. Si vero culpabilis ad actorem illius mercedis solutio, juxta ecclesiae vel provinciae consuetudinem pertinebit. Daher wurde auch, wie dies bereits oben angeführt ist, gewissen Kirchen das Recht, Gottesurtheile anzustellen, als Privilegium verliehen. In dem nordischen Kirchenrecht, welches König Magnus Lagabätirs Namen trägt, wurde im Cap. 45. (bei Paus 1ster Th. S. 253.) den Priestern, die bei den Ordalien den Dienst verrichteten, verboten, eine Belohnung zu nehmen.

70) *J. H. Boehmer*, Jus eccles. T. V. p. 564. In den

man über Schuld oder Nichtschuld sogleich eine Entscheidung wollte, pflegte man den Eid wol an besonders heiliger Stätte, z. B. am Grabe der Märtyrer, abzulegen, oder noch andere Proben damit zu verbinden. Einer andern Ansicht zufolge sah man aber die Feuer-, Wasserprobe u. dgl. als das wesentliche Beweismittel an, und Eid und Abendmahl dienten nur zur Vorbereitung, um dem eigentlichen Gottesurtheile eine heiligere Weihe zu geben.

Am Räthselhaftesten erscheinen diejenigen Gottesurtheile, bei welchen solche Mittel angewendet wurden, die nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge stets nur für die Schuld sprechen konnten. Sehr viele Beispiele erzählt aber die Geschichte von dem glücklichen Ausgange der Feuer- und Wasserproben. Es wäre gewiß unhistorisch, sie alle zu verwerfen, wiewol manche der bekanntesten, von vielen Chronisten wiederholten Erzählungen, das Gepräge, wenn auch nicht ganz der Erfindung, doch der Übertreibung und späteren Ausschmückung tragen; es sind namentlich solche Überlieferungen, die mit der Geschichte der Einführung des Christenthums in den germanischen Ländern zusammenhängen, da die Apostel desselben durch Feuer- oder Wasserprobe, wie sie als gerichtliches Beweismittel sonst üblich waren, die Wahrheit desselben beurkundet haben sollen; es sind dies ferner Erzählungen von Chronisten, deren Zweck es ist, Wunder mitzutheilen, zur Stärkung des Glaubens an Gott und die Heiligen, sowie aber auch an die stete Sittenreinheit der Geistlichen, von denen mancher durch Gerücht und Sage als Urheber arger Frevelthat bezeichnet worden war[71]). Wir finden indeß auch eine Menge Berichte von dem bald glücklichen, bald unglücklichen Ausgange der bezeichneten Gottesurtheile, die ohne einen solchen Zweck, die Thatsache in einfach geschichtlichem Tone erzählen, so daß der wunderbar glückliche Ausgang gar nicht einmal in den Vordergrund der Erzählung tritt. Man vergleiche nur die vielen Stellen, die Jahn Arnesen aus den geschichtlichen Sagen des Nordens, meist aus den norwegischen Königssagen, in seinem isländischen Proceß S. 167 fg. zusammengestellt hat. Überzeugender dürfte aber noch sein, daß wir von vielen Zeugen unterschriebene Urkunden besitzen, worin der glückliche Ausgang eines solchen Gottesurtheils gemeldet wird. Noch vor Kurzem ist eine höchst merkwürdige Urkunde der Art bekannt geworden[72]). Wenn aber ein glücklicher Ausgang oft statt gefunden, wie ist dies zu erklären? Bekannt ist die Idee Montesquieu's, der durch die harte Haut der Germanen das Räthsel lösen will[73]). Wir Männer können uns die harte Haut der alten Teutschen schon gefallen lassen; ob aber unsere Frauen damit zufrieden sein werden, ihre Vorgängerinnen ebenso feuerfest sich vorzustellen, wollen wir dahin gestellt sein lassen. Die Frauen waren es aber, die gerade am häufigsten sich einer solchen Probe unterwerfen mußten, während die Männer zum Schwerte griffen. Für die Möglichkeit des Bestehens dieser Ordalien bei den weichen und weibischen Indern würde Montesquieu's Erklärung auch nicht ausreichen.

Wiarda[74]) meint, das Eisen sei bei diesen Proben so glühend, das Wasser so siedend nicht gewesen, wie wir es uns wol denken. Er führt sogar eine Stelle aus dem altfriesischen Landrecht an: „die Knecht drage dat hete yseren van der vonten (Taufstein) to dem Altaer. Dat glogente Ysern is verboden." Die Stelle steht indeß unter so vielen andern vereinzelt und räthselhaft; sonst wird immer ausdrücklich gesagt, daß das Eisen ganz glühend, das Wasser recht siedend sein soll, oder gewesen ist[75]). Demungeachtet möchten wir Wiarda's Meinung nicht unbedingt verwerfen. Mancher glückliche Ausgang einer solchen Probe mochte dadurch bewirkt worden

---

Concilio Meldensi a. 845. c. 39. bei *Harduin* concil. T. IV. p. 1489., wo von der Schändlichkeit des Meineides die Rede ist, heißt es: Tantum namque hoc malum est, ut ad sanctuaria martyrum ubi diversorum aegritudines sanantur, ibi perjuri, licet manifeste interdum vexari non videantur, justo judicio Dei a daemonibus arripiantur, sicut dicit S. Gregorius etc.

71) Bei Grimm a. a. O. S. 914. findet man mehre berühmte hierher gehörende Beispiele. Eine spätere Erzählung von der wunderbaren Errettung der Unschuld und Offenbarung der Schuld findet sich in Regkmanns Lübeckischer Chronik ad a. 1349. S. 25. „zu Witterberg in Lande zu Meckelnburg war ein Mann beschuldigt, er solle etliche Häuser angesteckt haben. Er verneint solches und vermaß sich auf sein Unschuld, daß er ein glühend Eisen tragen wolle. Es ward ihme in die Hand gethan und druge es ohne schrenung. Da er zu dem Male kam an dem Kirchhof, warf er es aus der Hand, und es verschwand, daß niemand wußte, wo es hinkam. Ein Jahr darnach, da einer grobede und rackede in dem Sand, fand er das Eisen und verbrand die Hand daran. Die dabei waren, verwunderten sich des, und sagtens dem Vogt, der ward eingedenk der vorigen Geschicht, und ließ den Kerln antasten. Der bekannte, daß er die Häuser angesteckt, und ward aufs Rad gesetzt."

72) Es ist dies eine Urkunde des Bischofs Friedrich von Halberstadt v. J. 1214., über eine glücklich bestandene Eisenprobe, welche in Wigand's Archiv für Gesch. und Alterthumsk. Westfalens, 5ter Bd. S. 46. mitgetheilt ist. Darin heißt es: Unde nos justitiam fieri et veritatem eruere cupientes, habito prius tam clericorum quam laicorum, quorum nomina subscripta sunt consilio, ad praelibatam discordiam sopiendam cum fratres templi instanter negarent, causam igniti ferri examinatione determinandam statuimus; cui sententiae non sponte minus ac hilariter praepositus annuebat. Ergo decima octava Calendas Julii in majore nostra ecclesia cum aliis Dei famulis, nostri videlicet majoris capituli, Canonicis, Abbatibus et Praepositis, Synodum celebravimus, et cum pluribus tam Clericis quam Laicis convenientes ibidem in Altari St. Protomartyris: Ferrum benedeximus quod ferrum omnino candens et plane ignitum, Praepositi manum illud per Ecclesiae navem ad Altare Stae Mariae portantis non solum nullatenus combussit, sed ut videbatur, multo saniorem postea reliquit. Quo viso omnis multitudo acclamabat, laudes Deo concinens, et fratres Templi non modice stupefacti, eoque prodigio palam confusi, nobis culpam professi sunt etc. Diese Urkunde ist unterschrieben von 15 Canonicis, 12 Äbten, 11 Edelgen (laici nobiles), worunter mehre Grafen, 6 Ministerialen, und außerdem werden noch alii quam plures als Zeugen angegeben. 73) *Montesquieu* esprit des loix. lib. XXVIII. c. 17. 74) Wiarda, Anmerk. z. Asegab. 2ter Abschn. §. 25. 75) Angels. Gerordn. Anhang XI. zu Schmid Gesetzen der Angels. S. 218. §. 2. Und wenn es dann Wasser ist, erhitze man es, bis es zum Wallen aufkocht (haete man it, oð hit hleowe to wylme) und das Gefäß sei von Eisen, Erz, Blei oder Thon.

sein, daß die Priester, die das Ganze leiteten, die in einiger Entfernung stehenden, im Gebete versunkenen Zeugen zu täuschen wußten, indem man das Eisen oder Wasser nur scheinbar zu einem so hohen Grade erhitzte, oder wenn dies geschehen war, doch wieder künstlich eine rasche Abkühlung bewirkte, ehe die Probe vor sich ging. Nach einigen Anordnungen über die Ordalien sehen wir, daß der Kessel eine Zeit lang, ehe der Beklagte hineingriff, vom Feuer genommen wurde; ebenso das Eisen, ehe man es demselben darreichte. Wir sind über dieses Alles so im Allgemeinen unterrichtet, daß hier ein weites Feld für Möglichkeiten und Vermuthungen bleibt. Andere Gelehrte haben gemeint, daß man noch auf andere Weise den Beklagten, in gewissen Fällen gegen die fast unvermeidlich scheinenden Folgen einer solchen Gottesprobe zu schützen und ein scheinbares Wunder zu wirken gewußt habe. Man kann ihnen beistimmen, ohne daß man die vorhergehende Ansicht geradezu zu verwerfen braucht; denn nach Gelegenheit von Zeit und Umständen mag man sich bald auf diese, bald auf jene Weise zu helfen gesucht haben, wenn man es nicht für räthlich fand, die Sache ihren Gang gehen zu lassen. Wir fühlen, daß diese Erklärungen sehr unpoetisch sind, wir wollen auch das religiöse Gefühl nicht verkennen, daß im Volke die Einführung oder das Entstehen der Ordalien möglich gemacht, sie fortwährend getragen hat; aber man überblicke die Geschichte der Ordalien in den Reihen von Jahrhunderten ihrer Dauer, und sage uns, ob man nicht zu solchen oder ähnlichen Erklärungen die Zuflucht nehmen muß? Daß man im M.-A. Mittel gekannt habe, sich gegen Brandschaden zu schützen, dürfte kaum bezweifelt werden. Trotula, ein Arzt der salernitanischen Schule, theilt ein Recept mit, dem er nachrühmt: „sustinet omne judicium aquae et ignis"[76]. Ebenso Albertus Magnus: „Si vis in manu tua portare ignem ut non offendat, accipe calcem dissolutam cum aqua fabarum calida et aliquantulum magranculis[77]) et aliquantulum malvavisci et permisce illud cum eo bene et deinde line"[78]). Nach einigen Nachrichten sollte man glauben, daß man auch einfachere Mittel hier und da gekannt habe. Wunderbar ist eine Erzählung im Snorro von der bereits öfter erwähnten Mutter des Königs Hakon Hakonson's. Als sie nämlich für die echte Geburt ihres Sohnes das Eisen tragen sollte, so sagte ein gewisser Sigarr von Brabant zu einem der Freunde der Königin: daß er ein Mittel, nämlich ein Kraut habe, welches in den Stand setze, das Eisen ohne Beschädigung zu tragen. Auf näheres Befragen sagte er, daß dasselbe vor diesem und vor jedem anderen Hause in Bergen wachse. Die Kenntniß solcher Mittel war weit verbreitet und hat auch schon in früherer Zeit zuweilen den Weg zu den in Wissenschaften unerfahrnern Laien gefunden. Der Bischof Suensen sagt daher in seinem Commentar zum schonischen Gesetz: Gestaturus ferrum lota manu, nihil debet contingere prius quam ferrum levet, nec caput nec crines nec aliquod vestimentum, ne per tactum alicujus succi vel unguenti per fraudem potius quam per innocentiam effugiat laesionem. Eine Erzählung von Gregor von Tours, die Grimm (S. 920.) mitgetheilt hat, zeigt, daß man bereits zur Zeit dieses Schriftstellers mit solchen Salben und andern Mitteln bekannt war. Das Volk schrieb den unerwartet glücklichen Ausgang eines Ordales, es sei eines Kampfes oder anderer Probe, wenn der Beklagte nach der gemeinen Meinung schuldig war, den Teufels- und Hexenkünsten zu. Daß dadurch der Schuldige sich auch gegen die gefährlichste Probe sicher stellen könne, bezweifelte man nicht; daher machen auch die vorgeschriebenen Formeln, mit welchen man den Teufel aus dem Feuer oder Wasser, dessen man sich bedienen wollte, austreiben sollte, einen wesentlichen Bestandtheil der alten Gottesurtheils-Ritualien aus. In einer derselben heißt es unter andern: Et si ex hoc scelere culpabilis fuerit et per aliquod maleficium aut per herbas aut per diabolicas incantationes hanc peccati sui culpam occultare voluerit vel tuam innocentiam contaminare vel violare posse se crediderit, magnifica tua dextra hoc malum evacuet et omnem veritatem demonstret[79]).

Im Allgemeinen können wir diejenigen neuern Forscher, deren Stimme hier am Beachtenswerthesten sein dürfe, nicht eigentlich für Gegner der ausgesprochenen Ansicht über die Gottesurtheile durch Feuer und Wasser halten. Rogge, in seinem Gerichtswesen der Germanen, will in der Geschichte der Ordalien zwei Hauptepochen unterscheiden. In der ersten derselben, vor der Bekanntschaft mit den Römern, sollen die Germanen in einem Zustande kindlicher Unschuld gelebt und bei ihrer „erstaunlichen Ehrlichkeit" eine wissentlich falsche Anklage und ein falsches Leugnen gleich unerhört gewesen sein." (S. 200.) „Die Ordalien und zwar insbesondere auch die Eisen- und Kesselprobe waren, als ein eigentlich germanisches Institut, schon bekannt, aber sie bestanden mehr im Rechtsglauben als in der Wirklichkeit." (S. 197.) „Sie traten nämlich allerdings dem Rechte nach in gewissen Fällen ein, aber diese Fälle sollen höchst selten vorgekommen sein." (S. 198.) „Als aber diese Denkart durch die Gemeinschaft mit den Römern, durch den Übertritt in einen civilisirten Zustand ihre Reinheit verloren hatte, da traten die Gottesurtheile freilich wie rasende Ungethüme in das wirkliche Leben hinein, und würden gewiß auch kein halbes Jahrhundert ihr Wesen getrieben haben, wenn nicht aus Mitleid die Kirche die bedrängte Unschuld in Schutz genommen und durch fromme (?) Betrügereien vor einem jetzt wahnsinnigen Verfahren gerettet, sowie wol ohne Absicht, das Dasein der Ordalien noch für einige (?) Jahrhunderte gefristet hätte." (S. 203.) Diese letzteren Bemerkungen des scharfsinnigen Schriftstellers,

76) *Trotula* de passionibus mulierum in med. antiq. Aldi histor. 1547. fol. 806. vergl. v. Aufseß, Anzeiger für das M.-A. 1832. S. 292. 77) Was magranculi sind, hat der Verf. d. Art. vergebens von sehr Sachkundigen zu erforschen gesucht. 78) Noch mehre hierher gehörige Notizen bei Münter, Kirchengeschichte. 1ster Bd. S. 219.

79) *Walter* l. l. p. 565.

die eine Zeit betreffen, aus welcher wir geschichtliche Zeugnisse über das Bestehen und den Gebrauch der Ordalien besitzen, scheinen uns insbesondere beachtungswerth; aber für mislich halten wir es, uns in einen Streit über den Zustand der Germanen in einer Zeit vor aller Geschichte, über ihre Kinderunschuld, ihre angeblich so erstaunenswürdige Ehrlichkeit einzulassen. Rogge's Bemerkungen über das Eintreten der Ordalien in das wirkliche Leben beziehen sich — wie wir hier noch hervorheben müssen — nicht auf das Institut der Gottesurtheile überhaupt, sondern nur auf die Eisen- und Kesselprobe; sie gelten namentlich nicht vor Kampfe, der nie unter die Leitung der christlichen Geistlichen gekommen ist. Das Loos hat Rogge gänzlich übergangen. Wie aber, wenn die Feuer- und Wasserproben den Germanen in jener vorchristlichen Zeit unbekannt gewesen wären? Doch davon kann erst unten die Rede sein. Eichhorn hat sich in seiner teutschen Rechtsgeschichte nicht ausführlich über die Ordalien aussprechen können, aber er hebt als sehr richtig die Bemerkung Rogge's hervor, daß die Ordalien und insbesondere die beiden Gattungen, welche uns so schreckhaft und schauerlich erscheinen, da sie den Wechselfall eines glücklichen Ausganges nie darzubieten schienen, sehr selten zur Anwendung gekommen sind. Auch Grimm wiederholt diese Bemerkung Rogge's, aber ohne „die Kinderunschuld und erstaunliche Ehrlichkeit der alten Teutschen" zu verfechten, und ohne zu bestreiten, daß wenigstens zuweilen Trug und künstliche Mittel einen glücklichen Ausgang herbeigeführt haben mögen. „Bei häufiger Wiederholung hätte ein stets unheilvoller Erfolg nothwendig den Glauben an ihre Rechtmäßigkeit vertilgen müssen, welcher eben durch die Phantasie genährt und fortgepflanzt wurde; wer sich schuldig fühlte, bekannte lieber, als daß er eine Gefahr bestanden hätte, aus welcher ihn, der Stimme seines Gewissens nach, keine höhere Macht gerettet haben würde." Es dürfte hierbei indeß noch zu erwägen sein, daß die Gottesurtheile auch in vielen Fällen zur Anwendung kamen, bei welchen die innere Richterstimme kein so entscheidendes Urtheil sprechen konnte, bei welcher der, welcher durch eine solche Probe die Wahrheit seiner Behauptung darzuthun suchte, sich wohl im guten Glauben befinden konnte, ohne eine unerschütterliche Bürgschaft für die Wirklichkeit seines Rechtes zu besitzen; dies trat z. B. ein, wenn jemand, wie die nordischen Sagen es so oft erzählen, durch ein Ordal die Rechtmäßigkeit seiner Geburt, des Besitzes eines angeblichen Stammgutes u. dgl. darthun wollte.

Es haben die genannten Forscher die Möglichkeit der Beibehaltung solcher Beweismittel insbesondere auch durch die Bemerkung zu erklären gesucht, daß ihr Gebrauch nur auf solche Personen eingeschränkt war, die im geringen Ansehen in der bürgerlichen Gesellschaft standen, denen man auch einen geringern moralischen Werth, eine geringere Glaubwürdigkeit zuzuschreiben geneigt war. „Freie, sagt Grimm, reinigten sich durch Eid und Eideshelfer (und durch Kampf, hätte wol hinzugesetzt werden müssen). Unfreie, denen ein solcher Beweis versagt oder erschwert war, gingen zum Gottesurtheil (d. h. besonders zur Feuer- und Wasserprobe). Unfreie sind unbestreitbar noch in späterer Zeit Opfer dieser Rechtssitte geworden, da aber freie Männer überhaupt leicht an die Schuld und Verworfenheit der Knechte glaubten, konnte der Ausgang der Prüfung nicht so bald Argwohn erregen u. s. f." Die Personen nämlich, welche nach den Bestimmungen der meisten germanischen Rechtsquellen sowol des frühern als spätern M.-A. ihr Recht durch Gottesurtheile, den Kampf ausgenommen, darthun sollten, waren vorzugsweise 1) Unfreie, für welche ihr Herr nicht schwören wollte [80]); 2) Frauen, die auf Kampf angeklagt waren und keinen Kämpfer für sich stellen konnten [81]); 3) Freie, die keine Eideshelfer finden konnten; es sei nun, daß diejenigen, die zunächst zur Eideshülfe verpflichtet waren, nicht vollkommen von ihrer Glaubwürdigkeit überzeugt zu sein schienen, daß sie am Orte, wo sie sich von einer Anklage reinigen sollten, fremd oder bereits durch eine frühere Verurtheilung rechtlos geworden waren [82]). Auf einem ähnlichen Principe beruht auch die Bestimmung des Schonischen Gesetzes, daß derjenige, welcher eines Mordes oder der Theilnahme an einem solchen unter Vorbringen von zwei Zeugen beschuldigt war, sich nicht durch Eideshelfer, sondern nur noch durch das glühende Eisen (Skudsjern) vertheidigen konnte [83]).

Aus diesen Bestimmungen geht freilich hervor, daß

---

80) Lex Ripuar. T. 30. §. 1. Quod si quis in judicio pro servo interpellatus fuerit — et dicat: Ego ignoro an servus meus culpabilis, an innocens de hoc exstiterit. §. 2. Propterea cum secundum legem Ripuariam super XIV. noctes ad ignem repraesento cf. lex Fris. tit. 3. §. 4. 81) Lex Angl. et Wer. tit. 14. Si mulier maritum veneficio dicatur occidisse — proximus mulieris campio eam innocentem efficiat: aut si campionem non habuerit, ipsa ad novem vomeres ignitos examinanda mittatur. 82) Willküren der Brockmänner §. 105. Alle nedkesta skel ma mith compe bisla, hit ne se thet hi kempa naut ne muge and nen holda te fara him stonda nelle, sa skel hi unga to tha szetele, d. h. Alle Nothklagen sollen durch Kampf ausgemacht werden, es sei denn, daß er so arm sei, daß er nicht kämpfen könne und keine Freunde für ihn stehen wollen, dann soll er zu dem Kessel gehen. Lex Ripuar. tit. 31. §. 5. Quod si in provincia Ripuaria juratores invenire non potuerit, ad ignem seu ad sortem se excusare studeat. Edwards (Angels.) Gesetze. I. c. 4. Eac we cwaedon be þaem mannum þe mansworan waeron, gif þaet geswytelod waerre, oððe him að burste oððe ofercyðed waere, þaet hy syððan að wyrðe naeran ordales wyrðe, d. h. Auch beschlossen wir von den Leuten, die Meineidige sind, daß sie, wenn es offenbar wäre, daß ihnen ein Eid fehlschlug oder daß sie überschworen wurden, hinfort nicht mehr zum Eide, sondern nur zum Ordel zugelassen werden sollen. Capit. I. Caroli M. ab a. 809. §. 28. Ut postquam quis ad mortem fuerit judicatus — — unde alii jurare debent semper ad judicium Dei examinandus accedat; in dem §. 30., wo von den Begnadigten ausführlicher die Rede ist, heißt es: Et si ad sacramentum aliquid ei judicatum fuerit quod jurare debeat, si aliquis ipsum sacramentum falsum dicere voluerit, cum armis contendat. Sachsensp. I, 39. Die ir recht mit roue oder mit düve verloren hebbet, of man se düve oder roues anderwerue sculdeget, se ne mogen mit irme ede nicht unsculdich werden. Se hebbet drier kore: dat glogende i'ern to dragene, oder in enen wallenden Ketel to gripene bit to dem ellenbogen, oder deme kempen sik to werene. 83) *Andr. Sunesen* leges Scaniae lib. V. tit. 15—17. bei *Westphalen* l. c.

man die Ordalien als ein erschwertes und als ein äußerstes Beweismittel, als die letzte Zuflucht zur Ermittelung der Wahrheit betrachtete. Es gilt dies aber nicht blos von den in Rede stehenden besonderen Arten von Gottesurtheilen, sondern von allen hierher gehörigen Proben, und namentlich auch von dem Kampfe. Die Erschwerung des Beweises, nach Verhältniß der Beschuldigung, besonders durch Vermehrung der Zahl der zu stellenden Eidhelfer, je nachdem das Verbrechen, dessen man den Beklagten beschuldigte, ein besonders strafbares oder durch schwere Buße zu sühnendes war, je nachdem die Anklage des Beleidigten ein besonderes Gewicht erhielt, sei es durch den Stand, den er in der Gesellschaft einnahm, sei es durch den erhöhten Grad der Glaubwürdigkeit und Wahrscheinlichkeit, welchen er seiner Beschuldigung geben konnte (z. B. durch Vorbringen von Zeugen), oder endlich, je nachdem das Vertrauen auf die Glaubwürdigkeit des Beklagten an sich geringer, oder durch frühere Ereignisse erschüttert worden war, war eine besondere, aber ganz allgemeine Eigenthümlichkeit des teutschen Processes. Die Ordalien wurden nun, und zwar sowol der Kampf als die übrigen Gottesproben, für ein solches besonders erschwertes Beweismittel gehalten. Bei dem Kampfe wurde diese Ansicht freilich durch die Neigung der Germanen, einen jeden Streit an ihren Arm zu ziehen, verdunkelt, aber das Recht und die Gesetzgebung hielten sie fest. In allen Rechtssammlungen, so verschieden auch die Bestimmungen über die Zulässigkeit des Kampfordals sind, findet sich das Streben dasselbe auf besonders qualificirte Streitigkeiten zu beschränken. Diese Bestimmungen bezogen sich dann in der Regel zugleich auf die übrigen Gottesurtheile, insofern dieselben da, wo andere Proben der Art neben dem Kampfe bekannt waren, als ein Surrogat desselben erschienen, für diejenigen Personen, welche die Waffen aus physischen oder rechtlichen Gründen nicht führen konnten.

Die Ordalien überhaupt waren auch das äußerste und letzte, gewissermaßen das einzig untrügliche, Mittel zur Herstellung nicht blos einer formellen, sondern materiellen juristischen Wahrheit. Die Ordalien concurrirten daher in den wichtigern Fällen, in welchen sie nach den einzelnen Volks- und Landesrechten zulässig waren, mit den übrigen gesetzlichen Beweismitteln, so daß es oft von der Willkür des Klägers abhing, die gewöhnliche gesetzliche Beweisführung zu verwerfen; und zwar, indem er gleich anfangs bei Erhebung der Klage erklärte, die Sache auf die Entscheidung Gottes ankommen lassen zu wollen, wie z. B. bei der Kampfklage nach dem sächsischen Landrecht[84]), dem „mallare ad aeneum“ des salischen Gesetzes[85]), oder, indem er vor Antritt der Abwehrung der Beschuldigung durch Eid und Eidhelfer den Willen aussprach, daß die Sache sogleich auf die letzte Entscheidung Gottes gestellt werden solle[86]). Es stand unter diesen Umständen dem Kläger sehr oft selbst eine Wahl zwischen den verschiedenen Gottesproben, jedoch unter gewissen Beschränkungen, zu, indem er wol den Mann, der die Sache lieber auf eine Entscheidung durch die Waffen und eine zweiseitige Probe wollte ankommen lassen, nicht nöthigen konnte, sich allein der Gefahr, die ein anderes Gottesurtheil mit sich brachte, zu unterziehen, und indem in manchen Gegenden der Gebrauch gewisser Proben auf gewisse Gattungen von Beschuldigungen beschränkt war. Es war daher selbst ein Vertrag über das Beweismittel zulässig, und der Kläger, der das Recht hatte, die Sache zur Entscheidung Gottes zu stellen, verzichtete zuweilen darauf, und ließ sich gegen Erlegung einer Buße die Reinigung durch das gewöhnliche Eidverfahren gefallen[87]). Nach diesen Voraussetzungen darf es kaum erwähnt werden, daß es auch dem Beklagten freistand, statt einer Abwehrung der Klage durch Eidhelfer die Sache zur Entscheidung Gottes zu stellen[88]). Zu einem Gottesgerichte, nach geführtem Beweise, noch seine Zuflucht zu nehmen, war wol in der Regel nicht erlaubt, da der Kläger, der sich nicht dem Gebrauche eines Beweismittels widersetzte, dadurch schon stillschweigend sich darein gefügt hatte, das Ergebniß des geführten Beweises gegen sich gelten zu lassen. Nur ausnahmsweise war indeß auch dies zulässig, z. B. nach dem friesischen Volksrechte, wie es zwischen dem Fley und der Snicsala galt, war es gestattet, sieben Personen nach der Reihe eines Todschlages zu beschuldigen;

84) Sachsensp. I, 63. Willküren der Breckmänner, §. 48. (Wiarda. S. 37.) — nel mar naut baria sa meima nima sex ethar fon tha wither laga, — d. h. will man aber nicht baren (d. i. kämpflich klagen), so muß man sechs Eide von dem Widersacher fodern. Gesetze K. Wilhelms des Erob. II. §. 4. (Schmid S. 188.) And gif se Englisca ne durre hine to orneste beclypian werigo hine se Francisca mid unforedan aðe, d. h. Und wenn der Engländer ihn nicht wagt mit Kampf anzusprechen, so vertheidige sich der Franke mit einem ungebrochenen Eide. 85) Lex Sal. I, 56. *Walter* I. p. 75. ed. Laspeyres p. 154. Pactus Childeberti et Chlotarii a. a. 592. §. 4. (*Walter* II. p. 8.)

86) Nach der lex Ripuar. t. 59. §. 4. konnte, wer ein Grundstück in Anspruch nahm, den Schreiber (Cancellarius) einer als Beweismittel vorgebrachten Urkunde verhindern, ihre Echtheit zu beschwören (manum de altare trahere) und ihn zum Kampfe zwingen. Capitul. Caroli M. a. a. 803 ad leg. Rip. §. 3. Aut si ille, qui causam quaerit, XII hominum sacramenta recipere noluerit, cruce aut scuto et fuste cum eo contendat. Lex Burgund. tit. 8. §. 2. Quod si ei sacramentum de manu is, cui jurandum est, tollere voluerit — — non permittatur sacramenta praestare — sed ad nos illico dirigantur Dei judicio committendi. Ibid. tit. 45. 87) Lex Sal. 56. Si quis ad Inium (aeneum) mallatus fuerit, et forsitan convenerit, ut manum suam redimat, et juratores donet etc. Gesetze K. Äthelstan's. II. §. 24. Gif hwa þingie for ordale, þingie on thaem ceapgylde þaet he maege, d. h. Wenn Jemand statt des Ordales Abfindung sucht, so finde er sich rücksichtlich des Ordals ab, mit was er kann. 88) Leges Rotharis r. Longob. c. 9. Lex Fris. tit. 9. c. 3. Ego solus jurare volo, tu, si audes, nega sacramentum et mecum armis contende. In der Egilssaga c. 66. wird erzählt: Atle ging zu Gericht mit seinen Eidhelfern (eydalid), Egil aber ging ihm entgegen und sagte: daß er keinen Eid für sein Gut nehmen wollte, ich will dir eine andere Entscheidung bieten (vel ek bioda þer annur laug) nämlich daß wir hier vor dem Thing zum Holmgang gehen, und daß der das Gut behalte, der den Sieg davon trägt. Das, was Egil hier sprach, war auch Rechtens und alte Gewohnheit, daß jedermann frei stand, seinen Gegner zum Holmgang zu fodern, er mochte nun Beklagter oder Kläger sein (hvert hann scylldi veria sakir fyrir sik eda saekia), vergl. noch *Gunlaung* Ormstunga S. c. 7. 11. Nials S. c. 50.

jeder derselben mußte mit zwölf Eideshelfern schwören, und wenn alle auf diese Weise ihre Unschuld betheuert hatten, mußten sie zur Kesselprobe gehen, damit es durch das Zeugniß Gottes an das Licht kommen möge, ob der Thäter sich dennoch unter den in Anspruch Genommenen finde[89]). Man sieht auch daraus, daß die Friesen es nicht für unmöglich hielten, daß selbst ein Eid mit zwölf Eidhelfern freventlich geleistet werden konnte, und dieser Glaube, das Mistrauen gegen alle menschliche Gerechtigkeit, zeigt sich auch bei andern germanischen Völkern. Es müssen Erfahrungen vorgelegen haben, die den Verdacht erweckten, daß nicht nur die Beklagten zuweilen selbst, sondern auch die Eidhelfer leichtsinnig oder freventlich und wissentlich einen falschen Eid nicht fürchteten, dies zeigt die Klage des burgundischen Königs Gundobald[90]): Multos in populo nostro pervicatione causantium et cupidinatis instinctu, ita cognoscimus depravari, ut de rebus incertis sacramenta plerumque offerre non dubitent, et de cognitis jugiter perjurare; daher verordnete dieser König, um eine größere Scheu vor Eidesleistungen zu erwecken, daß es dem Gegner erlaubt sein solle, von den gegen ihn aufgetretenen Eidhelfern einen zum Zweikampf zu fodern; wurde dieser überwunden, wurden alle übrigen als leichtsinnige oder böswillige Eideshelfer straffällig. Nach dem baierschen Volksrechte konnte man die Zeugen, nach dem sie ihre Aussage beeidigt hatten, noch durch Kampf des Meineides und falschen Zeugnisses überführen: Tunc ille defensor si sperat, quod justitia de illo agro suo fuisset, dicat ad illum testem: Mendacium jurasti contra me. Sponde mihi pugna duorum et manifestet Deus si mendacium ac veritatem jurasti contra me. Da man auf diese Weise die Gottesurtheile als ein subsidiarisches und letztes Beweismittel betrachtete, so liegt es fast in der Natur der Sache, daß man sie auch in allen Fällen eintreten ließ, wo ein anderer Beweis schwer oder gar nicht zu erbringen war. Karl der Große verordnete in der Theilungsurkunde seines Reiches unter seine Söhne: Si causa vel intentio s. controversia talis inter partes propter terminos aut confinia regnorum orta fuerit, quae hominum testimonio declarari vel definiri non possit, tunc volumus ad declarationem rei dubiae, judicio crucis Dei voluntas et rerum veritas inquiratur nec unquam pro tali causa cujuslibet generis pugna vel campus ad examinationem judicetur[91]). Das Neue in dieser Verordnung ist nur, daß nach dem Willen des Kaisers die Kreuzesprobe entscheiden sollte, statt des sonst üblichen Kampfordals. Denn Streitigkeiten um Länderbesitz und Landesgrenze, die nicht durch Zeugen ermittelt werden konnten[92]), Fragen, die den Status einer Person, wie wir in der jetzigen Rechtssprache sagen, betrafen, als z. B. die Freiheit[93]), die Vaterschaft, Abkunft und damit zusammenhängende Erbberechtigung, und andere Rechtsstreitigkeiten, bei welchen es an Zeugen leicht fehlte und bei welchen die zur Eidhülfe sonst Berufenen Bedenken tragen mochten, dem Eide sich zu unterziehen, wurden vorzugsweise durch Kampf und oft auch durch andere Ordalien, entschieden[94]); dahin gehört z. B. auch der Fall, wenn jemand einen Mann vor Gericht brachte, mit der Beschuldigung, ihn auf handhaftem Diebstahl ergriffen zu haben, ohne zugleich Leute, die durch Gerüfte herbeigezogen worden, als Zeugen mit vorbringen zu können[95]).

Da die Ordalien also ein Beweismittel waren, welches zu ergreifen noch dann freistand, wenn man sich unfähig fand, auf eine andere Weise eine Beschuldigung von sich abzuwehren, oder sein Recht zu begründen, so lag es sehr nahe, diese Beweisführung auch denen zu

89) Lex Fris. tit. 14. c. 3. Septem interpellandi sunt, et unusquisque eorum, qui interpellatus est, sua duodecima juret et se post sacramentum judicio Dei examinandum, ferventi aqua innocentem ostendat. 90) Lex Burgund. c. 45. 91) Capit. I. a. 806. s. Charta divisionis etc. (*Walter* II. p. 215.) 92) Lex Alaman. tit. 84. Lex Ripuar. tit. 17. c. 2. Lex Sax. tit. 16. §. 1. Formulae Bignonianae Nr. 12. (*Walter* III. p. 405.) — ad crucem ad judicium Dei pro ipsa terra — deberent adstare. Willküren der Brockmänner §. 78. Hwersa tuene men aziuath umbe en loud and hia sprekath bethe feder erue and hira biade nauder suethana werde. sa is comp u. s. w., d. h. Wenn zwei Menschen sich streiten um Land, und beide sprechen, daß es väterliches Erbe sei, und keiner von ihnen benachbarte Zeugen darbietet, so ist der Kampf (so sollen sie beide kämpfen) etc. *Glanvilla* II. c. 2 et 7.

93) *Grimoaldi* R. Langob. leges c. 2. De liberis hominibus, quos constat per XXX annorum spatium in libertate permansisse, nullam per pugnam patiantur violentiam, sed liceat eis in libertate permanere sua. Nach dem nordischen Forstethingsgesetze K. Hakons Hakonssons, Abtheilung 11. c. 10. (Paus I, 130.) konnte, wer als Freigelassener in Anspruch genommen wurde, seine Freiheit, wenn er keine Zeugen vorbringen konnte, durch Eisentragen (Gudskyrslann) beweisen. 94) Edictum Rotharis R. Longob. c. 164—166. In allen diesen Stellen wird freilich der Kampf verboten, quia grave et impium videtur esse, ut talis causa sub uno scuto per pugnam dirimatur. Wir lernen daraus aber die frühere Rechtssitte der Longobarden kennen, und wissen auch, daß die Bemühungen einiger Könige, die Ordalien zu beschränken, nicht von sehr großem Erfolg waren. Nach Hakons a. Gesetzb. Abth. X. c. 15. konnte der, welcher sich zu einer Erbschaft zog und nicht durch (Gelagshaus-) Zeugen (Oldrhus Vitni, über deren Gebrauch s. Wilda's Gildewesen. S. 17.) seine Verwandtschaft erweisen konnte, das Eisen dafür tragen. Die Sagen des Nordens sind sehr reich an Erzählungen von Gottesproben, wodurch bestrittene Abkunft und Successionsrechte bewiesen wurden. Erich, der Sohn Sigurds Haraldson, begehrte zur Probe des Eisentragens zugelassen zu werden, um zu beweisen, daß er Sigurds Sohn und des Königs Swerrer Bruder sei. Er trug das Eisen, nachdem er den Eid geleistet: „Gott lasse so gewiß meine Hand glücklich von dem Eisen kommen, als ich K. Sigurds rechter Sohn bin.“ Er bestand die Probe glücklich. Auch Erling Steinweg verlangte das Eisen zu tragen, um seine Abstammung zu beweisen; und derselbe begehrte wiederum, daß sein damals achtjähriger Sohn, Magnus, darthun solle, daß er (Erling) wirklich sein Vater sei. Diese Erzählungen aus des Königs Swerrer Saga finden sich alle bei Arnesen a. a. O. S. 175. 95) Lex Fris. tit. 3. §. 8. Si quis in furto deprehensus fuerit, et ab ipso, qui eum deprehendit, furti arguatur, et negaverit, juret uterque solus, et ad examinationem ferventis aquae judicio Dei probandus accedat. Capitul. lib. IV. append. II. c. 34.: Si aliquis Saxo hominem comprehenderit absque furto aut absque propria re, dicens quod illi habeat damnum factum, et hoc contendere voluerit in judicio aut in campo aut ad crucem licentiam habeat.



gestatten, welchen die zu einer andern rechtlichen Vertheidigung nothwendigen persönlichen Eigenschaften fehlten. Die Erlaubniß zur Berufung auf eine Entscheidung Gottes erscheint in diesen Fällen nicht als eine Erschwerung der Beweisführung, sondern als eine Begünstigung, gewissermaßen als eine Aufhebung oder Beschränkung einer völligen Rechtlosigkeit. In dem altfriesischen Landrechte heißt es einmal[96]): „man soll ihm helfen durch das Sindrecht (d. i. nach der Verordnung des geistlichen Rechtes), durch den Kesselfang oder mit dem geweiheten Brode. Das ist Sindrechtes, womit man helfen mag den Armen wie den Reichen, den Unedeln sowol als den Edeln." Diese für die Geschichte der Ordalien überhaupt nicht unwichtige Stelle scheint die Ansicht zu bestätigen, daß die Ordalien zuweilen als ein den Wehrlosen dargebotenes letztes Vertheidigungsmittel zu betrachten sind. Der Kampf war gewissermaßen ein Surrogat für den Beweis durch Zeugen und Eidhelfer; die übrigen Ordalien waren wiederum ein Surrogat des Kampfes, welches natürlich besonders für solche Personen galt, die aus physischen oder rechtlichen Ursachen nicht kämpfen konnten, wie Frauen und Unfreie. Eigenthümlich, aber für die hier ausgesprochene Ansicht nicht ganz gewichtlos, ist, daß in den friesischen Volksrechten, wie dies bereits oben von der Kesselprobe bemerkt worden ist, die übrigen Gottesurtheile, im Gegensatz zum eigentlichen Kampfordal, kleiner Kampf oder kleiner Streit genannt werden. Wiewol der Zweikampf dem Germanen bei seiner Vorliebe für die Entscheidung jeder Streitigkeit durch eigene Kraft, als das edelste Gottesgericht erscheinen mußte, so war man wol ursprünglich auch weit von der Idee entfernt, die übrigen Ordalien für etwas Sclavisches zu halten. Leicht kann man aber jetzt dazu verleitet werden, eine solche Ansicht der ältern Zeit unterzuschieben, da in den Rechtsquellen diese Ordalien meist in Verbindung mit Unfreien oder Personen, die nicht vollkommen an ihren Rechten waren, erwähnt werden. Sehr viele Beispiele lassen sich aber anführen, daß auch Freie, Adelige, und selbst Männer sowie Frauen königlichen Stammes solchen Gottesproben sich freiwillig oder, weil sie ihnen auferlegt waren, unterzogen. Daß manche dieser hierher gehörigen Beispiele von den Erzählern ausgeschmückt, einige vielleicht selbst erdichtet sein mögen, dürfte uns hier, wo wir nur darthun wollen, aus welchem Gesichtspuncte man diese Ordalien betrachtete, ziemlich gleichgültig sein. Wie wenig man mit einer der bekanntern Proben die Idee von etwas Sclavischem verband, möchte auch daraus schon hervorgehen, daß bei einigen germanischen Stämmen das Eisentragen, der Kesselfang ꝛc. an die Stelle des Kampfes, der durchaus verdrängt gewesen zu sein schien, getreten waren. In dem Gesetzbuche der salischen Franken erscheint die Probe des heißen Wassers als ein gewöhnliches Beweismittel auch für Freie. In den Rechtssammlungen der Angelsachsen ist nur von heißem Eisen und Wasser die Rede; nie wird des Kampfes gedacht. Freilich ist in den meisten Stellen, wo diese Gottesurtheile erwähnt werden, von Unfreien u. dgl. die Rede, aber daß dieselben bei den Angelsachsen auch den Kampf als das eigentliche Entscheidungsmittel für Freie vertraten, geht aus der Verordnung hervor, die Wilhelm I. nach der Eroberung über Gebrauch von Kampf und Ordalien bei Streitigkeiten zwischen Engländern und Franken erließ[97]). In derselben heißt es z. B. §. 2.: „Wenn ein Franke einen Engländer um Kampf anspricht, so vertheidige sich der Engländer nach Willkühr durch Kampf oder Eisenordal, wenn es ihm bequemer ist," und §. 4. „Bei allen mit Ächtung belegten Vergehen setzte der König fest, daß sich der Engländer mit dem Eisen reinigen sollte. Und wenn der Engländer einen Franken wegen eines Verbrechens, das mit Ächtung belegt ist, anklagt, und er es von ihm bewahrheiten will, so vertheidige sich der Franke durch Kampf." Da in allen scandinavischen Rechts- und Gesetzbüchern in der Gestalt, wie sie uns vorliegen, des Kampfes nie erwähnt wird, wol aber der Eisen- und Kesselprobe, so dürfte kein Zweifel sein, daß auch diesen Gottesurtheilen Freie sich unterzogen und unterziehen mußten, was auch die Sagen hinlänglich bewähren. Beachtungswerth in dieser Beziehung, sowie auch im übrigen interessant, ist eine Erzählung des Saxo Grammaticus[98]) aus dem 12. Jahrhundert. Magnus, Sohn Erich's, der dem König Waldemar nach dem Leben gestanden hatte, war entflohen und suchte bei Heinrich dem Löwen Schutz. Waldemar schickte deshalb einen Gesandten an den Herzog, gegen welchen Magnus sein Recht durch das Schwert darzuthun sich erbot: Refert legatus non ob hoc se eo missum ut reum causationis partes apud exteros ferro prosequi debeat, sed ut reum causam suam ad Regis cognitionem subire, transferret, defensionemque patria lege decretam subire moneat. Tum duce quem defensionis modum adversus hoc criminationis genus lex Daniae statueret, rogante, penes ferrum purgationis morem consistere respondit. Tunc Magnus a duce rogatus an tantam fiduciam in innocentia sua reponeret, ut hujus experimenti judicio spem defensionis petere auderet: anceps id genus nec semper miraculo praeditum, aiebat, quod plerumque insontes damnare et noxios absolvere soleat, fortuitosque maxime experimentorum eventus habeat. Neque enim divinam potentiam tanta mortalium cura flagrare, ut quibuslibet eorum votis rerum naturam cedere compellat. So dachte man in den Ländern von den Ordalien, wo auch Personen des höchsten Standes sich ihnen unterwerfen mußten.

Da aber, wo Eisen- und Kesselprobe an die Stelle des Kampfes getreten waren, kann auch deren Anwendung wol nicht so selten gewesen sein, wie man es wol angenommen hat, und es läßt sich aus der Seltenheit des wirklichen Gebrauches, aus der Beschränkung derselben auf Per-

96) Wir können diese Stelle nur nach der Übersetzung, wie sie Wiarda in den Anmerkungen zu seinem Asegabuch mitgetheilt hat (Abschn. II. §. 10.), anführen.

97) Wilhelms Gesetze. II. Schmid's Gesetze der Angelsachsen. S. 188. 98) *Saxo Gram.* ed. Klotz. p. 548.

sonen, die einer geringeren bürgerlichen Achtung genossen, kein Erklärungsgrund für die lange Fortdauer der Gottesurtheile hernehmen. Im spätern M.-A. freilich trat mit der Entwickelung eines eigentlichen Kriegerstandes der gerichtliche Zweikampf auch in den Ländern, wo er fast gänzlich verschwunden war, wie bei den salischen Franken und den Engländern, oder da, wo die Regenten ihn zu beschränken gesucht hatten, wie bei den Longobarden, wieder hervor, und erhielt eine bis dahin unbekannte Ausdehnung. Es zeigt sich dies besonders in dem französischen Processe des M.-A., wie wir ihn aus Beaumanoir, Boutellier, Defontaines, den Assisses de Jerusalem kennen lernen, sowie in dem Englischen, nach den Nachrichten, welche wir darüber bei Glanvilla, Bracton rc. finden, obgleich schon das erstere Buch in eine Zeit fällt, wo man bereits wieder die ausgedehnte Anwendung des Kampfrechtes zu beschränken anfing. Der französische und englische Proceß hatten in dieser Zeit (vom 11. etwa bis 14. Jahrh.) viele Ähnlichkeit. Das Duell, bemerkt auch Biener [99]) in Bezug auf den letztern, hatte fast alle andere Beweismittel verdrängt; selbst Incident-Präjudicialpuncte und Exceptionen mußten zuweilen durch Duell erwiesen werden. Man foderte nicht nur Zeugen, deren Aussagen man nicht gegen sich wollte gelten lassen, sondern selbst die Schöffen, besonders bei den Lehnhöfen, um sie einer unrechten Urtheilsfindung zu überführen u. s. f. Selbst Unfreien war es gestattet, ihres Gleichen kämpflich anzusprechen [1]). Da eine Vertretung bei dem Zweikampfe in Criminalsachen nicht gestattet war, so mußten Frauen, Greise (die über 60 Jahre alt waren), die durch Körperschwäche (mahemium) verhindert wurden, zu kämpfen, sich der Eisen- oder heißen Wasserprobe unterwerfen [2]). Wurden Männer von einer zum Kampf unfähigen Person beklagt, so mußten auch sie sich diesen Proben unterwerfen, oder sie konnten auf die Abwehrung der Klage verzichten und es dem Kläger überlassen, seine Klage durch ein Gottesurtheil als wahr zu begründen [3]). Es geht daraus hervor, daß man diese Gottesurtheile keineswegs als etwas Erniedrigendes, Sclavisches betrachtete, und noch weniger in der Nöthigung, sich einer solchen Probe zu unterwerfen, schon eine halbe Verurtheilung erblickte; sonst würde man nicht gerade diejenigen, die wegen ihrer Schwäche auf den Schutz der Gesetze und auf Nachsicht und Milde besonders Anspruch machen durften, solchen Proben unterworfen haben. Mag auch ein solcher milder Sinn dem ältesten germanischen, auf den Begriff der Waffenfähigkeit gebauten Rechte vielleicht in gewisser Beziehung fremd gewesen sein, in der christlichen Zeit tritt überall das Streben hervor, Hülflosen, Weibern, Unmündigen, Greisen, Armen — wenn sie auch nicht durch die Familienverbindung, der sie angehören mochten, hinlängliche Sicherheit erhielten — Schutz und Hülfe zu verschaffen. Wenn nun gleich im Allgemeinen die Ordalien im engern Sinne nicht als etwas Erniedrigendes betrachtet wurden, so schien sich doch hier und da die Ansicht gebildet zu haben, daß von den Ordalien im engern Sinne, das eine besser und edler sei als das andere, sowie auch in Indien gewisse Proben nur für die Angehörigen gewisser Kasten bestimmt sind. In den germanischen Ländern ist aber diese Classification der Ordalien nicht zur Reife gekommen, sodaß die Bestimmungen darüber immer schwankend blieben. Im Allgemeinen ließe sich nur etwa festsetzen, daß da, wo man einen solchen Unterschied machte, das Eisentragen für das edlere Ordal gehalten wurde, demnächst die Kessel- und dann die kalte Wasserprobe folgte. So z. B. heißt es bei Glanvilla (XVI. c. 1.): „Pro diversitate conditionis hominis (se expurget) sc. per ferrum callidum, si fuerit liber homo, per aquam (sc. callidam s. ferventem), si fuerit rusticus. In den nordischen Biarkoe-Ret (bei Paus II. S. 268.) wird bestimmt, daß der Mann sich durch das heiße Eisen, die Frau durch den Kesselgriff reinigen sollte. Indeß in andern Gegenden oder zu andern Zeiten war diese Unterscheidung fremd; bei den salischen Franken war der Kesselgriff die gewöhnliche, auch für Freie übliche Probe. In Friesland scheint ebenso in einigen Gegenden die heiße Wasserprobe eingetreten zu sein, wenn man in andern das Eisen entscheiden ließ; bei den Angelsachsen war demjenigen, der zum Gottesurtheil gehen sollte, die Wahl zwischen Eisen und Kessel freigestellt, ebenso nach dem Sachsenspiegel und verwandten Rechtsbüchern. Von der kalten Wasserprobe heißt es einmal: Plebejus et minoris testimonii rusticus aquae frigidae se expurget judicio [4]); auch haben wir oben ein Zeugniß aus dem Anfange des 14. Jahrh. angeführt, worin es heißt: cette épreuve n'etait en usage que pour le petit peuple. indeß lassen sich nicht nur einzelne Beispiele anführen, daß auch Freie, selbst Fürsten, sich dieser Probe unterwarfen [5]), sondern in einigen Gegenden war überhaupt die kalte Wasserprobe das gewöhnliche Ordal [6]). Wenn wir übrigens nicht ganz unberechtigt sind, von der weiten Verbreitung einer Probe in früher Zeit auch auf ihr Alterthum zu schließen, so sehen wir, daß die Anweisung des Ranges mit dem Alter zusammenstimmt. Von der kalten Wasserprobe ist übrigens oben bemerkt worden, daß sie weder in den teutschen Volksrechten, nach in den Sammlungen der Angelsachsen und der scandinavischen Völker erscheint, daß die erste Spur das-

99) Biener, Beiträge zur Geschichte des Inquisitionsprocesses. S. 262.

1) Vergl. *Montesquieu*, esprit lib. XXVIII. c. 25—28.

2) *Glanvilla*, lib. XIV. c. 1.

3) Nach *Glanvilla* XIV. c. 3. und 6. konnte eine Frau als Klägerin auftreten, wenn ihr Mann erschlagen oder sie mit Gewalt an ihrer weiblichen Ehre gekränkt war, und es heißt bei dieser Gelegenheit: In electione accusat, erit vel probationem ipsius mulieris sustinere contra se vel se per judicium Dei ab imposito crimine purgare. Vergl. Biener, Inquisitionsproceß. S. 276.

4) Conventus Alsaticus a. 1057. c. 66. bei *Goldast.*

5) Grimm. S. 924.

6) *Du Cange*, Gloss. s. v. aqua, z. B. Charta Comaniae Tornacensis a. 1187. Si aliquis super alicujus morte fuerit accusatus et per legitimos testes illum occidisse probari non poterit, Judicio aquae frigidae innocentiam suam probabit.

von sich vielmehr erst in Capitularien des 9. Jahrh. zeigt. Den übrigen Proben läßt sich in einer solchen Classification keine Stelle anweisen.

Wir haben bisher die Gottesurtheile überhaupt als gerichtliche Beweismittel kennen gelernt. Bei welchen Rechtsstreiten man sich auf ein Gottesurtheil berufen konnte, hat im Allgemeinen nicht angegeben werden können, weil dies in den verschiedenen Ländern und zu verschiedener Zeit keineswegs gleichmäßig bestimmt war; es wird sich dies leicht aus den einzelnen Notizen, welche wir aus den Quellen mitgetheilt haben, bei wiederholtem Überblick deutlicher noch ergeben. Beachtenswerth ist es aber, daß man nicht allein Thatsachen durch Gottesurtheile zu ermitteln suchte, sondern selbst Rechtsfragen entschied. Es ist angeführt worden, daß es nach einigen Rechten gestattet war, die Schöffen einer unrechten Urtheilsfindung zu zeihen; hierbei ging aber wol die Absicht desjenigen, der den Spruch anfocht, dahin, den Schöffen zu überführen, daß er in böswilliger Absicht das Recht kränken wolle. Die Geschichte hat uns aber ein merkwürdiges Beispiel aufbewahrt, daß eine Rechtsfrage, und nicht in bloßer Anwendung auf einen vorliegenden Fall, sondern ganz absolut durch ein Kampfordal entschieden wurde; nämlich unter Kaiser Otto im Jahre 941 die bisher sehr bestrittene Frage über das Repräsentationsrecht der Enkel [7]). Merkwürdiger aber ist es fast noch, daß König Alphons von Castilien im 11. Jahrh. die Frage: ob die mozarabische Liturgie und die alte spanische Kirchenagende, oder die römische Liturgie die Regeln für den Gott am wohlgefälligsten Dienst enthalte? durch den von der Kirche sonst immer misbilligten Zweikampf entscheiden ließ [8]). In den Nachrichten über die Einführung des Christenthums bei den scandinavischen Völkerschaften und bei slavischen Stämmen, und selbst in den Nachrichten über den Kampf der römisch-katholischen Kirche mit dem Arianismus im fränkischen Reiche, sind uns Erzählungen aufbewahrt [9]), die für die Geschichte der Ordalien nicht ganz unbedeutsam sind. Um die Wahrheit ihrer Lehre, dem mehr für sinnliche als geistige Eindrücke empfänglichen Volke zu beglaubigen, sollen nämlich die Verkünder der neuen Lehre sich der Proben, die während des ganzen Mittelalters als gerichtliche Beweismittel in Übung waren, und zwar derjenigen insbesondere bedient haben, bei welchen der glückliche Ausgang nach dem Glauben, worauf ihr Ansehen bei dem Volke beruhte, immer ein Wunder voraussetzte, also vorzüglich der Feuer- und Kesselprobe. Ein genügender Grund, zu bezweifeln, daß dergleichen wirklich zuweilen stattgefunden hat, dürfte sich nicht auffinden lassen; aber schwer dürfte es zu ermitteln sein, wie viel Wahres in den einzelnen Erzählungen, die sichtbar das Gepräge der Ausschmückung tragen, enthalten ist. Besonders merkwürdig ist die Erzählung von Bischof Poppo geworden, der durch eine glücklich bestandene Probe des Eisentragens den dänischen König Harald bewogen haben soll, sich taufen zu lassen. Für die Geschichte der Ordalien erhält diese Begebenheit, die von vielen Schriftstellern aber mit etwas abweichenden Umständen erzählt wird, eine besondere Bedeutsamkeit durch den Bericht des Saxo Grammaticus [10]), welchem zufolge der König Sveno, unter welchen er diese Begebenheit verlegt, durch das Unternehmen Poppo's auch soll bewogen worden sein, den Kampf als gerichtliches Beweismittel aufzuheben und die Eisenprobe an dessen Stelle zu setzen.

(Ursprung und Untergang der Ordalien.) Nur den Ursprung eines Ordals, nämlich des Kampfes, hat man wol früher auf einen bestimmten Zeitpunkt zurückzuführen gesucht. Gundobald, König der Burgunder, sollte den Zweikampf als gerichtliches Entscheidungsmittel eingeführt haben. Man berief sich gewöhnlich darauf, daß das burgundische Gesetzbuch die älteste germanische Rechtssammlung sei, in welcher der gerichtliche Zweikampf und zwar im 45. Titel, als ein neues processualisches Institut erwähnt werde. Das Unhistorische dieser ganzen Ansicht ist nun aber schon längst anerkannt worden. Daß das burgundische Gesetzbuch, welches dem K. Gundobald zugeschrieben wird, nicht in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten, sondern mehrmals später überarbeitet ist, dürfte wol kaum eine Einwendung gegen die ältere Ansicht sein, da der Titel 45. allerdings eine von König Gundobald herrührende Verordnung zu sein scheint. In derselben klagt der König darüber, daß die böse Sitte, leichtsinnig und freventlich Eide zu leisten, im Volke überhand nehme (de rebus incertis sacramenta plerumque offerre non dubitent et de cognitis jugiter perjurare), und verordnete daher, daß es jedem Kläger frei stehen solle, den Reinigungseid des Beklagten, durch eine im Kampf zu erweisende Meineidsbeschuldigung zu verhindern, „si pars eius, heißt es daselbst, cui oblatum fuerit jusjurandum, noluerit juramenta suscipere, sed adversarium suum veritatis fiducia armis dixerit posse convinci, et pars diversa non cesserit, pugnandi licentia non negetur. Ita ut unus de eisdem testibus, qui ad danda convenerunt sacramenta, Deo judicante confligat: quo-

7) *Witichind.* Corb. lib. II. De legum quoque varietate facta est contentio, fuere qui dicerent, quia filii filiorum non deberent computari inter filios, hereditatemque legitimis cum filiis sortiri, si forte patres eorum obiissent avis superstitibus. Unde exiit edictum a rege, ut universalis populi conventus fieret apud villam, quae dicitur Stella, factumque est, ut causa inter arbitros judicaretur, debere examinari. Rex autem meliori consilio usus noluit viros nobiles ac senes populi inhoneste tractari, sed magis rem inter gladiatores discerni jussit. Vicit igitur pars, qui filios filiorum computabant inter filios, et firmatum est, ut aequaliter cum paternis hereditatem dividerent, pacto sempiterno. cf. Siegerb. Gembl. ad a. 941. 8) *G. d'Orleans*, Histoire des Revolutions d'Espagne. T. I. p. 217. *Mariana*, in Hist. de rebus Hispaniae lib. I. c. 8. 9) Grimm, S. 918. 920.

10) *Saxo Gram.* lib. X. p. 189. Quo (sc. miraculo Popponis) evenit, ut Dani, abrogata duellorum consuetudine, pleraque causarum judicia eo experimenti genere (candenti ferro) constatura decernerent, controversiarum examen rectius ad arbitrium divinum, quam ad humanam rixam relegandam putantes.

niam justum est, ut si quis veritatem rei incunctanter scire se dixerit, et obtulerit sacramentum, pugnare non dubitet. Quodsi testis partis ejus, quae obtulerit sacramentum in eo certamine fuerit superatus, omnes testes qui se promiserunt juraturos CCC solidos mulctae nomine cogantur exsolvere." Man wird aus dieser Verordnung, was bisher nicht genug beachtet scheint, leicht ersehen, daß hier der gerichtliche Zweikampf gar nicht als ein neues Ordale bezeichnet wird, sondern nur von einer besondern Anwendung desselben die Rede ist. Es geht aus der Verordnung nicht hervor, daß es nicht auch bei den Burgundern schon damals dem Kläger gestattet gewesen sein soll, gleich Anfangs in gewissen Fällen kämpflich zu klagen, oder dem Beklagten zu einem Gottesgericht seine Zuflucht zu nehmen, wenn er keine Eideshelfer finden konnte. Es ist hier nur bestimmt, 1) daß, wenn man auch nicht gleich kämpflich geklagt habe, man sich dennoch den Eid mit Eideshelfern (denn das sind die testes offenbar) nicht brauche gefallen zu lassen, wenn man gegen die Gewissenhaftigkeit derselben einen Zweifel habe, und 2) daß nicht die Partei selbst fechten solle, sondern jeder der Eideshelfer erfoderlichen Falles für sich und seine Genossen die Wahrheit der Aussage mit dem Schwerte darzuthun bereit sein müsse. — Ob aber dieser zweite Theil der Verordnung neu oder nur ein Rückkehren zur alten Volkssitte sei, möchte schwer zu entscheiden sein. Es dürfte nur mit einiger Wahrscheinlichkeit angenommen werden können, daß die Freiheit, zu den Waffen seine Zuflucht zu nehmen, um so unbeschränkter war, je weiter wir in die frühern Zeiten zurück gehen, so daß jede spätere Erweiterung des Kampfrechtes, nur als das Wiedererwachen altgermanischer Sitte zu betrachten sein möchte. Den Aposteln des Christenthums dürfen wir wol das Streben zuschreiben, die rohe und blutige und mit der Lehre brüderlicher Eintracht so wenig verträgliche Sitte, allen Hader und Streit durch die Waffen auszugleichen, zu mildern. Daher wurde seit Einführung des Christenthums theils das Gebiet des Eides als Beweismittels erweitert, demselben eine größere Heiligkeit und Unverletzlichkeit gegeben, theils auch neue Proben, als Ordalien an die Stelle des gerichtlichen Zweikampfes gesetzt, welchen man auch jetzt wol erst mit vollkommenerem Bewußtsein als ein Gottesurtheil zu betrachten anfing. Bei einigen Stämmen scheinen die Geistlichen in ihren Bemühungen indeß glücklicher gewesen zu sein, als bei anderen. In England war das Kampfordal während der angelsächsischen Periode ganz außer Gebrauch gekommen. Es geht dies hervor aus dem gänzlichen Schweigen der angelsächsischen Gesetze, wird durch die Bemerkung bestätigt, daß die Geschichte in dieser Zeit kein Beispiel eines gerichtlichen Zweikampfes kennt, und erhält fast historische Gewißheit durch ein Gesetz, welches König Wilhelm nach der Eroberung erließ, worin er näher bestimmte, wie es in Fällen gehalten werden sollte, wenn ein Engländer und Normanne, bei welchem letztern der Kampf ein sehr gebräuchliches Beweismittel war, mit einander in Streit gerathen würden. Wir glauben aber diese Einführung des Kampfes in England nur als eine Rückkehr zu väterlicher Sitte ansehen zu können, denn bei den Sachsen [11]) war der Zweikampf ein altes, so übliches Entscheidungsmittel, und hatte so tiefe Wurzeln im Volke geschlagen, daß sie die Sitte, eine jede Sache an die rechte Hand zu ziehen, noch später als ein Vorrecht ihres Stammes behaupteten. Es erscheint daher mindestens sehr wahrscheinlich, daß die Sachsen die Sitte, Rechtsstreitigkeiten durch geregelten Zweikampf zu entscheiden, mit nach England gebracht, aber mit Annahme des Christenthums nach und nach diese Sitte verlassen haben. — Auf ähnliche Weise finden wir in den ältern skandinavischen Sagen, deren Inhalt in die vorchristliche Zeit gehört, eine Menge Erzählungen von Zweikämpfen, durch welche Rechtsstreitigkeiten entschieden wurden, und Beschreibung der dabei üblichen Gebräuche; in den Sagen nach Einführung des Christenthums, namentlich auch in norwegischen Königssagen, werden alle wichtigen Rechtsstreitigkeiten durch die Eisenprobe &c. entschieden. In den skandinavischen Gesetzbüchern, den schwedischen, dänischen, norwegischen und isländischen, findet sich keine Spur des Kampfordals, außer in dem upländischen Gesetzbuch, welches des gerichtlichen Zweikampfes einmal als heidnischer Sitte erwähnt. Für zufällig wird man diese Nichterwähnung, wenn man den Umfang und Reichthum dieser Sammlungen bedenkt, die ungeachtet sie öfter überarbeitet sind, Material aus so verschiedenen Zeitaltern enthalten, wol nicht halten dürfen. Auch die historische Tradition stimmt mit diesem aus allgemeiner Betrachtung gewonnenen Resultat überein, denn Saxo Grammaticus bringt nach den oben angeführten Stellen, die Einführung des Eisenordals an die Stelle des Zweikampfes (den er nicht einmal als ein eigentliches Gottesgericht zu betrachten scheint), mit dem Wunder des Bischofs Poppo, wodurch der Dänenkönig zur Taufe bewogen wurde, in Verbindung. Die longobardischen Könige waren wenigstens eifrigst bemüht, es dahin zu bringen, wohin es bei den Angelsachsen und Skandinaviern wol durch die Wirksamkeit der Geistlichen gekommen war. Rotharis, Grimoalds, Luitprands Gesetzsammlungen enthalten viele den gerichtlichen Zweikampf beschränkende Vorschriften [12]), und der letztgenannte König bricht einmal in Klage aus über die Anhänglichkeit seines Volkes an seine alten Sitten, welche ihn verhinderten, das Kampfordal gänzlich abzuschaffen: incerti sumus, sagt er, de judicio Dei et multos audivimus per pugnam sine justitia causam suam perdere. Sed propter consuetudinem gentis nostrae Lon-

---

11) Rogge bemerkt a. a. O. S. 204., daß unter den teutschen Volksrechten, das der salischen Franken, der Westgothen und Sachsen, des gerichtlichen Zweikampfes nicht erwähnen; er muß aber tit. 16. §. 1. der lex Sax. übersehen haben: Qui terram suam occupatam ab altero dixerit, adhibitis idoneis testibus probet eam suam fuisse, si occupator contradixerit, c a m p o d i j u d i c e t u r. 12) Edictum Rotharis c. 164—166. In diesen Stellen heißt es immer: Grave et impium, s. injustum, s. impossibile videtur esse, ut tam grandis causa sub uno scuto per pugnam dirimatur. *Grimoaldi*, legg. 1. 2. 4. *Luitprandi*, legg. c. 71.

gobardorum legem impiam vetare non possumus [13]).“ Die Longobarden gehören, wie auch die folgende Geschichte ihrer Gesetzgebung zeigt, zu den germanischen Stämmen, welche von der alten bezeichneten Sitte am wenigsten lassen wollten. Ihren dringenden Vorstellungen mußten selbst kräftige Regenten nachgeben, und die Beschränkungen des Kampfrechtes, mit welchen sich ihre Ansichten nicht vertragen wollten, wieder aufheben. Karl der Große schien freilich überhaupt nicht der Ansicht König Luitprands zu sein: incerti sumus de judicio Dei, denn wir haben von ihm einen ganz entgegengesetzten, etwas lakonischen Glaubensbefehl: „ut omnes judicio Dei credant absque dubitatione [14]),“ aber für die Entscheidung durch Zweikampf scheint er keine Vorliebe gehabt zu haben, und wir finden daher in seinen Capitularien das Bestreben, das Kreuzesordal demselben zu substituiren, ohne den Waffenstreit geradezu zu verbieten [15]). In seinen longobardischen Gesetzen (c. 66) findet sich eine Stelle, welche zeigt, daß er in dieser Beziehung sich der Ansicht des Volkes fügte: Mentio etenim facta est — heißt es daselbst — a nonnullis in placito quod habuimus in anno praeterito, et dictum est inibi, quia ubi palam apparet, quod aut ille qui crimen injecerit, aut ille qui se defendere vult, perjurare se debeant, melius est in campo cum fustibus pariter contendant, quam perjurium absconse perpetrent. — Kaiser Otto II. sah sich genöthigt, auf dringende Vorstellung der lombardischen Großen das Kampfrecht, durch eine Verordnung als Beweismittel in einer Reihe von Streitigkeiten, besonders solcher, welche Grundbesitz (und zwar auch Eigenthumsrechte der Kirche) betrafen, wieder herzustellen [16]). Eine Vorrede zu der deshalb erlassenen Verordnung gibt die Ansichten an, welche die Lombarden bei ihren Vorstellungen leiteten: „Antiquis est constitutum temporibus, ut si chartarum inscriptio, quae constabat ex praediis, falsa adversario diceretur, sacrosanctis Evangeliis tactis veram esse ab ostensore chartae probabatur, sicque praedium sine deliberatione Judicis vendicabat. Qua ex re mos detestabilis in Italia, improbusque non imitandus inolevit, ut sub legum specie jurejurando acquireret, qui Deum non timendo formidaret perjurare.“ Daß das Verlangen, in solchem Falle den Zweikampf entscheiden zu lassen, nur eine Rückkehr zur alten Sitte war, dürfte die Vergleichung des ripuarischen Gesetzes (Tit. 59.) ergeben. Es mögen die Geistlichen, welche die Besitzungen der Kirchen zu vermehren strebten, wol nicht ganz von dem Vorwurf frei zu sprechen sein, Veranlassung gegeben zu haben, daß man statt des Eides, welcher als eigentliche probatio canonica betrachtet wurde, die Wiedereinführung eines Beweismittels verlangte und nothwendig fand, welches die römische Kirchengesetzgebung stets verworfen hat. Indeß mochten auch wol nicht immer ein wirkliches Unrecht oder ein Meineid vorliegen, wenn der Longobarde in dem Glauben sich beeinträchtigt zu sehen, nur durch das Schwert glaubte eine befriedigende Entscheidung erhalten zu können. Bemerkenswerth ist es noch, daß die Sitte, die gerichtlichen Zweikämpfe durch Kämpfer ausfechten zu lassen, sich von den Zeiten der fränkischen Herrschaft an, ganz verloren zu haben scheint; nach der Verordnung Otto's konnten nur Unmündige, Altersschwache und Kranke sich vertreten lassen, und für die Kirche mußte ihr Vogt kämpfen.

Wir waren bei diesen Bemerkungen über die Geschichte des Kampfordals von einer Verordnung König Gundobalds ausgegangen. Daß das Kampfordal aber etwas den Burgundern vor andern teutschen Stämmen Eigenthümliches gewesen, und in dem Gesetzbuche Gundobalds seine eigentliche Wurzel habe, wurde man um so mehr zu glauben veranlaßt durch eine noch erhaltene Vorstellung des Erzbischofs Agobard von Lyon († 840) an den Kaiser Ludwig den Frommen, in welcher er ihn bittet, den unchristlichen Gebrauch, Streitigkeiten durch den Kampf zu entscheiden, wie es in dem Gesetzbuche des arianischen Ketzers Gundobald vorgeschrieben sei, abzuschaffen, und fränkische Rechtssitte dafür einzuführen [17]). „Si autem placeret — imperatori ut eos transferret ad legem Francorum; et ipsi nobiliores efficerentur et haec regio ab squalibus miseriarum quantulumcunque sublevaretur.“ Aber der Erzbischof, der ganz vernünftige Ansicht mit frommem Eifer ausspricht, scheint mit dem Wesen der germanischen Rechtsverfassung, der Entstehung, der Einrichtung und dem, was bei andern germanischen Stämmen üblich war, nicht recht vertraut gewesen zu sein. Dies zeigt auch seine Gegeneinanderstellung der Burgunder und Franken. In dem salischen Gesetz findet sich freilich keine Spur des Kampfordals; Kesselprobe und Eid waren hier offenbar an die Stelle des Kampfrechts getreten; so in dem geschriebenen Recht. Ob aber die Franken so leicht ihre Sitten ändern ließen, als dies mit den geschriebenen Gesetzen der Fall war, möchten wir bezweifeln. In einem Capitular zum salischen Gesetz verordnete Kaiser Ludwig (im J. 819), daß, wenn die Aussagen der beiderseitig vorgebrachten Zeugen sich widersprächen, zwei derselben, d. h. von jeder Partei einer, durch Kampf ausmachen sollten, welche Aussage der Wahrheit gemäß gewesen sei. Diese Verordnung gestattet aber kaum anzunehmen, daß den salischen Franken das Kampfordal überhaupt etwas Fremdes gewesen sei. Daß es bei den ripuarischen Franken üblich war,

13) Legg. Luitpr. c. 118. 14) Caroli M. Capit. I, 809. §. 20. 15) Capit. ad legem Ripuar. an. 803. §. 3. Aut si ille, qui causam quaerit XII hominum sacramenta recipere noluerit, aut cruce aut scuto et fuste cum eo contendat. §. 6. Si auctor venerit et rem intertiatam recipere noluerit, campo vel cruce contendant. Durch das Capitul. v. J. 806. §. 14. gebot er, daß Grenzstreitigkeiten unter seinen Söhnen, wenn sie nicht durch Zeugen ausgeglichen werden könnten, durch das Kreuzordal entschieden werden sollen: judicio crucis Dei voluntas et rerum veritas inquiratur, nec unquam pro tali causa cujuslibet generis pugna vel campus ad examinationem judicetur. 16) Ottonis II. August. leges Longob. bei *Walter*. T. III. p. 666.

17) Liber ad Imperatorem adversus legem Gundobaldi et impia certamina, quae per eam geruntur; in Bibl. Patr. Max. T. XIV. p. 264—266. Auszüge daraus bei Augusti a. a. O. S. 201.

ist keinem Zweifel unterworfen, und von dem Kämmerer Ludwig des Frommen wird erzählt, daß er sich von einer Beschuldigung „solito more Francorum" durch Zweikampf habe reinigen wollen [18]). Mit Einführung des fränkischen Rechtes, wie dies wenigstens im 9. Jahrh. beschaffen war, würde also der fromme Erzbischof wol nicht seinen Zweck, das Kampfordal ganz zu verdrängen, erreicht haben. Es bleibt uns daher nichts übrig, als Agobarden der Unbekanntschaft mit den fränkischen Einrichtungen zu beschuldigen, oder anzunehmen, daß es ihm vorläufig nur darum zu thun war, die gerichtlichen Zweikämpfe, die bei den Burgundern vielleicht sehr häufig und das gewöhnliche Entscheidungsmittel, bei den Franken als ein mehr subsidiarisches nur seltener waren, zu vermindern. Das Recht der Franken konnte überhaupt um so weniger Ideal des Erzbischofes sein, da in demselben die Kesselprobe ein sehr gewöhnliches Beweismittel war, und er, wie wir unten noch sehen werden, die übrigen Ordalien nicht minder für verwerflich hielt als den Kampf. —

Es war früher eine ziemliche allgemein verbreitete Ansicht, daß die Ordalien, unter welchem Namen man dann aber den Zweikampf nicht mitbegriff, erst im Mittelalter entstanden und von den Priestern, welche dadurch ihren Einfluß zu vermehren strebten, erfunden worden seien. Rogge [19]) macht dagegen die treffend erscheinende Bemerkung, daß wol die Formen der Gottesurtheile erfunden, abgeändert, vervielfältigt werden konnten, aber daß ihr Wesen, dieser unergründlich tiefe Glaube oder Aberglaube, in der Gemüthsart der Germanen gelegen haben muß, und ihnen nicht erst durch menschliche List eingepflanzt werden konnte. — Wir haben auch schon oben bemerkt, daß die Vorstellung einer göttlichen Leitung, sich mit der Entscheidung durch die Waffen, von den frühsten Zeiten, aus welchen wir Kunde besitzen, verbunden hatte, immer klarer hervortrat, und dahin führte, auch bei Rechtsstreitigkeiten den Kampf als ein Beweismittel zu gebrauchen. Da aber nicht alle Personen kämpfen oder einen Vertheidiger ihrer Rechte finden konnten, so mußte man ein anderes Mittel dem Kampf zur Seite setzen, wodurch in zweifelhaften Fällen eine Entscheidung herbeigeführt werden mochte. Es war dies das Loos, welches wir als uraltes germanisches Orakel und Ordal bereits oben kennen gelernt haben. Auffallend ist das frühe Verschwinden desselben aus dem teutschen Gerichtsverfahren. Der Grund kann nicht sowol in der Misbilligung liegen, welche die Kirche schon früh gegen die Befragung Gottes durch eine von den Griechen und Römern entlehnte Art des Loosens aussprach, denn nicht die Form der Befragung, sondern die zu Grunde liegende Idee war es, welche die Kirche verdammte [20]). Vielmehr glauben wir, daß das Loos bei den alten Germanen, wie dies der Gebrauch desselben als Orakel nicht anders vermuthen läßt, auf das Innigste mit heidnischen Religionsgebräuchen zusammenhing. Eine Bestätigung dieser Ansicht finden wir aber noch in den angelsächsischen Kirchengesetzen, worin Strafe dem gedroht wird, der etwas Heidnisches treibt durch das Loos oder durch die Fackel, oder der Hexerei liebt und Götzen verehrt ꝛc. [21]). — An die Stelle der blutigen Entscheidung durch das Schwert und des heidnischen Looses setzte man nun andere Proben: die Feuer- und Wasserordalien. Wir haben gesehen, daß es bei einigen Stämmen gelungen war, die Schwertprobe einige Zeit wenigstens ganz zu unterdrücken, oder doch aus den geschriebenen Gesetzen zu verbannen. Vollkommen konnte der Sieg aber nicht sein, da der Widerstand des teutschen Volkscharakters hier stärker war, so daß die aus dem Volke hervorgegangenen Geistlichen selbst oft ihre angeborene Neigung nicht zu zähmen und zu beherrschen vermochten; durch die allmälige Entwickelung eines besondern Kriegerstandes wurde aber die Neigung, alle Streitigkeiten durch das Schwert zu entscheiden, von Neuem belebt. Mit der Bildung des Ritterstandes scheint die Gestaltung eines eigentlichen Kampfprocesses gleichmäßig fortgeschritten zu sein. — Von dem Loosordal finden wir die letzte Nachricht in dem Volksrechte der Friesen. Die weitläufige Beschreibung der Art, wie es vorgenommen werden sollte, scheint eben die sorgfältige Entfernung aller heidnischen Gebräuche bezweckt zu haben.

Wir treten durch diese Behauptung: der spätern Einführung der Feuer- und Wasserproben, freilich in Widerspruch mit allen den neuen Schriftstellern, welche es darzuthun gesucht haben, daß die Gottesgerichte nicht im Gefolge des Christenthums zu den Teutschen gekommen sind, denn gerade von der Einführung der genannten Proben, die am meisten Anstoß erregt haben, wollte man die Geistlichen gern freisprechen. Der Geschichtsforschung muß aber jede vorgefaßte Meinung, und möge sie auch dem reinsten Eifer, den achtungswerthesten religiösen Gesinnungen entstammen, fremd bleiben. Die Gründe, weshalb wir bezweifeln, daß die Eisen- und Kesselprobe den Germanen schon in der heidnischen Zeit bekannt gewesen, sind: 1) weil kein einziger Schriftsteller, und selbst Grimm nicht, ungeachtet er die Ansicht ausspricht, daß alle Gottesurtheile heidnischen Ursprungs sind, irgend ein Zeugniß, irgend eine Hindeutung in den Sagen nachweisen konnte. Wenn er darthut, daß die Pflugschar für ein heiliges Geräth gehalten worden, so wird man daraus nicht folgern können, daß das Gehen über glühende Pflugscharen, als ein Mittel zur Erforschung der Wahrheit gebraucht wurde. Wir haben oben vielmehr eine

18) *Aimonius*, De reb. gest. Francor. lib. IV. c. 13. 19) Gerichtswesen der Germanen. S. 204. 20) Augusti a. a. O. S. 281. führt aus dem Concil. Agath. c. 42. folgende Stelle an: Quod maxime fidem catholicae religionis infestat, aliquanti clerici s. laici student auguriis et sub nomine fictae religionis, per eas, quas Sanctorum sortes vocant, divinationis scientiam profiteantur, aut quarumcunque scripturarum inspectione futura promittunt.

21) Nordhumbrisches Priestergesetz. §. 48. (Schmid. S. 196.) und Canut weltl. Gesetze c. 5.: Wir verbieten ernstlich alles Heidenthum. Heidenthum ist, daß man Abgötter verehrt — — oder daß man durch das Loos und die Kerze (oððe on blote oððe on fyrte), oder durch irgend eine Gaukelei irgend etwas vollbringt.

Stelle aus einer norwegischen Sage angeführt, aus der ziemlich deutlich hervorgeht, daß diese Probe noch in dem 12. Jahrh. daselbst etwas sehr Ungewöhnliches war. — Die heiße Wasserprobe wird zwar in der Edda ausführlich beschrieben, aber wiewol Grimm dies ein bedeutsames Beispiel nennt, so setzt er doch hinzu, daß dasselbe in einem Liede vorkomme, das aus der eigenthümlichen Sage des Nordens nicht entsprungen sein möchte. Weiter noch als die übrigen Geschichts- und Alterthumsforscher geht Grimm, der alle Proben aus der heidnischen Zeit herleiten und in einer Stelle des baierschen Volksrechtes ein bestätigendes Zeugniß für diesen Ursprung gefunden haben will: „De eo, quod Bajoarii stapfsaken dicunt, in verbis quibus ex vetusta consuetudine paganorum idololatriam reperimus, ut deinceps non aliter nisi sic dicat, qui quaerit debitum: Haec mihi injuste abstulisti, quae reddere debes, et cum tot solidis componere. Reus vero contra dicat: Non haec abstuli nec componere debeo. Iterata voce requisitor debiti dicat: Extendamus dextras ad justum judicium Dei. Et tunc manus dextras uterque ad coelum extendat [22]." In diesem Ausstrecken der Hand findet nun Grimm das Kreuzurtheil der heidnischen Zeit. Sollte aber das Kreuzurtheil aus diesem Ausstrecken der rechten Hand hervorgegangen sein, so müßte doch auch die Form des Ordals geändert worden sein, in der obigen Stelle ist nur von der Änderung gewisser Wortformeln die Rede. Keine einzige Spur der Kreuzesprobe findet sich in irgend einer der übrigen Rechtssammlungen germanischer Völker; erst in den Capitularien tritt sie hervor, und schien, wie dies oben bemerkt worden, bestimmt gewesen zu sein, an die Stelle des Kampfordals zu treten. Das „extendere manus ad judicium Dei," scheint sich vielmehr auf die sponsio pugnae zu beziehen [23]), denn der Zweikampf, durch Kämpfer ausgefochten, war das eigentliche Ordal der Baiern. Die noch aus der heidnischen Zeit herstammende Formel des Kampfgelübdes wurde durch obige Vorschrift abgeschafft. Das Wort stapfsaken kann übrigens sehr wohl auf das Hersagen einer formula solennis sich beziehen, während darin gar keine Hindeutung auf ein bestimmtes Ordal zu finden ist. Grimm leitet es von: sakên (dicere). und stapf, Imperativ von stapfan (ire, gradi) her, womit die Auffoderung zum Gottesgericht begonnen haben mag (?) oder auch von stapf (baculus) ab. Diese letzte Andeutung dürfte auf das Richtige führen. „Den Eid staben" hieß nämlich den Eid mit den gesetzmäßigen Worten hersagen, Eidstaf kommt selbst mit Eidesformel gleichbedeutend vor [24]); sollte daher nicht staf. eine formula solennis überhaupt, und stafsaken, das Hersagen derselben anzeigen können? — Ein anderer Grund, weshalb wir die übrigen Gottesurtheile außer Kampf und Loos, und namentlich nicht die heiße Eisen- und Wasserprobe germanischen Ursprungs halten, ist 2) daß die Sage, die Einführung derselben mit der Einführung des Christenthums in Verbindung bringt. Wir müssen hier wieder an Saxo's Bericht von dem Wunder des Bischofs Poppo, wodurch der Dänenkönig bewogen wurde, sich taufen zu lassen, und die Eisenprobe an die Stelle des Kampfes zu setzen, erinnern. Es möchte gleich unkritisch sein, dies wörtlich zu nehmen, als die ganze Nachricht ohne weiteres als Fabel zu verwerfen. Harald ist dem Autor ebenso der Vertreter der christlichen Gesetzgebung, als König Frode, der den gerichtlichen Zweikampf eingeführt haben soll, der heidnischen [25]). Was allmälig durch Gewohnheit und Sitte herrschend wurde, läßt Saxo durch Anordnung dieser beiden Könige entstehen. Bestätigung erhält seine Nachricht aber dadurch, daß das Eisenordal, als die einzige im Norden verbreitete Probe, erst in den Sagen, die einer etwas spätern Zeit (etwa dem 13. Jahrh.) angehören, vorkommt, während in denselben der Kampf, den wir vorzüglich in den ältern kennen lernen, mehr zurücktritt, und die Rechtssammlungen, die in der christlichen Zeit sämmtlich umgearbeitet sind, keine Spur des letztern enthalten. Auch bei andern Völkern wurden diese Ordalien an die Stelle heidnischer Gebräuche gesetzt. Von den Slaven erzählt Helmold (I. 83.): et inhibiti sunt de caetero jurare in arboribus, fontibus et lapidibus, sed offerebant criminibus pulsatos sacerdoti ferro vel vomeribus examinandos. Die bekehrten Liefländer beklagten sich bei dem Papste Honorius, daß die Tempelherren sie nöthigen wollten, sich durch die Eisenprobe von Beschuldigungen zu reinigen [26]). — Gewiß sehr hervorgehoben verdient es 3) zu werden, daß keines der Verdammungsurtheile, welche über dieselben ausgesprochen wurden, auf ihren heidnischen Ursprung hinweist [27]). Die Päpste, welche diese Ordalien missbilligten, begnügten sich höchstens, sie als eine superstiosa inventio ꝛc. zu bezeichnen. Weniger noch mit dem heidnisch-germanischen Ursprung dieser

22) Lex Bajuv. Decreta Tassilonis de popularib. legib. §. 6. 23) Lex Bajuv. tit. XVI. §. 2. Mendacium jurasti contra me. Sponde mihi pugna duorum, et manifestet Deus etc. tit. XVI. c. 2. Tunc spondeant pugna duorum et ad Deum pertinet judicium. 24) Gulathings. L. Manh. B. c. 26. þá scolo þeir allir sveria eptir hans eidstaf.

25) *Saxo* lib. V. De qualibet vero controversia ferro decerni sanxit, speciosius viribus quam verbis confligendum existimans. 26) c. 2. Decretal. Gregor. IX. tit. de purgatione vulgari. V, 35. Dilecti filii noviter in Livonia baptizati gravem ad nos quaerimoniam destinarunt, quod fratres Templariorum et alii qui temporalem in eis potestatem exercent, si quando de aliquo alio crimine infamantur, eos ferri candentis judicium subire compellunt: quibus si qua exinde sequatur adustio, civilem poenam infligunt. Cum igitur hujusmodi judicium sit penitus interdictum, in quo Deus tentari videtur etc. 27) Stephanus V. Humberto episcopo Moguntino (forte c. a. 886. Decret. Gratiani c. 20. C. II. q. 5.) Nam ferri candentis vel aquae ferventis examinatione confessiones extorqueri a quolibet, sacri non censent canones et quod sanctorum patrum documento sancitum non est, superstitiosa adinventione non est praesumendum. Alexander II. Raynoldo Cumano episc. (Ibid. c. 7. C. II. q. 5. cf. notam Correct. Rom. ad h. l.) Vulgarem denique ac nulla canonica sanctione fultam legem ferventis scilicet s. frigidae aquae, igniti ferri contactum, aut cujuslibet popularis inventionis, quia fabricante haec sunt omnino ficta invidia, nec ipsum exhibere, nec aliquo modo te volumus postulare, immo apostolica auctoritate prohibemus firmissime.

Gottesurtheile scheint es uns 4) vereinbar, daß man denjenigen, welche beschuldigt waren, heidnische Götter verehrt, Zauberei ꝛc. getrieben zu haben, auferlegte, sich durch Eisen oder Kessel zu reinigen [28]). — Auf den wahrscheinlich jüngern Ursprung des kalten Wasserordals, welches mit den obgenannten Proben in eine Classe gehört, weil dabei auf Eintritt eines Wunders zum Besten der Unschuld gerechnet wurde, ist oben hingewiesen, auch bemerkt worden, daß keines der älteren germanischen Volksrechte dieser Probe erwähnt. Die Kreuzes-, die Abendmahlsprobe und die des geweiheten Bissens unterscheiden sich von den andern Ordalien wesentlich, da die Gefahr für den Schuldlosen, ein Opfer des Aberglaubens zu werden, viel geringer war. Bei allen dreien tritt eine noch engere Verbindung mit der Kirche hervor, da die Particular-Kirchengesetze oft diese Probe für die Fälle anordneten, wo Laien sich durch Kampf, Eisen ꝛc. reinigen sollten. Die Kreuzes- und Abendmahlsprobe trägt auch der Form nach zu sehr das Gepräge christlichen Ursprungs; mit dem judicio offae ist dies weniger der Fall; aber es ist dies das einzige Ordal, welches sich wirklich einigermaßen aus der heiligen Schrift rechtfertigen läßt, denn seinem innern Wesen nach unterscheidet es sich wenig von dem Eiferwasser oder dem Eiferopfer des alten Testaments. Es scheint nicht unwahrscheinlich, daß man durch Einführung solcher ihrer Form nach mehr christlichen und weniger gefahrbringenden Proben, den Gebrauch von Eisen und Kessel wieder einschränken oder verdrängen wollte. Auch bei der Erfindung der Kreuzesprobe scheint es auf Milderung der wilden Sitte des gerichtlichen Zweikampfes abgesehen gewesen zu sein. Aber dieses von Karl dem Großen so begünstigte Ordal erregte das theologische Bedenken Ludwig des Frommen, welches nachmals auch hinsichtlich der kalten Wasserprobe bei ihm rege wurde.

Gegen diese Ansicht über den Ursprung der Ordalien bei den germanischen Völkern wird man vielleicht einwenden, daß ja ganz ähnliche Proben bei so vielen heidnischen Völkern des Alterthums, wie der neuern Zeit, sich finden, und dies offenbar dagegen spricht, daß sie von christlichen Priestern erfunden worden. Wir sind aber auch weit entfernt, dieser Einwendung etwas entgegenzusetzen. Die Einführung der gebräuchlichsten Gottesgerichte, durch christliche Priester, nicht deren Erfindung (die Kreuzes- und Abendmahlsprobe abgerechnet), scheint wahrscheinlich. Ob die Verbreiter derselben sie im fernen Orient kennen gelernt, ob sie dieselben bei celtischen Völkerschaften vorgefunden, darüber dürfte sich wol kaum eine begründete Vermuthung aufstellen lassen.

Der Glaube, daß Gott und die Heiligen, wenn die Menschen ihren Beistand erflehen, die Schuld sichtbarlich durch ein Wunder offenbaren würden, hatte sich, wie es scheint, auch selbständig in der christlichen Kirche entwickelt, da man den Glauben nährte, daß jede in der Nähe der Reliquien oder auf dem Grabe der Märtyrer feierlich abgelegte, aber freventliche Betheuerung der Unschuld sogleich bestraft und widerlegt werden würde. Wol die Formen der Ordalien, welche die Geistlichen bei den Germanen vorfanden, konnten ihnen daher anstößig sein, nicht die zu Grunde liegende Idee. Wie die römischen Bischöfe in früher Zeit über die Ordalien und namentlich über den Gebrauch derselben als gerichtliche Beweismittel gedacht, ist uns nicht bekannt. Man darf aber der römischen Curie die Anerkennung nicht versagen, daß sie mit dem 9. Jahrh. die Gottesurtheile aller Art stets misbilligt, und durch Entscheidungen, Zurechtweisungen, Gesetze und Bestrafung der Geistlichen, die dawider handelten, zu unterdrücken gesucht hat. Im Jahre 867 schrieb der Papst Nicolaus I. an König Karl den Kahlen: „Monomachiam vero in lege non assumimus, quam praeceptam fuisse non reperimus: quia licet quosdam iniisse legerimus sicut David et Goliam sacra prodit historia, nusquam tamen ut pro lege teneatur, alicubi divina sanxit auctoritas: cum hoc et hujusmodi sectantes Deum solummodo tentare videantur. Kurze Zeit nachher sprach sich in einer kurz vorher angeführten Decretale der Papst Stephan V. ebenso entschieden gegen die übrigen Gottesurtheile aus. Durch eine lange Reihe von Jahrhunderten setzten die römischen Bischöfe, ihrer anfänglichen Lehre getreu, den Kampf fort [29]), und zwar nicht sowol gegen das Volk, das seinen alten Gebräuchen und Vorurtheilen getreu blieb (denn nur der gerichtliche Zweikampf fand in diesem, als ein eigentlich volksthümliches Institut, in dem kriegerischen Theil desselben eine Stütze), als vielmehr gegen die Geistlichen. Während von Rom aus die Ordalien verworfen wurden, wurden sie in den Provinzialsynoden gesetzlich angeordnet [30]); es nahmen die Geistlichen sich ihrer an, pflegten und unterstützten sie, wie dies die mannigfachen Ritualien zeigen, beförderten ihre Ausbreitung, brachten sie den

---

28) *Biarkoe* Ret. c. 68. (*Paus.* II. p. 268.) Ef madr blótar a heidnar vaettir, eda fer hann med spàsögur eda med gerningum, sa madr er þvi blidir, oc þann mann busar til þess, hann er sva utlaegr sem manns bane; en ef hann (legyr) dul à, bere Karlmadr Jarn fyre, enn kona take i ketil, d. i. Wenn ein Mann heidnischen Götzen opfert, oder mit Zauberkünsten und Hexerei umgeht, so wie derjenige, der es befördert, und der, welcher den Mann dazu beherbergte, ist so friedlos wie ein Todtschläger, und wenn er es leugnet, so soll ein Mann das Eisen tragen, eine Frau in den Kessel greifen.

29) Nur von einem Papste Eugenius II. wird gesagt, daß er die Ordalien nicht misbilligt habe, indem er dem K. Ludwig dem Frommen zu Liebe, ein noch erhaltenes Ritual für die kalte Wasserprobe verfaßt haben soll. s. *Mabillon* Analecta. I. p. 161. J. H. Böhmer hat aber mit Gründen, die sich nicht leicht zurückweisen lassen, darzuthun gesucht (Jus eccl. V. p. 599—605.), daß der als Verfasser des Rituals genannte Eugenius II. wol nicht der Papst dieses Namens gewesen ist. 30) Concil. Triburiense ab a. 895. c. 22. (Decretum Gratiani. c. 15. C. II. q. 5.) Nobilis homo vel ingenuus si in synodo accusatur et negaverit et eum constiterit fidelem esse, cum XII ingenuis se expurget: si antea deprehensus fuerit in furto, aut perjurio, aut falso testimonio, ad juramentum non admittatur, sed sicut qui ingenuus non est, ferventi aqua vel candenti ferro se expurget. Decretum c. 25. h. l. ex Conc. Salegustadiensi ab a. 1022. c. VII. Interrogatum est si duo de adulterio accusati fuerint, et ambo negaverint, et orant sibi concedi ut alter illorum utrosque divino purget judicio, si unus in hoc ceciderit ambo rei habeantur.

neubekehrten Völkern zu, wie dies durch historische Zeugnisse von den Slaven bekannt und in Betreff der scandinavischen Stämme mindestens sehr wahrscheinlich ist; in den geistlichen Gerichten war der Gebrauch derselben so häufig, daß selbst die Stimme des Volkes sich dagegen erhob, und sich dasselbe theils durch Privilegien dagegen sicher zu stellen suchte [31]), theils zu Klagen bei dem römischen Stuhle, wie z. B. die Hamburger bei dem Papste Alexander IV. im Jahre 1257, veranlaßt sah [32]). Auch außerhalb Rom standen einzelne Geistliche auf, welche die Ordalien verdammten, sie als unchristlich und selbst widersinnig darstellten. Agobard, Erzbischof von Lyon, den wir bereits als Gegner des Kampfordals kennen gelernt haben, suchte auch in einer zweiten Abhandlung die Unvereinbarkeit der heißen Eisen- und Wasserprobe mit den Lehren der heiligen Schrift darzuthun [33]). Als ein Vertheidiger der Ordalien aber, der sich ebenso wie Agobard auf die Bibel berief, trat ein in großem Ansehen stehender Zeitgenosse desselben, der Erzbischof Hincmar von Rheims († 882.), auf. Außer mehren Briefen [34]), worin er sich über diesen Gegenstand äußert, gehört hierher vorzüglich seine Schrift über die Ehescheidung König Lothars und Thietberga [35]). Thietberga hatte sich von der Beschuldigung des Ehebruchs und der Blutschande, nach dem Beschluß einer Synode zu Metz, durch die Probe des heißen Wassers gereinigt, welches einer ihrer Diener für sie bestanden hatte. Der König focht nun die Gültigkeit dieses Beweismittels an, welches Hincmar, dazu aufgefodert, in einem ausführlichen Gutachten vertheidigte. Es darf dabei aber nicht außer Acht gelassen werden, daß der Scheidungsproceß zwischen Lothar und seiner Gemahlin die heftigste Misbilligung des römischen Stuhles erregte, und selbst die Absetzung der beiden Erzbischöfe von Cöln und Trier herbeigeführt hatte. Hincmar mochte also wol noch andere Gründe haben, die Entscheidung aufrecht zu erhalten, als die Vorliebe für die Ordalien. Hincmar's Stimme war aber die Stimme seiner Zeit und des Volkes, welches an dem ererbten Glauben festhielt, daß die Gottheit den Arm des siegeswürdigen Kriegers leitete. Hincmar war auch nicht der einzige Vertheidiger, welchen die Ordalien unter der höhern Geistlichkeit fanden. So auffallend uns dieses auch erscheinen mag, da die richtigere, uns besser scheinende Ansicht sich schon so entschieden ausgesprochen hatte, so würden wir Unrecht thun, überall nur politische oder gar eigennützige Beweggründe annehmen zu wollen, denn mancher der Beförderer der Ordalien wurde durch theologische Ansichten bewogen, diese Beweismittel, welche die römische Curie verwarf, in Schutz zu nehmen. Nach der damaligen Rechtsverfassung konnte nur der Eid mit Eidhelfern die Stelle der Gottesurtheile, wo diese außer Gebrauch kamen, vertreten, aber gerade den häufigen Gebrauch des Eides hielten jene Geistlichen, indem sie die Grundsätze der ältesten christlichen Kirche über den Eid festhielten [36]), für höchst verwerflich und gefährlich, und sahen deshalb die Gottesurtheile, bei welchen wenigstens nicht das Seelenheil auf das Spiel gesetzt wurde, als ein viel geeigneteres Mittel zur Erforschung der Wahrheit an. Diese Ansicht, von der sich manche Spuren finden, spricht sich besonders in dem Hofrechte des Bischofs Burchard von Worms vom Jahre 1024 aus, in welchem er den Kampf und die übrigen Gottesurtheile an die Stelle des Eides zum regelmäßigen Beweismittel in allen den Fällen machte, wo die Sache nicht durch Zeugen zu entscheiden war. Wir wollen zum Belege dieser Ansicht nur folgende Stelle hervorheben [37]): (c. 19.) Habuerunt et hoc in consuetudine: si quis alteri pecuniam suam praestiterat, redderet quantum voluisset et quod noluisset cum juramento negaret: sed ut declinentur perjuria constituimus: si ille, qui pecuniam suam praestiterat, juramentum ejus pati noluerit, ipse contra eum duello pugnaturus negatam pecuniam acquirat, si voluerit: si autem tam digna persona est, qui pugnare cum eo pro tanta re dedignetur, vicarium suum ponat. (c. 31.) Si quis ex familia contenderit cum suo socio de una qualibet re, sive de agris, sive de vineis, sive de mancipiis, sive de pecunia; si potest ex utraque parte cum testimoniis utrorumque, sine juramento discerni laudamus: sin autem ut devitentur perjuria, volumus ut ex utraque parte ostendantur illorum testimonia et ita collaudent testes quasi gratum habeant: et ex supradictis duobus testimoniis duo eligantur ad pugnam et cum duello litem decernant, et cujus campio

31) Einen Beweis hierfür liefert eine Urkunde der hessischen Stadt Stadtbergen v. J. 1229. bei Kopp, Nachrichten von den Gerichten in Hessen. 1ster Bd. S. 155.: Nos Consules et universitas Montis, quae dicitur Heresberg uniservis — significandum duximus, quod cum non villa Horehusen ad montem qui dicitur Heresberg, Paderbornensis dioecesis, nostra domicilia transtulissemus etc. Praeterea Archidiaconum de Capitulo majoris Ecclesiae Paderburnensis, qui synodo Horehusen praesidere consuevit, in monte et praefata Ecclesia synodo praesidentem tanquam nostrum Archidiaconum — admisimus. duobus tamen articulis non de jure sed de benignitate et gratia Archidiaconi et Ecclesiae exceptis. quod nec denarios nec obulos synodales persolvemus. et quod homines inter nos servilis conditionis a Scabinis accusati non in ferro candenti sicut alias consuetum est, sed manu XIIma suam expurgationem praestabunt. 32) *Lambecius* in rer. Hamb. lib. II. p. 41. Ex parte vestra fuit propositum coram nobis, quod cum aliquis vestrum in foro Ecclesiastico accusatur, Praepositus Ecclesiae Hamburgensis eum ferri candentis judicium subire compellit. — Nos igitur vestris supplicationibus inclinati, ut subire examen hujusmodi ferri candentis per aliquem de caetero non possitis, auctoritate vobis praesentium indulgemus. 33) Liber de divinis sententiis digestus, cum brevissimis adnotationibus, contra damnabilem opinionem divini judicii veritatem igne v. aquis vel conflictu armorum patefieri in der Bibl. Patrum Max. T. XIV. p. 301 — 306. 34) Bes. epistola 39. ad Hildegardum, Episc. Meldensem, in Hincmari Rom. Opp. ed. Sirmond. T. II. p. 676—85. 35) De divortio Lotharii Regis et Tetbergae Reg. Ibid. T. II. p. 557. Auszüge aus den Schriften von Agobard und Hincmar finden sich bei Augusti über Ordalien, in d. christl. Archäol. X. S. 260—272.

36) *J. H. Boehmer*, Jus eccl. Vol. V. p. 567. 37) Burchardi episc. Wormatiensis leges et statuta familiae S. Petr c. a. 1024, praescripta bei *Walter*, T. III. p. 775.

ceciderit, perdat, et ejus testimonium talia patiatur propter falsum testimonium quasi juratum haberet. (c. 32.) — „et si ab aliquo de aliqua re inculpatus fuerit non se expurget juramento, sed aut duello, aut bullienti aqua, aut ferventi ferro. —“ Da die Geistlichen also selbst in ihren Ansichten über die Ordalien nicht übereinstimmten [38]), so kann es wenig befremden, daß die weltlichen Herrscher nicht consequent ein System befolgten. Karl der Große suchte die Zweikämpfe zu vermindern, aber er gebot „ut omnes judicio Dei credant absque dubitatione;“ Ludwig der Fromme ordnete die Entscheidung durch das Schwert in gewissen Fällen an, und misbilligte die kalte Wasser- und minder gefährliche Kreuzesprobe. In der Zeit nach Untergang des fränkischen Reiches wurde der Zweikampf in den weltlichen Gerichten immer gebräuchlicher, wie die übrigen Gottesurtheile in den geistlichen [39]). Die teutschen Herrscher aus dem sächsischen und fränkischen Stamme scheinen diesen Entscheidungsmitteln keineswegs abgeneigt gewesen zu sein, aber desto entschiedener sprach sich der Hohenstaufe Friedrich II. dagegen aus; in einer Verordnung für seine italienischen Staaten suchte er den gerichtlichen Zweikampf so viel als möglich zu beschränken, die übrigen Ordalien aber ganz abzuschaffen. Von dem erstern sagt er daselbst [40]): Monomachiam, quae vulgariter duellum dicitur, paucis quibusdam casibus exceptis, inter Barones regni nostrae ditioni subjectos in perpetuum volumus locum non habere, quae non tam vera probatio, quam quaedam divinatio dici potest; quae naturae non consonans a jure communi deviat, aequitatis rationibus non consentit. Vix enim duo pugiles inveniri poterunt sic aequales ut vel in totum non sit alter altero fortior, vel in aliqua parte sui vigore majori et potiori virtute, vel saltem ingeniis alter alterum non excedat. Bei Gelegenheit der Aufhebung der übrigen Ordalien äußert er sich aber [41]): Eorum etenim sensum non tam corrigendum duximus, quam ridendum, qui naturalem candentis ferri calorem tepescere, imo, quod est stultius frigescere, nulla justa causa superveniente confidunt, aut qui reum criminis constitutum ob conscientiam laesam tantum asserunt, ab aquae frigido elemento non recepi, quem submergi potius aeris competentis retentio non permittit. Man dürfte aus solchen Äußerungen schon glauben, daß man damals bereits an den Grenzen unseres verständigen Zeitalters gestanden hätte. Neben jenen Äußerungen des teutschen Kaisers muß man aber lesen, was der erhabene Dante ein Jahrhundert später zur Rechtfertigung des Zweikampfes in seinem Buche de monarchia geschrieben hat. Das Urtheil Gottes, sagt er, wäre in allen Sachen, deren Wahrheit man erforschen wolle, den Menschen entweder offenbar oder verborgen. Das erstere wäre zweifach, entweder so, daß die Menschen, durch den Gebrauch ihrer Vernunft dazu gelangen könnten (judicium Dei cognoscibile), oder nicht, sondern durch den Glauben an die Worte der Offenbarung. Verborgen wäre das Urtheil Gottes für den Menschen, wenn er nur durch besondere Gnade dazu gelangen könne. Dieses geschähe wieder, entweder durch eine freiwillige Offenbarung Gottes, oder auf Verlangen der Menschen, die durch den Ausgang gewisser Handlungen, welche sie deswegen unternähmen, erkannt werden kann. Solche Handlungen sind entweder das Loos oder der Wettstreit, und dieser ist abermals wieder entweder das gemeinschaftliche Bestreben, ein gewisses Ziel vor dem andern zu erringen, durch den Wettlauf, oder eine Probe der Kräfte im Zweikampf. Zum Zweikampf, meint er daher, müsse man, damit die Gerechtigkeit nicht unerfüllt bliebe, seine Zuflucht nehmen, wenn aus Mangel anderer Mittel richtiger Erkenntniß oder richterlichen Schutzes eine Entscheidung nicht zu erhalten sei. Was durch Zweikampf erworben werde, werde mit Recht erworben. „Quodsi formalia duelli servata sunt (aliter enim duellum non esset) justiciae necessitate de communi assensu congregati propter zelum justitiae nonne in nomine Dei congregati sunt? Et si sic, nonne Deus in medio illorum est? cum ipse in Evangelio nobis hoc promittat? Et si Deus adest, nonne nefas est, habendo justitiam succumbere posse?“ Indem er vorher bemerkt hat, daß das Duell das äußerste Entscheidungsmittel sei, scheint in seinen Worten („Et quemadmodum in cura medicinali ante ferrum et ignem omnia experienda sunt, et ad haec ultimo recurrendum,“ ꝛc.) auch zugleich eine spielende Rechtfertigung oder doch Hinweisung auf die übrigen Ordalien enthalten zu sein. — Man würde, wenn auch keine weiteren geschichtlichen Zeugnisse dafür angeführt wären, es aus der Art und Weise, wie Dante sich über die Gottesurtheile äußert, erkennen, daß er von einer damals noch nicht veralteten Rechtssitte redet. Die Stimme nicht Einzelner nur, sondern des Volkes gegen dieselbe, wurde zuerst in den Städten laut. Ein paar Beispiele sind schon oben mitgetheilt worden. Besonders suchten sich die Städter dem Kampfordal, als der üblichsten Probe, die sich zugleich am wenigsten mit den städtischen Einrichtungen und Sitten vertrug, zu entziehen. Sie hoben in ihren Stadtrechten das Kampfrecht auf und suchten sich das Privilegium zu verschaffen: daß auch kein Bürger vor ein auswärtiges Gericht zu Kampf gefodert werden dürfe [42]).

38) Solet idem factum, ut video diversis aetatibus, hic pietatis alibi erroris, nomen accipere, sagt Aventin von den Ordalien Ann. Bojor. lib. IV. c. 31. 39) Die Belege dazu finden sich in den bereits mitgetheilten Beweisstellen. 40) Constitut. Regni Siculi Lib. II. tit. 33. bei *Canciani*, legg. Barbar. I. p. 350. 41) a. a. O. tit. 31.

42) In dem Privilegium Rudolfs v. Habsburg für die Stadt Frankfurt am Main v. J. 1291., welches indeß keineswegs das älteste Privilegium der Art ist, heißt es: Quod nullus vos vel vestrum aliquem modo duellico s. per vicem duelli extra civitatem frankofurtensem possit vel debeat evocare. Mehre Beispiele der Art bei Majer, Ordalien S. 234 fg.; von niederländischen Städten sehr zahlreich bei *Alkemade*, vant Kamprecht c. 40. In England erhielt London schon 1154, Lincoln 1201 ein solches Privilegium s. Biener, Gesch. des Inquisitionspr. S. 254.

Im 13. und 14. Jahrh. noch waren Kampf und andere Proben, in den meisten europäischen Ländern, ein sehr übliches gerichtliches Beweismittel. Ein Zeitpunkt des Unterganges der Ordalien in den germanischen Staaten überhaupt, oder auch nur in einzelnen Ländern, läßt sich um so weniger angeben, als die gesetzlichen Aufhebungen doch nicht immer das wirkliche Verschwinden der Ordalien zur Folge hatten; auch pflegte die Wirksamkeit der gesetzgebenden Gewalt, die damals noch weniger in die Rechtsverhältnisse eingriff, nur auf einen kleinen Raum beschränkt zu sein; Gesetzgebungen und Verordnungen für ganze Länder in unserm heutigen Sinn des Wortes waren höchst selten. In Frankreich hob Ludwig IX. den gerichtlichen Zweikampf auf, in den Ländern, welche ihm unmittelbar unterworfen waren (terres de l'obéissance du roi) durch eine Ordonance von 1260 und in seinen Etablissements v. Jahr 1270; aber es blieb derselbe darum nicht nur in den Ländern seiner Vasallen üblich, sondern wurde sogar durch eine allgemeine Verordnung von 1306 unter gewissen Bedingungen für heimlich begangene Verbrechen wieder hergestellt. — In England waren schon seit dem 12. Jahrh. die Krone und einsichtsvolle Männer bemüht, die Ordalien außer Gebrauch zu bringen. Als Glanvilla sein Rechtsbuch schrieb (etwa 1187) hatte sich bereits in England das Institut der Geschworenen in Civilsachen (assisa) gebildet. Es stand in der Regel dem Beklagten bei Streitigkeiten um Grundbesitz frei, durch Duell sein Recht zu vertheidigen oder sich auf den Ausspruch von Geschworenen zu berufen (ponendi se in Assisam et petendi recognitionem). Glanvilla setzt nun in seinem Rechtsbuche die Vortheile des letztern Vertheidigungsmittels auseinander, um möglichst häufig zur Wahl desselben zu veranlassen. Aus den Gründen, die er dafür anführt [43]) und der Weise, wie er sich darüber ausspricht, sieht man, wie der Glaube, auf welchen die Gottesurtheile ihrem Ursprunge nach beruhten, fast ganz entschwunden war. In dem dritten Regierungsjahre Heinrich III. (1219) wurden durch eine Verordnung des Königs die Feuer- und Wasserproben auch in Criminalsachen abgeschafft und sollen auch seitdem nicht wieder zur Anwendung gekommen sein [44]). Es wurde dem Angeschuldigten gestattet, sich dem Spruch einer Jury, aus 12 Geschworenen seines Hundredes bestehend, zu unterwerfen (ponere se super patriam), so daß die Abschaffung der Gottesurtheile in England, die Einführung der Jury, welche über Schuld richtet, hervorgerufen hat. Die Praxis dehnte dies dann weiter dahin aus, daß auch bei kämpflicher Ansprache es nun in den meisten Fällen der Wahl des Provocirten anheim gestellt wurde, ob er sich durch Zweikampf vertheidigen oder auf eine Jury berufen wolle [defendere se per corpus vel per patriam] [45]). Unter den folgenden Königen wurden die Fälle, in welchen ein gerichtlicher Zweikampf stattfinden konnte, immer mehr beschränkt. Indeß nur durch die Praxis ist die Anklage mit Herausfoderung zum Duell außer Gebrauch gekommen, und da ein Gesetz darüber nicht vorhanden ist, kam noch 1817 einmal der Fall vor, daß Jemand mit einer Mordklage auftrat und sich erbot, sie durch das Schwert zu erweisen, wodurch die Richter in nicht geringe Verlegenheit gesetzt wurden [46]).

In den scandinavischen Ländern scheint die Abschaffung der Ordalien, besonders durch die Bemühungen der römischen Curie und der höheren Geistlichkeit bewirkt worden zu sein. Im Jahre 1160 schrieb der Papst Alexander III. in einem Breve an den Erzbischof von Upsala: Ferventis vero aquae vel candentis ferri judicium sive duellum quod monomachia dicitur, catholica Ecclesia contra quemlibet etiam, nedum contra Episcopum non admittit. Unde Stephanus V. etc. [47]). Man hatte dem Papst nämlich unter andern Fragen auch die vorgelegt, ob die sogenannten probationes vulgares, worunter man vorzugsweise die Ordalien verstand [48]), auch gegen einen Bischof gebraucht werden könnten? Es geht daraus hervor, daß Anwendbarkeit der Ordalien im Allgemeinen von der schwedischen Geistlichkeit damals nicht bezweifelt wurde, und die Antwort des Papstes daher wol weiter ging, als man erwartet hatte. Nachdem aber durch das lateranische Concilium unter Innocenz III. (1215) ein allgemeines Verbot gegen die Ordalien erlassen worden war, so wurde es auch dem Cardinal Wilhelm von Sabina bei seiner Mission nach dem Norden besonders aufgegeben, die Abschaffung der Ordalien daselbst zu bewirken [49]). In der That wurde auch durch eine Verordnung Birger-Jarl's (v. 1251—66.) die Eisenprobe abgeschafft. Man muß sich dabei erinnern, daß man im Norden, unter dem Namen Jarnburd, auch die übrigen Proben mitbegriff. Die Nachfolger Birger-Jarl's sahen sich aber zur Wiederholung seines Verbotes genöthigt, da die Ordalien zu tiefe Wurzeln im Volke geschlagen hatten, und auch die Geistlichkeit im Allgemei-

43) *Glanvilla*, De consuet. Angliae. Lib. II. tit. 7. *Houard*, traité. I. p. 376.: Vitae hominum et status integritati consulitur — Duelli casum declinare possunt homines ambiguum — insperatae et praematurae mortis ultimum evadere supplicium vel saltem perennis infamiae opprobrium etc. 44) Reeves history of the english law. T. II. p. 24. Biener a. a. O. S. 281. Der erstere bemerkt auch, daß sich beim Bracton keine Spur derselben mehr findet.

45) Die Gerichte begünstigten das Duell nicht, dies sieht man aus manchen in den Rechtsbüchern enthaltenen Interpretationen, die Beschränkung desselben bezweckten. Wählte ein Beklagter das Duell, so sollte genau untersucht werden, ob er keinen Fehler in der Form begangen habe, und nur wenn dies nicht der Fall war, wurde es gestattet. Bei gewissen Beschuldigungen, z. B. Vergiftung, war das Duell noch regelmäßiges Beweismittel, weil man sich nicht getraute, die Wahrheit in einem so zweifelhaften Falle anders zu ermitteln, wie Bracton dies sagt. Vergl. Reeves l. l. Biener a. a. O. S. 286 fg. 46) *Meyer*, Esprit et origine des institutions judiciaires. T. II. p. 228. 47) *Celsii* Bullar. Suec. Goth. p. 40. *Sirmond.* T. III. p. 1307. 48) Decretales Gregorii IX. lib. V. tit. 35. ist unter der Rubrik: de probatione vulgari, von den Ordalien die Rede. Indeß bezeichnen probatio canonica und vulgaris nicht immer dasselbe, denn in manchen geistlichen Gerichten waren gewisse Ordalien das regelmäßige Beweismittel für gewisse Fälle, und diese werden als Sind- oder geistliches Recht dem weltlichen entgegengesetzt. 49) Dalin, Gesch. des schwed. Reiches. II. S. 161.

nen sich nicht sehr folgsam beweisen mochte. Man erwäge nur, zu wie vielen, dieselben Grundsätze wiederholenden, Decretalen an Geistliche anderer Länder die Päpste veranlaßt wurden! In allen schwedischen Gesetzbüchern werden die Ordalien nur als verboten erwähnt, und der hochverehrte Grimm scheint einen kleinen Irrthum begangen zu haben, wenn er (S. 919.) eine Stelle des ostgothländischen Gesetzes (Edzöre c. 17.) dagegen anführt, denn es wird in dieser Stelle gerade gesagt, daß man sich vormals mit Gottesurtheil und Eisenprobe vertheidigt, Birger-Jarl dies aber geändert habe [50]). Noch im Jahre 1320 sah sich aber der Erzbischof von Upsala zu neuen Beschwerden über das Wiederaufkommen der Ordalien in Helsingland und den nordischen Gegenden veranlaßt; wodurch abermalige Wiederholung der frühern Verbote bewirkt wurden. Über den gerichtlichen Zweikampf finden wir weiter nichts, als daß das upländische Gesetz seiner einmal als heidnische Sitte erwähnt [51]). Nirgends ein Verbot desselben. Es ist dies sehr erklärlich, wenn unsere oben mitgetheilte Ansicht richtig ist, daß in den scandinavischen Ländern, wie auch in England, die Eisen- (und Kessel-) Probe nicht nur an die Stelle des Looses, sondern auch des Zweikampfes getreten war. In England wurde dies geändert, durch die normannische Eroberung, in den scandinavischen Ländern erhielt sich die Rechtssitte. Zwar sagt Geyer in seiner schwedischen Geschichte [52]), „daß der Zweikampf im Mittelalter auch in Schweden üblich war, ersieht man aus dem päpstlichen Verbote." Der genannte Autor scheint dabei das Breve Alexanders III. im Sinne gehabt zu haben, da ein anderes päpstliches Verbot nicht nachgewiesen ist; daraus aber, daß der Papst erklärt, die katholische Kirche misbillige auch das Duell, dürfte wol nicht gefolgert werden, daß auch dieses in Schweden gegolten habe, zumal da alle anderen Beweise fehlen. In Norwegen, wo die Ordalien sehr üblich waren, und daher auch in jeder Stadt eine besondere Kirche bestimmt war [53]), wo die Proben angestellt werden sollten, scheinen sie ebenfalls auf Betrieb des von Innocenz IV. ausgesendeten Cardinals Wilhelm durch Hakon Hakonson etwa um das Jahr 1248 aufgehoben zu sein. Snorro sagt wenigstens ausdrücklich von diesem König, „er verbot die Eisenprobe [54])." In dem Gulathingsgesetz K. Magnus des Gesetzverbesserers findet sich keine Spur mehr davon. Auf Island scheinen ebenfalls durch die Einführung von Hakon Hakonsons Gesetzbuch (Jarnsida) die Ordalien abgeschafft zu sein. In dem Jonsbuche geschieht derselben nicht Erwägung [55]); das letzte Beispiel, welches die Geschichte erwähnt, ist vom Jahre 1238 [56]). Der gerichtliche Zweikampf war in Island bereits zu Anfang des 11. Jahrh. durch ein ausdrückliches Gesetz abgeschafft worden. Es geschah dies in Folge eines Zweikampfs zwischen Gunlaug Ormstung und Rafn [57]).

Über die Geschichte der Ordalien in Dänemark besitzen wir nur wenig Nachrichten. Nur in dem Gesetzbuche und den Verordnungen für Schonen, wo ihr Gebrauch besonders häufig gewesen zu sein scheint, wird derselben öfter gedacht und durch des Bischofs Sunesen Commentar haben wir die verschiedenen Arten der Eisenproben und deren Anwendung oben genauer kennen gelernt. Von Verboten der Ordalien ist auch nur ein noch erhaltenes Gesetz, welches die Abschaffung derselben in Schonen verfügt und den Namen König Waldemars trägt, bekannt [58]). Es heißt in dieser Verordnung im Eingange [59]): „Der Papst hat allen Christen die Eisenprobe verboten, da dem so ist, so wollen und mögen wir uns nicht scheiden von diesem allgemeinen Gebot; deshalb haben wir mit weiser Männer Rath lange und reiflich erwogen, welches Beweismittel wir an die Stelle der Eisenprobe setzen mögen." Die übrige Verordnung enthält dann nähere Bestimmungen über die Näffninger (nominati), ihre Zusammensetzung und die Arten, wie sie in den Fällen entscheiden sollten (besonders bei dem Diebstahl, Todtschlag, Verwundung, Herverk), in welchen früher die Eisenprobe stattfand. Die dänischen Gelehrten haben viel darüber gestritten, welcher Waldemar wol für den Urheber dieser Verordnung zu halten sein möchte [60]). Man kann aber diese Verordnung wol kaum einem andern Waldemar zuschreiben als dem zweiten dieses Namens (1202—1242), während dessen Regierung der Beschluß der lateranischen Synode, worauf hier, wie es scheint, hingedeutet wird, erlassen worden [61]). In den übrigen dänischen Provinzen scheinen die Ordalien schon früher außer Gebrauch gekommen zu sein [62]).

Die Nachweisung der allmähligen Beschränkung und des Verschwindens der Gottesurtheile in Teutschland würde ein genaueres Eingehen in die Geschichte der Rechtsverfassung der einzelnen teutschen Länder fodern, da sich die Sache in denselben verschieden gestaltet hat. Es können hier nur einige allgemeine Andeutungen gegeben werden. Das Kampfrecht scheint in Teutschland als gerichtliches Beweismittel nie die Ausdehnung erhalten zu haben, wie in Frankreich und England. Es findet sich schon in dem Sachsen- und Schwabenspiegel keine Spur des Zweikampfes bei Civilstreitigkeiten (z. B. um Grundbesitz) und

50) Östgöth. Lag. ed. *Collin* et *Schlyter*. p. 87.: þa var þaet sua först i laghum at þön sculdu vaeria sik met iarne oc guþsdomi oc siþan birgir iarl han gaf af iarnbyrþina. 51) *Stiernhook*, De jure vet. Sueon. I. c. 8. p. 95. 52) Geyer, Gesch. Schwedens, übers. v. Löffler. Hamb. 1832. 1ster Bd. S. 268. vgl. mit 272. 53) Nordisches Kirchenrecht (welches in Paus Sammlung I. S. 235. unter Magnus Lagabatirs Namen vorkömmt, aber älter ist) c. 45. 54) S. darüber: Arnesen, Isl. Proc. S. 178. Anm. 137. Münter, Kirchengesch. 1ster Bd. S. 180. *Torfaei*, Hist. Norv. P. IV. c. 35. p. 251. 55) Arnesen S. 181.

56) *Fin. Johann.* Hist. eccl. Isl. I. p. 180. 57) Gunlaugs Saga. c. 11. (auch Müller's Sagabibl. v. Lachmann S. 48.) Arnesen, S. 165. 58) Anhang zum Skann Lagh. Stockholm 1676. S. 67. 59) Pawen hafuer alle Christnemän förbudith jern byrdh, fordi ath swo är, tha villä wi ey oc ey moghä wi skilde oß fran thessä almenings budh; och fordi, tha hawe wi med the beztä Mens radh lenge oc megith ath leth, hwilken lagh ther wi mate sättiä man fore jernbyrd. 60) Ancher, Lovhistorie. Skrifter. 1ster Bd. S. 435—452. 61) Schlegel, Untersuchungen über die Schon. Ges., bei Ancher a. a. O. S. 273. *Rosenvinge*, de usu juramenti. P. I. p. 80. 62) Ancher a. a. O. *Rosenvinge* l. l.

der Zeugen gegen die Partei, gegen welche sie auftraten, oder untereinander. Nur wegen schwerer Verbrechen[63]) konnte man den angeblichen Thäter unter gewissen Beschränkungen und Beobachtung streng vorgeschriebener Formen kämpflich ansprechen. Der Kläger war aber an dieses Beweismittel nicht gebunden, wenn er Zeugen hatte[64]). Als ein Vorrecht der Sachsen wurde es noch betrachtet, ein gescholtenes Urtheil an die rechte Hand zu ziehen[65]). In den Städten verschwand das Kampfrecht mit der Entwickelung eines eigenen Stadtrechtes bereits seit dem 13. Jahrhundert, wie dies auch in andern Ländern der Fall war; aber das sogenannte kleine Kaiserrecht erklärte den gerichtlichen Zweikampf schon allgemein für unzulässig (4. Buch K. 19.)[66]): „Ein iclich minsche sal wissin, daz der Keyser hat gebodin, daz keyn mensche sal daz ander ansprechin met Kanpfe. Wan kanff ist eyn mutwille, wan zwey mensche worden ny gliche starg Iz were Jo eyn sterker den daz ander. Inde darumb hod me yngeseyn daz dy starken hand angesprochen dy krankesten und hand die Starken je un je gesiget. Se hetten recht oder unrecht. Daz gesach der Kaiser daz dit ging noch dem unrechten, daz dy gerechten segelos wordin, do verbod der keyser met dez riches gebode daz me nummerme solde kempfen etc.“[67]). Man darf sich aber durch diese Stelle des Rechtsbuches, in welcher alles Recht auf den Kaiser zurückgeführt wird, nicht zu der Ansicht, daß das Kampfrecht durch ein kaiserliches Gesetz abgeschafft worden, verleiten lassen. Ebenso wenig ist das Kampfordal seit der Zeit, in welcher muthmaßlich die Abfassung des Kaiserrechtes fällt, so allgemein außer Gebrauch gekommen, als man zufolge des obigen Artikels wol annehmen könnte. Daß der Zweikampf als gerichtliches Beweismittel noch im 15. Jahrh. üblich war, beweist auch die Ordnung des Hofgerichts zu Rothweil, worin es heißt: „Ob aber jemand dem andern seine Hand niederziehen und ihn mit seinem Leibe weisen wollte, daß darumb ihm ein Eyd ze thün erkennet vere, darumb sollen die Urtheilsprecher sich mit Weisheit besprechen, was darin zu lassen, zu thun oder Recht ist“[68]). Im J. 1450 erkannte das genannte Hofgericht noch auf einen Zweikampf[69]). Als Beweis einer noch viel späteren Fortdauer des gerichtlichen Zweikampfes ließen sich nun noch anführen, die oben erwähnten Kampfordnungen, von welchen z. B. die des Landgerichtes zu Franken 1512 verfaßt war, ferner die noch im J. 1609 dem Herzoge von Lotharingen ertheilte kaiserliche Bestätigung des Rechtes: Daß alle Duelle zwischen Rhein und Mosel unter seiner Aufsicht gehalten werden sollten; und Goldast († 1635) bezeugt sogar aus eigener Anschauung die Fortdauer des Kampfrechts in Franken „nit allein zu Würzburg, sondern auch zu Anspach und Fehrt bei Nürnberg, wie ich das mit meinen Augen selbst gegenwärtig gesehen hab.“ Allein diese Kampfordnungen u. s. w. beziehen sich nicht auf das eigentliche Kampfordal, welches einer richterlichen Entscheidung zur Grundlage dienen sollte, ein „medium eruendae veritatis“ war, denn dieser Gebrauch des Zweikampfes war wol in dem 16. und 17. Jahrhundert allmälig schon ganz außer Übung gekommen, während es bei dem Ritterstande noch üblich geblieben war, Streitigkeiten mit den Waffen auszumachen, statt sie einem richterlichen Spruche zu unterwerfen. Der Sieg vertrat hier die richterliche Entscheidung, und oft, wenn es auf Tod und Leben ging, auch zugleich die Vollziehung. Diese Zweikämpfe waren also mehr Duelle im heutigen Sinne des Wortes und unterschieden sich von diesen wesentlich nur dadurch, daß sie erlaubt waren und unter gerichtlicher Aufsicht stattfanden. Die Idee, daß Gott den Kampf lenke, und auch dem Schwachen den Sieg verleihen könnte, scheint dabei, wenn überall, doch nur sehr schwach hervorgetreten zu sein. Bei solchen Zweikämpfen, die als ein Rest des alten Fehderechtes zu betrachten sind, die als ein außergerichtliches, aber wohlgeordnetes Entscheidungsmittel, selbst neben dem Kampfordal, welches einen Theil des gerichtlichen Verfahrens ausmachte, bestanden, wurde oft vertragsmäßig der Preis des Siegers oder die Strafe des Überwundenen festgesetzt. Unter Kaiser Ludwig IV. hatte sich ein Seyfried von Frauenberger gerühmt, bessern Adels zu sein als Hector von Trautmannsdorf, des Kaiser Kämmerer; sie verpflichteten sich deshalb bei „ihren großen Eiden“ zum Kampf, sodaß der Besiegte Adel und Freiheit verlieren und dem Sieger zu eigen werden sollte („umb Fängnüß und üm ihr Schild und Helme und Kleinod darin und darauf, dem andern Sieghaften mit Leib und Wappen heimfallen solle“). Trautmannsdorf siegte und schenkte den gefangenen Seyfried der Kaiserin „zu einer Ehrung,“ doch der Kaiser gab ihm mit seiner Gemahlin Bewilligung die Freiheit wieder, jedoch unter der Bedingung, daß Hector von Trautmannsdorf, sein Bruder und seine Nachkommen, vor Seyfried von Frauenberger und seinen Erben stets den Vorrang haben sollte („alle weg in Schimpf und Ernst mit ihr Leib und Wappen den Fürstand haben“). Es findet sich dieses Alles in einem im J. 1336 am St. Georgentage von Kaiser Ludwig ausgestellten Kampfbriefe[70]).

Daß der Gebrauch der übrigen Gottesurtheile in

63) Vocab. Sax. (s. *van der Lahr*, Vocabular. in spec. Allem. s. v.): Kämpflich grüßen heißt einen auf Leib und Leben ansprechen und beklagen, mit ihme um sein gebührlich recht zu fechten, und das ist soviel als peinlich klagen. Glosse zum Sachsensp. I. 62. Kämpflich ansprechen ist soviel als schändlich und lasterlich ansprechen, als ob einer sagt du bist mein Dieb. 64) Genauer als aus dem Sachsenspiegel ergibt sich der Umfang der Kampfklage aus dem Schwabenspiegel. s. die bei van der Lahr a. a. O. angeführten Stellen. 65) Sachsensp. I, 18. §. 3. II, 12. § 8. 66) Das vierte Buch, aus welchem dieser Art. genommen ist, handelt zwar von den Rechten der Bürger; der Verf. redet hier aber nicht blos von der Unzulässigkeit des Kampfes in den Städten, wie außer der Fassung des Art. auch die Vergleichung mit 2ten Buch c. 72 ergibt, wo dieselben Ansichten nur kürzer ausgesprochen sind. 67) Wir haben hier den Senkenbergischen Text etwas abgeändert nach einer ehemaligen Uffenb. Handschr. der Hamb. Stadtbibl. 68) Hofgerichtsordnung zu Rothweil V, 3. §. 3. in Goldast Reichssatzungen. S. 13. 69) Goldast a. a. O. S. 315.

70) Bei Müller im Reichstagstheater unter Friedrich V. P. I. c. VII. §. 36. und Majer Ordalien. S. 307.

Teutschland schon zur Zeit des Sachsenspiegels sehr beschränkt, sodaß sie namentlich nur als Vertheidigungsmittel für Rechtlose betrachtet wurden, pflegt man gewöhnlich unter Berufung auf einen Artikel (I. 39.) zu behaupten, der gleicherweise in den Schwabenspiegel und in einige Stadtrechte übergegangen ist[71]). Weniger hat man aber eine andere Stelle (III. 21.) beachtet, in welcher festgesetzt ist, daß Streitigkeiten um Grundbesitz, die nicht durch Nachbarszeugen ausgemacht werden konnten, durch ein Wasserurtheil (es scheint der Kesselfang gemeint zu sein, wofür auch die Glosse spricht) entschieden werden sollten: „Nis it den ummeseten nicht wetenlick wiet in geweren hebbe, so mut mant wohl besceiden mit enem water ordele." Dieselbe Bestimmung findet sich dann auch noch ausführlicher in dem sogenannten Vetus auctor de beneficiis (P. I. c. 99. 100.): Cujus autem possessionis discordia non potest terminari justitia, propter discordantiam aut ignorantiam, uterque per juramentum locum demonstrabit, quem suum esse dicit. Quem autem uterque per juramentum suum esse affirmat, inter eos dividatur, aut veritas reperiatur de hoc per aquaticum judicium. Tamen judicium Dei non est licitum adhiberi per ullam causam, nisi, cujus veritas per justitiam non potest aliter reperiri, hoc terminabitur judicio Dei. Dieselbe Bestimmung ist denn auch in den Schwabenspiegel übergegangen[72]), und findet sich dann auch in ähnlicher Weise in dem rigischen Ridderrecht, nur daß hier das Eisen entscheiden sollte: Hebben överst de beyde dorpe allicke rechte wehre daran, so trege man dat yser darup, welcher syden dem ydt Godt denne gifft, de beholdt ydt, werden se överst beide schyr, so dele man dat landt, bernen se sick beyde, so schal man över dat landt delen"[73]). In dieser letztern Bestimmung ist es besonders beachtenswerth, daß beide Parteien sich der Probe unterwerfen mußten. Man sieht aber daraus, daß auch in Teutschland die Eisen- und Kesselprobe nicht blos als Reinigungsmittel für Rechtlose und Unfreie betrachtet wurden, sondern auch hier ein subsidiarisches und letztes Mittel zur Herstellung der Wahrheit überhaupt waren[74]); daß über Streitigkeiten um Grundeigenthum, im äußersten Falle immer durch solche Proben, und selbst wenn die Parteien waffenfähig waren, nicht durch Zweikampf entschieden werden sollte, ist eine auffallende, von dem Rechte anderer germanischen Länder, namentlich Englands und Frankreichs, abweichende Bestimmung. — Für den fortdauernden Gebrauch der Ordalien (im engern Sinne) im 15. Jahrhundert, in den verschiedensten Gegenden Teutschlands sind mannigfaltige Zeugnisse vorhanden. Im Jahre 1445 erbot sich, wie Bodman anführt, ein gewisser Ditze Jeckel zu Aßmanshausen dem Obergericht: „wulle man aber Jme des nit gleuben, so wulle er das glumende ysen mit blossen Henden tragen ungesegend (ungesengt)[75]). Im J. 1436 ertheilte der Rath zu Hannover einem Herrn v. Münchhausen die Rechtsweisung: „Were we in unser stad de geloset hadde hud unde har vor gerichte van undat wegen, unde worde de sülve tom anderen male besproken — he mach sek des entslan drierleye wüs. Int erste: to dreghende dat glögende jsern oder in eynen wallenden ketel to gripende wente an den Ellenbogen oder he mochte sek dis entledigen uppe den hilligen sülo sevende. In desen dren stücken mochte he den kore hebben"[76]) ꝛc. In der in demselben Jahrhundert verfaßten Braunschweiger Criminalordnung heißt es: „So mot he treden to den heten Isere, und möt sine Hand erst waschen mit kolden Water, darna vatet he das glovende Isern up, und dricht dat up dat Mahl, da dar bescheden is"[77]). Bei einer Anklage wegen Straßenraub gab das Goeding zu Bramstedt in Holstein im J. 1440: „Ordel und Recht: he (der Angeklagte) schal mede sine nakeden Arme den stenernen Bossel ut den heten Water des Grapens uphalen unde sick quit und leddig maken"[78]). Im J. 1461 mußte ein des Mordbrandes Verdächtiger sich zu Weddingstedt in Ditmarsen der Feuerprobe unterwerfen, die mit großer Feierlichkeit vollzogen wurde[79]), und ein gerichtliches Zeugniß über die Anstellung eines Gottesgerichtes in demselben im J. 1489 hat Vieth[80]) mitgetheilt. Im Neocorus wird sogar noch bei dem J. 1563 von einer Eisenprobe erzählt, welche von einem Frauenzimmer glücklich bestanden worden, wie aus dem Berichte hervorzugehen scheint[81]). In der Willkür des Landes Wursten von dem J. 1508 wird bei der Anklage wegen Nothzucht verordnet[82]): So schal he eyn heede Iseren up beiden Handen dregen vor de XVI und dem gantse Lande." In manchen Gegenden des nördlichen Teutschlands haben sich mit den germanischen Einrichtungen und Rechten die Gottesurtheile länger erhalten als in den südlichen. — An die Stelle der Gottesgerichte in den meisten

71) Vergl. auch Rigische Ridderrecht (bei Ölrichs) c. 28. De in dat Rechte hort, de mit duffte edder mit rove, edder mit morden edder mit kerkbrecken, edder mit vorredernis, edder mit vorgifft, edder tovverye vorwonnen wert vor gerichte, edder gebetert hefft Wert he beschuldiget anders vor, he mach mit sinem ede nicht entschuldiget werden, sünder tweier hefft he brocke (köre?) dat yser to dregen, edder in einen sedendigen ketel to gripen. beth an den ellenbogen. S. Schwabenspiegel (bei Senkenb.) c. 156. §. 15. c. 210. 390. §. 7. In der letztern Stelle wird dem, der als Falschmünzer schon einmal verurtheilt war, die Wahl zwischen Eisen-, Kessel- und kalter Wasserprobe gegeben. 72) Landrecht c. 129. Lehnrecht. c. 49. Und wil auch ir einer, so mag er wohl begehren der wasserurteyl. 73) Bei andern Streitigkeiten um Grundeigenthum konnte man auch nach demselben Rechte eine Eidesleistung dadurch verhindern, daß man sich zum Gottesurtheil erbot. c. 90. 95.: Wil överst de yne de handt affstricken unde dat yser dregen dût mach he don. 74) Schwabensp. c. 246. §. 8. Wenn man jemand beschuldigt, daß er mit anvertrautem Gute treulos verfahren: Das muß got scheyden, wann er weyßt das wol.

75) Bodmann, Rheingauische Alterthümer. S. 642. 76) *Grupen*, observ. rer. et antiq. germ. p. 65. Majer S. 95. 77) Rethmaier Chronik. S. 627. Lünigs Reichsarchiv. P. gener. coll. II. p. 229. 78) Nach *Stryck*, collectanea Holsatica, in Dreyer's Anmerkungen über einige im M.-A. üblich gewesene Lebens-, Leibes- und Ehrenstrafen. S. 162. 79) Dreyer. S. 164. 80) A. Vieth in Beschr. von Ditmarschen. 3ter Th. S. 168. 81) Neocorus, Chronik des Landes Ditmarsen, herausgegeben von Dahlmann, 2ter Bd. S. 246. 82) *Puffendorf*, Obs. App. p. 116.

europäischen Ländern, aber nicht in England, trat die Tortur. Ob durch diese oder jene mehr unschuldige Opfer einer unbeholfenen Rechtspflege fielen, möchte schwer zu entscheiden sein. Man kann aber die Tortur[83]) selbst als ein Gottesurtheil auffassen, indem man von der Ansicht ausgeht, daß Gott dem Unschuldigen Kraft verleihen werde, auch die härtesten Proben schmerzlos zu ertragen, und es scheint allerdings auch, als habe diese Betrachtungsweise derselben mit zur Verbreitung des Gebrauches der Tortur beigetragen. Herrschender aber noch als diese Ansicht war die Meinung, daß man durch Einverständniß mit dem Teufel, durch Hexen- und Zauberkünste, manche Proben wirkungslos machen könne, und dieser Glaube, der in gleicher Weise auch bei dem Gottesurtheile vorkam, führte in der Anwendung der Tortur zu den unerhörtesten Grausamkeiten, die besonders in den wahnsinnigen Hexenprocessen in ihrer ganzen Furchtbarkeit sich zeigten[84]). Diese Hexenprocesse waren es auch, welche die Gottesurtheile, die fast aus den Gerichten ganz verschwunden waren, wieder zu neuem Leben erweckten. Es waren besonders die kalte Wasserprobe und das sogenannte Wägen der Hexen, deren man sich in diesen Processen als ein Mittel zur Auffindung der vermeintlichen Schuld bediente. Im J. 1636 erließ der Magistrat zu Osnabrück eine strenge Verordnung gegen die Hexerei, wovon der Schluß also lautete: „daß all solchen Personen, die vor angedeuteten Massen alles sofort aufrichtig bekennen werden, nicht allein die Wasserprobe und Tortur oder Peinigung erlassen, sondern auch ferner Milterung der öffentlichen Execution auf Begehren, es sein arme oder reiche Personen, und alle immer verantwortliche Gnade widerfahren, Mit den Halsstarrigen aber gestalt bishero geschehen und allhie von undenklichen Jahren wohl hergebracht ernstlichen procedirt werden soll." Es führte diese Verordnung aber zu einem heftigen Streit zwischen dem Magistrat und einem Theile der Geistlichkeit, insbesondere den Predigern an der St. Marienkirche. Dieselben erklärten nämlich das Hexenbad für eine schädliche Gewohnheit und schändlichen Misbrauch, reichten eine in diesem Sinne verfaßte, mit mehren Gutachten von theologischen Facultäten begleitete Vorstellung ein, und ließen dieselbe, da sie unberücksichtigt geblieben war, an den Kirchthüren anschlagen, worauf der Magistrat so weit ging, die Kirche verschließen zu lassen und den Predigern die Verwaltung ihres Amtes zu untersagen[85]). Im J. 1617 wurde diese Probe im Dithmarschen angewendet[86]). Im J. 1686 erschien sogar noch eine Schrift von einem Jacob Rieck, worin derselbe diese damals noch im Cölnischen gebräuchliche Hexenprobe zu vertheidigen suchte[87]). In Preußen[88]), in Ungarn[89]) u. a. Gegenden hat sich das Hexenbad noch bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts erhalten.

Ein Ordal durch die Wage haben wir oben bei Indern kennen gelernt. In Europa findet sich, so weit bisher die Nachrichten darüber bekannt geworden, im M.-A. keine Spur davon; wir begegnen demselben erst in der Zeit, als die Hexenprocesse eine so furchtbare Rolle spielten. Man glaubte, daß die von dem Teufel besessenen Hexen ihre natürliche Schwere verlieren, wodurch sie theils im Wasser oben aufschwimmen, theils bei dem Wägen aber ungewöhnlich leicht befunden werden würden. Böhmer[90]) hat einen in damaligen Zeitungen enthaltenen Bericht über einen Hexenproceß, der 1728 zu Szegedin in Ungarn stattfand, mitgetheilt, der also beginnt: „Da ohnlängst allhier unterschiedliche Personen beiderlei Geschlechts in gefänglicher Verhaft eingezogen worden, weil selbige einiger Hexerei beschuldigt worden, als ist mit denselben nicht allein ein scharfes Examen vorgenommen, sondern auch nach Befindung derer Sachen das Urtheil über sie verbrannt zu werden gesprochen worden. Ehe und bevor aber solches an ihnen vollzogen worden, hat man die Verurtheilten nach hiesigem Gebrauche zur Probe gebracht, nämlich mit zusammengebundenen Händen und Füßen, und einem langen Strick um Leib ins Wasser gelassen, welche aber nach Hexenart gleich einem Pantoffelholz auf dem Wasser geschwommen; nach diesem wurden sie sogleich zur andern Probe gebracht, nämlich auf die Wage gelegt, um zu sehen, wie schwer einer oder der andere sei, dabei dann höchst zu bewundern gewesen, daß ein großes und dickes Weib nicht mehr als 1½ Quentlein, ihr Mann, welcher auch nicht von den kleinsten war, nur 5 Quentlein, die übrigen aber durchgehends entweder 1 Loth, 3 Quentlein und noch weniger gewogen. Den 30. dieses Monats wurde darauf das Urtheil an 13 Personen vollzogen und sie sämmtlich lebendig verbrannt, worunter auch der vorigen Jahrs gewesene und von Jedermann sonst geachtete Stadtrichter, seines Alters 82 Jahre, den Schei-

83) Die Tortur wird indeß schon in einem Codex des Lüb. Rechtes v. J. 1254. Art. 182 (bei *Cronhelm*, Corp. Statut. Holsat. p. 27.) erwähnt: „Ystet dat dar yemand dem andern betüget umme düste, und nicht by dem werk begrepen, und secht he, he sy unsculdig, ys he een de quaad Gerüchte hefte gehatt, den mag men pinigen." Die Vergleichung dieser Stelle mit verwandten Rechten zeigt hier aber auch, wie dies Dreyer a. a. O. S. 106 bemerkt, daß die Tortur an die Stelle der Gottesgerichte getreten war. So wie sich kein allgemeiner Zeitpunkt für das Abkommen der Ordalien angeben läßt, so wenig kann dies für das Aufkommen der Tortur geschehen. Beachtenswerth ist Dreyers Bemerkung: daß die Tortur nicht mit den Gottesurtheilen an einem Orte in Gebrauch war. 84) Konopak, Beitr. zur Gesch. d. ehem. Hexenprocesse, im neuen Archiv für das Criminalrecht 1ster Bd. S. 304 fg.

85) Majer, a. a. O. S. 101, der das alles ausführlich erzählt, erwähnt auch, daß eine besondere Schrift über diesen Vorfall erschienen ist: Abgenöthigte Rettung und Erklärung zweier zu Rinteln jüngsthin gedruckten Sendbriefe, so mit Arrest sind hieselbst befangen: In welchen wird gehandelt von der Wasserprob oder vermeinten Hexenbad. Durch M. Gerhardum Graven, Pastorem der Kirche zu St. Marien zu Osnabrück. Rinteln 1640. 158 Seiten. 4. 86) Neocorus (v. Dahlmann). II. S. 431. Den — Octobris ist tho Meldorp eine Toversche verbrennt, de up vele bekennet — — Ock hefft man de Waterprove gebruket. 87) *Jac. Rieck*, de probatione aquae frigidae in examine maleficiarum adhibenda. Francof. 1686. 4. 88) Hanow, Preuß. Sammlung ungedruckter Urkunden u. s. w. 1ster Bd. Abhandl. 57. S. 520—578. 89) *Boehmer*, Jus eccl. T. V. p. 607. 90) *Boehmer*, Jus eccl. T. V. p. 608.

terhausen gezieret" ꝛc. Wie soll man sich es erklären, dergleichen Berichte in gerichtlichen Protocollen zu finden? So räthselhaft dies aber ist, so gewiß ist doch, daß es noch im vorigen Jahrhunderte nicht Wenige gab, die an solche Dinge glaubten und diesen Glauben zu erhalten suchten. Es waren dies die Zeiten, welche von den Jahrzehnden nur wenig entfernt sind, welchen gar Manche jetzt als „den Zeiten der Aufklärung" nur Böses nachzusagen wissen, weil sie das Bestehende erschütterten!

Als einer der letzten Reste der Gottesurtheile hat sich auch das Bahrrecht noch in den jüngstvergangenen Jahrhunderten erhalten, ja es scheint dasselbe erst in diesem besonders häufig in den Gerichten zur Anwendung gekommen zu sein. Beispiele aus dem 16. Jahrhundert hat Grimm mitgetheilt. Im 17. Jahrhundert wurde sogar in Landesgesetzen der Gebrauch dieser Probe vorgeschrieben, z. B. in der hessischen Landesordnung v. 1639: „Da auch ein Thäter ungewiß, doch gewisse Personen des Todschlages halber berüchtigt und verdächtig wären, soll man derselben sich bemächtigen, sie zu dem Entleibten führen und denselben gewöhnlichermaßen anrühren lassen" [91]). In Acten, die um die Mitte des 17. Jahrh. der Juristenfacultät zu Tübingen eingesendet wurden, wird sogar erzählt, daß der Leichnam durch verschiedenartige Zeichen die Art der Theilnahme am Morde angegeben habe: „Dieser war fast der Anfänger des Handels. Ergo hat der Mund ex rancore geschäumt; sed non vulnus weil er nicht Thäter war. Ex hoc apparet vulnus corpusque mortui gradus culpae observasse" [92]). Mehre Rechtsgelehrte dieser Zeit sagen, „das Bahrrecht sei deswegen von christlichen Obrigkeiten, nachdem schon alle andere Gerichte Gottes abgeschafft gewesen wären, beibehalten worden, weil bei demselben, wie eine Menge von Beispielen beweisen, Gotteshand und Gottesgericht klärlicher und deutlicher als den andern zu spüren sei" [93]). Man sah noch im 18. Jahrhundert dieses Bluten des Leichnams, wenn auch nicht als vollen Beweis, doch als eine hinlängliche Anzeige an, um zur Anwendung der Tortur zu schreiten. Schriftsteller aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts begnügen sich damit, Vorsicht bei der Anwendung dieses Mittels zu empfehlen [94]), und aus der Art und Weise, wie sich darüber die Criminalisten einige Jahrzehnde später ausdrücken [95]), sieht man, daß die Ansicht, welche das Bahrrecht gänzlich verwarf, sich erst damals zu befestigen anfing. So sind erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts die letzten Spuren der Gottesgerichte in Teutschland verschwunden. (*W. E. Wilda.*)

Ordeck, s. Senegal.

ORDELAFFI, weiland bedeutendes Fürstenhaus der Romagna, soll seinen Ursprung und Namen von den venetianischen Falieri oder Faledro haben, wie dann Falebro, rückwärts gelesen, Ordelaf heißt. Es ist aber vielmehr wahrscheinlich, daß dieses Wortspiel und diese Herleitung erst in spätern Zeiten ersonnen worden, um eine plebejische Abkunft zu verbergen. Johann O. kömmt zuerst während des großen Interregnums als päpstlicher Vicarius in Forli vor, und hatte zum Nachfolger einen Meinhard, der sich 1276 als Herr der Stadt gerirte. Dieses älterer Sohn, Sinibald, wurde, sammt seinem Knaben, 1320 in einem Aufruhre getödtet; sein Bruder aber, Alexander, und sein Neffe, Franz, traten sofort an seine Stelle, und Franz vorzüglich war rastlos bemüht, dem kleinen Staate Bedeutung und Ansehn zu geben. Im J. 1331 zwar wurde ihm die Stadt Forli durch den Cardinal du Poyet entrissen, aber schon am 19. Sept. 1333 wußte sich Franz, in einem Heuwagen verborgen, in die Stadt und in sein Haus einzuschleichen, seine Freunde und seine vormaligen Diener sammelten sich um ihn, an ihrer Spitze überfiel er die von dem Legaten als Besatzung zurückgelassenen Languedoker, und nach einem scharfen Gefechte mußten die Fremdlinge ihm die Stadt überlassen. Einige Jahre später, 1337, wurde sein Besitz auch förmlich durch Papst Benedict XII., der ihn zu seinem Vicar ernannte, sanctionirt. Nicht zufrieden mit diesem Resultat, nahm Franz an allen Revolutionen des mittlern Italiens thätigen Antheil; als Verbündeter der Pisaner bekriegte er 1341 die Republik Florenz, er nöthigte die Bürger von Cesena, ihn als ihren Herrn anzuerkennen; er bekriegte 1343, mit des Herzogs Werner von Urslingen Hülfe, die Malatesti, die Beherrscher von Rimini, und er war die Seele des Bündnisses, welches im J. 1350 von mehren Fürsten der Romagna geschlossen wurde, um sich gegen die Angriffe Hectors von Durfort zu vertheidigen, als welchen Papst Clemens VI. ausgeschickt hatte, alle die kleinen Tyrannen der Provinz zu vernichten. Durfort, der wirklich bereits den Titel eines Grafen der Romagna angenommen hatte, focht nicht ohne Glück, mußte aber doch sein Unternehmen aufgeben, da beinahe ganz Italien und insbesondere der Beherrscher von Mailand sich gegen ihn bewaffnet hatte. Clemens VI. aber empfand den ihm entgegengesetzten Widerstand so übel, daß er noch kurz vor seinem Ende den Herrn von Forli feierlich excommunicirte. Sein Nachfolger, Innocens VI., erneuerte den Versuch, die Romagna unter die Herrschaft der Kirche zurückzuführen; ein Beginnen, das um so schwieriger da, diese Provinz beinahe die einzige von Italien war, in welcher sich der kriegerische Geist der Vorfahren erhalten hatte. Im August 1353 traf der Cardinal-Legat Albornoz in Italien ein, und ein großer Theil des Kirchenstaats, auch Rom selbst, wurde durch ihn ohne Anstrengung unterworfen; die ersten, die ihm einen ernstlichen Widerstand entgegenzusetzen wagten, waren die Malatesti von Rimini. Alsbald kam Franz O. diesen seinen Nachbarn, mit denen er bisher so manche Fehde zu bestehen gehabt, zu Hülfe; er überfiel und zerstreute (1355) die päpstliche, von Rudolf von Varano, dem Herrn von Camerino, befehligte Armee, allein Galeotta Malatesta, einer der besten Generale Italiens, verlor ein Treffen gegen die Päpstlichen,

91) Hessen-Darmst. Landesordnung v. J. 1639. Tit. 2. 92) *Besold*, thesaur. practicus, p. 83. 93) Schottel, vom Bahrrecht. §. 8. 94) Kayser, Anweisung zum Inquisitions- und Achtproceß, Altenb. 1710. S. 146. 95) *Kress* ad C. C. C. Hanoverae 1744. p. 109. At huic judicio utpote captum hominum superanti vix confidit judex prudens.

und sein Bruder, der Fürst von Rimini, hierdurch eingeschüchtert, unterwarf sich, Fermo empörte sich gegen seinen Tyrannen, den Gentile von Mogliano, und Ordelaffi sah sich genöthigt, ganz allein den ungleichen Kampf gegen den Legaten fortzusetzen. Auf Alles vorbereitet, übernahm er für sich selbst die Vertheidigung von Forli und Forlimpopoli, Cesena aber übergab er seiner Gemahlin, Cia oder Marcia degli Ubaldini, der Tochter des Herrn von Susinana. Er theilte mit ihr seine wenigen Kriegsvölker, er bestellte als ihren Rathgeber den Sgariglino de Petragudula, auf dessen Treue er festiglich baute, und er empfahl ihr, sich bis auf das Äußerste zu vertheidigen. Es war zu Anfange des Jahrs 1357, daß Marcia sich mit ihren Kindern und den zwei Töchtern des Gentile von Mogliano, dann mit fünf Frauen in Cesena einschloß; 200 Reiter und 200 Fußgänger bildeten die Besatzung. Der Belagerer waren wenigstens zehnmal soviel. Cesena besteht aus einer Akropolis, la Murata genannt, und aus der Unterstadt; diese war kaum zu einer Vertheidigung befähigt. Gleichwol dauerte es drei Monate, bevor die Bürger gezwungen werden konnten, ihre Thore dem Feinde zu öffnen, worauf sich jedoch Marcia mit Allen, die ihr an Muth und Entschlossenheit gleich, in die Oberstadt zurückzog. Nicht lange, so entdeckte sie einen verrätherischen Verkehr, den ihr einziger Rathgeber, der Vertraute ihres Mannes, mit dem Feinde unterhielt; sie ließ den Ungetreuen auf der Ringmauer enthaupten, und unterzog sich von diesem Tage an allen Pflichten eines Gouverneurs. Sie legte weder bei Tage noch bei Nacht den Panzer ab, und zeigte sich bei jeder Gelegenheit an der Spitze ihrer Soldaten. Aber der Hügel, der die Murata trägt, ist aus lockerem Gestein gebildet. Die feindlichen Minirer drangen in ihn ein, und untergruben die Mauern, als welche durch ihren Sturz weite Breschen öffneten. Marcia war jedoch zur Stelle, und während sie selbst in den vordersten Reihen kämpfte, um die Stürmenden abzutreiben, ließ sie die Öffnungen durch Palissaden schließen. Lange wurde um die Bresche gestritten, endlich siegte die Überzahl, und Marcia warf sich mit 400 Mann, Bürger und Soldaten, in die Burg. Sogleich wurden von dem Feinde die Anstalten zu dieser letzten Belagerung getroffen. Acht in der Eile hergestellte Balisten ließen auf die Thürme der Burg einen Regen von ungeheuren Felsstücken fallen, und nochmals waren die Minirer geschäftig, den Boden zu durchwühlen. Ihre unterirdischen Gänge waren, das wußte Marcia, bis an das Fundament der Ringmauer getrieben, Hülfe durfte sie von Niemandem erwarten, nicht einmal Nachrichten von ihrem Manne, der sich unter gleichen Bedrängnissen kaum mehr in Forli behaupten konnte. In so verzweifelter Lage wurde sie durch einen Besuch ihres Vaters überrascht. Der Legat hatte ihn gerufen, in der Hoffnung, sein Zureden werde den eisernen Sinn der Tochter beugen. Vanni sagte ihr in der That alles, was ihm väterliche Zärtlichkeit und die Betrachtung einer vollkommen hoffnungslosen Lage eingeben konnte; er ermahnte sie auf das Dringendste, die Vergleichsvorschläge des Legaten nicht abzuweisen. „Als Ihr mich meinem Herrn übergabt," erwiederte Marcia, „da hießt Ihr mich vor Allem, ihm gehorchen, das that ich bis heute, das werde ich bis zum Tode thun. Er hat mir diese Veste anvertraut, und mir untersagt, sie zu verlassen, oder über sie, aus was immer für einem Grunde, zu verfügen, es sei denn, daß ich fernere Befehle von ihm empfinge. So will es meine Pflicht, was kümmern mich Gefahren oder Tod: ich gehorche, und untersuche nicht." Vanni entfernte sich bekümmerten Herzens, die Gefahren aber, vor denen er gewarnt, blieben nicht lange aus. Einer der beiden Seitenthürme, dessen Fundament untergraben war, stürzte ein, und mit ihm ein großes Stück der Mauer; die Minirer hatten mit ihren Arbeiten bereits den Hauptthurm erreicht, und es ließ sich voraussehen, daß in wenigen Tagen dieses letzte Bollwerk alle seine Vertheidiger unter seinen Trümmern begraben würde. Dahin aber wollte es die Besatzung nicht kommen lassen, und sie verkündigte ihrer Gebieterin den unabänderlichen Entschluß, den Thurm zu übergeben. Marcia, zur Nachgiebigkeit gezwungen, eröffnete selbst die Unterhandlung mit dem Legaten. Sie erhielt für ihre tapfern Soldaten freien Abzug, für sich selbst aber foderte sie nichts, und am 21. Junius 1357 übergab sie ihren Thurm. Eine Galeere in dem Hafen von Ancona wurde ihr und ihrer Familie zum Gefängnisse angewiesen.

Auch Franz O. würde sich in Forli schwerlich länger haben halten können, wäre nicht durch eine Bewegung der sogenannten großen Compagnie (von teutschen Söldnern) eine augenblickliche Störung der Belagerung veranlaßt worden. Gleich darauf wurde der Cardinal Albornoz abgerufen, und an seine Stelle trat der Abt von Cluny, ein Mann ohne Kraft, und ohne Fähigkeit für Welthändel. Die Belagerung von Forli mußte zum Beschlusse des Feldzuges von 1357 vollständig aufgehoben werden. Aufs Neue begann sie mit dem April 1358, aber mit gleich schlechtem Erfolge. Ordelaffi, der alle seine Mitbürger, jeden seiner Soldaten, persönlich und namentlich kannte, der mit eigner Hand den Tapfern Belohnungen und Ehrenbezeugungen spendete, fand in ihrer Zuneigung ganz unerwartete Kräfte. Er hielt den ganzen Sommer hindurch die Belagerung aus, und als seine Lage abermals bedenklich zu werden schien, kehrte die große Compagnie von ihrem Zuge nach den Apenninen zurück. Augenblicklich war Forli befreit. Aber des Ordelaffi Staat war zu klein, um so zahlreiche Gäste lange zu bewirthen. Sie durchzogen darum verheerend die ganze Romagna, wendeten sich nach Toscana, und gingen großentheils auseinander nach dem unrühmlichen Feldzuge gegen Florenz; Ordelaffi aber fuhr noch immer fort, sich in Forli zu vertheidigen, wiewol mit großer Schwierigkeit, seitdem Albornoz in die Romagna zurückgekehrt war. Endlich, wie er alle Hoffnung aufgeben mußte, den Grafen von Landau und seine Compagnie wiederzusehen, ließ er den Cardinal über die Behandlung, die ihm etwa werden könnte, ausforschen, und durch die Antwort ermuthigt, übergab er seine Stadt am 4. Julius 1359, ohne irgend eine Bedingung zu

machen. Als Büßender erschien er in dem Parlament, welches der Legat zu Faenza versammelt hatte; er bekannte sein gegen die Kirche verübtes Unrecht, er ließ es sich gefallen, dieses Unrecht durch eine ihm vorgeschriebene Buße und durch Besuchung verschiedener Kirchen von Faenza, an bestimmten Tagen, gut zu machen, und er verharrte in diesen Bußübungen bis zum 17. Julius. An diesem Tage reichte ihm der Cardinal zu Imola das h. Abendmahl, zugleich wurde er von allen durch irgend ein geistliches Gericht über ihn verhängten Censuren und Straferkenntnissen entbunden. Seine Gemahlin, seine Kinder und überhaupt alle Gefangene wurden in Freiheit gesetzt, endlich wurde ihm der Besitz der Herrschaften Forlimpopoli und Castrocaro auf 10 Jahre zugestanden.

Allein nur zwei Jahre später, 1361, ließ sich Franz durch die eitle Hoffnung, sein Fürstenthum wieder zu gewinnen, verleiten, mit Barnabas Visconti gegen die Kirche gemeine Sache zu machen. Er befehligte die 1500 mailändischen Lanzen, welche, auf eine trügliche Einladung des alten Malatesta, Besitz von Rimini nehmen sollten, entging zwar dem Schicksale, welches die mailändische Hauptarmee am 20. Julius an den Ufern der Savenna traf, und auch ihn selbst treffen sollte, indem er in einem Gewaltmarsch sein Corps nach Luco und in Sicherheit führte, allein das Unternehmen selbst mußte er mit dem Verluste seiner noch übrigen Besitzungen büßen. Er starb in großer Armuth zu Venedig, und hinterließ, außer einem Neffen, vier Söhne. Einer dieser Söhne, Johann, befehligte 1387 des Herrn von Verona Antons de la Scala Heer, wurde jedoch in der Schlacht bei Castagnaro, unweit Castelbaldo, von den Paduanern geschlagen und gefangen, ein anderer aber, Sinibaldo degli Ordelaffi, wurde in dem allgemeinen Aufstande der Städte des Kirchenstaates gegen die französischen Legaten, zu welchem ihr Krieg mit den Florentinern Anlaß gegeben, durch die Bürger von Forli zurückgerufen (1375) und in seine Herrschaftsrechte wieder eingesetzt, die er nicht nur behauptete, sondern auch, bei seinem kinderlosen Abgange, an seinen Bruder Georg vererbte. Dieser widerstand, mühsam genug, den wiederholten Angriffen des päpstlichen Feldherrn und Statthalters in Bologna, des Braccio de Montone, und starb den 25. Januar 1422. Seine Witwe, Lucretia Alidosi, des Fürsten von Imola Tochter, übernahm in dem Rechte ihres neunjährigen Sohnes, Theobald Ordelaffi, die vormundschaftliche Regierung, worin sie auch durch die Florentiner geschützt wurde. Allein ihre Schwägerin, Catharina degli Ordelaffi, stand an der Spitze der gibellinischen Faction in Forli. Ermuthigt durch geheime Zusagen des Herzogs von Mailand, erregte sie am 14. Mai 1423 einen Aufstand; Lucretia wurde in ein Gefängniß gebracht, alle Florentiner, welche diese zu ihrer Vertheidigung herbeigerufen hatte, mußten die Stadt verlassen, und an ihre Stelle trat eine mailändische Besatzung, die jedoch die Stadt und die später ebenfalls genommene Citadelle nach zwei Jahren, auf des Herzogs Geheiß, den päpstlichen Behörden überlieferte. Forli wurde beinahe zur Einöde, bis Anton, ein jüngerer Sohn von Georg O., die Unruhen nach Martins V. Tode benutzte, um sich des angestammten Fürstenthums wieder zu bemächtigen. Aber bereits im Mai 1436 wurde er durch Franz Sforza, den Gonfaloniere der Kirche, ausgetrieben. Zwei Jahre später, 1438, wußte Piccinino, der Feldherr des Herzogs von Mailand, durch die ganze Romagna die Flammen der Empörung zu tragen; auch Forli blieb nicht zurück, und Anton mußte nochmals die wandelbare Herrschaft antreten. Es glückte ihm, sich darin zu behaupten und sterbend sie seinem Sohne Franz zu übertragen; dieser aber wurde von einem Vetter, Pino degli Ordelaffi, der den Venetianern, unter Coleones Oberbefehl, 1466 und 1467 als Condottiere gedient hatte, ermordet. Pino, der sich durch dieses Verbrechen das Fürstenthum Forli erwarb, war mit Constantia de Pichi verheirathet, hatte aber von ihr keine Kinder, weshalb er die Nachfolge einem natürlichen Sohne zudachte. Dagegen aber sträubten sich Pino's Neffen, Anton Maria und Franz Maria, die Söhne seines Bruders Galeotto, die darum auch aus Forli verbannt wurden. Kaum hatte aber Pino die Augen geschlossen, als sie ihre Ansprüche dem Papste Sixtus IV. zur Entscheidung vorlegten. Diese Entscheidung erfolgte wirklich am 4. Sept. 1480, aber zu Gunsten eines Dritten, des geliebten Nepoten Hieronymus Riario. Und auf diese Weise ging das Haus O. nach einem Besitze von beinahe zwei Jahrhunderten seines Eigenthumes verlustig, denn nicht einer der Nachbarn der Romagna hatte den Muth, sich gegen eine so schreiende Ungerechtigkeit zu erheben. Der letzte Ordelaffi, Ludwig, starb als Exulant in Venedig. *(v. Stramberg.)*

ORDEN (geistliche). a) Man nennt Orden nur solche Vereine geistlicher Verbrüderungen, die nach einer gemeinschaftlichen Regel leben, wozu sich die Mitglieder durch Gelübde lebenslang verpflichten. Durch diese Erklärung bestimmt sich zugleich der Unterschied zwischen Anachoreten oder Einsiedlern und Cönobiten oder gemeinschaftlich Lebenden, so wie dieser, die nicht nothwendig an eine mehren Klöstern eigne Regel gebunden waren, von den eigentlichen Ordensbrüdern. Nicht minder wird dadurch der Streit vom Anfange der Ordensverbrüderungen, mit Übergehung offenbar fälschlicher Anmaßungen, beseitigt. Anachoreten oder Mönche im eigentlichsten Sinne des Wortes (von μοναχός, μονάζων, ein einsam Lebender) gab es bereits in den ersten Zeiten des noch bedrückten Christenthums, und wir können hier den Ausspruch des Hieronymus dahingestellt sein lassen, welcher den Johannes den Täufer den Fürsten der Anachoreten nennt. In diesem Sinne mag ihn auch Chrysostomus den Fürsten der Mönche nennen. Ist er es nicht, so liebte er doch die Wüste. Ebenso wenig wird es hierher gehören, den Streit zu erörtern, ob die Therapeuten Christen gewesen sind, oder nicht; ob durch sie eine stete Folge von Mönchen im Sinne von Einsiedlern bis auf den heil. Paul von Theben und bis auf den heil. Antonius stattgefunden habe, oder nicht. Der Begriff von einsam Lebenden oder Mönchen veränderte sich schon, als der heil. Anton, der viele Nachahmer gefunden hatte, nach 305 im Gebirge des rothen Meeres, wo viele Einsied-



lerhütten (μοναστήρια) gebaut worden waren, anfing, die Aufsicht über sie zu führen. Wäre es auch wahr, daß er eine gemeinsame Regel für sie aufsetzte, so wäre dies doch auch in diesem Falle nur als eine Annäherung an das Leben der Cönobiten, die in der Folge den Namen der Mönche, nicht mehr im ursprünglichen Sinne, behielten, anzusehen. Dieses gesellschaftliche Einsiedlerleben hat zunächst einer seiner ersten Schüler, Hilarion, nach zwanzigjähriger Anstrengung in Syrien und Palästina auf gleiche Weise weiter verbreitet. Ein anderer der Schüler des heil. Anton, der überall genannte Pachomius, hob am Nil das Leben der Cönobiten (von Κοινόβιον) noch höher, weshalb er denn auch gewöhnlich der Vater der Mönche genannt wird. Von dem Verschluß, von der umgebenden Mauer, hießen bald solche Orte Claustrum, wovon Kloster stammt. Auch Jungfrauenklöster gab es bereits. So angesehen auch das enthaltsame Leben der Einsiedler und Cönobiten bald genug wurde, so schnell und weit es sich auch verbreitete, so wenig wird man diese orientalischen Einrichtungen Orden nennen dürfen. Es fehlt ihnen der gemeinsame Verband vieler solcher Klöster, der erst den Orden macht. Dieser Verband vieler Klöster, in Einem Gehorsam unter einem Vorsteher nach einer allgemein gleichmäßigen Regel zu leben, ist überhaupt im ganzen Morgenlande, auch in spätern Zeiten, nie so fest und zusammengreifend gewesen, als sich dies bald genug im Abendlande zeigte. Schon daraus ergibt sich, daß von den uralten Anfängen der Orden, die viele Ordensbrüder als Glaubenspunkte festhalten wollten, nichts zu halten ist. Hätte der Evangelist Marcus, als erster Bischof zu Alexandrien, wirklich Vorschriften für Mönche aufgesetzt, was er nicht that, so wäre durch ihn doch immer noch kein Orden gestiftet worden. Von dem Ordensmanne Elias und seinem Prophetenschüler Elisa schweigen wir billig: diese Gegenstände bedürfen jetzt keiner Auseinandersetzung mehr.

Was der heil. Hieronymus vorzüglich durch seine Freundin Paula, die in Bethlehem endlich größere Jungfrauen-Monasterien erbauete, für die Verbreitung der sogenannten höhern Askese that, ist unter seinem Namen nachzulesen. Der leidenschaftliche, vielbewegte Mann erhob das uneheliche Leben u. dgl. so sehr, daß er allerdings als ein Hauptförderer des mönchischen Wesens nicht übergangen werden kann. Diesem muß der heil. Augustin an die Seite gesetzt werden, worüber dieser und die Artikel Augustinereremiten und Augustinerinnen nachgelesen werden können. Die eigentlichen Orden beider Männer entstanden später. Über die Regeln des Hieronymus und Augustinus, wie über die Regel des heil. Basilius, ist viel gestritten worden, wovon das Wissenswertheste in den einzelnen Artikeln zu beschreiben ist. Gewiß ist, daß die beiden ersten in ihren Schriften reichlichen Stoff zu den nachmals nach ihnen benannten Regeln lieferten. Sind also auch die Regeln selbst nicht ihr begründet erwiesenes Werk, so ist es doch der Inhalt. In dieser Hinsicht würde also wol dasselbe Verhältniß Statt haben, wie bei dem apostolischen Glaubensbekenntnisse des Nicänischen Conciliums. Dagegen sind die ascetischen Vorschriften des Basilius in der griechischen Kirche stets unter dem Namen der Regeln des heil. Basilius berühmt gewesen. Sowol die weitläufigern, als die kürzern Regeln desselben und seine übrigen Ascetica finden sich in der Benedictiner Ausgabe seiner Werke im 2. Th. S. 199—582 und in Holsteins Codex regularum, quas SS. Patres monachis et virginibus sanctimonialibus servandas praescripsere, P. I. p. 169. Romae 1661. Wenn auch nicht Alles vollkommen sicher für des Basilius Werk gehalten werden dürfte; wenn auch Manches in den Verordnungen als ein Werk des Eustathius von Sebaste anzusehen wäre, so sind doch selbst nach Garnier die größern und kürzern Mönchsregeln dem Basilius zuzuschreiben. Allgemeine Regeln für Mönche sind aber darum noch keine Ordensregeln. Betrachtet man nun den heil. Basilius als Ordensstifter, so verwechselt man die Begriffe. Eine eigene Abtheilung der Mönche zu stiften, war viel weniger seine Sorge, als eine allgemeine Verbesserung des gesammten Mönchswesens zu bewirken. Man hat ihn stets mit dem Namen eines Patriarchen der morgenländischen Mönche beehrt, und dies mit allem Rechte: allein das Ordenstiften selbst setzen wir mit Andern erst in die Zeiten des h. Benedict von Nursia, und rechnen es so dem Abendlande als eine höchst einflußreiche Neuerung an, deren Eigenthümlichkeit schnell sich verbreitete und selbst im Orient mancherlei neue Einrichtungen nach sich zog. (Man vergl. Benedict von Nursia im Art. Benedictiner.) Die eigentlichen Orden gehen also von dem vielgerühmten Kloster Monte Cassino aus, in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts. Die Regeln dieses Heiligen sind so anerkannt echt, daß man sie allgemein für die einzige Schrift erklärt, die ohne Widerrede ihm zugehört. Daß er dabei ältere morgenländische Regeln zu Rathe zog, ist nicht minder gewiß, wodurch sich in nicht geringen Dingen eine Übereinstimmung des mönchischen Lebens erhielt; allein das durchgreifende monarchische Princip und der gehorsamliche Verband vieler Klöster unter einem Vorgesetzten machen sie unter allen bis jetzt vorhandenen einzig. Das Übrige, wie z. B. Inhalt und Werth seiner Regel, gehört nicht hierher. Nur einen Punkt heben wir als merkwürdig für das Allgemeine aus, nämlich die Bestimmung: jedes Kloster solle sich seinen Bedarf nicht allein durch eigene Arbeit erzeugen, sondern auch durch nützliche Arbeiten Erwerb suchen, der durch billigern Verkauf sich noch empfehlen solle. Dadurch erhielten diese Mönchsverbrüderungen jenen Sinn für erworbenes Besitzthum, der sie reich machte, wodurch ihr Ansehn nur noch mehr gehoben wurde. Die drei Hauptgelübde des beständigen Bleibens im Kloster, der Armuth (der persönlichen) und der Keuschheit, was conversio morum hieß, und des beständigen Gehorsams gegen ihre Vorgesetzten, waren unerläßliche Verpflichtungen. Von jetzt an verbreitete sich das Ordenswesen ungemein, so daß Benedict nicht allein mit vollkommenem Rechte Patriarch der occidentalischen Mönche, sondern geradehin Patriarch der geistlichen Ordensverbindungen genannt werden muß. Nachdem Gregor der Große, selbst Benedictiner, diese Regel in Italien allgemein machte und

sie durch Augustinus, den Bekehrer der Angelsachsen, im südlichen England verbreiten half, wurde ihr Ansehn mächtig. Zwar war Cassians Regel, die auch offenbar bei Abfassung der Benedictinischen gebraucht worden war, besonders in Frankreich noch eine Zeit lang sogar bekannter und beliebter. Mit dem Ende des 7. Jahrhunderts wurde diese sichtbar herrschend, wenn gleich Anfangs nicht ohne gewaltsame Mittel. In Teutschland führte sie erst Bonifaz, der Teutschen Apostel, ein. Die geregelte und pflichtgemäße Arbeitsamkeit des Ordens erhob ihn, bei allen auch unter verschiedenen Mitgliedern desselben eingerissenen Unordnungen einer wüsten Zeit, zu einem Asyl der Künste und Wissenschaften, was ihn überaus wichtig machen mußte. Die Benedictiner waren fast die einzigen Lehrer und Literaturbewahrer, ausgezeichnet als Schulmänner, Theologen, Fürstenräthe, Ärzte und Künstler. Dadurch stieg ihr Ansehn zu einer bedeutenden Höhe. Man brauchte sie, was man auch gegen sie einwenden mochte, und der Reichthum ihrer Klöster wuchs zusehens. Waren bei dem größeren Umgange mit der Welt die Sitten dieser Mönche in verschiedenen Gegenden unmönchischer geworden, als es der steife Enthaltungssinn wünschte; so gereichte ihnen selbst dies bei ihrer gesetzlichen Thätigkeit zum Segen weiterer Verbreitung. Es standen bald Männer auf, die sich durch Reformen der Sitten ein Ansehn zu geben oder den Mönchsgeist wieder besser zu machen wünschten. Sie bildeten Congregationen (s. d. Art. 1ste Sect. XIX. S. 75. fg.), aber deshalb keine neuen Orden. Das Neue zog von Neuem an, und selbst der Streit der verschiedenen Parteien hatte des Fördernden viel, wie überall. Seit der Congregation von Clugny vermehrten sich die Congregationen und somit der Orden der Benedictiner über alle Maßen. Trotz aller Verschiedenheit und allem Kampfe unter den Familien dieses Ordens bildeten sie dennoch ein politisches Ganze, dessen Einfluß mit dem wachsenden Reichthum stieg. Der Reichthum des Ordens und seine verbesserten Congregationen brachte natürlich Üppigkeit, diese immer mehr Verschlechterung, wodurch sich wieder Andere in ihrem Gewissen gezwungen fühlten, die alte Strenge wieder herzustellen, auch wol noch strenger zu machen, was gleichfalls neue Absonderungen herbeiführte, die jedoch kein völliges Abreißen von dem Orden zur Folge hatte. Da dieser Kreislauf der Dinge sich oft erneuerte, ohne dem Orden im Geringsten zu schaden, ja zum Vortheil desselben gereichte, und da seine politische Gewalt sich außerordentlich vergrößert hatte; so mußte dies schon viele unternehmende Köpfe auf den Gedanken bringen, neue von diesem in irgend einem namhaften Punkte verschiedene Orden zu stiften. Bedenkt man noch dazu den Geist jener Zeiten, der in der möglichst größten Enthaltsamkeit, in der Kasteiung des Leibes den sichersten Weg zum Himmelreich sah, so daß man die Strenge des äußerlichen Lebens nicht hoch genug steigern zu können glaubte; so lag in diesem Allen ein viel zu lebhafter Reiz, neue, bis hierher unerhörte Geißelungen zu erfinden, wodurch man sich Ruhm, Reichthum und Himmelreich zugleich verdienen könnte. Es entstanden also neue Orden um so mehr, je lieber dies den Päpsten sein mußte, die der Macht eines einzigen herrschenden Ordens bald nicht mehr gewachsen gewesen wären. Je richtiger also die Politik der Päpste war: „Entweder viele Orden oder keiner," um so bereitwilliger mußten sie sein, solche neue Unternehmungen zu begünstigen. Das versäumten sie auch nicht. In diesem Sinne wird der Satz buchstäblich wahr: die Mönche wurden durch den Papst groß und der Papst durch die Mönche. Darum bestätigten auch die Päpste so gern und viel die neuen Mönchsverbrüderungen und halfen den neuen Orden auf. Je mannigfaltiger die Einrichtungen der verschiedenen Orden wurden (und die Enthaltsamkeit hat viele Stufen, ehe sie bis zum augenscheinlichsten memento mori führt), desto lieber wurden sie von dem päpstlichen Stuhle, und politisch mit Grund, unterstützt. Die Verschiedenheit der Orden wirkte unter ihnen selbst allerlei Eifersucht, die sie gegenseitig beschäftigte, so daß ihnen nur selten Zeit und Kraft blieb, sich gegen ihren gemeinschaftlichen Oberherrn, dem sie so viele und wichtige Vorrechte zu danken hatten, aufzulehnen. Dazu dienten auch die mancherlei Congregationen eines groß gewordenen Ordens, der sich in sich selbst vielfach beschäftigt sah, Vortheil und Nachtheil bald zu verhüten, bald zu fördern. Welchen Antheil der päpstliche Stuhl bis auf anscheinende Kleinigkeiten an den Angelegenheiten der Orden nahm, sieht man am deutlichsten an den ungeheuer starken Bullensammlungen, die mehre Orden veranstaltet haben. Es gehört schon Muth und Kraft dazu, sie in die Hand zu nehmen, und Mönchsgeist, sie zu lesen. Darum ruheten die Päpste auch nicht eher, als bis im 13. Jahrh. gesetzlich keine Ordensgesellschaft und kein Mönchsverein der römisch-katholischen Kirche ohne päpstliche Bestätigung bestehen konnte. Kann man auch durchaus nicht sagen, daß der Mönchsgeist durch die Päpste entstanden sei — er ist ein Ergebniß der Richtung früherer Zeiten, welche Richtung durch die Rohheit der äußern Weltverhältnisse voller 1000 Jahre sich erhalten konnte; — so muß man doch sagen, daß die Päpste diese Zeitrichtung zu ihrem größten Vortheil zu benutzen verstanden haben. Die Verehrung, welche Kleriker und Laien des 3., 4. und 5. Jahrh. den von der Welt Abgesonderten, den Wiedergebornen, wie man die Mönche nannte, schenkten, der Einfluß, den selbst die widersinnigste Art der Kasteiung, bis auf die Säulenheiligen, in weltlichen und geistlichen Dingen gewonnen hatte, waren schon in den ältesten Zeiten des anachoretischen Christenlebens zur Vertilgung der Ketzerei mit Erfolg angewendet worden. Der heil. Anton war nicht selten nach Alexandrien berufen worden, um Irrgläubige zu vertreiben. Seit dem 5. Jahrh. gab es keine Religionsstreitigkeit, an welcher sie nicht mit jenem fanatischen Eifer, der ihnen stets eigen war, den thätigsten Antheil genommen hätten. Auch zu Geistlichen wählte man sie mit Vorliebe schon in den Tagen, als man den ganzen Mönchsstand noch nicht zu den Geistlichen, sondern noch zu den Laien zählte. Niemand hat, seit Menschen sind, trotzigere Standhaftigkeit bewiesen, als einseitige Schwärmer, und niemand ist fürchterlicher in Verfechtung der einmal festgestellten Or-

thodorie, als die in dem stolzen Wahne des allein seligmachenden Weges mit Aufopferung des Sinnenglückes, blos für den Himmel zu sorgen, sich überredet haben. Dies Alles und die Wuth, die den äußerlich oder irdisch Demüthigen, innerlich aber stolz Heiligen bis zum Schrecklichen eigen ist, fanden die Päpste unter ihnen schon vor; sie hatten dies Alles nur für ihre Zwecke zu verwenden, worin sie hellen Blick und sichere Hand bewiesen haben. So wurden denn die Klöster bereits die schönsten Hülfen zum Wachsthume des Papstes; die Orden aber bildeten stets wachsame, überaus tapfere Heere zum Besten einer Macht, die mit der ihrigen gleichen Schritt hielt. Je größer nun die Vergünstigungen wurden, die den Mönchen von den Päpsten zuströmten, desto mehr mußten nothwendig die Rechte der weltlichen Geistlichkeit sinken. Die Mißhelligkeit zwischen beiden mußte dennoch die Mönche und ihre Gesellschaften auf das Lebhafteste entflammen, die Obergewalt des päpstlichen Stuhles gegen die Rechte der Bischöfe streng zu vertheidigen. So half eine Gewalt der andern wider die dritte und vierte; die vermeintlichen Himmelssöhne, die Gewissensbeherrscher, machten Partei gegen die Kinder der Erde, die, eingeschüchtert von den Bildern der Zukunft, wol bezwungen werden mußten, am meisten durch Uneinigkeit unter sich selbst, während die ersten mit einander einig waren. Damit nun selbst die etwanige auf Erden stets vorauszusetzende Uneinigkeit das Princip der Gewissensgewalt nicht untergrabe, sondern sich auf Nebendinge ablenke, waren die Päpste so eifrig in Bestätigung vielfacher von einander abweichender Orden, deren Hauptziel stets eins und dasselbe blieb. Man hat aus diesem Grunde jetzt so viele Orden, daß Mausolicus ein Buch schrieb unter dem Titel: „Ocean aller Orden." Und dennoch war dieser Ocean noch kein eigentlicher, und viele große Ströme, die in ihn hätten fließen sollen, sind unbeachtet geblieben. Mit größerem Rechte verdient Helyots Werk der geistlichen und weltlichen Orden, vorzüglich der geistlichen Orden wegen, diesen Namen, der ihm auch in frühern, namentlich italienischen Beurtheilungen, anspielend auf jenes Werk, beigelegt worden ist. Helyots acht starke Quartbände sind zur Geschichte der geistlichen Orden unentbehrlich, auch noch jetzt. Zwar ist an Quellen der Ordensgeschichte so wenig Mangel, daß man im Gegentheil behaupten darf, es gibt kein historisches Feld, das so reich bewässert ist, als eben dieses; allein gerade dieser Überfluß und noch dazu das ewige Einerlei im Reichthum macht die Beschäftigung mit diesem Gegenstande äußerst schwierig und erfordert eine so geduldige Ausdauer, daß es nur Wenige geben möchte, die sich eines gründlichen Studiums der Ordensgeschichte rühmen können. Zum Beweis sehe man nur das immer noch mangelhafte Verzeichniß der Ordens- und Mönchsschriftsteller an, was Helyot seiner Geschichte der Kloster- und weltlichen Orden im ersten Quartbande vorausgeschickt hat, und man wird gestehen müssen, daß ein eiserner Fleiß eines ganzen Lebens dazu gehört, die ungeheuern Folianten zu studiren, ohne dabei den Geist zu verlieren. Dennoch sind diese Geschichten ungemein wichtig, schon an sich selbst, noch weit mehr um des Einflusses willen, den sie auf große Zeiträume und für alle menschliche Dinge gehabt haben. Man lernt mehr daraus erkennen und besser würdigen, als man denken sollte. Nicht selten erhalten die folgereichsten Völkerereignisse, wie die Schicksale verschiedener Fürsten, eine ganz andere Ansicht; erst durch die Kenntniß dieser Mönchsangelegenheiten wird manches Außerordentliche begreiflich. Um so willkommener werden alle Erleichterungen zu einer guten Übersicht aufzunehmen sein. Vielleicht wäre es nicht unnütz, nach dem Vorbilde „der unschuldigen Nachrichten" und „des Zedlerschen Lexicons" eine Reihe dieser vielverzweigten Klosterorden alphabetisch zu liefern, was wir unter den Artikeln Mönchs-, Nonnen- und Ritter-Orden zu thun beabsichtigen. Hier begnügen wir uns mit dem Allgemeinen, das fast stets mühevoller ist in der Beschränkung, als in der Ausdehnung.

Wenn wir bedenken, daß die menschlichen Verirrungen überall verschiedenartiger sich gestalten, als es dem Wahren nur je möglich ist; wenn es überall der Nebenwege viele geben muß, während nur ein Pfad der nächste und gute zum rechten Ziele ist, so werden wir uns nicht wundern, wenn wir im Fortgange der Orden eine so außerordentliche Mannigfaltigkeit gewahr werden. Nach den verschiedensten Verzweigungen des weitverbreiteten Benedictinerordens war die Macht der Mönche so beispiellos gewachsen, daß sie als echte Glieder des geistlichen Standes auch vor dem Gesetz, nicht blos in der Meinung der Menge angesehen wurden. Selbst Geistliche wurden Mönche, um ihres Ansehens willen. Die mancherlei Abtheilungen des Augustinerordens und die regulirten Chorherren griffen um sich. Im 13. Jahrh. kamen die höchst einflußreichen Mendicanten- oder Bettlerorden zu der Masse. Die Geschichte der Dominicaner und der Franciscaner (s. diese) ist in vielfacher Hinsicht von der größten Bedeutung. Was sie den Päpsten und was diese jenen wiederum nützten, läßt sich hier durchaus nicht ausführen. Die höchsten Privilegien der Päpste wurden ihnen zu Theil, und die Gewalt der Bischöfe ging immer mehr verloren. Sie stritten für Rom, und Rom für sie. Sie sind das Heer, dessen Generalissimus der Papst ist. Daß sich an alle diese Orden auch Nonnen anschlossen, braucht nur erwähnt zu werden; die meisten thaten dies auch dem Namen nach; andere unterschieden sich nur durch den Namen, und nur wenige weibliche Orden standen für sich allein, ohne sich an einen männlichen anzuschließen, z. B. die Hospitaliterinnen oder die barmherzigen Schwestern, die Ursulinerinnen, die Klosterfrauen von der Buße der heil. Magdalena &c., welche sämmtlich die Regel des heil. Augustinus annahmen. Franz von Assisi hatte es verstanden, die Laien noch näher, als es sonst schon durch die Laienbrüder und Laienschwestern der Fall war, welche die Hausarbeiten und den nöthigen Vertrieb mit der Welt zu besorgen hatten, mit dem Mönchsthume zu verbinden. Sein dritter Orden bestand aus Laien, wenigstens größtentheils, welche auch in ihren bürgerlichen Verhältnissen blieben, aber dem Mönchsthume die größten Vortheile brachten, trotz der Streitigkeiten, die dar-

aus entstehen mußten. Das Eigenthümliche der Jesuiten noch hinzugenommen, werden wir kaum noch nöthig haben, uns hier nach den übrigen umzusehen. Daß sich nun in dieser Ordenswelt die Gesetze des weltlichen Treibens wiederholt haben werden, setzt Jeder voraus, der es weiß, daß der Mensch auch in der Mönchskutte nicht vom Menschlichen sich loswinden kann. Eifersucht, Neid, Verlangen nach Auszeichnung mußten auch unter ihnen einreißen. Verfolgungssucht schließt sich um so eher an, und wächst um so rascher, je schwärmerischer und einseitiger die Menschen eben sind. Die wirksamen Ordensstreitigkeiten bezeugen die Wahrheit, daß man im Zwist mit seinen Blutsverwandten lieber das Ganze untergeben sehen und einem Dritten helfen will, als daß man zum Vortheil der Seinen, die jetzt feindlich sind, nur das Geringste nachgeben sollte. Die Leidenschaft beherzigt ihren eigenen Gewinn nicht, nicht einmal ihr nahes Verderben. So ist es denn auch gekommen, daß ganze Orden sich gegen den Papst aufgelehnt haben, weil sie monarchisch dem Monarchen zu nahe gerückt waren. Der römische Stuhl würde ebenso unpolitisch handeln, wenn er die Macht einzelner Orden zu hoch heranwachsen, als wenn er sie ganz gering werden lassen wollte. Ohne die strengste Subordination kann ein solches Gebäu nicht bestehen. Die freie Askese mußte also durch die Orden politisch werden und hochnothpeinliche Halsgerichte ganz eigner Art mußten zur Regel werden. Entweder Gehorsam oder Untergang mußte oberster Grundsatz sein. Jeder Orden hat daher auch sein peinliches Recht, was sie oft furchtbar zu üben verstanden. Niemand hat so viele Martern erfunden, als Mönche und Inquisition. Das Verhältniß der Orden gegen die Staaten hätte doppelt nachtheilig sein können und ihre Macht wäre noch lange nicht so sehr erschüttert worden, als es die Streitigkeiten thaten, in welche die Orden unter sich geriethen. Innerer Streit ist der gefährlichste. Was bei ruhig überlegtem Gebrauch am meisten nützt, wird stets bei entgegengesetztem Verfahren am meisten schaden; die Streitigkeiten der Orden untereinander haben die kirchliche Gewalt in die größten Verlegenheiten gesetzt und die weltliche Macht mehr gefördert, als alles Andere, was eine noch so große Menge ihrer Mitglieder gegen ihr eignes Gesetz jemals verübte. Mit dem Falle der Jesuiten waren auch zugleich die übrigen Orden selbst in römisch-katholischen Ländern bedeutend gesunken. Joseph II. drängte seit 1781 durch seine Gesetze die Orden sehr herunter. Hat sich dies auch wieder geändert, hat sogar Pius VII. im J. 1814 die Wiederherstellung aller Orden proclamirt; haben auch einzelne Staaten, selbst in Teutschland, sich wieder gefälliger gegen die geistlichen Orden erwiesen, so ist dennoch die Zeit ihrer Blüthe vorüber.

Eines der vorzüglichsten Werke ist: Pragmatische Geschichte der vornehmsten Mönchsorden, 10 Bände. Leipzig 1774—83. —

b) Orden, Ordines, werden außerdem noch in der katholischen (römischen und griechischen) Kirche die acht Grade der Geistlichkeit genannt, die unter verschiedenen feierlichen Gebräuchen ertheilt werden. Sie zerfallen in niedere und höhere. Die vier kleinen Orden oder Weihen werden auch nicht heilige genannt, weil der Empfang dieser Weihen nicht zur Ehelosigkeit verpflichtet und nicht das Recht zu eigentlichen Priesterhandlungen gibt. Die vier niederen Stufen nehmen ein: 1) die Thürhüter, Ostiarii, die auch Sacristane sind, weil sie das Aufschließen der Sacristei rc. zu besorgen haben, sowie das Läuten (s. d. A.); 2) die Vorleser, Lectores, die der Gemeinde die biblischen Perikopen vorzutragen haben; 3) die Exorcisten, die z. B. bei der Taufe den Exorcismus verrichten; 4) die Akoluthen oder Kerzenverwahrer und Träger (s. diese). Auch die eigentlichen Geistlichen müssen zuvor die vier niederen Stufen erhalten haben. — Die höhern Orden verpflichten zur Ehelosigkeit. Die untersten sind 1) die Subdiakonen, welche alles Nöthige am Altar bei der Messe zu besorgen haben, z. B. die Verwahrung und Ordnung der heiligen Gefäße, die Bekleidung des Altars, die Besorgung und das Aussetzen des Brotes und Weines, und das Absingen der Episteln; 2) Diakonen, welche die Hostien reichen, das Evangelium singen, taufen, predigen; 3) Presbyter oder Priester, die alle Sacramente austheilen, außer der Firmelung und Ordination, welches nur zukommt 4) den Bischöfen, welche jene drei höhern Weihen gewöhnlich an einem Tage den Priestern ertheilen. Diese werden von den Erzbischöfen unter großen Feierlichkeiten geweiht. Alle zeichnen sich durch äußere Merkmale, z. B. in Kleidern, aus, worüber jeder dieser Artikel das Nähere berichtet. Bei den Protestanten ist dies anders (s. d. Art. Prediger). *(G. W. Fink.)*

ORDEN (Ritter-). Vereine der Ritterschaft für vaterländische und christliche Zwecke gab es wenigstens schon im 8. Jahrh., wenn auch der Ordo sanctae ampullae, der Chlodwich I. im Jahre 499 zugeschrieben wird, nicht als gewiß angenommen werden kann. Ordre de la Génette (von der Bisamkatze) ist von Karl Martell 726 gestiftet worden. Dagegen wird der Orden von der Eiche, der vom Cardinal von Navarra, Garsias Ximenes 722 ausgegangen sein soll, in das Ungewisse gestellt. Erst seitdem die Geistlichkeit die kampfbegierigen Adeligen, statt der Fehden im Vaterlande, dahin brachte, daß sie Verbrüderungen schlossen, um der Vertreibung der Ungläubigen willen, oder um als Beschützer der Unschuld ihr Schwert zu gebrauchen; vor Allem aber seitdem die Eroberung des heiligen Landes den Christen am Herzen lag, verbreiteten sich diese Orden außerordentlich. Unter diesen ist der Orden des heiligen Johannes der älteste. Wer kennt nicht die Namen Johanniter, Hospitaliter, Malteser, Marianer, Tempelherren rc.? Eine Menge Ritter schlossen sich den geistlichen Orden an und ihre Gesetze waren den Instituten der Mönchsorden ähnlich. Es sind also ihre Verpflichtungen so verschieden, als es die Regeln der Klosterorden sind. Sie mußten ebenso vom Papste bestätigt werden, als die Mönchsorden. Ihre Vorsteher oder Großmeister wählten sie sich selbst und ihr Einfluß war im Mittelalter so groß, als die Macht und der Reichthum vieler solcher Verbindungen. Das Kreuz war ihr hauptsächlichstes Abzeichen. Auch Wappen entstanden durch sie. Jetzt sind

diese Orden völlig gesunken und die ganze Einrichtung des neuen Ordenswesens ist eine ganz andere geworden. Man foderte sonst zum Eintritt in solche Orden im Allgemeinen nur freien Stand und unbescholtenes Leben; in den geistlichen Ritterorden noch das Gelübde der Regel. Jeder Ritter hatte erst in seiner Verbindung als solcher sich auszuzeichnen. Jetzt sind die Orden einzig Ehrensache geworden. Die Fürsten, welche die neuen weltlichen stifteten, wollen entweder damit den angeborenen Stand oder das bereits erworbene Verdienst irgend eines Mannes ehren und feierlich anerkennen. Die Abzeichen des Kreuzes sind geblieben, aber sie sind prächtiger und verzierter geworden. Sterne und Bänder kommen dazu. Sie sind mehr bestimmt, den Glanz der Höfe und der in solche Gemeinschaft aufgenommenen Männer vor den Augen der Welt zu erhöhen, so daß von frommen Zwecken nicht mehr die Rede sein kann. Man nimmt jetzt 90 solcher neuen Orden an und theilt sie in große Ritterorden, die nur gekrönten Häuptern zukommen; in Hausorden, die für eine fürstliche Familie und ihre Diener bestimmt sind, die jedoch auch Andern ertheilt werden; endlich in Verdienstorden, die sich in Civil- und Militairorden abtheilen. Jeder Orden hat noch seine eigenen Statuten. Die meisten sind wieder in mehre Classen getheilt, die bis auf 5 gehen. Nur ein gebietender Fürst darf jetzt einen Ritterorden stiften. Ohne Bewilligung des Souverains kann keine solche oder ähnliche Verbindung von Andern errichtet werden. Der regierende Herr ist jetzt stets der Großmeister seines Ordens. Man vergleiche darüber die einzelnen Artikel unter den Namen dieser Orden und bei den einzelnen Staaten, denen sie angehören; ferner Helyot und Fr. Gottschalk's Almanach der Ritterorden in 3 Bänden. Leipzig, bei Göschen 1817. (*G. W. Fink.*)

ORDENSBÄNDER, als Erzeugniß der Bandfabriken betrachtet, sind taffartig gewebte, sehr schwere, meist gewässerte, seidene Bänder, welche zur Kette zwei- oder dreifache Fäden von Organsinseide, und einen vier- bis sechsfachen Eintrag von Tramseide erhalten. (*Karmarsch.*)

Ordenscommission, s. Ordensrath und Ritterorden, weltliche.

Ordensducaten, s. Ordensmedaillen.

ORDENSFEST. Auch die meisten Orden haben ihr Jahresfest, das auf irgend einen für das Land oder den Orden wichtigen Tag fällt, z. B. auf den Stiftungstag. In manchen Ländern fallen die Feste aller Landesorden auf einen Tag im Jahre. Der Großmeister, alle gegenwärtigen Ritter und der ganze Hofstaat sind versammelt in ihren Ceremonienkleidern. Die Feierlichkeiten sind verschieden. Gewöhnlich werden an solchem Tage neue Mitglieder ernannt, entweder in der Ordenscapelle oder in einem dazu bestimmten Saale des Fürsten. Berührung mit dem Schwerte (Ritterschlag), Umhängen oder Einhändigen der Ordenszeichen, auch wol Umarmung der neuen Mitglieder ist gewöhnlich; der sonst zu leistende Eid fällt jetzt größtentheils weg. (*G. W. Fink.*)

Ordensgeistliche, s. Orden.

ORDENSGENERAL. Sie entstanden, wie die eigentlichen Orden der Mönche selbst, im Abendlande. Zwar hat Helyot sie schon früh auch im Morgenlande finden wollen: es ist aber das Ähnliche noch nicht das Gleiche. Helyot sucht nämlich den Ursprung der Mönchsgenerale in den Privilegien, welche die Patriarchen den Klöstern ihres Bezirks verliehen. Über die Vorsteher jedes einzelnen Klosters (Archimandriten oder Legumenen) war ein Exarch gesetzt worden, dem alle im Sprengel des Patriarchen liegende Klöster zu gehorchen hatten. Diesem Generalsuperior legten die Patriarchen die Hände auf und übertrugen ihm mit dieser Weihe die Aufsicht über alle ihm angehörige Klöster. Er mußte sie besuchen, für die Ordnung in denselben stehen, neue, von den Mönchen selbst gewählte, Klostervorsteher zu dem Patriarchen zur Einweihung senden, ein Verzeichniß der Klöster halten, die wichtigsten Veränderungen melden und besonders die Einkünfte und Kleinodien aller einzelnen Klöster verzeichnen und untersuchen. — Sind auch diese Einrichtungen als Anfänge allerdings anzusehen, so ist doch die volle monarchische Gewalt unter den Mönchverbrüderungen erst im Abendlande und vorzüglich seit Entstehung der Bettelmönche ausgebildet worden. Hier stellte man an die Spitze jedes geistlichen Ordens (denn die übrigen folgten größtentheils bald nach) einen sogenannten General oder Oberherrn, der alle 3 Jahre von den Bevollmächtigten und Deputirten jedes Ordens neu gewählt wurde. Nur dem Papste, der ihn zu bestätigen hat, war er verantwortlich. Einige Orden haben noch die Vorsicht gebraucht, diesem überaus mächtigen Oberherrn des gesammten Ordens einen Admonitor beizugesellen, der die Verpflichtung hat, alle Handlungen des Ordensmonarchen zu beobachten und ihm in vorkommenden Fällen Erinnerungen zu geben. — Bei der außerordentlichen Verbreitung und Größe der Orden mußten dieselben in Provinzen getheilt werden. Jede dieser Ordensprovinzen hatte gleichfalls ihren Obersten, der als Minister nur dem Ordensgeneral unterworfen wurde. Diese Vorgesetzten der Provinzen führen den Namen der Provinzialen. Von diesen obersten Räthen des Generals wird nun, unter des letztern Vorsitz, alljährlich, zuweilen auch in größeren Zwischenräumen, das Generalcapitel gehalten, wobei die Vorgesetzten der einzelnen Klöster zum Wohl des Ganzen Sitz und Stimme haben. Diese suffraganei heißen nach den verschiedenen Ordenseinrichtungen bald Äbte, Prioren, Superioren, Pröpste, Guardiane, Minister und Rectoren, welche sämmtlich Prälatenrang haben. Von diesen werden die Ordnungen der einzelnen Klöster in einem Convente oder Capitel mit Zuziehung der priesterlichen Mönche besorgt, die deshalb auch Conventualen heißen. Die Neulinge und dienenden Brüder sind davon ausgeschlossen. Die Berathungen der Convente kommen dann an die Provinzialconvente, von diesen an das Generalcapitel, und das Wichtigste zuletzt an den Papst, als höchste Instanz. Fast gleiche Einrichtungen haben die Nonnenorden, doch so, daß kein Nonnenkloster ohne männliche Hülfe sein soll. Sie haben einen Propst, der mit seinen Kaplänen das

geistliche Amt verwaltet. Alles dies gilt von den Klöstern und Orden, die von bischöflicher und demnach auch weltlicher Gewalt frei sind. So schwer es dem Bürger wird, seinen Fürsten in Person zu sprechen, ebenso schwer, ja noch schwerer, fällt es dem untergeordneten Mönch, vor seinem General seine Beschwerde vorzubringen. (*G. W. Fink.*)

Ordensgericht, s. Orden und Ordensrath.

ORDENSKETTE. Das Hauptzeichen christlicher Ritter war und ist das Kreuz. Auch die weltlichen Ritter haben es beibehalten, nur in sehr verschiedener Form, in mancherlei Farben und noch verschiedentlich ausgeschmückt. In der Mitte desselben zeigt sich auf einem runden Schilde entweder der Patron des Ordens oder das Sinnbild desselben, oder der Namenszug des Stifters, statt dessen auch dessen Wappen; zuweilen wird auch die Legende vom Ursprunge des Ordens abgebildet. Dieses Kreuz pflegte nun sonst gewöhnlich an einer goldenen Kette um den Hals getragen zu werden, so daß das Kreuz auf der Brust ruhete. Diese Goldkette, wie die goldenen Rittersporen, gehörten zum Hauptschmuck der Ritter. Jetzt wird diese Kette, wo sie noch zum Orden gehört, nur bei besonderen festlichen Gelegenheiten zur Ceremonienkleidung getragen; für gewöhnlich ist sie mit einem breiten Bande vertauscht worden. Die Ritter dürfen diese vom Orden erhaltene Kette wol ausbessern und, geht sie durch ihre Schuld verloren, wieder erneuern, aber durchaus nicht verschönern lassen. Kommen sie schuldlos, z. B. im Kriege, darum, übergibt ihnen der Orden eine neue, oder schickt sie ihnen zu. Nach dem Tode eines Ritters darf Ordenszeichen und Kette, wo diese noch üblich ist, beim Begräbniß noch seinen Sarg zieren, muß aber dann von den Erben an den Ordensrath wieder zurückgesendet werden, weil der Orden nicht erblich, sondern Auszeichnung der Person ist. (*G. W. Fink.*)

Ordenskleid, s. Ordenstracht.

Ordensleute, s. Orden.

ORDENSMEDAILLEN und Ordensmünzen [1]). Auf diesen Aufsatz wurde absichtlich unter Ordensducaten und Ordensthaler verwiesen; denn es schien zweckmäßig, hier alles zu vereinigen, was zur Aufbewahrung in Münzsammlungen sich eignet und es ebenso vorzuführen, wie es in denselben niedergelegt werden muß. Es wird daher nicht allein von den Münzen des Johanniter-, teutschen und liefländischen Ordens gehandelt, sondern auch von den Münzen und Medaillen, welche Souveraine bald auf Stiftung oder Erneuerung, bald auf Ertheilung oder Empfang eines Ordens prägen ließen. Es haben ferner die Abzeichen mancher Orden die Gestalt der Medaillen. Mit diesen können aus der Classe der zur Belohnung irgend eines Verdienstes bestimmten Medaillen vorzugsweise diejenigen zusammengebracht werden, welche so eingerichtet sind, daß sie getragen werden können. Indem wir so Alles vereinigen, was vermöge seiner Münz- oder Medaillengestalt zur Aufbewahrung in Münzsammlungen sich eignet, bleiben natürlich die Kreuze, Sterne und andere Ehrenzeichen von noch abweichenderer Gestalt ausgeschlossen, so wie auch alle Prämien oder Preismedaillen. Die Ordnung, nach welcher jene Stücke vorgeführt werden, ist dieselbe, wonach auch alle größeren Cabinete geordnet sein sollten. Wenn nämlich in den meisten vielleicht noch bis auf diesen Tag die gewöhnliche Eintheilung in Münzen und Medaillen und die Anordnung nach Metallen und nach dem Range der Fürsten herrscht, so rührt dieses lediglich von der Schwierigkeit her, womit die totale Umlegung großer Sammlungen verbunden ist. Das Unrichtige und Mangelhafte, wie es aus altväterischen Zeiten sich herschreibt, leuchtet jedem ein, aber die Arbeit der Umlegung und der neuen Katalogisirung ist unermeßlich. Dieser Umstand aber kann nicht verhindern, daß in Beschreibungen oder bei der Anordnung neuangelegter Sammlungen die nachfolgende Ordnung angewendet werde.

I. Die rings um Teutschland liegenden Länder Europas.

Portugal. Ehrenzeichen des Ordens der heiligen Isabella. Eine Medaille mit dem Bilde der heiligen Isabella, Königin von Portugal, hängt an einem blaßrothen Bande, welches weiß eingefaßt ist und schief übergehängt wird.

Spanien [2]). Der König Ferdinand VII. stiftete zur Belohnung des Betragens seiner Unterthanen während seiner Abwesenheit vom Reiche durch verschiedene Verordnungen in den Jahren 1814, 15 und 16 eine große Menge Ehrenzeichen. Den in den französischen Gefängnissen verhafteten Militairs, in Golde den Officieren, in Silber den Soldaten: Gefängnißthurm mit der Umschrift Sufrimento por la patria [Leiden für das Vaterland] [3]). Den Truppen von der Division der Avantgarde der Armee des Centrums für das Zurückschlagen eines Dragonerregimentes am 25. Dec. 1808: Ringsum En Tarancon dia 25 de Diecembre de l'ano de 1808. In der Mitte Infanteria invencible [Unüberwindliche Infanterie] [4]). Der linken Armee für die Schlacht von Medina del Campo, vom 23. Nov. 1809: Al valor Medina del Campo Noviembre 23 de 1809. [5]). Der linken Armee für die Schlacht von Tamames am 18. Octob. 1809. [6]). Den nächsten Verwandten beider Geschlechter von den zu Madrid getödteten Personen, am

1) Den in Chr. S. Th. Bernd allgem. Schriftenkunde der ges. Wappenwissensch. Bonn 1830. 8. S. 269 fg. aufgeführten Schriften über die Lit. d. Orden ist noch beizufügen: W. J. Wippel, die Ritterorden, wo in der neuen Ausgabe (Berlin 1824. gr. 4.) ein Anhang von den Verdienstmedaillen, Ehrenzeichen und Kriegsdenkmünzen sich befindet. Diese Schrift stand mir nicht zu Gebote.

2) Liter.: Bernd. S. 282 und 410. 3) *A. M. Perrot*, Collection hist. des ordres de chevalerie civils et militaires existant chez les différens peuples du monde. à Paris 1820. 4. XXIV und 294 S. Dieses Werk führe ich hier durchgängig in der Übersetzung an: Perrot, historische Sammlung aller noch bestehenden Ritterorden. Leipzig. 1821. 4. Taf. XIX. n.° 8. S. 61. 4) Perrot Taf. XIX. n. 24. S. 62. 5) Das. Taf. XX. n. 41. S. 64. 6) Das. Taf. XX. n. 42.

2. Mai 1808: F. VII. a las victimas del 2 de Mayo (Ferdinand VII. den Opfern des 2. Mai). Pro patria mori aeternum vivere [7]). Den Damen, welche den patriotischen Verein von Cadix bildeten: A la Junta patriotica de Señoras de Cadix. Diese Medaille befindet sich auf einem goldenen Armbande [8]). Die Tapferkeit der spanischen Truppen bei der Einnahme von Carthagena im Jahre 1814 und die großen Hindernisse, denen sie dabei ausgesetzt waren, wurden im Jahre 1816 durch eine besondere Medaille belohnt, welche auf der einen Seite das Bildniß des Königs mit der Umschrift zeigt: „Standhaftigkeit und Treue gegen ihren König Ferdinand VII." und auf der andern die Worte: „Sieger von Carthagena in Indien" führt [9]). Den Schäfern, welche die Junta von Mesta, unter des Königs Vorsitz, bilden: Darstellung einer Wiese, worauf ein Widder, Hund und Schäferstab. Ringsum Al horado concejo de ça Mesta Fernando VII. [10]). — Navarra: Schild an der Kette der Ritter S. Mariae liliorum [11]).

Frankreich [12]). Im Jahre 1080 stiftete Enguerrand de Coucy, als er einen Löwen, der in einem Walde große Verheerungen anrichtete, getödtet hatte, zum Andenken den Löwenorden; die Medaille, worauf ein Löwe unter einer Krone zu sehen ist [13]), wurde den Rittern gegeben, die sie am Halse trugen. 1269 Schild des Ordens des Schiffes [14]). 1403 Distelorden der heiligen Jungfrau in Frankreich, gestiftet von Ludwig II., Herzog von Burgund. Schild aus rother und grüner Email [15]). Ludwig XI. ließ auf den von ihm gestifteten St. Michaelsorden [16]) Jettons schlagen [17]). 1579 Heinrich III. Orden des heiligen Geistes [18]): Liard mit der Inschrift Sit nomen domini bdict. [19]). 1693 Medaille mit der Inschrift Virtutis bellicae praemium, auf die Stiftung des Ordens des heiligen Ludwig [20]). Orden der Honigbiene; dieser beiden Geschlechtern gemeinschaftliche Orden wurde zu Sceaux 1703 von Louise Benedictine de Bourbon, Gemahlin des Herzogs du Maine, gestiftet und den Hofdamen verliehen. Die Devise war: Piccola si, ma fo pur gravi le ferite (Ich bin zwar klein, mache aber doch schwere Wunden); die Medaille [21]) enthält einen Bienenstock und eine Biene. Medaille der Veteranen: Ludwig XV. gewährte durch eine Verordnung vom 16. April 1771 den Soldaten seiner Armee gewisse Zeichen der Auszeichnung; er gab den zur Veteranschaft gelangten, d. h. 24 Jahre im Dienst gewesenen Militairs einen Medaillon: Zwei zusammengebundene Degen auf rothem Felde, von einem goldenen Lorbeerkranze umgeben [22]). Mehre St. Ludwigsritter verschmähten nach Unterdrückung der Orden nicht, ihre Decorationen durch diese Medaillen zu ersetzen; Militairs, die 48 Jahre gedient hatten, trugen zwei Medaillons. Seit langer Zeit ist diese Auszeichnung nicht mehr gewährt, und man sieht vielleicht nur eine sehr geringe Zahl alter Soldaten damit geziert. — Revolutionszeit: Rhombenförmige Decoration aus Gold vom 14. Juli 1789 [23]). 12. Juli 1792 Decoration der Mitglieder der Nationalversammlung: Kupfer und Email [24]). Ovale Decoration aus vergoldetem oder versilbertem Kupfer [25]). Runde Decoration aus Eisen oder Kupfer [26]). 31. Dec. 1793 Decoration [27]): Ovale Decor. aus vergoldetem Kupfer oder Silber [28]). Andere [29]). 31. Dec. 1795 Decoration [30]): Kopf Napoleons mit Lorbeer bekränzt Andrieu f., Kehrseite: Auspice Napoleone Gallia renovata. Der Stern der Ehrenlegion, auf dem Mittelschilde liest man ringsum den auf dem Donnerkeile stehenden Adler Honneur et patrie; dahinter ein aus einem Lorbeerzweig und einem Eichenzweig bestehender Kranz; unten Denon dir. Jaley f. Eherne Medaille im Cab. zu Gotha [31]). Napoleon Empereur. Kopf desselben mit Lorbeer bekränzt, zur Rechten Denon dir. Andrieu f. Napoleon roi d'Italie. Im Abschnitt Couronné a Milan. le XXIII. Mai MDCCCV. Die longobardische Krone, auf der die Worte Agilulfus Gratia Dei Gloriosus Rex zu lesen sind. Denon d^r. Jaley f^t. Eherne Medaillen in derselben Sammlung [32]). Wiewol diese Medaille zunächst auf die italienische Königskrönung geprägt ist, wird sie doch auch mit dem von Napoleon Buonaparte 1805 gestifteten italienischen Orden der eisernen Krone in Verbindung gebracht, vergleiche Österreich. — Burgund. Man findet das goldene Vließ oder auch nur ein oder mehre Feuereisen bereits auf Philipp des Guten, Herzogs von Burgund, Münzen. In einem antwerpener Münzbüchlein wird ein gouden Rydder oder goldener Ritter mitgetheilt, auf dessen einer Seite dieser Herzog zu Pferde, mit einem Säbel in der Hand, auf der Chabraque aber zwei solche Kettenglieder zu sehen sind [33]).

7) Perrot Taf. XX. n. 43. 8) Das. Taf. XX. n. 44. 9) Gottschalck, Alman. d. Ritterorden. 2te Abth. Leipz. 1818. S. 91. 10) Perr. Taf. XXI. n. 58. S. 66. 11) *P. Bonanni*, Catalogo d. ordini equ. e mil. in Roma. 1711. 4. tab. 154. n. 66. cf. tab. 73. 12) Litter. bei Bernd. S. 281. u. 406. 13) Perr. Taf. XXXVIII. n. 14. 14) *Bonanni* tab. 156. n. 77. cf. tab. 85. 15) Ib. tab. 147. n. 18. u. cf. tab. 20. 16) Lit. bei Bernd. S. 409. 17) *Le Blanc*, Tr. hist. d. monn. de France. à Amst. 1692. 4. p. 249. 18) Litter. bei Bernd. S. 407. 19) *Le Blanc*, p. 270. Groschen-Cab. 2ter Bd. Leipz. 1750. Tab. IX. n. 64. p. 175. 20) Von Erz im Cab. zu Gotha. Medailles s. les pr. evenem. du regne de Louis le Gr. à Par. 1702. 4. (à Par. 1723. fol.) p. 246. Der ber. K. Akad. zu Paris Curiöse Schau-Münzen Ludw. d. Gr. Baden 1705. Fol. S. 492. *Bruzen de la Martiniere*, Hist. de la vie et du regne de Louis XIV. T. V. à la Haye 1742. 4. p. 2. 21) Perrot Taf. XXXIX. n. 29. S. 170.

22) Perrot Taf. III. n. 8. 23) Histoire numism. de la revolut. Franc. Par M. H..... Paris 1826. 4. Pl. 4. n. 34. p. 24. Ovale Dec. aus Email. ib. n. 35. p. 27. Dec. n. 36. p. 28. 24) Ib. Pl. 34. n. 359. p. 246. 25) Ib. n. 360. et 361. 26) Ib. n. 362. p. 248. 27) Ib. Pl. 55. n. 560. p. 378. 28) Ib. Pl. 56. n. 569. p. 384. 29) Ib. n. 570. 30) Ib. Pl. 70. n. 697. p. 482. 31) Schlichtegroll, Annalen der ges. Numism. 2ter Bd. 1stes Heft. Gotha 1806. Taf. 8. n. 5. S. 53. Histoire métallique de Napoléon. Londres 1819. 4. Pl. 31. n. 78. p. 29. 32) Schlichtegr. n. 4. S. 56. H. m. de Nap. Pl. 33. n. 96. p. 35. 33) Groschen-Cab. 1ster Bd. 2te Forts. S. 42. Burgundische Münzen sind mitgetheilt in *Tobiesen Duby*, Traité des monnoies des Barons. T. I. à Par. 1790. 4. p. 152. cf. Pl. LII. n. 3. Pl. LIX. n. 3—6. Im Cab. zu Gotha ein Goldstück Philipps mit der Inschr. Diligite justiciam etc. $1\frac{1}{6}$ Duc. schwer.

Medaillen, die das goldene Vließ betreffen, hat Heräus mitgetheilt [34]). Vergl. Österreich.

Italien. Königreich Sardinien [35]). Anunciatenorden (Orden der Verkündigung): das Ehrenzeichen besteht in der Kette und einem Medaillon [36]), worauf der Engel, wie er der betenden Jungfrau sich nahet, vorgestellt ist, und in einem ähnlichen Schilde. — Mantua. 1608. Schild eines Cavaliere del S. Sangue di Giesu Christo in Mantua [37]). — Venedig. Orden des heiligen Marcus [38]). — Toscana. Orden auf den Medaillen Ferdinand's Maria in Litta's Werke [39]). Der Großherzog von Toscana, Ferdinand III., stiftete 1816 eine goldene Medaille von 50 Ducaten an Werth, welche als ein Tugendpreis an Personen vergeben wird, die sich durch vorzüglich edle Handlungen auszeichnen [40]). — Kirchenstaat. St. Georg-Orden, 1492 gestiftet [41]). Orden der Lilie, vom Papst Pius III. 1546 gegründet und von Paul IV. 1556 bestätigt, welcher diesen Orden über die andern Italiens setzte. Die Medaille [42]) enthält eine blühende Lilie; das Schild oder die Medaille, wie sie ein Cavaliere Pontificio detto Pio trug, zeigt auf der vordern Seite den heiligen Ambrosius, auf der andern den Apostel Petrus [43]). Ehrendecoration: Im Jahre 1816 ertheilte der Papst Pius VII. den Militairs, durch welche die Räuber aus seinem Gebiete vertrieben worden waren, eine Medaille mit der Inschrift: Latronibus fugatis securitas restituta [44]). — Königreich beider Sicilien. Ferdinandus IV. utriusque Siciliae rex P. F. A. Brustbild desselben im Helm und Harnisch zur Rechten. Militibus bene de rege ac patria meritis. A. V. A. (d. i. aerae vulgaris anno) 1797. Krieger von einer weiblichen Figur bekränzt. Von Silber [45]). Am 1. November 1814 ließ König Ferdinand IV. eine Medaille zur Belohnung der Treue und der Verdienste der Miliz schlagen. Nachher wurden damit ähnliche Verdienste in allen Ständen und bis zu den höchsten Ehrenstellen hinauf belohnt. Eine andere wurde 1815 Allen verliehen, die an dem Sturze Joachim Murats Theil nahmen. Am 9. Sept. 1816 wurde eine Medaille von Bronze, auf einer Seite mit dem Brustbilde des Königs und auf der andern mit den Worten Costante attaccamento (standhafte Anhänglichkeit) unter die Militairs aller Grade, die sich besonders durch treue Anhänglichkeit an den König bemerklich gemacht hatten, vertheilt [46]). Diese Medaille hängt am Knopfloche an einem amaranthenfarbigen Bande.

Johanniter- und Malteserritterorden [47]). 1) Auf Rhodus. Joh. Ferdin. de Herodia (1376—1396) Münze abgebildet und beschrieben in Appel's Repert. [48]). Philipert von Naillac: 1396 [49]). 1503—1512. Mericus d'Amboise [50]). F. Fabricius de Carretto Magnus M. R. Desselben Bildniß zur Rechten. Deo et beate Virgini. Wappen. Zu Gotha in Gold $9\frac{13}{15}$ Duc. schwer [51]). Silberne Medaille zu Gotha $\frac{15}{16}$ Loth schwer. — 2) Auf Malta. Claudius von la Sangle [52]) Johannes de Vallette. Silberne Medaille zu Gotha [53]). 1567 App. S. 325. Goldst. Monn. en or. p. 52. n. 1. Eherne Medaille auf Hugo de Loubenx Ver. im Cab. zu Gotha. Billon-Münze bei App. S. 325. 1609 Alosius de Vignacourt. 1609. Silberne Münze im Cab. zu Gotha $\frac{1}{2}$ Loth schwer. 1611 [54]). Goldmünzen [55]). Anton. de Paula. Silberne Münzen $\frac{11}{16}$ Loth schwer im Cab. zu Gotha [56]). 1624 [57]). Johann Paul Lascaris [58]). 1640 [59]). 1643 [60]), 1646 [61]), 1647 [62]), Goldmünzen [63]). 1664 Nicol. Cotoner [64]). Friedr. Landgraf von Hessen [65]). 1694 Adr. de Vignacourt [66]). Raymund. Perellos, ohne Jahrzahl [67]), 1706 [68]), 1717 [69]). Marcus Anton. Zondodari [70]). Anton. Manoel de Vilhena 1722 [71]), 1723 [72]),

---

34) Heräus, Bildnisse der regierenden Fürsten. Wien 1828. Fol. Taf. 21. n. 1. S. 25. (Philipp der Gute). n. 2. (Karl der Kühne). n. 6. (Maximilian I.). Vergl. Österreich. Erwähnt kann auch folgende Schr. werden: Le Mausolée de la toison d'or. à Amst. 1689. 8. 35) Liter.: Bernd. S. 283 u. 410. 36) Perr. Taf. XXXII. n. 5. *Bonanni*, tab. 144. n. 7. cf. tab. VIII. Gottsch. 2te Abth. S. 315. 37) (Gryphius) Kurtzer Entwurff der g. u. w. Ritterorden. Leipz. 1697. 8. S. 239. *Bon.* tab. 159. n. 93. cf. tab. 103. 38) Gryph. S. 202. *Bon.* tab. 154. n. 65. u. tab. 72. *van Loon*, Hist. met. de Pays-Bas. T. II. p. 229. 39) Famiglie celebri Italiane. Fasc. XVII. P. VII. Milano 1830. fol. tav. XXI. n. 50. 52 sq. 40) Gottsch. S. 104. Perr. S. 134. 41) *Bon.* tab. 42. u. tab. 150. n. 87. 42) Ib. tab. 153. n. 62. cf. tab. 69. Perr. Taf. XXXIX. n. 12. 43) *Bon.* tab. 158. n. 85 sq. cf. tab. 96. 44) Perr. S. 68. 45) Hist. num. de la revol. Franc. Pl. 84. n. 843. p. 587.

46) Gottsch. S. 76. Perr. S. 81. 47) Liter.: Bernd. S. 400 u. 274. 48) Appel's Rep. zur Münzk. des Mittelalters. 2ter Bd. 1ste Abth. Pesth und Wien. 1822. Vorrede. S. VII. 49) Reinhardt, Kupfercab. 2ter Bd. Eisenb. 1827. S. 83. n. 2998. Europa im Kleinen. S. 48. u. 417. Appel's Repert. 1ster Bd. Pesth 1820. S. 323. 50) Madai 2ter Th. S. 333. n. 3420. Weisen, Vollst. Guldencab. 1ster Th. Nürnb. 1780. S. 338. n. 890. 51) *van Mieris*, Histori der Nederlandsche Vorsten. 2. Deel. in's Graavenh. 1733. fol. p. 163. 52) Supplem. au catal. d. monn. en or. à Vienne 1769. fol. p. 22. n. 4. Reinhardt 2ter Bd. S. 83. App. S. 324. 53) *Luckii*, Syll. num. eleg. Arg. 1620. fol. p. 215. *de Bie*, des familles de la France. à Par. 1636. fol. Hauschild, Beitr. z. n. Münz- u. Med. Gesch. Dresden 1805. 8. 2ter Th. S. 116. n. 923. Madai 2ter Th. S. 333. n. 3421. Weisen S. 339. n. 891. Europa i. Kl. S. 49. n. 419. App. S. 324. Zeit. für die eleg. Welt. 1832. n. 218. S. 1740. 54) Köhler, Münz-Belust. 21ster Th. S. 233. Madai n. 3422. Weis. n. 892. App. S. 326. 55) Monn. en or. p. 52. n. 2. 56) Heroldt, Nebenstunden. Nürnb. 1774. 4. 251—254. 57) Weis. n. 893. 58) Reinh. n. 3000 fg. 59) Madai. 3te Forts. S. 173. n. 6470. 60) Weis. S. 340. n. 894. 61) App. S. 326. 62) Madai 2ter Th. S. 333. n. 3423. Weis. n. 895. 63) Monn. en or. p. 52. n. 3. 64) Madai 1ste Forts. S. 42. n. 5432. Weis. n. 896. 65) Köhler, hist. M.-Belust. 5ter Th. Vorr. S. XXIV. Vollst. Thalercab. S. 175. n. 593. 66) Monn. en or. n. 4. 67) Auserles. u. höchst ansehnl. Ducatencab. S. 129. n. 854. 68) App. S. 329. 69) Monn. en or. n. 5. Auserl. Ducatencab. n. 855. 70) App. S. 328. 71) Monn. en or. p. 52. n. 6. Supplem. au cat. d. monn. en or. p. 23. n. 1. 72) Köhler, M.-Belust. 16ter Th. S. 81. 21ster Th. S. 427. Dess. Ducatencab. S. 484. n. 1566. *Sebast. Pauli*, Codice diplomatico del sacro militare ordine, oggi di Malta. Tav. IV. Vergl. Dess. Notizie geografiche. p. 506. — Doppelduc. Köhler, Ducatencab. n. 1567. Monn. en arg. p. 87. n. 3. (M. en arg. Vienne 1756. fol. p. 57. n. 2.) Madai 2ter Th. S. 334. n. 3424. Weisen n. 897. App. S. 328.

1724 [73]), 1725 [74]), 1726 [75]), 1728 [76]). 1738. Raymund. Despuyg [77]). Emman. Pinto 1741 [78]). 1742 [79]), 1755 [80]), 1756 [81]), 1759 [82]), 1760 [83]), 1764 [84]), 1768 [85]), 1769 [86]). Franc. Ximenez de Terada 1773 [87]). Emman. de Rohan 1775 [88]), 1776 [89]), 1777 [90]), 1779 [91]), 1786 [92]), 1796 [93]). Ferdinand von Hompesch 1798 [94]).

Niederlande. Das goldene Vließ ist auf den niederländischen Münzen des 16. Jahrh. die gewöhnlichste Auszierung. So z. B. auf den zu Antwerpen 1555 geprägten Groschen der Johanna und Karls [95]). Die Abzeichen des goldenen Vließes erscheinen auch auf den Thalern und kleineren Münzsorten, die unter Philipp II. geprägt wurden [96]).

Großbritannien [97]). Auf dem Medaillon des Ordens des blauen Hosenbandes, der 1334 gestiftet wurde, ist der den Lindwurm tödtende Ritter Georg, von der Umschrift: Honny soit qui mal y pense [98]) umgeben. Die Ritter des 1540 gestifteten Ordens der Distel oder des St. Andreasordens tragen die Medaille, worauf innerhalb der Umschrift: Nemo me impune lacessit, eine Distel zu sehen ist [99]), an einem breiten dunkelgrünen Bande von der linken Schulter nach der rechten Seite hin. Bei Ceremonien hängt das Ehrenzeichen an einer goldenen, aus Disteln und Blättern derselben gebildeten Kette [1]). Die Münzen anlangend s. Groschencabinet 2. B. Leipz. 1750. S. 582 und 640. Eduard VI. Orden des blauen Hosenbandes [2]). 1564 Orden vom Lamm Gottes [3]). 1580 Thaler König Jakob VI. in Schottland mit der Distel [4]). 1629 Karl I. Die den Orden des blauen Hosenbandes betreffende Medaille mit der Inschrift: Prisci decus ordinis auctum [5]). 1691 Wilhelm III. Dux Zellae torque donatus [6]). Medaille auf den vom König Georg I. 1725 erneuerten ritterlichen Orden vom Bad: Georgius D. G. Mag. Br. Fr. et Hib. rex. F. D. (d. i. fidei defensor). Kopf desselben mit Lorbeer bekränzt, zur Rechten Spes altera. Sein Enkel in ganzer Figur als Ritter eingekleidet. Im Abschnitt Ord. Equit. de Baln. rest. et insig. auct. 1725 [7]). Die Ritter des 1783 vom König Georg III. gestifteten Ordens des heiligen Patricius tragen ein breites Band von der Linken zur Rechten mit der Medaille, deren Umschrift: Nemo me impune lacessit lautet [8]). Auf einer Ehrenmedaille hält Britannia sitzend einen Kranz, bei ihr ist ein Löwe; zugleich ist die Aussicht auf das Meer gestattet; auf der Hinterseite steht Vitoria in einem Kranze [9]). Diese Medaille wurde den Officieren ertheilt, welche den Schlachten von Vitoria, Talavera, Fuentes-de Honor, Badajoz, Salamanca, Nive, Toulouse, den Pyrenäen, Ciudad Rodrigo und Orthes beigewohnt hatten. Der mit der Medaille beehrte Militair läßt auf die Kehrseite den Namen der Schlachten, für die er sie erhalten, stechen. Das Ehrenzeichen wird von den Generalen an einem Bande von der Farbe der Schärpe um den Hals getragen und von den andern Officieren im Knopfloche an einem Bande von der Farbe des Aufschlages der Uniform. Folgende Medaille erhielten alle Militairs im englischen Dienste, welche in der Schlacht bei Waterloo gekämpft hatten: George P. Regent. Kopf mit Lorbeer bekränzt zur Rechten; im Revers sitzt eine geflügelte weibliche Figur auf einem viereckigen Steine. (Es haben die berühmten Münzen der Stadt Terina im Lande der Bruttier als Vorbilder gedient.) Darüber steht Wellington; unten Waterloo June 18. 1815 [10]). Vergl. Hannover.

Dänemark. Beskrivelse over de Danske Mynter og Medailler i den Kongelige Samling. Kiöbnh. 1791. fol. [11]). Ritterordensthaler König Christian V. vom Jahre 1683: ein gekrönter Löwe hält ein mit der königlichen Krone bedecktes und vom Ritterbande des Elephantenordens umgebenes Schild, worin C. V. steht. Umschrift: Dan. Norw. Rex. 1683. Die Hinterseite zeigt das danebrogische Ordenskreuz mit dem strahlenden Stern in der Mitte und der Umschrift: Laborantem

73) Auserles. Ducatencab. S. 129. n. 856. Monn. en or. p. 53. n. 1. et 2. 74) Ib. n. 3. 75) App. S. 328. Reinhardt 2ter Bd. S. 84. n. 3002. 76) Auserles. Ducatencab. S. 130. n. 857. Madai 2te Forts. S. 74. n. 5739. 77) Madai 3te Forts. S. 174. n. 6471. Madai 2ter Th. S. 334. n. 3426. Weisen 1ster Th. S. 341. n. 898. App. S. 329. 78) Medaglie rappresentanti i più gloriosi avenimenti del Magistero di S. A. E. fra D. Emmanuele Pinto. Opera di Paolo Maria Paciaudi. 1741. Madai 2ter Th. S. 334. n. 3427. 79) Reinh. S. 84. n. 3003. 80) Reinh. n. 3006. 81) App. S. 329. 82) Madai 1ste Forts. S. 43. n. 5433. 83) Reinh. n. 3004 fg. 84) Madai 3te Forts. S. 174. n. 6472. App. S. 329. 85) Madai n. 6473. App. S. 330. 86) Madai n. 6474. App. a. O. 87) App. a. O. 88) App. S. 331. n. 5. 89) n. 2. 90) n. 4. 91) n. 3. 92) n. 6. 93) n. 7. 94) App. S. 332. 95) Groschencab. 1ster Bd. 2te Forts. S. 43. 3te Forts. S. 82. 96) Artois 1566, 1568, 1587. Brabant 1557, 1563, 1574, 1578, 1587, 1589. Dornick 1585, 1590, 1596. Flandern 1552, 1562, 1575, 1578, 1579. Geldern 1557, 1561, 1562, 1564, 1566, 1580. Overyssel 1563, sämmtlich im Cab. zu Gotha. 97) Liter.: Bernd S. 281 u. 409. 98) Perr. Taf. VII. n. 1. S. 13. Das große Siegel des Hosenbandordens ist abgebildet in Medals, coins, Great-Seals, Impressions from the Works of Thomas Simon, by Geo. Vertue. 1753. 4. Pl. XXXV. p. 57. Über den Orden selbst s. J. Balth. Hempel, Ausführliche Nachr. v. d. h. Ritter Georgio. Hamb. 1722. 8. S. 46. 115. 99) Perr. n. 3.

1) Chr. Fr. Schwan, Abbildung der Ritterorden. Mannh. 1791. 4. Perr. n. 5. Gottschalck 2te Abth. S. 126. mit Abb. *Bonanni*, tab. 147. n. 18. cf. tab. 19. 2) Groschencab. 2ter Bd. tab. XXIV. n. 56. S. 487. 3) *Bon.* p. 1. 4) Lochner, Samml. merckw. Med. 1744. Nürnb. 4. S. 257.

5) *Evelyn*, Numismata. A disc. of med. Lond. 1697. fol. p. 143. Groschencab. 2ter Bd. tab. 27. n. 77. S. 542. Im Cab. zu Gotha, ⅞ Loth schwer. Med. v. J. 1671. *Evelyn* p. 142. 6) *N. Chevalier*, Hist. de Guillaume III. à Amst. 1692. fol. p. 211. 7) Köhler, M.-Belust. 15ter Th. S. 321 fg. 8) Perr. Taf. VIII. n. 1. vergl. jedoch Gottschalck 2te Abth. S. 128. 9) Perr. Taf. IX. n. 5. Gottsch. S. 143. 10) Perr. n. 8. Gottsch. S. 144. Die Darst. des Ritters Georg findet sich auf den Münzen mit d. J. 1817 und 1818 in *Rogers Ruding* Annals of the coinage of Britain. Vol. VI. Lond. 1819. Suppl. Part. II. Pl. XIV. n. 2. 3. 1. Vol. V. p. 361 sq., die aber wol keine Ordensmed. sind. 11) Den Titel des Kupferbandes dieses prachtvollen Werkes, worüber die götting. Anz. v. gel. Sachen. 1792. 1ster Bd. S. 201. St. 21. nachgelesen werden können, finde ich so angegeben: Danske medailler og mynter i det kongel. Kabinet Stukne i Kobbere og afdeelte i III. Classer. Kiöbnh. 1791. fol. vergl. Bernd S. 284.

corroborat [12]). 1685 Achtelthaler, den Elephanten- und Danebrogsorden betreffend [13]): Christian. V. Magnanimi pretium. Silberne Medaille vom Jahre 1694, $5\frac{1}{8}$ Loth schwer, im Cab. zu Gotha [14]). Primae equitum ordinis elephantini solennis congregation. Fridericoburg. IV. Julii. MDCXCIIII. memoriae. Siberne Medaille Christian V., $1\frac{1}{4}$ Loth schwer, im Cab. zu Gotha. In derselben Sammlung eine silberne $5\frac{1}{8}$ Loth schwere Medaille mit dem Danebrogorden und der Umschrift Tessera fidelium, vom Jahre 1695 [15]). 1732 Christian VI. Medaillon auf die Errichtung des königlichen dänischen Ordens de la Fidélité [16]). Es gibt in Dänemark mehre Ehrenmedaillen. Eine derselben, von Gold oder Silber, hat die Aufschrift: „Für edle That" und wird an einem Bande auf der Brust getragen. Eine andere wurde denen ertheilt, die sich bei der Vertheidigung Kopenhagens gegen den Angriff der Engländer 1807 hervorgethan hatten. Eine dritte ist nur für die Schiffbaumeister bestimmt. Andere in Bronze wurden seit 1817 Unterofficieren gewährt, die 16 bis 18 Jahre gedient hatten [17]).

Schweden [18]). Thaler Ericus XIV. vom Jahr 1561. Um das gekrönte Wappen ist die Ordenskette des Salvatorordens gehängt, bei dessen Inauguration dieser Thaler ausgetheilt wurde [19]). Zweiörstück, 1567 zu Reval geschlagen, worauf Ericus XIV. mit der Kette des Seraphinenordens geschmückt ist [20]). Karl XI. 1669 medaillenförmiger auf den in diesem Jahre erhaltenen englischen Hosenbandorden geschlagener Thaler [21]). 1748 Thaler auf die Erneuerung des Seraphinenordens: Fridericus D. G. Rex Sueciae. Brustbild in einem mit Kronen besäeten Mantel. Manibus ne laedar avaris als Randschrift. Umschrift Gut mit Hopp. Das gekrönte Dreikronenschild mit der Ordenskette umhangen, daneben die Jahrzahl [22]). Das Zeichen des Wasaordens, durchaus von Gold und auf beiden Seiten sich gleich, ist ein Oval, in dessen Mitte eine mit einem Bande umwundene Garbe, freistehend oder durchbrochen, befindlich ist, welche die auf einem dunkelrothen Email-Grunde liegenden Worte: Gustaf den tredje instintare (Gustav III., Stifter) M. D. CCLXXII. umgeben [23]). Eine zur Belohnung der Verdienste in allen Ständen ertheilte Ehrenmedaille hat die Inschrift: Illis quorum meruere labores. Sie wird um den Hals getragen. Eine Militairmedaille hat die Inschrift FÖR TAPPERHET I FÄLT in einem Lorbeerkranz. Auf der Vorderseite ist ein Ordenskreuz dargestellt mit einem Schwerte und drei Kronen in der Mitte. Darüber zwei Schwerter und die königliche Krone [24]). Gottschalck [25]) bemerkt, daß die für das Militair jeder Gattung bestimmte Bronzemedaille an einem hellblauen Bande im Knopfloche getragen werde.

Polen [26]). 1702 August II. Thaler [27]). D. G. Augustus II. rex Polon. Elect. Saxon. Kopf desselben zur Rechten. Restaurator ordinis aquilae albae. Stern und Band des weißen Adlerordens hängen an einem gekrönten Stuhle, auf dessen Lehnen zwei Adler sitzen [28]). 1705 August II. beehrt die polnischen Magnaten mit dem Zeichen des Ritterordens vom weißen Adler. Medaille [29]). Polnische Thaler auf die Erneuerung des weißen Adlerordens. D. G. Fridericus Augustus Rex Polon. et Elect. Saxon. Geharnischtes Brustbild. Restaurator ordinis aquilae Polonicae. Ordensband und Stern mit dem Symbol Pro Fide, Rege et Lege [30]).

---

12) Wollst. Thalercab. Königsb. u. L. 1785. S. 52. n. 168. Köhler M.-B. 19ter Th. S. 377. Madai 1ster Th. S. 94. n. 297. Zu Gotha eine ganz ähnliche, aber viel kleinere, nämlich nur $\frac{1}{8}$ Loth schwere Med. mit der Jahrz. 1684. 13) Groschencab. 3ter Bd. tab. 31. n. 92 S. 480. 14) *Oliger. Jacobaei*, Museum Regium. Hafniae. 1696. fol. tab. 35. n. 64. p. 107. *Jani Bircherodii*, Breviarium equestre s. de equestri ordine elephantino tr. Havniae 1704. fol. p. 84. 15) *Jacobaeus*, tab. 35. n. 65. p. 107., wo tab. 36. u. 37. die Sigilla dieser Orden abgebildet sind. *Bircherod*. p. 82. 16) Lochner, Samml. m. Med. 1739. S. 105—112. 17) Gottsch. 2te Abth. S. 42. Perr. S. 47. 18) Lit.: Rosenstierna, Nachr. v. den alten und neuen schwed. Ritterorden. Stockh. vergl. Bernd S. 285. 19) Im Cab. zu Gotha. *El. Brenneri*, Thes. numm. Sueo-Goth. Holmiae. 1731. 4. p. 75. n. 2. *Schleg*. B. N. p. 263. Madai 1ster Th. S. 64. n. 196. Vom Jahre 1562 (zu Gotha), 1563, 1565, 1567, 1568 (ebendas.). 20) Groschencab. 3ter B. S. 124 fg. Im Cab. zu Gotha sind folgende Schaust. Gustav Adolfs, die in Brenners sonst so reichhaltigem Werke nicht aufgeführt sind: Brustb. Gustav Adolfs mit Hemdkragen, im Harnisch und Mantel. Der Lorbeerkranz von grüner, der Hemdkragen von weißer, der Harnisch von bläulich schwarzer Email; das übrige golden. B. G. A. S. die wasische Garbe unter einer Krone, das Ganze theils weiß, theils golden auf schwarzem Grunde. Angehängt ist ein menschlicher Todtenkopf mit Gebeinen in weißer Email $5\frac{1}{4}$ Duc. Brustb. Gustav Adolfs dem vorigen ähnlich. Ein gekrönter Löwe auf den Waffen überwundener Feinde hält mit dem rechten Fuße ein Schwert, mit dem Linken einen Schild. Unten ist an dieses Stück ein menschlicher Todtenkopf mit Gebeinen angehängt. Blos golden, ohne Email, $7\frac{1}{2}$ Duc. schwer. Brustb. Gustav Adolfs im Harnisch mit Lorbeer bekr. ohne Inschr. G. A. unter einer Krone. Oval mit zierlichen Einfassungen, zum Anhängen eingerichtet. 1 Duc. schwer. Kopf Gustav Adolfs ohne Inschr. Victori vor Leip. a° 1631. dē. 7. Septō. Unter der kön. Krone G. A. $\frac{1}{2}$ Duc. schwer. Es ist mir wahrscheinlich, daß letztere Stücke einen ähnlichen Zweck hatten, als die kostbaren und seltenen Ernst des Frommen (ebenfalls im Cab. zu Gotha), nur daß jene an Generäle, sowie die silbernen an Soldaten, die im 30jährigen Kriege sich ausgezeichnet hatten, die sächsischen dagegen als Gnadengeschenke für Hofdienste vertheilt wurden (*Tentz*. Lin. Ern. P. IV. tab. 62. n. 1. p. 755.). Noch ist im genannten Cab. ein silbernes, aber vergoldetes $1\frac{3}{8}$ Loth schweres Stück v. J. 1631, welches in Juncker, das guldene und silberne Ehren-Gedächtniß M. Lutheri. S. 455 beschrieben ist, und eine silberne $\frac{3}{16}$ Loth schwere Medaille, welche das Brustb. Gustav Adolfs von vorn, aber etwas rechts gewendet zeigt. Auf der hintern Seite stehen die Buchstaben G. A. R. S. unter der königl. Krone. Auch hier war, wie das untere Öhr auf dem vergoldeten Exemplare in Nagel's Samml. beweist, unten noch etwas angehängt.

21) *Brenn*. tab. II. n. 1. 2. 3. p. 212 sq. Madai 2ter Th. S. 84. n. 2642. 22) S. 86. n. 2649. 1751. Adolf Friedr. Thaler mit Ordensb. und 1753. Gulden mit Ordensb. (zu Gotha.) 23) Gottsch. 2te Abth. S. 47. Perr. Taf. 34. n. 10 S. 129. 24) Silberne Med. zum Anhängen in Nagel's Samml. vergl. Perr. Taf. 34. n. 12. 25) Gottsch. S. 58. 26) Liter.: Bernd S. 286. 27) Thes. num. mod. h. s. Norimb. fol. p. 237. Madai 1ster Th. S. 120. n. 374. Dassd. S. 123. n. 1106. Cuno, Thaler betr. 2ter Th. S. 89. Köhler, M.-B. 4ter Th. Titelbl. 28) Silberne Med. $1\frac{1}{8}$ Loth schwer im Cab. zu Gotha. J. G. Biedermann, die Ehre des weißen Adlerordens. Freiberg 1755. 4. 29) Th. n. m. h. s. p. 1054. 30) Lochner, Samml. m. Med. 1744. S. 241. Monn. en arg.

Liefländischer Orden [31]). Bracteat [32]). Otto von Hoben oder Hohenbach [33]). Bernhard von Borg [34]). Johannes Freitag oder Freidank von Loringhausen [35]). 1515 vergl. App. S. 291. N. 2. Walther v. Plettenberg 1516 [36]) und 1525 [37]), 1526 [38]), 1528 [39]), 1531 [40]), 1533 [41]). Herman Brugna 1536 [42]), 1537 [43]), 1547 [44]). 1553 Heinrich von Gallen [45]), 1556 [46]). Wilhelm Vorstenberg oder Furstenberg 1557 [47]), 1558 [48]), 1559 [49]). Gotthards von Kettler, letzten Heermeisters in Liefland, Notthaler 1559 [50]). Medaille vom Jahr 1560 [51]) und 1561 [52]).

Rußland [53]). 1723 Medaille für die donischen Kosaken [54]). 1770 Medaille, welche die Soldaten und Matrosen nach der Seeschlacht bei Chesme erhielten [55]). 1770 Medaille, welche die Soldaten nach der Schlacht bei Kagul erhielten [56]). Silberne Anhängemedaille der Kaiserin Katharina in Bezug auf den 13. Aug. 1789 [57]). Kreuzförmige Medaille mit den Worten: „Einnahme von Ismael," den 2. December 1790 [58]). Die kreuzförmige Medaille des 1714 gestifteten Ordens der heiligen Katharina enthält eine Darstellung dieser Heiligen [59]). Die Ordensdamen der zweiten Classe hängen die Medaille an eine Schleife auf die linke Seite und tragen keinen Stern; diese zweite Classe stiftete Kaiser Paul I. im J. 1797. Officiere erhalten eine goldene Medaille, welche vorn den Kopf Kaiser Alexanders zur Rechten, mit dem Namen desselben in der Umschrift, hinten einen Lorbeerzweig [60]) zeigt. Für die, welche damit beehrt sind, wird der zur Erlangung des St. Georgenordens nöthige Dienst um drei Jahre vermindert. Die Militairs der im September 1807 errichteten Miliz und die sich im Kriegsfeuer befunden haben, tragen eine goldene oder silberne Medaille an einem Bande des St. Georgenordens. Die Officiere dieser Miliz, die sich bei keiner Affaire befunden haben, tragen diese Medaille am St. Wladimir-Ordensbande. Eine kreuzförmige Medaille hat die Aufschrift: Wegen einer ausgezeichneten Tapferkeit. Für die Einnahme von Bazardgick, den 22. Mai 1810 [61]). Zum Gedächtniß des Feldzugs von 1812 gab Kaiser Alexander allen Officieren, die daran Theil genommen hatten, eine silberne Medaille, welche die Aufschrift hat: „Nicht uns, sondern Gott gebührt die Ehre," und auf der andern Seite in dem von Strahlen umgebenen Dreieck das Auge Gottes zeigt. Beigesetzt ist die Jahreszahl 1812 [62]). Sie ist auch den Wundärzten und Feldpredigern, die in diesem Kriege waren, verliehen. Im Jahre 1814 wurde diese Medaille in Bronze den ältesten jeder adeligen Familie ertheilt, um am Bande des St. Wladimirordens getragen zu werden, und im Jahr 1816 erhielten sie auch die ältesten Damen dieser Geschlechter. Die obrigkeitlichen Personen und Negotianten, die dem Staate Dienste geleistet haben, tragen die Medaille am St. Annen-Ordensbande. Auch gibt es Medaillen, welche an die Soldaten vertheilt worden sind, die 1813 und 1814 gegen Frankreich gedient und die in den Türkenkriegen mitgefochten haben. — Die Ehrendamen der Kaiserin tragen das Bildniß ihrer Fürstin mit Diamanten geziert, und die Hoffräuleins tragen ihre Namensschiffer auf einem mit Diamanten besetzten Medaillon an einem blauen gewässerten Bande.

Ungarn. Siehe Österreich.

Türkei. Orden des halben Mondes, gestiftet 1799 von Selim III. Das Ordenszeichen hat das charakteristische türkische Wappenbild des zunehmenden Mondes, welches Mohammed II. nach der Eroberung von Constantinopel annahm. Auf einem runden, goldenen oder emaillirten Schilde oder Medaillon sieht man auf der Vorderseite in der Mitte einen von Strahlen umgebenen Stern von Brillanten, und am Rande den sichelförmigen Mond, auch von Brillanten. Auf der Umseite ist

Vienne. 1756. p. 115. n. 4. *Sander* II, 91. Madai 1ster Th. S. 120. n. 576. Dasd. S. 128. n. 1134.

31) Liter.: Joh. Dan. Gruber's Liefländische Chronik. Aus d. Lat. übers. u. m. Anm. begleitet von Joh. Gottfr. Arndt. Halle 1747—1753. Fol. Im 2ten Th. S. 314 fg. wird von den Münzen, die in Liefland zur Zeit des Ordens geprägt wurden, gehandelt. Bernd S. 287. 32) App. Rep. 1ster Bd. S. 288. 33) Das. 34) Das. S. 289. 35) S. 290. 36) Silberne Med. im Cab. zu Gotha. $\frac{1}{16}$ Loth schwer. Weisen 1ster Th. S. 338. n. 889. Köhler M.-B. 22ster Th. S. 113. Monn. en arg. p. 87. n. 1. (V. 1756. p. 57. n. 1.) App. 37) Zu Gotha in Gold $10\frac{1}{16}$ Duc. schwer. *Mol.* p. 345. n. 1. Köhler M.-B. 5ter Th. S. 89. Dess. Ducatencab. n. 1561. Monn. en or. p. 51. n. 4. 38) App. 39) Doppelduc. Köhl. Ducatencab. n. 1562. Thaler. J. G. Arndt, Liefl. Chron. 2ter Th. S. 320. Madai 3te Forts. n. 6458. 40) Europa im Kleinen. S. 318. App. S. 291. 41) Köhler M.-B. 5ter Th. S. 97. Dess. Ducatencab. n. 1563. Monn. en or. n. 5. 42) H. R. 1702. p. 297. Vollst. Thalercab. S. 174. n. 594. 43) App. 44) Das. 45) Das. Madai, 3te Forts. S. 173. n. 6469. 46) App. S. 293. 47) Vollst. Thalercab. n. 595. 48) Köhl. Ducatencab. n. 1564. 49) $1\frac{1}{2}$ Duc. im Cab. zu Gotha. 50) Köhler M.-B. 4ter Th. S. 335. Vollst. Thalercab. n. 597. Monn. en arg. n. 2. Von dems. $1\frac{1}{4}$ Duc. und $2\frac{2}{16}$ Duc. im Cab. zu Gotha. (S. v. M. p. 239. n. 1199. Köhl. Ducatencab. n. 1565.) 51) App. S. 294. n. 2. 52) n. 1. 53) Liter.: Bernd S. 287. 54) *P. Ricaud*, De Tiregale Médailles s. l. princ. évén. de l'Emp. de Russie depuis le r. de Pierre le Gr. jusqu'à c. de Catherine II. à Potsd. 1772. fol. p. 64. 1762. Med., welche acht Kaufleute zu Kamtschatka erhielten. Ib. p. 93. 1766. Med., welche die zur Anfertigung eines neuen Gesetzbuches berufenen Deputirten erhielten. Ib. p. 102. Oval; alle diese Med. zu Gotha in Zinn. 55) Ib. p. 108. 56) Ib. p. 109. Rhombenförmige Med. 1774. 1787. 1788; kreuzförmige Zinnabgüsse zu Gotha. 57) In Nagels Samml. 58) Perr. Taf. XXXII. n. 2. Achteckige Med. v. J. 1790, und ovale von 1790 und 1791, kreuzförmige Med. und rhombenförmige Med. 1794. Abgüsse von Zinn zu Gotha. 59) Perr. Taf. XXX. n. 1. S. 107.

60) Perr. Taf. XXXII. n. 1. S. 115. 61) n. 3. 62) Perr. n. 4. In Nagels Sammlung. In der Proclamation datirt Merecz den 1. (13.) Jan. 1812 heißt es: Soldaten, da ich alle diejenigen auszuzeichnen wünsche, welche an diesen unsterblichen Thaten Theil nahmen, so habe ich silberne Medaillen prägen lassen, die durch unsere heilige Kirche geweihet worden sind. Am blauen Bande werden sie die kriegerische Brust derer schmücken, welche dem Vaterlande zum Schilde dienten. Jeder Krieger des russ. Heeres ist würdig, diese ehrenvolle Belohnung des Muthes und der Ausdauer zu tragen. Ihr habt alle gleiche Gefahren und Strapatzen getheilt u. s. f. Unterzeichnet: Alexander. Geschichte des Feldzugs gegen Rußland i. J. 1812, von M... A. d. Franz. v. F. v. Kausler. 2ter Bd. Stuttg. 1824. S. 341.

der türkische Namenszug Selim III. mit einem Kranze von Verzierungen umgeben. Dieses Zeichen wird von der ersten Classe[63]) an einem breiten rothen Bande von der rechten Schulter nach der linken Seite hinab getragen, und dabei auf der linken Brust ein in Silber gestickter Stern von der Form einer strahlenden Sonne, in deren ovaler rother Mitte der silberne Stern und der halbe Mond sind[64]). Die zweite Classe trägt dasselbe Zeichen etwas kleiner um den Hals, ohne Bruststern. Der Medaillon der dritten Classe wird am linken Knopfloche getragen, ist noch kleiner, nicht roth emaillirt, sondern von Gold, und statt der Brillanten sind der Stern und der halbe Mond von Silber[65]). — Ehrenzeichen. Der Sultan Selim III. schenkte einigen hundert englischen Officieren, nach der Schlacht bei Abukir und zur Zeit, als die Franzosen sich aus Ägypten zurückzogen, eine Medaille, die am orangefarbenen Bande im Knopfloche getragen wird. Der Thogra ist von einer Einfassung umgeben. Auf der andern Seite strahlt in einer Einfassung ein Stern[66]).

Anhang. Außereuropäische Länder.

Persien. Sonnen- und Löwenorden. Das Ordenszeichen ist eine goldene Sonne mit einem darüber befindlichen Löwen, welche beide Symbole der Reinheit und der Kraft zugleich auch das persische Wappen sind. Das Band, an welchem es getragen wird, besteht aus einem rothen, im Lande verfertigten Stoffe, und ist mit Perlen von verschiedener Größe besetzt[67]).

Ostindien. Der Orden des goldenen Schwertes auf Sumatra[68]).

II. Die Schweiz und Teutschland.

Die Schweiz. Medaille der Wiedervereinigung. Als Napoleon sich von Neuem der Regierung Frankreichs 1815 bemächtigte, weigerte sich ein Theil der Schweizertruppen, unter ihm zu dienen, und kehrte in das Vaterland zurück. Nach der Ankunft dieser Truppen bildete die Tagsatzung aus denselben vier Bataillons, und beschloß, jedem Soldaten eine Medaille zu verleihen. Der 12. October 1815 war zur Austheilung derselben bestimmt, welche zu Iverdün sehr feierlich geschah. Sie ist von Silber und enthält auf der einen Seite die Worte: Treue und Ehre; und auf der andern: Schweizerische Eidgenossenschaft. 1815. In der Mitte ein Kreuz auf einem Schilde[69]). — Medaille vom 10. August. Diese wurde zu Anfange des Jahres 1819 den bei dem Gefecht vom 10. August 1792 gegenwärtig gewesenen Schweizern ertheilt: X. August 1792. — Treue und Ehre. In der Mitte ein Kreuz auf einem Schilde[70]). Der Name dessen, der sie erhielt, steht auf dem Rande.

Südwestliches Teutschland.

Baden[71]). 1740. Baden-Durlachischer, vormundschaftlicher Gulden mit dem Zeichen des Ordens de la Fidélité auf der hintern Seite[72]). Der Großherzog, Karl Friedrich, stiftete die Verdienstmedaillen für das Civil und für das Militair. Letztere hat auf der einen Seite das Gepräge der Umseite des Mittelschildes vom Karl-Friedrichs-Verdienstordenskreuz. Des Greifes linker Fuß tritt auf eine unter dem Schilde hervorragende Kanone und Kugeln. Auf der andern Seite steht: Dem Tapfern — — mit Hinzufügung des Namens des Besitzers.

Würtemberg[73]). 1794. Decorationsmedaille: „Ludwig Eugen" in einem Lorbeerkranze. „Der Tapferkeit und Treue" in einem Eichenkranze[74]). Die Unterofficiere und Soldaten erhalten zur Belohnung ausgezeichneter Dienste goldene und silberne Medaillen; die, welche die goldene bekommen haben, erhalten ihren Sold auf Lebenszeit. — Friedrich I. stiftete eine Ehrenmedaille für die würtembergischen Truppen, welche bei den Gefechten vom 1. und 2. Februar und vom 25. und 30. März 1814 gewesen waren. Die des Februar ist von Gold für die Unterofficiere, und von Silber für die Soldaten; auf der einen Seite steht in einem Lorbeerkranze: Für den Sieg am 1. Februar 1814. Sie wird an ein kleines Band des goldenen Adlerordens gehängt. Die vom 25. und 30. März sind ähnlich und werden ebenso getragen. Auf der ersten liest man: Für den Sieg am 25. März 1814; auf der zweiten: Für die Schlacht von Paris am 30. März 1814. Die Rückseite dieser Medaillen enthält in einem Lorbeerkranze die Worte: König und Vaterland den Tapfern[75]). — Im Julius 1815 wurde eine in drei Classen getheilte Decoration gestiftet für die, welche sich im Feldzuge von 1815 hervorgethan hatten. Die dritte Classe trägt die oben genannte Militair-Verdienstmedaille von Silber, mit dem Kreuze. Das Band ist gelb, mit Schwarz eingefaßt.

Baiern[76]). Hubertusorden. Dieser einstmals eingegangene Orden ward 1790 von Johann Wilhelm, Pfalzgrafen am Rhein, erneuert und damals ein Medaillon ohne Jahrz. auf diese Erneuerung geprägt[77]). 1711.

63) Perr. Taf. XXXV. n. 9. Goth. Kal. 1818. S. 12. 64) Perr. n. 10. Ringsum erst eine goldene Einfassung, dann die auslaufenden Strahlen des Sternes. 65) C. Bertuch, der türkische Orden des halben Mondes, in Curiositäten der phys. lit. Vor- und Mitwelt. 2ter Bd. Weimar 1813. 8. S. 316—319. Noch einige Nachrichten von dem türk. Orden des halben Mondes das. S. 423—425. nebst Abbild. Taf. 12. Gottsch. 2te Abth. S. 164. Perr. S. 135. 66) Perr. Taf. XXXVI. n. 1. 67) Gottsch. 2te Abth. S. 175. Ein Diplom von diesem Orden mit Übersetz. v. J. v. Hammer in den von demselben herausgegebenen Fundgruben des Orients. 5ter Bd. S. 97 fg. Curiositäten 6ter Bd. S. 253 fg. 68) Curios. 2ter Bd. S. 402—404. mit Abbild. auf Taf. 17. aus *Thom. Forrest*, Voyage from Calcutta etc. with maps and prints by Caldwall. Lond. 1792., wo auf dem Titelkupfer der Verf. als Ordensritter abgebildet ist, dabei das Ordenszeichen mit der Vorder- und Rückseite der Schriftplatte noch besonders.

69) Perr. Taf. XXXV. n. 2 u. 3. S. 131. 70) Taf. XXXVII. n. 3 u. 4. 71) Liter.: Bernd S. 280. 72) Lochner 1743. S. 33—40. 73) Liter.: Bernd S. 279. 74) Hist. num. de la revol. Franç. Pl. 65. n. 649. p. 445. 75) Gottsch. 1ste Abth. S. 290. Perr. S. 139. 76) Liter.: Bernd S. 278 u. 406. 77) Fr. Exter, Vers. einer Samml. von pfälz. Münzen. Zweibrücken 1768. 4. S. 349.

Medaille, vergleiche diesen Aufsatz unter Weißenfels. 1723. Hubertusthaler: Der heilige Hubertus kniet im Walde anbetend vor einem Hirsche, zwischen dessen Geweih ihm der Heiland erscheint. Zur Rechten steht sein Jagdroß, zur Linken die Hunde. Aufschrift in vier Zeilen: Caesare subscribente die III. Nov. MDCCXXIII. Darüber hängt an einem Ringe ein Jagdhorn und ein Medaillon, worauf der Avers verkleinert zu sehen ist. Der beschriebene Thaler ist auf die Aufnahme Karls VI. geprägt [78]). — Karl Philipp. Medaillon [79]). — Orden vom heil. Georg, gestiftet den 24. April 1729 durch den Kurfürsten Karl Albrecht. Landgrosch. mit der Jahrz. 1736 [80]). — Ehrenzeichen gibt es in Baiern sowol für das Civil als für das Militair. — Nürnberg, 1744. Medaille auf die in diesem Jahre begangene Jubelfeier des Pegnesischen Blumenordens zu Nürnberg [81]).

Südöstliches Teutschland.

Österreich [82]). 1535. Orden des burgundischen Kreuzes de Tuneto [83]). Damenorden der Sclavinnen der Tugend, 1662 von der röm. Kaiserin Eleonora gestiftet. Das goldene mit Schmelzwerk ausgezierte Schaustück ist öfters abgebildet und beschrieben worden [84]). 1668. Orden des gesternten Kreuzes, von derselben Kaiserin gestiftet [85]). Karls VI. goldene Medaille im Cabinet zu Gotha, achtzehn Ducaten schwer; auf der hintern Seite liest man: Moribus antiquis. Der Kaiser reitet in der Ordenskleidung der Ritter des goldenen Vließes zur Linken. Darunter steht: Aviti ordinis Equit. Torquator. aur. vell. solemnia restituta Vindob. 1712. 30. Nov. [86]) 1718. Silberne Medaille im Cabinet zu Gotha, ⅞ Loth schwer: Imp. Caes. Carol. VI. A. P. F. P. P. Brustbild. Felix ominis eventus. Das Ordenszeichen des goldenen Vließes und die Flammen desselben, welche die Zeichen des Krieges mit ihrer Gluth verzehren. Avi vindicati confectum bell. Turc. MDCCXVIII [87]). Karl VI. 1723. Hubertusthaler, vergl. diesen Aufsatz unter: Baiern. 1741. Medaille auf das dem Erzherzog Joseph ertheilte goldene Vließ [88]). Den 18. Juni 1757. Medaille auf die Stiftung des neuen Marien-Theresien-Militairordens, Umschr.: Praemio virtuti bellicae constituto [89]). 1758. Jetton auf die dem Fürsten von Starhemberg und den Grafen von Cobenzl zu Brüssel ertheilte Ordensketten des goldenen Vließes [90]). 1761. Auf die Ernennung des Herzogs Karl von Lothringen zum Teutschmeister [91]). Auf dieselbe Begebenheit [92]). 1764. Auf den errichteten ungarischen Orden des heil. Stephan, Königs in Ungarn [93]). 1769. Auf die Wahl des Erzherzogs Maximilian zum Coadjutor des Teutschmeisters [94]). Eine andere Schaumünze [95]). 1780., als Erzherzog Maximilians das Großmeisterthum des teutschen Ordens angetreten und zum Coadjutor des Erzbischofs und Kurf. von Cöln, wie auch Bischofs zu Münster erwählt worden war, wurde wieder eine Med. geprägt [96]). 1796. Decorationsmedaille: Franciscus II. D. G. R. Imp. S. A. H. B. R. Comes Tirolis. Kopf desselben mit Lorbeer bekränzt; zur Rechten J. N. Wirt f. Tirolis ab hoste Gallo undique petita. MDCCXCVI. und innerhalb eines Lorbeerkr.: Pro fide principe et patria fortiter pugnanti. Von Silber [97]). Franz II. Röm. Kai. Erzherzog zu Österreich. Kopf desselben mit Lorbeer bekränzt; zur Rechten J. N. Wirt f. Den biederen Söhnen Österreichs des Landesvaters Dank. MDCCXCVII. in einem Eichenkr. [98]). Franz II. R. K. Erzh. zu Öst. Graf von Tyrol. Kopf desselben mit Lorbeer bekränzt zur Rechten J. N. Wirt f. Den tapferen Vertheidigern des Vaterlandes. MDCCXCVII. in einem Lorbeerkranze [99]). Die Militair-Ehrenmedaille, auch Verdienst- oder Tapferkeitsmedaille genannt, stiftete Kaiser Joseph II. zur Belohnung für Unterofficiere und Gemeine. Sie wird in Gold für besonders ausgezeichnete Handlungen, und in Silber für minder tapfere ertheilt. Franz II. Bildniß desselben mit Lorbeer bekränzt, zur Rechten J. N. Wirt f. In einem Lorbeerkranze über Fahnen: Der Tapferkeit. Zu Gotha von Gold mit Öhr, 4 Louisd'or und ½ Duc. schwer [1]). Franz, Kaiser von Österreich. Kopf dess. mit Lorbeer bekr. von der rechten Seite. Unten J. N. Wirt. f. Die andere Seite in allem gleich der vorigen Medaille. Diese mit Öhr versehene Med. wird, wie die vorige, für das ausgezeichnete Militair verwendet. Die Civil-Ehrenmedaille wird von Gold und in drei ver-

78) Daßdorf S. 364. n. 2699. 79) Exter S. 417. 80) Groschencab. 4ter Bd. S. 760 fg. 81) Lochner 1744. S. 313—320. und 419. Über den Orden s. (Jo. Herdegen) hist. Nachrichten von deß löbl. Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang. Nürnb. 1744. 8. später 1778. 8. 82) Liter.: Bernd S. 275 u. 405. Ungarn S. 287. 83) Marqu. *Hergott*, Monum. Aug. Domus Austr. T. I. Viennae Austr. 1750. p. 137. 84) *Bonanni* n. 131. cf. tab. 164. n. 111. *Hergott* p. 138. tab. 18. n. 3. Richtiger in Köhler M.-B. 21ster Th. S. 169. vergl. Gryphius S. 263. 85) *Hergott* T. I. tab. 18. n. 4. p. 139. Insigne hujus ordinis, nummus aureus figurae ovalis (aliis orbis aureus) majoris formae, qui encausto nigro crucem impressam exhibet, in cujus medio alia caerulea crux inusta est. Bei *Bonanni* tab. 164. n. 114. cf. tab. 134. Die goldene Medaille des ordine di Dame della crociera. 86) *C. G. Heraei*, Brevis explic. numism. Caroli VI. pag. B. 4. c. tab. *Heraei*, numism. recent. depromta ex gaza Caroli VI. tab. 11. [*Leop. Gruber*] Nummi Augg. Caroli VI. et Elisabethae Christinae. Viennae Austr. 1723. 8. p. 32. *G. H. Ayreri*, Diss. Magnum Magisterium equestris ordinis aurei velleris Burgundo Austriacum. Gott. 1748. 4. Heräus, Bildn. der reg. Fürsten. Taf. 21. n. 14. S. 25. 87) *Heraei*, Br. expl. p. G. 3. *Gruber* p. 74. Heräus, Bildn. n. 15.

88) Schau- und Denkmünzen, welche unter der Regierung d. Kais. Kön. Maria Theresia geprägt worden sind. Wien 1782. Fol. S. 26. 1746 adel. Stift des Coll. Theres. zu Wien. Das. S. 104. Damenstift zu Prag. S. 149. 89) S. 167. Vergl. histor. Nachrichten v. d. neuen militair. Mariä Theresiä Orden. Nürnb. 1763. 4. Titelk. 90) Schau- und Denkm. S. 174. 91) S. 187. 92) S. 189. 93) S. 211. Fräuleinstift zu Inspruck. S. 232. Damenstift zu Prag. S. 255. 94) S. 313. 95) S. 315. 1775. Erb. u. Stift. d. H. f. d. engl. Fräul. zu Brixen. S. 353. 96) S. 411. 97) Hist. num. de la revol. Franç. Pl. 77. n. 771 et 772. p. 542. 98) Ib. Pl. 84. n. 838. p. 584. Etwas verschieden Ib. n. 839. p. 585. 99) Ib. n. 840. p. 585.

1) J. Appel, Münzen und Med. der teutsch. Kaiser. 2ter Bd. 1ste Abth. Pesth u. W. 1822. S. 353. n. 56.

schiedenen Größen an Personen beiderlei Geschlechts ertheilt. Die große zeigt auf der Vorderseite das Brustbild ihres Stifters, des Kaisers Franz I., mit der Umschrift: Franciscus Austriae imperator. Auf der Rückseite ist ein Tempel mit der Umschrift: Austria ad imperii dignitatem evecta [2]). Die beiden andern Medaillen zeigen auf der Vorderseite auch des Kaisers Brustbild, aber mit der Umschrift: Franciscus Aust. Imp. Hun. Boh. Gal. Lod. Rex. A. A. Auf der hintern Seite ist eine Gerechtigkeitswage, Scepter und Mercurstab, und darüber eine Krone mit der Umschrift: Justitia regnorum fundamentum [3]). Diese Medaillen werden auf der linken Seite an einem rothen Bande getragen. Eine ganz vorzügliche Auszeichnung ist es, wenn die große Medaille an einer goldenen Kette verliehen wird. — Zur Auszeichnung und als Beweis des Dankes für die tapfern Vertheidiger des Vaterlandes, in den merkwürdigen Jahren 1813 und 1814., stiftete Kaiser Franz im J. 1814. ein eigenes Denk- und Ehrenzeichen, welches aus dem Metalle (1813) eroberter französischer Kanonen geprägt wurde. Es hat die Form eines mit Lorbeer umwundenen Kreuzes und wird von allen österreichischen Kriegern, welche an den Feldzügen dieser Jahre Theil nahmen, ohne Unterschied des Ranges, an einem gelb und schwarz eingefaßten seidenen Bande im Knopfloche getragen. Auf der Vorderseite stehen die Worte: Libertate Europae asserta 1813 — 1814. Auf der Rückseite: Grati princeps et patria Franciscus Imp. Aug. [4]). Jedem Besitzer ist es erlaubt, seinen Namen auf den Rand des Kreuzes stechen zu lassen. Anfänglich wurden von diesen Medaillen 100,000 Stück geprägt und zwar 4000 große, 6000 mittlerer Größe und 90,000 kleine. Wahrscheinlich ist diese Zahl noch vergrößert worden. Civilpersonen, welche sich ebenfalls Verdienste um die Beförderung des großen Zweckes des Krieges von 1813 und 1814 erworben haben, tragen ebendieses, in der Form jedoch abweichende, Ehrenzeichen, von Gold oder Silber, nach Maaßgabe des Verdienstes, an einem schwarzen Bande mit gelber Einfassung. Auch bleibt es ein Eigenthum ihrer Erben. Die erste Vertheilung der für das Civil bestimmten Medaille geschah am 26. Mai 1815, und zwar von dem Kaiser Franz in eigner Person [5]). Als im J. 1816 der Kaiser Franz I. den von dem Kaiser Napoleon 1805 gestifteten italienischen Orden der eisernen Krone unter veränderter Form und Einrichtung wiederherstellte oder vielmehr einen neuen österreichischen Orden der eisernen Krone stiftete, erhielten alle diejenigen Militairpersonen, die nicht Officierrang hatten, oder die Unterofficiere und Soldaten der italienischen Armee, aber die Decoration des vormaligen Ordens der eisernen Krone besaßen, statt derselben eine goldene Medaille, welche an einem goldgelben Bande mit dunkelblauer Einfassung getragen wird, und auf der einen Seite ein Schwert, auf der andern die Inschrift: Pro virtute militari hat [6]).

2) Gottsch. 1ste Abth. S. 107. 3) App. n. 55. 4) Perr. Taf. XIII. n. 3. 4. 5) Gottsch. 1ste Abth. S. 103. 6) Perr. S. 31.

Mittleres Teutschland.

Königreich Sachsen [7]). 1669. Kurfürst Joh. Georg II., Orden des blauen Hosenbandes [8]). 1678. Gedächtnißth. auf die Verleihung des englischen Ordens vom blauen Hosenbande [9]). 1680. Sterbeth. mit der Inschr.: Honi soit qui mal y pense [10]). 1693. Joh. Georg IV.; auf die Verleih. eines Ordens und das damalige Büchsenschießen [11]). 1709. Med. der Elephantenorden mit dem Rautenkranze durchflochten [12]). Friedrich August II. 1740. Medaille auf das Ordensschießen [13]). Andere v. J. 1742 [14]), 1746 [15]), 1749 [16]), 1753 [17]), 1755 [18]), 1756 [19]), 1757 [20]), 1763 [21]). Militairmedaille, gestiftet vom Könige Friedrich August im J. 1796 für die Unterofficiere und Soldaten. Sie ist nach Verhältniß des Verdienstes von Gold oder Silber. Eine Seite zeigt des Königs Bildniß und Namen, die andere enthält die Worte: Verdienst um das Vaterland, in einem mit Tropäen umgebenen Lorbeerkranze. Diese Medaille trägt man am Knopfloche an einem blauen, gelb eingefaßten Bande [22]). Civil-Verdienstmedaille: Fridericus Augustus D. G. Rex Saxoniae etc. etc. etc. Kopf des Königs zur Rechten: Hoe. (d. i. Höckner) f. Virtuti et ingenio. Pallas, auf einem Felsenstücke sitzend, mit einem Lorbeerkranze in der linken Hand [23]). Die kleine goldene Medaille: Vorderseite wie auf der eben beschriebenen Medaille. Bene merentibus. Eine geflügelte weibliche Figur, links gewendet sitzend, hält in der Linken die Lanze, mit der Rechten den Lorbeerkranz [24]). Die Medaille ist nicht bestimmt, sichtbar getragen zu werden, indeß können die, welche sie erhalten haben, sie an beliebigem Bande am Knopfloche tragen [25]). Die Civil-Verdienstmedaille wurde mit dem Civil-Verdienstorden im Jahre 1815 gestiftet und mit diesem Orden gewissermaßen verbunden, indem die Besitzer derselben die vierte Classe des Ordens bilden. Auf der Vorderseite ist des Königs Brustbild mit der Umschrift: Friedrich August. König von Sachsen den 7. Juni 1815. Die Rückseite ist ganz wie die Rückseite des Civil-Verdienst-

7) W. E. Tentzel, Sax. num. d. i. die Hist. d. H. Sachsen aus den Medaillen u. M. so auf — Ritter-Orden und Ritter-Spielen gepr. Jena 1700. Fol. Dess. Sächsische Med. auf Ritter-Orden. und Ritter-Spiele, bei Gelegenheit der Langens. Huld. Jena 1700. Fol. vergl. Bernd S. 278. 8) *Tentz.* Sax. n. Lin. Alb. P. III. p. 569. tab. 57. Klippe im Cab. zu Gotha. 1671. Das. und in Nagels Samml. 9) J. C. Horn, der Ritter-Orden S. Georgen und des Gartens, als Joh. Georg der Andere H. zu S. etc. Dresd. 1678. Fol. Gryph. S. 211. *Tentz.* Lin. Alb. P. III. p. 598. tab. 61. n. 1. Hempel, Nachr. v. d. Ritter Georgio. S. 115. Madai 1ster Th. S. 179. n. 543. Zwei Klippen im Cab. zu Gotha. Das. noch eine dritte v. J. 1679. 10) Im Cab. zu Goth. Monn. en arg. p. 315. n. 1. 11) *Tentz.* p. 668. Vollständ. Thalercab. S. 105. n. 340. Madai n. 550. Monn. en arg. p. 314. n. 7. Klippe im Cab. zu Gotha. Andere von 1697 u. 1699. 12) Daßd. Num. hist. Leitf. z. üb. d. sächs. Gesch. Dresd. 1801. S. 155. n. 1169. 1714. Klippe zu Gotha. 13) Daßd. S. 184. n. 1378. 14) n. 1388. 15) n. 1408. 16) n. 1433. 17) n. 1445. 18) n. 1458. 19) n. 1466. 20) n. 1474. 21) n. 1509. 22) Perr. S. 121. 23) Denkmünzen zu dem Werke: Die Regierung Friedrich Augusts, Königs von Sachsen. Taf. 15. Fig. 47. 24) Taf. 16. Fig. 48. 25) Perr. S. 122. Gottsch. 1ste Abth. S. 246.

ordenszeichens, nämlich: ein Eichenkranz umgibt die Worte: Für Verdienst und Treue. Auch wird sie am Bande jenes Ordens, weiß mit grüner Einfassung, im Knopfloche getragen [26].

Weißenfels. Siehe Preußen.

Gotha. Friedrich I. 1679. Danebrogs- und Elephantenorden [27]. Die Genossen des Ordens der teutschen Rechtschaffenheit, den Herzog Friedrich I. 1690 stiftete, führten ein Brustschild, auf dessen einer Seite der erste Buchstabe des fürstl. Namens F., auf der andern aber zwei in einander geschränkte Hände standen, mit der Umschrift: Feliciter et constanter [28]. Friedrich II. 1694. Elephantenorden [29]. 1705. Medaille des Magdalenenstiftes zu Altenburg [30]. 1741. Friedrich III. Ein Thaler im Cabinet zu Gotha mit der Inschrift: Torque donatus 1741. d. 24. Jul. auf den Empfang des englischen Ordens vom blauen Hosenbande [31]. Herzog August, von dem sonst weder Münzen noch Medaillen vorhanden sind, belohnte seine Soldaten, die in den Befreiungskriegen gekämpft hatten, mit einer Medaille, die er in Paris hatte anfertigen lassen. Die Worte: Ich kampfe (so) fuer das Recht, in gothischen Buchstaben, umgeben den herzoglichen Hut [32]. Die Schrift ist so elend, daß es kaum möglich ist, sie zu lesen. Auf dem Rande steht in römischen Lapidarinschriftzügen: Herzogthum Gotha und Altenburg. MDCCCXIV. MDCCCXV. Die hintere Seite enthält eine Rose (oder Rosette), die auf Altenburg hinweisen soll, umgeben von Verschlingungen, die Niemand für Rauten halten wird. Von den Officieren wird diese Medaille vergoldet, von den Soldaten bronzirt, mit theilweise hervorblickender Vergoldung, getragen. Die Medaille ist unförmlich groß und auch wegen der großen grünen Schleife, woran sie hängt, zu auffallend. Der fürstliche Erfinder hätte bedenken sollen, daß auch bei dieser Classe von Kunstwerken etwas Gemeinsames herrscht, wovon man nicht füglich sich entfernen darf. Später hat Herzog August während eines Aufenthaltes in Tonna auch eine Art von Orden gestiftet. Es sind mir keine andern Abzeichen zu Gesicht gekommen, als ein Ring mit griechischer Inschrift, der seiner Farbe nach einem stählernen gleicht, aber aus sehr vielerlei Metallen zusammengesetzt sein soll.

Coburg. Albert III. 1687. ein Ducaten mit der Inschrift: Point de couronne sans peine [33]. Thaler mit derselben Jahrzahl und Umschrift in Bezug auf den Danebrogorden [34]. Auf diesen, sowie auf den Elephantenorden bezieht sich noch eine andere Münze [35]. — Die in Silber gefaßte eiserne Denkmünze, welche „den Freiwilligen Vaterlandsvertheidigern des fünften deutschen Armeekorps von ihrem Kommandirenden General E. H. zu S: 1814.“ — dem Herzog Ernst — verliehen wurde, wird an einem schwarzorange-grün gestreiften Bande im Knopfloche getragen.

Römhild. 1698. Elephantenordenmedaille [36].

Nordwestliches Teutschland.

Trier. 1797. Decorationsmedaille C. W. E. (d. i. Clemens Wenceslaus Elector) unter der kurfürstlichen Krone zwei Lorbeerzweige. Vertheidiger des Vaterlandes [37].

Cöln. 1795. Decorationsmedaille M. F. (d. i. Maximilian Franz) unter der kurfürstlichen Krone in einem Lorbeerkranze: Lindenschmit. Das Vaterland seinem tapfern Vertheidiger. Genius, einen Kranz haltend und über Tropäen fliegend, zur Rechten [38]. Derselbe Revers erscheint auf folgender mainzer Medaille:

Mainz. 1795. Decorationsmedaille Frid. Car. Jos. Erzb. v. Kurf. z. Mainz. F. B. Z. W. Brustbild desselben zur Rechten. J. Lindenschmit. Das Vaterland einem tapfern Vertheidiger. Darstellung wie auf der Cölner Medaille [39].

Königreich Hannover [40]. Verdienstmedaille, für Unterofficiere und Soldaten bestimmt, wurde zu gleicher Zeit mit dem Guelfenorden gestiftet, um die Tapferkeit auf dem Felde der Ehren zu belohnen. Sie zeigt das Brustbild des Prinz-Regenten und wird im Knopfloche am Bande des Guelfenordens getragen [41]. Dem Inhaber verschafft sie eine außerordentliche Gehaltserhöhung von zwei Thalern monatlich. Eine silberne Medaille zeigt vorn die Umschrift: Georg Prinz Regent 1815. und den mit Lorbeer bekränzten Kopf desselben zur Rechten; hinter zwischen zwei Lorbeerzweigen und unter Fahnen Waterloo Jun. XVIII. und ringsum Hannoverscher Tapferkeit. In dem äußerlichen Rande steht der Name des Empfängers vertieft [42].

26) Gottsch. S. 245. Perr. S. 121. Kleine goldene Med. zu sechs Duc. Fridericus Augustus. Kopf des Königs zur Rechten. Unten im Kreise: Artium tutela. Krüg. (d. i. Krüger d. ä.) f. Ein voller Eichenkranz, in demselben zwischen einer Biene und einer Ameise die Worte: Industriae sagaci. (Denkmünze zu dem Werke u. s. f. Taf. 16. Fig. 50.) Die große Prämienmedaille mit der Inschr. Artium tutela. Das. Taf. 17. Fig. 51. Große Medaille Friedrich August Koenig von Sachsen etc. etc. etc. Brustbild des Königs zur Rechten. Hoeckner f. Zur Belohnung des Fleisses. Das. Taf. 18. n. 53. Kleine goldene Medaille zu acht Ducaten. n. 54. Nach Gottsch. S. 246 ist die Verdienstmedaille im Jahre 1816 gestiftet worden, und wird in Gold und Silber vergeben. 27) Silberne Med. $1\frac{1}{2}$ Loth schwer. *Tentz.* Lin. Ern. tab. 66. n. 2. p. 774. Der Herzog erhielt den Orden im J. 1678. *Tenzelii* Suppl. rel. hist. Goth. Jenae 1716. 4. p. 952. *B. Zechii*, Evolutio insignium Frid. Duc. Sax. Fr. et L. fol. p. 12. 28) Gryph. S. 258. Perr. S. 170. 29) Silberne Med. $\frac{1}{2}$ Loth schwer. *Tentz.* tab. 74. n. 5. p. 813. Dasd. S. 314. n. 2399. 30) Goldene Med. $9\frac{2}{3}$ Duc. schwer. *Tentz.* tab. 79. n. 7. p. 866. Reichel, Vers. einer Gesch. des Magdalenen-Stiftes. tab. II. n. 1. S. 127. Dasd. n. 2426. 31) Madai 2ter Th. n. 4012. 32) Es gibt eigentlich, wie aus den Exemplar. des Cab. zu Gotha hervorgeht, zwei Varietäten. Auf der ersten ist die Form des herzogl. Hutes ganz verfehlt. Auf der andern ist dieser Fehler verbessert.

33) Im Cab. zu Gotha. 34) *Tentz.* Lin. Ern. tab. 86. n. 4. p. 927. Monn. en arg. p. 823. n. 3. 35) *Tentz.* tab. 85. n. 3. p. 918. Monn. en arg. n. 2. 36) Zu Gotha in Silber $1\frac{1}{2}$ Loth schwer. *Tentz.* tab. 90. n. 8. p. 967. 37) Von Gold. J. J. Bohl, Die Trierischen Münzen. Coblenz 1815. Taf. X. 42. Hist. num. de la revol. Franç. Pl. 84. n. 841. p. 586. Ähnliche Darst. aber weit größer, von Silber. Ib. n. 842. 38) Ib. Pl. 70. n. 703. p. 486. 39) Ib. n. 702. p. 485. 40) Liter.: Bernd S. 279. 41) Perr. S. 70. 42) Auf dem vorliegenden Exemplare Soldat Friedrich Dornheim Grenadier Bat. Bremen.

Mecklenburg. 1703. Friedrich Wilhelm, Herzog zu Mecklenburg-Schwerin, erhält den Elephantenorden. Medaille[43]).

Nordöstliches Teutschland. Preußen.

Provinz Sachsen. Weißenfels. Johann Georg 1698., Elephantenorden[44]). 1700. Danebr.- und Elephantenorden[45]). 1704. Derselbe Herzog stiftet den Orden Société de la noble Passion[46]). 1708. Elephantenorden, viereckige silberne Medaille[47]). Ovale Medaille vom Jahre 1711. auf den St. Hubertusorden, welchen Herzog Johann Georg vom Kurfürsten Johann Wilhelm erhielt[48]). 1714. Christian. Elephantenordenmedaille[49]). 1716. Medaille von Krieger auf die Erneuerung des von des Herzogs Bruder gestifteten Ordens De la noble Passion. Avers, Brustbild. Revers, der Ordensstern, in dessen vier großen Winkeln die gekrönte Chiffer I. G. und C., in dem obersten kleinen Winkel der Herzogshut mit einem Bande; am Rande läuft die Ordensdevise herum: J'aime l'honneur qui vient par la vertu. Am untern Rande: Société de la noble Passion; zur Rechten: Instituée par I. G. D. de S. Q. 1704; zur Linken: Continuée par C. D. de S. Q. 1716[50]).

Provinz Brandenburg[51]). 1696. Friedrich III. Blauer Hosenbandorden[52]). 1700. Medaille auf die Einweihung des schwarzen Adlerordens[53]). 1705[54]). 1706. Sophia Dorothea, Kronprinzessin von Preußen, stiftet einen Orden für zwölf Frauenzimmer von hohem Stande. Medaille[55]). 1707. Ordensth.[56]). 1711[57]). Das Militairehrenzeichen wurde am 30. Sept. 1806 und das allgemeine Ehrenzeichen am 18. Jan. 1810 eingeführt. Beide haben zwei Classen und bestanden ursprünglich aus einer Medaille, welche auf der Vorderseite den Namenszug des Stifters F. W. R. III. mit einer Königskrone, und auf der Umseite in einem Lorbeerkranz die Worte: Verdienst um den Staat zeigte. Die erste Classe erhielt sie von Gold, die zweite Classe, etwas kleiner, von Silber. Das Militair trug die erstere an einem schwarzen weißgeränderten Bande, das Civil die zweite an dem Bande des rothen Adlerordens im Knopfloche. So wurden sie bis zum 18. Jan. 1830 vergeben; da aber wurde für die ersten Classen beider Ehrenzeichen die goldene Medaille in ein silbernes Kreuz von der Form des rothen Adlerordens dritter Classe, nur etwas kleiner, verwandelt, in dessen rundem Mittelschilde auf der Vorderseite die Worte Verdienst um den Staat, und auf der hintern Seite der Namenszug des Königs mit der Krone befindlich ist. Alles Übrige blieb wie zuvor[58]). Die Militairverdienstmedaille, welche vom König Friedrich Wilhelm II. 1793 gestiftet wurde und dasselbe Gepräge, wie das Ehrenzeichen zweiter Classe, bis auf den andern Namenszug F. W. R. II. und die hinzugefügte Jahreszahl 1793 hat, wird an einem ganz schwarzen Bande getragen, jetzt aber nicht mehr vergeben[59]). Die Denkmünze, welche der ganzen preußischen Armee und allen, die in den Befreiungskriegen von 1813—1815 mitfochten, im Jahre 1814 verliehen wurde, wird ohne Unterschied des Ranges, an einem orangefarbenen Bande mit schwarzer und weißer Einfassung im Knopfloche getragen und zeigt auf der einen Seite einen Lorbeerkranz, von dem vier Strahlenbündel ausgehen und dadurch die Form eines Kreuzes bilden. In der Mitte des Kranzes steht, je nachdem der Besitzer Theil nahm, die Jahreszahl 1813, 1814 oder 1815. Auf der andern Seite liest man die Worte: Preussens tapfern Kriegern; darüber ist der Namenszug des Königs mit der Krone, und die Worte: Gott war mit uns, Ihm sei die Ehre stehen ringsum am Rande. Auf dem Rande steht: Aus erobertem Geschütz, woraus alle diese Medaillen geprägt worden sind[60]). Diejenigen, welche, ohne zum fechtenden Stande zu gehören, den Armeen in beiden Befreiungskriegen mit Pflichterfüllung folgten und die Gefahren und Anstrengungen der Krieger theilten, haben eine ovalrunde Medaille aus Gußeisen erhalten, welche auf der einen Seite den Namenszug des Königs zeigt, unter welchem die Worte stehen: Für Pflichttreue im Kriege, und von derselben Legende jener Medaillen: Gott war mit uns, Ihm sei die Ehre, umgeben ist. Auf der andern Seite ist ein Kreuz, mit breiten Flügeln, zwischen denen Strahlen hervorschießen, und im runden Mittelschilde steht die Jahreszahl 1814 oder 1815. Das Band, an welchem sie getragen wird, ist in der Mitte weiß, und hat auf beiden Seiten schmale schwarze und dann Orangestreifen[61]).

Teutscher Orden oder Kreuzherrenorden[62]). Unbestimmte Münzen: Mader, dritter Beitrag zur Münzkunde des Mittelalters. Seite 127, 135, 136. Appel Rep. 1ster Band S. 184. n. 1—5. — Wunricus von

43) Zu Gotha in Silber. Thes. num. mod. h. s. p. 254. 44) Zwei goldene M. zu Gotha, jede 1 Duc. schwer. 45) Viereckige silberne Med. $1\frac{3}{8}$ Loth schwer, ebendas. *Tentz.* Lin. Alb. P. IV. tab. 88. n. 5. p. 602. 46) Zwei Med. *Tentz.* P. IV. p. 617. tab. 90. n. 3 et 4. Thes n. mod. h. s. p. 445. Die goldene, 2 Duc. schwere, hat die Inschrift: J'aime l'honneur qui vient par la vertu. Die silberne ist $\frac{1}{2}$ Loth schwer. Beide im Cab. zu Gotha. 47) In ders. S. $1\frac{1}{4}$ Loth schwere; ebendas. eine andere $2\frac{1}{2}$ Loth schwere, zugleich auf das Schießen. 48) In ders. S. Numoph. Molan. *Boehmer.* P. IV. p. 583. n. 61. Exter, Vers. einer Samml. von pfälz. M. S. 356. Daßdorf S. 234. n. 1724. 49) Daßd. n. 1735. 50) S. 238. n. 1742. 51) Liter.: Bernd S. 276. 52) Ducaten. von Arnim, von Ducaten des Brandenb. und Preuß. Hauses. Berlin 1786. 8. S. 90. n. 228. 1697. Das. n. 230. 1698. Das. n. 232. Monn. en or. p. 149. n. 6. 1699 v. Arnim n. 233—235. 1700. Monn. en or. n. 7. 53) Silberne Med. $7\frac{5}{16}$ Loth schwere, von C. Wermuth verf., im Cab. zu Gotha. Thes. num. mod. h. s. p. 243. Chr. H. Güttheru Leben und Thaten Friedrichs des Ersten. Breslau 1750. 4. S. 204. n. 66. 1704. Thaler mit Suum cuique. J. J. Spies, der Brandenb. hist. M. Bel. 3ter Th. Ansp. 1770. S. 321. 54) Im Cab. zu Gotha. Thes. n. m. h. s. p. 455. Monn. en arg. p. 169. n. 5. Vollst. Thalercab. n. 224. Güttheru S. 222. Madai 1ster Th. n. 332. Andere v. J. 1704, 6, 7, 8, 10, 11, u. 12. (Monn. en arg. n. 7.) 55) Thes. n. m. h. s. p. 614. 56) Zu Gotha. 57) Köhler M.-Bel. 15ter Th. S. 177.

58) Gottsch. 1ste Abth. S. 170. Perr. Taf. XXIX. n. 2. S. 103. 59) Gottsch. S. 171. 60) Perr. Taf. XXVIII. n. 9 u. 10. 61) n. 3 u. 4. 62) Liter.: Bernd S. 275 u. 402.

Kniprode 1352—1382[63]). Konrad von Jungingen[64]). 1410 fg.[65]). Heinrich Reuß von Plauen[66]). Michael von Sternberg[67]). Paul Belenger von Rußdorf, Ludwig von Erlichshausen, Martin Truchses von Wenzenhausen, Johannes von Tieffen[68]) Friedrich, Herzog von Sachsen[69]) Albert 1520[70]), 1521[71]), 1523[72]), 1525[73]). Walther von Cron 1535[74]). Heinrich von Bobenhausen[75]). 1581. Statt Mergentheim[76]) 1590. Doppelth. im Cabinet zu Gotha[77]): Maximilian von Österreich, Goltstück $10\frac{1}{16}$ Duc. und ein anderes $\frac{11}{16}$ Duc. schwer in derselben Sammlung. 1594[78]), 1597[79]), 1603[80]), 1609[81]), 1611[82]), 1612[83]), 1613[84]), 1614[85]), 1615[86]), 1616[87]), 1617[88]), 1618[89]). Karl[90]), 1621[91]), 1622[92]), 1623[93]). Johann Eustachius von Westernach 1625[94]), 1626[95]). Johann Casp. von Stadion[96]). 1641. (Sterbeth.)[97]). Johann Casp. von Ambringen[98]), 1664[99]), 1665[1]), 1666[2]), 1667[3]), 1669 und 1670[4]), 1673[5]), 1680[6]), 1684[7]). 1687. Ludwig Anton, Pfalzgraf[8]), 1688[9]), 1693[10]). Franz Ludwig 1696[11]), 1699[12]), 1701[13]), 1704[14]), 1714[15]). Clemens August 1750[16]), 1754[17]), 1761[18]). Karl Alexander, Herzog von Lothringen 1776[19]), 1780[20]). Maximilian, Erzherzog von Österreich[21]) 1801, Sterbemünze[22]).

Persien und Ostindien. Siehe oben nach der Türkei.

Anhang. Insofern man den Freimaurerverein zuweilen einen Orden zu nennen pflegt, könnten auch die Medaillen desselben an dieser Stelle gesucht werden. Ich begnüge mich, drei nambaft zu machen: 1) vom Jahre 1733, auf den englischen Verein[23]); 2) auf den hamburgischen Verein[24]); endlich die ein Duc. schwere Medaille der berliner Loge, wovon nur vierzig Exemplare geprägt sein sollen, deren eines im Cabinet zu Gotha ist: Favete linguis. Der an einer Säule stehende Hercules legt den Finger auf den Mund und gießt aus einem Füllhorn allerlei Handwerksgeräthe aus. Unten Aequitas, concordia et virtus. Aequa lege sortitur insignes et imos. Eine aus Wolken hervorragende Hand hält über einem Haufen unbearbeiteter Steine eine Bleiwage[25]). (*G. Rathgeber.*)

Ordensmeister, s. Orden und Ordensgeneral.

Ordensmünzen, s. Ordensmedaillen.

Ordensoberer, s. Ordensgeneral.

Ordenspersonen, s. Orden.

Ordensprovincial, s. Ordensgeneral.

ORDENSRATH, Ordensconseil, Ordenscollegium, Ordenscapitel, Ordenscommission. Der Vorsitzende ist der Großmeister. Es folgen Kanzler oder bei großen Orden Großkanzler, Schatzmeister, Secretair, Ceremonienmeister, zuweilen auch noch Herolde und Geschichtschreiber; endlich die Mitglieder, die sonst zu stimmen hatten. Durch Stimmenmehrheit wurden in feierlichen Versammlungen alle Hauptsachen abgethan, z. B. die Wahl eines Großmeisters, Annahme neuer Ritter rc. Jetzt ernennt der Großmeister seine Ritter. Der Kanzler

---

63) Köhl. M.-Bel. 8ter Th. S. 377. App. S. 185. Die M. Konrad III. in Köhl. Ducatencab. n. 1549 gehört in eine spätere Zeit. 64) App. 65) Köhl. Ducatencab. n. 1550. 1551. Köhl. M.-Bel. 22ster Th. S. 169. 66) Solidus. App. 67) S. 186. 68) App. 69) Scoter bei App. 70) Madai 3te Forts. S. 169. n. 6459. App. 71) Köhl. Ducatencab. n. 1552 fg. Supplém. au catal. des monn. en or. à Vienne 1769. p. 23. 72) Heräus Taf. no. n. A. a. 73) App. 74) Köhl. M.-Bel. 8ter Th. Titelkupfer und S. 25. und 422. Vollst. Thalercab. n. 586. Monn. en arg. p. 88. n. 1. (Vienne 1756. p. 57. n. 3.) Einseit. Pfennige. App. S. 189. Einseit. Heller in Göz, Beitr. zum Groschencab. 1ster Th. Dresd. 1811. S. 96. n. 63. 75) Vollst. Thalercab. n. 587. (Med. Heräus Taf. X. n. 4.) Thaler dess. zu Gotha v. J. 1575. vergl. Heroldt Nebenstunden S. 237. Monn. en arg. p. 88. n. 2. 76) Madai 3te Forts. n. 6467. 77) Einseit. Heller. Göz n. 64. 78) App. S. 190. 79) Köhl. Ducatencab. n. 1555. Köhl. M.-Bel. 19ter Th. S. 84. n. 90. 80) Thaler zu Gotha. Monn. en arg. n. 3. (Vienne 1756. p. 54. n. 4. 5.) 81) Dreier. Göz n. 65. Ortsthaler. n. 66. 82) Monn. en arg. p. 88. n. 4. Madai 3te Forts. n. 6460. 83) Weisen 1ster Th. S. 835. n. 884. Madai S. 190. Heräus Taf. 10. n. 5. 84) Zu Gotha. Vollst. Thalercab. n. 588. Madai 3te Forts. n. 6461. Monn. en arg. p. 89. n. 1. 85) Monn. en or. p. 53. n. 6. Dreifacher Thaler zu Gotha. Lochner 1742. S. 129. Monn. en arg. p. 88. n. 5. Madai 3te Forts. n. 6462. *Hergott* T. II. P. II. tab. 18. n. 9. p. 142. Weisen S. 886. Monn. en arg. n. 6. 86) Thaler zu Gotha. 87) Monn. en or n. 7. Madai 3te Forts. n. 6463. 88) Thaler zu Gotha. Madai n. 6464. 89) Thaler zu Gotha. Madai 2te Forts. S. 74. n. 5737. Cuno Thal. Betr. 2ter Th. S. 77. 90) Num. Mol. -*Boehm.* P. III. p. 850. n. 21. Köhl. Ducatencab. n. 1556. Monn. en or. n. 10 et 11. Doppelduc. Köhler n. 1557. 91) App. S. 191. 92) Reinh. 2ter Bd. S. 82. n. 2997. Kippermünze. App. Kupferkreuzer. Göz n. 68. 93) Thaler zu Gotha. Vollst. Thalercab. n. 590. Monn. en arg. p. 89. n. 3. 94) Monn. en or. p. 54. n. 1. Thaler zu Gotha. Köhl. M.-Bel. 2ter Th. S. 377. Vollst. Thalercab. n. 591. Monn. en arg. n. 4. Heräus Taf. 10. n. 7. 95) Ducat. zu Gotha. Monn. en or. n. 2. Auserles. und höchst ansehnliches Ducatencab. S. 128. n. 848. Kupferheller. Göz n. 69. 96) Köhl. Ducatencab. n. 1558. Kupferheller. Göz n. 70. 97) Zu Gotha. Monn. en arg. n. 5. 98) Ohne Jahrz. Monn. en or. n. 3. Heräus Taf. 10. n. 8. 99) Ders. n. 12.

1) Monn. en or. n. 4. 2) Duc. zu Gotha. Auserles. Ducatencab. n. 849. Monn. en or. n. 5. 6. *Gud.* n. 769. Vollst. Thalercab. n. 592. Monn. en arg. n. 6. App. S. 192. 3) App. 4) Das. Groschen. Göz n. 71 u. 72. 5) Thaler zu Gotha. *Dewerd.* Sil. n. p. 632. Vollst. Thalercab. n. 593. Monn. en arg. n. 7. Auserles. Ducatencab. n. 850. Monn. en or. n. 7. 8.

6) Monn. en arg. p. 90. n. 1. Weisen n. 886. App. S. 192. n. 5. Körtling. Göz S. 97. n. 74. Groschen. n. 75. 7) App. n. 6. 8) Göz n. 76. 9) Körtling. Göz n. 77. 10) Heräus Taf. 10. n. 13. 11) Monn. en or. n. 9. 12) Köhl. Ducatencab. n. 1559. Heräus n. 14. Körtling. Göz n. 78. 13) Num. *Burckh.* P. II. p. 250. n. 663. Köhl. n. 1560. 14) Weisen n. 887. 15) Monn. en arg. n. 2. 16) n. 3. Weis. n. 888. 17) App. S. 195. Sechstel. Göz n. 79. 18) v. Hagen, Conventionsmünzcab. Nürnberg 1771. S. 105. Madai 3te Forts. n. 6465. App. 19) App. S. 195. Zwanzigkreuzerst. Göz n. 80. 20) App. S. 197. 21) App. Göz n. 81. 22) App. Conradt Knipping Comen. T. O. Heräus Taf. 10. n. 15. Wolf. Muntzer von Babenberg Ritter (n. 16.). Wilhelm von Rogendorf, Ritter von Calavatra, geb. 1494. gest. 1541. (n. 17.) 23) Köhl. M.-Bel. 8ter Th. S. 129. 24) 15ter Th. S. 417. n. 1. 25) n. 2. — Das bedeutendste maurerische Münzcabinet in Teutschland besitzt nach Lenning (Enc. II. S. 404.) die Loge Minerva zu den 3 Palmen in Leipzig, und in Frankreich die schott. Mutterloge.

hat die Capitel zusammen zu berufen, die Geschäfte zu lenken und die Siegel zu bewahren. Der Secretair liefert die Protokolle, die Diplome, und hat das Archiv unter sich. Die Verpflichtungen der Übrigen verstehen sich von selbst. Die Ritter, die sämmtlich Adelsrang haben, sitzen der Reihe nach, wie sie aufgenommen worden sind. (*G. W. Fink.*)

ORDENSREGELN theilen sich in geistliche und weltliche. Mönchsorden hatten allerlei Enthaltungen, z. B. vom Ehestande, von guter Leibespflege, an deren Stelle vielfache Fasten, Wachen und Pönitenzen traten; Enthaltung von weltlicher Ehre, vom Gebrauche eigener Willensfreiheit u. dgl. zu ihrem Hauptgesetz gemacht, wo hinein sie eine hohe Ehre vor Gott und selbst die eigentliche Wiedergeburt des menschlichen sündhaften Wesens setzten. Daraus gingen also jene bekannten drei Hauptgelübde hervor: Klostergehorsam, Klosterkeuschheit und Klosterarmuth. Das erste und letzte dieser Gelübde bezog sich aber nicht auf den ganzen Orden, sondern auf die einzelnen Mitglieder desselben. Jeder hatte den Vorschriften des Ordens strengen Gehorsam und jeder Untergebene völlige Unterwürfigkeit gegen seine Vorgesetzten zu leisten; andern Gesetzen wollte der Orden auf keine Weise Folge leisten. Jeder Einzelne sollte ohne freien Besitz sein; der Orden selbst durfte Reichthümer besitzen, ja darnach streben. Auf die genaueste Befolgung der Regeln mußte sich jeder lebenslänglich verpflichten, was früher nicht der Fall gewesen war. Auch in manchen andern Stücken änderten sich die Mönchseinrichtungen bedeutend. So war es noch zu den Zeiten des Hieronymus Regel: Monachi est plorare, non docere; allein nur zu bald rissen sie Kirchen- und Schulämter an sich, ja selbst in weltliche Angelegenheiten brachten sie den Eifer ihres Mönchthums. Einige Orden pflegten die Wissenschaften, andere verachteten sie. Die Armuth der Einzelnen und selbst das Betteln machte viele Orden übermäßig reich, was sie mit ihren Armuthsgesetzen in glückliche Übereinstimmung zu bringen wußten. Auf die Art der Regel einer Ordensgesellschaft kommt also sehr viel zu rechter Einsicht in das Wesen derselben an; bei der Beschreibung eines Ordens muß daher genaue Rücksicht darauf genommen werden, um so mehr, je verschiedener sie sind. Da die beliebte Kreuzigung des Fleisches und die übrigen Grundgesetze so höchst verschiedener Abstufungen fähig sind, so mußte die strengere oder freiere Gesinnung, die Sucht nach Neuerungen, und die Lust, sich einen Namen zu machen, die bestehenden Stiftungen eines ganzen Ordensgeschlechts bald in mancherlei Familien zertheilen, die neben der Grundregel des Hauptstifters noch ihre eigenen Nebenregeln sich feststelleten; daher die strenge und laxe Observanz rc.

Schon der Evangelist Marcus soll eine Mönchsregel gegeben haben, nicht minder Antonius, Pachomius, Augustinus, Hieronymus rc. Cassians Vorschriften, ob sie gleich nicht für frei von Irrthümern angesehen wurden, fanden doch auch im Abendlande ihre Freunde. Die Regel des heil. Basilius, Erzbischofs von Cäsarea, für die morgenländischen Mönche, wurde so hoch gehalten, daß man von ihm rühmt, er habe die orientalischen Mönchsgesellschaften vollkommen gemacht, vor Allem dadurch, daß er seine Untergebenen durch feierliche Gelübde zur Haltung der Regel verpflichtete, weshalb er dann auch der Patriarch der Mönche des Morgenlandes genannt wird. Selbst im Abendlande wurden seine Regeln geschätzt und verbreitet. Dennoch bleibt Benedict von Nursia der erste, der das Werk der Ordensregeln mit Umsicht und kluger Kraft ausnehmend feststellte und einflußreicher machte. Seitdem werden diese Regeln immer mannigfaltiger und beachtenswerther.

Die Regeln der Ritterorden wurden sonst weit genauer gehalten und hatten einen weit aussehendern Einfluß auf die politischen Verhältnisse, als jetzt. In unsern Zeiten haben sie diesen verloren. Die Statuten der jetzigen Ritterverbindungen betreffen fast nur noch Äußerliches; sie sind nur Ehrensache bürgerlicher Auszeichnung geworden. Auch hier muß unter dem Namen jedes Ordens das Vorzüglichste erwähnt werden. (*G. W. Fink.*)

Ordensthaler, s. Ordensmedaillen.

ORDENSTRACHT. Alle Kloster- und Ritterorden haben ihre eigenthümliche Tracht, durch welche sie sich von andern unterscheiden, sowie die einzelnen Abtheilungen der Orden gleichfalls durch äußere Kleiderordnung sich kenntlich machen. Auf diese Tracht wurde oft so viel gehalten, daß sie nicht selten der Gegenstand heftiger Streitigkeiten geworden ist.

Die Kleidung der Mönche sollte arm sein, weshalb ihnen denn auch gewöhnlich die Bekleidungsart der Armen vorgeschrieben wurde. Dazu fanden sich freilich bald manche sonderbare Abweichungen der Auszeichnung wegen. Ein Haupttheil ist die Gugel (cucullus, coule), eine Art Kappe, zu welcher das Scapulier gehört, dessen Berühmtheit, z. B. unter den Carmelitern, so hoch stieg. Die Farbe ihrer Kleidung sollte Trauer andeuten, weshalb sie in Kleinasien und Griechenland schwarz, in Ägypten weiß gingen. Andere wählten die graue, die braune, oder eine tannenartige Farbe rc. Das Gewand fiel gewöhnlich in weiten Faltenwürfen bis zu dem Boden herab. Dieser Mönchsmantel ist das zweite Hauptstück. Er wurde von einem Gürtel oder einem Strick zusammengehalten. Auch das Cilicium oder das härene Hemd ist merkwürdig. Die Nonnen tragen meist Schleier, Vortuch über die Brust und weißes Gewand von sehr verschiedener Art; manche haben auch ein Stirnband. Der Vorzug, den manche Orden in möchlichst schlechter Kleidung suchten, änderte sich in andern so um, daß Verbote wegen glänzender Kleidung erfolgen mußten. Die Ritterorden, sowol die geistlichen als die weltlichen, haben ebenfalls ihr eigenes Ordensgewand. Das Ceremonienkleid der vornehmsten weltlichen Ritterorden ist besonders prachtvoll; Militairorden haben kein besonderes Ordenskleid.

In geistlichen und weltlichen Orden sind die Grade und Classen auch an der Kleidung erkennbar. Das Ausgezeichnete jedes Ordens ist unter dem Namen nachzusehen. Es fehlt gar nicht an Kupferwerken mit ausführlichen Beschreibungen aller Orden, deren sich die Lieb-

haber zu bedienen haben; von den Mönchs- und Nonnenorden bringt Helyot gute Zeichnungen. Die geistlichen Ritterorden, weniger vollständig beschrieben, mangeln auch nicht. Von den weltlichen Ritterorden lieferte neuerdings Fr. Gottschalck in seinem Almanach (3 Bände bis jetzt) illuminirte Kupfer. (*G. W. Fink.*)

Ordessus oder Ordesus, s. Odessus 3te Sect. I. S. 357.

ORDINAIRE (Claude Nicolas). Dieser durch seine Untersuchungen über die Vulkane bekannte Naturforscher wurde im Jahre 1736 zu Sabis geboren. Nach Beendigung seiner Studien wurde er in die Congregation des Oratoriums aufgenommen und lehrte an verschiedenen Schulen die Humanitätswissenschaften. Da seine Gesundheit ihn nöthigte, die Stellung als Lehrer aufzugeben, so erhielt er ein Canonicat im Capitel zu Riom und in dieser Muße beschäftigte er sich sehr eifrig mit den Wissenschaften. Botanik und das Studium der vulkanischen Gebirge in der Auvergne zogen ihn besonders an. Da er 1793 besonders den Eid nicht schwören wollte, so wurde er deportirt; er durchstreifte die Schweiz und Teutschland, ging dann nach England, wo ihn W. Hamilton sehr wohlwollend aufnahm. Im Jahre 1802 kehrte er nach Frankreich zurück und wurde bald darauf zum Stadtbibliothekar in Clermont ernannt. Er starb den 15. August 1809. Sein bedeutendstes Werk ist die Histoire naturelle des volcans, comprenant les volcans sousmarins, ceux de boue et autres phénomènes analogues. Paris 1802. 8., welches schon ein Jahr früher in England erschienen war. Dieses Werk, welches zu einer Zeit erschien, wo die meisten Geologen die Vulkane als sehr untergeordnete locale Phänomene ansahen, zeigt von dem aufmerksamen Beobachtungsgeiste und dem Scharfsinne des Verfassers, und wenn auch viele seiner Behauptungen in der Folge als unrichtig erkannt sind, so hat er hier nur das Schicksal fast aller Gelehrten gehabt, welche sich mit einem wenig bearbeiteten Gegenstande beschäftigt haben. In diesem Werke gibt er eine Zusammenstellung aller vorhandenen Vulkane, die freilich durch die späteren Arbeiten der Herren von Buch und von Hoff überflüssig gemacht ist. (*L. F. Kämtz.*)

ORDINAIRSCHRITT (Kriegswissenschaft), der gemessene Takt des Parademarsches bei einigen Kriegsheeren (bei dem preußischen abgeschafft) zu 75 oder 90 Schritt in der Minute. (*Benicken.*)

Ordinalzahlen, s. Zahlen.

Ordinariat, bischöfliches, s. Ordinarius. Man versteht jetzt darunter auch die im Namen des Bischofs die geistliche Jurisdiction ausübende Behörde. (*M.*)

ORDINARIUS (l'ordinaire, Ordinary), heißt jeder Bischof, weil er vermöge seines Amtes in dem Umfange seiner ganzen Diöcese die Jurisdiction (Jurisdictio ordinaria) hat. Lib. Sext. Decretal. I. Tit. 16. c. 7. cum episcopus in sua tota dioecesi jurisdictionem ordinariam noscatur habere, dubium non exstitit, quia in quolibet loco ipsius dioecesis, non exemte, per se vel per alium possit, pro tribunali sedere, causas ad ecclesiasticum forum spectantes audire, personas ecclesiasticas capere ac carceri deputare, nec non et cetera, quae ad ipsius spectant officium, libere exercere. Da nach dem Systeme Pseudo-Isidor's der päpstliche Supremat eine plenitudo potestatis ist, der alle Gläubigen unterthan sein sollen, so wäre demnach der römische Papst nicht nur der Ordinarius κατ' ἐξοχήν, sondern der einzig wahre Ordinarius. Indessen auch nach den römischen Principien gelten die Bischöfe als Ordinarien. Sie üben als Gehülfen des Papstes (in partem sollicitudinis vocati) die Rechte der kirchlichen Gewalt innerhalb ihres Sprengels. Ihre potestas ist aber nur eine aus der päpstlichen Plenargewalt abgeleitete und limitirte *).

Im Mittelalter bezeichnete man mit dem Namen Ordinarius auch eine besondere Dignität in dem Collegium der Canonici regulares. S. Du Cange unt. d. W. Beiläufig mag bemerkt werden, daß Nic. Ludwig, Graf von Zinzendorf, der bekannte Stifter der Brüderunität, sich den Ordinarius der Gemeinde nannte und so genannt wurde; so z. B. von A. Bengel in dessen Bedenken.

Ordinarium heißt zuweilen auch das den Ordo ecclesiasticus enthaltende liturgische Buch. S. den Art. Ordo Romanus. (*Rheinwald.*)

ORDINARIUS (der Juristenfacultäten) [1]). Mit diesem Namen, welcher schon in der ältesten Zeit, namentlich bereits auf der Rechtsschule zu Bologna [2]), den wirklichen Mitgliedern der einzelnen Facultäten beigelegt wird, pflegt man jetzt insbesondere denjenigen Professor zu bezeichnen, welcher in den Spruchcollegien, die in Teutschland die Juristenfacultäten bilden, das Recht des Vorsitzes hat, und alle die richterliche Thätigkeit derselben betreffenden Angelegenheiten leitet.

---

*) K. F. Eichhorn, Kirch. Rechte der kath. und evangel. Rel. Part. 1ster Bd. S. 547.

1) Als Quelle sind die Universitäts- und Facultäts-Statuten zu betrachten, welche letztere jedoch größtentheils ungedruckt und nur in einzelnen von verschiedenen Schriftstellern beiläufig mitgetheilten Excerpten bekannt sind. Durch Vollständigkeit ausgezeichnet, haben die bei von Dreyhaupt (Pagus Neletici et Nudzici oder ausführl. diplom. histor. Beschreibung des ... Saalkreises. Halle 1755. 2ter Th. S. 95 fg.) abgedruckten Statuten der Juristenfacultät zu Halle auch aus dem Grunde eine besondere Wichtigkeit, weil sie sich, was die Rechte des Ordinariats betreffen, den Einrichtungen der Universität Leipzig anschließen, und selbst wieder bei Organisation der Universität Göttingen zum Vorbilde dienten. Die Literatur über das Ordinariat ist sehr dürftig: *Joh. Wolfg. Trier*, de officio ordinarii in academiis. Frkf. 1773. 4. ist dem Verf. d. Art. nur dem Namen nach bekannt; Joh. Geo. Estor's Einladungsschrift zu seinen Wintervorlesungen, nebst einer Nachricht von der ehemaligen Einrichtung der Juristenfacultäten, dem Ursprunge und Amte eines Ordinarii. Marb. 1741. 4. (abgedruckt in Siebenkees Jurist. Magazin. 2ter Th. S. 3 fg.) enthält nur einzelne Notizen, besonders über Jena und Marburg; eine in jeder Hinsicht treffliche, leider aber auf die Einrichtungen von Leipzig beschränkte Arbeit ist das beim Doctorjubiläum des 1828 verstorbenen Joh. Gottl. Biener von Chr. Ern. Weiße im Namen der Facultät verfaßte Gratulationsprogramm: de amplissimo ordinarii facultatis juridicae Lipsiensis munere. Leipzig 1827. 4.

2) Vergl. v. Savigny's Gesch. des röm. Rechts im Mittelalter. 3ter Th. S. 215.

Auf den italienischen und französischen Universitäten älterer wie neuerer Zeit findet sich von diesem Amte keine Spur [3]). Zwar haben auch dort die juristischen Collegien zu allen Zeiten, und schon im Mittelalter, über vorgelegte Rechtsfragen Gutachten für die Parteien ausgestellt; bei den bedeutenden Kosten dieser collegialischen Responsen zogen jedoch, wie sich aus der großen Zahl von Consiliis und Responsis ergibt, die wir von den meisten Rechtslehrern des 14. und der folgenden Jahrhunderte besitzen [4]), die streitenden Theile es meist vor, sich von einem einzelnen Juristen, welcher ihr Zutrauen und allgemeines Ansehen besaß, ein Gutachten zu erbitten; auch waren die weltlichen Gerichte so wenig als die geistlichen an den Inhalt solcher von einer ganzen Facultät ertheilten Responsen gebunden, und ein denselben conformes Urtheil zu fällen verpflichtet, und noch weniger besaßen die juristischen Collegien damals eine wirkliche Gerichtsbarkeit, kraft deren sie in allen von den Parteien oder von Gerichtswegen ihnen zur Entscheidung überwiesenen Rechtsstreitigkeiten in eigenem Namen oder in dem des eigentlich competenten Richters zu erkennen befugt gewesen wären. Die Ertheilung jener Gutachten wurde daher auch damals wie alle übrigen Facultätsangelegenheiten behandelt, und der gewöhnliche zeitige Vorsteher des Collegii, auf den meisten Rechtsschulen von jeher Decanus, hier und da, wie z. B. in Montpellier, Prior genannt, brachte ohne Zweifel nur die vorgelegte Rechtsfrage zur Berathung, und sorgte für die Ausfertigung der durch gemeinschaftlichen Beschluß sämmtlicher Facultätsmitglieder bestimmten Antwort.

In Teutschland erhielt sich der Gebrauch, von den Universitäten Rechtsgutachten einzuholen, um so mehr, als nach altem Herkommen die Gerichte im Falle eines Zweifels den Rath eines andern Gerichts, der sogenannten Oberhöfe und der kaiserlichen Landgerichte, erbitten durften, und auch jede Partei durch Schelten des Urtheils die Entscheidung dem eigentlich competenten Richter entziehen konnte, nach erfolgter Reception des römischen Rechts aber weniger die bisherigen Schöffenstühle, als die juristischen Facultäten geeignet schienen, ein den Rechten gemäßes Urtheil zu fällen. So verordnete unter anderm schon Kurfürst Friedrich der Sanftmüthige von Sachsen im Jahre 1432, daß seine Unterthanen nicht mehr bei dem Schöffenstuhle zu Magdeburg, sondern von den „Doctoren, verständigen und ehrbaren Bürgern zu Leipzig," sich des Rechts belehren lassen sollten [5]); ein noch bestimmterer Beweis für die Allgemeinheit jenes Gebrauchs und von dem Ansehen, welches die Juristenfacultäten genossen, liegt in dem vom Reichskammergericht im Jahre 1531 gemachten Vorschlage, daß es den Parteien, um Beschwerden derselben über das gefällte Urtheil abzuhelfen, gestattet sein solle, auf Versendung der Acten an eine oder zwei Universitäten bei den Reichskammergerichts-Visitatoren anzutragen [6]). In der peinlichen Halsgerichtsordnung Karl's V. vom Jahr 1532 wurde sogar reichsgesetzlich der Grundsatz ausgesprochen, daß in peinlichen Sachen sowol von Amtswegen im Falle des Zweifels, als auf Antrag des Inculpaten die Entscheidung nicht blos den Oberhöfen und Schöffenstühlen überlassen, sondern auch bei den Universitäten und einzelnen Rechtsverständigen Rath gesucht werden könne [7]); und dies hatte die Folge, daß bald auch in Civilstreitigkeiten von Gerichtswegen wie auf Verlangen eines der streitenden Theile die Acten an eine Juristen-Facultät zur Abfassung des Urtheils versendet wurden, und so die juristischen Facultäten eine wahre Gerichtsbarkeit erwarben, da deren Entscheidungen, wenn auch von einer Delegation der gewöhnlichen Gerichte oder einer Provocation der Parteien abhängig, ebenso von jenen anerkannt und unverändert publicirt werden mußten, als sie für letztere von rechtsverbindlicher Kraft waren. Dieser Gebrauch der Actenversendung in andern als Criminalsachen, schon gegen Ende des 16. Jahrh. in den Reichsgesetzen erwähnt und gebilligt [8]), ist später, um in den Fällen, wo eine Appellation an das Reichskammergericht unzulässig war, eine dritte Instanz zu begründen, durch den Reichsdeputationsschluß vom Jahre 1600 §. 16 [9]) und den jüngsten Reichsabschied vom Jahre 1654 §. 113 [10]) förmlich bestätigt worden; und wenn auch in neuerer Zeit in einigen teutschen Ländern die Actenversendung bald gänzlich, wie z. B. in Preußen und Braunschweig, verboten ist, häufiger noch wenigstens nicht von

3) Vergl. Estor a. a. O. §. 7. *Weisse* l. l. p. 2. 4) Vergl. v. Savigny a. a. O. 6ter Th. S. 20 fg. 405 u. 486. 5) Vergl. Günther, das Privil. de non appellando des Kur- und Fürstlichen Hauses Sachsen. 1788. S. 20.

6) Vergl. J. H. v. Harpprecht's Staatsarchiv des Reichs-Cammergerichts 1757—69. 5ter Th. S. 256. 7) Const. Crim. Carol. Art. 219. Und ... sollen allwegen die Gericht, so in ihren peinlichen Processen, Gerichtsübungen und Urtheilen, darin inen Zweifel zufiel, bei iren Oberhöfen, da sie aus altem und verjartem Gebrauch bisher Unterricht begehrt, iren Rath zu suchen schuldig seyn; welche aber nit Oberhöfe hätten, und auf eines peinlichen Anklägers begern die Gerichtsübung vorgenommen wär, sollen in obgemeldtem Fall bei ihrer Oberkeit, die dasselbig peinlich Gericht fürnemlich und on alle Mittel zu bannen — hat, Rath suchen. Wo aber die Oberkeit — von Amts wegen wider einen Mißhandlern mit peinlicher Anklag oder Handlung vollnfüre, so sollen die Richter, wo ihnen Zweifel zufieln, bei den nechsten hohen Schulen, Städten, Communen oder andern Rechtverständigen, da sie die Unterricht mit den wenigsten Kosten zu erlangen vermeinen, Rath zu suchen schuldig seyn. 8) Reichsabsch. v. 1570. §. 86. 9) Es soll aber den Unterthanen — frey stehen, da sie unter benannter (Appellations) Summa den 300 RGld., davon nicht appellirt werden mag, sich beschwert zu seyn befinden, ihre Beschwerde — per viam supplicationis an ihre ordentliche Obrigkeit — anzubringen, welche — schuldig seyn sollen, dieselbe anzunehmen und per modum revisionis — endlich zu entscheiden, oder aber nach Gelegenheit der Sachen und da es von einer Parthei begehrt wird und erhebliche Ursachen vorhanden wären, auf einer Universität oder aber zweien oder dreien Rechtsgelehrten ad revidendum zu überschicken. 10) ... uff den Fall die Summa nicht appellabel und den effectum devolutivum an das Kammergericht nicht gehaben könnte, daß alsdann der Parthey ordentliche Obrigkeit uff derselben gebührendes Ansuchen — die vollkommene Acta — ohne nebenseitige Recommendation durch gewisse unpartheyische Rechtsgelehrte revidiren, oder auff unpartheyische Universität oder anders Collegium juridicum zu schicken und dero rechtliches Gutachten darüber zu erfordern schuldig seyn u. s. w.

Amtswegen erfolgen darf, so ist doch für viele Territorien theils durch ausdrückliche Gesetzgebung, theils durch Gerichtsgebrauch jenes Recht der Juristen-Facultäten anerkannt, und selbst in neuester Zeit noch für die von mehren kleineren Territorien gemeinschaftlich errichteten Oberappellationsgerichte, zu Lübeck für die freien Städte, zu Zerbst für die anhaltinischen und schwarzburgischen Länder, zu Jena für die sächsischen Herzogthümer, von Neuem bestätigt worden.

Eine besondere Einrichtung der Juristen-Facultäten zum Behuf der Ausübung dieser Gerichtsbarkeit fand aber Anfangs auch auf den teutschen Universitäten nicht statt, sondern der jedesmalige Decan war es, welcher unter Mitwirkung der übrigen Mitglieder der Facultät die Ertheilung der erfoderten Gutachten und Urtheile besorgte. In Prag, Heidelberg, Erfurt, Tübingen und auf allen älteren Universitäten Teutschlands war das Amt des Ordinarius unbekannt [11]), und auf einzelnen teutschen Hochschulen hat selbst bis auf die jetzige Zeit jene ursprüngliche Einrichtung fortgedauert. So verordneten z. B. bereits die älteren Statuten der Juristen-Facultät zu Ingolstadt vom Jahre 1524 §. 14., daß dergleichen Gutachten gemeinschaftlich berathen, dem Dienstalter nach unter alle Mitglieder zur Ausarbeitung vertheilt werden sollen, dem Decan aber die Einfoderung und statutenmäßige Vertheilung der Honorare und die Aufbewahrung des Buches obliege, worin die sämmtlichen Consilia eingetragen werden sollten [12]); und eine neuere Verordnung, die Juristen-Facultät betreffend, vom Jahre 1746 bestätigte in §. 10. diese alte Observanz nicht blos, sondern legte auch dem Decane das Recht bei, die Facultätsurtheile mit Unterschrift und Siegel zu versehen [13]). Gleiche Bestimmungen enthält die Reformation der Universität Marburg am 14. Januar 1564 und deren Visitationsabschied vom Jahre 1675 [14]), und hier hat sich diese Einrichtung bis auf den heutigen Tag erhalten.

Der Ort, wo sich zuerst der Name und das Amt des Ordinarius als bleibenden Vorgesetzten des von der Facultät gebildeten Spruchcollegii findet, ist Leipzig. Nach dem von Franc. Romanus aus den Facultätsacten entnommenen Verzeichnisse der leipziger Ordinarien ist schon in den ältesten Zeiten der Vorsitzende so genannt worden [15]); über den Ursprung des Ordinariats fehlt es jedoch an sicheren Nachrichten, und es ist nur zu vermuthen, daß, seit in Folge der oben erwähnten Umstände, besonders aber der Verordnung Kurfürst Friedrichs des Sanftmüthigen die Zahl der von der Facultät erbetenen Rechtsbelehrungen zunahm, das Bedürfniß fühlbar geworden sei, einem auch mit dem processualischen Verfahren besonders vertrauten Mitgliede des Collegii die Leitung dieser Art von Facultätsgeschäften zu übertragen. Nach dem Vorbilde Leipzigs ist dann, um der entschiedenen Vortheile willen, welche diese Einrichtung darbot, das Ordinariat auf andern teutschen Universitäten theils gleich bei deren Gründung, wie z. B. in Frankfurt an der Oder [16]), in Halle [17]), in Göttingen [18]), in Helmstädt [19]) rc., theils hinterher, wie z. B. in Jena seit dem Jahre 1651 [20]), eingeführt worden. Jedoch schloß sich die Verfassung der leipziger Facultät insofern der früheren Einrichtung immer noch an, als der Ordinarius zugleich die Leitung der übrigen Facultätsangelegenheiten erhielt und Decanus perpetuus war [21]), während auf den übrigen Universitäten das Decanat in bestimmten Zeiträumen unter den Mitgliedern der Facultät wechselte, und der Ordinarius als solcher nur bei deren richterlichen Functionen das Haupt der Facultät bildete.

Wie der Name Ordinarius zu erklären sei, ist sehr bestritten. Einige, z. B. Struve und Thomasius [22]), leiten ihn davon ab, daß auf den ersten teutschen Universitäten Anfangs nur Lehrer des canonischen Rechts angestellt worden, diese somit ursprünglich allein ordentliche Mitglieder der Facultät im Gegensatz der später auch angestellten Romanisten gewesen seien, immer aber den Vorrang vor diesen behalten hätten; aus diesem Grunde, und weil für das Proceßrecht das Corpus juris canon. eine noch wichtigere Quelle als die Gesetzgebung Justinians war, habe man überall die Entscheidung der an die Facultät übersandten Rechtssachen, später wenigstens die Leitung des Spruchcollegii, dem Professor canonum übertragen, und so sei jene eigentlich auf das Lehrfach bezügliche Bezeichnung auf das Amt des Vorsitzers im Spruchcollegio übertragen worden. Allerdings haben auf

11) Vgl. Estor a. a. O. §. 8. 12) S. *Mederer*, Annales Ingolstadiensis academiae. Ingolst. 1782. P. IV. p. 237. 13) Ebend. S. 436 fg.: Wollen wir, daß ihr in Ausarbeitung derer an euch versendeten Acten, Verfertigung gründlicher Responsorum et Consiliorum juris nicht minderen Fleiß verspüren laßt ... mit der gnäd. Erinnerung, daß die jüngeren Professoren allerdings gehalten seyn sollen von denen älteren in Praxi mehreres erfahrenen Professoren nach gestaltsamb der Sachen sich belehren zu lassen. Inmassen dann der Decanus Facultatis kein Responsum oder Consilium unterschreiben oder mit dem Sigillo Facultatis bestärken solle, wo die Erinnerungen und Correctiones Seniorum in gebührende Achtung nicht gezogen worden. Wollen auch, daß solche Responsa oder Consilia leidentlich taxiret — werden; zu dem Ende denn das Deservitum pro studio et labore jederzeit durch die majora suffragia facultatis bestimmt werden soll. 14) Vergl. Estor a. a. O. Abschn. 2. §. 6. Anm. 4.: Wenn von andern Orten an die Facultät Schreiben ankämen, darauf der Dechant die ganze Facultät sobald zusammenfordere, die Briefe und Acta, sofern sie kurz sind, mit einander insgemein verlesen, darum reden und collegialiter eines Bedenkens vergleichen, und wenn sie ihr Consilium Urtheil oder Bedenken schriftlichen verfaßt, dasselbige in ihrer aller Gegenwärtigkeit zuvor verlesen, alsdann versiegeln und abfertigen, auch eine gemeine Truhe oder Kisten haben, darin sie die Concepta ihrer Rathschläge und Urtheil, auch deren Facultät Siegel verwahren, und diese Truhe mit zwei Schlössern verwahret seyn, darzu allwege der Dechant einen Schlüssel und der nächst vor ihm gewesene Dechant den andern haben solle.

15) Vergl. *Weisse* l. l. p. 6. 16) *Becmann.* memoranda Francofurtana s. notitia universitatis. Francof. 1676. p. 51. 17) Dreyhaupt a. a. O. P. spec. Sect. II. lib. 3. c. 9. (2ter Th. S. 21.) 18) Estor a. a. O. 1ster Abschn. §. 10. 19) *Fr. Car. Conradi*, scripta minora. Ed. Pernice. T. I. praef. p. XXII. 20) Estor a. a. O. §. 10. u. §. 16. Anm. 21) *Zach. Schneider* chronicon Lipsiense. lib. 6. p. 295. *Weisse* l. l. p. 10. 22) *Struve*, introd. ad praxin juris canon. P. II. cas. 29. p. 259. Melch. v. Osse Testament herausg. von Thomasius, 8tes Cap. §. 10. Not. 181. (S. 397.)

den älteren teutschen Universitäten, wie z. B. Prag, Heidelberg rc.[23]), namentlich auch in Leipzig, welches gleichsam als Geburtsort des Ordinariats zu betrachten ist, Anfangs nur Canonisten gelehrt[24]); auch ist an diesem Orte schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. die professio juris canonici mit dem Ordinariate verbunden gewesen und bis auf die neuere Zeit geblieben[25]). Allein daß von Anfang an in Leipzig sogenannte Nominal-Professuren existirt hätten, und das Ordinariat von jeher mit der des canonischen Rechts verknüpft gewesen wäre, dafür fehlt es durchaus an bestimmten Zeugnissen; viel natürlicher ist auch offenbar die Annahme, daß man dem Ordinarius nur um deshalb, weil er das in Rechtssachen erfahrenste Mitglied der Facultät war, die Vorlesungen über Proceß nach Anleitung des Corpus juris canon. übertragen habe. Außerdem hängt der Unterschied zwischen professores ordinarii und extraordinarii gar nicht mit der Verschiedenheit der Lehrfächer, sondern nur der Rechtsbücher und der Lehrstunden und mit der Anciennetät der einzelnen Lehrer zusammen[26]); und wie es im canonischen Rechte scholae ordinariae und extraordinariae, und professores ordinarii und extraordinarii gab, so nicht minder für die Quellen des römischen Rechts[27]). Auch hat in Teutschland jene ursprünglich alleinige Anstellung von Canonisten ihren Grund darin, daß die Reception des römischen Rechts nur allmälig erfolgt ist, während die canonischen Rechtssammlungen von Anfang an in allgemeinem Gebrauche waren, und daß daher erst mit dem steigenden Ansehen des römischen Rechts und dessen immer weiterer Einführung in die Gerichte das Bedürfniß zu Lehrstühlen desselben sich kund gab; seitdem aber hat man beide Rechte gleich behandelt, die Lehrer beider in gleicher Weise als wirkliche vollberechtigte Mitglieder der Facultäten betrachtet, und schon früh kommt daher auch für Romanisten der Ausdruck juris civilis lector oder professor ordinarius vor[28]). Mit vollem Rechte haben sich daher Andere, wie z. B. Estor und Weiße[29]), gegen jene Erklärung des Namens Ordinarius ausgesprochen; jedoch demselben eine Deutung gegeben, welche sich ebenso wenig möchte rechtfertigen lassen. Denn wenn es auch nach einzelnen Bestimmungen der älteren Facultätsstatuten und besonders nach den Äußerungen des leipziger Ordinarius Jac. Thomingius, welche Weiße mitgetheilt hat[30]), kaum einem Zweifel unterliegen kann, daß in den ersten Zeiten nur der Ordinarius, wenn auch nach vorgängiger Berathung mit den übrigen Facultätsmitgliedern, die erbetenen Gutachten ertheilte und so allein an der Stelle des eigentlich competenten Richters, des judex ordinarius, Recht sprach, so kann doch unmöglich sein Name daher rühren, weil unter jurisdictio ordinaria überall und namentlich im canonischen Rechte nur eine solche verstanden wird, welche man kraft eigenen Rechts und in eigenem Namen als wirklicher Obere der streitenden Theile übt, die Gerichtsbarkeit der Facultäten aber überall nur in einer Delegation von Seiten des eigentlichen Richters, welcher blos auf Antrag der Parteien durch Reichs- und Landesgesetzgebung oder Gerichtsgebrauch dazu verpflichtet ist, ihren Grund hat und somit immer nur als jurisdictio vicaria gelten kann, die den Gegensatz der jurisdictio ordinaria bildet[31]). Am einfachsten möchte wol der Name entweder daher zu erklären sein, daß überhaupt Ordinarius einen Vorgesetzten bezeichnet[32]), oder daß in Leipzig der lebenslängliche Vorstand der Juristen-Facultät im Gegensatz der sonst jährlich oder halbjährlich wechselnden Decane der regelmäßige ordentliche Präses, der Ordinarius schlechthin genannt, später aber diese Bezeichnung auf das dort mit dem Decanate bleibend verbundene Amt eines Vorsitzers im Spruchcollegio übertragen worden ist, zumal auch auf anderen Universitäten dies Amt überall auf Lebenszeit übertragen zu werden, die andern Facultätsämter aber zu wechseln pflegen.

Die Verleihung des Ordinariats ist in Leipzig von Anfang an ein Vorrecht der Regierung gewesen. In den Annalen der Universität Leipzig und Wittenberg, welche Thomasius dem Testamente Melchiors von Osse angehängt hat, wird schon zu den Jahren 1519, 1554 und 1600 erwähnt, daß durch kurfürstliche Beamten Simon Pistoris, Georg von Breitenbach, Ulrich Mordeisen, Michael Wirth d. ä. der Facultät „präsentirt" und zu Ordinarien „verordnet" worden seien[33]). Bei der Landestheilung unter den Söhnen Johann Georgs I. im Jahre 1652 und in dem zwischen ihnen im Jahre 1657 geschlossenen Erbvertrage ist, während die Vergebung aller übrigen Professuren zwischen den verschiedenen Linien alterniren sollte, die Besetzung des Ordinariats mit den Worten: „Gleichergestalt behalten Wir Uns, der Kurfürst, auch den Ordinarium nebst der anhangenden obersten Professione Decretalium nach Unserm Gefallen in Facultate juridica allein zu bestellen vor," der Hauptlinie zugesichert worden; und bis auf die neueste Zeit ist das freie Verleihungsrecht der Regierung geblieben[34]). Auch auf den übrigen Universitäten wird der Ordinarius meist

23) *Thomasius*, D. de rite formando statu controversiae circa usum juris Justin. §. 15. (in Diss. acad. Tom. IV. p. 1 sq.) Eichhorn's teutsche Reichs- und Rechtsgesch. 3ter Th. §. 441. Not. b. c. 24) S. das älteste Verzeichniß der Professoren zu Leipzig in Horn's Lebens- und Heldengeschichte Friedrichs des Streitbaren. Urk. Nr. 140. S. 752. 25) Vergl. *Weisse* l. l. p. 14. 26) Vergl. v. Savigny a. a. O. 3ter Th. S. 243 fg. S. 280. 27) Ebendas. S. 215. u. S. 248. Not. 240. 28) So werden unter den gleich bei der Stiftung im J. 1472 zu Ingolstadt angestellten Rechtslehrern genannt: Wilh. de Werdena artium et decretorum doctor et juris canonici in Decretalibus professor ordinarius, Joh. Tardinger, Franco. juris utriusque doctor, ordinarius in jure civ. professor, Chr. Mendel de Stainfels artium et legum doctor, Institutionum professor ordinarius. In einem Briefe des Ulr. Zasius v. J. 1523 heißt es: Lectio ordinaria juris civilis eatenus elevata est, ut aegre sex auditores et eos quidem Gallos habeam. (Vergl. *Ulr. Zasii*, epistolae ed. Riegger. p. 63. 29) Vergl. Estor a. a. O. §. 23 u. 24. *Weisse* l. l. p. 8.

30) *Weisse* l. l. p. 9. 31) Vergl. *G. L. Boehmer*, principia juris ecclesiastici. §. 115. 32) Vergl. *Car. du Fresne*, Glossarium ad script. med. et infim. latinitatis v. „Ordinarius." 33) Vergl. Thomasius a. a. O. S. 13. 85. 233. 34) Vergl. *Weisse* l. l. p. 18.

von der Regierung bestellt; doch pflegt man dabei theils der Facultät ein Vorschlagsrecht zuzugestehen, theils auch auf die Anciennetät Rücksicht zu nehmen, und dem Senior Facultatis, wenn er anders zur Verwaltung des Ordinariats geeignet und geneigt ist, den Vorzug zu geben [35]).

Die Amtsfunctionen des Ordinarius betreffend, so hat er im Allgemeinen die mit dem Präsidium in einem richterlichen Collegio verbundenen Rechte. Ihm gebührt der Vorrang vor allen seinen Collegen [36]), und an vielen Universitäten, wie z. B. in Halle, rangirt er unmittelbar nach dem zeitigen Rector der Universität [37]). Die Einführung und Vereidigung neu eintretender Mitglieder steht ihm allein zu; häufig, wie z. B. in Halle, ist ihm auch das Recht ertheilt, bei Streitigkeiten unter denselben eine gütliche Ausgleichung zu bewirken [38]). Die eingehenden Acten distribuirt er unter die Facultätsmitglieder, wobei er durch die Statuten zwar meist zu gleichmäßiger Vertheilung, aber auch zu Berücksichtigung des Inhalts der Acten und der Fähigkeit der einzelnen Mitglieder angewiesen ist [39]); ausnahmsweise gebührt aber auch diese Distribution der Arbeiten an einigen Universitäten, wie z. B. in Jena [40]), dem Senior der Facultät. Der Ordinarius beruft und leitet die Sitzungen, in welchen die einzelnen Rechtssachen vorgetragen werden, und nach vorgängiger Berathung über das vom Referenten abgegebene Votum durch gemeinsamen Beschluß das Urtheil gefällt wird; die Bestellung eines besondern Correferenten ist dem Ordinarius, wo er es wegen der Schwierigkeit oder Wichtigkeit des vorliegenden Rechtsstreits für nöthig erachtet, erlaubt; der Regel nach liegt ihm selbst die Controle des Referenten, welche durch Correlationen bezweckt wird, ob, und bei Stimmengleichheit gibt daher auch sein Votum den Ausschlag. Die auf Grund des gefaßten Beschlusses von dem Referenten ausgearbeiteten Urtheile unterliegen einer Revision von Seiten des Ordinarius, welchem die Statuten meist ausdrücklich das Recht zu Abänderungen, jedoch nur in Betreff der Entscheidungsgründe, nicht des Urtheils selbst beilegen [41]). Die Ausfertigung und Untersiegelung der Erkenntnisse erfolgt durch den Ordinarius, wie er auch die Urtheilsgebühren auf vorgängige Liquidation des Referenten, nebst den dem Actuarius für Copialien ꝛc. gebührenden Sporteln, festzustellen meist ausschließlich berechtigt ist, und nur nach den Statuten einzelner Facultäten entweder das ganze Collegium die Gebühren festsetzt oder doch der Ordinarius an die Zustimmung des Senior Facultatis gebunden ist [42]). Von den Gebühren des Referenten erhält der Ordinarius, als Entschädigung für die ihm obliegende Revision, einen bestimmten Antheil, der je nach der Zahl der Facultätsmitglieder in den einzelnen Spruchcollegien verschieden ist; zugleich ist aber der Ordinarius zur eigenen Bearbeitung einzelner Rechtssachen gleich allen übrigen Mitgliedern des Collegii berechtigt wie verpflichtet [43]).

---

35) So bemerkt u. a. Dreyhaupt a. a. O. c. 9. §. 3., daß nach Thomasius Tode das Ordinariat dem Senio nach auf den Kanzler Ludwig übergegangen sei; das von ihm daselbst gegebene Verzeichniß der halleschen Ordinarien dient zum weiteren Belege. — Nach Hugo (civil. Magazin. 5ter Bd. Nr. II. S. 91.) hat nach G. L. Böhmer's Tode Pütter als der Senior Facultatis das Ordinariat übernommen, weil es sonst an den der Regierung nicht genehmen Claproth gekommen wäre, und Runde, welcher diesem folgte, nicht qualificirt schien. 36) Kurf. August's Univers. Ordnung für Leipzig v. 1. Jan. 1580.: „Der dritte Professor, welcher der Ordinarius und derowegen der Fürnehmste ist ꝛc." (*Weisse* l. l. p. 16.). Statuta Fac. Jurid. Jenensis. cap. 6. „Ordinarius cum primas in hoc ordine et toto collegio gerat etc." (Estor a. a. O. §. 16. Anmerk.) 37) Dreyhaupt a. a. O. c. 9. §. 2. 38) Statuta Fac. Jurid. Hallensis cap. 2. §. 3 et 6. (Dreyhaupt a. a. O. S. 95 fg.). 39) Stat. Fac. Jur. Hall. cap. 4. §. 6.: Distribuat autem Ordinarius acta inter collegas aequaliter etc. etc. Kurf. Rescr. an die wittenberger Facultät v. 19. Aug. 1683. „Daß ein Ordinarius bei Austheilung der Acten, Anordnung der Referenten und Correferenten, Sammlung der Votorum, Durchsehung und Correction der Urtheile die Obsicht und Direction haben, die Assessores convociren, die Akten distribuiren, und dabei, daß die Sachen nach ihrer Wichtigkeit recht eingetheilet, die schwersten nicht den jüngsten gegeben, auch bei solchen wichtigen Sachen, sie seien Civil oder Criminal, ein Correferent gebrauchet — werden möge, — in Acht nehmen soll. 40) Stat. Fac. Jurid. Jen. l. l. (Estor a. a. O. §. 16.)

41) So heißt es in den Stat. Fac. Jur. Hall. cap. 4. §. 2.: Sit ipse Ordinarius praeses Facultatis eaque propter sigillum ... ab ipso custodiatur, et ejus voluntate negotiis nomine collegii juridici expediendis apprimatur; acta quoque omnia ... ipsi offerantur, quo ille inter collegas eadem ad referendum distribuere possit etc. §. 3. ... Si extraordinario tempore conventus indicentur, ad convocationem Ordinarii unusquisque se praesentem sistere obstrictus sit etc. §. 4. In ipso facultatis conventu relationis initium faciat Ordinarius ipse, quem postea sequantur alii eo ordine quo in collegium adsciti: quod si quoad concipiendam sententiam dissenserint inter se collegae et ob paritatem votorum negotium commode componi nequeat, duplici et sic decisivo voto gaudeat Ordinarius. §. 5. Si referens sententiam ex placito plurimorum in facultate conceperit, eandem Ordinario una cum actis ad revisionem mittat, et si hic forte aliquid emendandum censuerit, non aegre ferat. §. 6. Cum vero Ordinario opera haec incumbat, ut acta coram ipso aperiantur etc. ... duplici portione ex reditibus facultatis, more vicinarum academiarum gaudeat etc. §. 7. Curabit Ordinarius, ut singulis mensibus per actuarium sportulae ... legitime distribuantur etc. — Ähnlich lauten die Stat. Fac. Jenensis cap. 6. ... Quod maior pars concludit, id in sententiam Ordinarius, vel cui hoc mandatum erit etc. Ordinarius, cum ... director sit negotiorum et consultationum, ac de propositis quaestionibus et actibus omnibus in primis cognoscere, collegarum dubia expedire, sententias ipse concipere vel ab aliis conceptas relegere et tandem, si opus sit, easdem corrigere teneatur, tertia parte totius portionis gaudeat; residuum inter collegas distribuatur, ita tamen, ut eorum qui plus laboris, industriae, judicii ac doctrinae conferunt, item qui in concipiendis sententiis operam prae ceteris navant praecipuam, praecipua etiam ratio, de judicio ordinarii et senioris facultatis, geometrica proportione habeatur. 42) Dies erstere ist z. B. in Halle und Leipzig der Fall, wogegen in Ingolstadt (s. oben Note 13.) die Facultät die Sporteln festsetzte, und wiederum die Stat. Fac. Jen. dem Ordinarius und Senior die Feststellung überlassen; jedes neue Mitglied muß hier versprechen, mit dem Antheil am Salarium zufrieden zu sein, quam pro suis laboribus sufficientem et dignam Ordinarius cum Seniore facultatis ei putabit assignandam; von beiden soll auch die Vertheilung der Sporteln geschehen (s. vorherg. Note.). 43) Die Statuten setzen meist fest, daß alle eingehenden Gebühren in eine gemeinschaftliche Casse fließen und monatlich, nach Abzug der Quote des Ordinarius, gleichmäßig, doch auch mit Rücksicht auf den Fleiß der ein-

Außer diesen regelmäßigen Functionen des Ordinariats sind aber nach der besonderen Verfassung einzelner Universitäten noch andere Rechte damit verbunden. Diese haben theils ihren Grund darin, daß die Geschäfte des Ordinarius ursprünglich mit dem Decanate verknüpft waren, und bei der Trennung beider Ämter einzelne eigentlich dem Decane gebührende Befugnisse um so mehr dem Ordinarius zufielen, als er das Haupt der Juristen-Facultät bilden sollte, und das Facultätssiegel führte. Dahin gehört z. B., daß nach den Statuten der halleschen Juristen-Facultät [44]) der Ordinarius alle Zeugnisse für die abgehenden Rechtsbeflissenen ausfertigt, während die Inscription vom Decane besorgt wird, daß er früher die Censur aller juristischen Schriften hatte, welche nicht von den ordentlichen Professoren verfaßt waren, daß die Gesuche um Zulassung zum Doctor-Examen und zur Habilitation ihm zuerst vom Decan vorgelegt werden mußten, und die Prüfung der zu diesem Zwecke der Facultät eingereichten Dissertationen vor allen andern Mitgliedern derselben zustand. Andererseits hat man aber auch häufig dem Ordinarius wegen seiner größeren Rechtserfahrung einen Antheil an der Verwaltung aller Universitätsangelegenheiten übertragen. So ist z. B. in Leipzig bereits im Jahre 1504 durch Georg den Bärtigen den Mitgliedern der Juristen-Facultät, für die aus den Einkünften des sogenannten großen Fürstencollegii zwei Mitgliedern derselben angewiesene Rente, die Verpflichtung auferlegt worden, auf Ansuchen des Rectors ihren Rath zu ertheilen, und diese Verpflichtung später auf den Ordinarius übertragen worden, welcher deshalb der Consiliarius universitatis heißt, als solcher aber keineswegs bleibend Sitz und Stimme im Concilium hat [45]). Größere Befugnisse in dieser Beziehung hat der Ordinarius der hallischen Juristen-Facultät, welcher von Amtswegen der jedesmalige Director universitatis ist und in dieser Qualität nicht blos Sitz und Stimme im Senat und in allen Deputationen desselben hat, sondern auch vom Rector in allen wichtigeren Sachen um Rath befragt werden, und über gehörige Beobachtung der Gesetze und Statuten, das Wohl und den Wachsthum der Universität überhaupt, namentlich auch über regelmäßige Haltung der Lehrvorträge, wachen soll [46]). Einzelne Vorrechte der Ordinarien endlich bezwecken eine bessere Verwaltung der Rechtspflege im Lande, und einen unmittelbareren Einfluß der Rechtstheorie auf die Praxis der Gerichte. Von diesem Gesichtspunkte aus verdient die noch jetzt bestehende Einrichtung in Leipzig unbedingten Beifall, daß der jedesmalige Ordinarius, wovon sich schon in der Mitte des 16. Jahrh. unzweifelhafte Zeugnisse finden, Sitz und Stimme im Oberhofgerichte, und zwar unter den graduirten Assessoren desselben die erste Stelle hat [47]); auch ist wol daher zu erklären, daß früher der leipziger Ordinarius vom dortigen Rathe 50 Gulden erhielt und dafür dem Schöppenstuhle auf Erfodern seinen rechtlichen Rath zu ertheilen verpflichtet war [48]). Offenbar liegt auch ein ähnlicher Zweck bei der in Leipzig bestehenden Einrichtung zu Grunde, daß der Ordinarius jederzeit Mitglied des Domcapitels zu Merseburg ist, damit diesem rechtlicher Beistand in allen Capitularangelegenheiten gesichert sei [49]), daß andererseits auch der Ordinarius bei seiner Bestellung von dem Landesherren verpflichtet wird [50]), „auf Unser Begehren Consilia zu stellen und in Unsern wichtigen Rechtssachen Uns sein rathsames Bedenken zu ertheilen;" indeß können diese wie alle obigen Befugnisse des Ordinarius nur als zufällige Attribute seiner Stelle, nicht als wesentliche Functionen seines Amts, welche sich allein auf die der Facultät zuständige Gerichtsbarkeit beschränken, betrachtet werden. (*Laspeyres.*)

Ordinat, s. Polen, ältere Verfassung.

Ordinaten, s. Coordinate (1ste Sect. XIX. S. 241.).

---

zelnen Mitglieder unter diese vertheilt werden sollen. Die Schwierigkeit, die letztere Vorschrift zur Ausführung zu bringen, hat fast überall den Gebrauch veranlaßt, daß jedes Mitglied die Gebühren für die von ihm bearbeiteten Sachen, nur nach Abzug jener Quote, allein erhält. Die Quote ist in Halle, wo nur die vier ältesten ordentlichen Professoren das Spruchcollegium bilden, $\frac{1}{5}$, in Göttingen $\frac{1}{4}$, in andern Facultäten, wie z. B. nach den jenenser Statuten, viel größer.

44) Cap. 4. §. 8. Cap. 5. §. 2 et 4. Cap. 9. §. 3. 45) *Weisse* l. l. p. 12 et 24.

46) Stat. Univ. Hall. cap. 3. §. 11. et cap. 6. Vergl. auch Dreyhaupt a. a. O. c. 9. §. 1. — Dergleichen Directoren, Inspectoren, Superintendenten, bald aus der Reihe der Professoren genommen, bald anderweitige landesherrliche Beamten, finden sich schon früh und auf den meisten teutschen Universitäten; ihre Rechte sind verschieden, Sitz und Stimme in allen akademischen Behörden ist regelmäßig mit diesem Amte verbunden gewesen. Vergl. Meiner's Geschichte der Entstehung der hohen Schulen unseres Erdtheils. 3ter Th. S. 41 fg. 156 fg. Ders. über Verfassung und Verwaltung teutscher Universitäten. 1ster Th. S. 252 fg. *Mederer*, Ann. Ingolst. Acad. P. I. p. 262. P. III. p. 227. P. IV. p. 302. 47) Vergl. *Weisse* l. l. p. 26. 48) Ibid. p. 25. Melch. v. Osse Testament. S. 383. 49) Schon im 16. Jahrh. hat die leipziger Juristenfacultät das Recht gehabt, daß einzelne ihrer Mitglieder durch Wahl der Universität Domherren zu Merseburg wurden, und 1567 durch einen Vergleich mit derselben sich ausbedungen, daß keiner gewählt würde „ehr sey dann de corpore collegii vel consilii Juridici und also Doctor regens in ihr gemeldter Facultät;" seit wann aber der jedesmalige Ordinarius schon von Amtswegen Canonicus zu Merseburg ist, steht nicht fest. 50) *Weisse* l. l. p. 23.

Ende des vierten Theiles der dritten Section.

Nachträge und Ergänzungen

zum

vierten Theile der dritten Section.

Zu S. 12.

ONPARA. So wird eine türkische Silbermünze genannt, die auch Onlik oder Onlyk heißt. Onpara heißt sie, weil sie zehn Para gilt. Sie ist ein Viertel-Piaster oder ein Viertel-Grusch. Es gibt zweierlei Sorten. Von der ersten gehen 76,56 auf die cöln. M., das Stück wiegt 63,5 holl. As. Von der andern Sorte gehen 68,84 auf die rohe M. und das einzelne Stück wiegt $70\frac{1}{2}$ holl. As oder 952 cöln. Richtpfennige *).

Die 1819 und 1820 in London und Paris angestellten Untersuchungen gaben hinsichtlich der bis zum Jahre 1818 erfolgten Ausmünzung dieses Resultat:

	Feingehalt		Stück auf die cöln. Mark	
	Loth	Grän	rauh	fein
Beschlick. Gewicht: $376\frac{1}{4}$; fein Silber: 276 engl. Troy-Grän; also	11	13,12	9,5822	13,0714
Stück von 10 Para's. Gewicht: $16\frac{1}{4}$ engl. Troy-Grän; fein Silber $7\frac{1}{2}$ dergl. Grän; demnach	7	2,96	215,3847	481,0257

Resultat der neueren 1830 und 1831 von teutschen Münzmeistern angestellten Untersuchungen, bei denen jedoch die Jahrzahl der türkischen Münzen ganz unberücksichtigt blieb:

	Stück auf 1 rauhe cöln. Mark Münzsilber.	Gewicht von 1 Stück in holl. Assen.	Feingehalt in der rauhen cölln. Mark.		Stück auf 1 cöln. Mark fein Silber.	Holländische Asse fein Silber in 1 St.	Werth von 1 Stück in pr. Courant.
			Loth	Grän			
Onlik, Onpara oder Roubbié (Viertelpiaster) zu 10 Para (Gewicht 824 Richtpfennige; Feingehalt 7 Loth 8 Grän):	79,533981	61,16	7	8,00	170,938705	28,45	0,081901
Dergleichen, andere Ausprägung (Gewicht 917 Richtpfennige; Feingehalt 8 Loth $5\frac{3}{4}$ Grán):	71,467830	68,06	8	5,75	137,447312	35,39	0,101857
Dergleichen (Gewicht 608 Richtpfennige; Feingehalt 7 Loth 9 Grán):	107,789474	$45\frac{1}{8}$	7	9,00	229,950877	21,15	0,060883
Dergleichen (Gewicht 620 Richtpfennige; Feingehalt 7 Loth $3\frac{3}{4}$ Grán):	107,789474	$45\frac{1}{8}$	8	0,50	214,832999	22,64	0,065167

(*G. Rathgeber.*)

Zu S. 28.

ONZA, Oncia. Übrigens ist in Noback's Buche, welches später als der dritte Theil der dritten Section dieser Encyklopädie erschien, eine 1798 unter Ferdinand Hompesch geprägte maltesische Oncia (oder ein Stück zu 30 Tari) abgebildet [1]) und in demselben Buche auch über die sicilianischen Oncien gehandelt worden [2]). (*G. Rathgeber.*)

Zu S. 37.

OPATOW. Marktflecken in Mähren, im iglauer Kreise, zur Herrschaft Pirnitz gehörig, mit einer Pfarre, einen herrschaftlichen Meierhof, 130 Häusern, 950 Einwohnern, die gegen 180 Joche mittelmäßiges Ackerland, etwas Gärten und Wiesen besitzen. Hat Waldungen. (*Rumy.*)

---

1) Noback, Vollst. Handb. der Münzverhältnisse. 3te Abth. Rudolst. 1833. Taf. LXXVIII. n. 253. vergl. 2te Abth. S. 829. 2) 2te Abth. S. 728.

*) Ludovici und Schedel, Neu eröffn. Akad. der Kaufl. 4ter Th. Leipz. 1799. S. 1641.

Erklärung

der Tafel zu dem Artikel Ophidii.

Fig. 1. Kopf der Chironsnatter (Natrix carinatus, *Linné*) von der Seite.

Fig. 2. Derselbe von oben.

Fig. 3. Derselbe von unten, um die Terminologie der Kopfschilder zu erläutern. — A. Das Wirbelschild. B. Die Hinterhauptschilder. C. Die Augenbraunschilder. D. Die Schläfenschilder. E. Die Stirnschilder. F. Die Schnauzenschilder. G. Das Rüsselschild. H. Die hintern Augenschilder. I. Die vordern Augenschilder. K. Die Zügelschilder. L. Die Nasenlöcherschilder. M. Die Randschilder der obern Kinnlade. N. Das Lippenschild. O. Die Nebenlippenschilder. P. Die vordern Rinnenschilder. Q. Die hintern Rinnenschilder. S. Die Kehlschuppen. T. Die Kehlschilder. Nach Merrem's Versuch eines Systems der Amphibien. 1820.

Fig. 4. Schwanz des Schauerklapperers (Crotalus horridus) von unten, um die ungetheilten und die vor der Klapper getheilten Bauch- und Schwanzschilder zu zeigen. In natürlicher Größe. Nach Max. von Neuwied Abbildungen.

Fig. 5. Die Klapper derselben Schlange, von einem größern Thiere, von der Seite dargestellt, um die vertiefte Furche zu zeigen, welche über alle Ringe wegläuft. Nach dems. Werk.

Fig. 6. Rückenwirbel aus der vordern Körperhälfte des Skeletts von Vipera Berus, *Linné*. Die Richtung der Rippenenden ist nach hinten. Nach Brandt und Ratzeburg.

Fig. 7. Ein Stück des Körpers von Boa constrictor, das Ende des Körpers und der Anfang des Schwanzes, um Lage und Bau der hintern Extremitäten zu zeigen. Von der Seite. Die Hautbedeckungen sind weggenommen, auch die überliegenden Muskeln, namentlich der Hautmuskel des Bauches, der äußere und innere schiefe Bauchmuskel, der quere Bauchmuskel (musculus transversus abdominis), alle so weit als nöthig, um den eigentlichen Gegenstand zu zeigen. — a. Ist die Afteröffnung. b. Die linke, männliche Ruthe (*penis sinister*). c. Der Hautmuskel (musculus subcutaneus). d. Die Rippen- und die Zwischenrippenmuskeln (costae et musculi intercostales). e. Der quere Bauchmuskel (musc. transversus abdominis). f. Das Unterschenkelbein (os cruris) in seine Muskeln gehüllt. g. Der Abzieher (musc. abductor pedis) des Fußes. h. Der Anzieher des Fußes (musc. adductor pedis).

Fig. 8. Die linke Extremität der Boa constrictor von unten und außen gesondert dargestellt. A. Das Unterschenkelbein (os cruris sive tibia). B. Der innere oder kleinere Fußwurzelknochen (os tarsi internum sive minus). C. Der äußere Fußwurzelknochen (os tarsi externum sive majus). D. Der Mittelfußknochen mit seinem Fortsatz (os metatarsi cum processu). E. Die Klaue (unguis). a. Der lange Fußstrecker (musc. extensor pedis longus). b. Der Beugemuskel des Fußes (musc. flexor pedis). c. Der Abzieher des Fußes (musc. abductor pedis). d. Der Anzieher des Fußes (musc. adductor pedis). — Natürliche Größe, sowie Fig. 9—11.

Fig. 9. Die Knochen der hintern Extremität von Tortrix rufus.

Fig. 10. Dieselben von der Blindschleiche, Anguis fragilis.

Fig. 11. Dieselben von Amphisbaena alba. — Die Fig. 7—11. nach Mayer in Nova Acta Academiae Leopoldinae.

Fig. 12. Schädel der Boa constrictor, nach Spix Cephalogenesis. Es wird an demselben der Bau des Oberkiefers und Unterkiefers, durch welchen die bedeutende Erweiterung des Schlundes, zum Verschlingen größerer Thiere möglich, besonders deutlich.

Fig. 13. Derselbe, der Länge nach senkrecht durchschnitten.

Fig. 14. Schädel einer großen javanischen Python-Art, von oben, mit dem Unterkiefer. Nach Cuvier regne animal.

Fig. 15. Derselbe von unten, nach Wegnahme des Unterkiefers, um die verschiedenen Zähnreihen zu zeigen.

Fig. 16. Schädel einer Amphisbaena von oben gesehen.

Fig. 17. Derselbe von unten, ohne Unterkiefer.

Fig. 18. Derselbe von der Seite, sammt dem Unterkiefer. Nach Cuvier.

Fig. 19. Schädel einer Caecilia von oben.

Fig. 20. Derselbe ohne Unterkiefer von unten.

Fig. 21. Derselbe von der Seite. Nach Cuvier.

Fig. 22. Schädel einer Klapperschlange von oben gesehen, nebst dem Unterkiefer, von dem man einige Zähne bemerkt. Man sieht auch im linken Oberkiefer 2, im rechten 3 nach hinten gekrümmte Giftzähne.

Fig. 23. Derselbe, nach Wegnahme des Unterkiefers von unten gesehen. Die Giftzähne werden hier deutlicher bemerkt, sowie die andere einfache Zahnreihe.

Fig. 24. Derselbe, von der Seite gesehen. Man sieht auch hier deutlich, wie durch die eigenthümliche Einlenkung des Unterkiefers die Ausdehnung des Schlundes möglich wird. Nach Cuvier *).

Fig. 25. Darstellung eines Präparats des Nackens und Halses der Brillenschlange, um deutlich zu machen, auf welche Weise das Thier seinen Nacken und Hals so bedeutend auszudehnen vermag. Die Ansicht ist von oben, bei ausgedehntem Nacken; die Haut ist aufgeschnitten und zur Seite gelegt, um die Muskeln sehen zu lassen, welche die Rippen heben und die Haut vorwärts nach dem Kopfe ziehen. — AA. Kopfschilder. BB. Augen. CC. Muskeln, welche die Giftdrüse umgeben. DD. Ein Theil der blos gelegten Giftdrüse. EE. Ein paar Muskeln, welche sich im Nacken an die Wirbelsäule ansetzen und mit dem andern Ende am Kopf. F. Einer der parigen Muskeln, welche den Kopf zurückziehen. GG. Die Haut, in der Mitte des Rückens aufgeschnitten, von den Muskeln abpräparirt und zur Seite gelegt. HH. Die Zwischenrippenmuskeln. II. Die Muskeln, welche die Haut des Rückens vorwärts ziehen auf den Nacken, um eine Art Haube zu bilden, sie entspringen von den Rippen und setzen sich an die Haut. KK. Muskeln, welche die Rippen heben. Sie entspringen an dem der Wirbelsäule nahen Theile der Rippen, gehen über zwei Rippen weg und setzen sich an die darauf folgende, nahe an ihrem äußern Ende. LL. Muskeln, welche ebenfalls die Rippen heben, von einer Rippe entspringen, über die nächste hinweggehen und sich an die dritte ansetzen. MM. Die Zwischenrippenmuskeln. Nach Home in Philosophical Transactions f. 1824. London 1824.

Fig. 26. Kopf und ein Theil des Halses von Trigonocephalus lanceolatus *Oppel* (Lachesis rhombeata *Neuwied*), von vorn und seitlich gesehen, um die sogenannte Nasengrube, zwischen dem Auge und den Nasenlöchern, diesen mehr genähert (über dem ersten Giftzahne) zu zeigen. In natürlicher Größe! Nach Home a. a. O.

Fig. 27. Derselbe Kopf, nur contourirt, die Höhlung der Grube erscheint geöffnet, an derjenigen Stelle, welche mit der Hornhaut in Verbindung steht, zeigt sich eine doppelte Reihe kleiner Spitzen.

Fig. 28. Oberhaut der Klapperschlange, von der einen Kopfseite abgezogen, in natürlicher Größe und von der innern (Fleischseite) gesehen. Links zeigt sich eine unregelmäßig nierenförmige, durchbrochene Stelle, die Öffnung der Nasenlöcher; etwas weiter nach hinten die runde Kapsel der Nasengrube im ausgedehnten Zustande; näher am Auge ist die Höhlung, welche mit dem Raume vor der Hornhaut in Verbindung steht; sie hat eine ovale Form und einen schmalen Hals; nahe an diesem Halse ist die durchscheinende Hornhaut, welche bei den Schlangen einen Theil der Oberhaut ausmacht und bei den Häutungen ebenso, wie die des übrigen Körpers abgeworfen wird. Man sieht durch die Hornhaut hindurch eine Borste, welche vor ihrer äußern Fläche in jene Höhlung geschoben ist. Nach Home a. a. O.

Fig. 29. Der Knochen, woran die Giftzähne und der Gaumenfortsatz *a* sitzen, von der Seite gesehen, vergrößert dargestellt, aus Vipera Berus. Nach Brandt und Ratzeburg.

Fig. 30. Ein einzelner, vergrößert dargestellter Giftzahn desselben Thieres, um den Anfang und das Ende des geschlossenen Giftcanals zu zeigen. Nach denselben.

Fig. 31. Eine mit Quecksilber injicirte, quer durchgeschnittene Giftdrüse derselben Schlange, stark vergrößert dargestellt. Die 5 hellen Punkte sind die Öffnungen der 5 Ausführungsgänge der 5 Lappen der Giftdrüse. Nach denselben.

Fig. 32. Eine Reihe der das Gift absondernden Säckchen, aus derselben Schlange. Stark vergrößert dargestellt. Nach denselben.

Fig. 33. Ein Präparat des Kopfes von Trigonocephalus lanceolatus (cf. Fig. 26.), um den Drüsenapparat, namentlich die Giftdrüsen zu zeigen. a. Die Nasenbeine (ossa nasalia). b. Die Stirnbeine (ossa frontalia). c. Die Seitenwandbeine (ossa parietalia). d. Der Oberkieferknochen (os maxillare superius). e. Das Nasenbein (os nasale). f. Die Nasengrube (fovea facialis). g. Die obere Lippendrüse (glandula labialis superior). h. Die Nasendrüse (glandula nasalis). i. Die innere Hautumhüllung der Giftdrüse [vagina aponeurotica (interna) glandulae venenatae]. k. Die Giftdrüse, aus blättrigen Blindsäckchen bestehend (glandula

---

*) Die Bezeichnung der einzelnen Knochen hat wegbleiben müssen, indem sie von jedem der besagten Autoren anders benannt werden, die Herstellung einer Concordanz aber zu vielen Raum weggenommen haben würde, ohne den Zweck zu erfüllen. Durch Vergleichung mit dem Texte werden sich die Figuren hinlänglich deutlich zeigen.

venenipara, ex intestinulis foliatis composita). l. Der Ausführungsgang derselben (ductus excretorius gland. venen.). m. Die Scheide des Giftzahnes (vagina dentis veneniferi). n. Der Giftzahn selbst (dens veneniferus). Nach Müller de glandularum structura.

Fig. 34. Ein Stück der durchgeschnittenen Giftdrüse von Coluber Haje *Hasselquist* (Naja Haje der neuern Systeme — Uraeus *Waglers*), um die innern Gänge, welche ihr ein schwammiges Ansehen geben, zu zeigen. Nach demselben. Stark vergrößert.

Fig. 35. Querdurchschnitt derselben Drüse. Ebenso. Nach demselben.

Fig. 36. Die Platten (lamina) aus der obern Lippendrüse von Coluber capistratus, unter dem Mikroscop gesehen. a. Die Abschnitte der Drüse (segmenta glandulae). b. Die mittleren Ausführungsgänge (medii ductus excretorii). c. Die Scheidewände der Abschnitte mit den in das Innere der Drüse dringenden Fortsätzen. Unter dem Mikroscop gesehen. Nach demselben.

Fig. 37. Ein Präparat des Kopfes von Crotalus durissus, um den Giftapparat sammt den betreffenden Muskeln zu zeigen. a. Die Giftdrüse. á. Ihr Ausführungsgang. b. Die obere Lippendrüse (la salivaire susmaxillaire). c. Die untere Lippendrüse (la salivaire susmandibulaire). e. Der vordere Schläfenmuskel. é. Der von ihm zum Unterkiefer gehende Theil. i. Der mittlere Schläfenmuskel. f. Der hintere Schläfenmuskel. g. Der digastricus. h. Der äußere Keilbeinflügelmuskel (muscle pterygoidien externe). q. Das Kiefergelenkband (ligament articulo-maxillaire). Bei den Giftschlangen verbindet es sich mit der aponeurotischen Hülle (capsule aponeurotique) der Giftdrüse. r. Der eckige Nackenmuskel (cervico-angulaire). t. Der Rückgratskiefermuskel (vertebro-mandibulaire). v. Der Rippenkiefermuskel (costo-mandibulaire). Nach Duvernoy in den Annales des Sc. natur. XXVI.

Fig. 38. Präparat des Kopfes von Coluber capistratus, um das Speicheldrüsensystem zu zeigen. a. Die Stirnbeine. b. Das Thränenbein, mit dem Thränengang. c. Die Nasenscheidewand. c'. Die äußere häutige Nasenwand, auf welcher außen die Nasendrüse liegt. d. Die Nasendrüse. e. Die Thränenkapsel, das Auge einschließend. f. Die Thränendrüse. g. Die obere Lippendrüse. h. Die untere, in Abschnitte getheilt, mit eben so viel Öffnungen *). Nach Müller a. a. O. (Dr. *Thon.*)

---

*) Die Bezeichnung sowol in Müllers Text, als in der Tafel ist fehlerhaft, diese Druck- und Stichfehler sind aber nicht angezeigt.



